Digitized by Google

1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Digitized by Google

5012

AE
27
.W65

Digitized by Google

Digitized by Google

Wigand's

Conversations-Lexikon.

Für alle Stände.

Von einer Gesellschaft deutscher Gelehrten bearbeitet.

Dreizehnter Band.

Seele — Taylor'scher Lehrsatz.

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1851.

Digitized by Google

Digitized by Google

S.

Seele. Jeder Gebildete wird gewiß von der Seele, von ihrem Wesen und ihrer eigenthümlichen Wirksamkeit, wie von ihrem Verhältnisse zum Körper eine mehr oder weniger klare Vorstellung haben, aber es wird auch keinem Gebildeten fremd sein, daß es von jeher für eine der wichtigsten und zugleich schwierigsten Aufgaben der Philosophie gegolten hat, das Wesen der Seele denkend zu begreifen. Hieraus ist sogleich zu vermuthen, daß die Entwickelung, welche die philosophische Erkenntniß überhaupt in der Geschichte erfahren hat, sich auch auf die Erkenntniß der Seele beziehen wird, und daß, wie man auf verschiedene, oft sich widersprechende Weise die Aufgaben, welche der denkende Geist sich stellt, zu lösen versucht hat, auch in dem in Rede stehenden Punkte die Geschichte der Philosophie sehr verschiedene Ansichten darbietet. Ehe wir von diesen wenigstens die wichtigsten anführen, machen wir vor Allem darauf aufmerksam, daß es sich ganz von selbst aufdringt, die Seele als ein vom Körper Verschiedenes aufzufassen. Sogleich die Erscheinung des Sterbens zeigt den Unterschied eines todten und eines lebendigen Körpers und da liegt es sehr nahe, das Leben von irgend einer ganz eigenthümlichen Kraft herzuleiten, welche vom todten Leichnam gewichen ist. Vor Allem aber ist es das Bewußtsein, in welchem wir uns selbst nicht blos von der Außenwelt, sondern von unserm eigenen Körper unterscheiden, wodurch sich der Unterschied der Seele vom Körper als ein wesentlicher und nothwendiger geltend macht. Ebensosehr aber wie der Unterschied von Seele und Leib, so dringt sich auch zugleich die Beziehung Beider auf einander und ihre innigste Vereinigung dem Denken auf. Nicht blos leidet die Seele, wenn der Körper krank ist, sondern jede Empfindung überhaupt stützt sich auf diese innigste Vereinigung und ist nur durch sie möglich; jede Berührung meines Körpers, in welchem Theile und Gliede sie auch geschehen mag, empfinde ich und habe Bewußtsein davon, so daß in jedem Atome des Körpers nicht dieser allein, sondern zugleich die Seele gegenwärtig ist. Nach diesen beiden wesentlichen Bestimmungen, wonach also der Unterschied der Seele vom Körper ebensosehr festzuhalten ist, als deren Beziehung und Einheit, können wir die verschiedenen philosophischen Ansichten vom Wesen der Seele im Allgemeinen leicht übersehen. Man hat nämlich einmal die Einheit der Seele mit dem Körper so einseitig hervorgehoben, daß darüber der wesentliche Unterschied Beider von einander ganz und gar verloren ging. Einige Philosophen, wie z. B. Epikur, faßten die S. als eine materielle Substanz, welche durch den ganzen Körper vertheilt ist, oder wie ein Fluidum ihn durchdringt. Indem sich nun aber, wie vorher bemerkt, der Unterschied der S. vom Körper jedem denkenden Betrachter mit Nothwendigkeit aufdringt, so konnte man auch bei der eben angeführten Ansicht diesen Unterschied unmöglich ganz außer Acht lassen; man dachte sich also diese Seelenmaterie als eine ganz besondere und

Digitized by Google

eigenthümliche, von allen andern Materien durchaus unterschiedene, und stellte sie sich vorzugsweise so dünn und luftig, d. h. so körperlos wie möglich, vor; dabei sollte sie aber doch Materie bleiben, so daß sie unter den Begriff Körper als eine besondere Art dieser Gattung unterzuordnen wäre. Dies ist die roheste Ansicht, welche man von der Seele haben kann, und nur ein ganz ungebildetes Denken kann sich bei dieser unklaren Vorstellung beruhigen. Es wird nicht leicht jetzt Jemanden mehr einfallen, nach einer Seelenmaterie zu suchen, oder sie etwa bei dem Sterben des Menschen aufzufangen, um sie, gesondert von allem anderen Stoffe, in einem Glase aufzubewahren, wie man dies Experiment mit den chemischen Stoffen bewerkstelligt. So sehr man aber auch die materielle Seelensubstanz etwa durch Verdünnung, oder dadurch, daß man sie sich als Feuer oder Aether vorstellt, aus der festen und handgreiflichen Körperlichkeit herauszurücken sucht, so bleibt sie auch als die feinste Materie nothwendig t h e i l b a r, und muß in einzelne Stücke zerlegt werden können; dagegen hat sogleich Jeder das Bewußtsein, daß dieses Experiment unmöglich mit seiner S. angestellt werden kann, weil Jeder, so verschieden auch seine körperlichen Empfindungen sein mögen, und gleichviel, ob er sie in diesem oder jenem Theile seines Körpers haben mag, doch sich in allen diesen verschiedenen Affectionen als ein und derselbe und als absolut einfache Einheit weiß. Eine ganz andere Art des Materialismus war es, welcher besonders von einigen französischen Philosophen kurz vor der französischen Revolution, wie z. B. von de la Mettrie, aufgestellt wurde. Hier wird nämlich nicht von einer besondern Seelensubstanz gesprochen, sondern das Dasein der S. überhaupt in dem Sinne geleugnet, daß nur das organische Leben dasjenige sei, was man sich unter S. vorzustellen pflege. Jedoch muß diese Ansicht dem organischen Leben alle die Eigenthümlichkeiten zuerkennen, in welchen die S. ihre Wirksamkeit bethätigt, ein Denken, Wollen, Gedächtniß u. s. w., und dadurch wird das organische Leben des Menschen so sehr über das Leben der Pflanze, des Thieres erhoben, daß sich ein wesentlicher Unterschied geltend macht und bei der bloßen Vorstellung der organischen Bewegung nicht stehen geblieben werden kann. — Von der andern Seite hat man dagegen den Unterschied der S. vom Körper einseitig hervorgehoben und so sehr in die Höhe getrieben, daß darüber die factische Vereinigung Beider unerklärlich wurde. Der Unterschied der S. vom Körper besteht zunächst darin, daß jene immateriell und daher untheilbar ist. Mit dieser Bestimmung aber ist eigentlich nicht gesagt, was die S. ist, sondern nur, was sie nicht ist; und als die positive Bestimmung der Immaterialität der S. hat man dann vorzugsweise das Denken hervorgehoben, und die S. daher als denkende Substanz gefaßt, im Unterschiede vom Körper, als der ausgedehnten Substanz. Sogleich mit dieser Anerkennung des wesentlichen Unterschiedes wird die Frage nach der Verbindung der S. mit dem Körper von besonderer Schwierigkeit; ja halten wir uns an diesen Unterschied fest und fassen S. und Körper als zwei schlechthin und in allen Punkten sich ausschließende selbständige Substanzen, so muß nothwendig die Vereinigung der S. mit dem Körper zu einem unerkennbaren Geheimniß werden. Denn was wir erklären wollen, nämlich die Beziehung und Vereinigung der S. mit dem Leibe, haben wir mit der Annahme des festen Unterschiedes Beider von einander im Voraus schon unerklärlich gemacht und wollen wir diese Vereinigung nicht leugnen, weil sich die factische Wirklichkeit derselben mit Nothwendigkeit aufdringt, so müssen wir zunächst von jenem festen, alle Beziehung ausschließenden Unterschiede ablassen. Durch das einseitige Festhalten des substantiellen Unterschiedes zwischen S. und Leib wird aber zunächst die einfache Gegenwart der S. im Körper undenkbar; denn wenn beide Substanzen das Verhältniß zu einander haben, daß sie sich gegenseitig ausschließen, wie kann die eine sein, wo die andere ist? Und gerade wird auf diesem Standpunkte die Frage nach der Gegenwart der S. im Körper, oder nach einem Sitz derselben von Bedeutung, während auf dem Standpunkte des Materialismus diese Frage sogleich durch die Hinweisung auf die innige Durchdringung zweier chemischer Stoffe ihre Erledigung findet. Wenn man nach einem Sitze der S. fragt, so will man das körperliche Organ herausfinden, in welchem die S. ganz besonders gegenwärtig ist und welches daher als Seelenorgan bezeichnet werden müßte. Als dieses ist vorzugsweise das Gehirn aufgefaßt, und bekannt ist besonders die

Digitized by Google

Ansicht des Cartesius, nach welchem die Seele in der Wirbeldrüse des Gehirns (glandula pinealis cerebri) ihren Sitz haben soll. Jedoch so nothwendig diese Frage nach einem Sitze der Seele gerade dann scheint, wenn wir die Seele als eine vom Körper verschiedene Substanz auffassen, so müssen wir doch sogleich wegen der Immaterialität und Einfachheit der Seele diese Frage durchaus von uns weisen und können sie nur als einen Rückfall in den Materialismus bezeichnen. Denn der Sitz deutet auf ein räumliches Dasein und wenn die S. irgendwo, in irgend einem Organe des Körpers sitzen soll, so wird ihr damit sogleich eine materielle Existenz zugeschrieben. Wenn man besonders das Gehirn als die Wohnung der S. hervorhebt, so hat dies den Grund, daß sich im Gehirn der ganze Organismus zu concentriren scheint und daß daher die Verletzung des Gehirns sehr häufig tödtlich ist, oder auch eine Abnahme der Denkkraft, ja vollkommene Verrücktheit zur Folge hat, während dagegen andere Theile des Organismus, wie ein Finger, ein Fuß, ganz von dem Körper abgelöst werden können, ohne daß dadurch die Seelenkraft geschwächt oder der organische Proceß aufgehoben würde. Jedoch einerseits sind auch außer dem Gehirn andere Theile dem Organismus ganz unentbehrlich, was der Grund ist, daß man den Sitz der S. auch in andere Organe verlegte, und andrerseits hat auch die Concentration des Organismus im Gehirn nur Bedeutung durch das Dasein des ganzen Organismus, wodurch wir wenigstens gezwungen wären, auch diesen andern Theilen etwas S. zukommen zu lassen. Jedoch wie die Frage nach einem Sitze der S. schon auf einer unklaren Vorstellung beruht, so mögen wir irgend ein Organ als besonderes Eigenthum der S. auffassen, dadurch wird der weitere Zusammenhang der S. und des Körpers um nichts klarer, wenn wir einmal Beide als selbständige Substanzen festhalten. Ein solcher Zusammenhang findet aber schon z. B. bei dem Acte des sinnlichen Sehens Statt. Wenn wir nun auch die Außenwelt durch das Auge in uns aufnehmen, und dieses wie einen Spiegel organisirt finden, so ist damit das sinnliche Sehen doch nicht erklärt; denn der Metallspiegel sieht nicht und eigentlich sieht auch nicht das Auge, sondern die S. Wie kann aber die S. von dem Auge, und weiter von einem körperlichen Gegenstand irgend etwas annehmen und aufnehmen, wenn sie gerade das Gegentheil der Körperlichkeit ist? Daß der Körper gesehen wird, liegt ferner nicht in ihm, sondern in der Seele, welche den Körper zu einem Bilde vergeistigt; allein wie kann sie diese Verwandlung mit dem Körper annehmen, wenn sie in keinem Punkte mit ihm in Berührung steht? Diejenigen philosophischen Systeme, welche S. und Körper als zwei durchaus verschiedene Substanzen festhalten, wie z. B. Cartesius, Malebranche, sind denn auch ganz consequent zu der Behauptung fortgegangen, daß eine gegenseitige Einwirkung beider Substanzen auf einander schlechterdings unmöglich sei, daß also die S. den Körper unmittelbar zu nichts bestimmen kann, ebenso so wenig wie die Affectionen des Körpers irgend einen Einfluß auf die S. ausüben. Diese Behauptung gab zu der Ansicht Veranlassung, welche man Occasionalismus genannt hat. Hiernach geschieht die gegenseitige Beziehung des Körpers und der S. nur durch die Vermittelung Gottes, so daß also die S. ihrerseits nicht die Macht hat, die an sich unsichtbare körperliche Welt im Sehen zu vergeistigen, sondern daß dies durch die unmittelbare Einwirkung Gottes, welcher die Ideen aller Wesen in sich enthält, geschieht; ebenso ist es nicht eigentlich mein Wille, welcher den Arm bewegt, sondern Beides, mein Wille den Arm zu bewegen und die Bewegung selbst, treffen nur zusammen, weil Gott Beides mit einander vermittelt. In diesem Punkte nicht wesentlich unterschieden war die Ansicht des Leibnitz, welcher den Zusammenhang der S. und des Leibes durch eine prästabilirte Harmonie Beider erklärte. Hiernach folgen S. und Leib, wie sie gegen einander selbständige Substanzen sind, ihren eigenen Gesetzen; daß sie aber in ihrer von einander absolut freien Entwickelung zusammentreffen und übereinstimmen, hat den Grund darin, daß alle Wesen von Gott in Beziehung auf einander geschaffen sind, so daß sie ohne jedesmalige unmittelbare Einwirkung Gottes, wie zwei verschiedene richtig gehende Uhren, doch correspondiren. — Eine andere Schwierigkeit, welche sich bei der Auffassung der S. als einer unmateriellen und schlechthin einfachen Substanz darbietet, besteht darin, daß die S. trotz dieser Einfachheit

Digitized by Google

doch eine sehr verschiedene und mannichfache Wirksamkeit äußert; sie denkt, will, hat Phantasie, Gedächtniß u. s. w. Diese verschiedenen Weisen der Wirksamkeit der Seele hat man wohl als die Kräfte der S. gefaßt und diese, nach verschiedenen Gesichtspunkten, in niedere und höhere, theoretische und praktische u. s. w. geordnet. Hierüber ist besonders zu bemerken, daß die Kraft eine sehr beliebte Kategorie ist, weil sie wenigstens den Schein einer wirklichen Erkenntniß darbietet. Offenbar aber ist sie meist nur eine Aushülfe und bezeichnet eine durchaus unbekannte Größe. Wenn ich die Erscheinung, daß der Körper zur Erde fällt, durch die Annahme einer Schwerkraft erkläre, so ist damit sehr wenig geholfen; diese Kraft enthält allerdings gerade den Inhalt der zu erklärenden Erscheinung, denn sie ist die Kraft, welche den Körper zur Erde fallen macht; allein ich habe damit weiter nichts gethan, als die gleichen Erscheinungen in einer allgemeinen Vorstellung vereinigt, und so lange ich nicht aus dem Wesen des Körpers selbst sein Fallen auf die Erde ableite, ist die Verwandlung der Erscheinung in eine Kraft weiter nichts als eine Namenabbreviatur. Keine andere Bedeutung haben die verschiedenen Kräfte der S., ehe ich nicht aus dem einfachen Wesen der S. selbst diese Mannichfaltigkeit der Wirksamkeit herzuleiten im Stande bin; ohne diese Beziehung der Verschiedenheit, welche in den vielen Kräften unmittelbar liegt, auf die einfache Einheit der S., erscheinen diese verschiedenen Kräfte als selbständige Unterschiede, und die S. wird dadurch zu einem leeren Gefäße, in welchem allerlei Inhalt durcheinander liegt. — Für die speculative Betrachtung der S., welche nur im Organismus des ganzen philosophischen Systems sich vollenden kann, ist eine unerläßliche Forderung, daß zunächst auf die einfachen Gedankenbestimmungen oder logischen Kategorien zurückgegangen wird, damit diese nicht willkürlich und ohne Kritik in der Betrachtung der S. angewandt werden. Besonders sind die Begriffe von Einfachheit, Kraft, Ursache und Wirkung, Eigenschaft, nach ihrer wesentlichen Bedeutung zu prüfen, will man nicht durch die begriffslose Anwendung dieser Begriffe den Standpunkt der Betrachtung von allen Seiten verrücken. Ferner fordert die speculative Betrachtung der S. zugleich die Betrachtung der Natur und des natürlichen Lebens, theils des anorganischen theils des organischen, und erst von hier aus kann mit Glück zur Beantwortung der Frage nach dem Wesen der S. übergegangen werden. Es leuchtet sogleich ein, daß der organische Körper eines Thieres in einem durchaus anderen Sinne ein Ganzes ausmacht, als etwa ein Stein; denn wenn ich diesen in einzelne Stücke zerlegen kann und jedes Stück eben so gut ein Ganzes ist, wie der erste Stein, so kann ich diese Operation mit dem organischen Körper eines Thieres durchaus nicht vornehmen; hier sind die Theile vielmehr Glieder und jedes Glied, das ich vom ganzen Organismus losreiße, wird erst durch diesen Act zu einem gewöhnlichen Dinge und verwest. In dem lebendigen Organismus dagegen ist kein Theil selbständig, sondern alle Theile sind in dem lebendigen Processe verflochten, weisen auf einander hin und ergänzen sich gegenseitig zu einem Ganzen, das wohl in Theile zerlegt werden kann, welches aber als organisches Ganzes nicht wie ein Stein theilbar, sondern nur gegliedert ist. In diesem organischen Processe, in welchem jedes Glied das andere enthält, Mittel und Zweck zugleich ist, ist der feste Unterschied der materiellen Körperlichkeit, in welchem jeder Körper äußerlich auf den anderen einwirkt, schon aufgehoben und die räumliche und zeitliche Materie hat sich zu einer Gestaltung vollendet, auf welche die eigenthümlichen Bestimmungen der Materie wie der Theilbarkeit, Ursache und Wirkung u. s. w. nicht mehr ihre volle Anwendung finden. So ist es denn gerade als das Wesen der Materie anzuerkennen, daß sie sich selbst aufhebt und ihr Außereinandersein zu einer einfachen Einheit als zu ihrer wahrhaften Wirklichkeit negirt. Wie der lebendige Organismus ein in sich vollendetes und untheilbares Ganzes bildet, so ist dies als Einheit existirende Ganze die S. Diese ist also durchaus von der materiellen Körperlichkeit verschieden und geradezu die Negation derselben; allein das, was negirt wird, ist auch zugleich in der S. aufbewahrt. Den körperlichen Organismus haben wir daher als das äußerliche Dasein der S. anzusehen, welches die S. zu ihrer Wirklichkeit nicht entbehren kann; allein die Materie hat keine selbständige Wirklichkeit gegen die S., so daß sie eine andere Substanz als die S. wäre und nur eine Zusammensetzung zweier Substanzen statt-

Digitized by Google

fände, sondern der organische Proceß hebt alle feste für sich seiende Wirklichkeit der Körperlichkeit auf und setzt die Materie zu einem Momente herab. Allerdings liegt hierin ein Widerspruch, daß die S. als einfache Einheit des Organismus zugleich ihr Dasein in der Gliederung des Organs habe; allein wir dürfen nicht verlangen, daß das Leben gegensatzlos sei. Denn „kein Lebendiges ist Eins, immer ists ein Vieles". So lange man aber an der absoluten Wirklichkeit der Materie festhält, wird von dem Leben der S. nichts zu begreifen sein, denn die S. ist selbst dieser Act der Vernichtung der Materie als eines selbständigen Daseins, ist die existirende Idealität, d. h. die positive Negation des materiellen Außereinanderseins. Ferner weist schon die Erfahrung auf verschiedene Stufen des organischen Lebens hin, wie der Pflanze, des Thieres und endlich des Menschen. Die Pflanze wurzelt noch in der Erde, aus welcher sie hervorkeimte und erhebt sich nicht zu einer von dem unorganischen Boden freien Gestaltung; dagegen reißt sich das Thier von der Erde los und bewegt sich willkürlich; hier also kommt das organische Ganze zuerst als in sich abgeschlossen und vollendet zur Existenz.

Wie sich die Philosophie nothwendig auf diese wesentlichen Unterschiede des organischen Lebens weiter einzulassen hat, so knüpft sich hieran auch nothwendig und wesentlich die Unterscheidung zwischen Seele und Geist, welche der gewöhnliche Sprachgebrauch wenigstens nicht bestimmt unterscheidet, obwohl auch er schon dem Thiere wohl eher eine S. als den Geist zuzugestehen pflegt. Die S. des Menschen ist aber schon dadurch, daß sie zum bewußten Leben und zum freien sittlichen Wollen fortgeht, von der S. des Thieres wesentlich unterschieden; S. und Geist sind aber, insofern sie Beide dem Menschen zugeschrieben werden, in einem flüssigen Zusammenhange, so daß sie nur verschiedene Stufen der Entwickelung, verschiedene Weisen der Thätigkeit bezeichnen und in dem Einen immer schon das Andere enthalten ist. An die Anerkennung dieses Unterschiedes von S. und Geist schließen sich aber sogleich andere Betrachtungen an, vorzugsweise die Frage nach der Unsterblichkeit, welche man, wenn man auch gleichbedeutend von einer Unsterblichkeit der S. wie des Geistes spricht und wenn man auch den Thieren eine S. zuschreibt, doch mit Recht nur dem menschlichen Geist, welcher erst wahrhafte Person ist, zuzugestehen pflegt. — Zur weiteren Verständigung über diesen ebenso wichtigen als für jeden Gebildeten interessanten Gegenstand ist vor Allem zu empfehlen: „Die Naturlehre der Seele für Gebildete", dargestellt von Fr. Fischer (Basel 1834).

Seelenheilkunde oder Psychiatrie. Wenn es die höchste Aufgabe, die würdigste und erhebendste Bestrebung in dem Geschäfte des Arztes ist, die Natur des Kranken zu studiren und, wie in die Tiefen der Menschheit überhaupt, so in die Tiefen des Individuums hinabzusteigen; wenn nichts so sehr ihn von der blos mechanischen Ausübung einer gelernten Kunst abführt und zum Denker macht, als diese Vergeistigung seiner Kunst: so ist unstreitig die S. das Feld seiner Thätigkeit, auf dem dieses im höchsten Grade stattfindet. Die S. ist zwar nicht als ein ganz besonderer Zweig von der übrigen Heilkunde zu trennen, denn der Zustand unserer Seele hängt so sehr von dem Zustande unseres Körpers ab, daß selbst Gesunde in unzähligen Fällen, z. B. gleich nach der Mahlzeit, bei großer Ermüdung, bei zu großer Kälte oder Hitze im Zimmer, eine größere oder geringere Beeinträchtigung ihrer Seelenthätigkeit empfinden; daß es sehr viele körperliche Leiden gibt, namentlich Krankheiten des Unterleibes, von denen sich nicht blos nachtheilige Einflüsse auf die Seele, sondern völlige Zerrüttung derselben bis zu unheilbarem Wahnsinne nachweisen lassen; und daß endlich bei rein geistigen Ursachen desselben, z. B. Stolz, verkehrte geistige Beschäftigung, unglückliche Liebe u. a., es doch immer ein körperlicher Weg scheint, auf dem diese zur Afficirung des Nervensystems überhaupt und dann des Gehirns führen; doch erfordert die S. durchaus ihre eigenen Beobachtungen und ihr eigenes Studium. Nur kann man nicht von S. neben andern Zweigen der Medicin, wie etwa von der Behandlung der Taubheit neben der der Lungenkrankheit, von der Heilung der Gicht neben der der Syphilis sprechen, sondern es gibt nur eine S., insofern die ganze Medicin eben S. wird. Erst in neuerer Zeit ist diese eigentlich bearbeitet worden, wozu freilich unser Jahrhundert auch leider immer dringender

auffordert. Im Alterthume und Mittelalter hat man eigentlich gar keine Aufmerksamkeit darauf verwendet, aus dem sehr natürlichen Grunde der Seltenheit psychischer Krankheiten. Aber bei dem ganz nothwendigen Zusammenhange aller geistigen Erscheinungen, den wir auf dem ganzen Gebiete der Geschichte der Menschheit verfolgen können und vermöge dessen eine jede durch vorhergehende bedingt wird und eben so nachfolgende mit sich bringt, hat auch die jetzt häufiger vorkommende Erscheinung von Krankheiten der Seele zu fleißiger und erfolgreicher Bearbeitung dieser Wissenschaft geführt. Zu nennen sind besonders: der Italiener Chiarugi „Della pazzia" (Florenz 1793) und Gualandi, die Franzosen Pinel „De l'aliénation mentale" (Paris 1801), Esquirol, Pariset und Georget, die Engländer Arnold „On insanity, lunary or madness" (Lond. 1782), Crichton „On mental derangement" (Lond. 1798) und neuerlich besonders Cox, Haslam, Wright und Combe, die Deutschen: Weickard, Hoffbauer „Ueber die Krankheiten der Seele" (Halle 1801); Reil „Rhapsodien über die psychische Kurmethode" (Halle 1803); Horn, Langermann, Heinroth, Nasse, Jacobi, Amelung, Friedreich u. A. Die Mittel zur Heilung Geisteskranker sind theils physisch, theils psychisch, unmöglich aber ist es, dieselben von einander zu sondern oder überhaupt auch nur für bestimmte Fälle genau anzugeben. Jeder Fall ist nach dem Temperamente des Kranken, das unter denselben schädlichen Einflüssen zu ganz verschiedenen geistigen Krankheiten führt und wieder bei denselben Krankheiten eine ganz andere Behandlung verlangt, ferner nach unzähligen andern Umständen seines frühern äußern und innern Lebens ein völlig eigner und nirgends ist dem Arzte ein so weites Feld, man kann sagen, der Erfindung gelassen, als hier. In Bezug auf die Anwendung physischer Mittel ist es wesentlich, daß der Seelenkranke in der Regel eine weit stärkere Natur hat, eben weil sein ganzer Zustand mehr thierisch geworden ist und daß er weit stärkere Dosen der Arzneimittel braucht, um deren Wirkung zu verspüren und manche gewaltsame Behandlung verlangt, die seinen Körper sonst unfehlbar zerstört haben würde. Eins der wirksamsten Mittel ist bekanntlich das Sturzbad. Unter diesem Gesichtspunkte fallen gewiß sehr viele Beschuldigungen weg, die man über unmenschliche Behandlung der Irren hört. Doch ist nicht zu leugnen, daß bei der Unvollkommenheit der Anstalten früher mancher Mißgriff geschehen ist. In der neuern Zeit ist unglaublich viel zur Verbesserung der Irrenhäuser geschehen, namentlich durch ihre Trennung von Straf- und Correctionsanstalten und Amerika, das sich durch die Einrichtung der Letztern von jeher ausgezeichnet hat, ist auch hierin nicht hinter Europa zurückgeblieben. Die berühmtesten und vollkommensten Anstalten in Europa sind: die Irrensection im Charitékrankenhause zu Berlin, eine Privatanstalt des erfindungsreichen geheimen Raths Horn daselbst, Abtei Siegburg bei Bonn, Brieg in Schlesien, St. Georgen zu Baireuth, Juliushospital zu Würzburg, Zweifalten bei Tübingen, Sonnenstein bei Pirna, Georgenhaus zu Leipzig, Salpetrière, Bicêtre und Charenton bei Paris, die Anstalt zu Aversa bei Neapel, zu Avenches bei Lausanne und zu Gheel bei Antwerpen. In dem zuletzt genannten Orte sind die Kranken aber nicht in einer Anstalt vereinigt, sondern unter ärztlicher Aufsicht und Leitung den dortigen Einwohnern übergeben. — Endlich ist noch zu erwähnen, daß die S. sehr häufig von der Criminaljustiz zu Rathe gezogen wird, indem der Arzt über die Zurechnungsfähigkeit eines Verbrechers bestimmen muß, ein in neueren Zeiten sehr häufig vorgekommener Fall, womit nach der Meinung Einiger viel Mißbrauch getrieben und manches Verbrechen, statt bestraft zu werden, dem Wahnsinne zugeschrieben worden ist. Sehr wichtig sind in dieser Hinsicht Platner's „Quaestiones medicinae forensis" (Lpz. 1824). Heinroth hat ein „Lehrbuch über gerichtlich-psychische Medicin" (Lpz. 1825) geschrieben.

Seelenkräfte, s. Seele.

Seelenlehre, s. Psychologie.

Seelenmessen, s. Messen.

Seelenorgan, s. Seele.

Seelenverkäufer, überhaupt eine Person, welche Menschen für Geld Andern überläßt, z. B. geraubte Kinder an Kunstreiter (daher auch ein leicht umschlagender Kahn

aus einem ausgehöhlten Baumstamm), insbesondere in Holland eine Art Menschenmäkler, welche Matrosen und Soldaten für die ostindische Compagnie anwerben und so lange unterhalten, bis sie verlangt und eingeschifft werden. Sie erhalten dann von der Compagnie einen Schuldbrief von 150 Fl., der, wenn jenen diese Summe allmälich vom Solde abgezogen ist, bezahlt wird. Gewöhnlich verkaufen sie aber diese Zettel (daher auch **Zettelverkäufer**) an Bankiers für ein Geringeres, wodurch Letztere in das Risiko kommen, durch den frühern Tod der jungen Leute Verlust zu erleiden. Früher trieben die S. ein großes Unwesen, indem sie sich allerlei unerlaubter Mittel bedienten, um junge Leute, die für den Augenblick wegen des Lebensunterhaltes in Verlegenheit waren, zu dem Entschlusse zu bewegen, sich für Ostindien anwerben zu lassen.

Seelenwanderung. Mit der Bildung der Völker verfeinerten sich auch am ersten ihre Vorstellungen von der Seele und ihren Schicksalen. Der Glaube, daß sie nach dem Tode in andere menschliche oder thierische Körper übergehe, findet sich fast bei allen ungebildeten Völkern alter und neuer Zeit als eine Denkweise ihrer Kindheitsstufe, am ausgebildetsten bei den Griechen. Aber schon die Indier hatten sie in Verbindung gesetzt mit einer sittlichen Weltordnung und sahen sie an als einen Läuterungsproceß, dessen Ziel die Auflösung des Endlichen in das Unendliche sei. Die wandelbare Sinnenwelt, eine gesunkene Strafwelt, enthält nach ihnen drei Stufen der Wanderung: erstlich tamas, Finsterniß und niedere Selbstsucht — prädominirend in Erde und Wasser — wer sich ihr hingibt, wandert nach Maßgabe der Verbrechen in immer tiefere Substanzen, von den Thieren herab bis selbst in Pflanzen und Mineralien; zweitens rajas, Täuschung oder Schein, in der Luft vorherrschend, ist bei den Menschen der leidenschaftliche Zustand, das Unterdrücken der Vernunft und hat die Wanderung in andere Menschen oder höchstens in die niedere Gattung der übermenschlichen Wesen zur Folge; endlich die dritte Stufe satya, Wesenheit oder Wahrheit und Tugend, in der Natur durch das Feuer dargestellt, ist bei den Menschen die harmonische Wirksamkeit aller Seelenkräfte, das Streben nach dem Wahren und Guten; wo dies vorwaltet, wandert die Seele in die Götterwelt. Jede Seele muß ein Todtengericht bestehen, nöthigenfalls erst eine Büßung leiden und dann beginnt der Besserungslauf wieder. Die Aegypter bestimmen nach Herodot (2, 123) den Cyclus der Wanderung auf 3000 Jahre. Die Seele sei immer im Werden begriffen und gehe auch in andere lebende Wesen. Wenn sie aber alle Geschöpfe auf dem Lande, im Meere und in der Luft durchgegangen sei, werde sie wieder mit einem menschlichen Leibe verbunden. Nach der Lehre Zoroaster's gibt es nur eine Wanderung in höhere Zustände. Die Tugendhaften, Tapfern und Weisen funkeln in Sternen, bis sie nach 12,000 Jahren zum Urquell des Lichts gelangen. Planeten und Milchstraßen sind Bahnen der Gerechten und der Götter. Nach Griechenland soll schon Orpheus die Seelenwanderungslehre gebracht und in den Mysterien einheimisch gemacht haben. Gewiß ist, daß die Mysterien davon Gebrauch machten zur Ausgleichung und Anpassung der Strafe an die Schuld, indem sie aussagten, wenn einer seine Mutter tödte, so werde seine Seele in einen weiblichen Körper wandern, um das nämliche Schicksal zu leiden. Ebenfalls von Aegypten her soll sich Pythagoras die Seelenwanderung angeeignet haben, die er theils als Bestimmung des Schicksals, theils aber als Strafe verkündigte; er behauptete von sich selbst, daß er schon einmal unter einem andern Namen, den er angab, gelebt habe. Auch Timäus der Lokrer und Empedokles, vorzüglich aber Plato benutzte diese Lehre. Er gab ihr eine Begründung und bestimmte sogar Ort und Zeit der Wanderungen. Er sagt: es ist ein ewiges großes Naturgesetz, daß Alles, was entsteht, aus dem Entgegengesetzten hervorgeht. Wird dies auf Leben und Tod angewendet, so folgt einerseits, daß die Seelen, die mit Körpern verbunden werden, schon einmal von einem Körper getrennt gewesen sein (also präexistirt haben) müssen, andrerseits ergibt sich wieder, daß die Seele mit dem untergehenden Leibe nicht stirbt, sondern fortlebt, um aufs Neue in ein oberweltliches, körperliches Dasein einzutreten. Es ist ein beständiger Kreislauf zwischen Leben und Tod, ein stetes Aus- und Einwandern der Seelen in Körper, die Zahl der einmal geschaffenen Seelen bleibt immer dieselbe und aus Körpern können

nicht Seelen werden. Nur zwei Zustände sind ausgenommen, wo keine Wanderung mehr stattfindet: bei den ohne Hoffnung Verlornen und bei den durch die Philosophie völlig Gereinigten. Die Letztern erhalten die Sterne zu ihren Wohnungen und bleiben in der Gesellschaft der Götter; die Ersteren sinken zu ewiger Bestrafung in den Tartarus und kommen nicht wieder heraus. Diejenigen, welche das Gute wohl gethan haben, aber aus Gewohnheit, kommen in die elysäischen Felder auf der Erde und haben nur in Menschenkörper zu wandern; die, bei welchen das Gemeine überwiegend war, ziehen sich Einkleidung in weibliche und dann in die Körper der Thiere zu, denen sie ähnlich gelebt haben, z. B. Ausschweifende und Trunkenbolde wandern in Esel, Ungerechte und Räuber in Wölfe oder Habichte, Gewohnheitstugendhafte in Bienen oder Ameisen (Timäus S. 81 f. nach Steph.) oder, nach dem Grade des Bösen, in Vögel, Landthiere, Schlangen, Würmer, Fische (Tim. S. 91). Selbst die Zeit gab Plato an; wobei nur überhaupt zu beachten, daß er die genauere Ausführung, indem er sie Mythus nennt, nur für eine mögliche Vorstellungsart hält. Die ganze Periode der Seelenwanderung (Hauptstelle Phädrus S. 248 Steph.) dauert 10.000 Jahr; alsdann kommen die Seelen nach mancherlei Wanderungen wieder auf die Sterne, von wo sie abstammen. Innerhalb dieses großen wieder in 10 gleiche Abschnitte getheilten Zeitraums findet zweierlei Gericht statt: eins gleich nach dem Tode, wo Strafe und Belohnung eintreten, wie angegeben ist, aber nur für eine Zeit von 1000 Jahren, nach deren Ablauf Gute und Böse wieder ein neues Leben wählen müssen; das andere Gericht ist allemal nach Verlauf einer 1000jährigen Periode und in solcher können die, welche Wahrheit gesucht haben, mit einem nur 3000jährigen Wandern losgesprochen werden. Die Seelenwanderung ist also bei Plato eine aufwärts und abwärts gehende Bewegung der Seele durch die Welt zwischen der höchsten Glückseligkeit und dem äußersten Verderben. — In Folge orientalischen Einflusses findet sich diese Lehre bei den Magiern, Pharisäern und bei Manes und Basilides, bekämpft durch die christlichen Kirchenväter. Sie war aber auch bei den Druiden in Gallien zu Hause und ist es noch bei den Grönländern, welche meinen, sie können ihre Seelen auf die Jagd schicken, bei einigen Stämmen der afrikanischen Neger, die sich selbst umbringen, wenn sie in Gefangenschaft sind, um dann wieder ins Vaterland einzuwandern; auch bei einigen Wilden Nordamerikas, bei denen man die Kinderleichen an den Heerstraßen eingrub, in der Hoffnung, es möchten vorübergehende Frauen die Kinderseele auffangen (von Bohlen „Das alte Indien“ I. S. 170 ff.). — Die Entstehung dieser so allgemeinen Vorstellung wird von Einigen, wie Tennemann, in der Erfahrung der Träume gesucht, in denen die Verstorbenen wieder mit einem Körper, aber oft in wechselnden Gestalten erschienen, von Andern, wie Meiners, in dem Anblicke der stundenlangen Extasen der Zauberer und Jongleurs. Oefter mag wohl die Denkgleichheit verschiedener Menschen und die Entdeckung seelischer Functionen und scharf markirter Charaktere in den Thieren die Veranlassung im Volksglauben gewesen sein, in den Thieren herabgesunkene Menschen zu sehn, wie auch in dem gesunkenen Zustande des Menschen das Thier zu schauen ist.

Seemacht besitzt nur derjenige Staat, welcher in seinen eigenen Häfen eine Kriegsflotte hält, einestheils, um seinen Seehandel, anderntheils um seine überseeischen Besitzungen zu schützen. Zu den S. ersten Ranges gehört vor allen England, dessen Flotte allen andern bei weitem überlegen ist. Ihm zunächst steht Frankreich und Rußland. Seemächte des zweiten Ranges sind die hohe osmanische Pforte, Holland, Neapel, die nordischen Staaten der scandinavischen Halbinsel und in der Mitte von Beiden stehen die vereinigten Staaten Nordamerikas. Die Ausbildung der Seemacht fällt erst in die neuere Geschichte und ihr Einfluß ist auf das politische Interesse sehr groß. Nach ihren natürlichen Interessen und Hülfsmitteln können sie immer nur mehr schützend als angreifend sein, aber mit Recht betrachtet man sie als eine Hauptstütze des öffentlichen Rechtes in Europa.

Seenesseln, s. Akalephen und Aktinien.

Seeotter, s. Otter.

Seepolyp oder Seewurm, s. Krake.

Seeprotest nennt man die eidliche schriftliche Erklärung des Schiffers, daß er ohne seine Schuld Verlust erlitten hat. Sie wird gegenwärtig nicht nur in einem Nothhafen, sondern selbst am Bestimmungsorte von dem Schiffsführer und den ältesten der Mannschaft über den Verlauf der Reise, nach Lage des Journals, abgegeben und soll dazu dienen, einen etwa später an der Ladung sich vorfindenden Schaden dieser allein zur Last zu legen und den Schiffsführer von jedem Verdacht einer Fahrlässigkeit zu reinigen. Im Falle einer Havarie (s. d.) ist ein Seeprotest ein unumgänglich erforderliches Document.

Seeräuberei ist das Gewerbe von Räubern, welche auf dem Meere ihr Gewerbe treiben, ohne von einer Regierung dazu autorisirt zu sein, was in Kriegszeiten bei den Kapern der Fall ist. Sie ist so alt, als die Schiffahrt und schon in den Mythen der alten Griechen (s. Minos) ist von Unternehmungen die Rede, um durch Vernichtung der Seeräuber die Meere zu sichern. Bekannt ist die Anzahl und die Frechheit der Seeräuber, welche zur Zeit des Pompejus (s. d.) von Cilicien ausfahrend selbst den Römern furchtbar wurden. Oft war der Ursprung von ausgebreiteter Seeräuberei der Krieg und in neuerer Zeit sind die unter dem Namen der Vitalianer und Flibustier (s. d.) bekannten Seeräuber in Folge davon besonders hervorgetreten. Ehe die Franzosen Algier eroberten, ward von den Barbaresken die unverschämteste Seeräuberei getrieben (s. Sclaverei). Außerdem machten in dem vergangenen Jahrzehent und zum Theil noch jetzt die Griechen als kühne Seeräuber sich furchtbar, indem sie von Creta aus namentlich den Archipelagus durchschwärmten. Vom persischen Meerbusen aus wird S. von persischen und indischen Seeräubern getrieben. Weit stärker findet sie statt von den weiter östlich liegenden Küsten aus und in der Südsee, wo die malaiischen Seeräuber und die Ladronen die Meere unsicher machen. Die kühnsten Seeräuber sind die von Südamerika.

Seerecht. Hierunter versteht man alle diejenigen rechtlichen Bestimmungen, welche sich irgendwie auf Schiffahrt und Seehandel beziehen. Das S. ist also ein Inbegriff aller Seegesetze, und wie diese theils in das Privatrecht, theils in das Völkerrecht gehören, eben so ist dies auch mit dem S. der Fall. In das Privatrecht gehören alle diejenigen Bestimmungen, welche sich auf das Verhältniß des Schiffsherrn, des Capitains, des befrachtenden Kaufmannes, sowie auf die Versicherung der Waare oder des Schiffes beziehen; in das Völkerrecht aber Alles, wobei die Interessen verschiedener Nationen in Betracht kommen, also hauptsächlich die Kaperei, die Strand- und Hafengesetze. Als die hauptsächlichsten Quellen für das S. sind, außer den alten rhodischen Seegesetzen, die wohl schon 400 Jahr v. Chr. gesammelt wurden, noch besonders wichtig das wahrscheinlich zu Barcelona aus Seegewohnheiten schon vor 1200 entstandene „consulato del mare“, das Hauptgesetz für die Schiffahrt auf dem Mittelmeere; das für Frankreich besonders wichtige S. von Oleron von 1234—66 (le roole des jugements d'Oleron genannt); das in Wisby gesammelte Wisby'sche S. aus dem Ende des 13. Jahrhunderts als Hauptgesetz für die nordischen Häfen; die alten Seerechte von Lübeck und Hamburg und das daraus entstandene Hanseatische S., die ordonnance maritime von 1681; die silva principios de derecho mercantil e legs de marina (Lissabon 1806—12); das dänische S. von 1561; kaiserl. russ. Ordnung der Handelsschiffahrt, übersetzt von Arndt (Petersb. 1781), und das engl. Holts system of the shipping and navigat. laws of Great Britain (Lond. 1820). Die völkerrechtlichen Bestimmungen über S. beruhen natürlich nur auf gutwilligen Verträgen einzelner Staaten, da in dieser Beziehung keine gesetzgebende Macht vorhanden ist, und die Macht des Stärkeren ihre Rechte leicht so weit ausdehnen kann, als es ihr gut scheint. Als Beleg zu dieser Behauptung dient die englische Navigations-Akte von 1657, welche zunächst die Holländer, sodann aber auch ganz Deutschland sehr hart traf. Wie vortheilhaft sie auch für die englische Seemacht war, so war sie doch nur aus dem selbstsüchtigen Merkantilsystem entsprungen, und immer von Neuem wird sich hierüber Streit zwischen England und dem übrigen Europa erheben, wenn ein Seekrieg ausbricht. England prätendirt alsdann, daß die Neutralen den feindlichen Mächten keine Kriegsbedürfnisse zur See zuführen sollen; daß sie feindliches Gut selbst auf neutralen Schiffen kapern können; sodann die Sperre der

feindlichen Küsten. Gegen solche Anmaßungen Englands rief der russische Graf Panin die sogenannte bewaffnete Neutralität (s. d.) in's Leben (März 1780), der sich Dänemark, Schweden und Preußen anschlossen, so wie der Hof der Bourbons, welche den Grundsatz „frei Schiff, frei Gut" aufstellte; doch wie kräftig dieselbe auch anfangs auftrat, so erlosch sie doch schon wieder in dem Frieden von 1783 von selbst, und ihre Grundsätze geriethen in Vergessenheit. Im J. 1800 ward dieselbe durch den Kaiser Paul erneuert, verschwand aber eben so spurlos mit der Ermordung des Kaisers (23. bis 24. März 1801). Fast eben so wenig bewirkte das von dem Kaiser Napoleon am 21. Nov. 1806 erlassene abenteuerliche Decret, wodurch er die britischen Inseln in Blokadestand erklärte, allen Handel und Briefwechsel mit England verbot, und alle Schiffe, welche dagegen handeln würden, sowie alle englischen Waaren und Fabrikate für gute Prise erklärte. England litt dadurch sehr wenig. — Als Sammlungen von Seerechten vergleiche man „Biblioth. di Giur. Nautica o le leggi delle più culte Nazzioni" (Florenz 1785); Engelbrecht „Corp. jur. naut." (Lübeck 1790); Martens „Geschichte und Verordnungen der einzelnen europäischen Mächte über Handel und Schiffahrt" (Göttingen 1802. 4. 2 Bde.); Boulay-Paty „Cours de droit commercial maritime" (4 Bde., Paris 1821); Azuni „Syst. univ. dei principii del diritto marit." (2 Bde. Florenz 1759); Plantanida „Della giurisprudenza maritima" (3 Bde. Mailand 1806). Die vollständigste Sammlung der Seegesetze ist von Pardessus „Collection des lois maritimes antérieures" (Paris 1824).

Seesoldaten heißen Soldaten zur Besetzung der Wachen auf Kriegsschiffen. Sie dienen nicht nur als Musketiere, um das Kleingewehrfeuer in der Schlacht zu unterhalten, sondern müssen auch bei Landungen die Boote bemannen, wie die Matrosen an dem Tauwerke, welches zur Regierung der untern Segel dient, mitarbeiten und die Geschütze bedienen helfen. Die Offiziere der S. bedürfen keiner nautischen Ausbildung (s. Marine).

Seestern (Asterias), ein Thier, das im Meere lebt, gehört zu den Strahlenthieren (s. d.). Es ist wie ein Stern mit meistens 5 Strahlen gestaltet, der nach unten öfters auch einen Mund und 5 bewegliche Zähne hat. Den ganzen Körper bedecken außen kleine steife Fasern oder lederartige Stacheln mittelst deren sich das Thier drehend bewegt. Der Mund ist zugleich der After. Es giebt viele Arten von S., darunter der Sheikenstern (a. papposus) mit 13 Strahlen.

Seetzen, Ulrich Jasper, geb. am 30. Januar 1767 zu Sophiengroden in der Herrschaft Jever, gehörte zu den seltenen Männern, welche, mit Geist und Gelehrsamkeit ausgerüstet, zugleich die Energie besitzen, ihr Leben um der Wissenschaft willen allen Gefahren preis zu geben, selbst den Tod nicht zu scheuen, wenn es sich um jenen Zweck handelt. Erwachsen in höchst günstigen Verhältnissen, erwachte in ihm frühzeitig die Neigung zu den Wissenschaften, denen er sich auf der Universität zu Göttingen (1785—88) ganz hingab. Ursprünglich zwar bestimmte er sich für Medicin und Naturwissenschaften, bald aber feuerten ihn die Ergebnisse der Reisen von Niebuhr, Bruce, Volney u. A. an, auf demselben Wege der Wissenschaft Schätze zu sammeln, eine Neigung, die durch Eichhorn, Gatterer und von Humboldt namentlich kräftig unterstützt wurde. Auf mehrfachen Reisen durch Deutschland und Holland bereitete er sich vor zu einer größern durch Westasien und Afrika. Unterstützt in seinen Plänen und zugleich unterrichtet vom Baron v. Zach (damals noch Astronom zu Seeberg), gelang es S., die nöthigen Geldmittel vom Kaiser von Rußland, dem Herzoge von Gotha und dem Prinzen August zu erhalten, welcher Letztere ihm noch eine nicht unbedeutende Summe bewilligte, um für ein in Gotha anzulegendes orientalisches Museum die nöthigen Ankäufe zu machen. So verließ S., zuvor noch zum K. Russischen Collegienassessor ernannt, im Januar 1802 Jever, erlernte in Wien noch die Kunst, Pläne aufzunehmen und kam im December desselben Jahres in Constantinopel an. Nach sechs Monaten reiste er zu Lande weiter nach Smyrna, wo er seinen Reisegefährten, den Chirurg Jacobsen aus Heberhausen krank zurücklassen mußte, und erreichte im Nov. 1803 Haleb. Hier beschäftigte ihn das Erlernen des Arabischen länger als ein Jahr, so daß er erst im April 1805 nach Damaskus weiter gehen konnte. Von hier an beginnt der eigentliche wissen-

schaftliche Werth seiner Reisen. Auf wiederholten Reisen von Damaskus aus besuchte er forschend die Gegenden des Libanon und Antilibanon, das alte Trachonitis und Auranitis und drang in die östlichen von Drusen bewohnten Theile von Hauran vor. Ihm gebührte das Verdienst, das Lokal der ehedem so berühmten Städte Gerasa (jetzt Dscherrasch) und Abila wieder aufgefunden zu haben; er besuchte zuerst die Umgebungen des todten Meeres, zu dem er nur in Lumpen gehüllt (arab. mesluch) gelangen konnte, und lieferte die erste genaue Beschreibung des allbekannten, aber immer nur nach Muthmaßung gezeichneten Sees; er gab zuerst eine genaue Höhenmessung von Jerusalem, wohin er im April 1806 kam. Nach einem Jahre, über welches die Nachrichten verloren sind, ging er 1807 über das Tih-Gebirge, bestieg den Horeb, Sinai und St. Katharinenberg und langte im April zu Cairo an, wo er zwei Jahre verweilte, um sich seiner Aufträge für das Gothaische Museum zu entledigen. In der Zwischenzeit besuchte er die ägyptischen Antiquitäten bei Dschizé und Sakkara, und trat zum Islam über, um auf seinen Reisen durch Arabien keinen Hindernissen weiter zu begegnen. In den Jahren 1809 u. 10 besuchte er Mekka und Medina, von welchen er Pläne und Ansichten entwarf, drang nach innen vor und namentlich zuerst auf dem Küstenwege von Aden bis Mokha. Dieser Reise verdanken wir noch die Ueberreste der alten himjaritischen Schrift, von der sonst nur durch Grammatiker eine dürftige Kunde vorhanden war. Im J. 1811 starb S. plötzlich in der Nähe von Taes, als Opfer arabischer Habsucht. Nach Allem war er auf Befehl des Imam von Sanaa, der in Seetzen's Gepäck große Reichthümer vermuthete, vergiftet worden. Erst 1815 gelangte die Kunde hiervon durch Buckingham an J. v. Hammer. Seinem rastlosen Eifer verdankt das liter. Publikum die reiche Sammlung von mehr als 2000 arab., pers. und türk. Handschriften, welche mit ausgezeichneter Liberalität die herzgl. Bibliothek zu Gotha Jedem zugänglich macht. Mehr noch verdankt ihm die Geographie, Völkerkunde, Alterthumswissenschaft, Naturkunde, Statistik. S. war ein ausgezeichneter Beobachter und kritisch vorsichtig in seinen Combinationen. Leider sind bis jetzt nur unvollständige Notizen vorhanden in v. Zach's monatlicher Correspondenz Bd. 18. 19. und in den Fundgruben des Orients Bd. 1—3. Das vollständige Tagebuch, so weit es erhalten ist, befindet sich in den Händen des Hofrath Kruse in Dorpat.

Seeuhr. Zur Bestimmung der geographischen Länge auf offenem Meere bedient man sich genau gehender Uhren, deren Gebrauch darauf beruht, daß in 24 Stunden die 360 Längengrade durch den Meridian gehen, mithin auf 1 St. 15 Grade, auf 1 Min. $^1/_4$ Grad ꝛc. kommen. So viel an Stunden die Uhr von der Zeit, die gerade auf dem Schiffe ist, abweicht, um so viel mal 15 Grad wird dasselbe von dem Längengrade des Orts entfernt sein, auf dessen Mittag die Uhr gestellt ist. Bleibt die Uhr gegen den wahren Mittag zurück, so ist die Bewegung östlich; eilt sie vor, so befindet man sich westlich vom Rechnungspunkte. Um die Zeitdifferenz in geogr. Meilen zu verwandeln, ist es nöthig, auch den Grad der Breite und das Maaß zu wissen, welches unter dem gefundenen Breitengrade einem Grade der Länge zukommt. Jenes giebt die Beobachtung der Gestirne, dieses wird aus sphärisch-trigonometrischer Rechnung gefunden. Solche S. dürfen aber in mehreren Monaten nicht 2 Min. abweichen; denn dies könnte, da in 2 Min. $^1/_2$ Grad des Aequators durch den Meridian geht, unter dem Aequator schon eine Täuschung von $^1/_2$ Grad = $7^1/_2$ Meile geben, eine Entfernung, in welcher Klippen und Bänke mit guten Teleskopen vom Mastkorbe aus nur noch bei ganz hellem Wetter gesehen werden. Das Londoner Parlament hatte im Jahre 1714 dem Erfinder einer solchen Uhr 20,000 Pfd. Sterl. verheißen; die Hälfte erhielt der engl. Uhrmacher Harrison im Jahre 1761 für eine sehr gute Uhr; doch ward ihm die andere Hälfte versagt, da nach einer nochmaligen Prüfung, welche Maskelyne auf einer Seereise vornahm, sich ergab, daß sie mehr als $^1/_2$ Grad abgewichen war. Nachher haben Leroy, Armand, Emery und der Bergrath Seyffert in Dresden dergleichen Uhren erfunden, welche Alles leisten, was menschliche Kunst vermag. Seit Harrison heißen dergl. genaue Uhren auch vorzugsweise Chronometer. Die S. haben keine Pendel, sondern ihr Gang wird durch Spiralfedern oder durch Balanciers regulirt. Uebrigens werden sie blos dann gebraucht, wenn die durch Nebel verhüllte Atmosphäre keine Beobachtung der

Gestirne, welche die geogr. Länge (s. d.) am sichersten angeben, mehr zuläßt. Zu größerer Sicherheit befindet sich für diesen Fall auf jedem Schiffe mehr als eine S.

Seeversicherung, s. Versicherungswesen.

Seewissenschaften würden im weitesten Sinne Alles in sich begreifen, was zu dem ausgedehnten Seewesen gehört. Da man aber alles das, was dem Steuermanne zu wissen nöthig ist, um ein Schiff sicher zu leiten, unter dem Namen Schiffahrtskunde davon trennt, so versteht man unter S. im engeren Sinne die Lehre vom Baue der Schiffe, ihrer Regierung, vom Takelwerk und die Seetaktik. Letztere lehrt das Verhalten des Schiffs und einer Flotte im Seetreffen, die den Umständen angemessene Stellung, und das Verfahren beim Angriff, wie bei der Vertheidigung, auf offener See oder im Hafen. Die Seefortifikation, oder die Kunst, Festungswerke zur Sicherstellung von Häfen und Küsten anzulegen, macht gleichfalls einen Theil der Seetaktik aus. Vergl. Clerk „Essai on naval tactics" (Edinb. 1804, 2. Ausg.); Müller „Seewissenschaft" (Berl. 1794).

Seewurf nennt man das Ueberbordwerfen der Schiffsladung; je nachdem die Erleichterung des Schiffs nothwendig ist, geschieht dies mit einem Theile oder mit der ganzen Schiffsladung. Bei assecurirten Schiffen wird der veranlaßte Schaden ersetzt. Vergl. Havarie und Seeassecuranz.

Sefström, Nils Gabr., schwedischer Chemiker, geb. 1787 in Helsingland, wo sein Vater Prediger war, besuchte die Schule in Hernösand und Upsala und studirte dann in Stockholm Chemie unter der unmittelbaren Aufsicht des Prof. Berzelius. Im Jahr 1813 wurde er Doctor der Medicin und Lehrer der Chemie und Naturgeschichte bei der Kriegsakademie und 1818 mit dem Titel eines Professors an der Artillerieschule zu Mariaberg angestellt. Nach Errichtung der praktischen Bergschule zu Fahlun, erhielt er 1819 die Direction derselben und brachte die Schule selbst im Auslande, namentlich in Rußland, in großes Ansehen. Schon im J. 1815 wurde er Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm und 1833 der Societät der Wissenschaften zu Upsala. Mit Berzelius u. A. nahm er 1819 Theil an der Entwerfung einer neuen Apothekertaxe, die aber vielen Tadel fand. Im J. 1838 verließ er Fahlun und wurde adjunctirtes Mitglied des Bergcollegiums und Vorsteher des Mineraliencabinets und der Probirkammer desselben. Seine Aufsätze legte er in den Verhandlungen der schwed. Akademie der Wissenschaften und in andern Gesellschaftsschriften nieder. Beachtenswerth ist seine Abhandlung über das von ihm im Stangeneisen, zu welchem das Erz aus dem Taberg in Smaland genommen worden war, entdeckte neue Metall Vanadium, sowie die spätere Abhandlung, worin er seine Theorie über die Entstehung der Sandhügel und über die Ursachen der Zerstreuung der Gerölle in Ebenen, fern von Gebirgen, vorträgt.

Segel sind drei- oder viereckige Tücher aus starker und sehr dichter Leinewand, die an den Masten eines Schiffes aufgehängt werden, um das Schiff mittelst des Windes fortzutreiben. Die einzelnen Breiten des Segeltuchs, deren mehrere neben einander genäht, das Segel bilden, heißen das Kleid, der mittlere Theil des Segels, welcher durch den Wind angeschwellt und durch den Bauchgurt befestigt wird, der Bauch; die oberen Enden, durch welche Taue gezogen werden, die Hörner. Am Rande sind die Segel mit einer Leine (Leil) eingefaßt, an der sich besondere Schleifen oder Schlingen (Bügel) befinden, um die nöthigen Taue daran befestigen zu können. Nach der Form theilt man die S. in Raa-, Ruthen-, Spriet-, Gaffel- und Stagsegel. Unter Vor- und Hintersegeln eines Schiffs versteht man die vor und hinter dem großen Maste befindlichen, die untereinander im Gleichgewicht stehen müssen. Kriegsschiffe führen unter der sogenannten blinden Raa noch ein S., die Blinde; diese war schon den Griechen bekannt und diente zur Regierung des Fahrzeugs während des Gefechts. Nelson hatte die Blinde verworfen, als aber nach der Schlacht von Trafalgar mehrere span. und franz. Schiffe, die bereits entmastet waren, durch Hülfe dieses Segels in der Nacht entwichen, wurden sie auf Befehl der Admiralität wieder eingeführt. Unter S. gehen heißt die S. ausspannen, um abzugehen; auf etwas S. machen, auf einen Gegenstand zusegeln; S. mindern

oder bergen, beim Sturm oder beim Einsegeln in einen Hafen nach und nach die S. einnehmen. Oft gebraucht man S. auch für Schiff, z. B. wir entdeckten ein S., passirten eine Flotte von hundert S. u. s. w.

Segen ist ein feierlicher Akt, durch den irgend ein Gut, besonders die göttliche Gnade, dem Einzelnen wie der Gemeinde verheißen oder angekündigt wird. Namentlich bei den Hebräern finden wir in alter Zeit diese Segnungen, wobei noch der Glaube hervortritt, daß der Segen etwas Objectives sei, den unabweisbar beglückend, dem er ertheilt wird, ohne daß dabei der Wille dessen, der den Segen ertheilt, in Betracht kommt. So segnet Isaak den Jacob im Irrthum statt des Esau, und die Folgen des Segens gehen auf den jüngern Sohn über. Durch Mose ward das Sprechen des Segens durch den Priester dem Gottesdienste einverleibt. Die Segnungsformel Num. 6, 24 ff. stammt sicher aus sehr alter Zeit, und es ist kein Grund vorhanden, ihre mosaische Abstammung zu bezweifeln. Sie wurde bis in die spätesten Zeiten beibehalten, und der Priester sprach sie mit erhobenen Armen vor der Gemeinde. Der Einzelne dagegen wurde durch Auflegung der Hände gesegnet. Die christliche Kirche hat mit Recht jene unübertreffliche Segnungsformel beibehalten, die nur durch die Unwissenheit mancher Prediger eigenmächtig interpolirt wird. Der christliche Prediger spricht oder recitirt sie vor dem Altare am Ende des Gottesdienstes, anderwärts von der Kanzel, wo der Gottesdienst mit der Predigt schließt. Wie in der israelitischen Gemeinde hören auch die christlichen den S. stehend an, knieend dagegen in der katholischen Kirche, wenn er von einem höheren Geistlichen, namentlich dem Papste, auch außerhalb der Kirche, einer versammelten Menge ertheilt wird. Neben jener alten Segnungsformel enthält das A. T. noch mehrere andere: vergl. Gen. 1, 28. 9, 7. u. 35, 11. 24, 60. 48, 16. 20.

Seghers, Daniel, geb. zu Antwerpen 1590. Er lernte die Malerei bei Sammet-Breughel, und begab sich früh in den Orden der Jesuiten, was ihn aber nicht hinderte, viel für die Kirchen seines Ordens zu Antwerpen zu malen. Seine trefflichen Malereien, die mehrentheils aus Blumen bestehen, haben die möglichste Vollendung in Schönheit und Harmonie der Farben; die Schmetterlinge und Insecten sind von gleichem Werth. Eines seiner Hauptwerke, in der Kirche der Jesuiten seiner Vaterstadt, stellt eine Guirlande dar, in deren Mitte Rubens eine Mutter Gottes mit dem Jesuskinde malte. Er starb im Jahre 1660. Alle bedeutenden Galerien besitzen Werke dieses Meisters. Sehr oft veranlaßten ihn nämlich Rubens und andere Historienmaler, ihre heiligen Bilder mit Guirlandeneinfassungen und Blumenbouquets zu schmücken. Unter seinen Schülern ist Ottmar Elliger der ausgezeichnetste.

Seghers, Gerhard, war der ältere Bruder des Vorhergehenden, um 1589 geboren, und lernte unter Heinrich von Balen und Abr. Janssens die Malerei. In Italien, wohin er sich begab, studirte er nach mehreren Meistern, folgte aber vorzüglich der Manier des Manfredi. Die kräftige Manier, welche er in seinem Vaterlande verbreiten wollte, fand bei seinen Landsleuten keinen Beifall, da man an die Klarheit von Rubens Gemälden gewöhnt war. Um nun beschäftigt zu sein, folgte er dem herrschenden Geschmack; er veränderte seine Manier, und hierdurch fand er reichliche Beschäftigung. Sein Meisterwerk ist die Verlobung der heiligen Jungfrau in der Barfüßerkirche zu Antwerpen. Descamps beschreibt mehrere ausgezeichnete Werke dieses Meisters. Er starb im Jahre 1651.

Segesta, bei den Griechen Egesta, eine Stadt im westlichen Theile Siciliens, unweit der Nordküste, wo jetzt Banda oder Alcamo liegt, war ebenso wie die weiter westlich gelegene Stadt Eryx von flüchtigen Troern erbaut, die mit eingebornen Sikanern zu einem Völkchen, Elymer genannt, verschmolzen. Nach langen Kriegen mit der Stadt Selinus (s. d.) suchte dasselbe bei den Karthagern Hülfe, die diese gewährten, aber sich mit Selinus auch der Stadt S. selbst bemächtigten. Die Karthager wurden durch Agathokles vertrieben, nach dessen tyrannischer Herrschaft S. wieder eine karthag. Besatzung erhielt. Diese wurde von den Segestanern im ersten punischen Kriege ermordet und die Stadt den Römern übergeben, die sie wegen der trojan. Abstammung als eine verwandte betrachteten,

und ihr das latein. Recht gewährten, doch verschwand die Stadt bald, weil sich wahrscheinlich die Mehrzahl der Bewohner nach dem Hafen (Egestorum portus), jetzt Castell a mare, wandten. Unter der Obhut von S. und Eryx stand der berühmte Tempel der Aphrodite auf dem Berge Eryx, der von jeher ein Räthsel für die Archäologen war. Derselbe ist nämlich bei der Katastrophe der Stadt, um 400 v. Chr., unvollendet geblieben und Kunstkenner, die dies nicht anerkannten, zogen aus dem vermeintlich vollendeten Zustande manche wunderliche Folgerungen. Die Säulen sind noch nicht kannelirt, sondern tragen noch den Mantel, an den Steinblöcken der Basis sind noch die rauhen Buckeln sichtbar, die man zum leichtern Transport aufgespart hatte; zwischen den vordern Säulen endlich fehlen die obersten Schwellenstücke, so daß die Säulen selbst, wo sie natürlich nicht fehlen können, wie auf Piedestalen stehend erscheinen, was bei der dorischen Ordnung sonst unerhört wäre. Erst Serradifalco und Hittorf haben das Räthsel vollständig gelöst.

Segestes, ein Fürst der Cherusker, Vater der Thusnelda und Schwiegervater Hermann's. Er stand wie sein Bruder Segimer auf Seiten der Römer, und warnte den Varus, als dieser zu seiner Niederlage im Teutoburger Wald zog. Im offenen Kriege mit Hermann, der ihm seine Tochter mit Gewalt entführt hatte, von diesem belagert, wurde er von Germanicus befreit, und nebst der schwangern Thusnelda nach Rom geführt, wo er starb. (S. Hermann.)

Segment, s. Abschnitt.

Segovia, 1) Provinz im Königreich Spanien, Theil von Altcastilien, grenzt im N. an Burgos, im O. an Soria, im S. an Guadalaxara und Madrid, im W. an Avila und Valladolid und zählt 135,000 Einwohner auf 163 □Meilen. Die Provinz ist eine Hochebene, die von der Sierra de Guadarama erfüllt ist und von den Flüssen Pedrio, Riaza, Duraton, Coga und Eresma (Nebenflüsse des Duero) und von der Xarama, Alberche und dem Lozoya, die in den Tajo fließen, bewässert wird. Der Boden ist sehr verschieden, im Allgemeinen ergiebig an Getreide, Hanf, Wein und Südfrüchten. Die Schaf- und Ziegenzucht ist berühmt. Der Bergbau wird vernachlässigt, aus dem man nur Marmor, Kalk, Porzellan- und Töpfererde benutzt. Die Industrie besteht in Tuchweberei, Seifensiederei, Gerberei. 2) Hauptstadt dieser Provinz, theils im Thale der Eresma, theils auf einem Felsen erbaut, am Fuße des Guadaramagebirges, hat ein altes maurisches Felsenschloß, eine schöne Domkirche und 13,000 Einw. Berühmt ist die noch gut erhaltene römische Wasserleitung, die das Wasser von einem Berge zum andern 3000 Schritte weit führt und aus 159 Bogen besteht.

Segrais, Jean Regnault de, 1624 zu Caen geboren und 1701 daselbst verstorben, war ein zu seiner Zeit beliebter Volksdichter. In der Schäferpoesie war Virgil sein Muster, dessen Georgica und Aeneïde er in seine Muttersprache übersetzte. S.'s bemerkenswertheste Schriften, die zwar viele herrliche Stellen enthalten, aber sämmtlich an Schwulst und Weitschweifigkeit leiden, sind „Ecclogues" (Amsterdam 1723); „Athis, poëme pastoral"; „Nouvelles françaises" (2 Bde. Paris 1722); „La Princesse de Cleves" (4 Bde. Paris 1768).

Seguidilla heißt im Spanischen eine aus 4 Versen bestehende Versform, wo 7 oder 5sylbige assonirende Zeilen abwechseln.

Séguier ist der Name einer französ. Familie, aus welcher mehrere z. Th. sehr verdiente Staatsbeamte hervorgegangen sind. Pierre S. (1504—1580) war Parlamentspräsident zu Paris, ein tüchtiger Redner und Denker, der durch seine Festigkeit die Inquisition von Frankreich fern hielt. Antoine S., geb. 1552 zu Paris, sein Sohn, und Pierre S., sein Neffe, waren ebenfalls Parlamentspräsidenten. Ersterer (starb 1624) gründete das Hôspital des cent filles zu Paris, Letzterer (1588—1672) ward von Ludwig XIII. zum Herzog von Villemor erhoben und nach Richelieu's Tode Protector der Akademie. Antoine Louis S. (1726—1792) war Parlamentsadvocat, ein trefflicher Redner und großer Gegner der Philosophen seiner Zeit, von denen er eine Revolution erwartete. Er floh nach Tournay, als die Revolution, wie er vorhergesehen, ausbrach. Sein Sohn,

Antoine Jean Matthieu, Baron v. S. (1768 geb.), ward 1810 Präsident des kais. Gerichtshofs, unter Ludwig XVIII. Pair von Frankreich und erster Präsident des Appellationshofes. Armand Louis Maurice, Baron S. (gest. 1833 zu London), war, als die Revolution ausbrach, Page bei Ludwig XVI., dann Offizier in dem Corps des Prinzen Condé, später Consul in Pondichery, in Triest und endlich in London.

Ségur, eine uralte, berühmte franz. Adelsfamilie, bestand früher aus zehn, jetzt meist ausgestorbenen Linien, und stammte aus Guyenne. Sie wandte sich später dem Protestantismus zu und erlitt in den Religionskriegen große Drangsale. Viele ausgezeichnete Männer zählten die Linien Ségur-Pardaillan, Ségur-Bouzeley und Ségur-Ponchat. Der Stifter der Letztern ist Dan. Ségur, der am Hofe Ludwig's XIII. lebte. — Sein Urenkel, Henri Franç., Graf v. Ségur, geb. 1689, hatte eine natürliche Tochter des Regenten, Herzogs von Orleans, zur Gemahlin, befehligte 1742 in Deutschland ein Armeecorps, und starb 1751. — Phil. Henri, Marquis v. Ségur, des Vorigen Sohn, wurde 1724 geboren, stieg in den Kriegen Ludwig's XV. zum General und erhielt später das Commando in der Franche-Comté. Ludwig XVI. ernannte ihn 1780 zum Kriegsminister. In dieser Stellung bewies er seltene Uneigennützigkeit und erwarb sich manche Verdienste um die Armee. Er errichtete die leichte Artillerie, schuf einen Generalstab und sorgte für bessere Ausbildung der Officiere. Gegen seinen Willen wurde die Verordnung gegeben, daß die Officierstellen nur mit Adeligen besetzt werden sollten. Nach dem Frieden von 1783 erhielt er den Marschallsstab. Noch vor dem Ausbruche der Revolution nahm er als Minister seine Entlassung, weil er die Intriguen und die Politik des Hofes mißbilligte. In der Revolution verlor er sein geringes Vermögen und wurde in's Gefängniß geworfen, entging aber der Guillotine. Bonaparte hingegen bewies ihm große Achtung und gewährte ihm eine Pension. Er starb am 8. Oct. 1801 und hinterließ zwei Söhne.

Ségur, Jos. Alex., Vicomte de, der Sohn des Marquis Phil. Henri de Ségur, ward geboren 1756 zu Paris. Er widmete sich dem Kriegsdienste, ward Oberst und 1790 Maréchal de Camp, trat aber später in den Privatstand und beschäftigte sich ausschließlich mit literar. Productionen. Er starb 1805. Seine „Oeuvres divers," Lustspiele, Opern, Romane u. A. enthaltend, erschienen 1819. Witz und eine fließende Sprache zeichnen ihn vortheilhaft aus. Von seinen Schriften nennen wir den Roman „La femme jalouse" (Paris 1791); „Correspondance secrète de Ninon de l'Enclos" (Paris 1790) und das oft aufgelegte Werk „Les femmes, leur conduite et leur influence dans l'ordre sociale" (3 Bde. Paris 1803).

Ségur d'Aguesseau, Louis Phil., Graf von, des Vorigen Bruder, geb. am 10. Dec. 1753 zu Paris. Er studirte anfangs, ward dann ebenfalls Soldat, diente als Oberst unter Rochambeau in Amerika, ging 1783 als Gesandter nach Petersburg, wo er sich durch vorzügliche gesellschaftliche Talente der Kaiserin Katharina in solchem Grade empfahl, daß sie ihn als Begleiter auf ihrer Reise nach der Krim mitnahm und aus Liebe zu ihm in freundschaftliche Verhältnisse zu Frankreich trat. Als die Revolution ausbrach, kehrte er nach Paris zurück, ward Deputirter in der Nationalversammlung, dann Maréchal de Camp und endlich Gesandter in Berlin, wo er die beabsichtigte Kriegserklärung hintertrieb. Als der König abgesetzt ward, trat er in den Privatstand und widmete sich schriftstellerischer Thätigkeit, wodurch er nach dem Verlust seines Vermögens seine Familie ernährte. Nur kurze Zeit war er verhaftet. Zur Zeit des Consulats ward er Mitglied des gesetzgebenden Körpers. Er stimmte mit Nachdruck für das lebenslängliche Consulat und ward dafür Staatsrath. Später erhielt er vom Kaiser die Stelle eines Oberceremonienmeisters, ward in den Grafenstand erhoben, 1813 zum Senator, 1814 zum außerordentlichen Commissair bei der 18. Militärdivision, und von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt. Die Pairwürde verlor er, weil er während der 100 Tage für Napoleon gewesen war, bekam sie aber 1818 wieder und starb am 27. Aug. 1830. Seine „Oeuvres completes" umfassen 33 Bde., welche 1824—30 zu Paris herauskamen. Erzählungen, Lieder, Romanzen,

Memoiren, Erinnerungen und Anekdoten; eine Geschichte von 1786—1796; eine umfassende, jedoch compilirte, allgemeine Geschichte; endlich dramatische Gedichte, für das Privattheater der Kaiserin Katharina gedichtet, bilden den Inhalt derselben. Eleganz der Sprache, heitere Laune, interessante Aufschlüsse über die Geschichte seiner Zeit, machen die Lectüre derselben angenehm. Sein ältester Sohn, Octave, Graf v. Ségur, geb. 1778, erhielt seine Bildung auf der polytechnischen Schule und starb als Offizier in den letzten Feldzügen Napoleon's. Er schrieb die Romane „Ethelinde et Belinde“ und „La flore des jeunes personnes.“ — Des Letzteren ältester Sohn ist gegenwärtig das Haupt der Familie und besitzt die Pairswürde.

Ségur, Phil. Paul, Graf von, der zweite Sohn des Grafen S. d'Aguesseau, wurde geboren am 4. Nov. 1780, brachte einen Theil seiner Jugend in England zu und vollendete später seine Erziehung bei seiner Familie zu Chatenay. Nach der Revolution vom 18. Brumaire trat er in das Heer und stieg in Spanien, wohin er als Major eines Husarenregimentes ging, durch seine Tapferkeit zum Oberst empor. Im. J. 1812 ging er als Maréchal-de-Camp, jedoch mit den Geschäften eines Maréchal-de-Logis beauftragt, mit nach Rußland, wo er schon früher als Gefangener gewesen war, indem er in der Schlacht bei Nazielsk, der er, wie vorher der Schlacht bei Jena, beiwohnte, gefährlich verwundet in die Hände der Russen fiel, aus denen er indessen nach dem Tilsiter Frieden wieder befreit ward. Seine Stellung gab ihm in Rußland Gelegenheit, das Ganze der Begebenheiten zu übersehen und den Stoff zu sammeln zu seinem berühmten Werke: „Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant 1812,“ das von 1824 bis 1834 zehn Auflagen erhielt und von Kottenkamp (Mannh. 1835) in's Deutsche übersetzt ist. Nach dem unglücklichen Ausgange des Feldzuges zeichnete er sich in Deutschland und in Frankreich in den J. 1813 u. 1814 bei mehreren Gelegenheiten vortheilhaft aus und erwarb sich dadurch von Napoleon die Würde eines Commandeurs der Ehrenlegion. Von Ludwig XVIII. zum Chef des Generalstabes der Cavallerie, die aus der alten Garde gebildet worden war, erhoben, war er während der 100 Tage neutral. Im J. 1818 ward er Maréchal-de-Camp im großen Generalstabe der franz. Armee und 1831 durch Ludwig Philipp Pair von Frankreich. Auch war er, wie sein Vater, Mitglied der Akademie. Außer dem schon genannten Werke schrieb er: „Campagne du général Macdonald dans les Grisons“ (1802); „Histoire de Russie et de Pierre-le-Grand“ (1829); „Histoire de Charles VIII., roi de France“ (1835). Am lehrreichsten ist seine Geschichte des russischen Feldzuges, worin die trefflichsten Aufschlüsse über Napoleon, in dessen Umgebung er in der Regel zu sein pflegte, gegeben werden.

Sehachse oder Augenachse heißt die gerade Linie aus dem Mittelpunkte des Auges nach dem betrachteten Punkte.

Sehe oder Sehloch, s. Pupille.

Sehen, s. Auge.

Sehne oder Flechse, in der Anatomie der zähe, harte, feste, weiße Theil des Muskels, der durch sie in Bewegung gesetzt und dessen Kraft auf einen einzigen Punkt, einen Knochen, zusammengezogen wird. Sie sind also die eigentlich bewegenden Theile des Körpers. In der Mathematik heißt jede gerade Linie, die einen Kreis in zwei Punkten berührt, Sehne, wegen der Aehnlichkeit eines solchen Kreisabschnitts mit einem Bogen, dessen Schnur, womit der Pfeil fortgeschnellt wird, ebenfalls Sehne heißt. Von den Sehnen mancher Thiere, wie der Schafe, werden die Saiten (Chorden) für Streichinstrumente gesponnen.

Sehnen ist ein dem Grade nach verschiedenes Verlangen nach einem abwesenden oder mangelnden Gegenstande oder einer Person, in dessen oder deren Vereinigung man ein Glück sucht. Da die wesentliche Grundlage eben die Abwesenheit des ersehnten Gegenstandes ist, so wird zugleich der Phantasie freier Spielraum gelassen, und das Sehnen nach dem Entfernten tritt um so stärker hervor, je mehr die Phantasie die Wirklichkeit ausmalt, oder sich rein nur ein ideales Bild entwirft von einem nie in der Wirklichkeit gesehenen

Gegenstande, den die Richtung des Gemüths bestimmt. Das Sehnen hat daher immer das Bedürfniß zur Voraussetzung, das sich überhaupt als Gefühl des Mangels äußert, oder als bestimmtes Interesse für einen bestimmten Gegenstand. Bemächtigt sich dies Sehnen mit Heftigkeit und wiederholt der Seele, so wird es zur **Sehnsucht**, die zu den Gemüthsstörungen oder Leidenschaften gehört. Hinsichtlich der Wirkungen ist es gleichgültig, ob dies Bedürfniß ein angeborenes oder erst entstandenes ist. Gewöhnung ist aber in den meisten Fällen die Ursache des Bedürfnisses und dadurch der Sehnsucht. Besonders stark tritt Letztere auf, wenn der Mensch aus einer Sphäre gerissen wird, in der er erzogen und geboren ist, in der er die Außenwelt mit ihren Verhältnissen in Harmonie weiß mit seinen Richtungen und Bestrebungen. In jeder anderen Sphäre wird er den Mangel fühlen, um so stärker, je verschiedener der neue Kreis von dem ursprünglichen ist. Daher ist die Sehnsucht nach der Heimath so heftig, besonders bei dem rein natürlichen Menschen. Doch nicht minder groß ist das angeborene Sehnen, das sich des jugendlichen Gemüthes bemächtigt, wenn es die Lücke im Herzen fühlt, welche auszufüllen eine innere Stimme mächtig antreibt. Diese Sehnsucht kann solche Intensität gewinnen, daß sie das ganze Leben, die ganze Existenz sich unterordnet, wenn der gefundene Gegenstand unwiederbringlich verloren ist und das unvertilgbare Gefühl des Mangels zurückläßt. Dieses Sehnen nach seiner Cäcilie führte Ernst Schulz einem frühzeitigen Grabe entgegen.

Sehnendurchschneidung (Tenotomia), eine in der neuern Zeit sehr häufig mit Glück angewendete chirurgische Operation, besteht darin, daß die Sehnen krankhaft verkürzter Muskeln durchschnitten werden, um den Antagonisten (s. **Antagonismus**) mehr Gewalt einzuräumen und durch eine zweckmäßige Nachbehandlung das durch Muskelverkürzung in eine fehlerhafte Lage versetzte Glied in die richtige zu bringen und darin zu erhalten. Die Operation gehört also meist der **Orthopädie** (s. d.) an. Schon Michaelis, Sartorius, Boyer, Weinhold u. A. machten mit mehr oder weniger günstigem Erfolg einzelne Versuche zu einem solchen Verfahren; seine weitere Ausbildung verdankt man erst **Delpech** (s. d.), indem er namentlich darauf aufmerksam machte, daß die Sehne bei der Durchschneidung nicht entblößt, sondern unter der sie bedeckenden Haut durchschnitten werden müsse, wenn sich ihre beiden Schnittflächen durch eine sich zwischen ihnen erzeugende sehnige Masse wieder verbinden und der Muskel durch dieses neue Gebilde wirklich verlängert werden sollte. Nach Delpech wendete besonders **Stromeyer** (s. d.) seine Aufmerksamkeit auf diese Operation und brachte sie auch als Heilmittel gegen das **Schielen** (s. d.) in Vorschlag, was von **Dieffenbach** (s. d.) geschah. Das Verfahren ist je nach der Lage der zu durchschneidenden Sehne ein sehr verschiedenes, sowie auch die Individualität des Kranken, die Dauer der Krankheit, außerdem vorhandene Uebel u. s. w. bei der Anwendung der Operation vielfach in Anschlag gebracht werden müssen. Vergl. Stromeyer „Beiträge zur operativen Orthopädik oder Erfahrungen über die subcutane Durchschneidung verkürzter Muskeln und deren Sehnen“ (Hannover 1838).

Sehungsbogen heißt das Bogenstück, um welches die Sonne unter den Horizont herabsinken muß, wenn die Sterne sichtbar werden sollen; er richtet sich natürlich nach der eigenen Lichtstärke der Gestirne: die hellsten schimmern am ersten, die schwächsten zuletzt durch die in der Atmosphäre übrigen Strahlen der Sonne hindurch. Gewöhnlich rechnet man die Tiefe der Sonne hinter dem Horizonte für Jupiter 10, für Mars und Saturn 11, für die Fixsterne erster Größe 12, zweiter Größe 14 Grad u. s. w. Venus wird schon bei 5, die Fixsterne der sechsten Größe erst bei 18 Grad sichtbar. Sehr lichtschwache Gegenstände haben einen noch größern Sehungsbogen. Doch kommt hierbei viel auf die Beschaffenheit des Gesichtes und des Dunstkreises an.

Sehweite heißt die Entfernung, in welcher das Auge einen Gegenstand deutlich erkennt. Nach der Verschiedenheit der Augen ist die S. natürlich verschieden; für ein gesundes Auge beträgt sie 15—20 Zoll.

Sehwinkel heißt derjenige, den die von den Seiten eines Gegenstandes nach dem Mittelpunkte des Auges gezogenen Linien bilden. Von ihm ist die scheinbare Größe der

Dinge abhängig. Zwei Gegenstände, die bei verschiedener absoluter Größe unter gleichem Sehwinkel erscheinen, stellen sich als vollkommen gleich groß dar. Die Größe des S. überhaupt ist aber von zweierlei abhängig, nämlich 1) von der Größe des Gegenstandes; 2) von der Entfernung desselben vom Auge. Größere Entfernung verringert, größere Annäherung erweitert den S., d. h. die Gegenstände erscheinen im ersten Falle kleiner, im letztern größer. Daher können Gegenstände von verschiedener Größe in verschiedenen Entfernungen sich als gleich groß darstellen. In der Astronomie beruht hierauf das Messen der Gestirne durch Projectionsscheibchen, und überhaupt entstehen dadurch die optischen Täuschungen. Zu bemerken ist noch, daß das menschliche Auge rücksichtlich des S. an gewisse Grenzen gebunden ist. Ist der S. zu groß, so kann es nicht den ganzen Gegenstand überschauen; ist er zu klein, so erkennt das Auge den Gegenstand nicht mehr. Auf der künstlichen Vergrößerung des S. beruht die Wirkung der Fernröhre.

Seïde, eigentlich Said, war ein Sclav des Mahomed, einer der Ersten, die die Prophetenwürde desselben anerkannten, und der deshalb von ihm mit der Freiheit beschenkt wurde. Sein ganzes Leben hindurch blieb er aber in sclavischer Unterwürfigkeit dem Propheten ergeben. Mahomed gab ihm Zeinab, eine Verwandte des Propheten, zur Frau, zeigte aber bald selbst entschiedene Neigung zu S.'s Gattin. S. stand keinen Augenblick an, seine Gattin zu verstoßen und dem Propheten zu überlassen. Voltaire hat in seinem Trauerspiele „Mahomed" diesen S. benutzt, um an ihm die schrecklichen Folgen der religiösen Schwärmerei zu zeigen. Er läßt ihn als unschuldigen Jüngling im fanatischen Eifer einen Feind des Propheten erschlagen, und wird, ohne es zu wissen, zum Vatermörder. Seit Voltaire ist S.'s Name in Frankreich sprichwörtlich geworden.

Seidel ist in mehreren Gegenden Deutschlands, namentlich in Böhmen und Baiern, ein Maaß für flüssige und trockene Gegenstände. Für Letztere beträgt der Inhalt $24^3/_7$ Par. Cubikzoll und ist = $^1/_7$ preuß. Metze; für Erstere ist das Seidel 36 Par. Cubikzoll groß oder $^3/_5$ preuß. Quart. In Wien giebt es große = $^9/_{20}$ preuß. Quart und kleine oder gewöhnliche Seidel = $^3/_{10}$ preuß. Quart; der kleine Seidel enthält 2 Pfiff.

Seidelmann, Crescenz Jacob, geb. zu Dresden am 25. Juni 1750. Er erhielt den Unterricht im Zeichnen auf der Kunstakademie seiner Vaterstadt, und ging 1771 mit einer Pension, welche er vom sächsischen Hofe erhielt, nach Rom, wo er unter der Aufsicht von Mengs nach den berühmten Meisterwerken studirte. Im Jahre 1781 kehrte er nach Dresden zurück und erhielt nach Canova's Tode die Stelle eines Professors bei der Kunstakademie. Seidelmann war ein geschickter Zeichner, er zeichnete sich aber weniger in eigenen Erfindungen und in der Oelmalerei aus; dagegen ist er als Copist nach berühmten Werken, welche er getuscht in Sepia ausführte, einzig. Zu dieser mühevollen Ausführung bildete er sich eine eigene Manier, welche, saftig und kräftig, sich mit dem zartesten Schmelz vereinigte, und so das Auge des Beschauers angenehm fesselte. Der Geist des Originals ist in allen seinen vielen Copien sichtbar. Für den letzten Markgrafen von Baireuth erhielt er den Auftrag, ein ganzes Cabinet mit seinen schönen Arbeiten zu schmücken; diese Kunstwerke befinden sich gegenwärtig zu Berlin. Seine schönen Ausführungen erwarben ihm in der Folge von Ausländern so viele Aufträge, daß er fünfmal nach Italien reiste, um dort bedeutende Gemälde zu copiren. Seine größten Arbeiten verfertigte er für den Kaiser Alexander, als: die Madonna nach Rafael, und mehrere von Correggio in der Dresdner Gallerie, alle in der Größe der Originale, wo er für jede dieser Darstellungen 1000 Dukaten erhielt. Diese ungeheuern Arbeiten sind gegenwärtig unter Glas in der Eremitage in Petersburg aufgestellt. Da diese Copien auf dem Transport etwas Schaden litten, so wurde der Künstler nach Petersburg eingeladen, wo er die beschädigten Stellen bei seinem Aufenthalt von 13 Monaten wieder herstellte. Er starb zu Dresden am 27. März 1829. Seine Gattin, Apollonia, geb. de Forgue, geb. 1797 zu Venedig, war auch geschickte Zeichnerin und Miniaturmalerin. 1790 reiste sie mit ihrem Gatten nach Rom, wo sie bei ihrer Rückkehr nach Dresden von der Akademie eine Pension erhielt. Auch sie führte viele lobenswerthe Sachen in der Manier ihres Gatten aus. Die Zeichnung

zu Müller's berühmter Madonna, nach Rafael gestochen, ist von ihrer Hand. — Sein ältester Bruder, **Franz S.**, geb. am 8. Octbr. 1748, machte sich als Componist bekannt. Er war ein Schüler Naumann's, dem er 1765 nach Italien folgte, wo er sich namentlich als Tenorsänger ausbildete. Nach seiner Rückkehr wurde er in Dresden 1772 als Kirchen- und Kammerkomponist, 1787 als Kapellmeister angestellt und starb am 23. Octbr. 1806. Unter seinen Opern erwähnen wir „die schöne Arsene," „das sächsische Bauernmädchen," und „Il Turco in Italia"; auch schrieb er mehrere Sonaten u. s. w.

Seidenbau. Im Vaterlande der Seidenraupe, China, benutzte man diese vor Alters blos dadurch, daß man die im Freien gesponnenen Cocons aufsuchte. Die davon gewonnene Seide war und ist noch wenig ergiebig und viel gröber und unansehnlicher als die Seide der künstlich gefütterten Raupe. Nach einer alten chinesischen Sage soll 2700 vor unserer Zeitrechnung der wohlthätige Kaiser Hoang-Ti durch seine Gemahlin, „damit auch sie das Wohl seines Volkes befördere," die Haus-Seidenzucht eingeführt haben. Die Chinesen behandelten die Kunst lange als Geheimniß; auf die Ausführung von Raupeneiern stand die Todesstrafe. Der Karavanenhandel nach Syrien brachte nämlich dem Reiche ungeheure Summen ein, da die Seide (Serica im Alterthum genannt, von Seri, die Chinesen) dem Golde fast gleich geachtet wurde. Ein seidenes Kleid galt noch 3 Jahrh. nach Christo für das Zeichen eines ganz außerordentlichen Luxus, so daß Kaiser Aurelian seiner Gemahlin die Bitte um ein solches abschlug, „weil er nicht Gespinnste mit Gold aufwiegen wolle." Aus China verbreitete sich die künstliche Seidenzucht in andere Länder Mittelasiens, namentlich Persien. Erst im J. 555 kam sie nach Griechenland; zwei Mönche hatten nämlich in ausgehöhlten Wanderstäben Raupeneier von China dorthin gebracht, und Kaiser Justinian führte die Seidenzucht sogleich ein. Da auch in Griechenland die Sache geheimnißvoll behandelt wurde, so dauerte es bis 1146, ehe dieser Nahrungszweig unter Roger I. von Sicilien auf dieser Insel eingeführt werden konnte. Erst im 16. Jahrh. hatte sich der Seidenbau über ganz Italien verbreitet. Noch galt die Seide als der höchste Luxusartikel. Karl V. nahm einst bei Musterung seines Heeres seinen kleinen Sammthut ab, um ihn vor dem Regen zu bewahren! In Frankreich ward der Seidenbau durch Heinrich IV. auf Anrathen des weisen Olivier de Serre eingeführt. Merkwürdig ist, daß man, namentlich Sully, ihm denselben Einwand gegen sein Project machte, den man noch jetzt oft hört: es sei für die Seidenraupe zu kalt, und der Maulbeerbaum, das einzige Futter des Thieres, werde hier nicht gedeihen. Heinrich ließ sich nicht irre machen, und wurde auch hierin der Wohlthäter seines Landes. Frankreich hat seit langen Jahren nur für 18 Mill. Thaler theils rohe, theils verarbeitete Seide jährlich ins Ausland geführt. — Nach Deutschland wurde der Seidenbau zuerst durch französische Auswanderer übergetragen, welche die Glaubenswuth des bigotten Ludwig XV. durch Aufhebung des Edicts von Nantes 1685 verjagte. Friedrich der Große nahm sich des Seidenbaues besonders an, und 1774 wurden in einigen preußischen Provinzen schon 7000 Pfund Seide gewonnen. Dennoch gerieth die Sache wieder in Stocken, und die mit großen Kosten weit her verschriebenen und sorgfältig gehegten Maulbeerbäume wurden mit heilloser Voreiligkeit meist wieder umgehauen. Diesen Umstand, daß man den Seidenbau wieder habe liegen lassen, benutzen Viele jetzt als den hauptsächlichsten Einwand gegen den in neuerer Zeit wieder begonnenen Seidenbau. Allein es fehlte damals an gehörigem Unterricht über das Verfahren; dazu kamen die Intriguen des Krämersinnes, der durch die erhöhte Besteuerung der ausländischen Seide für sein commercielles Leben fürchtete; dazu noch die groben Mißgriffe der Regierungen selbst, theils durch privilegirte Gesellschaften, die das Handelsmonopol mit Maulbeerbäumen hatten, theils durch Zwang, den man den Gemeinden auflegte, welche Bäume unentgeltlich pflanzen und hegen mußten, theils durch förmliche Mißhandlung eines wichtigen Standes, nämlich der Landschullehrer, die man zum Seidenbau zwang, und so wie Baugefangene gleichsam an den Karren schmiedete! (Siehe über diese und viele andere Verkehrtheiten das unten anzuführende Buch von Hazzi.) In Bayern machte im J. 1821 zuerst der Staatsrath von **Hazzi** auf den Seidenbau wieder aufmerksam, und seit 1825 gewann dieser wichtige

Zweig der Oekonomie auch im nördlichen Deutschland plötzlich neues Leben. Ein italien. Kunsthändler, Bolzani, bewies nämlich durch die That, wie einträglich der Seidenbau auch in Deutschland sei, wenn er gehörig betrieben werde. Eine Maulbeerpflanzung bei Berlin, die jährlich nur etwa 50 Thaler eingebracht hatte, hob sich unter seiner Benutzung auf 1000 Thaler, obgleich sein Unternehmen gleich anfangs alle Proben hatte bestehen müssen. Auch die Regierungen halfen; die preußische suchte durch Prämien die gesunkene Seidenzucht wieder zu heben; die bayerische bewirkte dies seit 1826 viel besser durch unentgeltliche sehr ansehnliche Vertheilungen von Maulbeerbäumen und Grains.

Eine kurze Berechnung mag nun zeigen, wie dieser Zweig der Industrie ohngefähr rentire: 1 Loth Grains des Seidenschmetterlings enthält 20,000 Stück; zur Ernährung der Raupen dieses Lothes gehören 1000 Pfund Blätter, also das Laub von 8 bis 10 erwachsenen Bäumen. Vom Ei bis zum Cocon hat die Raupe mancherlei Gefahren zu bestehen, und viele sterben früher ab, ehe sie sich einspinnen konnten; man rechnet dadurch, und überdies durch taube, unbefruchtete Eier gewöhnlich $^1/_5$ Verlust; wir wollen hier noch höher, $^1/_4$ rechnen, so daß von 1 Loth Grains 15,000 Cocons erzielt werden. Je nachdem nun die Raupen gepflegt werden, und nach der Beschaffenheit des Futters selbst werden sich die Cocons hinsichtlich der Schwere, wie auch der Feinheit des Fadens, und demnach des Preises unterscheiden, und zwar etwa in folgenden 4 Abstufungen:

	Beste Sorte.	Mittelsorte.	schlechte Sorte.
Auf das Pfund	225 St.	350 St.	500 St.
Vom Loth Grains	66 Pf.	43 Pf.	30 Pf.
pro Pf.	20 Ngr.	15 Ngr.	10 Ngr.
Gibt die Summe	44 Thlr.	22 Thlr.	10 Thlr.

mit Weglassung kleiner Brüche. So wäre der Ertrag eines erwachsenen Maulbeerbaumes von 1 bis 4 Thaler. Da nun etwa 70 Bäume auf dem Morgen zu 180 □Ruthen Platz finden, so ist die Berechnung des Bruttoertrags vom Morgen leicht. Die abzuziehenden Auslagen für Blätterpflücken, und im Nothfall ein wenig Heizung, sind aber sehr gering; auch die unten zu erwähnenden Lattengestelle, auf denen die Raupen gefüttert werden, im Vergleich zu dem großen Gewinn, der sich aus dem Seidenbau ergiebt, unbedeutend. Im J. 1826 kamen bei einem Seidenbauer im nördlichen Deutschland bei einem Bruttoertrage von 250 Thlr. nur 27 Thlr. 10 Ngr. als Auslagen in Berechnung, wobei aber noch 5 Thlr. 15 Ngr. für Grains waren, eine Ausgabe, die der Seidenbauer sich füglich durch eigene Fortzucht ersparen sollte. In Frankreich und der Lombardei sind schon Fälle vorgekommen, daß 1 Baum 5 Thlr. Gold als Pachtsumme einbrachte. Auch bei uns hat die mit Umsicht betriebene Seidenzucht schon über 100 Procent getragen, und das in 6wöchentlichem Umtriebe! Was außerdem den Seidenbau so vorzüglich empfiehlt, ist, daß der Maulbeerbaum auf dem dürftigsten Sandboden wächst, und gerade da den Stoff zu einer feinern Seide liefert, als auf fettem Boden; daß die Plantagen eine herrliche Hutung für Rindvieh und Schafe abgeben, besonders im Herbste, wenn der Baum seinen nahrhaften Blätterreichthum verliert, und daß namentlich die größern Gutsbesitzer aus der Anlegung von verpachteten Plantagen und Maulbeerschulen, aus denen die Umgegend versorgt wird, einen reichen Gewinn ziehen werden. Die Erziehung der Maulbeerbäume ist der aller andern Obstsorten gleich. Nur ist zu bemerken, daß beim Seidenbau nicht der Baum mit schwarzer, sondern der mit weißer Frucht gebraucht wird; jener giebt eine zu grobe Seide. Unter den weißen Sorten ist die mit herzförmigen Blättern die beliebteste, weil man glaubt, sie gebe mehr Blätterreichthum. Neu gepflanzte junge Bäume müssen indessen die ersten 4 Sommer geschont werden; auch ist es gut, sie im je 4. oder 5. Jahre Brache liegen zu lassen, damit sie sich von dem gewaltsamen Ablauben erholen; so wird man seine Plantage gesund erhalten und länger benutzen können. Außerdem sorge man für Anlegung von Maulbeerhecken; die Blätter derselben sind der Raupe in ihren beiden ersten Altern besonders zuträglich. Der Maulbeerbaum gibt nicht blos sehr dichte, sondern auch vorzüglich schöne und schnell wachsende Hecken, und sollte füglich die nutzlosen Licium- und Dornhecken ver-

drängen. Den vollen Ertrag an Blättern giebt der Baum erst vom 20. Jahre an, vom Samenkorn an gerechnet. Er wird übrigens stets unter dem Messer gehalten, damit seine Zweige sich nicht zu sehr ausbreiten. Man erhält dadurch mehr und größere Blätter, und kann sie leichter abstreifen. Die Zucht der Bäume ist bei dem Seidenbau das Wichtigste; das Füttern der Raupen selbst ist nicht schwer; das Thier frißt wie alle, wenn sie gesunde Speise bekommen, von selbst. Auch ist die Seidenraupenzucht weder ekelhaft, noch der Gesundheit nachtheilig, noch schadet den Thieren Blitz und Donner, wie man oft sonderbarerweise vorgegeben hat. Nur auf 3 Dinge hat man mit großer Sorgfalt zu achten: gesundes Futter, hinlänglicher Raum und große Reinlichkeit.

Soll nun der Seidenbau beginnen (und das kann natürlich nicht eher geschehen, als bis die ersten Knospen zunächst an den Maulbeerhecken aufbrechen, bei uns etwa in der zweiten Hälfte des März), so werden die Grains in einer Temperatur von anfänglich 14, zuletzt bis 22 Grad Wärme erhalten; ohngefähr den 10. bis 20. Tag kommen die jungen Räupchen hervor. Sie werden dann anfänglich mit den feinsten Sprossen, dann mit dem Laube der Hecken auf Rahmen gefüttert, welche mit Rohr oder Weidenruthen eng beflochten sind, und auf Lattengestellen in 12 Zoll weiten Etagen aufgelegt werden. In den 3 letzten Perioden erhalten die Raupen das kräftigere Laub der Hochstämme. Auch wird in den 4 ersten Perioden das Futter anfangs sehr fein, späterhin gröber geschnitten, ein Kunstgriff, den man früher nicht kannte, der aber sehr dazu dient, die Fütterung der Thiere bis zum Einspinnen zu beschleunigen, und so das Geschäft zu vollenden, ehe die schwüle Sommerhitze eintritt, welche den Raupen leicht gefährlich wird. Wichtig ist ferner, daß die Thiere auf ihren Lagern sich gehörig breiten können. Bei Auslegung eines Lothes Eier hat man wenigstens auf 120 □Fuß Raum zu denken; hierauf wird man bei gehöriger Pflege 50 bis 65 Pfund Cocons ernten. Außerdem hat man nun noch für Reinlichkeit der Rahmen (oder Horden), wie auch der Luft im Seidenzimmer zu sorgen, ein Punkt, in dem man nicht genau genug sein kann. Die Horden werden nach den Häutungen der Raupen gewechselt; man legt die Thiere leicht, vermittelst frisch geschnittener Reiser, auf die sie kriechen, in die neuen Horden über. Die Luft muß man durch fleißiges Oeffnen der Fenster im Zimmer zu erneuern suchen; auch dienen gewisse chemische Räucherungen zur Reinigung der Luft, von denen die unten anzuführenden Schriften das Nähere enthalten. Nichts erzeugt mehr Krankheiten (Gelbsucht, Abmagerung u. a.) unter den Seidenraupen, als Unreinlichkeit und verdorbene Luft, woher denn im Seidenzimmer während der Fütterung der Raupen Niemand schlafen, Tabak-rauchen darf, und andere Dinge der Art zu vermeiden sind. Hinsichtlich der Temperatur hat man anfangs auf 19, später bis auf 16 Grad zu sehen; doch schadet ein Grad tiefer weniger, als ein Grad höher. Eigentliche Hitze darf nicht stattfinden. Mehrere Grad tiefer hält indessen die Entwickelung des Thieres auf, verdickt den Seidenstoff und erschwert der Raupe das Spinnen. Ist die Raupe zum Einspinnen reif, so werden zwischen den Etagen des Lattengestells Büschel aus Birkenreiß, Rapsstroh oder dergl. angebracht, in welche die Thiere aufsteigen und die Cocons spinnen. Acht Tage nachher beginnt die Ernte; man liest die Cocons ab und tödtet sie, wenn man zuvor die schönsten zur Fortzucht ausgelesen hat. Zu 1 Loth Grains braucht man etwa 40 Schmetterlinge von jedem Geschlecht; das weibliche Cocon zeichnet sich durch seine Größe von dem männlichen aus. Das Tödten geschieht am besten durch heiße Wasserdämpfe, welche man durch einen mit den Cocons gefüllten Korb ziehen läßt. Diese werden dann an einem luftigen, von der Sonne nicht beschienenen, Orte getrocknet und müssen übrigens äußerst sauber gehalten werden, da jeder Schmutz und Staub ihren Werth verringert. Da sie leicht faulen, so muß man sie bald abhaspeln oder verkaufen. Das Verfahren beim Haspeln ist kürzlich folgendes: Eine Menge Cocons werden in heißem Wasser, wodurch ihr natürliches Gummi aufgelöst wird, zunächst erweicht, degummirt; dann peitscht man mit Birkenruthen darüber hin, an welche sich bald die gelösten Fäden einiger Cocons anhängen. Von diesen bringt man 4, 5 und mehr, je nachdem der Faden stark werden soll, in ein warmes Wasserbecken unter den Haspel, ein der Weife nicht unähnliches Instrument,

welches die Fäden aufwindet. Die Feinheit der gehaspelten Seide bestimmt man nach dem Gewicht im Verhältniß zu einer bestimmten Anzahl Umgänge des Haspels auf einer besondern Wage (Deniers-Wage); wiegt z. B. ein 400mal den Umkreis des Haspels betragender Faden 18, so ist die Seide zu 18 Deniers. Man hat sie bis zu 60. Die Weifen der Seide, Strähne, werden dann getrocknet, gedehnt, gepreßt und an den Fabrikanten verkauft. Die Floretseide, d. i. die Seide des ersten losen Gespinnstes, die der durchbohrten Zuchtcocons u. a. Abgänge, wird der Baumwolle ähnlich behandelt. Uebrigens ist es durchaus nicht gerathen, daß der Producent der Seide sich mit dem Abhaspeln befasse; denn hierin besteht beim ganzen Seidengeschäft eigentlich die Hauptkunst, die man erst durch lange Routine in größern Haspelanstalten erreichen kann, als wenn man jährlich vielleicht nicht mehr als einige hundert Pfund Cocons erntet. — Der Seidenfabrikant, der die Strähne kauft, läßt die Fäden nun zwirnen, moulliniren, entweder zu der stärkern Organsin, die zum Aufzug der Zeuge, oder zu der schwächern Trame, die zum Einschlag gebraucht wird. Die stärkern Seidenzeuge sind Atlas, Sammt, Satin Grec u. a.; Taffet, Flor, Crep u. a. sind die leichtern. Außerdem wird viel zu Band und Halbseidenzeugen mit Wolle, Baumwolle und Linnen verwebt. Diese eigentliche Fabrikation seidener Stoffe beschäftigt in Europa viele Millionen Hände. — Hinsichtlich des wohlthätigen Thieres, welches das feine Gespinnst liefert, ist noch zu bemerken, daß es mehrere Arten giebt, deren Seide sich von einander unterscheidet. Die wichtigsten sind: 1) die chinesische Raupe, welche die größten, glänzend-weißen Cocons spinnt, das eigentliche Merino der Seidenzucht; sie gedeiht nach den neuesten Versuchen auch im nördlichen Deutschland vortrefflich; 2) die Raupe von Novi in der Lombardei, die ebenfalls eine weiße Seide giebt, und 3) die gewöhnliche, bisher gefütterte Raupe, welche eine grünliche, auch wohl strohgelbe Seide spinnt, die aber vom Fabrikanten nicht so gern gekauft wird, als jene, weil sie das Färben erschwert. Uebrigens steht die in Deutschland erzeugte Seide der ausländischen auch nicht im geringsten nach; ja, man hat bemerkt, daß die in kältern Gegenden entstandenen Gespinnste feiner waren, als die aus südlichern Gegenden, wie man denn schon im Mailändischen die Cocons von den Gebirgen um ein Bedeutendes theurer bezahlt, als die von den Ebenen. Die Literatur des Seidenbaues ist ziemlich bedeutend. Die meisten Verdienste um diesen Culturzweig hat der im J. 1819 verstorbene berühmte Graf Dandolo bei Mailand durch viele Schriften, in denen er seine wichtigen Erfindungen veröffentlichte; sein Nachfolger in der Schriftstellerei über Seidenbau ist Mathieu Bonafons bei Turin. Für Deutschland sind die Hauptbücher von dem baierischen Staatsrath von Hazzi (München 1826, 4.) und von dem preußischen Regierungsrathe Wilh. von Türk (Potsdam 1829, 3 Thle. 8.). Außer diesen enthalten die kleinern Schriften von Zincken (Braunschweig 1829), v. Liechtenstern (Berlin 1828, 2. Aufl.), Kettembeil (Nordhausen 1829, 2 Hefte) wohl zu beherzigende Vorschläge.

Seidendruck und **Seidenfärberei**. Das Färben der Seide und der Seidenzeuge, sowie das Bedrucken der letztern richten sich im Allgemeinen ganz nach denselben Principien für Färberei (s. Färben) und Zeugdruckerei (s. d.); nur führen die besondern Eigenschaften des Materials besondere Schwierigkeiten und Abweichungen des allgemeinen Verfahrens herbei. Zunächst ist nämlich die Seide den auf Baumwolle und Leinen anwendbaren Bleichmitteln unzugänglich, da sie durch Chlor dunkel gefärbt wird; völlig weiß kann man sie nur durch Anwendung der schwefeligen Säure (s. Bleichen) machen, und auch diese Bleiche ist nicht sehr haltbar, weshalb sie gewöhnlich nur angewendet wird, wo die Seide weiß bleiben soll; zu färbende Seide degummirt man gewöhnlich nur (s. Seide). Die meisten echt gefärbten Seidenzeuge werden nicht im fertigen Stücke, sondern in der Seide gefärbt, daher die Seidenfärberei vorzüglich eine Garnfärberei ist. Für Seide, welche nicht Pflanzen-, sondern Thierfaser ist, passen auch nicht dieselben Beizmittel und Farben, wie für Baumwolle. Die Hauptbeizen sind Alaun, Zinnbeize und für gewisse Fälle Eisenbeize. Als Farbstoffe dienen für Blau Indig und Kaliblau, für Roth Safflor, Rothholz und besonders Cochenille, aber kein Krapp, für Orange Orlean,

für Gelb besonders Wau, für Violett Orseille und für Schwarz ähnliche Verbindungen wie für Baumwolle. Der Druck auf Seidenzeuge unterscheidet sich, soweit er blos Tafeldruck ist, nicht von anderem Tafeldruck, und wird ebenfalls durch Dämpfe befestigt. Wo man Beizen aufdruckt und dann ausfärbt, gelten die Abweichungen der Seidenfärberei in Bezug auf Wahl der Beizen und Farben ebenfalls, doch nähert man sich hier dem Baumwollendruck bei Weitem mehr, indem hier z. B. auch Krappfarben mit Thon- und Eisenbeizen viel zur Anwendung kommen. Immer ist aber die Seidendruckerei mit größeren Schwierigkeiten verknüpft als die Baumwollendruckerei.

Seidenhase, s. Kaninchen.

Seidenpflanze (Asclepias syriaca) ist ein in Syrien einheimisches perennirendes Gewächs mit 4 — 6 Zoll langen und 1 — 2 Zoll dicken Samenbehältern. Die darin befindlichen Samen sind glatt, gefiedert und braunroth und haben eine lange, sehr feine, seidenartige Haarkrone, welche als Seide gesammelt wird. Man kann diese Seide verspinnen, doch macht man dem daraus gefertigten Zeuge den Vorwurf, daß es sich leicht ausfasere und brüchig werde. Am Besten eignet sich das Product zur Bereitung der Watte. Die Stengel der Pflanze enthalten einen dem Flachs und Hanf ähnlichen Bast. Der sehr scharfe Milchsaft der Pflanze kann als Fliegengift benutzt werden. In Deutschland trifft man diese Pflanze oft als Ziergewächs. In Nordamerika wird die Pflanze, wie Spargel zubereitet gegessen.

Seidenraupe. Der Seidenwurm, oder richtiger die S., ist die Raupe des Seidenschmetterlings, Phalaena bombyx mori, welcher ursprünglich in China zu Hause ist. Die Eier (Grains), aus denen die Raupe kriecht, sind anfangs grünlich, werden dann rothgrau und endlich aschgrau, sehr ähnlich dem Mohnsamen. Der Schmetterling legt sie im Sommer, worauf die Wärme des folgenden Frühjahrs sie ausbrütet. Die Raupe hat 12 Ringe, an jeder Seite 9 Luftlöcher zu Athmungswerkzeugen, die Haut ist glatt, die Farbe anfänglich kastanienbraun, ändert sich aber in den folgenden Perioden in's Gelblich-weiße oder Lederfarbene. Sie nährt sich allein von den Blättern des Maulbeerbaums. Das Gewicht erreicht in etwa 30 Tagen das 4000fache des Ei's, aus dem die Raupe kroch. Wenn durch das schnelle Wachsthum die das Thier umgebende Haut zu enge wird, so streift es dieselbe ab, häutet sich; dies geschieht bei der gewöhnlichen Seidenraupe 4, bei einer Abart derselben 3mal. Sie heftet dabei die alte abzulegende Hülle mit einem Faden irgendwo an, und streift sie dann nicht ohne Anstrengung ab. Nachher befindet sie sich in einer Art von Erstarrung, uneigentlich Schlaf genannt, wo sie keine Nahrung zu sich nimmt; bald aber erwacht ihr ganzer Appetit, der auch nicht eher gestillt wird, als bis die nächste Häutung eintreten will. Nach der letzten Häutung frißt sie erstaunlich viel: aber bald vergeht auch diese Eßlust, das Thier wird unruhig und strebt aufwärts zu kriechen. Hat es einen schicklichen Platz gefunden, so fängt es an, sich einzuspinnen. Hierzu gebraucht die Raupe einen Stoff, der sich in zwei, längs des Rückens liegenden, Kanälen bildet, und welcher in Form eines doppelten Fadens aus dem Maule quillt, den das Thier mit den Vorderfüßen sehr geschickt in Eins zu verbinden weiß. Wenn die Raupe sich einspinnen will, so zieht sie zunächst ein sehr loses Gewebe in weiterem Umkreise um sich her (die sogenannte Flockseide); inmitten dieses lockern Gewebes bildet sie nun das eigentliche Cocon, auch Gallette genannt, aus einem einzigen Faden, dessen Länge man bis 1000 Fuß gemessen hat. Unter dieser dichten Hülle verschwindet das webende Thier bald dem Auge des Beobachters, und es geht nun, indem es sich nochmals im Stillen seiner Raupenhaut entledigt, jene merkwürdige Umwandlung zur Puppe, und bald nachher zum Schmetterling vor. Nach einiger Zeit fängt dieser an, das Innere seines selbstgeschaffenen Grabes mit einem scharfen Safte zu erweichen und bricht, je nachdem die Temperatur ist, nach 14 bis 20 Tagen mühsam aus der durchbohrten Hülle nun als vollkommenes Thier hervor. Er hat die Länge von 1, die Breite von 1½ Zoll, mit schmutzig-weißen Flügeln, die er jedoch nie zum Fluge gebraucht. Die Natur hat sie ihm wahrscheinlich nur zur geschlechtlichen Anlockung gegeben, indem er damit ein schnurrendes Geräusch macht. Bald nach dem

Auskriechen paaren ſich die Geſchlechter, das weibliche Thier legt einige Tage hindurch bis 500 Eier, und Beide ſterben bald nachher, ohne irgend eine Nahrung zu ſich genommen zu haben.

Seidenſticker, Georg Friedrich Karl Theodor, geb. 1793 oder 1797 zu Göttingen, beſuchte bis zu ſeinem zwölften Jahre das daſige Gymnaſium, kam dann mit ſeinem Vater nach Moringen, und trat 1811, um ſeiner Militärpflicht noch vor dem Beginn ſeiner akademiſchen Studien zu genügen, beim erſten weſtfäliſchen Huſarenregiment ein. Er machte den ruſſiſchen und ſächſiſchen Feldzug mit, wurde im Juli 1813 Lieutenant bei den Garde-Chevauxlegers, gerieth aber in demſelben Jahre in öſterreichiſche Gefangenſchaft. In öſterreichiſchen Dienſten wohnte er den folgenden Feldzügen von 1813 und 1814 bei. Nach dem Frieden nahm er ſeinen Abſchied, und kehrte nach Göttingen zurück, wo er zu ſeiner weitern Vorbereitung anderthalb Jahre Privatunterricht nahm und dann die Univerſität bezog, um Mathematik zu ſtudiren. Hierauf gab er einige Zeit Privatunterricht in Göttingen. Da ſeine Bemühungen um eine angemeſſene Anſtellung fehlſchlugen, fing er an, bei dem Advocaten Eggeling zu arbeiten. In dieſem Verhältniß blieb er bis Michaelis 1822; dann ſtudirte er die Rechtswiſſenſchaft und wurde 1824 Advocat. Er betrieb nun in Göttingen die juriſtiſche Praxis und erwarb ſich durch Fleiß, Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit in einem weitläufigen Geſchäftskreiſe die Achtung und das Vertrauen des Publikums in einem hohen Grade. An den Unruhen in Göttingen im J. 1831 betheiligte er ſich mit großem Eifer und wurde daher auch zum Commandanten der neu errichteten Bürgergarde erwählt. Nach erfolgter militäriſcher Beſetzung der Stadt ſuchte er zu flüchten, wurde aber ergriffen und nach Celle abgeführt. Auf den Grund der gegen ihn geführten Criminaluntersuchung wurde er 1836 zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt und dieſes Urtheil 1838 in der zweiten und 1840 in der dritten Inſtanz beſtätigt. Freunde, insbeſondere Itzſtein, ſorgten für ſeine Frau nebſt ihren fünf unerzogenen Kindern, die ſich in großer Verlegenheit befand. Im J. 1845 wurde ſeine lebenslängliche Gefängnißſtrafe in Landesverweiſung verwandelt, indem S. das Verſprechen gab, ſich nach Amerika überzuſiedeln, wohin er ſich im Nov. 1845 einſchiffte und wo er mit Feierlichkeiten empfangen wurde und bald die nöthige Unterſtützung fand.

Seidenweberei unterſcheidet ſich in der weſentlichen Einrichtung des Stuhls nicht von der Baumwollenweberei, nur macht die Zartheit des Materials bei der Anwendung von Maſchinenſtühlen viel Schwierigkeiten. Da die Muſterweberei zuerſt in Seide einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichte, ſo gehört auch die Erfindung der jetzt allgemein auf Baumwolle angewendeten Jacquardmaſchine der S. an. Die Centralpunkte der S. ſind im Allgemeinen Lyon, beſonders für Modeſtoffe leichter und mittlerer Schwere; die Schweiz (Zürich, Baſel u. ſ. w.), für leichte ſeidene Zeuche; Mailand, Wien u. ſ. w., im Norden Crefeld u. ſ. w. für ſchwere Meubles- und Kleiderſtoffe; doch werden faſt an allen dieſen Orten verſchiedene Arten von Seidenzeuchen gefertigt; auch Berlin und in Sachſen Annaberg und Frankenberg concurriren in gewiſſen Branchen in neuerer Zeit mit Frankreich, das aber in Originalität und Eleganz der Muſter immer noch den Vorrang behauptet. Seidene Bänder werden beſonders in Baſel, Zürich, Saint-Etienne u. ſ. w. verfertigt.

Seidenzeuche heißen allerlei theils ganz aus Seide, theils zum Theil aus Seide gewebte Zeuche. Die Verſchiedenheit der S. iſt nicht minder groß als die der Baumwollenzeuche und auch hier bringt jede kleine Veränderung neue Namen hervor, ſo daß wir uns hier nur darauf beſchränken, die Hauptclaſſen der S. anzudeuten. Dieſelben ſind: 1) Glatte, leinwandartig gewebte. Hierher gehören die Taffete, Florence, Marcelline u. ſ. w.; enthalten ſie im Schuß mehrfache und dadurch beſonders ſtarke Fäden, entweder allein oder im Wechſel mit dünnern, ſo daß ſie gerippt oder gekörnt erſcheinen, ſo nennt man ſie Gros (Gros de Tours, Gros de Naples u. ſ. w.); der Camelot iſt eine Abänderung des Gros de Tours. Durch Anwendung verſchieden gefärbter Seide in Schuß und Kette und durch Moiriren entſtehen wieder neue Effecte. Mit auseinanderliegenden Fäden

sind die Gazearten und Beuteltuche von Seide gewebt; doch eigentliche Gaze von Seide kommt selten vor. Flor und Krepp sind S., in deren Kette und Schuß rechts und links gezwirnte Fäden wechseln, wodurch es möglich wird, denselben durch die nachherige Operation des Kreppens die bekannte krause Beschaffenheit zu ertheilen. 2) Geköperte. Dahin gehören Levantine, Serge, Croisé u. s. w. und die Atlasse. 3) Unzählig sind die Verschiedenheiten der gemusterten, damastartigen und broschirten Seidenzeuche. 4) Sammetartige Seidenzeuche sind der eigentliche, gerissene oder ungerissene, glatte oder gemusterte Sammet, der seidene Velpel und Plüsch.

Seidl, Joh. Gabriel, geb. zu Wien am 20. Juni 1804, ein gemüthvoller lyrischer Dichter, und durch eine gewisse Originalität ausgezeichnet, aus der seine österreichische Heimath und die Gebirgsgegend sprechen. Nach dem Wunsche seines Vaters, der Hof- und Gerichtsadvocat war, widmete er sich dem Studium der Rechte, kam nach dessen Tode in eine sehr dürftige Lage und erhielt nach vollendeten akademischen Studien ein Lehramt zu Wien (1829); später kam er als Professor an das Gymnasium zu Cilly in Untersteirmark und ward 1840 Custos des Antiken- und Münzcabinets in Wien. Er ist als Mensch so liebenswürdig, wie als Dichter. Von ihm sind erschienen: „Dichtungen" (Wien 1826, 2 Bde.), „Bifolien" (ebendas. 1826), „Schillers Manen" (ebendas. 1826), „Erzählungen" (ebendas. 1827). Von seinen dramatischen Werken ist am bekanntesten die Bearbeitung des „Maçon" von Scribe. Am meisten aber ist sein Name gefeiert wegen der „Flinserln, östreichischi G'stangl'n, G'sangl'n und G'schicht'ln" (Wien 1828—30, 3 Hefte), die von ähnlichen volksthümlichen Liedern Hebel's alemannischen Liedern am nächsten stehen. Noch erwähnen wir seine „Episoden aus dem Roman des Lebens" (Wien 1839); „Pentameron" (Wien 1843); „Gedichte in niederösterr. Mundart" (Wien 1844), und das Taschenbuch „Aurora", das er seit 1828 herausgiebt. Als Dramatiker versuchte er sich in dem Dramolet „das Veilchen."

Seidler, Johann Friedrich August, Hofrath und Professor, Philolog, geb. am 16. April 1779 zu Osterfeld, einem Städtchen bei Zeitz. Nachdem er von 1798—1801 in Wittenberg Theologie und Philosophie studirt hatte, nöthigten ihn Vermögensumstände, in das älterliche Haus zurückzukehren. Doch wurde es ihm von 1803 an möglich, besonders durch Hermann's Unterstützung, in Leipzig weiter zu studiren und hier wendete er sich ganz dem classischen Alterthum zu, wofür er von jeher eine besondere Vorliebe gehabt hatte. Nachdem S. eine Zeit lang Lehrer an der Nicolaischule in Leipzig gewesen war, ging er 1817 als Professor der griechischen Literatur und Mitdirector des philologischen Seminars nach Halle. Doch gab er diese Stelle 1824 aus Familienverhältnissen auf und lebte in Lindenau bei Leipzig, dann auf dem Landhause bei Eisenberg, darauf in Krossen bei Weißenfels, wendete sich aber 1846 wieder nach Leipzig, wo er bei Begründung der Akademie der Wissenschaften als Mitglied aufgenommen wurde. Sein wichtigstes Werk ist „De versibus dochmiacis" (Lpz. 1811, 2 Abthlgn.). Von seiner versprochenen Ausgabe des „Euripides" sind nur 3 Bände erschienen, welche die Troades, Electra und Iphigenia in Tauride enthalten (Lpz. 1812 u. 13). Zu erwähnen ist noch seine „Brevis disputatio de Aristophanis fragmentis" (Halle 1818, 4.).

Seidschütz oder Saidschütz, ehedem Hagecice genannt, Dorf im Leitmeritzer Kreise, $2^1/_2$ Stunde von Bilin, bekannt durch sein Bitterwasser, dessen Quellen ein Landmann, Matthias Loos, entdeckte. Das Wasser wird theils versandt, theils wird durch chemische Operationen daraus Bittersalz, Magnesia und Glaubersalz bereitet. Vgl. Reuß „Das Seidschützer Bitterwasser" (2. Aufl., Prag 1843).

Seife, ein allgemeiner Name für Mischungen von Fett, Wasser, Weingeist, Alkali rc. Die gemeine Hausseife ist ein Gemisch von Talg und Kalilauge, welches mit einer angemessenen Menge Kochsalz geschieden wird. So wird sie im Großen in Seifensiedereien gewonnen. Gewöhnlich aber nimmt man Aschenlauge, ungelöschten Kalk und Talg, kocht diese Mischung in einem Kessel, scheidet den Seifenschleim durch Kochsalz und gießt ihn in hölzerne Formen. Auch findet man Siedereien, welche sie durch Kochen des Talgs mit Aetznatron-

lauge bereiten. Die Kaliseife, eine aus Oel, Talg oder Fett, mit einer hinreichenden Menge wässrigen Kalis (Meisterlauge), Holzasche oder Kalk gekochte schmierige, schlüpfrig zähe Masse wird, mit Braunstein gefärbt, schwarze, und mit Eisen- und Kupfervitriol versetzt, grüne Seife genannt. Von Natronseife giebt es zwei Arten: 1) Oelseife, welche aus einem Theil reiner Aetznatronlauge und zwei Theilen reinem Olivenöl gemacht wird und in ganz reinen Mischungen medicinische Seife giebt; die in Frankreich, Spanien, Italien ꝛc. im Großen auf diese Art bereitete Seife heißt venetische, spanische und alicantische, und unterscheidet sich von der medicinischen nur durch geringere Reinheit. Sie wird ebenfalls zum Waschen, aber auch zu Pflastern gebraucht. In Weingeist aufgelöst, giebt sie den bekannten Seifenspiritus. 2) Talgseife oder die erwähnte gewöhnliche Hausseife unterscheidet sich von der erstern durch größere Härte, weil der Hauptbestandtheil talgsaures Natron ist. Die concentrirte, geistige Lösung derselben erstarrt beim Erkalten zu einer festen, gallertartigen, durchsichtigen Masse — Opodeldoc. Die Seifensiederlauge ist ätzendes Natron in Wasser chemisch aufgelöst. Die Starkey'sche S. besteht aus Terpentinöl und Kali, und wird in Pillen als Medicin gegeben. Die Guajakseife ist Guajakharz und Kali, und ist auch Arznei. Beide heißen allgemein Harzseife. Mandelseife besteht aus Mandelöl und Natron, und giebt, mit wohlriechenden ätherischen Oelen vermischt, die verschiedenen Arten der wohlriechenden S. Der sogenannte Seifenstoff (Saponin) ist ein Product der ägyptischen Seifenwurzel. — Die S. soll eine Erfindung der Gallier sein im 1. Jahrh. n. Chr., wie Plinius erzählt. Doch lernte man erst später allgemeinen Gebrauch davon machen.

Seifenwerke nennt man die Ablagerungen nutzbarer Mineralien in aufgeschwemmtem Gebirge, aus denen die Erze durch Wäschen gewonnen werden. Am berühmtesten sind die Gold- und Platinaseifenwerke in Südamerika.

Seigneur, vom latein. Senior, d. i. der Aeltere, hieß ehedem in Frankreich Derjenige, welcher als Lehn oder freies Allod ein erbliches Territorium oder wenigstens darüber die hohe oder niedere Gerichtsbarkeit (Seigneur justicier) besaß. Ein solches Territorium nannte man Seigneurie, den Inbegriff der Rechte aber, die an demselben hafteten, Seigneuriage. Später jedoch wurde unter dem letztern Worte besonders das königl. Münzrecht verstanden. Gegenwärtig bedient man sich des Titels Seigneur nur gegen souveräne Fürsten; Prinzen, Herzöge, Erzbischöfe werden Monseigneur titulirt. Die Verkürzung von Seigneur ist Sire, soviel als gnädiger Herr, welches Wort früher ebenfalls eine weitere Anwendung hatte, jetzt aber nur bei Anreden an Monarchen gebraucht wird. Noch bis zur Julirevolution erhielten in Frankreich auch die Minister und Großwürdenträger den Titel Seigneur. Grandseigneur heißt im gesellschaftlichen Leben Derjenige, dessen Sitten und Lebensart den Mann von vornehmer Abkunft und großem Vermögen verrathen.

Seikhs, s. Sikhs.

Seiler, Georg Friedrich, geb. den 24. Octbr. 1733 zu Kreussen bei Baireuth, war der Sohn eines armen Töpfers. Er studirte zu Baireuth und Erlangen, wurde 1761 Diaconus zu Neustadt an der Haide, 1764 Diaconus zu Koburg und erregte hier durch seine Schrift „Ueber den Geist und die Gesinnungen des vernunftmäßigen Christenthums" (Kob. 1769; 10. Aufl. 1779) so großes Aufsehen, daß ihn die ansbachische Regierung 1770 als ordentlichen Professor der Theologie nach Erlangen berief. Hier wurde er 1772 Universitätsprediger, 1773 Geh. Kirchenrath, erster Consistorialrath im Consistorium in Baireuth und 1778 noch überdies Superintendent, Pastor an der Hauptkirche und Schulrath des Gymnasiums. Er starb am 13. Mai 1807. Am berühmtesten ist er durch seine für das Volk berechneten Schriften geworden, von denen wir „Das Erbauungsbuch", „Die Religion der Unmündigen" (17. Aufl.), „Das Lesebuch für den Bürger und Landmann" (14. Aufl.), „Die Geschichte der geoffenbarten Religion" hervorheben. Unter seinen gelehrten Büchern tragen viele den Stempel des Mittelmäßigen und der Eilfertigkeit, wie es bei ihrer großen Menge und der vereinten ausgezeichneten praktischen Wirksamkeit

Seiler's kaum anders erwartet werden kann. Seinen theologischen Ueberzeugungen nach gehörte er dem rationalen Supernaturalismus an, den er in populärer Fassung dem Volke nahe zu bringen suchte.

Seiler, Burkhard Wilhelm, sächsischer Hof- und Medicinalrath, Director der chirurgisch-medicinischen Akademie und Thierarzneischule zu Dresden, ist der Sohn des Theologen Georg Friedrich S. und geboren zu Erlangen am 11. April 1779. Nachdem er in seiner Vaterstadt studirt, 1799 eine tüchtige Schrift: „Anatomiae corporis humani senilis specimen" herausgegeben, und in Berlin, Wien und Italien sich noch mehr vervollkommnet hatte, ward er 1802 Prosector an der Universität zu Wittenberg und später ebendaselbst Professor, zugleich thätig als praktischer Arzt. Die Kriegsunruhen veranlaßten ihn 1813, nach Schmiedeberg zu gehen, von wo er 1814 nach Dresden berufen ward, um im Auftrag des russischen Gouvernements einen Plan zur Umgestaltung des Collegium medico-chirurgicum zu entwerfen, der dann auch befolgt ward. Nach der Theilung Sachsens ging er nach Schmiedeberg zurück, schlug jedoch ein ihm angebotene Professur an der Universität zu Halle aus und folgte dem Rufe als Director der am 3. August eröffneten chirurgisch-medicinischen Akademie zu Dresden, die durch ihn mit ins Leben getreten war, und als Professor der Therapie, Physiologie und gerichtlichen Arzneikunde an ebenderselben Anstalt, mit welcher auch die Thierarzneischule vereinigt ward. Im J. 1824 trat er in die Regierung ein, nachdem die Akademie in Folge der Aufhebung des Sanitätscollegiums mit der Prüfung der gar nicht oder im Auslande promovirten Aerzte, der Wundärzte und Hebammen, auch mit der medicinischen Polizei beauftragt worden war. S. erwarb sich als Lehrer und praktischer Arzt, sowie als Regierungsmitglied allgemeine Achtung. Er war es auch, der Dresdens anatomische und zootomische Sammlungen gründete und für Künstler ist er wichtig durch seine für sie berechneten Vorlesungen über Anatomie. Seine Schriften sind sehr zahlreich. Außer mehreren Programmen und in Zeitschriften zerstreuten Aufsätzen gab er heraus: „Die Gebärmutter und das menschliche Ei in den ersten Schwangerschaftsmonaten" (1832); „Beobachtungen ursprünglicher Bildungsfehler und gänzlichen Mangels der Augen" (1833); „Naturlehre des Menschen, mit Bemerkungen aus der vergleichenden Anatomie, für Künstler und Kunstfreunde" ꝛc. Er starb auf der Rückreise aus dem Bade Gastein am 27. Septbr. 1843 zu Freiberg.

Seine, Fluß im nordöstlichen Frankreich, entspringt auf dem Cote d'or zwischen Chanceaux und St. Seine, fließt nordwestlich durch die Departements Cote d'or, Aube, Seine-Marne, Seine, Seine-Oise, Eure und Niederseine und mündet in den Canal bei Havre. Nebenflüsse von ihm sind auf der linken Seite: die Yonne, der Loing und die Eure; auf der rechten: die Aube, Marne und Oise. Schiffbar wird die Seine beim Dorfe Marcilly. Bis Paris ist sie 200—400 Fuß, bei ihrer Mündung aber 1 Meile breit; ihr Stromgebiet beträgt 2140 □M. Die wichtigsten Städte an ihr sind: Chatillon, Troyes, Melun, Paris, St. Cloud, St. Germain en Laye, Rouen, Honfleur und Havre. Nach ihr werden folgende 4 Departements genannt: 1) Seine, ein Theil der ehemaligen Provinz Isle de France, begreift Paris und seine Umgebungen in sich, ist $8^1/_2$ □M. groß, mit 1,364,467 Einw. Es wird von der Seine und Marne bewässert, ist eben und wird in die Bezirke von Paris, St. Denis und Sceaux eingetheilt. Es gehört zur ersten Militärdivision. 2) Seine und Marne, auch ein Theil von Isle de France, $107^6/_{10}$ □M. groß, mit 340 212 Einw. Es bildet eine weite, von der Seine, Marne und Yonne durchschnittene Ebene, ist fruchtbar, hat schöne Waldungen und Weinberge; es wird in die Bezirke von Melun, Coulommiers, Fontainebleau, Meaux und Provins eingetheilt. Die Hauptstadt ist Melun. 3) Seine und Oise, auch ein Theil der Provinz Isle de France, mit 102 □M. und 474 955 Einw. Es ist eine höchst fruchtbare Ebene, die von der Seine, Marne und Oise bewässert wird. Es wird in die Bezirke von Versailles, Rambouillet, Mantes sur Seine, Pontoise, Corbeil und Etampes eingetheilt. 4) Nieder-Seine, ein Theil der Normandie, $109^3/_4$ □M. groß, mit 757,990 Einw. Es ist eine fruchtbare, mit vielen Wäldern bedeckte Ebene, die von der Seine durchschnitten wird.

Industrie, Handel, Viehzucht und Fischerei sind bedeutend. Es wird eingetheilt in die Bezirke Rouen, le Havre, Yvetot, Dieppe und Neufchatel. Hauptstadt ist Rouen.

Seinsheim, Karl Aug., Graf von, ward geb. am 17. Februar 1784 zu München, studirte zu Landshut und Göttingen, und ward, seit 1808 im Staatsdienste thätig, erst Kreisregierungsrath zu Trient, kam 1809 in gleicher Eigenschaft nach Straubing, 1810 nach Salzburg und 1817 nach München. Im J. 1824 wurde er hier Regierungsdirector, 1832 Generalcommissar und Präsident des Isarkreises, sowie Mitglied des Staatsraths und im April 1840 Chef des Finanzministeriums, welche Stellung er aber bei der Katastrophe im Februar 1847 niederlegte und Staatsrath wurde. Er hat sich auf den Landtagen bekannt gemacht als eifriger Vertheidiger der Aristokratie, der Monarchie und der katholischen Kirche. Die Errichtung neuer Klöster fand an ihm einen Hauptfürsprecher. Seine Ansichten und Bestrebungen fließen jedoch aus innigster Ueberzeugung, und sein Charakter verdient alle Achtung. Auch ist er ein großer Beförderer der Künste und Wissenschaften. Der König Ludwig hatte ihm sein volles Vertrauen geschenkt und ließ sich in der Regel auf seinen Reisen von ihm begleiten.

Seiten einer geradlinigen Figur heißen die sie einschließenden Linien, von einer Ecke zur andern genommen; Seitenflächen eines eckigen Körpers (Polyeders) heißen die ihn einschließenden Flächen, Seite einer Potenz heißt ihre Grundzahl oder Wurzel.

Sejanus, L. Aelius, der berüchtigte Günstling des außer ihm Niemandem trauenden Kaisers Tiberius, war der Sohn eines römischen Ritters Sejus Strabo und von einem Aelius adoptirt, daher sein Name. Eine treffliche Charakteristik dieses den Kaiser an Verworfenheit noch übertreffenden Mannes entwirft Tacitus in den Ann. 4, 1. In seiner Jugend hatte S. dem berüchtigten Schlemmer Apicius zur Befriedigung unnatürlicher Lüste gedient. Sein für den Staat höchst verderblicher Einfluß auf den Kaiser dauerte acht Jahre, von 23 n. Chr., wo er Anführer der kaiserl. Leibwache (praefectus praetorio) wurde, bis zu seinem Sturze 31. Die Prätorianer wurden noch mehr eine Geißel für das Volk, als S. für sie eigene Casernen (castra praetoriana) am Viminalischen Hügel bauen ließ; es war dies zugleich ein wichtiger Schritt zur Vollendung der Monarchie und zur Vernichtung jedes schwachen Schimmers der alten Volkssouveränität. Der den S. fast mehr als den Kaiser fürchtende Senat war ihm ein Werkzeug zur Vollführung von Hinrichtungen, Verbannungen und andern Grausamkeiten. Von Anfang an den Plan auf die oberste Gewalt verfolgend, räumte er des Tiberius Sohn, Drusus, seinen nächsten Nebenbuhler, durch Gift aus dem Wege; die Verbannung von des Germanicus Wittwe Agrippina und ihres ältesten Sohnes Nero, und der Tod Beider, jener durch Selbstmord, dieses durch Hunger, war sein Werk; der zweite Sohn des Germanicus, Drusus, wurde im Gefängnisse getödtet. An des Kaisers Entschlusse, Rom zu verlassen und seinen Aufenthalt erst in einigen Städten Campaniens, dann auf der Insel Capreä (jetzt Capri) zu nehmen, hatte neben seinem eigenen Wunsche, sein durch Ausschweifungen entstelltes Gesicht zu verbergen und dabei ungestört seinen Lüsten zu fröhnen, S. den größten Antheil. Wenigstens konnte dieser in Rom seine Absichten ungestörter verfolgen und es kam so weit, daß seine Statue neben denen der kaiserlichen Familie aufgestellt und verehrt wurde. Da beschloß Tiberius in einem Augenblicke zufälliger Nüchternheit und Besinnung, sich seiner zu entledigen. Doch wußte er ihn sicher zu machen, hielt ihn in seinem Plane, eine kaiserliche Prinzessin zu heirathen, durch halbe Versprechungen hin, und endlich wurde S. durch List in die Senatsversammlung gelockt, wo sein Verhaftsbefehl vorgelesen werden sollte. Am Anfang der Sitzung hatte man ihm die tiefste Ehrfurcht bezeugt, jetzt wurde er unter Verwünschungen und Mißhandlungen ins Gefängniß geschleppt, das Todesurtheil, das Tiberius nicht ausdrücklich ausgesprochen hatte, vom Senate gefällt und noch an demselben Tage vollzogen. Sein Körper, auf die Gemonischen Stufen hingeworfen, ward vom Pöbel drei Tage lang in den Straßen Roms umhergezogen. Darauf wurden seine Verwandten und Anhänger (darunter nach Dodwell's und Lipsius' Vermuthung auch der Geschichtsschreiber Vellejus Paterculus) mehrere Tage lang theils hingerichtet, theils in einem förm-

lichen Blutbade gemordet. S.'s Nachfolger als praefectus praetorio wurde Macro. Wie es heißt, hatte S. des Kaisers Vertrauen und Gunst dadurch ganz gewonnen, daß er, als sie einmal in einer Grotte beisammen waren, die einstürzende Decke aufhielt.

Sekten. Dieser Name mußte seiner Grundbedeutung nach (Abtheilungen) überall angewendet werden können, sich von irgend einer herrschenden Ansicht in Religion, Politik, Wissenschaft und Kunst, Philosophie rc. als Individuen abzusondern, die ihre Ueberzeugung mit der herrschenden Ansicht nicht vereinigen zu können glauben. Nach dem jetzt üblichen Sprachgebrauch nennt man aber nur die kleineren Religionsgesellschaften Sekten, welche sich von einer herrschenden, größern Kirche getrennt haben und einen gesonderten Verein bilden. Solche Sekten finden sich in dem Gebiete jeder positiven Religion und entstehen mit einer gewissen Nothwendigkeit durch die verschiedene Auslegung der Offenbarungsurkunden und den Widerwillen des Individuums, seine subjective Meinung einer objectiven Wahrheit zu unterwerfen. Das Judenthum hat unter den Weltreligionen wegen seiner innern Starrheit die wenigsten Secten hervorgebracht; bekannt sind die Samariter und die Karaïten, welche den Talmud verwerfen. Im Islam dagegen sind die Secten sehr zahlreich; man unterscheidet die Hauptparteien Sunniten (Türken) und Schiiten (Perser), welche Letztere die Sunna (Tradition) verwerfen und von den Nachfolgern Mohammed's besonders den Ali verehren. Ueberhaupt schließen sich im Islam die einzelnen Sekten meist an verschiedene Häupter in der Familie des Propheten (Imams) an, befolgen aber auch verschiedene Auslegungsweisen des Korans. Das Christenthum hat bei der ihm einwohnenden Fülle der Entwickelung eine Menge von Sekten hervorgetrieben (bis jetzt nahe an 300); in der Gegenwart zählt man etwa 70, wovon bei weitem die meisten in England und Nordamerika vegetiren. Man kann die christlichen Sekten in folgende große Classen zerlegen. 1) Sekten, welche die Christuslehre mit einem fremden Religionssystem vermischen oder von Standpunkten eines bestimmten philosophischen Systems construiren: Judenchristen, Gnostiker, Manichäer. 2) Sekten, welche in einem bestimmten Satze von der Dogmatik der herrschenden Kirche abweichen. a) Lehre von der Trinität: Noëtianer, Sabellianer, ältere Unitarier, Arianer, Tritheiten, neuere Unitarier oder Socinianer. b) Lehre von der Person Christi: Nestorianer, Eutychianer, Monophysiten, Monotheleten. c) Lehre von der Sünde und Gnade: Pelagianer, Semipelagianer, Arminianer oder Remonstranten. d) Lehre von der Taufe: Mennoniten. e) Lehre von den letzten Dingen: Aeltere und neuere scholastische Schwärmer. 3) Sekten, die in ascetischer Schwärmerei ihre Ideale von Reinheit und Lauterkeit in der herrschenden Kirche nicht erfüllt sehen und sich deshalb von ihr trennen: Montanisten, Enkratiten, die Katharen des Mittelalters, die Quäker u. a. 4) Sekten, die in der Kirchenverfassung und Kirchenzucht abweichen: Donatisten, Novatianer, Meletianer, Albigenser, Waldenser, Presbyterianer, Independenten rc. 5) Sekten, die in äußern Gebräuchen abweichen: die Quatuordecimaner, Bilderstürmer, viele Sekten der griechischen Kirche rc. — Ueber die Geschichte der ältern christlichen Sekten vgl. Walch „Historie der Ketzerei" — über die neuern Grégoire „Histoire des sectes religieuses depuis le commencement du siècle dernier jusqu'à l'époque actuelle."

Selâm bedeutet in der Blumensprache einen Strauß von natürlichen Blumen, die nach einer geheimen Bedeutung gewählt und geordnet sind.

Selbstbewußtsein, s. Bewußtsein.

Selbstentzündung. Während die Entzündung von der chemischen Einwirkung verschiedener Körper auf einander herrührt und der zu entzündende Körper gewöhnlich von einem schon erhitzten Körper den Zündungsstoff erhält, so erhöht und verstärkt sich bei der S. die jedem Körper inwohnende Wärme durch sich selbst bis zu dem Grade, wo die Verbrennung beginnt. Selbstentzündungen kommen am häufigsten vor bei feuchtem Heu, bei Getreide, Dünger, Wolle, Stroh, Kartoffelkraut, und die Erfahrung lehrt, daß viele Feuersbrünste auf diese Art entstanden. Um diesem vorzubeugen, sorge man dafür, daß dergleichen Gegenstände, überhaupt alle vegetabilische Stoffe, nicht zu fest und dicht auf

einander gelegt werden, sondern daß vielmehr durch eine kühle, luftige Lage derselben der Wärmestoff verringert werde.

Selbstherrscher, s. Autokratie.

Selbsthülfe ist die Anwendung eigner Gewalt, um für eine Rechtsverletzung, sie betreffe die Person oder das Eigenthum, sich Genugthuung zu verschaffen. Dadurch, daß sie stattfindet nach geschehener Rechtsverletzung, unterscheidet sie sich von der Selbstvertheidigung, von der Nothwehr, welche gestattet ist, um einen beabsichtigten Angriff auf Ehre, Leben oder Eigenthum, eine beabsichtigte Rechtsverletzung abzuwehren. Für jedes schon erlittene Unrecht bietet in unsern civilisirten Staaten die Staatsgewalt Ersatz und die S. oder die Autodikie ist untersagt. Auch nach römischem Recht war die S. verboten; sie wurde betrachtet als Gewalt und bestraft mit dem Verluste dessen, was man durch sie hatte erreichen wollen. Sehr ausgedehnt war die S. im Mittelalter bei den germanischen Stämmen, theils deshalb, weil die persönliche Freiheit größer war, als jetzt und dem Einzelnen einem Andern gegenüber weit mehr Spielraum gelassen war, als es jetzt der Fall ist, theils auch deshalb, weil die executive Gewalt nicht stark genug war, den Gesetzen Achtung zu verschaffen, wo dann Jeder genöthigt war, sich so soweit selbst zu helfen, als seine körperliche und geistige Kraft es möglich machte. (S. Faustrecht.) Je mehr die landesherrliche Gewalt sich ausbildete, je mehr alle Macht auf den höchsten Punkt im Staate, auf den Fürsten concentrirt ward, desto mehr wurde die S. beschränkt und die Sorge für Erhaltung und Wiederherstellung des Rechtes der Obrigkeit überwiesen. Nur die höchsten Spitzen selbst behielten einander gegenüber das Recht der S. (s. Krieg).

Selbstliebe, s. Egoismus.

Selbstmord. Wodurch der Selbstmord ein solches Interesse in uns erregt, besteht vorzugsweise darin, daß wir bei dem Erhaltungstriebe, welcher jedem lebendigen Wesen eingepflanzt ist und dasselbe mit ungeheurer Gewalt gefesselt hält, mit Recht eigenthümliche Verhältnisse und ganz besondere Motive vermuthen, wenn ein Mensch im Gegensatz zu jenem Erhaltungstriebe durch den Act seiner Willkür das Leben verläßt. Das lebendige Dasein ist an und für sich schon kein bloßes Leiden, sondern Thätigkeit, Selbstgefühl, und daher Genuß seiner selbst und Empfindung der Lust, und der Gedanke des Todes, mag ihm auch durch Frömmigkeit und Religion sein Stachel genommen werden, wird uns immer nicht blos mit Ernst, sondern mit einem unwillkürlichen Schauder erfüllen. Die Furcht vor dem Tode, welche die Freudigkeit des Lebens in jedem Momente zu unterbrechen im Stande ist, ist des unsterblichen Geistes unwürdig, allein wir brauchen uns des Bekenntnisses nicht zu schämen, daß wir Freude am Leben haben und nicht ohne Wehmuth an unsere irdische Vergänglichkeit und an den Tod denken. Jedoch ist die Gleichgültigkeit gegen das Leben und die trübsinnige Abgestorbenheit gegen die Gaben, welche dasselbe bietet, noch weit von dem Gedanken des Selbstmordes entfernt, und wie sehr jene Gleichgültigkeit oft nur eine scheinbare ist, wiewohl Mancher sich derselben wie einer Heldenthat rühmt, zeigt sich, wenn es mit dem Absterben Ernst wird; dann wacht das Leben von Neuem wieder auf und reagirt gegen seine Zerstörung. Im Selbstmorde aber nimmt sich das Lebendige selbst das Gegentheil seiner. Diese Macht kann nur dasjenige Lebendige haben, welches nicht blos mit seinem Leben in unmittelbarer Einheit sich selbst als Lebendiges fühlt, sondern welches zugleich über seine eigene natürliche Individualität hinaus sich selbst als absolute Allgemeinheit und an keine unmittelbare Bestimmtheit gebunden weiß. Es ist daher nicht dem Thiere, welches nicht freies Selbstbewußtsein ist, sondern nur dem Menschen möglich, sich selbst das Leben zu nehmen; der Mensch aber hat diese Gewalt dadurch, daß er als einzelnes bestimmtes Individuum, von ganz eigenthümlicher körperlicher und geistiger Beschaffenheit, doch seinem Wesen nach zugleich Ich, reines Selbstbewußtsein ist, in welchem aller weitere bestimmte Inhalt des Charakters, die ganze bestimmte Wirklichkeit der Individualität, negirt und theoretisch von der ganzen Wirklichkeit des Lebens abstrahirt ist; die praktisch ausgeführte, thatsächliche Abstraction von Allem aber ist der Selbstmord. — Sehen wir auf die Mo-

tive, wodurch der Mensch zu dieser alle weitere Handlung abbrechenden That geführt wird, so sind diese im höchsten Grade verschieden. Wird der S. im wirklichen Wahnsinne vollführt, so daß derselbe gar nicht mehr eine freie Handlung genannt werden kann, so wendet sich das Interesse nach einem andern Punkte hin, nämlich zu der Betrachtung der Seelenkrankheit. Ebenso giebt auch *die* Weise des Selbstmordes der Betrachtung eine ganz andere Wendung, in welcher derselbe als eine durch die *Sitte* (s. d.) geheiligte That erscheint. So gilt es z. B. als ein Moment des indischen Cultus, sich in die Fluthen des heiligen Ganges zu stürzen oder sich von den Rädern des heiligen Wagens zermalmen zu lassen; und bekannt ist die Sitte einiger Völker, nach welcher sich die lebende Frau mit dem Leichname des Mannes begraben läßt. Wenn wir eine solche Sitte widernatürlich finden, so müssen wir sie doch sogleich mit dem ganzen geistigen Standpunkte des Volkes in Zusammenhang bringen, um uns diese Widernatürlichkeit aus einer geistigen Bestimmtheit, sollte diese auch eine Einseitigkeit sein, erklären zu können. An diese Weise des Selbstmordes knüpfen sich ferner auch die Fälle an, in welchen derselbe überhaupt, ganz abgesehen von irgend einer Volkssitte, als eine *pflichtmäßige Selbstaufopferung* erscheint. Daß Verhältnisse im Leben eintreten, in welchen die Pflicht es gebietet, Gesundheit und Leben daran zu setzen, braucht weiter keiner Erwähnung; solche Fälle darf man aber schlechterdings nicht als S. bezeichnen, da sich mit dieser Bereitwilligkeit, das Leben der Pflicht zu opfern, die Sorgfalt für die Erhaltung des Lebens sehr wohl verträgt; daß aber Fälle eintreten könnten, in welchen die Pflicht einen wirklichen S. verlangen sollte, kann schwerlich behauptet werden; eine weitere Erläuterung dieses Punktes würde in die Pflichtenlehre gehören, und besonders in die Betrachtung der sogenannten Collision der Pflichten, welche genau genommen nur eine Collision des Bewußtseins oder eine Ungewißheit des Subjects über die Pflichtmäßigkeit einer Handlung ist. Wir bemerken über diesen Punkt nur dies, daß die Bereitwilligkeit der Selbstaufopferung gar leicht mit einer zwiefachen Täuschung verbunden sein kann; einerseits nämlich kann dies Individuum seinen eigenen Werth zu hoch anschlagen und die irrige Meinung haben, als wäre die Sache so sehr an diese eine Persönlichkeit geknüpft, daß sie ohne die Aufopferung dieses einzelnen Individuums untergehen würde; und andererseits kann das Subject die Sache verkennen, für welche es sein Leben wagt. Offenbar aber bekommt die Aufopferung seiner selbst erst durch den sittlichen Inhalt, welche sie bezweckt, ihren Werth und ihre Bedeutung; denn eine kalte Lebensverachtung findet man auch bei Mördern und Räubern. — Von den Motiven des wirklichen Selbstmordes haben wir besonders zwei zu unterscheiden und hervorzuheben. Zunächst kann der Mensch durch unverschuldetes *Unglück* zum Selbstmorde veranlaßt werden. Von einer absoluten Unmöglichkeit, irgend ein noch so bedeutendes Unglück ertragen zu können, kann nicht die Rede sein, aber wohl von einer Schwierigkeit, welche nur durch eine gewaltige Geistesstärke überwunden werden kann. Wird dem Menschen dasjenige entrissen, worin er sein eigenes Wesen und den substantiellen Gehalt seines Geistes erkennt und worin das eigenthümliche Element seines geistigen Lebens besteht, so hat natürlich das Leben für ihn keinen Werth mehr und er hat es schon vorher seinem Inhalte nach verloren, ehe er noch die wirkliche That des Selbstmordes hinzufügt. So konnte z. B. Cato nach dem Untergange der Republik das Leben nicht ertragen, weil die Freiheit der Republik sein innerstes Wesen ausfüllte. Je inniger das Selbstbewußtsein an den verlorenen Inhalt geknüpft war und jemehr dasselbe ganz darin unterging, desto schwieriger wird es dem Individuum sein, den Verlust dieses Inhaltes ertragen zu können; allein wiewohl es nur die Sache des starken Geistes ist, einen geistigen Inhalt und Zweck, eine eigenthümliche Gestalt des Lebens mit ganzer Energie zu ergreifen und sich mit ihr zu einer unzertrennlichen Einheit zu assimiliren, so sehen wir doch leicht, daß eine solche unzertrennliche Einheit mit einem bestimmten geistigen Gehalte zugleich eine Einseitigkeit und Bornirtheit ist, sobald jener Gehalt nicht das Absolute, sondern nur ein Beschränktes und Endliches umfaßt. Wer sein Selbstbewußtsein nicht in einer endlichen Bestimmtheit untergehen läßt, sondern in der Gottheit allein die ganze Wahrheit und Bestimmung seines

Wesens erkennt, wird nie den Verlust seines Wesens zu beklagen haben. Nicht immer aber hat das Unglück, um welches der Mensch sich das Leben nimmt, die hohe sittliche Bedeutung, welche das Unglück des Cato hatte, sondern leider lehrt die Erfahrung, daß sich Individuen wegen des Verlustes von Schätzen das Leben nehmen, an welche sie nie hätten ihr Herz hängen sollen; ja unbedeutende momentane Verlegenheiten sind im Stande, den Menschen zu dieser letzten That zu vermögen, wenn er ohne sittlichen und religiösen Halt, aber mit leidenschaftlicher Energie seine beschränkten Zwecke verfolgt. Je unbedeutender hier der Verlust ist, welchen der Mensch nicht zu überleben die Kraft hat, desto geringer war sein sittlicher Werth und desto schwächer und inhaltsloser sein Charakter. — Das zweite Hauptmotiv zum S. ist das Böse. Wie der Geist seinem Wesen nach göttlich ist, so reagirt er unmittelbar gegen die Sünde als gegen den Widerspruch seines Wesens; diese Reaction ist das Gewissen als die Stimme Gottes. Ueber denjenigen aber, welcher die Sünde anhäuft, und die Stimme des Gewissens leichtsinnig überhört oder unterdrückt, bricht die Verzweiflung ein, in welcher das einzelne Individuum sein innerstes Wesen zerrüttet weiß und in sich selbst gebrochen. Wenn der Mensch in dieser Verzweiflung über seine Sünde, und in der Gewißheit, sein innerstes Wesen verloren zu haben, sich selbst den Tod giebt, so haben wir diese That vorzugsweise schon als die Strafe der Sünde anzusehen. Dieser Gesichtspunkt dringt sich bei dieser Motivirung des Selbstmordes von selbst auf und in diesem Falle wäre denn die Frage, ob der S. dem Menschen erlaubt sei oder nicht, ganz unnütz und bedeutungslos. Andererseits aber hat man über diese Frage viel hin- und hergestritten und auch wohl die Erlaubtheit des Selbstmordes zu vertheidigen gesucht; besonders hat man wohl gemeint, daß der Mensch doch sicherlich sein eigener Herr sei, und auf die Bedenklichkeit, daß er nicht sich, sondern Gott angehöre, geantwortet, daß er das Geschenk des Lebens von Gott ohne seinen Willen bekommen und daher auch nach seiner Willkür müsse zurückgeben können. Mit der Erkenntniß des Wesens des Geistes ist es von selbst klar, daß der S. der Bestimmung des Menschen allseitig widerspricht. Demjenigen, welcher sein natürliches Leben überwunden und sein wahrhaftes Leben in Gott gewonnen hat, ist kein Schlag des Schicksals schlechterdings unerträglich; und demjenigen, welcher sein Herz nicht verhärtet und sich nicht in die Einzelheit seines Selbst, sondern in Gott zu vertiefen trachtet, wird Gott damit zugleich als der Versöhnte offenbar werden, welcher Niemanden verläßt. Der S. ist seinem ganzen Wesen nach recht eigentlich Gottlosigkeit. Allerdings kann die Fähigkeit, sich selbst das Leben nehmen zu können, immerhin als ein Vorzug des Menschen vor dem Thiere angesehen werden; allein so wenig die wahre Freiheit mit der Willkür zu verwechseln ist, thun und lassen zu können, was man will, so wenig ist es die Bestimmung des Menschen, daß sein Leben in diese inhaltslose Spitze der Selbstzernichtung auslaufen solle; in der wahrhaften Freiheit giebt sich das Selbstbewußtsein einen positiven sittlichen Inhalt, und damit gehört der Mensch in Wirklichkeit nicht mehr sich selbst, d. h. seiner ungebändigten Willkür an, sondern der Familie, dem Staate, Gott, und mag auch sein Wirkungskreis noch so beschränkt sein, so wird er doch durch die Einordnung in den Organismus des Ganzen ein wesentliches Moment und Glied des Lebens Aller.

Selbstthätigkeit, s. Spontaneität.

Selbstverbrennung (Combustio spontanea) soll eine, namentlich in Rußland, gar nicht seltene Erscheinung sein, obgleich es durchaus noch nicht hinlänglich erklärt ist, welcher Prozeß diese Entzündung und Verbrennung lebender menschlicher Körper vermittele. Am meisten unterliegen der S. Branntweinsäufer, hauptsächlich alte Frauen, die viel Branntwein trinken, und die Entzündung erfolgt, wie es scheint, vorzugsweise durch ein nahes äußeres Feuer; doch liegen auch hinlänglich constatirte Beobachtungen vor, nach denen Männer im mittlern Lebensalter von anerkannt mäßiger Lebensart und ohne daß brennende Gegenstände in ihrer Nähe waren, sich entzündeten und verbrannten. Nicht immer findet gänzliches Verbrennen statt, sondern oft verbrennen auch nur einzelne Glieder. Besonders auffällig bei dieser Erscheinung ist die Schnelligkeit, womit die Verbrennung zu Asche vollendet wird. Wasser vermehrt den Brand; merkwürdig ist auch, daß das selbst-

entzündete Feuer nur unmittelbar am Körper befindliche Kleider ergriff und auch diese nicht immer vollkommen zerstörte. Vgl. Frank's gekrönte Preisschrift „De combustione spontanea humani corporis" (Göttingen 1841, 4).

Seldschuken werden die in der Geschichte des Mittelalters wichtigen Dynastien aus turkomannischem Geschlecht genannt, die ihre Macht über Syrien, Persien, Mesopotamien und Kleinasien ausbreiteten. Der Ahnherr, der der Familie den Namen gab, war Seldschuk, nach Mirkhond ein Sohn Dakkak's, des vornehmsten Feldherren Bigu's, des Fürsten der Türken oberhalb des kaspischen Meeres. Nach Anderen soll er von Afrasiab, dem Könige von Turan, abstammen. Früh verwaist wurde Seldschuk von seinem Fürsten begünstigt und erzogen und im Heere als Bassaschi (Hauptmann) angestellt. Dennoch ließ sich Seldschuk verleiten, eigenmächtig in Bigu's Harem einzudringen, was zur Folge hatte, daß er, um der Rache seines Herrn zu entgehen, mit den Seinigen und seinen Freunden nach Samarkand die Flucht nehmen mußte. Hier trat er zum Islam über und vertheidigte sich siegreich gegen Belikhân, den Gouverneur von Samarkand, der ihn aus seiner Nähe zu entfernen suchte. Bokhara nahm ihn in Folge seiner Siege wohlwollend auf. Seldschuk hatte vier Söhne, von denen Michael im Kriege fiel und zwei Söhne hinterließ, Togrul Beg und Dschafer Beg, die, von Seldschuk zu Erben eingesetzt, mit großer Geschicklichkeit und Tapferkeit in Transoxanien ihre Macht zu befestigen wußten. Zur Zeit des Gasnewiden Masud drangen sie über den Oxus (Dschihun) in Khorâsân ein und boten dem Sultan ein Freundschaftsbündniß an. Dieser wies es stolz zurück, mußte aber nicht lange darauf überwunden, die Herrschaft Khorâsâns an die siegreichen Brüder abtreten (1038). So entstand 1) die Irânische Dynastie, die wichtigste unter allen seldschukischen. Ihr Stifter Togrul Beg (gest. 1063) nahm den Titel Sultan an und erhielt vom Khalifen el-Kasim bi-amri-llah, dessen Tochter er heirathete, die Würde eines Emir el omarâi, eines Oberstatthalters. Ihm folgte Alp-Arslân, der Sohn Dschafer-Beg's, bis 1073, der siegreich gegen den griechischen Kaiser Romanus focht; diesem bis 1093 Malik Schah, ein Beförderer der Wissenschaften; diesem bis 1105 Barkiarok, zu dessen Zeit das Königreich Jerusalem gegründet wurde. Seine Brüder und Nachfolger Abu Schedscha Muhammed Schah (bis 1118) und Sandschar (bis 1158) kämpften in Indien und mit den Kreuzrittern. Nach mehreren für die Geschichte minder wichtigen Regenten endete diese Dynastie mit Togrul ben Arslan 1194, der in einer Schlacht gegen Tekesch, Sultan von Khowaresm, Reich und Leben verlor. Die ganze Dynastie zählt 14 Regenten. 2) Die Kermanische Dynastie mit 11 Regenten wurde von Kaderd, dem Sohne des Dschafer Beg, 1064 gestiftet und soll 150 Jahre bestanden haben. Der letzte Regent Mohammed Schah verlor durch den Prätendenten Malik Dinar seine Herrschaft. 3) Die Rumäische Dynastie hatte ihren Sitz in Kleinasien oder Natolien. Sie ging von der Irânischen Dynastie aus, indem Malik Schah 1075 dem Soliman, dem Enkel Israel's und Urenkel Seldschuk's, ein Gebiet in Kleinasien abtrat. Er eroberte Nicäa und starb 1086. Der Centralpunkt war das alte Ikonium (jetzt Konia). Mit dem Beginn der Kreuzzüge erhielt diese kleinasiatische Dynastie politische Wichtigkeit, indem sie jederzeit die erste Vormauer für die erobernden Christenheere war. Gottfr. v. Bouillon eroberte Nicäa, als vermuthlich Kilidsch Arslan regierte. Letzterer indeß eroberte Malitene und Mosul und schlug die Kreuzfahrer 1107. Unter der Regierung seines Enkels Kilidsch Arslan ben Masûd (1156—90) eroberte Friedrich Barbarossa Ikonium. Bei weitem der größte aller Fürsten dieser Dynastie war Ala-eddin Kaikobad (1221—37). Mit der wachsenden Uebermacht der Mongolen sank die Selbständigkeit der Seldschuken. Kaikobad ben Feramordsch wurde eigenmächtig von Gazan Chân zum Herrscher erhoben. Zur Unzeit empörte sich dieser gegen seinen Oberherrn und büßte es mit dem Tode und der gänzlichen Ausrottung aller Familienglieder. 4) Die Dynastie von Haleb ging gleichfalls von Malik Schah aus, der 1079 seinem Bruder Tutusch ben Dekkak die Herrschaft von Syrien anvertraute. Er herrschte über Haleb und Damaskus, und von 1096—1114 sein Sohn Redwân, als die Kreuzfahrer

nach Jerusalem vordrangen. 5) Die Dynastie von Damaskus wurde von Dekkák, dem Sohne Tutusch's, gestiftet, der sich Damaskus bemächtigte und daselbst von 1096—1104 regierte. Seine Familie herrschte dort noch bis 1155. Viel Licht in der Geschichte der Seldschuken verbreitet Mirkhond's historisches Werk, dessen Herausgabe wir dem Professor Vullers in Gießen verdanken (Gießen 1838).

Selen, eine erst 1817 von Berzelius entdeckte schwefelähnliche Substanz. Sie ist bei gewöhnlicher Temperatur fest, spröde, in Masse dunkelbleigrau, metallglänzend, an den Kanten roth durchscheinend, und stellt zertheilt ein rothes Pulver dar. An der Luft erhitzt verbreitet das S. einen durchdringend rettigartigen Geruch, Selenoxyd, ein Gas, welches aus gleichen Theilen von Selen und Sauerstoff besteht. Selensäure bildet sich beim Zusammenschmelzen von Selen und Salpeter; sie ist so scharf, daß sie auch Gold auflöst. Es findet sich bis jetzt nur sparsam in Kupfer, Eukawit, den Tellurerzen und einigen Schwefelkiesen Schwedens, woraus es sich beim Verbrennen des Schwefels mit Salpeter und bei der Bereitung der Schwefelsäure in den Kammern als ein röthlicher Niederschlag, aber nicht rein, sondern noch mit Schwefel und metallichten Theilen vermischt absondert. So hat man Selenschwefel, Selenblei, Selenbleiquecksilber &c. Man erhält es rein, wenn man die selenhaltigen Massen mit Königswasser, Schwefelsäure, Hydrothionsäure, wieder mit Königswasser, Kali, Salmiak &c. behandelt und sublimirt. Auch gewinnt man es aus jedem besondern selenhaltigen Product auf besondere Art, worüber in Gmelin's Handbuche der Chemie das Nähere zu finden ist. Bis jetzt hat man weder in der Medicin, noch im Leben sonderlichen Gebrauch davon machen können. (Selenit ist schwefelsaurer Kalk oder Gips.)

Selene, s. Luna.

Selenographie, gebildet nach Geographie, würde im strengsten Sinne eine wissenschaftliche Darstellung der Verhältnisse des Mondes sein; letzterer betrachtet als Theil des Universums und als selbständige Schöpfung, die sich in Erscheinungen manifestirt, welche die Wissenschaft in Rücksicht auf die physische Beschaffenheit des Körpers und auf dessen Bewohner zu entwickeln hat. Es liegt auf der Hand, daß in diesem Sinne nicht von einer S. die Rede sein könne, so lange uns nicht Mittel zu Gebote stehen, wie sie böswillige Mißgunst neuerdings dem John Herschel angedichtet hat, und selbst dann noch würde der Begriff der S. enger gezogen werden müssen. Dazu gehört die Darstellung der Mondesverhältnisse, besonders so weit sie für die Erde in Betracht kommen, in verschiedene Theile der Astronomie, so daß für S. im engeren Sinne fast nur die Topographie des Mondes übrig bleibt, so weit uns diese durch Fernröhre zugänglich ist. Gleich nach Erfindung der Fernröhre versuchten Galilei, Scheiner, Schirläus, die schon mit bloßen Augen erkennbare gefleckte Oberfläche des Mondes näher zu betrachten und Zeichnungen davon zu entwerfen. Mit größerer Accuratesse wiederholte dies Hevel, Bürgermeister zu Danzig, der die ersten genauen Karten in seiner „Selenographia (1670) herausgab, welche an innerem Werthe die von Riccioli im „Almagestum novum" (1651) bei weitem übertrafen und erst durch Cassini's 1680 herausgegebene Mondkarte von 20 Zoll im Durchmesser überflüssig wurden. Hevel ging dabei von dem Gedanken aus, daß die Unebenheiten auf dem Monde unseren Gebirgen, Thälern und Gewässern entsprechen müßten, und übertrug Benennungen der Geographie auf den Mond, um bestimmte Anhaltepunkte für die Topographie zu gewinnen. Ein spanischer Astronom fand dies sehr unpassend und setzte die Namen der Heiligen dafür ein, wie z. B. den Tobias an die Stelle des Aetna und die heil. Ursula mit den 10,000 Jungfrauen an die Stelle des ägäischen Meeres mit seinen Inseln. Riccioli seinerseits, obschon Jesuit, schien sich wenig für die Heiligen zu interessiren und benannte die Mondsflecke nach berühmten Philosophen und Astronomen, unter denen er bescheiden sich die oberste Stelle vorbehielt. Sonderbar reciprirte die Zeit von Allen Etwas. Der Mond hat gegenwärtig noch immer ein stilles, ein todtes Meer, aber daneben begrüßen sich Cyrillus und Abulfeda als die nächsten Nachbarn, und Cassini bildet das Centrum einer altgriechischen Philosophengesellschaft. Die spätere

Zeit hat dies noch weiter getrieben und z. B. den armen Schröter für die Unbill, die er von den Franzosen erlitt, durch eine reiche Besitzung auf dem Monde entschädigt, in der Nachbarschaft von Copernikus und Eratosthenes. Der Gründer der wissenschaftlichen S. ist aber Tob. Mayer, der neben seinen Bemühungen für die Mondstheorie zugleich die genauesten Messungen mittelst des von ihm erfundenen Mikrometers auf der Göttinger Sternwarte vornahm, und danach 1748 eine Karte entwarf. Lichtenberg gab sie, $7^1/_2$ Zoll im Durchmesser, nach Mayer's Tode 1775 heraus. Diese Karte geht zuerst davon aus, die Lage der Mondsflecke gegen den ersten Meridian und Aequator des Mondes genau zu bestimmen und sie liegt allen folgenden mit Recht zum Grunde. Die nächsten Bemühungen für die S. gingen von Schröter zu Lilienthal aus Dieser beschränkte sich mehr darauf, durch langjährige, wiederholte Observationen die besonderen Configurationen näher zu beleuchten, den Gang der Gebirge zu bestimmen, ihre Ausdehnung und Höhe zu messen ꝛc. Seine „Selenotopographischen Fragmente" (Gött. 1791, 2 Bde., 4.) geben über Alles die genauesten Details, die später durch J. Herschel weiter verfolgt und berichtigt sind. Genauer noch wurden diese Untersuchungen von Lohrmann „Topographie der Mondoberfläche" (Lpz. 1824) geführt, woneben Mädler und Beer in Berlin eine höchst genaue Mondkarte von 3 Fuß im Durchmesser herausgegeben haben.

Selge, Stadt in Pisidien, nördlich von Perga, am südlichen Abhange des Taurus, auf Felsen gelegen, an deren Fuße der Kestron floß. Der Name wird aus dem phönicischen Selagh, Fels, abgeleitet. Die eigentliche Festung, die noch höher lag, hieß Lesbedion. Jetzt kennt man, da man in diese Berge nicht weit genug eingedrungen ist, keine Stadt an ihrer Stelle. Aus den zerstreuten Nachrichten des Polybius, Strabo, Arrian u. A. wissen wir, daß S. von kriegerischen Pisidiern bewohnt und so mächtig war, daß sie 20,000 Mann ins Feld stellen konnte. Die tiefer liegenden Thäler waren sehr fruchtbar und lieferten Wein, Oliven und besonders die wohlriechende Wurzel Iris, von deren Handel sich viele Tausende von Menschen nährten. Bei seiner Lage gelang es der Tapferkeit seiner Bewohner, sowohl gegen Antiochus von Syrien, als auch gegen die Römer ihre republikanische Verfassung zu erhalten; Letzteren bezahlten sie aber ein Schutzgeld.

Seleucia ist der Name mehrerer von Seleucus Nikator (s. d.) gegründeter Städte in Asien, von denen die an der Stätte des alten Babylon am wichtigsten war. Sie ward vom Tigris und Euphrat umströmt und war wegen ihrer Lage an schiffbaren Flüssen eine der wichtigsten Handelsstädte der alten Welt. Zu ihrer Blüthenzeit betrug die Bevölkerung S. an 600,000 Einw., worunter ein großer Theil vornehmer und reicher Griechen. Unter Kaiser Verus ward S. zerstört; ihre noch jetzt vorhandenen Trümmer heißen El-Madain. — Wichtig war auch die Stadt Seleucia in Syrien, mit dem Beinamen Pieria. Sie lag in geringer Entfernung von der See, nördlich von der Mündung des Orontes, hatte einen guten Hafen und war unter den Seleuciden so stark befestigt, daß man sie für unbezwinglich hielt. Auf ihren Trümmern steht jetzt der Ort Kepso.

Seleuciden nennt man die Regentenfamilie des syrischen Reichs, die mit ihrem Ahnherrn, dem Seleucus Nikator (s. d.), begann und bis zum Untergange des Reichs selbst, von 312—64 v. Chr., eine lange Reihe von Königen zählte, die, meist in Wollust und Schwelgerei versunken, die von ihrem Stammvater erhaltene ausgedehnte Herrschaft nicht zu behaupten vermochten. Schon die ersten Nachfolger, Antiochus I. (s. d.) oder Soter, Antiochus II., Seleucus II. und III., begingen den Fehler, daß sie, statt sich durch eine gänzlich morgenländische Regierungsweise vom Mittelpunkt des Reichs aus mit den Asiaten zu befreunden, die naturwidrige Verbindung mit Europa herzustellen und eine macedonisch-griechische Herrschaft in neuerbauten Städten zu begründen suchten. Die Folge war, daß viele Völker des Morgenlandes sich gegen ihre Herrschaft auflehnten. Antiochus III. (s. d.) oder der Große, 224—187 v. Chr., wußte noch den Verfall des Ganzen aufzuhalten; bald aber traten noch andere ungünstige Umstände ein, die seit Antiochus IV. (s. d.) oder Epiphanes das Reich der Auflösung immer näher brachten. Namentlich trug dazu bei das siegreiche Vordringen der Parther und Baktrer, sowie die Politik der Römer,

die aus eigennützigen Absichten unter den Ptolemäern, Seleuciden und kleinasiatischen Königen die Streitigkeiten nährten. Die Ueppigkeit des Hofes und Heers führte Erpressungen und Plünderungen herbei und beraubte den Staat im Innern aller Kräfte; Familienzwiste und blutige Thronstreitigkeiten wechselten mit einander ab und zerrütteten das zuletzt auf das eigentliche Syrien beschränkte Reich so, daß es Cnejus Pompejus ohne große Schwierigkeit im J. 64 v. Chr. zur römischen Provinz machte. (S. Syrien.) — Von diesen Seleuciden datirt sich eine eigene Zeitrechnung, die aera Seleucidarum, die mit dem Siege des Seleucus Nikator bei Gaza und der Wiedereroberung Babyloniens, mit dem 1. Octbr. 312 v. Chr., beginnt und im Orient, besonders auch unter den Juden, weit verbreitet war. Noch jetzt ist sie unter den syrischen Christen, bei den Arabern unter dem Namen Tarik Rumi oder Tarik Dhylkarnaim gebräuchlich.

Seleucus I. Nikator, Stifter des syrischen Reiches und der Dynastie der Seleuciden, war Feldherr Alexander's d. Gr. und erhielt nach dessen Tode Babylonien zur Statthalterschaft. In dem Kampfe gegen Eumenes kämpfte er mit Python und Antigonus gegen ihn. Die eigentliche Begründung erhielt sein Reich durch seinen siegreichen Kampf gegen Antigonus und Demetrius Poliorcetes, indem er mit Ptolemäus Lagi von Aegypten verbunden war. In diesen Kampf fällt der Sieg des Ptolemäus über Demetrius bei Gaza 312 v. Chr., von welchem die aera Seleucidarum datirt wird. Den Königstitel nahm er 307 zugleich mit Antigonus und den übrigen Feldherrn Alexander's an. Im J. 305 unternahm er den Zug gegen den indischen König Sandrocottus. Nach der Besiegung des Antigonus in der Schlacht bei Ipsus 301 kam er in den Besitz von fast allen asiatischen Ländern, die zum Reiche Alexander's gehört hatten, und breitete daheim durch die siegreiche Schlacht gegen Lysimachus bei Curupedion 282 seine Herrschaft auch schon über Thracien und Macedonien aus, als er im letzteren Lande 281 von Ptolemäus Ceraunus, einem Sohn von Ptolemäus Lagi, ermordet wurde. S. war ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Regent, der es vermochte, sein neugeschaffenes ungeheures Reich, zu dessen Hauptstadt er Antiochia machte, zu ordnen. In Asien hat er über 30 Städte erbaut, die er mit griechischen Colonisten bevölkerte. Ueberhaupt trug er sehr viel zur Verbreitung griechischer Cultur in Asien bei. Den Griechen schickte er die Bücher und Denkmäler, die ihnen Xerxes geraubt hatte, zurück. Aus Dankbarkeit stellten die Athener seine Statue am Eingange des Porticus der Akademie auf. — Seine zweite Gemahlin war Stratonice, die Tochter des Demetrius Poliorcetes, der nachher in der Gefangenschaft seines Schwiegersohnes starb. Bekannt ist die Liebe von S.'s Sohne, Antiochus, zu seiner Stiefmutter, die ihm der Vater zuletzt abtrat.

Seligersee, ein 37 Werste langer und $6^1/_2$ Werste breiter See im europäischen Rußland, an der Grenze der Gouvernements Twer und Nowgorod, liegt auf dem Plateau des Waldaigebirges. Von seiner nördlichen Seite führt ein Canal zum Wassergebiet der Newa, der Abfluß des Sees geht aber zur Wolga. Der See ist ganz besäet mit Inseln, deren Zahl bis auf 169 angegeben wird, und deren eine ein sehr berühmtes griechisches Kloster, Nilskoi Stolbnoi, mit einem Gnadenbilde trägt, zu welchem häufige Wallfahrten angestellt werden. An dem südlichen Ufer des Sees liegt die Stadt Ostaschkow. Sie zählt bereits 10,954 Einw., welche sich besonders mit Lederfabrikation und Handel auf der Wolga beschäftigen. Nach der vorerwähnten Stadt heißt der See auch See von Ostaschkow.

Seligkeit. Seligkeit pflegt von Glückseligkeit so unterschieden zu werden, daß diese auf das irdische Glück, jene dagegen auf das himmlische und ewige Glück sich bezieht. So verschieden aber die Meinungen der Menschen von der irdischen Glückseligkeit sind, so verschieden sind auch die Vorstellungen derselben von der himmlischen S. Häufig bildet die Auffassung der Glückseligkeit die Basis für die Vorstellung der S., und was der Mensch hier wünscht und hofft, glaubt er nach dem Tode im vollen Maße zu erhalten; dadurch wird denn das Land der Seligen oft sehr sinnlich ausgemalt, und reichliches Essen und Trinken, Leckerbissen aller Art, schöne Mädchen 2c. von dort erwartet. Andererseits aber

wird der künftige Zustand auch nicht gerade wünschenswerth dargestellt, und damit verbindet sich denn wohl der Glaube, daß die todten Seelen sich in das frische irdische Dasein zurücksehnen, und nur unter Jammern die leblose Ewigkeit ertragen können; oder es wird auch, wie z. B. bei den Indiern, die S. als ein Aufgehen der Person in Gott gedacht; und hier gilt denn auch dies Versinken in Gott als die höchste Spitze des irdischen Glückes. Die verschiedenen Vorstellungen der Völker von dem Lande der S. schreiben sich von den verschiedenen Vorstellungen vom Wesen der Seele her, und eine Geschichte jenes wird zugleich die fortschreitende Erkenntniß des Menschen vom Wesen seines eigenen Geistes enthalten. Die sinnliche Vorstellung von der Seele reicht in jene Welt hinüber, und ist nur der Mensch durch und durch endlicher Natur, so wird er auch durch und durch ein Ende nehmen; und wie seine Seligkeit dann nur darin besteht, zu existiren aufgehört zu haben, wo ihm dann auch nichts Unglückliches weiter begegnen kann, so muß die irdische Glückseligkeit nothwendig die Verzichtleistung auf alle fernere Lebendigkeit in sich enthalten, denn sonst würde sie durch jeden Gedanken an die künftige Vernichtung beunruhigt werden. Wenn aber eine solche Vernichtung auch wohl als S. bezeichnet ist, so klingt dies wie Spott und Scherz; denn eine solche S. wäre nicht meine eigene, sondern eine mir ganz fremde, nämlich mein eigenes Nichtsein. Es ist jedoch wesentlich, daß die Menschheit oft zum Bewußtsein ihrer unmittelbaren Endlichkeit fortgehe, um die sinnlichen Vorstellungen von der S. los zu werden; dies geschah besonders in der jüdischen Religion, welche innerhalb des Standpunktes des A. T. von keiner Unsterblichkeit des Geistes etwas weiß, wenn diese auch später und schon in den apokryphischen Büchern hervortrat; allein dessen ungeachtet ist doch die jüdische Vorstellung vom Geiste eine höhere, als z. B. die griechische, indische, obwohl sich hier ein Glaube an Unsterblichkeit vorfindet. Der christliche Glaube aber, so wesentlich mit ihm der Glaube an eine persönliche Unsterblichkeit und S. der Frommen verbunden ist, weist alle sinnliche Ausmalung eines Landes der Seligen von sich, wenn diese auch schon einem Dichter erlaubt sein mag. Abgeleitet wird das Wort S. von dem deutschen S a l, d. i. Menge, Fülle, sowohl im Angenehmen als Unangenehmen, das sich aber nur noch in den zusammengesetzten Wörtern Drangsal, Trübsal, mühselig, trübselig, glückselig u. a. erhalten hat.

Seligsprechung, s. B e a t i f i c a t i o n.

Selim I., der neunte Sultan der Osmanen, 1512—20, ein großer Eroberer und neben Mohammed II., seinem Großvater, dem Eroberer Constantinopels (1453), der Begründer der Größe des osmanischen Reichs zu nennen, aber zugleich grausam und blutdürstig. Er wurde 1467 geboren und empörte sich 1512 gegen seinen Vater Bajasid; dieser trat ihm, da sich die Janitscharen für den Sohn erklärten, den Thron ab und starb wenige Tage darauf, nach einigen Berichten von S. vergiftet. Zur Befestigung seiner Herrschaft ließ dieser darauf fünf Neffen und zwei Brüder umbringen. Seine in kriegerischer Hinsicht höchst glänzende Regierung begann mit einem Zuge gegen Persien. S. siegte in einer großen Schlacht bei Tschaldiran (Aug. 1514), und bei Kodschhissar (1515) und eroberte Kurdistan, das dem osmanischen Reiche einverleibt und mit zweckmäßigen Einrichtungen versehen wurde. Während desselben wurde der Janitscharenstab neu organisirt, Schiffe erbaut und ein Arsenal in Pera errichtet. Noch wichtiger war S.'s Zug gegen den Sultan der Mamelukken, Kanßu Ghawri, der im Besitze von Aegypten und Syrien war. Nach zwei großen Siegen bei Merdsch Dabik, in der Nähe von Haleb (Aug. 1516), und bei Ridania, nicht weit von Kairo (Jan. 1517), machte er dem Mamelukenreich ein Ende. Dieses war nicht blos als Eroberung und als Ausdehnung des Reiches über den dritten Welttheil von großer Bedeutung, sondern auch weil das Imanat und die Fahne Mohammed's, die nach der Eroberung Bagdads durch die Mongolen (1258) von den dortigen Khalifen auf den Sultan von Kairo übergegangen war, nun an den osmanischen Sultan kam. Nach einem Aufenthalte von mehreren Monaten, dem auch Aegypten viele nützliche Einrichtungen verdankte, kehrte S. nach Constantinopel zurück. Aus der Zeit seines jetzt nur noch kurzen Lebens erwähnen wir die Anlage der Moschee Selim's zu Constantinopel, die

erst von seinem Sohne Suleiman II. vollendet wurde. S. starb auf der Reise nach Adrianopel in demselben Dorfe, wo er seinen Vater besiegt hatte, an einem krebsartigen Geschwüre am Rücken, das die Aerzte um so weniger zu heilen vermochten, als S. sich den Genuß des Opiums nicht versagen wollte (22. Sept. 1520). S. führt den Beinamen Jauf, der Scharfe, womit der Charakter dieses Wütherichs angegeben ist. Auch hatte sein ganzes Wesen etwas Kräftiges. Harem und Tafel liebte er nicht, aber Bewegung und Jagd; den Tag brachte er in Waffenübungen, die Nacht oft in Lesung von Geschichtsbüchern und persischen und arabischen Dichtern zu. Auch hinterließ er selbst einen Diwan persischer Oden und begünstigte und unterstützte die Dichter.

Selim II., Sultan der Osmanen, 1566—1574, der ungleiche Enkel des Vorigen, Sohn Suleiman's II., des Großen, dem er, als dieser 1566 bei der Belagerung von Szigeth (s. d.) gestorben war, auf dem Throne folgte, war geboren 1522. S. selbst war ein Weichling und Trunkenbold, obwohl unter seiner kurzen Regierung durch seine Feldherrn einige bedeutende Kriege geführt wurden. Mit Maximilian wurde 1568 und mit Persien 1569 ein Waffenstillstand abgeschlossen, worauf die Unternehmung gegen Cypern folgte, das nach dem heldenmüthigen Widerstande und Falle von Nicosia und Famagosta (1571) den Venetianern entrissen wurde. Die Niederlage der türkischen Flotte durch die vereinigte venetianische und spanische unter Don Juan d'Austria bei Lepanto (7. Oct. 1571) schadete wenig, indem dieser wegen ausbrechender Streitigkeiten seinen Sieg nicht benutzen konnte. Am 7. März 1573 wurde mit Venedig Friede geschlossen, der ganz zum Vortheil der Pforte ausfiel. Auch Tunis, das die Spanier erobert hatten, wurde ihnen 1574 wieder entrissen und die Burg Goletta, die nach einem Widerstande von 33 Tagen gefallen war, in die Luft gesprengt. S. starb am 12. Dec. 1574 in Folge eines Falles. Zu erwähnen ist noch sein Versuch, den Don und die Wolga zu reinigen, der aber nicht glückte.

Selim III., Sultan der Osmanen, 1789—1807, einer der besten türkischen Regenten, dem seine Reformationspläne, die später Mahmud II. ausgeführt hat, Thron und Leben kosteten. S., geb. am 23. Dec. 1761, war der Sohn Mustapha's III., der 1774 starb und seinen Bruder Abdul-Hamid zum Nachfolger hatte. S. wurde im Serail erzogen, doch entwickelte sich, wie beschränkt auch seine Beschäftigung und Lectüre war, sein Geist kräftig. Auf vielfache Art suchte er sich zu belehren, besonders in Staatsangelegenheiten und trat 1786 mit dem damaligen französischen Gesandten in Konstantinopel, Choiseul, in Briefwechsel und erhielt die Erlaubniß, seinen Vertrauten Isaak Bei ins Geheim nach Frankreich senden zu dürfen, um sich dort über mehrere Gegenstände der Verwaltung zu unterrichten. Die Folge davon war sogar ein Briefwechsel S.'s mit Ludwig XVI. Als S. nach dem Tode Abdul Hamid's (7. April 1789) den Thron bestieg, war die Pforte eben in einen Krieg mit Rußland und Oesterreich verwickelt. Im Jahre 1788 hatte Suwarow das stark befestigte Oczakow erobert und 1789 fiel auch Belgrad in die Hände der Oesterreicher. Da verwandten sich Preußen, Schweden und England zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts für die Pforte, worauf im Aug. 1791 mit Oesterreich der Friede zu Szistowa abgeschlossen wurde und mit Rußland am 19. Jan. 1792 der Friede zu Jassy folgte, in welchem der Dniester die Grenze zwischen beiden Reichen wurde. Nachdem darauf in Syrien und Aegypten Empörungen gedämpft waren, brach in Widdin ein gefährlicher Aufruhr aus, an dessen Spitze der kühne Paßwan Oglu stand. Bei der großen Gefahr, die durch die Unternehmung der Franzosen gegen Aegypten drohte, mußte der Sultan dem Empörer 1798 die Begnadigung und die Statthalterschaft von Widdin nebst der Paschawürde gewähren. Bonaparte's Landung in Aegypten veranlaßte die Kriegserklärung gegen Frankreich und mehrere Gefechte in Aegypten, die, so lange Kleber lebte, größtentheils unglücklich waren. In den völligen Besitz des Landes kam die Pforte erst 1803. Im Jahre 1799 war auf Veranlassung von Nelson's großem Siege bei Abukir der Orden des halben Mondes gestiftet, zur Belohnung der Verdienste auswärtiger Personen um die Pforte und Nelson war der Erste, der ihn erhielt; er zählt 3 Classen. Die

türkische Flotte, mit der russischen vereinigt, vertrieb 1800 die Franzosen aus den dalmatischen und illyrischen Inseln und die hier gestifte Siebeninsel-Republik wurde unter türkischen Schutz gestellt, während Rußland dagegen Grusien mit sich vereinigte. Endlich schloß S. 1802 mit Frankreich zu Paris Friede, der auch nicht unterbrochen wurde, als der Krieg zwischen England und Frankreich von Neuem begann; nach der Schlacht von Austerlitz erkannte die Pforte auch Napoleon's Kaiserwürde an. Doch hatte der Sultan bei den Bemühungen Englands und Rußlands, ihn in ihr Interesse zu ziehen, fortwährend einen schweren Stand und der französische Gesandte Sebastiani (s. d.), der 1806 nach Konstantinopel gekommen war, bedurfte seiner ganzen diplomatischen Gewandtheit und seiner entschlossenen Thätigkeit, um die Pforte auf französischer Seite zu erhalten. Es hatte damals Rußland den Türken den Krieg erklärt, in Serbien war unter Georg Czerny (s. d.) ein gefährlicher Aufstand ausgebrochen und im Januar 1807 ging eine englische Flotte unter dem Admiral Duckworth durch die Dardanellen, bedrohte Konstantinopel und verlangte die Lossagung von dem französischen Bündnisse. Bei der allgemeinen Niedergeschlagenheit ließ S. selbst dem Gesandten Sebastiani rathen, sich heimlich zu entfernen, da sich die Volksstimmung sehr heftig gegen diesen erklärt hatte. Statt dessen übernahm Sebastiani die Leitung der wichtigsten Vertheidigungsanstalten und wußte den englischen Admiral durch Unterhandlungen so lange hinzuhalten, bis die Arbeiten, bei denen der Sultan selbst gegenwärtig war, beendet waren. Nun mußte die englische Flotte, da die Erfolglosigkeit jedes Unternehmens offenbar war, sich entfernen und erlitt noch bei der Durchfahrt durch die Dardanellen bedeutende Verluste. S., der sich jetzt gesicherter fühlte, wollte nun seine schon früher begonnenen Pläne einer Reorganisation des Militärs und der Einrichtung von Truppen auf europäischem Fuße durchführen; er setzte dazu eine eigene Commission (Nizam-Dschedid) nieder. Die Umformung sollte mit den Besatzungen von Skutari und den Schlössern der Dardanellen und am Bosporus beginnen. Aber die Yamaken, die in den Schlössern standen, empörten sich und zwangen die gegen sie gesendeten Truppen zum Rückzuge. S. versäumte ernstliche Maßregeln, indem er dem Rathe des Mufti und des Kaimakan folgte, die Beide heimlich Gegner der Reform waren. Da vereinigten sich die Yamaken mit den Janitscharen und Topdschis und zogen am 28. Mai 1807 in Pera ein. Der Aufruhr ward in Konstantinopel selbst allgemein, und der Mufti, der sich offen an die Spitze desselben stellte, erklärte dem Sultan, er sei durch die allgemeine Stimme abgesetzt und sein Vetter Mustapha, der Sohn Abdul Hamid's, zu seinem Nachfolger bestimmt. S. fügte sich darein und erhielt in einem Kiosk innerhalb des Serails anständige Behandlung. Als sich aber Mustapha Bairaktar, der Pascha von Rustschuk, ein Begünstiger der Reformpläne und Anhänger S.'s, gegen Mustapha empörte, ließ dieser den gefangenen Sultan erdolchen (28. Juli 1808), wobei S. sein Leben tapfer vertheidigte. So fiel S. als Opfer unglücklicher Verhältnisse, die er mit seinem unbezweifelt edlen Streben nicht zu beherrschen vermochte. Die Empörung Bairaktar's hatte den Ausgang, daß der Sultan Mustapha 1808 abgesetzt und bald darauf hingerichtet wurde; ihm folgte sein Bruder Mahmud II. (s. d.).

Selinus, griechische Stadt auf der südwestlichen Küste von Sicilien, zwischen dem Flusse gleiches Namens und dem Flusse Hypsa, nicht weit vom Vorgebirge Lilibäum, gegenwärtig Torre di Polluce, war eine Colonie von dem sicilischen Megara auf der Ostküste, im 7. Jahrhundert v. Chr. gegründet, welche selbst ein Jahrhundert früher von Megarensern aus Griechenland ausgeführt war. Die Stadt war also dorisch, wodurch die Partei, die es in den zahlreichen Kämpfen zwischen den dortigen Städten ergriff, bestimmt war. In dem Kampfe mit Segesta, zur Zeit des peloponnesischen Krieges, rief Letzteres die Athener zu Hülfe, was diese zu der unglücklichen Unternehmung gegen Syrakus veranlaßte. Der Streit zwischen den beiden Städten dauerte fort und die Segestaner wandten sich an die Karthager, welche S. wie Himera zerstörten. Doch machten sie keine dauernde Eroberung und S. ward von dem Syrakusaner Hermokrates wieder aufgebaut und zu einem Hauptwaffenplatz in dem Kampfe zwischen Syrakus und Karthago gemacht. Zu den Zeiten des

Dionysius ward S., wie fast ein Drittel von ganz Sicilien, den Karthagern unterworfen und blieb es auch in den Kriegen mit Agathokles. Als Pyrrhus nach Sicilien kam, unterwarf es sich diesem, ward aber bald von den Karthagern besetzt und im ersten punischen Kriege von ihnen zerstört (259 v. Chr.). Auf den Münzen von S. war ein Eppichzweig abgebildet; von Eppich (σελινον) hatte auch Fluß und Stadt den Namen. Die Einwohner hießen Selinuntier. Eine genauere Abbildung und Beschreibung der Trümmer von S. enthält das Werk des Duca di Serradifalco „Le antichità della Sicilia“ (5 Bde., Palermo 1834—42, Fol.). Vgl. Angell und Evans „Selinuntine metopes“ (Lond. 1826) und Reinganum „S. und sein Gebiet“ (Lpz. 1827).

Selke, ein kleiner Fluß des Unterharzes, der aus dem Güntersberger Teiche im Herzogthum Anhalt-Bernburg seinen Ursprung nimmt, eine Menge Mühlen, Pochwerke und Eisenhüttenwerke treibt und bei Rotherdorf im Kroppenstädter Kreise des preuß. Herzogthums Sachsen in die Bode fällt. Die S. bildet in ihrem obern Lauf von Güntersberg bis zu dem Dorfe Meisdorf im Mansfelder Gebirgskreise des preußischen Herzogthums Sachsen das 6 Stunden lange, liebliche Selkethal, das von waldbekränzten Bergen und pittoresken Felsenmassen eingeschlossen, bald bis 300 Schritte sich erweiternd, bald bis auf 40 sich verengend, in immer neuem Wechsel die entzückendsten Ansichten bietet. Die Hauptpunkte des Selkethales sind die Burgen Falkenstein und Anhalt, das Jagdhaus Meiseberg, das Hüttenwerk Mägdesprung und Alexisbad.

Selkirk, s. Robinson.

Sellerie, ein bekanntes Doldengewächs, in Deutschland und allen südlichen Ländern einheimisch, wächst an Sümpfen, Gräben und feuchten Orten wild. Dieser wilde S., auch Eppich genannt, enthält in seiner knolligen und faserigen Wurzel giftige Bestandtheile, weshalb er nicht zu Speisen bereitet werden kann, sondern nur getrocknet in den Officinen gebraucht wird. Der Gartensellerie dagegen hat seine schädlichen Eigenschaften verloren und wird als ein nahrhaftes, angenehm gewürzhaftes Gewächs bald als Salat genossen, bald als Gewürz zu Speisen benutzt. Man unterscheidet Knollensellerie, dessen fast kugelrunde Wurzel gegen 3 Zoll im Durchmesser groß wird, und Staudensellerie, mit rothgestreifter Wurzel. Zu bemerken ist endlich, daß der S. auf die Geschlechtstheile bedeutend einwirkt und daß ein zu häufiger Genuß desselben Schwindel und Zittern erregt.

Selters- oder Selterser-Wasser, ein berühmt gewordenes kohlensaures Mineralwasser, welches die Natur bei Niederselters, einem Flecken im Nassauischen, 8 Stunden von Mainz, liefert. Der hiesige Sauerbrunnen quillt auf einem Bergrücken in einer schönen Gegend hervor, wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts entdeckt, weiter aber nicht beachtet, und im 30jährigen Kriege verschüttet. Man fing aber an, wieder aufmerksam zu werden, das Wasser zu untersuchen, und fand bald die heilsamen Kräfte darin, so daß der Pacht, der in der Mitte des 18. Jahrhunderts höchstens 3 Gulden betrug, jetzt bis auf 80,000 Gulden gestiegen ist. Das Wasser gehört wegen seines hervorstechenden Gehalts an freier Kohlensäure, Kochsalz und kohlensaurem Natron zu den alkalisch-salinischen Säuerlingen. Es ist hell, perlt und hat einen salzigen Geschmack. Außer dem angenehmen, kühlenden Tischtrunk, den es mit und ohne Wein gibt, hat es besonders medicinische Kräfte. Man wendet es an beim Erbrechen, Sodbrennen, Mangel an Appetit, Magenkrämpfen, Gicht, Scropheln, Verstopfung, Hämorrhoiden, Leber-, Gallen- und Lungenkrankheiten, Stein, Gries, Auszehrung. Als Bad ist es zu angreifend, an der Quelle getrunken am wirksamsten. Seit 1803 ist der Brunnen ein herzoglich nassauisches Kammergut; besonders angestellte Leute füllen früh bis 11 Uhr und Nachmittags von 1—7 Uhr für die herzogliche Kasse. Von 11—1 Uhr kann Jeder für sich füllen, was er selbst tragen kann. Die jährlich 5 Monate hindurch gefüllten Krüge, über $1^1/_2$ Million, enthalten jeder 2 Pfund Wasser und werden in alle Welttheile verschickt. Vgl. Fenner von Fenneberg „Selters und seine Heilkräfte“ (Darmst. 1824).

Seltz, ein kleiner Ort in der Nähe von Friedberg im Großherzogthum Hessen,

besitzt einen erdig-salinischen Sauerbrunnen, welcher an der Quelle sowohl als versendet getrunken wird, aber mit dem Selterser Wasser (s. d.) nicht zu verwechseln ist.

Semele, die Mutter des Bacchus. Sie war eine Tochter des Kadmus und der Harmonia und ward von Jupiter geliebt. Die Eifersucht der Juno bewirkte ihren Untergang. Diese kam in Gestalt ihrer Wärterin Beroë zu ihr, pries ihr Glück, den Jupiter zum Geliebten zu haben, flößte ihr aber auch zugleich den Zweifel ein, ob wohl dieser Liebhaber auch in der That Jupiter sei. Sie rieth daher, ihn zu bitten, daß er ihr in eben der Göttermajestät beiwohnen möchte, in der er der Juno beiwohnte. S. ließ sich nun vom Jupiter die Gewährung einer Bitte schwören, die sie thun würde; Jupiter schwor beim Styx und flehte vergeblich S., die nun ihr Verlangen nannte, um Zurücknahme desselben. So erschien er ihr unter Donner und Blitz, der die S. augenblicklich tödtete. Jupiter rettete indessen das 6monatliche Kind, das sie unter ihrem Herzen trug, dadurch, daß er es in seine Hüfte aufnahm und zeitig werden ließ. Dies ist die gewöhnliche Erzählung von der S., die auch Ovid erzählt (Metamorphosen 3, 254) und Schiller in dem Fragmente dieses Namens behandelt. Pausanias (3, 24) erwähnt eine ganz andere Mythe von der S., welche die Lacedämonier hatten. Diese sei nämlich von ihrem Vater, als er ihre Schwangerschaft bemerkte, in einen Kasten gesetzt und ins Meer geworfen, der Kasten sei nachher bei Oreatis in Lakonien an das Land getrieben und die Mutter zwar todt, Bacchus aber noch lebend gefunden und dieser daselbst erzogen worden.

Semgallen, s. Kurland.

Semiarianer, s. Arianer.

Semilor oder Similor, auch Manheimer Geld genannt, ist ein Metallgemisch aus 5 Theilen Kupfer und 2 Theilen Zink.

Seminarien, s. Schullehrerseminarien.

Semiotik ist derjenige Zweig der Medicin, welcher die äußerlich erkennbaren Erscheinungen (Symptome) im menschlichen Körper, in ihrem Zusammenhange mit andern Krankheiten und in ihrer Bedeutung auf Gesundheit, Krankheit oder Tod, erkennen und bestimmen lehrt. Vgl. Albers „Lehrbuch der S." (Lpz. 1834).

Semipelagianer heißen die Anhänger der Partei, welche die crasse Lehre Augustin's und die laxe des Pelagius zu vermitteln suchte. Augustin's Ansicht von der Erbsünde als ein das ganze Menschengeschlecht geistig und physisch total verderbendes Uebel verwerfend, glaubten die S., daß durch Adam's Fall die sittliche Kraft nur erkrankt sei, weshalb sie auch dem Augustin gegenüber, der einen unbedingten Rathschluß Gottes über die Seligkeit der Menschen und eine unwiderstehliche Gnadenwahl annahm, behaupteten, der Mensch vermöge zwar nichts ohne die göttliche Gnade, könne und solle sich aber dieser erst würdig machen. Diese Ansicht ging von Johannes Cassianus aus, der an der Spitze der Mönche zu Massilia stand, und sie ward bald sehr verbreitet, einerseits deshalb, weil sie dem gesunden Menschenverstande, der sich vor Augustin's Lehrbegriff empören mußte, ebenso wie der Verdienstlichkeit des Mönchslebens zusagte. Hauptanhänger dieser Lehre waren Hilarius von Arles, Eucherius von Lyon, Vincentius Lerinensis und Faustus Rheginensis, die durch Wort, Schrift und Ansehen sie verbreiteten und namentlich in Gallien zur herrschenden Ansicht machten. Vgl. Gefffen „Historia Semipelagianismi antiquissima" (Gött. 1826).

Semiramis, Königin von Assyrien, die Gemahlin und Nachfolgerin des Königs Ninus. Durch die gewöhnliche Geschichtserzählung ist S. eine sehr bekannte Person; wenn wir aber bedenken, wie unsicher, ja unhaltbar die frühere Annahme von dem alten assyrischen Reiche und seinem Stifter Ninus (um 2000 v. Chr. Geb.), wie unwahrscheinlich alle darauf Bezug habenden Erzählungen seien, wie endlich S. selbst der Gegenstand der wunderbarsten und sich weit verzweigenden Sagen geworden, so erscheint sie als völlig mythisch. Nach der Fabel von ihrer Geburt war sie die Tochter der Göttin Derceto (der Astarte der Syrer), welche sich, nachdem sie die S. geboren, aus Gram über ihre Schande

in einen See stürzte. S., die sie am Rande desselben ausgesetzt, wurde von Tauben mit geronnener Milch ernährt und später die Gemahlin Menon's, eines Offiziers des Königs Ninus. Bei einem Kriegszuge des Letztern gegen Baktrien gab S. Proben ihres Muthes und ihrer Entschlossenheit, ward dem Könige persönlich bekannt und dessen Gemahlin. Zum Throne soll sie nach der bekannten Erzählung auf die Art gelangt sein, daß sie den Ninus bat, 5 Tage statt seiner regieren zu dürfen und um Anweisung zur pünktlichen Befolgung ihrer Befehle, worauf sie dann am 5. Tage befahl, den König selbst umzubringen. Ihre Thaten als Königin sind ein weites Feld für die Fabel; dahin gehören ihre großen Eroberungszüge mit ungeheuren Heeresmassen, die Erbauung von Babylon, mit den großen Mauern und den nach ihr benannten hängenden Gärten, Anlage von Heerstraßen u. A. Von einem unglücklichen Zuge gegen Indien zurückkehrend, soll sie von ihrem Sohne Ninyas des Thrones und Lebens beraubt worden sein. Ihren Namen gebraucht man noch jetzt in allen Gegenden des persischen Asiens, um Gebäuden, Wegen, Felsarbeiten, deren Urheber unbekannt sind, eine historische Beziehung zu geben. So nennen die Armenier die Stadt Wan die Stadt der S. In derselben hat der Professor Schulz aus Gießen (ermordet 1829 in Kurdistan) auf einigen Ueberresten uralter Denkmäler mit keilförmigen Inschriften Abbildungen der Thaten der S. zu erkennen geglaubt.

Semiten heißen im engern Sinne die Nachkommen Sem's, im weitern eine Menge Völkerschaften ganz verschiedener Abkunft.

Semitische Sprachen, s. Sprache.

Semler, Joh. Salomo, geb. den 18. Dec. 1725, Sohn von Matthias Nicolaus S., Archidiakonus in Saalfeld, erhielt unter dem Einflusse seiner frommen Mutter jene fromme Geistesrichtung, die durch die Abendhausandachten des Vaters erhalten wurde. Aber am Hofe des letzten Herzogs von Saalfeld, Christian Ernst, hatte damals durch einen aus Schlesien kommenden Hofprediger der Pietismus Eingang gefunden und sich vom Fürsten aus über Aufrichtige und Heuchler verbreitet; da Semler's Vater nach dem Tode der Mutter sich ihm ganz zugeneigt hatte, so wurde der junge S. von demselben jetzt genöthigt, an den Privaterbauungen, welche der Rector des Gymnasiums hielt, Theil zu nehmen und gerieth, indem er auch dies, wie Alles, aufrichtig nahm, über das Streben nach der Gnadenversicherung in ängstliches und trübes Wesen, welches er erst auf der Universität Halle durch ernstliches Studium und durch die Bekanntschaft mit dem verständig frommen Baumgarten überwand, den er bei der Herausgabe der „Welthistorie“ unterstützte. Durch eine Vertheidigung der von Whisten angefochtenen Aechtheit einiger Stellen des Neuen Testaments machte er sich auch dem Auslande vortheilhaft bekannt. Im Jahre 1749 ging er von Halle nach Koburg, wo er den Professortitel erhielt und 1750 die Herausgabe der „Koburger Zeitung“ übernahm. Die gehaltvollen Aufsätze, die er hier lieferte, verschafften ihm den Auftrag zur Abfassung einer Staatsschrift über die Streitigkeiten des Herzogs von Würtemberg mit seinen Vasallen. Hierauf ward er als Professor der Geschichte und Poesie nach Altdorf gerufen, erhielt aber schon 1751 einen anderweiten Ruf als Professor der Theologie nach Halle. Seine Vorlesungen über Kirchengeschichte, Hermeneutik und Kritik des neutestamentlichen Textes arbeitete er mit großem Eifer, entging aber dennoch den Vorwürfen der Behörden nicht. Sehr theilnehmend und aufopfernd zeigte er sich in seines Lehrers Baumgarten letzter Krankheit, bei seinem Tode und dann als Vormund seiner Kinder und Herausgeber seiner bis dahin nur handschriftlichen Werke. Auch das theologische Seminar, dessen Direction er nach Baumgarten's Tode 1757 erhielt, richtete er zweckmäßiger ein und verband eine Bildungsanstalt damit. Allein die Leitung wurde ihm 1779 genommen. Seit 1760 erschienen seine meisten Schriften, von denen die historischen und kritischen die bedeutendsten sind. Später hielt er selbst in seinem Auditorium des Sonntags eine Privaterbauung mit seinen Hausgenossen und einigen Zuhörern und schrieb ascetische Vorlesungen. In seinem letzten Jahrzehent verfiel er auf Versuche, eine Universalmedicin und Gold zu bereiten, in Folge seines Interesses für Chemie. Er starb den 14. März 1791. Was ihm abging, war systematische Philosophie und eine gute concise

Schreibart. Wahrhaft bedeutend wurde er als Vertheidiger der Untersuchungsfreiheit in theologischen Dingen, und durch seine gediegenen Forschungen in Kritik und Geschichte, die er mit eben so viel Besonnenheit als Hochachtung für Religion ausführte; er hat Großes geleistet für Kirchen- und Dogmengeschichte — hier war er es, der im gleichen Sinne mit Ernesti, Wolf und Rösler als Gegner der herrschenden Unkritik eine durchaus neue, die wissenschaftliche Periode hervorgerufen hat; die Anregung gab er in der „Historischen Einleitung zu Baumgarten's Untersuchung theologischer Streitigkeiten" (Halle 1762—64) und in der „Historischen Einleitung zu Baumgarten's evangelischer Glaubenslehre" (Halle 1759—60) und die genaueste Quellenforschung zeichnen seine kirchenhistorischen Arbeiten aus: „Historiae ecclesiasticae selecta capita" (Halle 1767 ff., 3 Thle.); sein Auszug 1753 in 3 Bänden u. s. w. — für Exegese: er war es vorzüglich, der die Erklärung des N. T. emporbrachte, nur mit etwas zu viel Hypothesen; „Institutio brevior ad liberalem eruditionem theologicam" (Halle 1765); besonders sein „Apparatus ad lib. Novi Test. interpretationem" (Halle 1767) — endlich für Apologetik und Polemik war er wieder bedeutend durch seine historische Kenntniß des Urchristenthums in der Bestreitung naturalistischer Grundsätze Basedow's, Bahrdt's und des Wolfenbüttler Fragmentisten. Dennoch zog ihm das Unklare, was sich in seinen Schriften findet, die Anklage des Socinianismus und Arianismus zu. Er antwortete hierauf nur, daß man sich mit Leuten, die Socinianer und Arianer für äqual hielten, nicht in Streit einlassen könne.

Semlin, freie Militärcommunität im Peterwardeiner Regierungsbezirk und befestigte Grenzstadt der slavonischen Militärgrenze in Ungarn, liegt an der Donau, Belgrad gegenüber, hat 10,500 Einw., große Salzniederlage für das Marmaroser und siebenbürgische Salz, und ist der Mittelpunkt des österreichischen, ungarischen und türkischen lebhaften Handels. Die Stadt besteht aus der innern Stadt und der Vorstadt Franzensthal, hat eine Hauptschule, ein Kloster und ein deutsches Theater und ist der Sitz eines Gesundheitsraths und der größten Contumazanstalt an der österreichisch-türkischen Grenze, da hier der Hauptübergangspunkt in die Türkei ist. Die Stadt wurde erst 1739 von Serben gegründet, die sich hier ansiedelten, als Belgrad in türkische Gewalt kam, weshalb auch die serbische Sprache die vorherrschende ist; nach ihr ist die deutsche am meisten verbreitet. Auf einem Hügel über der Stadt sind die Ruinen der Burg Joh. Hunyad's.

Semnonen, das Hauptvolk des suevischen Völkerstammes, saßen zwischen Elbe, Havel, Spree, Oder und dem Riesen- und Lausitzer-Gebirge. Was Cäsar von den Sueven sagt, daß sie in 100 Gaue getheilt gewesen, das trägt Tacitus (Germ. 38) auf die S. über. Er erzählt auch von ihrer Leibesgröße, ihrem Ansehn und ihrer Religion. Sie hätten einen heiligen Hain, in dem zu gewissen Zeiten alle Gaue desselben Stammes durch Gesandtschaften zusammenkämen; den Anfang des Festes mache ein Menschenopfer, Niemand betrete anders, als gefesselt den Hain und wer darin hingefallen, dürfe nicht wieder aufstehen, sondern würde auf der Erde hinausgewälzt. Die S. gehörten zu dem Völkerbunde, an dessen Spitze Marbod stand; zu Domitian's Zeit standen ein König der S., Maisus und die Alrune Ganna, die dasselbe prophetische Ansehen hatte, welches früher Velleda unter den Bructerern besessen, im römischen Interesse und mußten das Land verlassen; zuletzt erwähnt werden sie im Markmannenkriege im 2. Jahrhundert nach Chr.

Sempach, Städtchen im Schweizer-Kanton Luzern, an der Südostseite des gleichnamigen Sees, mit 1200 Einw. Merkwürdig ist der Ort durch den glorreichen Sieg, den hier am 9. Juli 1386 1400 Schweizer durch die aufopfernde Vaterlandsliebe Arnold's von Winkelried über 6000 österreichische Truppen unter Herzog Leopold von Oesterreich erkämpften.

Semperfreie, d. h. sonderbar Freie, wie Eichhorn das Wort deutet, oder sendbar Freie, wie es Andere erklären, die entweder darauf Rücksicht nehmen, daß die S. die Fähigkeit hatten, die Reichsstandschaft zu erwerben und auf dem Reichstag (Reichsfend) zu erscheinen, oder darauf, daß sie nur vor dem obersten vom Kaiser und dessen Hofrichter

gebildeten Gericht (ebenfalls Reichsferd genannt) gerichtet werden konnten. Die S. bildeten im deutschen Mittelalter die 1. Classe der Freien, d. h. den Adel oder Herrenstand, bestehend aus den Fürsten und freien Herren, zu denen auch die nichtfürstenmäßigen Grafen gehörten. Die geistlichen Fürsten und Herren erwarben die Semperfreiheit durch ihr Amt, die weltlichen dagegen durch eheliche ebenbürtige Geburt, d. h. durch Abstammung von einem semperfreien Vater und einer semperfreien Mutter. Später war es ein Titel, den einige adelige Familien führten, deren erbliche Reichsfreiheit dadurch angedeutet wurde. Bis in die neuere Zeit besaßen diesen Titel die Herren von Limpurg und die Grafen von Schaffgotsch.

Sempronius ist der Name eines römischen Geschlechts, das eine patricische Familie und mehrere plebejische in sich schloß. Die erstere, die den Namen Atratinus trägt, erscheint in den Magistratsfasti zuerst mit Aulus Sempronius Atratinus, der im Jahre 497 und 491 v. Chr. Consul war; ihr gehörten auch der Aulus Sempronius Atratinus an, der im Jahre 444 unter den ersten consularischen Kriegstribunen sich findet und Lucius Sempronius Atratinus, der im Jahr 443 mit Lucius Papirius Mugillanus zuerst das neubegründete Censoramt verwaltete. — Unter den plebejischen Familien ist die berühmteste die den Namen Gracchus führende, die mit Tiberius Sempronius Gracchus in den Fasti erscheint, der als Consul im Jahre 238 Sardinien und Corsika den Karthagern abnahm und besetzte. Sein Sohn gleiches Namens war nach der Schlacht bei Cannä im Jahre 216 Magister Equitum unter dem Dictator Marcus Junius Pera, focht als Consul im Jahre 215 und im Jahre 213 gegen Hannibal und fand im Jahre 212 in Lucanien in einem Hinterhalt den Tod. Dessen gleichnamiger Enkel, der Sohn des Publius, kämpfte als Prätor glücklich gegen die Keltiberer, bekleidete im Jahre 177 und 163 das Consulat und beschränkte als Censor im J. 169 die Freigelassenen auf eine städtische Tribus (s. d.). Er war der Gemahl der Cornelia (s. d.), die Tochter des ältern Scipio Afrikanus, dem er sowie seinem Bruder, dem Scipio Asiatikus, obwohl ihr politischer Gegner, beistand, als sie mit Anklagen bedroht wurden. Seine Tochter Sempronia war an den jüngern Scipio Afrikanus verheirathet, haßte aber ihren Gemahl und soll ihn auch ermordet haben; seine Söhne waren Tiberius und Cajus Sempronius Gracchus (s. d.), die berühmtesten aus dem ganzen Geschlecht, deren Gesetze nach demselben leges Semproniae heißen. — Eine andere plebejische Familie des Geschlechts war die mit dem Beinamen Blasus, von welcher Cajus Sempronius Blasus als Consul im ersten pun. Kriege 253 v. Chr. eine Landung in Afrika machte und auf der Rückkehr Schiffbruch erlitt. Tiberius Sempronius Longus, aus einer andern plebejischen Familie, war im ersten Jahre des zweiten punischen Kriegs, 218, Consul und sollte nach Afrika übersetzen, wurde aber zurückberufen, als Hannibal in Italien erschien, und verlor gegen diesen mit seinem Amtsgenossen Publius Cornelius Scipio (s. d.) die Schlacht an der Trebia. Aus der Gens mit dem Beinamen Sophus nennen wir Publius Sempronius Sophus, der als Consul 304 die Aequer, und Publius Sempronius Sophus, der als Consul mit Appius Claudius Crassus Picenum im Jahre 268 unterwarf. Der Familie Tuditanus gehörte an Marcus Sempronius Tuditanus, unter dessen und des Cajus Claudius Centho Consulat im Jahre 240 Livius Andronicus (s. d.) zuerst regelmäßige Dramen auf die römische Bühne brachte, Publius Sempronius Tuditanus, der als Consul im Jahre 204 bei Croton über Hannibal, nachdem er erst von ihm geschlagen worden, siegte, und Cajus Sempronius Tuditanus, Consul im Jahre 129 v. Chr., dessen verloren gegangenes Geschichtswerk von den Zeitgenossen sehr gerühmt wird.

Sénancour, Etienne Pierre de, einer der Redactoren des „Constitutionnel“, wurde 1770 in Paris geboren, wanderte beim Ausbruch der Revolution nach der Schweiz aus, kehrte unter Napoleon zurück und arbeitete theils am Constitutionnel, theils an andern liberalen Journalen. Seine eigenthümlichen Schriften machten bei ihrem ersten Erscheinen wenig Aufsehen und wurden erst von Sainte-Beuve und Georges Sand mit Anerkennung

genannt und so ins Publikum gebracht. Sie sind sehr sentimental. Sein erstes Werk sind die „Rêveries sur la nature primitive de l'homme, sur ses sensations etc." (1799, 3. Aufl., Paris 1833), Herzensergießungen eines sentimentalen Atheisten; darauf erschien „Oberman, lettres" (3 Bde., Par. 1804, 2. Aufl. 1833, herausgegeben von Sainte Beuve), eine poetische Selbstbiographie, zu welcher wohl Goethe's Werther den Anlaß gegeben hat; ihm folgte „De l'amour selon les lois primordiales et selon les convenances des sociétés modernes" (Paris 1806, 3. sehr veränderte Aufl. 1829); ferner „Libres méditations d'un solitaire inconnu sur divers objets de la morale réligieuse" (Par. 1819, 2. Aufl. 1830); endlich „Isabelle, lettres" (Par. 1833). Uebrigens hat er mehrere historische Uebersichten über China, Rom, die Religionen u. s. w., auch einige politische Broschüren geschrieben.

Senar, lat. senarius, d. h. Sechsfüßler, heißt ein Vers, der aus sechs einzelnen Jamben oder drei Dipodien (daher griech. Trimeter) besteht. Das Grundschema des Senars ist folgendes:

⏑ –́ ⏑ – | ⏑ –́ ⏑ – | ⏑ –́ ⏑ –
Ein fester Wil | le, nicht die Noth | gebiete Dir

Der lyrische Senar des Catull erhält die Jamben am reinsten; Horaz erlaubt sich größere Freiheiten, indem er an den ungleichen Stellen den Spondeus statt des Jambus gebraucht; die Komiker gestatten sich noch größere Freiheiten, indem sie statt der Jamben auch Daktylen und sogar Anapästen anwenden.

Senat ist im Allgemeinen ein politischer Körper, der in monarchischen Staaten den Souverän mit dem Volke und in Freistaaten das Volk mit der executiven Gewalt vermittelt. Er ist daher mehr oder weniger eine berathende, beaufsichtigende und die Staatsgeschäfte leitende Behörde, welche aus den bevorzugten Kreisen des Staats ausgehoben wird. Im römischen Staate hatte der Senat nach den Modificationen der Verfassung eine verschiedene Stellung und Bedeutung. Wenn er zur Zeit der Aristokratie die patricischen Adelsgeschlechter repräsentirte und bei der politischen Beschränkung der Plebs als die Seele und der Mittelpunkt des römischen Staatslebens erscheint, so wurde er später bei der Gleichstellung der Patricier und Plebejer das Centrum der gemischten Nobilität und bis in die spätern Zeiten hin der Kern politischer Intelligenz und Tüchtigkeit. Bis zu den Licinischen Gesetzen (s. d.) wurden die Senatoren in der Regel aus den adeligen Geschlechtern gewählt; nachher aber traten die gewesenen Magistrate aus beiden Ständen in den Senat. Zur Aufnahme in denselben befähigten: Verdienste im Kriege und Frieden (seit einer gewissen Zeit ein bestimmtes Vermögen, 25,000—37,000 Thaler) und im Ganzen ein Alter zwischen 45—60 Jahren, welches aber später bis auf 30 und 25 Jahre ermäßigt wurde. Die Senatoren wurden von der höchsten obrigkeitlichen Person, und seitdem Censoren erwählt wurden, von diesen sowohl gewählt als auch ausgestoßen, jedoch ohne Genehmigung des Volkes. Dieses Geschäft war mit dem Census verbunden. Die Zahl der Senatoren belief sich durchschnittlich auf 300, bis der Tribun Livius Drusus (90 v. Chr.) sie um das Doppelte vermehrte, worauf sie Augustus wieder reducirte, nachdem sie in der letzten Zeit der Republik bis auf 1000 gestiegen war. So wie die Senatoren außer ihrem hohen Wirkungskreise manche Auszeichnung in Kleidung und Rangordnung genossen, so waren sie auch auf der andern Seite beschränkt, z. B. in der Wahl ihrer Lebensart und Beschäftigung, die weder gewerbtreibender noch kaufmännischer Art sein durfte, und in Betreff ihrer Abwesenheit aus Rom und den Senatsversammlungen. Das Recht, den Senat zu berufen, hatte nur der jedesmalige höchste Magistrat oder dessen Stellvertreter und die Tribunen, seitdem auch die Plebejer Consuln und Senatoren werden konnten. Diese Letztern hatten auch außer der verschiedenen Behörde das Recht des Vortrags. Bei der Discussion mußten sich die Mitglieder an den vorgetragenen Gegenstand halten und wurden nach einer gewissen Ordnung um ihre Meinung gefragt, die man entweder in längern oder kürzern Reden, oder durch Uebertreten auf die eine oder andere Seite zu erkennen gab. Die Beschlüsse des Senates (Senatus consulta) waren nach der Stimmenmehrheit gültig, wenn

nicht intercedirt wurde, welches die Tribunen durch das ihnen zustehende Veto thaten. Der Wirkungskreis des Senats war zu verschiedenen Zeiten mehr oder weniger ausgedehnt. Das Recht, allgemein gültige Gesetze zu geben, stand allerdings den Comitien zu; jedoch konnte der Senat auf diese und auf die Wahl der Magistrate in vielfacher Hinsicht einwirken. Im Anfange der Republik bis zu den Decemvirn war die Macht des Senats fast unbeschränkt, indem ihm selbst die Entscheidung über Krieg und Frieden zustand, welche dann auf die Comitien überging. Ihm lag ferner ob die Aufrechthaltung der Verfassung und die Aufsicht über Verwaltung und Religion, die Verwendung der öffentlichen Einkünfte und die Criminaljurisdiction über Fremde und Latiner. Die Geschwornengerichte wurden mit Senatoren besetzt, die nur auf kurze Zeit durch ein Gracchisches Gesetz von den Rittern verdrängt wurden. Der Senat organisirte und verwaltete die Provinzen, besetzte, mit seltenen Ausnahmen, die Oberbefehlshaberstellen und ordnete das Kriegswesen an. Er bekleidete die Consuln mit dictatorischer Gewalt und konnte die Curien und Centurien berufen. Er besorgte die Gesandtschaften, verhandelte mit fremden Völkern und hatte das Recht, Ehrenbezeugungen und Ehrentitel zu beschließen. Unter den Kaisern wurde die Wirksamkeit des Senats beschränkt. Es wurde ein eigener Ausschuß gebildet, der als der geheime Rath des Kaisers fast ganz von diesem abhängig war. Ein Theil der Provinzen wurde seiner Verwaltung entzogen; aber er hatte bis Galba das Recht, den Kaiser zu wählen, welches ihm endlich vom Heere entrissen wurde.

In den meisten Freistaaten des Alterthums waren dem römischen Senate ähnliche Behörden, die jedoch andere Namen hatten. Aus der neuern Zeit ist zu bemerken: 1) der französische Erhaltungs-Senat (Sénat conservateur), welcher nach der auf Napoleon's Machtgebot entworfenen neuen Constitution vom 25. Dec. 1799 neben den drei Consuln und der gesetzgebenden Macht die dritte Gewalt im Staate ausmachte und aus 80 mit 25,000 und später 30,000 F. besoldeten Mitgliedern bestand, die, nach dem Vorschlage der andern Staatsgewalten, auf Lebenslänge sich selbst wählen sollten, ohne absetzbar zu sein und zu irgend einem andern Amte gewählt werden zu können. Dieser Senat sollte über die Rechte und Freiheiten des Volkes wachen, die Beschlüsse des gesetzgebenden Körpers, die ihm vorgelegt würden, in Hinsicht ihrer constitutionsmäßigen Fassung untersuchen und aus den von den Departements eingeschickten Listen die Consuln, die Gesetzgeber und Commissarien der Comptabilität ernennen. Diese Macht war dem Scheine nach bedeutend, in der That aber nur illusorisch, indem der Senat von Napoleon gänzlich abhängig war und nur zu dem Zwecke gebraucht wurde, seine Veränderungen in der Verfassung und den Besitz der Alleingewalt zu sanctioniren. So ließ er die im Jahre 1801 entworfene neue Constitution, nach welcher die Consuln lebenslänglich und der Senat größtentheils eine Creatur und ein blindes Werkzeug des ersten Consuls auch gesetzlich wurde, von dieser dienstwilligen Körperschaft bestätigen. Um die einzelnen Mitglieder noch mehr zu fesseln, wurden 32 sogenannte Senatorien errichtet, welche in einer Besitzung und 20—30,000 Fr. Nationalgütern bestanden. So lange Napoleon's Waffenglück dauerte, war der Senat ihm streng unterwürfig; derselbe war es aber auch, welcher die Absetzung des Kaisers 1814 zuerst aussprach und ihr dadurch gesetzliche Kraft verlieh. Nach der Restauration trat an die Stelle des Senats die Pairskammer. 2) Der russische Senat, am 25. Febr. 1711 von Peter dem Großen in der Absicht eingerichtet, daß er zwischen dem Herrscher und dem Volke eine Vermittelungsbehörde bilde, welcher Zweck jedoch erst einigermaßen von Alexander durch die Ukase vom 21. Sept. 1801 erreicht wurde. Der „dirigirende Senat" ist die höchste Behörde für die innern Angelegenheiten unter dem Vorsitze des Kaisers oder eines von ihm ernannten Mitgliedes. Die Zahl der Senatoren besteht aus 100—120 Mitgliedern, die der Kaiser ernennt. An seinen Sitzungen nehmen jetzt fast alle Großfürsten Theil. Alle Gerichtshöfe stehen unter dem Senate, der sich in 8 Departements theilt, von denen die 5 ersten zu Petersburg, die übrigen zu Moskau sich befinden. In der Generalversammlung ist absolute Stimmenmehrheit, in den einzelnen Departements dagegen Stimmeneinheit zur Entscheidung erforderlich. Doch ist die Sanction dem Kaiser allein vorbehalten, der

selbst einen einstimmigen Beschluß des Senats durch sein Veto annulliren kann. Der Senat hat über die Beobachtung der Gesetze zu wachen und publicirt deshalb auch stets die neuen Gesetzbestimmungen in der unter seinen Auspicien erscheinenden Senatszeitung; er wacht ferner über die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und führt zugleich die Mitaufsicht über die Einnahmen und Ausgaben des Staats.

Sendgericht oder Send (synodus) ist der Name eines geistlichen Gerichts, das nach einer Bestimmung Karl's des Großen der Bischof jährlich einmal bei der Kirchenvisitation und zwar in jedem Hauptparochialsprengel seiner Diöces zu halten hatte. Es gehörten vor dasselbe grobe Verbrechen, als: Incest, Vater- und Brudermord, Ehebruch u. dgl. Das Verfahren dabei war so, daß der Bischof zunächst glaubwürdige Männer, welche testes synodales hießen, auswählte und vereidete, daß die so ausgewählten und vereideten Männer die ihnen bekannt gewordenen Vergehen anzeigten und der Bischof endlich für jedes die Strafe zuerkannte, welche das Kirchenrecht enthielt. Selbst Verbrecher aus den höhern Ständen waren den Strafen des Send's unterworfen, doch waren sie oft zu mächtig, als daß sie an ihnen hätten können vollstreckt werden. Vor dieses Gericht gehörte auch das Verbrechen der Ketzerei, bis Innocenz III. im Jahre 1215 ein besonderes jährliches Sendgericht unter Autorität des Bischofs zur Untersuchung der Ketzerei anordnete.

Sendomir, poln. Sandomierz, Kreisstadt des Gouvernements Kielce im russischen Polen, an der Weichsel, liegt in einer angenehmen und fruchtbaren Gegend und hat gegen 5000 Einw. Hier hielten die Dissidenten (s. d.), um die unter ihnen entstandenen Lehrstreitigkeiten beizulegen und sich zu uniren, vom 9—14. April 1570 eine denkwürdige Synode und mehrere protestantische, reformirte und hussitische Geistliche und adelige Laien unterschrieben am 14. April ein gemeinsames Glaubensbekenntniß. Doch wie gemäßigt es sich auch, besonders über die Unterschiede in der Abendmahlslehre, aussprach, die theologischen Zwistigkeiten unter den Dissidenten wurden dadurch nicht beseitigt, sondern tauchten bald mit neuer Heftigkeit wieder auf und trugen zum Verfall der evangelischen Kirche in Polen sehr viel bei. Vgl. Jablonski „Historia Consensus Sendomiriensis" (Berl. 1731).

Senebier, Jean, ein philosophischer Schriftsteller, zu Genf im Mai 1742 geboren, gest. als Bibliothekar zu Genf am 22. Juli 1809. Aus Neigung zu den Wissenschaften gab er den Kaufmannsstand, wozu ihn der Wille seiner Aeltern bestimmt hatte, auf und widmete sich mit allem Eifer der Philosophie und namentlich den Naturwissenschaften. Seine Rednergabe verschaffte ihm, obschon er keineswegs Theologie studirt hatte, im Jahre 1765 eine Predigerstelle zu Genf, von wo aus er 1769 in gleicher Eigenschaft nach Chancy versetzt wurde. Im Jahre 1773 wurde er zum Bibliothekar nach Genf zurückberufen. Wir bemerken von seinen Schriften „Essai sur l'art d'observer et de faire des experiences" (2 Bde., Genf 1775, 2. Aufl. 1802); „Recherches sur l'influence de la lumière solaire pour metamorphoser l'air fixe en air pur, par la végétation" (Genf 1783); „Physiologie végétale" (5 Bde., ebend. 1800); „Rapport de l'air atmosphérique avec les êtres organisés" (3 Bde., ebend. 1807).

Seneca, Lucius Annäus, Sohn des Rhetors Marcus Annäus Seneca aus Corduba in Spanien, geboren im Jahre 2 n. Chr., beschäftigte sich schon früh in Rom, wohin er mit seinem Vater ging, mit Rhetorik und Philosophie, welche Letztere seinen Ruhm begründete. Sein Leben zeigte den Glückswechsel des Hoflebens, in welches er bald hineingezogen wurde, welches auch seiner Liebe zum äußern Schimmer und zum Golde reichliche Nahrung gab. Nachdem er in Folge einer Intrigue der Messalina nach Corsika verbannt worden war, wurde er von Agrippina (s. d.) zurückberufen, um die Erziehung ihres Sohnes Nero zu leiten, der jedoch, ungeachtet seiner guten Anlagen, durch den nachgiebigen und moralisirenden Lehrer nur zu einer später bald verwilderten Treibhauspflanze gebildet werden konnte. In den ersten Regierungsjahren Nero's hatte Seneca großen Einfluß, dem sich jedoch bald der planmäßig durch Vergnügungen abgezogene Zögling

entzog, der zuletzt, 66 n. Chr., den Seneca, als der Theilnahme an der Verschwörung des Piso verdächtig, nöthigte, sich selbst seine Todesart zu wählen. Wahrscheinlich reizte der seine frühere Stellung nicht vergessende Ehrgeiz des Seneca, nebst seinen ansehnlichen Reichthümern, die Mordlust des Kaisers. Die philosophischen Schriften, welche dem Seneca unbezweifelt zugeschrieben werden (Ausgabe von Elzevir, Amst. 1672, übersetzt von Klotsch, Wittenb. 1799—1802. Neuere Ausgabe von Ruhkopf, 1797—1819 und Fickert, Lpz. 1842 flg.), sind zwar reich an vielfacher, durch das höhere Gesellschaftsleben erlangter Welt- und Lebenserfahrung, an lebendiger und praktischer Anwendung der stoischen Philosophie auf die verschiedensten Verhältnisse und Seelenstimmungen des Menschen und an einer geistreichen, vielfach durch rhetorische Kunstmittel gefärbten Diction; jedoch ist die Darstellung häufig mehr rednerisch glänzend, als von ächtem Wahrheitsgefühl durchdrungen; der Ausdruck hat ein schimmerndes Scheinleben und sucht durch Antithesen, überladenen bildlichen Ausdruck und Witzspiele zu überraschen und zu blenden. Die unter dem Namen des Seneca erhaltenen 10 Trauerspiele (Ausgabe von Gronov, Amst. 1682, von Schröder 1728 und aus neuerer Zeit von Bader und Bothe) sind wahrscheinlich nicht Werke eines Verfassers, namentlich auch nicht des Philosophen Seneca, sondern vielleicht nur nach seiner rhetorisirenden und moralisirenden Manier nach ihm benannt und aus den künstelnden Rhetorenfabriken der damaligen Zeit hervorgegangen. Sie sind die einzige Nachlese aus der tragischen Poesie der Römer, jedoch wahrscheinlich nicht zu wirklicher Aufführung, zu der sie sich nach Anlage und Ausführung nicht im geringsten eignen, sondern mehr zum Vorlesen und Declamiren gedichtet. Die gezwungene und verschrobene Nachahmung griechischer Vorbilder, die allen zum Grunde liegen; der Mangel an dramatischer Kraft und Anschauung; der verunglückte Plan in der Anlage; der gesuchte, überladene, dabei frostige und leblose Ausdruck und die endlosen Declamationen und verwässerten Sentenzen, lassen kaum zum Genusse einzelner rhetorisch vollkommenen und durch Pathos ergreifenden Stellen kommen.

Seneca, Marcus Annäus, auch der Rhetor genannt, zum Unterschied von seinem Sohne, dem Philosophen Lucius Annäus, war aus Corduba in Spanien und kam unter Augustus nach Rom, wo er mehrere Jahre lang nicht ohne Beifall die Redekunst lehrte und mit M. Porcius Latro in ein inniges Freundschaftsbündniß trat. Nach längerem Aufenthalte in Rom kehrte er in die Heimath zurück und verheirathete sich mit der Helvia. Von seinen Reden oder Declamationen über erdichtete Rechtsfälle, Sentenzen und allgemeinen Gedanken veranstaltete er später auf den Wunsch seiner Söhne eine Sammlung unter dem Titel „Controversiarum libri X", von denen nur fünf Bücher und auch die nicht vollständig, auf uns gekommen sind. Ein gleiches Schicksal hatte eine andere Sammlung: „Suasoriarum liber". Sie enthalten viel leeres Wortgepränge und Schulgeschwätz neben einzelnen wirklich rednerischen Stellen und wurden am besten von J. F. Gronov (4 Bde., Leyd. 1649; 3 Bde., Amst. 1672) herausgegeben.

Senegal, einer der größten Flüsse Afrika's, in neuerer Zeit wie sein südlicher Nachbar, der Gambia, bis zu seiner Quelle erforscht, entspringt auf dem Hochlande der Mandingoterrasse unter 11° N.-B. 16 Meilen im W. von der Quelle des Niger. Seine Quellströme sind sehr zahlreich; der Quellenbezirk nimmt eine Breite von 40 Meilen ein; die drei größten derselben sind der Basing der mittlere, der Kokoro der östliche und der Falema der westliche und größte Zustrom des S., mit vielen Stromschnellen und Katarakten, besonders nach seiner Vereinigung mit dem Basing. Unterhalb dieser Wasserfälle ist der S. ein schönes, sanftströmendes Wasser, mit offnem, cultivirtem, grünem Uferland; allmählich, je mehr er in das Niederland tritt, wird er tief und dunkel und sein Gefälle ist sehr unbedeutend. Durch häufige Ueberschwemmungen und Sümpfe macht er die Luft sehr ungesund, besonders im tiefern Mittellaufe, wo er einige 40 Inseln bildet, von denen einige sehr fruchtbar und voll Negerdörfer sind. Sein Strom macht eine merkwürdige Völkergrenze zwischen den Mauren oder Berbern am Nordufer und den Jalofnegern am Südufer. Der S. ist periodischen Anschwellungen unterworfen, wobei er namentlich in seinem unteren

Laufe weit und breit die benachbarten Ländereien überschwemmt. Er bildet hier ein großes Delta und viele Inseln; auf einer derselben, 3 Meilen landeinwärts, liegt das Hauptetablissement des französischen Handels, das Fort Sanct Louis, auf seinem beweglichen Flugsande. Der Hauptarm des Stromes im O. davon ist hier 3000, der im W. 1800 F. breit. Bis Podhor, eine der französischen Factoreien am Mittellaufe, ist der Senegal stets mit großen Schiffen fahrbar, bis Galam im Lande der Mandingos nur zur Regenzeit mit Schiffen von 40—50 Tonnen. Nach einem Laufe von über 160 geogr. Meilen stürzt er sich durch eine breite Mündung vereint ins Meer. Bei den verschiedenen an seinen Ufern wohnenden Völkern führt er verschiedene Namen. Bei den Mandingos z. B. heißt er Basing und da dies in der Landessprache schwarz bedeutet und Niger dasselbe, so wurde dem S. die ersten Jahrhunderte hindurch auch der Name Niger gegeben, der so viele Irrthümer veranlaßt hat. —

Senegambien nennt man das Land an der Westküste Afrikas zwischen den Flüssen Senegal und Gambia, das sich in einer Länge von 180 geogr. Meilen erstreckt, im N. von der Sahara, im O. von Nigritien, im S. von Oberguinea und im W. vom atlantischen Meere begrenzt, gegen 18,000 (Andere 30,000) □M. Flächenraum umfaßt. Theils auf dem Hochplateau des Konggebirges, theils auf dessen nördlichem und nordwestlichem Abfall gelegen, bildet S. ungeachtet seiner Höhe von 5000 F. ein reizendes fruchtbares Hochland, unter dessen freundlichem Klima alle Produkte herrlich gedeihen. Von diesem Hochlande oder Obersenegambien steigt man auf Terrassenlandschaften, deren üppig-fruchtbare Thäler von zahlreichen Flüssen und Bächen, wie Senegal, Gambia, Nunez, Riogrande und Geba, bewässert werden, hinab in die dem Konggebirge vorliegenden Küstenebenen oder Niedersenegambien, das im südlichen Theile schmal ist, aber nordwärts sich zu weiten Flächen ausbreitet. Auch in Niedersenegambien ist bei reicher Bewässerung der Boden fruchtbar, jedoch gibt es, der häufigen Ueberschwemmungen wegen, große Sumpfstrecken und nicht minder zahlreiche Sandsteppen. Das Klima ist heiß und ungesund, namentlich im Sommer. An Produkten ist S. außerordentlich reich, die vorzüglichsten sind: Getreide aller Art, Wurzelgewächse, Hülsenfrüchte, Südfrüchte, Datteln, Kokosnüsse, Baumwolle, Indigo, Tabak, Pfeffer, Elephanten, Rhinocerosse, wilde Ochsen, Antilopen, Flußpferde, Löwen, Tieger, Panther und viel Wild, alle Arten zahmes Geflügel, auch Kameele, Fische rc. Die Gebirge enthalten Gold, Silber und Eisen. Die Bevölkerung besteht aus Mohren und Negern; Beide unterscheiden sich von einander durch Gesichtsbildung, Farbe, Haar, Sitten und selbst durch die Religion, indem Erstere größtentheils Muhamedaner, Letztere Fetischanbeter sind. Die mächtigsten Völkerschaften sind die Fulas, Jaloffen, Mandingos, Serawullihs und Susuneger; sie leben theils unter einzelnen Häuptlingen, die ein despotisches Regiment führen, theils in monarchischen, theils in republikanischen Staaten. Mehrere dieser Völker haben schon einen ziemlich hohen Grad der Cultur erreicht; man treibt Ackerbau, verfertigt mancherlei Zeuche, Matten, Leder- und Eisenwaaren, baut Schiffe und treibt Handel mit den Landeserzeugnissen, namentlich mit Fellen, Wachs, Elfenbein, Gummi, Baumwolle, Pfeffer, Straußfedern und Gold. Der Activhandel nach S. ist in den Händen der Engländer, Franzosen, Holländer, Amerikaner und Dänen. Mehrere dieser Nationen haben in S. Niederlassungen und Besitzungen. So gehört den Engländern die Handelsfactorei Portendik auf der Gummiküste und die Inseln James, einige Meilen vor der Mündung des Flusses Gambia, Bulam, am Ausflusse des Riogrande und Santa Maria. Vgl. Durand's „Voyage au Senegal etc." (2 Bde., Paris 1802, deutsch von Ehrmann, Weim. 1803). Hauptbesitzung der Franzosen ist die Insel Senegal oder St. Louis, im Mündungsdelta dieses Stromes gelegen, mit dem Fort St. Louis; außerdem besitzen sie noch die kleine Insel Gorée, südlich vom grünen Vorgebirge gelegen. Der portugiesischen Krone gehört die befestigte Factorei Cacheo, an der Mündung des S. Domingo und die Bissao oder Bidschugainsel, vor der Mündung des Riogrande.

Seneschall. Sent- oder Centrichter, Amtmann, auch Zent- oder Centgraf genannt, war im Mittelalter eine über einen Landesbezirk gesetzte Gerichtsperson, die eine Art

von polizeilicher und juristischer Aufsicht über den Landestheil führte. Der Marschall des Kaisers oder eines Königs, der die Aufsicht über den ganzen Hofstaat hatte, hieß auch S. Er umgab die Person des Kaisers, hatte Sitz und Stimme im Rath, unterschrieb die Urkunden, gab seine Zustimmung zu Angelegenheiten des Hofes ꝛc. Unter den Merovingern in Frankreich war der S. ein Kronbeamter, der die Geldangelegenheiten des königlichen Hauses zu beaufsichtigen hatte. In spätern Zeiten heißen die ersten Gerichtspersonen einer Landschaft oder Provinz Seneschalls und ihre Gebiete Senechaussée. Sie hatten das Recht, den Adel zu berufen und waren dessen Anführer vom Arrièreban; auch alle Urtheile mußten von ihnen bekräftigt werden.

Senf, eine Gewürz- und Küchenpflanze, die in Deutschland im Freien wächst; sie ist dem Rübsamen ähnlich und treibt einen gegen 3 Fuß hohen Stengel, blüht gelb und trägt kleine Schoten. Es gibt zwei Arten, schwarzen mit braunrothen Samen, wächst besonders in Nordeuropa und weißen mit gelblichen Samen im südlichen Europa. Die Pflanze wird im Großen gebaut wegen des Samens, dessen scharfer, durchdringender Geschmack auf vielerlei Weise zu Brühen und Saucen verwendet und, zu einem feinen Brei gerieben, als Mostrich zu Schinken, Rindfleisch u. dgl. gegessen wird. Er fördert die Verdauung, löst, und übt so einen erheiternden Einfluß auf den Geist. Die jungen Blätter geben einen guten Salat, die Pflanze selbst ist ein vortreffliches Futter fürs Vieh. Der weiße Senfsamen gibt gewöhnliches Brenn- und ein pikantes ätherisches Oel. Als Arznei dient er gegen den Scharbock und ist auch oft als Pflaster von heilsamer Wirkung. Der sogenannte Ackersenf wächst als Unkraut.

Seni, eigentlich Zenno, Johann Baptista, ein Italiener, der als Hofastrolog in Wallenstein's Diensten stand. Er hatte die Astrologie in Padua unter dem Doctor Angoli studirt. Wallenstein verschrieb ihn sich 1629, als Keppler, bisher sein Hofastrolog in Sagan, auf sein Begehren des Nativitätsstellens nicht eingehen wollte. S. hatte kurz vor Wallenstein's Ermordung dessen Zimmer verlassen. Er wurde verhaftet und in Untersuchung gezogen, ohne daß man von ihm etwas erfuhr, was ihn verdächtig machen konnte. Seine weitern Schicksale sind unbekannt.

Seniorate, s. Majorate.

Senkblei oder Loth nennt man die in Form einer Pyramide oder eines abgekürzten Kegels gestaltete Bleimasse, deren man sich zur Erforschung der Tiefe des Wassers und der Beschaffenheit des Meeresbodens bedient. Zu diesem Zwecke wird das Senkblei an einer Leine, der Lothleine, befestigt, über Bord geworfen und an ihr die Tiefe in Faden gemessen. Die Kenntniß des Bodens wird dadurch ermittelt, daß man die hohl gegossene Basis des Senkbleis mit Talg füllt, der nun je nach der Beschaffenheit des Meeresbodens entweder Sandkörner verschiedener Farbe, oder Muscheln, oder Lehm heraufbringt, oder Eindrücke eines felsigen Bodens zeigt. Durch Vergleichung der Tiefen und des Bodens mit den in den Karten angegebenen Daten, ist das Senkblei ein vorzügliches Hülfsinstrument der Schifffahrt. Das schwere Loth für große Tiefen wiegt 40 und mehr Pfd., das Mittelloth 20—40 Pfd., das Handloth 6—9 Pfd. Massey's Patentloth hat eine Vorrichtung, die es möglich macht, auch bei nicht senkrechtem Falle des Loths die Tiefe zu bestimmen; es ist eine Art Jsodometer. In den ältern Zeiten der Griechen kannte man das S. noch nicht; doch war es schon um Christi Geburt bei ihnen bekannt und von ihnen lernten es die Römer kennen, durch welche es auch andern Völkern bekannt wurde.

Senkenberg, Johann Christian, ein Bruder des Reichshofraths Heinrich Christoph S., geb. im Jahre 1717 zu Frankfurt a. M., studirte die medicinischen Wissenschaften und habilitirte sich dann in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt, wo er sich die Liebe und das Zutrauen seiner Mitbürger in sehr hohem Grade erwarb. Von ihm rührt die sogenannte Senkenberg'sche Stiftung für rechtliche aber verarmte Bürger her. Hierzu schenkte er nämlich sein schönes Haus mit einem botanischen Garten, einem Laboratorium und anatomischen Theater und überwies derselben ohnedies ein baares Capital von 100,000 Gulden. Mit diesem Hospitale wurde die 1817 gestiftete Senkenbergische naturforschende

Gesellschaft vereinigt, welche eine sehr reiche Naturaliensammlung besitzt, die Rüpell auf seinen Reisen durch Aegypten und Nubien gesammelt hat. Senkenberg starb 1772, während noch an seinen Stiftungen gebaut wurde, in Folge eines Falles von einem Balken des Hauses.

Senkenberg, Heinrich Christoph, Freiherr von, geb. zu Frankfurt a. M. 1704, studirte die Rechtswissenschaften, ward 1735 Professor der Rechte in Göttingen und ging 1738 als Regierungsrath nach Gießen. Im Jahre 1749 ward er als nassauisch-oranischer geheimer Justizrath nach seiner Vaterstadt berufen und ging 1750 nach Wien als Reichshofrath. Durch seine brauchbaren juristischen Werke hatte er sich so rühmlich bekannt gemacht, daß er in den Freiherrnstand erhoben ward. Er starb zu Wien 1768. Unter seinen Werken nennen wir besonders: „Selecta juris et historiarum tum anecdota tum jam edita et rariora“ (6 Bde., Frankf. 1734—42); „Corpus juris feudalis germanici“ (2 Bde., Frankf. 1760—65); „De jure primarum precum regum Germaniae“ (Frankf. 1789).

Senkenberg, Renatus Carl, Sohn des Vorigen, ward geboren zu Wien am 23. Mai 1751, wo sein Vater Reichshofrath war. Nach dem Willen desselben bildete er sich seit 1768 auf der Universität Tübingen für die Rechtswissenschaft und Diplomatik aus und später studirte er in Göttingen die philosophischen und historischen Wissenschaften, so wie auch die Rechte mit unermüdlichem Eifer. Im Jahre 1771 begab er sich auf die Hochschule zu Straßburg und wählte dann Wetzlar zu seinem Wohnsitz, wo er an dem dortigen Kammergerichte arbeitete. Von hier kam er 1773 nach Rom und ward unter dem Namen Polydorus Nemaeus Mitglied der arkadischen Gesellschaft. Nach seiner Rückkehr ward er als Regierungsrath zu Gießen angestellt. Als 1778 Krieg zwischen Oesterreich und Preußen ausbrach, beging er die Unvorsichtigkeit, eine unter dem literarischen Nachlasse seines Vaters aufgefundene beglaubigte Abschrift einer alten Urkunde, welche die österreichischen Ansprüche auf die bayerische Nachfolge vernichtete, dem bayerischen Ministerium einzuhändigen. Dessenungeachtet reiste er doch nach Wien, wo man ihn auf kurze Zeit verhaftete und ihn dann mit der Weisung entließ, binnen 3 Tagen die österreichische Grenze zu passiren. Seine Stelle in Gießen legte er 1784 nieder und beschäftigte sich von dieser Zeit an besonders mit schriftstellerischen Arbeiten, hielt Vorlesungen über gemeinnützige Gegenstände und docirte privatim Diplomatik und Geschichte. Er starb am 18. Oct. 1800 an den Pocken, welche er sich bei der Pflege seiner Tochter, die an denselben erkrankt war, zugezogen hatte. Seine bedeutende Bibliothek, welche aus 15,000 Bänden bestand, vermachte er der Universität Gießen. In derselben waren mehrere Manuscripte und Urkunden. Ebenso schenkte er der Universität sein schönes Haus und 10,000 Gulden zur Vermehrung der Bibliothek. Am meisten hat er sich durch seine Fortsetzung der Häberlin'schen Geschichte des deutschen Reiches (Bd. 21—27) verdient gemacht (Frankf. 1789). Außerdem schrieb er lateinische und griechische Gedichte, vor denen der Name Polydorus Nemaeus steht (1785, ohne Druckort), eben so wie die „Gedichte eines Christen“ (1787).

Senkrecht steht eine gerade Linie auf einer anderen, wenn sie mit dieser einen rechten Winkel bildet. Bei einem Bogen bestimmt die Tangente die senkrechte Stellung.

Senkschuß, s. Depressionsschuß.

Senkwage, s. Aräometer.

Senlis, Bezirksstadt im französischen Departement Oise, in der Nähe der Wälder Hallate und Chantilly, an der Nonette gelegen, ist schlecht gebaut, hat aber eine schöne alte Kathedrale, welche den höchsten Thurm in Frankreich haben soll und ein Schloß, nebst 5000 Einw. Hier wurde am 23. Mai 1493 der Friede zwischen Karl VIII. (s. d.) von Frankreich und dem Kaiser Maximilian I. geschlossen.

Senn nennt man in der Schweiz einen Viehhirten, welcher zur Sommerzeit die Viehherde, Senne genannt, auf den Alpen weidet und Milch bereitet. Die Milchwirthschaft heißt Sennerei.

Sennaar, ein Negerstaat in Afrika, zu Nubien gerechnet, auch Dar Fungi genannt,

begreift alles Land von dem Schangallalande an bis zum Katarakt der Takaki oder der nubischen Wüste. Von der Abkunft der Bewohner dieses Landes, die den Schangallas nicht unähnlich sind, wissen wir Folgendes: 1504 schwamm dieses Volk der Fungi d. i. Sieger auf einer Flotte von Kähnen den weißen Strom herab und bemächtigte sich des ganzen Landstriches zwischen dem Bahr Abiad und Bahr Azrek und seinen Zuflüssen, also der ganzen gegen Norden abhangenden Tafel von S., und gründete hier einen mächtigen Negerstaat. Die Grenzflüsse dieses Staates sind der blaue und weiße Fluß; er bildet sonach theilweise eine Halbinsel, unterhalb welcher sich beide Flüsse zum Nil vereinigen. Die Ufer derselben sind äußerst fruchtbar, doch das übrige Land bietet 8 Monate des Jahres den Anblick der traurigsten Unfruchtbarkeit dar. Unermeßliche Flächen sind dann ganz mit Sand, Staub und dürren Pflanzen bedeckt; denn das Klima ist außer der Regenzeit, die Alles wie mit einem Zauberschlage umschafft, unerträglich heiß. Unter den Bewohnern von S. herrscht eine große Verschiedenheit und viele Abstufungen in Teint und Farbe, mehr und weniger kupferfarben oder röthlich. Sie sind groß und stark, falsch, eigensüchtig, abergläubisch und sehr lau in den Beobachtungen des Islam, zu dem sie sich bekennen. Es ist bei ihnen Sitte, daß der König während der Regierung mit eigener Hand ein Feld bebaue, was ihm den Beinamen des Ackermanns verschafft, vielleicht ein Ueberbleibsel aus den Zeiten, wo hier der Ackerbau blühte. Der König erkennt seit 1821 die Oberhoheit des Pascha von Aegypten an. Der Handel in S. ist sehr bedeutend; wenig der Kunstfleiß; er beschäftigt sich mit Töpferei, Verfertigung von Waffen und Panzerhemden, Baumwollenzeuchen, Messern, Sätteln, Steigbügeln, Harken, Karsten, langen eisernen Sporen u. s. w. Eisen nebst Gold wird aus den höheren Terrassen, die reich daran sind, bezogen. Münzen sind unbekannt; das Gold wird wie andere edle Metalle gewogen und kleine goldne Ringe von bestimmtem Gewicht gelten als Landesmünze. Starke Karawanen brechen jährlich nach Shendi und Aegypten auf und führen Durrha, Sclaven, Kameele, Elephantenzähne, Straußfedern, Gummi, Tamarinden, Schilde, Zibet, Papageien rc. aus. Die bedeutendste Stadt des Landes ist **Sennaar**, auch Medinet Fungi d. i. Siegerstadt, am westl. Ufer des Nils mit 10,000 Einw., bedeutende Handelsstadt. Wie überall, so zeigt das Land auch hier in Trümmern, großen Brunnen und Gewölben Spuren einstiger Größe.

Senne, Sende, Sendveld oder Sintfeld heißt die große Sand- und Haidefläche, welche sich im Westfälischen von Paderborn durch die Grafschaften Lippe, Ravensberg und Rietberg bis nach Münster und Osnabrück erstreckt. Sie ist jetzt angebaut. Im lippischen Antheil derselben ist das Sennergestüt, wo zahme, zur Zucht taugliche Stuten des gewöhnlichen Landschlags durch auserlesene Hengste von orientalischen, spanischen, englischen und andern guten Racen bedeckt werden. Es ist ein halbwildes Gestüt, das nur nach den Feldern zu eingezäunt, nach der Paderborner Haide zu aber ganz offen ist. Die Pferde halten sich in Rudeln zusammen; im Winter werden sie, wenn hoher Schnee liegt, in den Ställen des fürstlichen Jagdschlosses Lopshorn gefüttert; doch kommen sie nur des Abends dahin und erhalten am Morgen wieder ihre Freiheit. Früher befanden sich 200 Mutterpferde in der Sennerei, von denen zwei Drittheile trächtig waren, jetzt ist das Gestüt sehr vermindert. Die hier gezogenen Pferde heißen Senner und werden mit einer Rose und dem Namenszug des Fürsten von Lippe gezeichnet. Auf der Senne wurden 1640 die Schweden von dem kaiserlichen General Hatzfeld geschlagen.

Sennefelder, Aloys, geb. 1771 zu Prag, verlebte seine Jugend in München, woselbst sein Vater ein angesehener Schauspieler war. Hier studirte er dem väterlichen Willen gemäß Jura, ging aber 1791 nach dem Tode desselben zur Bühne über, von wo ihn nach 2 Jahren manche Theater-Kabalen vertrieben. Während er sein kleines Schauspiel „die Mädchenkenner" drucken ließ, kam er auf den Gedanken, selbst eine Druckerei anzulegen, wozu ihm aber das nöthige Geld fehlte. Deshalb machte er verschiedene Versuche, eine wohlfeilere Methode des Druckens zu erfinden, als die gewöhnliche mit Lettern ist, und hatte das Glück, zuerst die vertiefte Manier des Steindrucks und bald darauf auch die erhöhte aufzufinden. Geldmangel verhinderte ihn, seine Erfindung zu vervollkommnen und

Nutzen daraus zu ziehen, so daß er sich entschloß, für einen Artilleristen, der ihm 200 Gulden bot, in Ingolstadt in Dienst zu treten; allein er wurde als Ausländer abgewiesen und als er nach München zurückgekehrt war, fing er in Verbindung mit Mehreren, welche Geld vorschossen, an, aufs Neue an der gemachten Erfindung zu arbeiten. Da ihm jedoch eine zweckmäßige Presse fehlte, so hatten seine Theilnehmer nur Schaden und die ganze Erfindung gerieth in großen Mißcredit. S. selbst gab die Sache aber noch nicht auf, sondern ruhte nicht eher, als bis er die Erfindung soweit vervollkommnet hatte, daß er mit seinen beiden Brüdern Theobald und Georg und mit dem Hofmusikus Gleißner ein eigenes Geschäft, welches bedeutenden Gewinn zu versprechen schien, anfangen konnte, worauf er 1799 ein Privilegium auf 15 Jahre erhielt. S. verkaufte das Geheimniß seiner Erfindung an den Musikalien-Verleger André zu Offenbach für eine namhafte Summe und zog deshalb mit seinen Geschäftsfreunden nach Offenbach, mit dem Entschluß, sich in Paris, London, Berlin und Wien ausschließliche Privilegien auszuwirken. Ueber diese Privilegien entzweite er sich aber mit André und begab sich daher mit seinen Brüdern nach Wien, wo er unter dem Beistande des kaiserlichen Hofagenten von Hartl nur ein Privilegium auf seinen, des Erfinders Namen, erhalten konnte. Deshalb gingen seine Brüder nach München, um dort eine Steindruckerei anzulegen. Hartl schoß S. bedeutende Summen vor, wogegen ihm dieser den halben Gewinn zusicherte. Leider aber wollte der Gewinnst nie die Kosten decken, weshalb S. sein Privilegium an Steiner verkaufte und sich bis 1806 nur mit Kattundruckerei beschäftigte. Von München her lauteten die Nachrichten besser und deshalb folgte S. nebst Gleißner den Einladungen des Freiherrn von Aretin nach München, wo er die Steindruckerei bald sehr in Aufnahme brachte. Im Jahre 1809 ward er Aufseher der unter Utzschneider's Direction eingerichteten Steindruckerei für Landkarten und bezog dafür mit Gleißner ein lebenslängliches Jahrgehalt. Er bekam den Titel eines königlichen Inspectors der Lithographie und durfte sein eigenes Geschäft ungehindert fortsetzen. Rastlos sann er auf neue Vervollkommnungen seiner Kunst; und schon 1826 fand er, wie man farbige Blätter drucken konnte, die Oelgemälden sehr nahe kamen, und 1833 gelang ihm dasselbe auch auf Leinwand. Er schrieb auch ein „Lehrbuch der Lithographie“ (Münch. 1819). Er starb zu München am 26. Febr. 1834.

Sennerei nennt man in der Schweiz und der Umgegend die Anstalt, daß 20—50 zusammengehörende Kühe unter einem Hirten zu Sommers Anfang auf die Alp geschickt werden, dort, so lange es Futter gibt, bleiben und zur Käse- und Milchbereitung genutzt werden. Ein Sennbauer (Küher) treibt nämlich sein Vieh, wenn es die Witterung erlaubt, auf die eigenen oder gemietheten (kuhgerichteten) Alpen und legt auf jeder Abtheilung eine eigne Sennhütte (eine aus Steinen und Moos errichtete Hütte, deren Hauptraum ein Kuhstall und ein Zimmer für die Herdfeuerung ist), an, deren mehrere ein Senndörfchen bilden. Die Miethe ist verschieden und beträgt, wenn sie recht gut ist, etwa 3 Louisd'or für die Kuh. Er ist entweder selbst ein Senn oder hält sich seine Hirten, die das Vieh beaufsichtigen und Käse bereiten. Die Gehülfen oder Meisterknechte (Zusenn) stehen ihm bei und ein Hand- (Kuh-)bub hütet das Vieh. Neben der Sennhütte steht ein besonderer Käsespeicher (Käsgaden). Man fabricirt die Käse entweder aus frischer Morgenmilch (fetter Käse), oder mit Zusatz der leicht abgerahmten Abendmilch (halbfetter Käse). Sorgfältig bereitete Alpenkäse halten sich auch 80 Jahre. Solcher alter, mit einer von Tannenrinde eingesetzten Jahreszahl versehener Käse kommt aber nicht in den Handel, sondern wird an frohen Familientagen von den Sennern selbst verzehrt. Im Winter macht der Senner Butter und magern Käse, der zur Nahrung der Hirten dient. Auch die Milch der Ziegen wird zur Käsefabrikation benutzt.

Sennesblätter (Folia Sennae), ein sehr häufig angewendetes Arzneimittel, sind die Blätter von verschiedenen strauchartigen Gewächsen und kommen im Handel in 4 Sorten vor. Aus Nubien stammen die alexandrinische, die vorzüglichste, und die tripolitanische Senne, eine geringere Sorte; die Arghel-Senne kommt aus Arabien und die indische Senne aus Oberägypten und Arabien. Die drei erstern Sorten werden nicht

nur sehr häufig vermischt, sondern auch oft durch andere Blätter, besonders durch die vom Gerbestrauch (Coriaria myrtifolia) verfälscht und letztern namentlich sind die zuweilen beobachteten schlimmen Folgen des Mittels zuzuschreiben. Als vollkommen ersetzendes Surrogat werden auch die Blätter und Samenkapseln der amerikanischen Cassia marylandica empfohlen. Die auflösenden Wirkungen dieses Mittels zeigen sich vorzüglich in der Darmschleimhaut und man benutzt es deshalb als Purganz in sehr vielen Fällen, wo entzündliche Anlage, Anschwellung von Hämorrhoidalgefäßen, Schwangerschaft, Gegenwart der Menstruation oder Neigung zu Krämpfen und Kolik seinen Gebrauch nicht verbieten. Gewöhnlich zum Aufguß verordnet, werden die Sennesblätter auch in Pulvern und Pillen gegeben und sind das Hauptmittel in dem sogenannten Wiener Tränkchen (Aqua laxativa Viennensis oder Infusum Sennae compositum), in der Senne-Latwerge (Electuarium lenitivum) und in dem Kuralla'schen oder französischen Brustpulver, welches letztere in kleiner Gabe zur Abstumpfung des Reizes in der Schleimhaut der Respirationsorgane, in großer Gabe aber zum Abführen angewendet wird.

Senonen, ein gallischer Volksstamm, der in den Völkerzügen von Norden nach Italien zuletzt über die Alpen stieg, wahrscheinlich zur Zeit des Tarquinius Priscus und daher seine Sitze südlicher als die übrigen gallischen Völker in Oberitalien nahm, hart an der Grenze der Umbrer und Etrurier, die sie zum Theil verdrängten. In ihren Streit mit den Etruriern mischten sich die Römer, worauf die Einnahme Roms durch die senonischen Gallier unter Brennus folgte, 389 v. Chr. Die S. blieben noch lange sehr gefährliche Feinde der Römer, namentlich durch ihr Auftreten in den samnitischen Kriegen. Die Römer siegten, und legten 283 Sena in ihrem Lande an. Ein neuer Krieg brach aus, als Flaminius 232 die Vertheilung des den S. abgenommenen Landes an römische Anbauer vorschlug; die S. riefen selbst Landleute von der Rhone zu Hülfe. Britomar schwor, den Gürtel nicht eher als auf dem Capitol zu lösen; doch siegten die Römer in zwei großen Schlachten bei Clusium 225 und am Po 223, worauf sie zum ersten Mal diesen Fluß überschritten und die Eroberung von Oberitalien vollendeten. Als Hannibal über die Alpen kam, traten die S., Bojer u. A. sogleich zu ihm; darauf abermals von den Römern besiegt, verschwinden die S. fast gänzlich; sie scheinen sich in den Bojern verloren und mit diesen die nördlichen Abhänge der Alpen bewohnt zu haben. Doch nicht blos nach Italien waren die S. gezogen, sie hatten auch weitere Züge unternommen und unter den Galliern, die 278 v. Chr. Delphi plünderten und dann nach Kleinasien übersetzten, werden S. genannt. Die in Gallien zurückgebliebenen S., die noch Cäsar erwähnt, wohnten zwischen Loire, Saone und Seine.

Sensal, auch Mäkler, Mächler genannt, sind Mittelspersonen zwischen Käufern und Verkäufern, welche für Letztere Käufer und für Erstere Verkäufer suchen, sich zu dem Endzweck nach der Menge, Beschaffenheit, dem Preise der Waaren erkundigen und so den Handel einleiten und zu Stande zu bringen suchen, wofür sie ein gewisses Procent (Promille) erhalten. Es gibt Wechsel- oder Geld- und Waarensensale. Die Erstern vermitteln den Wechsel von Geld, Wechseln und Papieren, die Letztern von Waaren, Zucker, Kaffee, Thee, Tabak, Farbestoffen, Korn u. s. w. Um oft vorkommenden Betrug zu verhindern, werden die Sensale von der Obrigkeit verpflichtet. Die nicht verpflichteten, die insgeheim ihre Geschäfte machen, nennt man oft Bönhasen, welches allgemein so viel als Pfuscher bedeutet.

Sensibilität heißt im Allgemeinen die Fähigkeit zu empfinden oder Empfänglichkeit für Sinneseindrücke; im Besondern aber die innerlich reale Nerventhätigkeit, wie sie in ihrem ganzen Umfange sich im lebenden, thierischen Organismus äußerlich real offenbart. Sie ist eine Hauptäußerung des Lebens und bildet mit der Reproduction und Irritabilität jene Triplicität, in der dann das Leben als ein in sich abgeschlossenes oder als organisches Ganze sich darstellt. Die Lebensthätigkeit der S. äußert sich im Allgemeinen, theils als Activität, theils als Receptivität. In ersterer Beziehung äußert sie sich ihrem Wesen nach als Erregung und Hervorrufung des Lebens nach der eigenthümlichen Idee des thieri-

schen individuellen Wesens, indem sie diese in das Leibliche selbst überträgt, also auch in der Bestimmung, Beherrschung und Leitung aller Lebensäußerungen des Individuums, sowohl zur Bildung als zur Bewegung gehörig. Von ihrer receptiven Seite erscheint die S. als Aufnahme des Ideellen in allen Lebenserscheinungen, in der Aufnahme des eignen leiblichen Organismus als Abspiegelung desselben, in Beziehung auf die außer dem Individuum befindlichen Wesen als bildliche Aufnahme der fremden Lebensäußerungen. Die frühern Physiologen haben der S. bald einen zu hohen, bald einen zu niedrigen Rang unter den Lebensverrichtungen angewiesen, was theils eine Folge der einseitigen Richtung im Anschließen an herrschende philosophische Systeme war, theils aus dem Mangel an physiologischen Kenntnissen und an Schärfe in Scheidung der Begriffe von Nervenkraft, Reizbarkeit und Sensibilität geschah. Boerhave z. B. fand in ihr nur das Princip der stets sich erneuernden Herzthätigkeit, Fr. Hofmann das des fortdauernden Lebens, Haller legte ihr eine mehr seinen Begriffen von der ihr gegenüberstehenden Irritabilität angepaßte Bedeutung unter, Brown betrachtete sie als eine nur Erregungen vermittelnde Thätigkeit, Schäffer, de Haen, Platner u. A. dagegen sahen in ihr eine Ursache aller von der Reizbarkeit nicht bedingten Verrichtungen des Organismus.

Sensitive, s. Sinnpflanze.

Sensualismus. Unter Sensualismus versteht man diejenige philosophische Ansicht, nach welcher alle Erkenntniß aus der sinnlichen Empfindung und Wahrnehmung herzuleiten ist. Hiermit wird besonders der Behauptung widersprochen, daß es angeborne Ideen und Wahrheiten gebe, welche im Geiste unmittelbar bereit liegen. Zu letzterer Behauptung kam man vorzugsweise durch die Beobachtung, daß gewisse logische Bestimmungen und Sätze, wie z. B. der Satz der Identität, daß jedes Ding sich selbst gleich sei, ohne weiteren Beweis jedem Bewußtsein einleuchtend seien, so daß auch das philosophisch ungebildete Bewußtsein unmittelbar danach verfahre. Daher meinte man, seien diese Wahrheiten unmittelbar als ein eigenthümlicher Besitz der Seele gegeben. Dieser Ansicht nun widerspricht der Sensualismus dadurch, daß er durchaus alle allgemeinen Vorstellungen, Begriffe, Ideen aus der sinnlichen Erfahrung geschöpft ansieht. Der Geist soll sich daher zunächst ganz passiv verhalten und seine ganze Thätigkeit ist nur eine formelle, ein Zusammenbringen und Verbinden des sinnlich Gegebenen durch Abstraction und Reflexion. Also z. B. die Vorstellung von Haus entsteht dadurch, daß ich viele verschiedene Häuser sehe, und ähnlich bekomme ich die Begriffe Raum, Ursache und Wirkung, Gott, Tugend u. s. w. Die Seele wird daher vom Sensualismus als tabula rasa (leere, unbeschriebene Tafel) gefaßt und erst die äußere sinnliche Gegenständlichkeit soll in diesen leeren Raum verschiedene Bilder und Vorstellungen hineinzeichnen. Hat die Behauptung, daß es angeborne Ideen gebe, den Sinn, daß gewisse logische Bestimmungen sogleich in der Form und Bestimmtheit im Geiste gegeben sind, wie sie die Philosophie aufstellt, so muß allerdings dieser Behauptung durchaus widersprochen werden und der Sensualismus hat Recht, wenn er z. B. auf das Kind, den rohen Wilden aufmerksam macht, welche offenbar den logischen Satz der Identität als solchen nicht kennen. Dann muß vielmehr behauptet werden, daß dem Geiste schlechterdings nichts angeboren sei, weil er in seiner ursprünglichen Unmittelbarkeit noch kein Bewußtsein über sich selbst und seinen Inhalt besitzt. Andrerseits geht der Sensualismus wieder zu weit, wenn er alle Vorstellungen und Ideen einzig und allein aus der sinnlichen Empfindung herleiten will und den Geist in diesem Acte nur als passiv vorstellt. Darin hat der Sensualismus vollkommen Recht, daß alle Erkenntniß von der Erfahrung ausgeht und zwar ist es die sinnliche Erfahrung, von welcher der denkende Geist seinen Ausgangspunkt nimmt, weil er unmittelbar selbst sinnlich ist. Allein offenbar ist schon das sinnliche Empfinden nicht ein bloßes Aufnehmen des sinnlichen Gegenstandes, sondern Activität und ich mag empfinden, was ich will, immer empfinde ich mich zugleich selbst und zwar als ein Anderes als der äußere Gegenstand. Wenn ich nun aber aus dem Anschauen vieler Häuser die einfache Vorstellung des Hauses abstrahire, so bringe ich etwas Anderes hervor, als was mir sinnlich geboten war und da kann ich gar nicht mehr sagen, daß der sinnliche

Gegenstand der Grund meiner Vorstellung sei, weil diese einen andern und eigenthümlichen Inhalt hat. Der Ausgangspunkt der Erkenntniß darf also durchaus nicht mit dem Principe und Grunde derselben verwechselt werden. Wenn ich die Seele als tabula rasa bezeichne, so stelle ich sie als ein lebloses Sein, als ein Ding vor, auf welches, wie auf weiches Wachs, Eindrücke von außen gemacht werden. Allein die Seele ist gar kein Ding und trotz aller Eindrücke von außen komme ich nie zum Denken und zum Selbstbewußtsein, in welchem der Geist sich selbst von den Dingen unterscheidet, also eben der unmittelbaren Einheit mit den Dingen, welche im Eindrucke liegt, widerspricht. Im Sensualismus wendet sich alles Interesse auf die subjective Erkenntnißweise, auf den stufenweisen Fortgang vom sinnlich Einzelnen zum Allgemeinen und dagegen tritt die Untersuchung nach dem Wesen der Dinge und der objectiven Wahrheit in den Hintergrund. Diese Erkenntniß der objectiven Wahrheit aber muß auch der Sensualismus, wenn er sich consequent durchführen will, leugnen und er geht so in den Skepticismus über. Wenn nämlich alle Erkenntniß nicht blos ihren Anfang, sondern auch ihren Grund in der sinnlichen Erfahrung hat, so muß ich alle Nothwendigkeit, welche ich z. B. in dem Gesetze der Schwere, daß jeder Körper zur Erde fällt, ausspreche, als eine blos subjective Zuthat verwerfen; denn diese Erfahrung mache ich immer nur an einzelnen Steinen und mag ich dies Experiment auch mit noch vielen Steinen vornehmen, so bleibt doch die Nothwendigkeit des Gesetzes etwas ganz Anderes, als was mir in der Vielheit der Erfahrung gegeben wird; höchstens darf ich nur zu einer Wahrscheinlichkeit, daß, wie so viele Steine zur Erde gefallen sind, auch alle Gegenstände wohl fallen werden, fortgehen. — Unter den Philosophen, welche den S. durchzuführen suchten, ist vor Allen der Engländer J. Locke zu merken; an ihn aber schlossen sich besonders französische Philosophen an, welche den S. zum einseitigen Realismus und zum rohen Materialismus ausbildeten.

Sententiarier, s. Lombardus, Petrus.

Sentimentalität. Was unter Sentimentalität zu verstehen sei, werden wir am einfachsten und klarsten erläutern können, wenn wir auf den Begriff der Naivität Rücksicht nehmen, welcher gewissermaßen den Gegensatz zur Sentimentalität bezeichnet. Beide Begriffe enthalten ein Verhältniß der Idee und der Wirklichkeit und ihr Unterschied beruht darauf, daß sich das subjective Bewußtsein dies Verhältniß verschieden vorstellt. Das erste und unmittelbare Verhältniß der Idee und der Wirklichkeit ist deren Einheit. Hier werden also Idee und Welt nicht als zwei selbständige und von einander getrennte Reiche gedacht und die Idee steht nicht als eine ferne und fremde Macht der Welt gegenüber, sondern die Idee hat in der Welt selbst ihre vollendete Wirklichkeit; dies ist ihr Dasein, in welchem sie sich zu einer bunten Mannichfaltigkeit verschiedener Gestalten ausbreitet und bestätigt. Der Mensch hat also, um sich zur Idee zur erheben, nicht von der Welt zu abstrahiren, sondern wie er leibt und lebt, lebt er im Kreise der Idee und ihrer Wirklichkeit. Alle Gestalten und Seiten des Lebens sind also von der Idee durchdrungen und sollte sich auch im Einzelnen mancherlei Schlechtes und Böses vorfinden, so ist doch dies ein bald verschwindendes und nicht im Stande, das allgemeine Entsprechen der Idee und der Wirklichkeit aufzuheben. Also der Staat, die Sitte, das menschliche Thun und Treiben wie die Vertheilung des Glücks und Unglücks, sind wie sie sein sollen und der Mensch erkennt in dieser Gegenwart das kräftige Walten göttlicher Mächte. Diese Einheit der Idee und der Wirklichkeit kann nun auch von dem Menschen unmittelbar und ohne Reflexion und Zweifel, also mit gläubiger Zuversicht anerkannt werden. In dieser unmittelbaren Gewißheit hat der Mensch nicht etwa zuerst sich eine ideelle Welt im Gedanken gebildet und gedichtet und dann durch Vergleichung dieser ideellen Welt mit der Wirklichkeit von der Uebereinstimmung Beider sich überzeugt, sondern diese ganze Reflexion ist ihm fern und der Zweifel an der Göttlichkeit und Gottseligkeit der Welt ist ihm nie in den Sinn gekommen. Diese Auffassung des Verhältnisses der Idee zur Wirklichkeit ist im Allgemeinen die naive. Ein ganz anderes Verhältniß liegt der Sentimentalität zum Grunde. Für den denkenden, sich selbst und die Welt betrachtenden Geist kann nämlich Idee und Wirklichkeit auch zu zwei von

einander getrennten Reichen auseinanderfallen, so daß eine unausfüllbare Kluft zwischen Beiden liegt. Die Idee ist dann unendlich und schlechthin über alle Wirklichkeit erhaben und die irdische Welt in ihrer Endlichkeit und Vergänglichkeit nicht fähig, der Idee zu entsprechen; vielmehr ist die Masse des Schlechten und Bösen in der Welt überwiegend und das Glück und die Tugend sind nur Ausnahmen von der Regel, nur spärliche Lichtblicke des fernen göttlichen Reiches. Die Welt ist als von der Idee verlassen die unglückliche und böse Welt und der Mensch, welcher seinem Wesen gemäß sich zur Idee zu erheben und mit ihr in Einheit zu setzen strebt, hat die gegenwärtige Wirklichkeit zu überfliegen und über diese Alltäglichkeit hinaus in ein anderes Reich hinüberzudenken und zu fassen, in welchem die Wahrheit und das Wesen im ungetrübten Lichtglanze wohnet. Diese Trennung der Idee und der Wirklichkeit und das subjective Erheben über diese hinaus zu einem unerreichbaren Ideale ist im Allgemeinen der Begriff der Sentimentalität. Diese entsteht also durch die Reflexion des Verstandes und durch den Zweifel und hat die Naivität zu ihrer nothwendigen Voraussetzung. Es ist leicht zu sehen, wie ein solcher Gegensatz von Idee und Wirklichkeit besonders zu den Zeiten in das Bewußtsein treten wird, in welchen eine Gestaltung des Lebens, welche aus einem bestimmten Principe und aus einem bestimmten Standpunkte des Geistes hervorgegangen ist, ihre frische Lebendigkeit verloren hat und zu wanken anfängt. Die positiven Gestalten, in welchen der Geist seinen Inhalt ausbreitet und eine gewisse Form gibt, wie Staat, Sitte, Religion, Kunst u. s. w., haben ein festes Dasein gewonnen und erhalten sich äußerlich fort, wenn auch der Geist über den früheren Standpunkt hinausgeschritten ist, aus welchem jene Gestalten als die diesem Standpunkte entsprechenden Formen sich hervorbildeten. Wenn aber vorher der Geist in diesen verschiedenen positiven Sphären des Lebens sein eigenes Wesen erkannte und sich daher in ihnen befriedigt fühlte, so sind sie ihm nun fremde und äußerliche Mächte geworden, welche im Widerspruche mit seinem Wesen stehen; dann erhebt sich der Geist über die gegenwärtige Gestalt der Welt und spricht diese als eine der Idee nicht gemäße aus. Wenn auch das Bewußtsein dieses Zwiespalts nur allmählich sich entwickelt und nothwendig von einzelnen Individuen ausgeht, so verbreitet es sich doch über eine ganze Generation, so daß Jeder auf seine Weise diesen Widerspruch in sich empfindet; und zwar durchdringt derselbe nach und nach das ganze Leben, von der Wurzel bis zum Gipfel und tritt an allen Theilen und Gliedern der Wirklichkeit mit einer größeren Klarheit hervor. Vor Allem ist es aber die Poesie, welche nothwendig auf diesem Standpunkte der S. eine ganz eigenthümliche Farbe bekommen muß. Man kann jedoch nicht behaupten, daß der Standpunkt der S. ganz besondere Dichtungsarten hervorbringe, sondern er legt sich vielmehr an alle nützliche Dichtungsformen an; allerdings aber wird er einzelne Dichtungsarten mehr begünstigen als andere. So wird z. B. die Idylle wenig Eingang finden und mehr nur die momentane Stimmung eines Einzelnen aussprechen, so lange die Gegenwart noch in ihrer ganzen frischen Lebendigkeit als von der Idee durchdrungen gewußt wird. Denn die Idylle stellt vorzüglich eine verschwundene unbefangene Welt dar, in welche die Bildung und Verbildung der Gegenwart noch nicht eingedrungen ist, und nach einem solchen verschiedenen Ideal sehnt man sich nur, wenn man mit dem gegenwärtigen Leben schon zerfallen ist. Am wenigsten aber wird die S. ein Epos zu produciren im Stande sein; denn während hier das Subject sich seiner Meinungen und Ansichten ganz und gar entschlägt und sich der historischen Handlung hingibt, so wird die S. immer in Versuchung kommen, durch ihren Zwiespalt und ihre Sehnsucht die objective Handlung zu unterbrechen und ihre Meinungen über das Ideal einzuflechten. Die S. kündigt sich nun sogleich dadurch als ein endlicher Standpunkt des Bewußtseins und als eine Durchgangsstufe zu einem höheren Standpunkte an, daß in dem Gegensatze der Idee und der Wirklichkeit zugleich ein Widerspruch gegen das Wesen der Idee selbst enthalten ist. Wenn nämlich die Idee der wirklichen Welt fremd gegenübersteht, so existirt sie einmal für sich allein und dann auch in dem Individuum, welches über die Wirklichkeit mit seiner Hoffnung und Sehnsucht hinausgeht. Indem aber die Idee zugleich als Ideal gefaßt wird, welches in die objective Wirklichkeit treten soll, so ist sie in dem

Gegensatze gegen die Welt doch nur ein kraftloser Schatten, welcher nicht die Gewalt hat, den Gegensatz zu vernichten und allseitig in der Welt sich zu realisiren. Die sentimentale Richtung spricht es daher auch selbst aus, daß es bei diesem Gegensatze von Idee und Wirklichkeit nicht verbleiben soll und verweist damit über sich selbst hinaus zu einer Wiedervereinigung der Idee und der Wirklichkeit. Dies führt uns auf einen andern Standpunkt des Bewußtseins, dessen wir zur Charakterisirung der S. noch kurz Erwähnung thun. Außer jener unbefangenen Einheit der Idee und Wirklichkeit nämlich, worin das Eigenthümliche der Naivität bestand und außer jenem Zwiespalte beider Momente, aus welchem die S. hervorging, kann auch das Verhältniß von Idee und Wirklichkeit so gefaßt werden, daß das Individuum durch den Zweifel und die Reflexion hindurch sich der Einheit der Idee und der objectiven Welt bewußt ist. Dieser Standpunkt würde Naivität und Sentimentalität in sich vereinigen, indem er einerseits die Wirklichkeit von der Idee durchdrungen weiß, wie die Naivität und andrerseits den Zweifel und die Reflexion nicht von sich abhält, sondern wie die S., in sich selbst erfahren hat. — Wie schon bemerkt, kann der Zwiespalt zwischen Idee und Wirklichkeit sich durch das ganze Leben hindurch ziehen und an jedes Bewußtsein herantreten; zugleich erhellt aus dem Vorigen, wie leicht das Subject, indem es, im Gegensatze gegen die Wirklichkeit, die Idee aus sich zu produciren hat, auf dem Standpunkte der S. in rein subjective und willkürliche Dichtungen und Ansichten verfallen kann, von welchen eine Einführung in die Welt weder zu erwarten noch zu wünschen ist. Der wahre Dichter ist ein Prophet, in welchem das Bewußtsein Aller sich concentrirt und auch auf dem Standpunkte der S. enthält seine Dichtung zugleich Wahrheit. Wie es wenig wahre Propheten gibt, so gibt es auch nicht gar viele große Dichter; aber, indem in Zeiten der S. das Subject in seiner abstracten Freiheit von der objectiven Wirklichkeit sich geltend macht, so sind es gerade diese Zeiten, in welchen eine ganze Fluth von Dichtern sich über die von der Idee verlassene Welt ergießt, nicht gerade, um sie zu reformiren, sondern weil das Individuum das stolze Bewußtsein, über die schlechte Wirklichkeit hinaus zu sein, nicht ruhig ertragen kann. Der Drang, sich mitzutheilen und das öffentlich auszusprechen, was das Herz erfüllt, ist dem Genius eigenthümlich; allein nur zu leicht geht der sentimentale Zwiespalt mit der Wirklichkeit in die Eitelkeit über, in welcher das Subject in allen seinen hohen Ideen, Wünschen und Hoffnungen immer nur seine eigne Vortrefflichkeit herausstellt und in seinen poetischen Ergüssen nur sich selbst genießt. In dem gewöhnlichen Sprachgebrauch hat auch das Wort sentimental fast durchgängig die Nebenbedeutung der falschen S., in welcher das Individuum bei jeder Gelegenheit auf eine weichliche gezierte Weise seinen Zwiespalt mit der Gegenwart zu erkennen gibt und sich mit aller Anstrengung seiner Kräfte in das Reich seiner Ideale hinein versetzt, um seine ungewöhnliche Erhabenheit Jedem kenntlich zu machen. Eine solche Verbildung geht oft wie eine ansteckende Krankheit durch die ganze Generation; aber sie heißt dann Bildung und Geist und die Forderung, geistreich zu sein, gilt als die höchste. Die Geistreichigkeit besteht dann darin, über den substantiellen Inhalt des Lebens und seine sittlichen Gestalten, über Familienpietät, religiöse Gläubigkeit hinaus zu sein und die fromme Sittlichkeit dem ungebildeten Bewußtsein zu überlassen, welches in seiner unbefangenen Ehrlichkeit noch an das glaubt und das festhält, worüber die Geistreichen mit Riesenschritten hinausgelaufen sind. Die Spitze aber erreicht diese Sucht nach geistreicher Sentimentalität, wenn es jenen Geistreichen mit ihrem Zwiespalte und ihren geistigen Kämpfen nicht einmal Ernst ist, sondern wenn sie auch diese nur dazu anwenden, ihr ausgehohltes und in dem Wirrwarr der Welt verkanntes Ich damit aufzuputzen.

Separationen nennt man die Theilungen von Gemeindegrundstücken, durch welche der Besitz und die Benutzung der Gemeinde als solcher aufhört und die einzelnen Glieder der Gemeinde nach Verhältniß der Größe ihres Besitzes ihnen abgemessene Stücke des früher gemeinsam Besessenen als ächtes Eigenthum zu beliebigem Gebrauche erhalten. Sie kommen in gegenwärtiger Zeit häufig in Anwendung und sind daher der Gegenstand vielfacher Besprechung geworden. Es ist nicht zu leugnen, daß dadurch manches früher

wenig oder gar nicht benutzte Stück Land besser cultivirt, daß der Besitz und das Einkommen des Einzelnen vergrößert, daß manche arme Familie, wenn das zu Theilende sehr bedeutend ist, in den Stand gesetzt wird, von ihrem Grundbesitz zu leben und dadurch Selbständigkeit, und, was damit zusammenhängt, größern moralischen Werth sich erwerben kann. Indessen darf man auch nicht übersehen, wie wichtig es ist, unter den Landbewohnern den Gemeinsinn, das Bewußtsein, ein Ganzes zu bilden, gemeinsame Angelegenheiten zu haben, recht lebendig zu erhalten, und wir sind der Meinung, daß nichts mehr dazu beiträgt, dies zu erreichen, als gemeinschaftlicher Besitz, zu dem sich die Gemeinde verhält, wie die Zweige zu dem Stamm eines Baumes. Das bloße Zusammenwohnen an einem Orte bildet noch keine Gemeinde, und was sonst sie verbindet, gemeinsame Flur, gemeinsame Leistungen, gemeinsame Sorge für den Unterricht und dgl., stellt nicht viel mehr als ein Zusammengehören in der Weise, wie die Aehren einer Garbe zusammengehören, her. Außerdem hat ein liederliches Gemeindemitglied an dem Recht, die Gemeindebesitzung, etwa die gemeinschaftlichen Weiden, benutzen zu können, etwas, was von seiner Liederlichkeit unberührt bleiben muß, was unveräußerlich ist und fortwährend doch immer einen Theil des zur Subsistenz Nöthigen gewährt, wodurch völliges Verarmen und gänzliches Zugrundegehen verhindert wird. Gewiß sind diese Vortheile bedeutender, als der durch die Theilung vergrößerte Besitz des Einzelnen, zumal wenn der Antheil, der auf einen fällt, nur unbedeutend ist. Wird die Gemeindebesitzung nicht so benutzt, wie sie benutzt werden könnte, werden Anpflanzungen u. dgl. unterlassen, so ist dies nicht eine nothwendige Folge des Gemeinbesitzes; ein tüchtiger Gemeindevorsteher wird seinen Ruhm darein setzen, Anlagen, Einrichtungen gemacht zu haben, deren Vortheile noch die späten Nachkommen an ihn erinnern. Uns scheint, wenn einmal separirt werden soll, eine theilweise Separation, welche noch einen Theil zu gemeinsamer Benutzung übrig läßt, noch am zweckmäßigsten. Da wo der Gemeindebesitz die Viehzucht fördert, wird das Separiren des Ganzen auch noch den Vortheil entziehen, den der Aufenthalt des Viehes im Freien auf gemeinschaftlicher Weide gewährt. In unserer Zeit bedenkt man nicht mehr, daß der Mensch nicht von Brod allein lebt. Wenig wird man daher auch darauf geben, daß die ländlichen Feste oder wenigstens die heitere Geselligkeit, welche bald für die Jugend, bald für das reifere Alter bei verschiedenen mit dem Gemeindebesitz zusammenhängenden Gelegenheiten, z. B. wenn das Vieh zum ersten Male auf die Weide geht, wenn das Obst von Fruchtbäumen eingesammelt wird, wenn die Gemeinde ihre jährliche Hauptversammlung hält, mit der ein Flurgang verbunden zu sein pflegt u. s. w. — stattfinden, daß diese hinwegfallen und ein ewiges Einerlei ohne Abwechselung, ohne gemüthliche Erhebung an die Stelle tritt.

Separationsrecht nennt man das Recht, mit welchem bestimmte Gläubiger bei einem Bankerott von dem übrig gebliebenen Vermögen im Voraus wegnehmen können, was ihnen gehört, ohne die Resultate des gerichtlichen Verfahrens abzuwarten und ohne die Ansprüche der übrigen Gläubiger zu berücksichtigen. Es haben dieses Recht z. B. die Ehefrauen in Beziehung auf ihr Eingebrachtes, ferner diejenigen, welche nachweisen, daß etwas aus der Concursmasse ihnen eigenthümlich gehöre, außerdem der Staat in Beziehung auf Steuern, Abgaben u. s. w.

Separatisten werden alle diejenigen genannt, welche sich von der Religionspartei, zu der sie den Hauptsätzen ihrer Religion nach gehören, absondern und einen eignen Cultus veranstalten. (Vgl. Secten.) Vorzugsweise führen diesen Namen die Anhänger Browne's, s. Independenten.

Sepia, Dinten-, Blackfisch oder Dintenwurm (Polypus octopus oder sepia octopodia, Linn.), ein Meerthier, das zu den Polypen gehört, hat auf dem Rücken eine weiße, harte, handgroße Schaale, welche Meerschaum oder weißes Fischbein heißt. Um das Maul herum befinden sich 10 lange Arme, wovon 2 die übrigen an Länge weit übertreffen und die zum Anklammern dienen. Das Maul gleicht mit seinen 2 hornartigen Kinnladen einem krummen Schnabel. Im Unterleibe des fleischigen, eßbaren Körpers befindet sich eine Blase mit einem schwarzen Saft, welchen er, wenn Raubfische ihn verfolgen, von sich sprützt und

so durch das getrübte Wasser seinem Feinde entschlüpft. Man fängt ihn durch ins Wasser gesenkte Spiegel, die er fest umklammert, so daß man ihn herausziehen kann. Der Calmar (Sepia loligo) kann viele Sprünge aus dem Wasser machen und der große Seepolyp (Sepia octopodia) kann mit seinen Armen Boote umreißen. Die gewöhnlichen heißen auch Seekatzen, die man häufig im mittelländischen Meere findet. Den weißen Rückenschild verlieren sie alle Jahre; diese Schilde schwimmen dann auf dem Meere (weshalb sie Meerschaum heißen), werden aufgefischt und zu verschiedenen technischen Zwecken (poliren, formen), auch in der Medicin benutzt. Des schwarzen Saftes (Sepia genannt) bedienten sich die Römer zu Persius Zeiten zum Schreiben und es ist wahrscheinlich, daß die feine chinesische Tusche aus Sepia, Reis und Gummi besteht.

Sepiazeichnungen sind eine Erfindung des Professors Seidelmann (s. d.). Die großen Vorzüge einer warmen, braunen Schattirungsfarbe vor dem kalten, schwarzen chinesischen Tusch waren von jeher anerkannt gewesen; man hatte sich bisher der braunen Erde und des Biesters bedient. Die Sepia hat jedoch den Vorzug größerer Zartheit und Feinheit. Später benutzte man die Sepiazeichnung auch zu Landschaften und es hat namentlich Kasp. Dav. Friedrich (s. d.) herrliche Sepiazeichnungen geliefert.

Septena hieß in der frühern katholischen Kirche eine Bußzeit, deren Dauer nach Verhältniß der begangenen Sünden von 7 Tagen bis auf 7 Jahre bestimmt wurde, binnen welcher Zeit der Büßende eine strenge Lebensweise führen mußte.

Septennalität heißt die 7jährige Dauer des englischen Unterhauses und der französischen Deputirtenkammer und überhaupt der Streit, ob es vorzuziehen sei, eine repräsentative Behörde längere oder kürzere Zeit bestehen zu lassen und dieselbe ganz, oder nur theilweise zu erneuern. In England ward diese Verfassung auf den Vorschlag des Herzogs von Devonshire im Hause der Lords am 10. April 1716 durch den Minister Sir Robert Walpole mit dem Vorbehalt des königlichen Auflösungsrechtes eingeführt, weil die bis dahin bestandene 3jährige ungetrennte Erneuerung des Unterhauses theils große Wahlkosten, theils viele Reibungen zwischen Papisten und Jakobiten verursachte. Nach langem und lebhaftem Streite ging die Bill mit einer Stimmenmehrheit von 35 durch, doch unterzeichneten 30 Lords eine Protestation dagegen, weil die 3jährige Dauer des Unterhauses im Geiste der Verfassung selbst begründet sei, mithin durch die Verlängerung der Dauer die freie Wahl des Volkes beschränkt werde, da sowohl die Bestechungen viel häufiger, als auch die Wahlen weit kostspieliger werden würden. Das Unterhaus sah darin sogar Schwäche und Furcht der Regierung und Mißtrauen gegen die Treue des Volkes. Auch machte man geltend, daß die derzeitigen Mitglieder gesetzmäßig nicht wider den Willen ihrer Wähler länger im Unterhause sitzen dürften. Dennoch nahm auch das Unterhaus mit einer Stimmenmehrheit von 264 gegen 121 Stimmen die Bill an, nachdem sich 40 Redner müde gesprochen hatten. Die Whigs sahen in der 7jährigen Dauer des Parlaments ein Schutzmittel für die neue Dynastie gegen die finsteren Stuarts und das Gift des Papismus und Jesuitismus und kämpften deshalb so muthig gegen die Tories. Schon 1734 entbrannte der Kampf über dieses Gesetz von Neuem im Unterhause, als die Tories und die Jacobiten als Anhänger der Stuarts auf Abschaffung des Gesetzes drangen. Es betraf aber jetzt der Kampf weit weniger die öffentliche Freiheit, als vielmehr die Macht der Parteien und selbst mehrere Whigs waren für die Abschaffung gestimmt. Bekannt ist, wie Lord Bollingbroke, als er in dem Kampfe darüber unterlag, nach Frankreich sich zurückzog. Die Oppositionspartei glaubt noch immer an die obgenannten Nachtheile der Septennalität und selbst Pitt nannte sie das größte Gebrechen der Volksvertretung, weil das Volk seinen Einfluß auf die Regierung aufgegeben habe. Obschon auch Fox ihn unterstützte, fiel dennoch sein Vorschlag durch. Ueber die angeblichen Vortheile vergleiche man: „La septennalité du parlament d'Angleterre, ou journal des discussions, qui ont eu lieu dans les deux chambres lors de cette proposition, suivi des opinions de Tindal, Smollet, Belsham, Coxe et Blackstone, publicistes anglais" (Lond. 1824). Seit Einführung der Reformbill ist es eine Haupt-

bestrebung der Radicalen und Chartisten, statt der Septennalität die jährliche Erneuerung des Parlaments einzuführen. — Noch viel tiefer griff dieses Gesetz in die französische Verfassung ein, theils weil in England stets die ungetheilte Erneuerung (integrale) des Unterhauses stattgefunden hatte, in Frankreich aber wurden sie nur jährlich zum 5. Theile erneuert, theils weil es in England nur ein Gesetz, in Frankreich aber durch die Constitution begründet und erfordert war. In Frankreich begann diese Frage im Jahre 1824 von der größten politischen Wichtigkeit zu werden. Die Constitution von 1791 erheischte die integrale Erneuerung, die von 1795 die Erneuerung $^1/_3$ alljährlich; endlich die von 1799 die partielle 5jährige Erneuerung. Diese letzte Bestimmung hielt man auch in der Charte von 1814 fest, doch forderte man für die Wähler ein Alter von 30 Jahren, für die Deputirten eines von 40 Jahren. Der bekannte Graf von Corbière drang am 5. April 1824 auf eine Total-Erneuerung des Parlaments und auf die Dauer von 7 Jahren. Die streitenden Parteien stimmten darin überein, daß die Verhältnisse des damaligen Frankreichs himmelweit von denen Englands verschieden seien, weil nach Napoleon's Tode sich Niemand gegen die Herrschaft der Bourbons auflehne und die Nation nur die Anwendung der Charte verlange. Gegen diese Charte sprach geradezu die Septennalität und doch hatte Ludwig XVIII. erklärt, daß sie vornehmlich die Basis des öffentlichen Rechtes und die Bürgschaft der öffentlichen Ruhe sei. Dagegen fanden die Vertheidiger der Septennalität in ihr ein Mittel der öffentlichen Beruhigung, insofern jährliche Wahlen die Interessen der entgegengesetzten Parteien immer heftiger aufregen mußten und jedenfalls mußte der Geschäftsgang bei einer 7jährigen immer gleichen Verwaltung viel ruhiger und sich gleichbleibender sein, als bei einer oft wechselnden. Mit großer Gelehrsamkeit behandelte der Graf Laplace in seinen „Traités sur les probabilités“ und Graf Lanjuinais in einer Rede diese Streitfrage, doch ward schon am 7. Mai der Gesetzesentwurf mit einer Stimmenmehrheit von 117 gegen 67 in der Pairskammer angenommen. Noch geringer war die Opposition in der Deputirtenkammer, wo man nur 16 liberale Wahlen zählte. Am tüchtigsten sprach Royer Collard (s. d.) über diesen Gegenstand in seiner Rede gegen die Septennalität. Er war der Ansicht, daß einer 7jährigen Wahlkammer die sich alljährlich anders gestaltenden Interessen der Nation immer fremder werden müßten und daß die Integral-Erneuerung allein dem republikanischen Interesse angemessen sei, wie es das freie Nordamerika hinlänglich beweise. Ihm stimmten die tüchtigsten Staatsmänner bei. Andere dagegen raisonnirten in Betreff der bisherigen Veränderlichkeit der Kammern von einem jährlichen Wahlfieber der Nation, welches es unmöglich mache, die Municipal-Organisation von Frankreich zu vollenden. Vieles noch wurde darüber hin und hergeredet, bis der Gesetzesentwurf endlich am 8. Juni von der Deputirtenkammer mit 292 gegen 87 Stimmen angenommen und nach Bestätigung des Königs als Staatsgrundgesetz bekannt gemacht ward. Der Erfolg lehrte freilich, daß das Ministerium nichts gewonnen habe. Als die Charte 1830 revidirt ward, wurde die Dauer der Deputirtenkammer auf 5 Jahre beschränkt und es sollte dieselbe dann radical erneuert werden; aber keine einzige hat selbst diese Dauer erreicht. Auch in Baden kam diese Frage 1825 lebhaft genug zur Sprache und es wurde, wie in den übrigen deutschen constitutionellen Staaten, z. B. Bayern, Würtemberg, Sachsen-Weimar, Hessen-Darmstadt u. s. w., eine alle 6 Jahre wechselnde Erneuerung der Wahlstände eingeführt; doch hob der jetzige Großherzog durch das Gesetz vom 14. April 1825 diese Anordnung auf und setzte die Wahl der Deputirtenkammer auf 8 Jahre fest, doch so, daß alle zwei Jahre ein Viertel neu gewählt werden solle.

Septett heißt in der Musik ein Tonstück, bei welchem 7 Instrumente beschäftigt sind, entweder Blasinstrumente oder diese neben Saiteninstrumenten. In der Form des Septetts ist kein Zwang. Septett heißt auch ein Tonstück für Singstimmen und kommt besonders in großen Opern vor.

Septimanien hieß, besonders unter der Herrschaft der Westgothen, der Theil ihres Reichs in Gallien, den sie durch Wallia im Jahre 419 n. Chr. den Römern, unter

denen er namentlich die Provincia Narbonensis I. (s. Gallien) bildete, abgenommen hatten. Er begriff das Land zwischen den Pyrenäen und den südlichen Cevennen, der Garonne und der Rhone, also den größten Theil des spätern Languedoc mit Roussillon in sich und hatte seinen Namen von der Ansiedelung der 7. römischen Legion (Septimani) in Beterrä (jetzt Beziers), das daher als römische Colonie Beterrae Septimanorum hieß. Andere leiten den Namen Septimanien von den 7 vorzüglichsten Städten ab, aus denen das Land bestand, das auch Gothien, von den Gothen, hieß. Unter Chlodwig dem Franken wurde der westliche Theil mit der Hauptstadt Tolosa (jetzt Toulouse) den Gothen im Jahr 511 entrissen, der östliche mit Narbo und Carcasso blieb ihnen bis zum Untergang ihres Reichs, wo er ums Jahr 720 in die Hände der Araber kam, denen er durch die Franken unter Karl Martell und Pipin dem Kleinen in den Jahren 738 und 759 abgenommen wurde. Ludwig der Fromme erhob S. und die span. Mark 817 zu einem Herzogthum. Karl der Kahle trennte später die span. Mark von Septimanien und dieses kam endlich 911 in den Besitz der Grafen von Toulouse.

Septuaginta, oder die siebzig Dolmetscher, werden die angeblichen Verfasser der ältesten griechischen Uebersetzung des A. T. genannt. Ueber den Ursprung hat man eine mehrfach ausgestattete Sage. Ptolemäus Philadelphus, König von Aegypten und Herr von Palästina, soll auf Veranlassung des Demetrius Phalereus eine Gesellschaft von 72 gelehrten Juden sammt einem hebräischen Codex vom Gesetze aus Palästina haben kommen lassen, um denselben für seine Bibliothek in griechischer Sprache zu gewinnen. In gemeinschaftlicher Berathung sollen diese Schriftgelehrten in 72 Tagen auf der Insel Pharos die Uebersetzung dem Demetrius dictirt haben. Dieselbe wird einer jüdischen Versammlung vorgelesen und von ihr gebilligt. Darauf kehren die Dolmetscher in ihr Vaterland zurück. So Aristeas in einem ihm untergeschobenen Briefe, den schon Josephus Ant. 12, 2, 2—14 kennt. Hier ist erst vom Pentateuche die Rede. Später wird die Sage über die ganze Bibel ausgedehnt und noch mehr ins Wunderbare verarbeitet. Philo (Vit. Mos. II.) schon läßt jeden einzeln seine Uebersetzung niederschreiben, dennoch aber durch Inspiration alle buchstäblich zusammentreffen. Bei Justinus Martyr werden die 72 Interpreten in eben so viele Zellen vertheilt und wunderbar stimmen Alle überein; bei Epiphanius wiederholt sich dasselbe Wunder, während je 2 und 2 Dolmetscher eine Zelle beziehen. Auch wird Ptolemäus Philadelphus mit Ptolemäus Lagi verwechselt. Vor allen Dingen ist die Zahl 72 zu fassen, wie die Erde 72 Völker und Sprachen hat und anderwärts 72 = 6 × 12 als mythische Zahl erscheint. Deutlich ist zugleich der Zweck der Sage. Sie soll das große Ansehen, in welchem diese Uebersetzung stand und den Glauben an ihren inspirirten Ursprung durch ihre wunderbare Entstehung rechtfertigen. Dennoch kann sie sich an historisch richtige Erinnerungen anschließen. Richtig scheint im Ganzen die Zeitbestimmung zu sein; ferner die Angabe des ägyptischen Ursprungs und der Umstand, daß man mit dem Pentateuch angefangen habe. Entschieden unrichtig dagegen ist, daß Ptolemäus Philadelphus die Uebersetzung für seine Zwecke habe anfertigen lassen, während sie deutlich aus dem Bedürfniß der ägyptischen Juden hervorgegangen sein muß, die sich vom Mutterlande losrissen und, des Hebräischen meist unkundig, einer Uebersetzung bedurften; zunächst einer Uebersetzung des Pentateuchs, der im Verlaufe der Zeit die der übrigen Bücher nachfolgte. Richtig ist daher auch, daß die Sage dieselbe nicht einem Uebersetzer beilegt, nur daß sie irrig auf palästinensische Schriftgelehrte zurückgeht, offenbar aus apologetischen Gründen, während die ganze Farbe ächt ägyptisch ist. — Da die Uebersetzung weder von einem Verfasser, noch aus einer Zeit stammt, so ist der Charakter der einzelnen Stücke höchst verschieden. Im Ganzen lassen sich 5 bis 6 Uebersetzer unterscheiden. Gut z. B. ist im Ganzen der Pentateuch, schlecht und bis zum Unsinn wörtlich der Koheleth übersetzt; ganz unbrauchbar und am spätesten Daniel, für welchen schon das Alterthum Theodotion's Uebersetzung recipirte. Erst im vorigen Jahrhundert ist die Uebersetzung der Septuaginta von Daniel wieder aufgefunden und zu Rom 1772 und zu Göttingen 1773 herausgegeben. Vgl. Frankel „Historisch-kritische Studien zu der Septuaginta“ (Lpz. 1841).

Sepulveda, Johann Genesius de, geb. 1491 in der Nähe von Cordova, studirte in Alcala, Bologna und Rom und kehrte, nachdem er 1538 von Karl V. zu seinem Historiographen ernannt war, nach Spanien zurück. Hier lebte er an verschiedenen Orten, wurde endlich Kanonikus zu Salamanca und starb dort im 81. Jahre 1572. Seine lateinisch geschriebenen Bücher sind ziemlich zahlreich: wir nennen die Uebersetzungen mehrerer Aristotelischen Schriften (de mundo, Politica, Ethnica etc.), „De regno et regis officio", „De fato et libero arbitrio contra Lutherum", „De rebus gestis Caroli V".

Sequaner, ein Volk in Gallien, keltischen Stammes, zwischen den Flüssen Arar (Saone), Rhodanus (Rhone), dem Juragebirge und den Vogesen, also im südlichen Theile des heutigen Elsaß, in der ehemaligen Franche Comté und in Bourgogne. Die S. hatten Feindschaft mit den Aeduern und riefen die Germanen von jenseits des Rheins zu Hülfe; das Festsetzen der Letztern und die Klage der gallischen Völkerschaften darüber, wie der Zug der Helvetier, gaben dem Cäsar den erwünschten Vorwand zu dem Kriege, der mit der Unterjochung Galliens endete. Unter den Städten in ihrem Gebiete sind die wichtigsten Luxovium (Luxeuil) und Vesontio (Besançon). Nach der Eintheilung des römischen Reichs unter Konstantin machten die S. nebst dem westl. Helvetien die Provinz Maxima Sequanorum aus.

Sequenz heißt in der katholischen Kirche erstens der Gesang, unter welchem der fungirende Geistliche die Messe hält, zweitens auch das Hauptlied zwischen Epistel und Evangelium. Der Urheber der gewöhnlich gebrauchten S. soll Notker sein. Sequenz heißt auch eine Art Hymne, die sonst beim katholischen Ritus nach dem Graduale oder der Vesper gesungen wurde. Jetzt bedient man sich nur 3 S. zur Osteroctav, Pfingstoctav und zum Frohnleichnamsfeste.

Sequestration bezeichnet die Aufbewahrung und Verwaltung sowohl einer streitigen Person, als auch einer streitigen Sache, bis zu dem Zeitpunkte, wo der Streit entschieden ist und die fragliche Sache oder Person dem gerichtlich festgesetzten rechtmäßigen Eigenthümer zugestellt wird. Das Verfahren, durch welches die S. verfügt wird, heißt ebenfalls S. und der Verwalter des zu sequestrirenden Gegenstandes heißt Sequester. Ein verschuldetes Gut kann auf den Antrag der Gläubiger von den Gerichten unter S. gestellt werden, d. h. es wird ein Verwalter eingesetzt, der das Gut bis zu seinem etwaigen Verkaufe auf Rechnung der Gläubiger bewirthschaftet. Diese am häufigsten vorkommende S. heißt eine freiwillige (s. voluntaria), deren Gegensatz die necessaria oder gezwungene S. bildet, welche von den Gerichten verfügt wird, jedoch nur in dem Falle, wo bereits ein Proceß schwebt und Gefahr vorhanden ist, daß der gewinnende Theil den bestrittenen Gegenstand entweder gar nicht, oder beschädigt erhalten werde, wenn keine Sequestration eintritt. Auch Personen sind öfters unter Sequestration gesetzt worden, z. B. Frauenzimmer, die sich auf gesetzliche Weise zu gleicher Zeit mehrmals verlobt haben und Kinder, über welche bei Auflösung einer Ehe gestritten wird, ob sie dem Vater oder der Mutter ausschließlich angehören sollen.

Serail, abgeleitet von seraia, Palast, ist das Residenzschloß des Großherrn zu Konstantinopel. Es liegt am Meeresufer und gewährt durch die Mannichfaltigkeit und Großartigkeit des Baues vom Meere aus einen imposanten, schönen Anblick, der indeß bei größerer Annäherung schwindet, wo dann die ungeheueren Mauern allen Reiz verdecken und nur das Bild orientalischer Despotie zurücklassen. Die Mauern des S. nehmen im Umkreise einen Raum von 4 Stunden ein und umschließen eine große Anzahl von Moscheen, prächtigen Gebäuden, Gärten u. A., bewohnt von etwa 10 000 Menschen, die aber kaum die Hälfte des disponibeln Raumes benutzen. Einen besondern Theil des S. macht der Harem des Sultans aus, der zunächst die Wohnungen der sieben rechtmäßigen Gemahlinnen des Großherrn enthält. Jede ist umgeben von einer zahlreichen Dienerschaft und wohnt in einem besonderen, von Gärten umgebenen Hause isolirt. Zugleich ist für jeden möglichen Ausbruch gegenseitiger Eifersucht dieser Nebenbuhlerinnen gesorgt, denn sie bekommen einander fast nie zu sehen und kennen sich in der Regel nicht einmal. Daneben

wohnen im Harem noch 13—1400 Kebsweiber, Favoriten u. s. w. Ganz so war bekanntlich schon Salomo's Harem ausgestattet, vgl. H. L. 6, 8. Außerdem wohnt im S. noch die Mutter des Sultans, welche immer eine gewisse Auctorität behält, nicht aber die Schwestern desselben. Die Kinder der Gemahlinnen bleiben gleichfalls im Harem, die Prinzen bis zum 6. Jahre, wo ihnen ein Eunuch zum Lehrer gegeben wird, die Prinzessinnen zeitlebens, wenn nicht ein vornehmer Staatsbeamter um ihre Hand wirbt. Im Uebrigen ist das Loos der Frauen im Harem nicht eben beneidenswerth, denn orientalische Eifersucht und Despotie haben gleichmäßig mit einer solchen Raffinerie der Erfindung in Beschränkung der Freiheit sich zu erschöpfen gewußt, daß höchstens nur das orientalische Streben nach Ruhe und Bequemlichkeit in den reich gespendeten Mitteln, diese zu erzielen, eine Beruhigung finden kann. Denn zunächst steht den Frauen eine Frauenaufseherin vor, eine ehemalige Favorite, die sie als unumschränkte Herrin anerkennen müssen. In allen inneren Angelegenheiten des Harems steht sie nur unter dem Großherrn, in den äußern dagegen unter dem Kislar Aga. Letzterer befehligt die 300 schwarzen Eunuchen, welche an den äußeren Pforten des Harems Wache halten und allein nur die Gärten besuchen dürfen. Ihnen folgen die 300 weißen Eunuchen unter Leitung des Kapu Agassy, eine zweite Linie zur Bewachung und Bedienung. So ist es den Frauen unmöglich, außer dem Arzt und den nahen Verwandten jemals einen Mann nur zu sehen, woneben sie den empörendsten Mißhandlungen durch die Schwarzen, sogar der Todesstrafe für Bagatellen preisgegeben sind. Stirbt der Sultan, so werden die Sultaninnen in das Eski-Serai (alte Serail) gebracht. Außerdem umgeben im S. den Sultan noch die Kammerpagen, Itsch-Oglans oder Itsch-Agassys genannt, unter Leitung des Kislar Aga; die Stummen (Bisebân), die wie die Zwerge zur Belustigung des Großherrn dienen, ehedem auch die Vollstreckung der Todesurtheile zu besorgen hatten. Letzteres ist später den Kammerherren, Kapidschi-Baschis, übertragen, die eine bedeutende Stelle im Serail einnehmen. Ferner die Bostandschis. Ursprünglich waren sie Gärtner. Jetzt stehen sie unter einem Bostandschi-Baschi, der die zweite Person nach dem Kislar Aga im Serail ausmacht und im Innern des S., wie überhaupt in der Hauptstadt und dem Stadtgebiete, die Polizei handhabt. Zur Dienerschaft und Wache gehören noch die Baltadschis oder Holzhauer, woneben dem Großherrn noch die Peiks und Solaks als Leibwache zu Gebote stehen, wenn er den Serail verläßt.

Seraing, ein Flecken in der Provinz Lüttich im Königreiche Belgien, etwa eine Stunde von der Stadt Lüttich entfernt, mit etwa 2200 Einw. und einem prächtigen, ehemaligen fürstbischöflichen Lustschlosse und andern Sommerhäusern der Lütticher, ist als Centralpunkt des Continentalmaschinenbaues durch die Fabrikanlagen John Cockerill's (s. d.) berühmt, welcher ungefähr 2300 Menschen, die größtentheils in den benachbarten Dörfern oder in Lüttich wohnen, mit Bau von Dampfmaschinen beschäftigt. Auch gibt es hier Steinkohlengruben, ein Alaunwerk und eine Krystallfabrik.

Serampore (Serampur), dänische Niederlassung unfern Calcutta in Bengalen am Hugli, merkwürdig durch die seit 1799 hier bestehende wichtige Missionsanstalt mit eigener Druckerei. Die Stadt ist regelmäßig gebaut und dient vielen englischen Familien zum Aufenthaltsort, aber der Handelsverkehr ist unbedeutend. — Durch eine Ueberschwemmung des Ganges hat S. 1825 viel gelitten. Im J. 1844 kaufte die ostindische Compagnie der dän. Regierung die Besitzung ab.

Seraph ist eine recipirte, aber falsche Form, abgeleitet aus dem hebräischen Plural s'raphim, der einen Singular saraph voraussetzt. Die Seraphim erscheinen bei Jesaja C. 6 als Diener, welche den Thron Gottes umgeben, begabt mit Händen und Füßen und mit 6 Flügeln beflügelt. Daß sie, wie die Cherubim, zur hebräischen Mythologie gehören, leidet keinen Zweifel, nur fragt es sich, woher sie stammen. Angenommen, daß hier ein irdischer Gegenstand das Modell gegeben hat zu jenen höheren Wesen, die man in die Nähe Gottes versetzt, so findet sich das Analogon in saraph, welches 4. Mos. 21, 8. Jes. 14, 29. 30, 6 den draco volans bedeutet, eine fliegende Eidechse, die 5. Mos. 8, 15 zu den Schlangen gerechnet wird. Es leitet dies auf einen Schlangencultus im hebräischen Alter-

thume, der aus 2. Kön. 18, 4, vgl. 4. Mos. 21, 9, wirklich noch erweislich ist und dieser Schlangencultus leitet weiter zurück auf Aegypten, wo er seit uralten Zeiten einheimisch war, Herod. 2, 74. Die geflügelte Schlange kommt außerdem in Aegypten vor mit dem Kopfe des Serapis und vielleicht darf man in Letzterem den Ursprung des Namens suchen. Dazu ist sarpa im Sanskrit die Schlange. Semitisch ist das Wort auf keinen Fall. Die Bedeutung „feurige Engel" kann aus der semitischen Wurzel, die verbrennen heißt, vernünftigerweise nicht abgeleitet werden und nichts erklärend ist Gesenius' oberflächliche, dazu nicht einmal der Form entsprechende, Vergleichung mit dem arabischen scharif, um aus den Seraphim Himmelsmagnaten zu machen.

Serapis ist der Name einer ägyptischen Gottheit. Gewöhnlich unterscheidet man einen älteren S. von einem jüngeren. Der ältere soll die Sonne in ihrer südlichen Abweichung dargestellt haben und deshalb der unterirdische genannt sein. Zugleich war er Repräsentant des wachsenden Nils, weshalb ihm sowohl der Nilmesser heilig war, als seine Gestalt auf dem Kopfe ein Getreidemaß trägt, was auf den Ernteertrag, vom Nil abhängig, schließen läßt. Zu Memphis und zu Alexandrien hatte er Heiligthümer, die man Serapeien nannte. Der jüngere S. soll erst von Ptolemäus Euergetes eingeführt und von Sinope aus nach Aegypten gebracht sein. Es mag daran so viel wahr sein, daß der Cultus des S. unter ihm oder durch ihn neu belebt wurde. Sicher ging er erst nach dieser Zeit nach Hellas und später von dort aus nach Rom. Indeß spricht Tacitus nur von einem uralten Heiligthume des S. und der Isis zu Alexandrien, wodurch der jüngere Ursprung des ganzen Cultus sehr verdächtig wird, obschon man ihn auf alten Monumenten noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen hat.

Seraskier heißt bei den Türken der Oberbefehlshaber über ein ganzes Heer, der mithin unserm Feldmarschall und Generalissimus entspricht. Er wird aus den Paschas von 2 bis 3 Roßschweifen erwählt und ist über sein Handeln nur dem Großvezier Rechenschaft schuldig.

Serbelloni, Gabriel, 1508 zu Mailand geboren, trat in den Maltheserorden und zeichnete sich zuerst in dem Kriege gegen die Türken (1543) aus. Hierauf nahm er beim Kaiser Karl V. Kriegsdienste, den er in seinem Vorhaben, die Protestanten in Deutschland zu vernichten, unterstützte und namentlich in der Schlacht bei Mühlberg wesentliche Dienste leistete. Im Jahre 1549 kämpfte er in Italien, wo er sich vorzüglich vor Siena 1555 auszeichnete. Im Jahre 1560 ging S. zu den päpstlichen Truppen über, 1565 trat er in spanische Dienste und machte sich durch die Befestigung der Städte in Neapel um König Philipp II. verdient, der ihn zum General der Artillerie ernannte und mit dem blutdürstigen Alba gegen die das Sclavenjoch zerbrechenden Brabanter sandte. Einige Jahre darauf kämpfte er wieder gegen die Türken, über die er am 7. Oct. 1571 bei Lepanto einen Seesieg errang und nun zum Vicekönig von Sicilien ernannt wurde. Bei der Einnahme von Tunis, das er mit unglaublichem Muthe und Beharrlichkeit eine Zeitlang gegen die Türken vertheidigte, gerieth er in türkische Gefangenschaft. Nach seiner Befreiung begab sich S. nach Mailand, um seine zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen. Kränklich wie er noch war, folgte er doch dem Rufe der Ehre und wir sehen ihn an der Spitze einer Armee in den Niederlanden die glorreiche Schlacht bei Gemblours (28. Jan. 1578) gewinnen. Von dem erhaltenen Commando über die nach Portugal bestimmten Truppen rief ihn, ehe er aufbrach, 1580 der Tod ab.

Serbien. Südlich von der Donau dehnt sich auf beiden Seiten des Morawaflusses das Gebirgsland Serbien aus, das gegenwärtig ungefähr 600 □M. und ziemlich eine Million Einwohner umfaßt. Noch vor wenigen Jahrzehnten war fast das ganze Land mit Wald bedeckt, der nur an einigen Stellen gelichtet war und wo freundliche Dörfer aus der grünen Nacht der Eichenwälder hervorsahen. Hier, geschützt durch unwegsame Gebirge und undurchdringliches Dickicht, haben sich die Reste eines großen Volkes erhalten, welches einst von der Donau bis zum Archipel und vom schwarzen Meere bis zum adriatischen herrschte. Die Serben, ein slawischer Stamm, scheinen im 5. Jahrhundert unserer Zeit-

rechnung in die Landschaften der Donau eingewandert zu sein; waren bald den Griechen zinsbar und mit ihnen verbündet, bald unabhängig von ihnen und mit ihnen im Kriege und erhoben sich aus den Trümmern des oströmischen Kaiserthums zu selbständiger Macht. Im 14. Jahrhundert erreichten sie in politischer Hinsicht ihren Höhepunkt. Stephan Duschan dehnte die Macht der Serben über Bulgarien, Macedonien, Thessalien, Epirus und das ganze alte Illyrien aus; aber schon unter seinem Sohne Urosch machten sich die Statthalter der einzelnen Provinzen unabhängig und als die Griechen gegen die immer weiter um sich greifenden Serben die Osmanen aus Kleinasien zu Hülfe riefen, wurden diese durch innere Zwistigkeiten gehindert, dem anstürmenden Feinde zu widerstehen. Die Schlacht auf dem Amselfelde, auf der Hochebene von Pristina, am 15. Juni 1389, vernichtete die Selbständigkeit des serbischen Volkes. Es behielt zwar seinen einheimischen Fürstenstamm, mußte aber den Türken Tribut bezahlen und die Heeresfolge leisten. Je mehr die Osmanen in Europa sich festsetzten, desto grausamer und schwerer wurde der Druck gegen die unterworfenen Völker und im 16. Jahrhundert war S. zur tiefsten Sclaverei herabgesunken. Vergeblich suchte das Volk durch mehrfache Aufstände das Joch abzuwerfen, es vermehrte nur dadurch das Maß seiner Leiden und als Ungarn von dem türkischen Joche befreit war, flohen Tausende nach dem christlichen Nachbarlande. So führte 1690 der Patriarch Arsenius 17,000 serbische Familien nach Ungarn; 1737 bereitete der Patriarch Jowanowitsch eine andere Auswanderung vor, die aber den Türken vor der Zeit verrathen und von ihnen verhindert ward. Sie fielen über die Fliehenden her, erschlugen einen großen Theil und führten die Uebrigen in Sclaverei. Nur wenige entkamen. Die Gegend um Ipek, auf dem westlichen Abhange des hohen Gebirgs, das die Wasserscheide zwischen dem schwarzen und dem adriatischen Meere bildet, der alte Sitz des serbischen Patriarchats, wurde dadurch ganz entvölkert und später durch Colonien von Arnauten in Besitz genommen. In andern Gegenden, namentlich an den Grenzen von Oesterreich und dem einst venetianischen Dalmatien, wo der Druck der Türken am schwersten auf den Serben lag, verleugneten diese die christliche Religion und traten zum Islam über, um den Bedrückungen der Türken zu entgehen. So wurde fast ganz Bosnien und die Herzegowina muhamedanisch. Nur in den Gebirgen, welche im Norden durch die Sawa und Donau von der österreichischen Militärgrenze, im Westen durch die Drina von Bosnien, im Osten durch den Timok von Bulgarien, im Süden durch die westliche Fortsetzung des Hämusgebirges von Macedonien, Albanien und der Herzegowina getrennt werden, blieben die Serben trotz aller Leiden und Bedrückungen dem Christenthum treu und das ist das Land, welches noch jetzt S. heißt.

Hier haben sich die alten Sitten und Gewohnheiten am reinsten erhalten; der christliche Glaube mischt sich hier immer noch mit den uralten Erinnerungen des slaw. Heidenthums und ist nur schwach durch die christlichen Ceremonien vertreten. Mit Mauern umschlossene Städte und Ortschaften gibt es wenig, selbst eigentliche Dörfer findet man nicht, denn die Serben leben nur in einzelnen, durch weiten Flächenraum von einander getrennten Höfen. Das Haus des Serben ist ein von Lehmwänden eingeschlossener, mit Lindenbast und Moos oder Gras bedeckter viereckiger Raum, in dessen Mitte sich der Heerd befindet und wo der Rauch durch die Thüre oder durch eine Oeffnung im Dache seinen Ausgang sucht. Auf allen Seiten des ursprünglichen Gebäudes sind Kammern angebaut, von denen in jeder eine besondere Familie wohnt, da die Söhne sich bei ihrer Verheirathung nicht vom älterlichen Hause trennen, sondern in demselben eine dieser Kammern beziehen. Auch nach dem Tode der Aeltern bleiben die Brüder bei einander, bis eine zu große Vermehrung die Trennung der Familie gebietet. Alle Bewohner des Hauses wählen aus ihrer Mitte den Hausherrn, meistentheils den Aeltesten, oder den Geschicktesten und Verständigsten, der das gemeinschaftliche Vermögen verwaltet und die Familie vor dem Volke und in allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens vertritt. Die Männer bauen das Haus, verfertigen die Geräthe des Haushalts und des Landbaues und bestellen das Feld; die Frauen wechseln in bestimmter Reihenfolge in der Führung des Haushalts ab, spinnen und weben, verfertigen

Kleidungsstücke für beide Geschlechter und übernehmen alle leichteren Arbeiten. Durch diese enge Abgeschlossenheit der Familie werden alle Glieder derselben durch innige Zuneigung mit einander verbunden und es hat sich zum größten Theil unter diesem Volke eine hohe Sitteneinfalt und Reinheit erhalten. Gastfreundschaft gegen den Fremden, der sich seinem Hause nähert, besteht noch heut zu Tage wie in dem Alterthum bei dem Serben. Der Fremde, der sich einem Hause nähert, wird von dem Hausherrn an der Schwelle begrüßt und gebeten, es sich bei ihm gefallen zu lassen. Die Frauen und Kinder küssen dem Eintretenden die Hand; das Beste, was das Haus vermag, wird von ihnen aufgetragen; aber nur die Männer lassen sich zum fröhlichen Mahle nieder, die Frauen stehen umher und bedienen die Schmausenden. Vor dem Schlafengehen wäscht die Frau dem Ermatteten die Füße, und am Morgen wird er nicht eher entlassen, bis er nochmals durch Speise und Trank sich gestärkt hat Findet ein serbischer Jüngling an einem andern, eine serbische Jungfrau an einer andern besonderes Gefallen, so schließen sie einen Bund, der ihnen gegenseitig die Rechte leiblicher Brüder und Schwestern gibt. Zu diesem Zwecke kommen die jungen Leute am zweiten Osterfeiertag im Freien zusammen, flechten grüne Kränze, tauschen sie gegenseitig aus und küssen sich einander durch diese hindurch. Dieser Bund dauert vorläufig ein Jahr, kann aber nach Ablauf der Frist wieder erneuert werden und wird dieses oft für das ganze Leben. Auch bei den ehelichen Verbindungen sind eigenthümliche Gebräuche herrschend. Die Serben gehören dem griechischen Christenthum an und wenn auch dieses Glaubensbekenntniß in wenig mehr als in äußern Förmlichkeiten: in Fasten, Gebeten, Bekreuzungen und Heiligenverehrung besteht, so waltet doch in diesem unverdorbenen Naturvolke ein tiefes, religiöses Gefühl, das von einem eigenthümlichen, mit dem ganzen Leben des Volkes verwachsenen Naturgefühl durchdrungen ist.

Wie alle Slaven, sind die Serben ein sangreiches Volk. Ihre Geschichte lebt in ihren Liedern und diese Lieder haben nicht wenig dazu beigetragen, den Sinn für volksthümliche Unabhängigkeit selbst zur Zeit der tiefsten Unterdrückung unter den Serben lebendig zu erhalten. Die Siege des Prinzen Eugen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts weckten zuerst wieder die Hoffnung auf Befreiung von dem türkischen Joche. In dem Frieden von Passarowitz 1718 kam das Banat Serbien und der größte Theil Bosniens unter Oesterreichs Herrschaft. Doch schon der Belgrader Friede im Jahre 1739 brachte Serbien und Bosnien unter die Botmäßigkeit der Pforte zurück. Seitdem blickten die Serben zu ihrer Befreiung immer wieder auf Oesterreich und als sich zu Ende 1786 das Gerücht verbreitete, Oesterreich wolle den Türken von Neuem den Krieg erklären, erhoben sich die Serben in freudiger Aufregung. Ihr Aufstand brach aber früher aus, ehe Oesterreich seine Rüstungen vollendet hatte und wurde, da die sämmtlichen Landleute keine Waffen hatten, nach wenig Wochen blutig unterdrückt. Ein Jüngling, der am kräftigsten gegen die Türken gekämpft hatte, floh mit den Seinigen der Sawa zu. Schon war der rettende Strom erreicht, da erklärte der alte Vater, er könne die Berge, in denen er geboren, nicht verlassen und wolle sich lieber den Türken unterwerfen. Alle Bitten und Beschwörungen blieben umsonst; da rief der Sohn, von Zorn und Schmerz ergriffen: „Soll ich meinen Vater von den Türken zu Tode martern lassen?" Er schoß den Alten nieder, verschenkte Alles, was er besaß, an die Umstehenden und ging allein über den Strom. Dieser Jüngling hieß Georg Petrowitsch. Die Serben nannten ihn seiner furchtbaren That wegen **Srini** und **Czerny**, die Türken Kaba Georg (der schwarze Georg). Czerny Georg trat in österreichische Dienste und zeichnete sich hier durch seine Tapferkeit aus, obgleich er nur bis zum Feldwebel stieg, da er weder lesen noch schreiben konnte. Der Friede von Sistowa 1791 vereitelte von Neuem die Hoffnungen der Serben und 12 Jahre blieb trotz der furchtbaren Bedrückungen der Türken das Land in ungestörter Ruhe. Die unersättliche Habgier und der frevelhafte Uebermuth der Janitscharen zu Belgrad, welche sich gegen den Pascha aufgelehnt und alle Gewalt an sich gerissen hatten, brachte von Neuem das Land in Aufruhr. Nachdem vergeblich die türkischen Grundeigenthümer vereinigt mit den christlichen Unterthanen in Konstantinopel Beschwerden geführt hatten, verband sich Czerny Georg mit

Janko Katitsch und Wasso Tschampitsch 1804 in der Schumadia, dem Lande zwischen der Morawa und der Kolubara, sammelte seine Landsleute um sich, die vor den Gewaltthätigkeiten der Türken in die Wälder geflohen waren, erschlug in dem Dorfe Sibnitza einen türkischen Subaschi und sämmtliche daselbst befindliche Türken und brachte dadurch das ganze Land in Aufruhr. Czerny Georg erhielt den Oberbefehl, und als sich selbst eine Anzahl türkischer Spahis ihm anschlossen, um vereint gegen die Janitscharen zu kämpfen, erhielt der Statthalter von Bosnien, Bekir Pascha, von Konstantinopel aus den Befehl, die Serben zu unterstützen und die Janitscharen zur Verantwortung zu ziehen. Bei seiner Annäherung entflohen die Häupter der Janitscharen aus Belgrad. Die Serben, die nicht gemeint waren, die mit ihrem Blute erkaufte Freiheit freiwillig wieder aufzugeben, bewahrten zwar Anfangs noch einen Schein der Unterwürfigkeit gegen die Pforte, als aber zu Ende des J. 1806 die Russen in die Moldau und Walachei einrückten und den Serben Unterstützung versprachen, da erstürmte am 12. Decbr. 1806 Czerny Georg die Festung Belgrad und vernichtete dadurch den letzten Rest türkischer Herrschaft. Ganz Serbien erkannte ihn als seinen Fürsten und seine Absicht war, eine gerechte Regierung zu führen. Diese übte er zwar in vielen Fällen mit der strengsten Unparteilichkeit, so daß er selbst seinen jüngern Bruder, der seiner wiederholten Warnung ungeachtet sich vielfacher Gewaltthätigkeiten schuldig machte, endlich vor der Thür seines eigenen Hauses aufhängen ließ. Doch die Wahl seiner Rathgeber war nicht glücklich. Besonders zwei derselben, Mladen und Jugewitsch, denen er ein größeres Vertrauen schenkte, waren desselben keineswegs würdig. Auf ihren Rath vernachlässigte und beseitigte er die tapfersten Führer des Volkes und lähmte dadurch die beste Kraft Serbiens. Czerny Georg fühlte das so wenig, daß er bei dem Friedensschlusse Rußlands mit der Pforte im J. 1812 jede russische Vermittelung für die Serben zurückwies, im festen Vertrauen, allein mit der osmanischen Macht fertig werden zu können. Er täuschte sich furchtbar. Kaum war ein Jahr vergangen, so brachen die Türken mit Uebermacht in Serbien ein und da die Vertheidigungsanstalten schlecht geleitet wurden, blieb ihm nichts übrig, als mit seinen Freunden nach Oesterreich zu fliehen.

In Serbien erhob sich Milosch Obrenowitsch (s. d.) zum Führer des Volkes, das er auch in der hoffnungslosesten Noth nicht verließ. Es ist bekannt, durch welchen seltenen Verein schlauer List, ausharrender Geduld und verwegenster Kühnheit es Milosch gelang, sein Vaterland von Neuem vom Joche der Türken zu befreien. Eben so wenig gebildet, als Czerny Georg und wie dieser, von der niedersten Abkunft, war er ihm doch an Scharfblick, Besonnenheit und sittlicher Würde weit überlegen. Seine Verwaltung litt an manchen Mängeln; sein größter Fehler jedoch war die unpolitische Nachsicht, die er gegen die Verräther übte, welche durch seine Gunst zu Ehren, Würden und Reichthümern erhoben, alle seine Wohlthaten vergaßen und sich zu seinem Sturz verschworen, weil er sich zur Unterdrückung des Volks nicht hergeben wollte. Daß er nach der Dämpfung des Aufstandes im J. 1835 die Häupter desselben, Wukfitsch Perischitsch, Awram Petroniewitsch, Georg Protitsch, Stojan Simitsch und Mileta Radoikowitsch, nicht nach aller Strenge der Gesetze bestrafte, war zwar sehr großmüthig und konnte ihm zum Ruhme gereichen, aber thöricht war es, diese ehrgeizigen Häuptlinge zu den wichtigsten und einflußreichsten Stellen zu erheben. Vielleicht hätte dieser politische Fehler keine so große Nachwirkung gehabt, hätte Milosch gewußt, sich die Freundschaft des russischen Cabinets zu erhalten. Der russische Consul zu Belgrad, Waschtschenko, suchte in Serbien eben so die Rolle eines Protectors zu spielen, als der Generalconsul zu Bukarescht. Fürst Milosch war nicht gesonnen, sich einer solchen Bevormundung zu unterwerfen und schloß sich dem englischen Agenten, dem Obersten Hodges, an. Von diesem Augenblicke an war sein Sturz beschlossen. Durch das unter russischem Einfluß ausgearbeitete Grundgesetz vom J. 1838 war die Macht des Fürsten durch den Senat außerordentlich beschränkt, indem dieser berechtigt war, die Höhe der Steuern zu bestimmen, die Besoldung des Militärs und der Beamten festzusetzen, die Verordnungen der Regierung zu prüfen, die ohne Ge-

nehmigung des Senats nicht vollzogen werden durften, und die Minister zur Verantwortung zu ziehen. Dem Fürsten war die Ernennung der Senatsmitglieder überlassen und Milosch stellte seinen jüngern Bruder Jephrem an die Spitze, beging aber die Unvorsichtigkeit, einige Männer in den Senat aufzunehmen, von deren Treue und Ergebenheit er bisher nur sehr zweideutige Beweise erhalten hatte. Er that dies in der Hoffnung, daß der dem Präsidenten zugestandene Einfluß ihr Uebelwollen unschädlich machen würde, mußte aber nur zu bald sehen, daß sein Bruder feindlichen Einflüsterungen Gehör gab und sich von ihm dem Fürsten abwendig machen ließ. Jephrem ließ sich von den Feinden seines Bruders überreden, er eigne sich weit besser zum Fürsten des Landes und dürfe sicher auf Unterstützung des russischen Cabinets rechnen, sobald er dazu beitrüge, Milosch von der Regierung zu entfernen. Der eitle Thor ging in die Falle und schloß sich der Verschwörung an. Sobald die Unzufriedenen, an deren Spitze dieselben Häuptlinge von 1835 standen, sich der Mehrheit im Senate versichert hatten und gewiß waren, im schlimmsten Falle auf den Beistand des Paschas und der Besatzung von Belgrad rechnen zu dürfen, traten sie mit ihren Plänen rücksichtslos und offen hervor. Man beschuldigte Milosch, das Land geplündert und die öffentlichen Einkünfte zu seinem Privatnutzen verwendet zu haben, der Senat verlangte sogar Rechenschaftsablegung über die Ausgaben in den früheren Regierungsjahren des Fürsten, obwohl er recht gut wußte, daß dies gänzlich unmöglich war. Zu Anfang des J. 1839 war Milosch in Belgrad wenig besser als ein Gefangener; denn wenn er auch nicht förmlich der Freiheit beraubt, so war er doch so sehr mit Spähern umringt, daß er nicht daran denken durfte, die Stadt zu verlassen. Der jüngste seiner Brüder, Jowan, eilte in dieser Noth nach Kragujewatz und unterrichtete die Anführer der Garde des Fürsten von dem unwürdigen Zwange, dem sein Bruder unterworfen sei. Im Mai 1839 zogen darauf 400 Mann zu Fuß und 200 zu Roß, mit 4 Geschützen, gegen Belgrad, um dem Fürsten die ihm widerrechtlich entzogene Gewalt und Freiheit wiederzugeben. Beim Kloster Rakowitsch, in der Nähe von Belgrad, wurden diese Treuen von einer bedeutenden Abtheilung der Miliz umringt und im Namen des Fürsten durch Wukfitsch aufgefordert, die Waffen niederzulegen. Sie wichen der überlegenen Masse, folgten der Aufforderung und Wukfitsch ließ den Entwaffneten die Uniformen abnehmen, schickte sie halbnackt in ihre Heimath zurück und führte 22 der Anführer gefangen nach Belgrad, um zur Untersuchung gezogen zu werden. Zur Leitung derselben setzte der Senat eine Commission nieder, deren Mitglieder die erklärtesten Feinde des Fürsten waren, und diese behauptete in ihrem Bericht an den Senat, Milosch habe den Aufstand veranlaßt, um sich in Serbien zum unumschränkten Herrscher aufzuwerfen, und trug darauf an, den Fürsten bei den beiden Schutzmächten Rußland und der Pforte des Verraths anzuklagen. Ohne den Erfolg dieser Anklage abzuwarten, ließ man dem Fürsten mit dem Tode drohen, wenn er nicht für immer der Regierung entsage, und am 13. Juni mußte Milosch im Senate die Abdankungsurkunde unterzeichnen, worin er erklärte, zu Gunsten seines ältesten Sohnes, des kränklichen Prinzen Milan, die Regierung niederlegen zu wollen. Mit dieser Urkunde begab sich eine Deputation des Senats nach Constantinopel, um die Entscheidung der Pforte einzuholen; inzwischen leitete ein Ausschuß von drei Senatoren vorläufig die Verwaltung. Milosch bat um die Erlaubniß, sich nach Oesterreich begeben zu dürfen, aber die russische Partei, welche fürchtete, er möchte bei der österreichischen Regierung Klage führen und vielleicht Schutz finden, gestattete ihm nur, sich auf seine Güter in der Walachei zurückzuziehen, wo er fortwährend von der russischen Behörde beaufsichtigt werden konnte. So verließ denn Milosch mit seinem jüngsten Sohne Michael und einem einzigen Diener am 15. Juni das Land, welches ihm seine Freiheit verdankte, und am folgenden Tage wurde sein Sohn Milan Obrenowitsch feierlich zum Fürsten der Serben ausgerufen und auf die Verfassung beeidigt. Doch schon am 8. Juli starb er, noch nicht zwanzig Jahre alt, und unmittelbar darauf wurde der sechzehnjährige Prinz Michael Obrenowitsch zum Regenten ausgerufen. Die Pforte bestätigte zwar die Wahl des neuen Fürsten, entzog ihm aber die dem Vater zugestandene Erblichkeit seiner Würde. Auch in Serbien wie in

Constantinopel scheint man nur dem Zwang der Umstände bei dieser Wahl nachgegeben zu haben, da die Verbannung des alten Milosch noch zu neu und die Besorgniß, seine Anhänger möchten ihn wieder herbeirufen, noch zu groß war. Im Geheimen sollen schon damals Vorbereitungen im Werk gewesen sein, zu Gunsten des Sohnes Czerny Georg's einen Aufstand herbeizuführen. Noch ließ man ruhig den jungen Fürsten nach Constantinopel reisen, um sich von dort seine Investitur zu holen; aber bald nach seiner Rückkehr aus Constantinopel brachen die Parteiumtriebe der Primaten und Beamten von Neuem aus. Die Partei, welche unter der Führung von Wukfitsch, Petroniewitsch und Simitsch in dem Aufstande gegen Milosch eine so bedeutende Rolle gespielt hatte, unterlag und mußte im April 1841 flüchten. Ihre Führer begaben sich Anfangs nach Belgrad, von da theils nach Constantinopel, theils sammelten sie sich in Widdin und riefen sowohl die Vermittelung Rußlands als der Pforte an: Jenes wies sie zurück, diese nahm sich ihrer an und nöthigte Fürst Michael, eine Amnestie zu erklären und den Entflohenen die Rückkehr zu gestatten. So kehrten denn im November 1841 die meisten Flüchtlinge zurück; auch Wukfitsch, Simitsch und Garaschanin, die nicht in der Amnestie begriffen waren, kamen im April 1842 nach Belgrad und gaben den Intriguen der Höflinge und Würdenträger, die in der Zwischenzeit nie aufgehört hatten, eine neue erhöhte Thätigkeit. Die geistlichen und weltlichen Würdenträger und Beamte machten immer höhere Besoldungsansprüche, wodurch der Finanzzustand des Staats mannichfach litt; die Privilegirten maßten sich immer drückendere Rechte an; Gährungsstoffe gegen die Regierung waren aller Orten verbreitet, und die zurückgekehrte Partei, an deren Spitze Wukfitsch trat, brauchte diese nur zu benutzen, um einen Aufstand hervorzurufen. Das geschah, als der türkische Commissar Schekib Efendi, dem Anscheine nach, zur Beilegung mancher Streitigkeiten in den inneren Verhältnissen Serbiens und zur Versöhnung der Parteien, in Belgrad angekommen war, wahrscheinlich mit Vorwissen Kiamil Pascha's von Serbien. Wukfitsch eilte nach Kragujewatz, um sich dieses wichtigen Platzes zu bemächtigen und wurde mit offenen Armen empfangen; ein großer Theil der Truppen des Fürsten Michael ging zu ihm über und nach einigen erfolglosen Versuchen, sich im Besitz der Macht zu erhalten, entfloh Michael, da er unter türkischem Schutze sich nicht sicher hielt, nach Semlin auf das österreichische Gebiet (in der Nacht vom 6. auf den 7. Septbr. 1842). Schon vorher hatte Wukfitsch einen großherrlichen Ferman proclamirt, der sämmtliche Räthe des Fürsten als Vaterlandsverräther erklärte. Der Fürst blieb auch in Semlin, nachdem Wukfitsch erklärt hatte, er habe gegen ihn keine Beschwerde, sobald er seine bisherigen Räthe von sich entferne. Nach seiner Flucht trat eine provisorische Regierung zusammen, an deren Spitze Wukfitsch und Petroniewitsch standen und rechtfertigte unter dem 9. Septbr. in mehreren Proclamationen von Belgrad aus das Geschehene. Das Schicksal des vertriebenen Fürsten und seiner Familie wurde am 14. Septbr. entschieden. Im Beisein des türkischen Commissars hielten sämmtliche Senatoren und Notabeln des Landes eine Landesversammlung des Volkes nach alter Sitte auf freiem Felde, zu der gegen 12,000 Serben sich einfanden. Hier wurde die Entsetzung des Fürsten Michael und seiner Familie definitiv ausgesprochen und in der Person des Sohnes Czerny Georg's, Alexander Georgewich, ein neuer Landesfürst mit großer Acclamation erwählt. Dieser hatte früher bei seiner Mutter in Bessarabien gelebt und war 1839 von den Feinden Milosch's nach Serbien eingeladen worden. Die türkischen Würdenträger bestätigten seine Wahl, die vier Consuln von Oesterreich, Rußland, Frankreich und England aber protestirten gegen diesen Umsturz der bestehenden Regierung und gegen alle ferneren Schritte der Empörer in einer Collectionote. Als die türkischen Würdenträger ihnen als bloße Handelsconsuln das Recht absprachen, sich in die Angelegenheiten des Landes zu mischen, ließen die Consuln ihre Flaggen abnehmen und es erfolgte ein lebhafter Notenwechsel, der aber zu keinem andern Resultate führte, als daß die Dinge blieben, wie sie waren. Eigenthümlich war wieder die Stellung und Haltung Rußlands bei diesen Angelegenheiten. Wenn man noch zweifelhaft sein könnte, daß Alles, was bisher in Serbien geschehen, mit seiner Zustimmung

geschehen war, so müßte man sich jetzt davon überzeugen. Es rief den bisherigen Agenten in den Donaufürstenthümern, Oberst Duhamel, ab und schickte an seine Stelle den Diplomaten von Lieven, der nach angeblicher sorgsamer Prüfung der Dinge, sich ganz der Pforte anschloß, die bereits am 11. Octbr. die großherrliche Bestätigung des Thronwechsels eingesandt und versprochen hatte, daß das eigentliche Bestallungsdiplom bald nachfolgen solle. Am 2. Novbr. 1842 traf auch dieses in Belgrad ein. Der türkische Commissar Emin Efendi überbrachte es und am 7. Novbr. erfolgte die öffentliche Vorlesung des Fermans und die feierliche Installation des neuen Fürsten. Da Fürst Michael sich geweigert hatte, die Insignien des Muschirs wieder auszuliefern, begab sich am 28. Novbr. der russische Agent, Baron von Lieven, nach Semlin und holte sie, wo er auch den Fürsten aufforderte, sich weiter von der serbischen Grenze zu entfernen. Dies geschah, während von Constantinopel aus berichtet wurde, der russische Gesandte verlange kategorisch die Wiedereinsetzung des vertriebenen Fürsten von der Pforte. Diese benutzte diesen Umsturz der Dinge in Serbien, dieses Land in größere Abhängigkeit von sich zu bringen. Sie bestätigte Alexander Czerny Georgewich nicht als Fürsten, sondern nur als Baschi Bey (Oberältesten von Serbien), setzte ihm in Simitsch, Wukstitsch und Petroniewitsch drei Beys an die Seite, verordnete, daß der jeweilige Pascha von Belgrad allen Versammlungen des Senats als Vorsitzender beiwohnen solle, legte dem Lande eine halbe Million Piaster mehr als bisher als Tribut auf, trennte die sechs fruchtbarsten Bezirke Krain, Timok, Parakin, Kruschewatz, Starovlasch und Drinaische, die 1830 an Serbien kamen, von dem Lande und forderte die Auslieferung der bis jetzt besessenen Kanonen an die Türken.

So hat denn Rußland abermals seinen Einfluß an der Donau ausgebreitet, und Oesterreich und mit ihm Deutschland sieht sich immer mehr von dem gewaltigen Koloß in dem Stromgebiete beengt, das nun die Hauptpulsader seines Handels sein könnte. Wie die anderen Großmächte des westlichen Europa auch die Vorgänge in Serbien ansehen mögen, für Oesterreich, den Vertreter Deutschlands auf dieser Seite, hätte es eine Hauptaufgabe sein sollen, eine andere Gestalt der Dinge herbeizuführen. Es hat statt dessen ruhig zugesehen, wie sein listiger und gewaltthätiger Nachbar es abermals übervortheilt hat und über lang oder kurz wird die Zeit kommen, wo es bereuen wird, den günstigen Augenblick zum Handeln vorbeigehen gelassen zu haben.

Der Flächenraum des heutigen Fürstenthum Serbien wird bald auf 600, bald 920 □M. angegeben, die Bevölkerung ungefähr 1 Mill. Einw. Das Land ist vorherrschend gebirgig, mit der Hauptsenkung nach Norden, wohin die Drina und Kolubara der Sawa, die Morawa und Timok der Donau zufließen. Zwischen ihnen erheben sich die Gebirge; hier sind die höchsten nördlichen Zweige des Balkan mit engen Thälern, die sich nur selten zu kleinen Ebenen erweitern, aber voll paradiesischer Schönheit. Die Uebergänge sind sehr unwegsam und selbst für Saumthiere und Fußgänger äußerst beschwerlich. Die serbischen Gebirge sind reich an Metallen und Mineralien, entbehren aber jedes Anbaues. Die Luft ist rein und sehr gesund, das Land üppig fruchtbar, der türkische Weizen wächst so hoch, daß man einen Reiter zu Pferde nicht darin erblickt, das Land ist aber wenig angebaut und menschenarm. Das Land selbst zerfällt in vier Theile: 1) die Bezirke Ussicza, Sokol und Poschega. Sie bilden ein Ganzes und gehören dem Bergzuge an, an dessen Fuße auf der bosnischen Seite die Drina fließt; die beiden ersten Bezirke liegen im höhern Gebirge, der letzte da, wo der Fluß in die Ebene tritt. 2) Schumadia (Waldgegend), den mittlern Theil des Landes zwischen Morawa, Kolubara, Sava und Donau. Er umfaßt die drei Bezirke Rudnik, Kragujewatz und Jagodina. Rudnik hatte einst bedeutende Bergwerke. Kragujewatz war während der Revolution immer der Sitz der Gewalt; hier hatte auch Milosch seinen Sitz aufgeschlagen und Kara Georg wohnte in Topola. Es liegt ziemlich mitten im Lande und von Kragujewatz aus können nach allen Grenzen die Befehle in zwei Tagen gebracht werden. Zu Schumadia gehören noch die Bezirke Smederewa, Grozka und Belgrad. 3) Das Land jenseit der Morowa und Donau mit den Bezirken Poscharewaz und Ressawa; es gehört dem Paschalik Belgrad und enthält die meisten römischen Alterthümer.

4) Die Bezirke jenseits der Kolubara, Waljewo, der größere, der 10,000 Mann ins Feld stellen kann, und Schabaz, der kleinere. Diese vier Landestheile sind insofern von einander abgesondert, als ein jeder Alles hervorbringt, was er bedarf; doch da sich keiner abgesondert gegen die Feinde vertheidigen könnte, sind sie wieder von der Natur auf einander angewiesen. Gegenwärtig ist Serbien in 18 Bezirke abgetheilt, die unter Oberknäsen stehen (eine Bezeichnung, welche nach der Vermuthung eines Reisenden, wohl von Türken eingeführt wurde, denn die ehemaligen Beherrscher trugen den Titel Knäs nie, sondern wurden Archi-Zupane, Czar, Despota oder Kral genannt). Jeder Bezirk ist wieder in Kneschinen (Aemter) und Gemeinden getheilt. Die Städte sind im Verhältniß zur Bodenbeschaffenheit und Lage des Landes sämmtlich sehr stark bevölkert; zu ihnen gehören: Belgrad mit 30,000 Einw., das in der Handelsgeschichte der Donau in der Zukunft leicht noch eine bedeutendere Rolle spielen könnte, als bisher; Semendria, am rechten Ufer der Donau, mit 10,000 Einw., ebenfalls befestigt; Kladowa, an der Donau, mit 3000 Einw.; Schabaz, starke Festung an der Save, mit 1000 Einw.; Losnicza, an der Drina; Sokol mit einem festen Schlosse; Waljéwo, an der Kolubara; Ussiczà mit 3000 Einw.; Novi Bazar mit 8000 Einw.; Pristina mit 10,000 Einw., die südlichste Stadt Serbiens, von wo mehrere beschwerliche Gebirgsstraßen nach Albanien und Macedonien führen; Karanovacz; Nissa mit 7000 Einw. Alle diese Städte haben seit dem Befreiungskampfe eine ganz andere Bedeutung als vorher, wo es keinem Serben erlaubt war, in eine Stadt einzureiten und Viele ihr Leben lang den Fuß nicht in eine Stadt setzten. Erst jetzt gehören die Städte den Serben. Früher lebten sie so fern von ihnen als möglich und behaupteten in ihrer Einsamkeit eigenthümliche patriarchalische Gebräuche. Die Männer bauten sich selbst das Haus, verfertigten nach hergebrachter Weise Pflug und Wagen, machten sich Schuhe; für die übrige Kleidung sorgten die Frauen. Die Heirath geschieht durch eine Art Kauf. Daneben herrscht in der serbischen Nation ein ganz eigenthümliches Gefühl des geschwisterlichen Zusammenlebens. Der seinen Bruder Ueberlebende nimmt einen Fremden als Bruder an. Auch giebt es Wahlbrüder (Pobratimi). Das Zusammenwohnen in dem Dorfe erzeugt eine doppelte Einheit; eine bürgerliche, weil das Dorf seine Aeltesten (Kmeten) und seinen Dorfknäs (Serskiknäs) selbst wählt und die gemeinsame Verpflichtung zur Poresa (Abgabe) trägt, und eine geistliche, durch gemeinsame Verehrung desselben Heiligen. Uebrigens haben die Geistlichen keinen besondern Einfluß. Ihre Religion ist eine Art Naturverehrung der allwaltenden Vorsehung. So begeht man im Winter vor der Fastenzeit das große Todtenfest, das eine Reihe von Festen beschließt, die alle in dem Wechsel der Jahreszeiten und in den Beziehungen zur Natur einen deutlichern oder verborgenern Ursprung mögen genommen haben. Das ist Aberglaube, aber erfüllt das Volk mit Naturgefühl und erzeugt und nährt in ihm eine lebendige Poesie, die noch jetzt nicht verschwunden ist. Im Gebirge, wo die Menschen einfacher, größer und wilder sind, hört man noch jetzt das Heldenlied; in den Thälern herrscht das Liebeslied und Tanz vor. In den größeren Versammlungen herrscht das Heldenlied. Vgl. Ranke „Die serbische Revolution" (Hamb. 1819); Richter „Serbiens Zustände" (Lpz. 1840) und Sov „Serbiens Freiheitskrieg" (aus dem Franz., Lpz. 1845).

Serbische Sprache und Literatur. Die serbische Sprache bildet mit der croatischen und windischen gemeinschaftlich eine der vier Hauptmundarten der slawischen Sprache (s. d.), die illyrische, und wird den ostslawischen Dialekten zugezählt. Sie ist mit dem Russischen näher verwandt, als mit dem Polnischen und Böhmischen. Da in ihr, im Gegensatze zu ihren Schwestern, die Vocale vorherrschend sind, so steht sie unter diesen allen in Rücksicht auf melodischen Klang und Weichheit oben an. Diesen Vorzug dankt sie zum Theil dem Einflusse der Sprache der Italiener und Griechen, von denen jene durch den Handel, diese durch den gemeinsamen Glauben den Serbiern lange befreundet waren. Auch ist im Serbischen der spätere Einfluß des Türkischen unverkennbar. Dennoch hat die Sprache ihre echt slawische Natur bewahrt, sie hat mit den übrigen slawischen Sprachen die vollkommene Declination und Conjugation und freie Wortfügung gemein; auch ist

ihr das Eingehen in die altclassischen Redeweisen und Versmaße leicht. Sie wird von mehr als $5^1/_4$ Mill. Menschen gesprochen. Wuk Stephanowitsch unterscheidet in der serbischen Sprache drei Unterarten: das Herzegowinische in Bosnien, Montenegro, Dalmatien und Croatien und dem obern Theil Serbiens; das Rezawische an der Rezawa und das Syrmische in Syrmien und Slawonien. Alle diese Serben bedienen sich mit geringen Abweichungen des Cyrillischen Alphabets, während die Croaten und Winden mit lateinischen Buchstaben schreiben. Eine „Serbische Grammatik“ (Wien 1814; deutsch Berl. 1824) und ein „Wörterbuch der serbischen Sprache mit deutscher und lateinischer Erklärung“ (Wien 1819) lieferte Wuk Stephanowitsch. Vgl. Schaffarik „Serbische Lesekörner oder historisch-kritische Beleuchtung der serbischen Mundart“ (Pesth 1838).

Bei den Serben hatte nach der Einführung des Christenthums, wie bei den Russen, die altslawische Kirchensprache (s. d.) so großen Einfluß gewonnen, daß die ältesten serbischen Sprachüberreste, die an das 13. Jahrh. reichen, sämmtlich in dem Kirchenslawisch oder in einem Gemisch desselben mit der serbischen Volkssprache abgefaßt sind, aus welchem aber das gegenseitige Verhältniß leider nicht mehr herauszufinden ist. Ueberhaupt scheinen vor der Einführung des Christenthums die Serben und Bulgaren einen und denselben Dialekt gesprochen zu haben, dessen edlere Form die sogenannte Kirchensprache ist. Zu jenen Ueberresten gehört das auf dem Berge Athos in Handschrift befindliche Geschlechtsregister „Rodoslaw“ von Daniel, Erzbischof der Serben, der als Zeitgenosse die Geschichte der serbischen Könige von 1272—1336 erzählt. Von dem serbischen Zaren Stephan Duschan dem Großen, 1336—56, hat man ein bisher nur aus verfälschten Handschriften bekanntes, erst 1845 im illyrischen „Kolo“ veröffentlichtes Gesetzbuch, das den slavischen Typus reiner als die Gesetze der andern slavischen Völker bewahrt und im Allgemeinen in einem milden Geiste abgefaßt ist. Außerdem brachte diese Zeit den Serben noch einige Kirchenbücher, von denen auch die mit glagolitischen Zügen geschriebenen dem serbisch-illyrischen Stamme angehören. Der Sieg Murad's I. über die Serben im J. 1389 verhinderte auf lange Zeit jeden Fortschritt. Nur ist hier noch Georg Brankowitsch, geboren 1645, zu erwähnen, der eine „Geschichte Serbiens“ vom Ursprunge des Volks bis auf den Kaiser Leopold I. schrieb, die im Manuscript (5 Quartbände) in der erzbischöflichen Bibliothek zu Karlowitz aufbewahrt wird. Brankowitsch war Kaiser Leopold's I. Gesandter an der Pforte, fiel aber später in Ungnade und starb 1711 als Staatsgefangener zu Eger.

Eine neue Periode der serbischen Literatur begann mit dem Bestreben, das Kirchenslawische und die serbische Volkssprache zu scheiden und die letztere zur Schriftsprache zu erheben. Große Verdienste um die Fortbildung der serbischen Sprache erwarb sich der Archimandrit Johann Raitsch, 1726—1801, durch seine „Geschichte der Slaven, insbesondere der Chorwaten, Bulgaren und Serben“ (4 Bde., Wien 1792—95), die er jedoch noch in einem mit Russischem und Serbischem vermischten Kirchenslawisch schrieb. Die serbische Volkssprache als Schriftsprache zu benutzen, unternahm zuerst Dosithei Obradowitsch, geb. 1739 zu Cakowo, der, nachdem er 25 Jahre lang die Türkei, Italien, Rußland, Deutschland, Frankreich und England durchwandert hatte, 1811 als Senator und Erzieher der Kinder Georg Czerny's zu Belgrad starb. Seine Neuerung wurde aber von den serbischen Schriftstellern nur theilweise angenommen und es entstand in der serbischen Literatur eine solche Anarchie, daß von den etwa 400 seit 1750 erschienenen serbischen Werken nur ein geringer Theil in wirklichem Kirchenslawisch abgefaßt ist, die übrigen aber in den verschiedensten Stufen und Orthographien zwischen beiden schwanken. Gegen diese Sprachmengerei erhob sich kräftig Demetrius Dawidowitsch, der 1814—22 eine serbische Zeitung und einen serbischen Almanach in mehreren Jahrgängen zu Wien herausgab. Ihm stand zur Seite Wuk Stephanowitsch (s. d.), der in seiner „Grammatik der serbischen Sprache“ zuerst die Eigenthümlichkeit des serbischen Dialektes festgestellt und durch Herausgabe der serbischen Volkslieder zur Aufnahme der Landessprache als Schriftsprache unendlich viel gewirkt hat. Höher nämlich als alle bisher angeführten Bestrebungen serbischer Schriftsteller stehen die Poesien des Volks selbst, die mit ihrer

rohen Kraft Naivetät und Gemüthlichkeit, orientalische Glut und griechische Plastik wunderbar vereinen. Einige reichen bis in die Zeit vor Ankunft der Türken in Europa, andere gehören der Periode an, wo Adrianopel Residenz der türkischen Herrscher war, noch andere stammen erst aus neuerer Zeit. Sie sind sämmtlich reimlos, doch nicht ohne Numerus. Schon früher hat der Franciskaner Kacic Mioschic (Ven. 1759 und Wien 1836) eine Sammlung davon veranstaltet. Noch bedeutendere Verdienste erwarb sich aber um die Volkspoesie Wuk Stephanowitsch, der, unterstützt vom Fürsten Milosch und vielen fleißigen Sammlern, eine kritische verständige Sammlung dieser Lieder aus dem Munde des Volks selbst veranstaltete. Auch gab Wuk das serbische Taschenbuch „Danica" (Wien 1826) heraus, welchem die Taschenbücher von Spiridion Jowitsch in Wien (1836), von Pavlovic in Pesth, von Nikolic und Vozarovic in Belgrad u. A. nachfolgten. Unter den Dichtern, die in der Volkssprache auftraten, erwähnen wir noch Simeon **Milutinowitsch** (s. d.), der unter dem Titel „Serbianka" (4 Bdchn., Lpz. 1827) eine Reihe Heldenlieder herausgab. Der größte und talentvollste serbische Dichter ist aber unstreitig Lucyan Muschicky, Erzbischof von Karlowitz, dessen Werke erst in neuester Zeit von seinem Neffen zur Gesammtausgabe vorbereitet wurden. Die serbische Literaturbewegung, die eine kurze Zeit lang recht erfreuliche Blüthen trieb, hat durch den Nationalitätskampf in Ungarn seit 1848 eine bedeutende Stockung erlitten und es ist die Frage, ob sie sich von diesem Schlage sobald wird erholen können. Die Hauptsitze der ungarisch-serbischen Literatur waren bis 1848 Pesth und Neusatz. In ersterer Stadt bestand wenigstens bis 1848 ein Stammcapital zur Herausgabe serbischer Bücher unter dem Namen „Matica serbska", das aber trotz der ansehnlichen Kräfte bis jetzt fast nichts Anderes, als einige Jahrgänge der nicht allzu wissenschaftlichen Vierteljahrsschrift „Ljetopis serbski" herausgegeben hat, da das Vermögen sehr schlecht verwaltet ward. In Pesth erschien auch die einzige politische Zeitung der Serben, deren Redacteur Pavlovic mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. In Neusatz sollte von 1847 ab eine politische Zeitung erscheinen, nachdem die durch eine Reihe von Jahren fortgesetzte „Backa Vila" von Stamatovic Schwierigkeiten bei den Behörden fand. Im Fürstenthume Serbien ist Belgrad der Sitz des politischen und geistigen Lebens; hier erscheinen in der fürstl. Buchdruckerei außer vielen Schulbüchern auch eine politische Zeitung, die Almanache „Avala" und „Golubica", belletristische und andere Schriften, wie z. B. die „Geschichte Serbiens" von Dawidowitsch bei Vozarovic.

Serenade, 1) soviel als Ständchen, d. h. ein verliebtes Lied, das mit Begleitung einer Guitarre, Cither, Mandoline ꝛc. vor dem Fenster der Geliebten abgesungen wird; 2) überhaupt jede musikalische Composition, die aus einem einfachen Gesange mit Begleitung eines Instrumentes besteht (Guitarrenstücke); 3) alle die Ständchen, die als Ehrenbezeugung ꝛc. angesehenen Personen des Abends gegeben werden; 4) Serenata heißt bei den Italienern eine Art von Cantaten, wo ein dramatischer Stoff zum Grunde liegt, ähnlich unseren Oratorien.

Sergeant heißt bei den meisten Heeren die erste Classe der Unteroffiziere einer Compagnie. In früheren Zeiten spielten die Sergeanten eine bedeutende Rolle, und in Frankreich erhielten sie nach jeder gewonnenen Schlacht ein Geschenk an Gelde. Sergeant major heißt bei den Franzosen der Feldwebel.

Sergel, Johann Tobias von, nach Thorwaldsen vielleicht der größte Bildhauer neuerer Zeit, war geboren zu Stockholm den 8. Septbr. 1740, wo sein Vater Goldarbeiter war. Der junge S. kam bei einem Steinhauer in die Lehre, wodurch er Gelegenheit erhielt, an dem königl. Schlosse bauen zu helfen. Da er hierbei Geist und Talent zeigte, machte ihn der Bildhauer l'Archeverque zu seinem Schüler und bildete ihn zu einem Bildhauer. Er half seinem Herrn an den Statuen Gustav Wasa's und Gustav Adolf's arbeiten. Im J. 1767 begab er sich nach Italien und lebte 10 Jahre lang in Rom, um hier Geist und Hand nach den antiken Mustern der Bildhauerkunst zu üben und zu vervollkommnen. Er ward hier durch seine Werke auch so berühmt, daß Fremde ihn aufsuchten, und daß Gustav III. ihn nach Stockholm 1779 zurückberief, zum Hofbildhauer machte und zum

Professor der Akademie der bildenden Künste ernannte. Lange war er nun hauptsächlich damit beschäftigt, in der schwedischen Geschichte berühmte Männer und die lebende königl. Familie durch seine Kunst zu verewigen, dann begleitete er den König auf einer Reise nach Italien 1784. Als die nach seinem Muster von den Bürgern Stockholms gegossene Statue Gustav's III. in Stockholm feierlich enthüllt ward, erhielt S. das Adelsdiplom; vorher war er schon mit dem Wasaorden beschenkt worden, wozu später noch der Nordsternorden kam, die freilich mehr durch den Künstler geehrt werden, als er von ihnen. In allen seinen Statuen offenbart sich eine geistige Tiefe, ein bedeutsames Hervortreten der Idee; die Formen, die an die antiken erinnern, sind kräftig, energisch, dabei aber mangelt ihnen das Rundliche und anmuthig Zusammenfließende nicht. Die wichtigsten sind: Amor und Psyche, Diomedes, wie er das Palladium raubt, ein Faun, Mars und Venus, Venus Kallipyga u. A.; von denen die meisten sich in dem königl. schwedischen Museum befinden. Auch viele Gruppen, Basreliefs und Skizzen in Ton &c. hat er rühmlich ins Leben gerufen. Er starb allgemein verehrt und betrauert am 26. Febr. 1814. Unter seinen Schülern ist Byström (s. d.) der ausgezeichnetste.

Sergius, Namen einer alten patricischen gens; die mythische Ableitung desselben ist von dem Trojaner Sergestus, einem der Begleiter des Aeneas. Die historisch wichtigsten Personen daraus sind: M. Sergius, der im zweiten punischen Kriege diente und seine rechte Hand verlor, wofür er sich eine eiserne machen ließ, sich aber dennoch in allen Schlachten, namentlich in der von Cannä, nach welcher er allein eine Verdienstkrone empfing, so auszeichnete, daß ihm der Senat eine Statue, ihn zu Pferde darstellend, setzen ließ. L. S. Catilina, Urenkel des Vorigen, s. unter Catilina. S. Paulus, Proconsul von Cypros und Cilicien unter Tiberius, der vom Apostel Paulus zum Christenthume bekehrt wurde.

Sergius, Patriarch von Constantinopel, 608—639, unterstützte den Kaiser Horatius in seinem Unionswerke wegen der monophysitischen Streitigkeiten. Sein erstes Antwortschreiben an den Kaiser, der ihn wegen der Aufstellung der monotheletischen Glaubensformel befragte, war ausweichend; später erklärte er sich, im Einverständniß mit dem römischen Bischof Honorius, offen als Monothelet. Er wurde daher von der fünften ökumenischen Kirchenversammlung verdammt. — S. (Pseudabbas), Mönch zu Constantinopel im 7. Jahrh., entfernte sich aus dem Kloster und ging nach Arabien, wo er dem Mahommed bei der Abfassung des Korans behülflich gewesen sein soll. Deshalb heißt er bei den Griechen gewöhnlich der verfluchte Mönch. — S. Tychikus, ein Syrer, an dem die Sekte der Paulicianer 777 eine kräftige Stütze erhielt. In der katholischen Religion erzogen, wurde er als Jüngling durch eine Paulicianerin mit der Bibel bekannt, die ja nicht blos für die Priester bestimmt sei; er las die heilige Schrift eifrig und zeichnete sich besonders durch seinen lebendigen Eifer für praktisches Christenthum aus. Im J. 812 wurde er in Kappadocien erschlagen.

Sergius. Es giebt mehrere Päpste dieses Namens: S. I., 687—701. Sein eigentlicher Name soll Bocca di Porco (Schweinsrüssel) gewesen sein, und da er sich dessen geschämt, so habe er den Namen S. angenommen, seit welcher Zeit es Sitte geworden, daß die Päpste nach ihrer Wahl den Namen änderten. Von ihm haben sich mehrere Sendschreiben und Decrete erhalten. S. II., 844—47, hieß eigentlich Peter und legte diesen Namen aus Demuth ab. Da er ohne Wissen Lothar's gewählt war, schickte dieser ein Heer unter seinem Sohne Ludwig gegen Rom; doch kamen die Römer diesem ehrerbietig entgegen und leisteten den Eid der Treue. S. III., 904—11, ein höchst lasterhafter Mensch.

Seringapatam oder Seringapatnam, die ehemalige Residenz der Radschahs von Mysore (s. d.) in Ostindien, jetzt zur britischen Präsidentschaft Madras gehörig, liegt auf einer Insel des Kawerystusses, ist auf indische Weise befestigt, hat enge und schlechte Straßen und zählt gegen 32,000 Einw. Hyder Ali's (s. d.) Palast am östlichen Ende der Insel war, obschon nur von Lehm erbaut, ein prachtvolles Gebäude;

jetzt liegt er theils in Ruinen, theils wird er zu Kasernen und Hospitälern benutzt. Daneben ist Hyder Ali's Mausoleum, wo er, seine Gemahlin und sein Sohn Tippo Saïb in Särgen von schwarzem Marmor ruhen. Am 4. Mai 1799 wurde die Stadt durch die Engländer erstürmt. (S. Tippo Saïb.)

Seriphos, eine kleine felsige, zu den Cykladen gehörige Insel im ägeischen Meere, jetzt Serfo oder Serfento, nahm mit einigen Schiffen bei der attischen Flotte an der Schlacht bei Salamis Theil und galt später unter den Römern als gefürchteter Verbannungsort. Diese Insel spielt in der Mythe des Akrisius (s. d.) und Perseus (s. d.) eine bedeutende Rolle, da hier der Kasten an das Land gezogen wurde, welcher den Perseus und dessen Mutter Danae einschloß. Die Insel bringt nur wenige Futterkräuter hervor und treibt Bergbau auf Eisen und Magnet, auch Safranbau.

Sermocinatio (lat.) heißt diejenige Figur in der Rhetorik, nach welcher eine entfernte Person als redend eingeführt wird, z. B.: „Wären deine Aeltern hier, so würden sie sprechen: Laß, theures Kind, dich nicht verführen!" Auch gehört der Fall hierher, wenn der Redner selbst sich redend einführt, wie er zu Andern gesprochen habe, was Demosthenes und Cicero zuweilen thun. (S. Personification.)

Seroux d'Agincourt, Jean Baptiste Louis George, dem die Kunstgeschichte nicht unwichtige Beiträge verdankt, ward geboren am 5. April 1730 zu Beauvais und trat Anfangs in Kriegsdienste. Dann ward er aus Familienverhältnissen Staatspächter und beschäftigte sich mit Sammlung von Alterthümern; Anfangs mehr aus Liebhaberei; doch bildete er sich durch Studium und durch Umgang mit Gelehrten und geistreichen Männern weiter aus und ging 1778 nach Italien, wo er am 24. Septbr. 1814 zu Rom starb. Durch die französische Revolution verlor er sein ganzes Vermögen. Er schrieb: „Recueil de fragmens de sculpture en terre cuite" (Paris 1814); „Histoire des arts par les monumens" (Straßburg 1814 und 1819—20, 6 Bde.).

Serpent, ein von Edme Guillaume 1590 zu Auxerre in Frankreich erfundenes Blasinstrument von ungemein scharfen, durchdringenden Tönen. Es ist gewöhnlich von Holz, in Form einer gekrümmten Schlange oder eines S zusammengesetzt und ungefähr 5—6 Schuh lang. Es kam erst in Frankreich, dann auch in Deutschland, besonders bei Militärmusik, sehr in Aufnahme. Der Umfang des Instruments kann von Contra B bis zum kleinen d ausgedehnt werden. Die halben, erniedrigten und erhöhten Töne müssen theils mit Gewalt durch den Luftstoß, theils durch ein nur halbes Oeffnen der Klappen hervorgebracht werden.

Serpentin (Serpentinstein, Gabbro, Euphotid, Ophiolit oder Urgrünstein), eine Art von Talksteinen, ein Gemenge von dichtem Feldspath, Diaklas und Schillerstein in krystallinisch-körnigem Gefüge. Hornblende, Glimmer, Talk, Quarz, Granat, Epidot, Speckstein, Kalkspath, Magneteisenerz sind nur zufällige Gemengtheile. Es giebt zwei Arten von S. 1) Euphotid, dessen wesentliche Gemengtheile Labrador-Feldspath und Diaklas sind, von verschiedenartig grüner Farbe. Er gehört verschiedenen Zeitperioden an und findet sich auf Gesteinen von verschiedenem Alter gelagert, auf Glimmer- und Thonschiefer, Hornblende ꝛc. Er setzt steile Berge zusammen und ist sehr allgemein verbreitet, am Harze, in Schlesien, Mähren, Ungarn, den Apenninen, Frankreich, Norwegen ꝛc. 2) Der Ophiolit oder gemeine S., eine feinkörnige, dichte Abänderung des Euphotid, von splittrigem, ins Ebene und Flachmuschliche verlaufendem Bruch, von verschiedener Farbe, geflammt, aderig, gefleckt und punktirt. Er hat zum Theil sehr ausgezeichnete, vielartige Einmengungen, gediegenes Kupfer, Granaten, Pyrop, Magneteisenerz u. v. a. Er ist fast über die ganze Erde verbreitet und setzt einzelne, kegelförmige Berge zusammen. Am Allgemeinsten ist er in den Alpen, den Apenninen und in Schottland, dann besonders in Sachsen (Zöblitz und Hohenstein) ꝛc. Der auf dem Fichtelgebirge untersuchte zeigt polarische Eigenschaften und besonders der dunkelgrüne läßt sich in Magnete verwandeln. Er läßt sich drechseln und poliren; im Baireuthischen wird eine Art Glas daraus geschmolzen, woraus man Korallen und Rosenkranzkügelchen verfertigt. Der Ophiolit findet sich dem Gneiße, Euphotid,

der oft in Ophiolit übergeht, und Uebergangskalk aufgelagert und eingelagert in Glimmer, Granulit, Thonschiefer, Grauwacke &c.

Serpuchow, eine befestigte Handelsstadt im russischen Gouvernement Moskau, an der Nara und Oka, ist zum Theil auf steilen Hügeln erbaut und hat eine reizende Lage. Die Stadt zählt 13,500 Einw., die sich mit Handel, Schiffahrt und mit Fabrikation von Segeltuch, Leder, Tuch &c. ernähren. Außer den mehr als 50 Fabriken und den das Manufacturwesen betreffenden günstigen Etablissements befinden sich mehrere Talgschmelzen, Malzdarren und Ziegelhütten hier. S. ist übrigens eine der ältesten Städte des russischen Reichs.

Sertorius, Quintus, geb. zu Nursia in Italien, zeichnete sich zur Zeit des Sulla nicht weniger durch kriegerische Tapferkeit und Geschicklichkeit, als durch einen festen, edlen Charakter aus. Seine militärische Laufbahn begann er in dem cimbrischen und Bundesgenossen-Kriege, in welchem letztern er ein Auge verlor. Im Bürgerkriege zwischen Sulla und Marius trat er auf die Seite des Letztern, und als Sulla obgesiegt hatte, entfloh der geächtete S. in die von Marius ihm bestimmte Provinz Spanien, welche er jedoch, von einem mächtigen Heere Sulla's gedrängt, verlassen und nach Afrika sich einschiffen mußte. Seine glücklichen Waffenthaten im Interesse der Mauritanier gegen ihren König, erwarben ihm das Vertrauen der Lusitanier in Spanien, die ihn zum Oberfeldherrn gegen den römischen Prätor Annius ernannten. Als er nach Spanien zurückgekehrt war, ergriff er die zweckmäßigsten Maßregeln, um sich gegen die ihn bekämpfenden römischen Heere zu behaupten, welche die siegende Senatspartei in Rom gegen ihn ausschickte, und die ihm an Mannschaft bedeutend überlegen waren. Es sammelten sich um ihn die aus Rom vertriebenen Marianer, mit denen er einen eignen Staat, nach dem Muster des römischen, gründete. Die Spanier, welche ihn wie ihren König betrachteten, wußte er durch Popularität und würdige Haltung so zu begeistern, daß sie seine Sache für die ihrige ansahen. Seine Art, den Krieg zu führen, stützte sich ganz auf die Natur der Gegend, welche sich im hohen Grade zu einem Guerillakriege eignete, der durch die verschiedensten, mit kleinen Heerhaufen ausgeführten Manövres bedeutende Heere unter Metellus, und dann unter dem Anfangs nicht glücklicher kämpfenden Pompejus aufrieb oder unschädlich machte. Noch gefährlicher drohte er den Römern dadurch zu werden, daß er sich mit Mithridates in Verbindung setzte, dem er für eine bedeutende Summe Hülfstruppen mit geschickten Offizieren sandte. Aber bedeutendere Rüstungen unterbrach sein Tod, indem er in Folge einer Verschwörung des ehrgeizigen Perpenna bei einem Gastmahle im J. 72 v. Chr. ermordet wurde.

Servandoni, Giovanni Nicola, war ein Baumeister und Decorationsmaler; er wurde zu Florenz 1695 geboren, und lernte die Malerei bei Paolo Pannini und die Baukunst bei Giuseppe de Rossi. Mit hinlänglichen Kenntnissen ausgestattet und sich auf sein Genie verlassend, begab er sich nach Paris, wo er sich durch seine Decorationsmalereien so auszeichnete, daß man ihn bald als den Geschicktesten in diesem Fache anerkannte, und er sogar alle seine Vorgänger übertraf. Hochgeachtet durch seine Kunst, beehrte man ihn mit einer Stelle als Mitglied der Malerakademie. Außer den erstaunlichen Werken, welche er in Frankreich als Maler und Architekt ausführte, beehrte ihn nicht nur der König von Frankreich mit dem Titel als seinem Architekten, Maler und Decorateur, auch der Papst ernannte ihn zum Ritter von St. Johann von Lateran. Bei seinem Aufenthalte in Portugal erhielt er den Christusorden; später reiste er nach England, woselbst er sich auch verheirathete, und ging 1755 an den sächsischen Hof, wo er, für seine Arbeiten mit Ehren überhäuft, noch 20,000 Franken Besoldung erhielt. Auch in Spanien, Wien und Würtemberg führte er schöne Decorationen aus, wo er sich große Summen Geldes erwarb; aber S. war ein Verschwender und seine großen Einnahmen waren nicht hinreichend, ihn vor öftern Schulden zu schützen. Er starb zu Paris im J. 1766.

Servet, Michael, eigentlich Miguel Servede, geb. 1509 zu Villanuova, gehörte zu den unstäten Gemüthern, welche in verschiedenen Zweigen des menschlichen Wissens anregend, aber meist nur negativ wirken, und die ein dunkler Drang unruhig von

einem Orte zum andern treibt. S. war zuerst Rechtsgelehrter; bald zogen die Kämpfe der Reformation ihn an und das bloße Zuschauen war ihm nicht möglich. Er verließ den Katholicismus, suchte aber nun die neuen Lehren noch weiter zu bilden und neigte sich in den Trinitätslehren zu unitarischen Vorstellungen. Im J. 1531 erschien sein Buch „De trinitatis erroribus". Als jedoch S. bemerkte, daß er weder großes Aufsehen erregte, noch viel Beifall gewann, widmete er sich verdrüßlich der Medicin, machte auch hier neue interessante Entdeckungen (über den Umlauf des Bluts), verwickelte sich aber mit den Pariser Aerzten in so mißliche Kriege, daß er endlich Paris verließ und in Lyon Bücher corrigirte. Hier nahm sich Palnier, Erzbischof von Vienne, ein Gönner der Gelehrten, seiner an und nahm ihn mit nach Vienne. In der ihm zu Theil gewordenen Muße wurde S. wieder Theolog und bekam Lust, mit dem berühmten Calvin einen Strauß zu beginnen. Beide Gegner wurden in diesem Kampfe heftig und leidenschaftlich. Calvin machte endlich sogar den Erzbischof auf S.'s Ketzereien aufmerksam, ein Schritt, an dem Ueberzeugung und Rachsucht gleichen Theil hatten. Wieder mußte S. fliehen; nun wollte er nach Neapel als Arzt, reiste aber, unvorsichtig genug, über Genf. Auf Calvin's Antrieb wurde er verhaftet, der Ketzerei und Gotteslästerung angeklagt, und als er nicht widerrufen wollte, zum Scheiterhaufen verdammt. Das Urtheil ward am 17. Octbr. 1553 vollzogen. — S. erregt zwar keineswegs in dem Grade unser Mitgefühl, wie ein Huß oder Savonarola, aber immer bleibt seine Hinrichtung in der protestantischen Kirche eine verwerfliche, freilich auch ganz vereinzelte, Erscheinung. Man hat Calvin von vielen Seiten her zu entschuldigen gesucht, hat Melanchthon's Zustimmung hervorgehoben; allein juristisch wird sich in unserer Kirche der Vorgang nie rechtfertigen lassen, und Melanchthon würde anders gehandelt, als geschrieben haben. Gewiß würde sich übrigens jener Vorfall öfters ereignen, wenn, eben so wie Calvin, eifrige und erbitterte Gelehrte, eben so wie der Genfer Reformator die Macht hätten, ihre Gegner den Flammen zu überliefern.

Servil heißt sclavisch gesinnt und ist der sehr charakteristische Name für jene Menschen, welche ihre Selbständigkeit entweder nicht kennen oder verleugnen; statt Wahrheit, Recht und Freiheit zu vertheidigen, lieber aus niederträchtiger Gesinnung die Menschenwürde aufgeben, und Vorurtheile, schreiende Ungerechtigkeiten und jedwede Bedrückung zu verfechten oder durch List und Betrug zu behaupten streben. Der Servile hängt fest am Alten, aber keineswegs aus Treue und Liebe, sondern aus Eigennutz; er beugt sich vor jedem bürgerlich höher Gestellten, und wäre es ein erbärmlicher Landjunker, und zwar deshalb demüthigt er sich und deshalb erheuchelt er Devotion, weil es ihm äußern Vortheil bringt. Der Name stammt aus Spanien, wo 1812 sich eine starke Partei den Neuerungen widersetzte; sodann ist er mit Recht übergetragen auf die Anhänger des Absolutismus, deren Zahl in Frankreich, Holland und im deutschen Vaterlande Legion heißt.

Servilius, ein römisches Geschlecht, stammte aus Alba und zog nach Zerstörung dieser Stadt nach Rom. Es theilte sich später in eine patricische und plebejische Familie. Unter der erstern hat die eine, in der sich die Beinamen Priscus, Structus und Ahala theils einzeln, theils zusammen finden, im 5. und 4. Jahrh. v. Chr., laut den Magistratsfasten, Rom mehrere Consuln und consularische Kriegstribunen gegeben; zu ihr gehörte auch der Cajus Servilius Structus Ahala, der als Magister Equitum des Dictators Lucius Quinctius Cincinnatus (s. d.) den plebejischen Ritter Spurius Mälius im J. 440 erschlug, der sich der Noth der Plebejer annahm. Von dieser Familie leitete sich eine andere ab, die den Zunamen Cäpio führte und die zuerst im 3. Jahrh. mit dem Cnejus Servilius Cäpio erscheint, der im ersten punischen Kriege im J. 253 v. Chr. mit Cajus Sempronius Bläsus als Consul nach Afrika übersetzte und auf der Rückkehr Schiffbruch litt. — Quintus Servilius Cäpio brach als Consul im J. 140 den Frieden, den sein in das Geschlecht der Fabier durch Adoption eingetretener Bruder Quintus Fabius Maximus Servilianus als Consul im J. 142 v. Chr., um der Vernichtung zu entgehen, in Lusitanien mit Viriathus (s. d.) geschlossen hatte, und beendete den Krieg gegen diesen, indem er ihn durch Verräther ermorden ließ. — Ein anderer Quintus

Servilius Cäpio gab als Consul im J. 106 v. Chr. ein Gesetz (lex Servilia judiciaria), das dem Senatorstand das Richteramt, das ihm durch das Sempronische Gesetz (s. Gracchus) entzogen war, aber nur auf kurze Zeit wieder verschaffte. Im J. 105 übernahm er als Proconsul die Verwaltung der gallischen Provinz, plünderte hier den Tempelschatz von Tolosa, erlitt aber auch mit dem Consul Cnejus Manlius durch die Cimbern und Teutonen an der Rhone eine gewaltige Niederlage, wobei 80,000 Römer fielen. Deshalb in Rom angeklagt, mußte er ins Exil nach Smyrna wandern, wo er starb. — Zu der Familie der Cäpionen gehörte Servilia, die die Stiefschwester des Cato Uticensis und die Mutter des jüngern Brutus (s. d.) war. — Einer dritten patricischen Familie gehörte Publius Servilius Vatia an, der im J. 79 v. Chr. Consul war und darauf vom J. 78—75 als Proconsul in Kleinasien mehrere feste Plätze der Seeräuber an der Südküste zerstörte und im Krieg gegen die Isaurier, über die er siegte, zuerst mit einem römischen Heere den Taurus überschritt. Er erhielt beim Triumph im J. 74 den Ehrennamen Isauricus. — Plebejische Familien der Gens Servilia waren die durch die Zunamen Geminus, Glaucia, Rullus und Casca bezeichneten. Cajus Servilius Glaucia gab vermuthlich im J. 105 als Volkstribun ein Gesetz über widerrechtliche Erpressungen (lex Servilia repetundarum), das wieder Richter zu Richtern verordnete, und dessen noch erhaltene Bruchstücke von Klenze (Berl. 1825) herausgegeben worden sind. Als Prätor im J. 100 schloß er sich dem Lucius Apulejus Saturninus an und fand mit ihm den Tod. — Publius Servilius Rullus brachte als Volkstribun im Interesse des Cäsar, der das Volk auf Unkosten des Staatsschatzes für sich gewinnen wollte, einen Gesetzvorschlag auf Vertheilung des campanischen Staatslandes, den Cicero als Consul im J. 63 in drei noch erhaltenen Reden (de lege agraria) bekämpfte, so daß er nicht durchging. — Publius Servilius Casca, zum Volkstribun für das J. 43 v. Chr. durch Cäsar's Verwendung bestimmt, war unter den Verschworenen, die diesen am 15. März 44 ermordeten, Derjenige, welcher den ersten Streich auf ihn führte; er fiel im J. 42 bei Philippi.

Servis, franz. service, bedeutet eigentlich Dienst, bezeichnet dann aber beim Militär dasjenige, was dem in Cantonirung stehenden Soldaten vom Wirth gegeben werden muß, z. B. Lagerstätte, Beleuchtung, Feuermaterialien, Salz ꝛc. In manchen Ländern werden statt des S. gewisse Abgaben (Servisgelder) entrichtet, womit die Quartiergelder der Offiziere und die Ausgaben für die Casernen bestritten werden. — Unter S. versteht man endlich auch Geschirre, welche für einen gewissen Gebrauch übereinstimmend verfertigt sind.

Serviten, ein geistlicher Orden, wurde 1233 von sieben angesehenen Männern in Florenz zu Ehren der Jungfrau Maria, deren Diener (servi) sie sich nannten, gestiftet. Im J. 1239 erhielten sie vom Bischof Ardinghus von Florenz eine der Augustinischen verwandte Ordensregel, nach welcher ihnen ein schwarzes Oberkleid mit ledernem Gürtel, ein Scapulier und eine Kappe vorgeschrieben ist. Die päpstliche Bestätigung erfolgte 1255, mußte aber 1286 wiederholt werden, und erst seit dieser Zeit, noch mehr aber, als Martin V. sie mit den Vorrechten der Bettelorden ausstattete, beginnen sie sich auszubreiten. Obwohl ihre Klöster sogar bis Ostindien reichten, fehlte es ihnen dennoch immer wegen übertriebener Strenge und Zurückgezogenheit an bedeutendem Einfluß und Ansehn. Doch gab es auch unter ihnen einzelne sehr einflußreiche Männer, wie den berühmten Paul Sarpi u. A. Sie werden auch Brüder vom Ave Maria und Brüder des Leidens Jesu Christi genannt, sind aber nicht zu verwechseln mit den 1257 in Frankreich entstandenen Serviten, die weiße Kleider trugen, von welchen sie auch Blancs Manteaux heißen.

Servitut ist die Abhängigkeit, in welcher Jemand in Beziehung auf eine Sache, die sein Eigenthum ist, zu einem Andern steht. Sie giebt dem Andern eine Berechtigung, durch welche das volle Recht des Eigenthümers geschmälert wird, und ist theils persönlich, theils an den Besitz einer unbeweglichen Sache, etwa eines Grundstücks geknüpft. Man nennt die S. affirmativ, wenn die Berechtigung des Nichteigenthümers in der

Benutzung der fremden Sache besteht, wenn er also z. B. einen Weg über ein fremdes Grundstück führen, einen Theil des Ertrags sich aneignen darf; negativ dagegen, wenn der Eigenthümer in Beziehung auf sein Eigenthum in seinem Handeln durch einen Andern beschränkt ist, z. B. sein Haus nur bis zu einer gewissen Höhe bauen darf. Die Servituten können hervorgeben aus Testamenten, aus Verträgen, aus Verjährung. Ein Grundstück kann an einen Andern so verkauft werden, daß dieser einen Weg darüber erlaubt; ein Haus kann so an einen neuen Eigenthümer kommen, daß der frühere noch die Wohnung darin behält (persönliche S.). Auch der Nießbrauch ist eine S. und läßt dem Eigenthümer das bloße Eigenthumsrecht, während ein Anderer den ausschließlichen Genuß von der ihm nicht eigenthümlich gehörenden Sache hat. Der Name Servitut, Dienstbarkeit, entstand in Deutschland erst seitdem man das römische Recht kennen lernte und anfing, deutsche Verhältnisse in römische Formen zu gießen. Vieles, was als eine S. im römischen Sinne erscheint, ist nicht weniger als eine solche. Eine Menge von Lasten und Gerechtsamen sind abzuleiten aus dem Gesammteigenthum der Gemeinden, Grundherrlichkeit und ähnlichen Verhältnissen. Namentlich bei der servitus faciendi, die in Leistungen durch That besteht, ist häufig ursprünglich durchaus keine Dienstbarkeit vorhanden.

Servius, Maurus Honoratus, ein bekannter römischer Grammatiker, lebte wahrscheinlich im 4. Jahrh. unter Valentinianus und schrieb einen in vieler Hinsicht schätzbaren Commentar zu den Gedichten des Virgilius, der zum Theil aus ältern Erklärern entlehnt, durch spätere Hand aber vielfach durch Zusätze verändert und verstümmelt worden ist. Derselbe erschien zuerst ohne den Text des Virgil (Ven. 1471, Fol.), später zugleich in mehreren Ausgaben des Virgilius, am besten in der von Burmann (4 Bde., Amst. 1746, 4.), und wurde zuletzt nebst den Commentaren des Philargyrius und Probus von Lion (2 Bde., Gött. 1826) besonders herausgegeben. Unter seinen kleinern grammatischen Schriften verdient vorzüglich die „Ars de pedibus versuum sive centum metris“, auch „Centimetrum“ genannt, erwähnt zu werden, die eine Art von Einleitung in die Metrik bildet und von Santen (Leyd. 1788) und Klein (Kobl. 1824, 4.) mit kritischer Berichtigung des Textes bearbeitet wurde.

Servius Tullius, der sechste der römischen Könige, welcher von 578—534 v. Chr. regierte und die wesentlichsten Veränderungen in der Verfassung herbeiführte, wenn sie auch erst später deutlich hervortraten. Nach etruskischen Annalen war er ein Etrusker, der mit den Resten der Schaaren des Cäles Vibenna, eines etruskischen Heerführers, in Rom Aufnahme gefunden und seinen etruskischen Namen Masterna abgelegt hatte. Nach der römischen Erzählung war er der Sohn einer latinischen Magd des Tarquinius Priscus, von einem Gotte erzeugt und durch Wunderzeichen verherrlicht. Im Hause des Königs wurde er wie dessen Sohn erzogen und regierte nach des Tarquinius Tode mit Zustimmung des Volks, ohne durch den Interrex vorgeschlagen zu sein. Er führte siegreiche Kriege mit den Vejentern, verschaffte Rom die Aufnahme in den latinischen Bund und die erste Stelle in demselben und gründete als dessen gemeinsames Heiligthum den Tempel der Diana auf dem Aventin. Die Stadt Rom wurde durch ihn erweitert, das Recht durch zweckmäßige Gesetze gebessert; auch soll er zuerst gemünztes Geld eingeführt haben. Von großer Wichtigkeit sind seine Aenderungen in der Verfassung. Seine Einrichtungen sind im Wesentlichen folgende: Er schuf neben den Patriciern den plebejischen Stand, indem er die Stadt und die dazu gehörige Feldmark in 30 Regionen (tribus) eintheilte und die darin ansässigen Plebejer, die gegen eine bestimmte Abgabe (tributum) Landeigenthum erhielten, zu einem selbständigen Gemeinwesen organisirte, das den Patriciern in der Folge immer entschiedener entgegentrat. Anfangs waren beide Stände streng von einander geschieden und die Plebejer von allen Staatsämtern und der Verschwägerung mit den erstern ausgeschlossen. Sie hatten blos insofern politische Bedeutung, als sie an den das ganze römische Volk repräsentirenden Centuriatcomitien Antheil hatten, die sich auf die von Servius veranstaltete Eintheilung des Volkes in Classen und Centurien gründeten. Die durch den Schwiegersohn des Servius bewirkte Thronrevolu-

tion ging wahrscheinlich zum Theil aus dem Unwillen hervor, welchen die Patricier wegen der Begünstigung der Plebs empfinden mußten. (S. Tarquinius Superbus.)

Sesam (Sesamum orientale), heißt eine zur Bignonienfamilie gehörige Pflanzengattung, in Ostindien, Syrien, Griechenland und Amerika einheimisch, aus deren Samen durch Auspressen und Auskochen ein süßes, dem Mandelöl ähnliches Oel bereitet wird. Desselben bedient man sich in Indien und im ganzen Orient häufig statt der Butter; namentlich gebrauchen es die Weiber, um fett zu werden; was bekanntlich im Orient zur Schönheit gehört.

Sesostris wird allgemein im Alterthume als einer der größten Krieger und Regenten verehrt. Er soll im 13. Jahrh. v. Chr. über Aegypten geherrscht haben, und seine über alle Beschreibung glorreiche Regierung ist so sehr ins Sagenhafte und Wunderbare verarbeitet, daß sich schwer noch historische Grundzüge herausfinden lassen. Göttliche Weissagungen sollen schon vor seiner Geburt ihn zum Herrn der ganzen Erde bestimmt haben, und die geschichtlichen Sagen lassen ihn, früher als Feldherrn seines Vaters, später als König von Aegypten, zu Wasser und zu Lande bis zu den entferntesten Ländern vordringen, Indien überwältigen, Thracien und Aethiopien erobern und überall Documente seiner Siege aufrichten, die bis in späte Zeiten Zeugen seiner Heldenthaten gewesen sein sollen. Nicht minder soll er sich im Innern des Landes um die Wohlfahrt verdient gemacht haben durch weise Regierung, Erbauung prächtiger Tempel, einer Vertheidigungsmauer gegen die barbarischen Nachbarvölker, Anlegung von Canälen zur Ableitung der verheerenden Ueberschwemmungen des Nils u. a. m. Er soll 44 Jahre regiert und endlich als erblindeter Greis sich selbst entleibt haben. Unmöglich kann das Alles rein erfunden sein. S. galt im ganzen Alterthume für eine historische Person und ursprünglich war er gewiß wohl eine solche. Unter seinem Scepter muß Aegypten einst eine Glanzperiode erlebt haben, und es ist ganz in der Sache selbst begründet, daß die Sage eine hervorstechende Person mythisch erweitert und auf sie überträgt, was das Verdienst einer ganzen Dynastie war. Bemerkenswerth ist noch, daß die Sage unter seiner Regierung den Phönix erschienen sein läßt, damit Nichts dieser glorreichen Zeit fehle.

Sessi ist der Name einer Künstlerfamilie, deren Begründer früher in Rom, später von 1794 an in Wien lebte. Seine Töchter haben sich alle als tüchtige Sängerinnen nach italienischem Geschmack ausgezeichnet, von denen namentlich drei genannt zu werden verdienen. Marianne S., geb. 1776 zu Rom, seit 1795 mit dem Kaufmann Natorp verheirathet und daher Sessi-Natorp genannt, war eine der ersten Bravoursängerinnen von besonderem Talent, guter Schule und metallreicher Stimme. Seit 1793 schon trat sie in Wien auf, bereiste sodann Italien, England und erwarb sich in den Jahren 1817 und 18 in den größeren Städten Deutschlands, Dänemarks und Schwedens den ungetheiltesten Beifall. Im J. 1836 kehrte sie noch einmal nach Deutschland zurück, lebte dann in Zurückgezogenheit und starb am 10. März 1847 zu Wien. Als Darstellerin machte sie kein Glück. — Ausgezeichneter war Imperatrice S. Sie war 1784 zu Rom geboren, trat 1804 zuerst in Wien auf und ging dann nach Italien, wo sie während des Carnevals 1805 zu Venedig mit stürmischem Beifall aufgenommen und entlassen wurde. Hinsichtlich des Ausdrucks und der Declamation soll sie Alles übertroffen haben, was die neuere Zeit in dieser Art gehört hat. Sie starb aber leider schon 1808 in ihrem 24. Jahre an der Auszehrung. — Anna Maria S. hatte ihren Wirkungskreis mehr in Deutschland. Sie war 1793 in Rom geboren und wuchs im Umgange mit ihren Schwestern zu Wien auf, wo sie sich so rasch entwickelte, daß sie bereits in ihrem 12. Jahre neben jenen auftrat. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Italien kehrte sie 1811 nach Wien zurück, wo sie bei der italienischen und deutschen Oper wirkte. Sie verheirathete sich 1813 daselbst mit Neumann, bereiste 1814 Ungarn und 1815 über Wien mehrere größere Städte Deutschlands. In den Jahren 1816 und 17 war sie in Leipzig als Concert- und Opernsängerin angestellt, ging später nach Pesth zurück, wo sie plötzlich ihre Stimme verlor und ihre Künstlerlaufbahn zu schließen gezwungen war. — Weniger

bekannt geworden sind **Vittoria** und **Karoline S.**, von denen die Erste in Wien, die Zweite in Neapel verheirathet war. — **Maria Theresia S.** ist eine Verwandte der Vorigen. Sie hat sich in Wien und Italien gebildet und besonders in Süddeutschland als tüchtige Sängerin bekannt gemacht.

Sestertius, d. i. eigentlich semis tertius, wobei nummus zu ergänzen. Der kleine Sesterz war eine römische Silbermünze, die Anfangs den Werth von $2^1/_2$ asses (1 Gr. 7 Pf.), zu August's Zeit aber nur 1 gGr. oder $4^1/_2$ Kreuzer galt. Man bezeichnete es in der Schrift LLS, d. i. duo librae (s. asses) et semis, woraus später IIS und endlich HS geworden. Nach dieser Bezeichnungsweise bestimmte man mit Hinzufügung der Zahl Summen bis 999 und auch größere, wenn sie mit Zahlen unter 1000 zusammengesetzt waren, mit Ausnahme größerer runder Summen, welche kürzer durch die Neutralformen sestertia oder sestertium bezeichnet wurden, für welche aber ebenfalls das Zeichen HS gilt. Sestertia nämlich, wobei pondo zu ergänzen, wird nur von den runden Tausenden kleiner Sesterzen von 2000 (bina sestertia) bis 999,000 gebraucht. Dagegen heißen sestertium sc. pondus die runden Hunderttausende von 10 an gerechnet, weshalb man diese nur mit Zahl-Adverbien verband. Eine Million kleiner Sesterzen nannte man daher kürzer, als decies centum (centena) millia sestertium, decies sestertium, oder nur decies (i. e. decies centies sestertium argenti pondus), welcher Ausdruck auch in andern Casus, jedoch nur von Münzsorten gebraucht wurde. Diese verschiedenen Arten der Sesterze wurden auch mit HS und Ziffern geschrieben, jedoch mußte das Geschlecht und der Numerus aus dem Zusammenhange erhellen, und wo dies nicht der Fall ist, setzt man das Zahl-Adverbium zu sestertium. Vgl. Gronov „De sestertiis" (Amst. 1656).

Sestine, eine von den Italienern, namentlich von Petrarca, und den Spaniern oft angewandte, lyrische Versart. Sie besteht aus sieben Strophen, die sechs ersten von sechs, die siebente von drei Zeilen. Ihr Metrum ist gewöhnlich der fünffüßige Jambus.

Sestini, Domenico, geb. am 10. Aug. 1750 zu Florenz, gebildet in der Schule zu St. Marco, trat, da er sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, in das Trappistenkloster zu Buonsollazzo, wo er sich aber größtentheils mit dem Studium des classischen Alterthums beschäftigte. Er studirte besonders einen in der laurentianischen Bibliothek befindlichen Codex des Virgil und schrieb über denselben, sowie über die Inschriften des Palastes Rinuccini, zwei gelehrte Abhandlungen (Florenz 1774, 4.). Ein innerer Drang, sein Wissen zu vervollkommnen, führte ihn aus den Klostermauern über Rom und Neapel nach Sicilien an den Hof des gelehrten Prinzen Biscaris, dessen antiquarische Museen er von 1774—77 ordnete und durch die reiche Bibliothek, sowie durch den lehrreichen Umgang mit dem Fürsten seine antiquarischen Kenntnisse bedeutend vermehrte. Da aber das sicilianische Klima seiner Gesundheit nicht zusagen wollte, begab er sich über Malta nach Smyrna und von da nach Konstantinopel (1778). Von hier floh er vor der damals eben ausgebrochenen Pest mit dem neapolitanischen Gesandten, dem Grafen Ludolf, an die Gestade des Bosporus, wo dieser einen höchst anmuthigen Landsitz hatte, und bewirkte durch seine fürchterliche Schilderung der Pest (Flor. 1797, 12.) manche Verbesserungen der Sanitätsanstalten in Italien. Auf mancher Ausflucht besuchte er mit den Kindern des Grafen classische Stellen Kleinasiens und betrat selbst den Scheitel des bithynischen Olympos, den man für unbesteiglich hielt. Nach einiger Zeit ging er zu dem Fürsten Ypsilanti, dem damaligen Hospodar der Wallachei, von wo er höchst unbefriedigt 1781 über Wien nach Konstantinopel zurückkehrte, wo er schon früher für den englischen Gesandten, Lord Robert Ainslie, eine Sammlung alter Münzen und Medaillen begonnen hatte. In Wien hatte er Eckhel's und Neumann's Bekanntschaft gemacht, und war von diesen berühmten Numismatikern auf manche beachtenswerthe Punkte der Wissenschaft aufmerksam gemacht worden. In Konstantinopel begann er nun mit erneutem Eifer die Vermehrung der Ainslie'schen Sammlung. Während der 16 Jahre, die er dem Dienste dieses Gesandten widmete, besuchte er Cyzicus, Bursa, Nicäa, Bassora, Bagdad, Aleppo, Cypern und die Nordküste Aegyptens, kehrte dann mit vielen verrosteten Münzen beladen nach Konstantinopel

zum dritten Male zurück und machte mehrere kleinere Reisen durch Kleinasien. Auch beschrieb er die Ainslie'sche Sammlung sehr genau und kehrte dann auf kurze Zeit nach Florenz zurück. Auf einer neuen Reise nach dem Oriente ward er nach Navarin verschlagen, woselbst er Schiffbruch litt und sich nur mit großer Mühe nach Saloniki rettete. Von hier aus kehrte er nach Toscana zurück und durchreisete den größten Theil von Deutschland. In Berlin angekommen, ernannte ihn der König zum Aufseher der dortigen Münzsammlung. Im J. 1810 folgte er einem Rufe der Acad. des inscript. et des belles lett. zu Paris als Correspondent derselben und ward zwei Jahre später als Antiquar und Bibliothekar bei der Prinzessin Elisabeth Bacciochi, der damaligen Großherzogin von Toscana, angestellt, verlor jedoch diese Stelle 1814 bei der Rückkehr Ferdinand's III. Nach diesem Glückswechsel ordnete er das Hederwar'sche Museum, bereiste Bayern und beschrieb die Münzsammlung zu München, die des Prinzen Christian von Dänemark, des Museums Fontana zu Triest ꝛc. Seine großen Verdienste fanden endlich bei dem Großherzog von Toscana, Ferdinand III., Anerkennung, so daß er ihm ein anständiges Jahrgehalt anwies und ihm den Titel eines königl. Antiquars und Professors an der Universität Pisa beilegte. Er starb am 8. Juni 1832 zu Florenz. Mit Recht stellt man diesen Mann einem Eckhel und Neumann zur Seite. Auf seinen Reisen widmete er seine Aufmerksamkeit auch der Topographie, Industrie, Naturerzeugnissen und Sitten der Länder, welche er bereiste und seine Reisewerke enthalten sehr genaue und vollständige Nachrichten darüber. Nach seinem Tode ließ der Großherzog Leopold II. von Toscana seine Bibliothek und seine Manuscripte, unter denen sich auch sein „Systema geographicum numismaticum" in 14 Foliobänden befindet, ankaufen. Unter seinen Werken nennen wir besonders: „Lettere odeporiche, ossia viaggio per la penisola di Cicico" (2 Bde., Liv. 1785); „Lettere e dissertazioni numismatiche" (Liv., Rom, Berl., Mail., Pisa und Flor. 1789—1820, 18 Bde., 4., mit vielen Kupfern); „Descriptio nummorum veterum ex variis museis" (Lpz. 1796); „Catalogus nummorum veterum Musei Arigoniani" (Berl. 1805); „Descrip. selectiorum numismatum in aere maximi moduli e Museo olim Abb. de Camps, posteaque Mareschalli d'Etrées" etc. (Berl. 1803, 4.); „Descript. degli staterie antichi illustr. con le medaglie" (Flor. 1817); „Classes generales s. monetae urbium, populorum et regum ordine geographico" (2. Aufl., Flor. 1821, 4.); „Lett. e dissertaz. numismatiche sopra alcune medaglie rare della collectione Ainsliena" (4 Bde., Livorno 1789—90, 4.); „Descript. num. vett. ex Museis Ainslie, Bellini etc. nec non animadvers. in opus Eckhel Docts. num. vett." (Liv. 1796, 4.).

Seth ist in den genealogischen Theorien des A. T. der Sohn Adam's mit Eva, und zwar nach den sogenannten Jehovisten der dritte Sohn, der als der gesegnete in die Rechte des erschlagenen Abel eintrat, gegenüber dem Kain, den Gottes Fluch verfolgte. Die Sethianer, eine gnostische Secte im 2. Jahrh. n. Chr., nahmen an, daß Seth in Christo wieder verkörpert sei.

Setubal, St. Ubes, Festung in der portugiesischen Provinz Estremadura, an der Nordostseite eines Meerbusens gelegen, hat einen Hafen mit Leuchtthurm, Wein- und Olivenbau und 15,000 Einw. Die Stadt besteht eigentlich aus zwei Orten, die durch eine Brücke von einander getrennt sind. Die Bewohner treiben einen bedeutenden Handel mit Wein, und Seesalz und Fischerei. Sie ist das alte römische Cetobriga; Fischer bauten die von den Arabern zerstörte Stadt später auf der andern Seite des Flusses wieder auf und nannten sie mit einiger Veränderung des Namens Setubal oder Setuval.

Setzer, auch Ansetzer, heißt ein in die Seele der Kanonen oder in die Kammer der Wurfgeschütze passendes, rundes oder achteckiges Holz, das $1^1/_2$—2 Kaliber lang, an einer Stange von der Länge des Geschützes befestigt ist und dazu dient, die Ladung zu Boden zu bringen. Gewöhnlich ist am andern Ende der Stange der beborstete Wischkolben zur Reinigung des Rohrs vom Pulverschleim und zurückgebliebenem Kartuschbeutelzeug angebracht. Bei sehr langen Röhren befindet sich der Setzer und der Wischkolben an zwei verschiedenen Stangen, weil das Umkehren so langer Geräthe in den Batterien und Kasematten nicht angeht.

Setzmaschinen heißen die Maschinen, welche darauf berechnet sind, das Setzen der Lettern für den Buchdruck, welches gewöhnlich durch besonders eingelernte Setzer geschieht, zu erleichtern und zu beschleunigen. Die ersten Versuche dieser Art wurden in England von Bellanche und William Church unternommen, hatten aber keineswegs den gewünschten Erfolg. In den letzten Jahren hat man sich in Frankreich und Deutschland vielfach mit diesem Gegenstande beschäftigt, und in Frankreich sind von Young und Delcambre, von Clay und Rosenborg und von Gaubert, in Deutschland von C. L. Tschulick und nächst ihm von Gallaseck verschiedene Maschinen der Art erfunden worden. Um sich eine Vorstellung von einer Setzmaschine zu machen, denke man sich die Tastatur eines Claviers, die aber soviel Tasten hat, als die zugehörige Schriftart Lettern, Zahlen, Interpunktionszeichen, Spatia ꝛc. besitzt. Jede dieser Tasten ist an ihrem hintern Ende mit einem Hebel versehen, der, sobald man eine Taste anschlägt, eine Bewegung macht. Mit diesem Hebel steht eine Klappe in Verbindung, welche einen Canal schließt, der sich beim Niederdrücken der Taste für einen Augenblick öffnet und Das, was im Canal liegt, herausfallen läßt. Jede Taste hat einen solchen Canal über sich, welcher mit der zugehörigen Type gefüllt ist, weshalb beim Niederdrücken der Taste aus ihrem Canale eine Type fällt. Diese Vorrichtung ist ein Haupttheil der Maschine und bei allen verschiedenen Maschinen fast dieselbe, so daß der Unterschied zwischen denselben fast nur in der Art beruht, wie die Typen, welche aus den Canälen gefallen sind, in die gehörige Stellung in der Form gebracht werden. Zu diesem Zwecke dient nun eine Leitung, meist ein Band ohne Ende, welche durch die Maschine schnell unter den Canälen fortbewegt wird, die aus denselben fallenden Typen aufnimmt und an das Ende der Maschine führt, wo sie dann, mit dem geschnittenen Theile nach oben und der Signatur nach der linken Seite gerichtet, aufrechtstehend in ein Setzbret gelangen, wo daraus Zeilen und Columnen geformt werden. So kann eine Person, welche am Clavier sitzt und das vor ihr liegende Manuscript gleichsam typographisch abspielt, ohne große Anstrengung, mit großer Schnelligkeit und ohne alle andere Kenntniß, als die der einfachsten Setzregeln, die Arbeit eines geschickten Setzers verrichten, ja selbst Frauenzimmer können die Arbeit verrichten. Der Nutzen, welchen diese Setzmaschinen bringen, ist aber in der That nicht sehr bedeutend. Einestheils kann zwar ein Arbeiter auf solche Art eine große Menge Typen in sehr kurzer Zeit setzen; aber es sind nur die Typen in fortlaufender Reihe, und es ist noch ein zweiter Arbeiter nöthig, welcher diese fortlaufende Reihe in einzelne Zeilen und diese zu Columnen umformt, was meist mehr Zeit kostet, als der Maschinensatz selbst. Dann ist jede Setzmaschine nur für eine und dieselbe Schriftart passend und es müßte daher für jede Schriftart ein eigener Aufsatz für die Canäle und deren Klappenschluß vorhanden sein, was große Kosten verursachen und viel Raum in Anspruch nehmen würde. Wenn daher zwei verschiedene Schriften, z. B. Fractur und Antiqua, oder Fractur und Gothisch oder Schwabacher, oder stehende und cursive Schrift in einem und demselben Satze vorkommen, so fällt dieser Satz ganz aus dem Bereiche der Maschine. So dürfte die Setzmaschine kaum jemals in eine ausgedehnte Praxis übergehen. Von größerm praktischen Werthe ist dagegen die Ablegemaschine, durch welche die abgedruckten Lettern wieder in die ihnen zugehörigen Fächer im Setzkasten vertheilt werden. Rosenborg und Gaubert haben dergleichen Maschinen construirt. Die Rosenborg'sche Maschine besteht ebenfalls aus einem Clavier mit soviel Tasten, als in der Schrift Typen sind. Am Ende einer jeden Taste ist ein Hebel, welcher beim Niederdrücken derselben steigt; hinter jeder Taste aber zieht sich ein Laufband ohne Ende nach dem hintern Theile der Maschine. Alle diese Laufbänder sind, wenn gearbeitet wird, beständig im Gange und führen das auf sie Gelegte in die am hintern Theile der Maschine befindlichen Kästen. Wird nun die zu der abzusetzenden Type gehörige Taste angeschlagen, so steigt der Hebel und läßt den Wagen nur bis an die richtige Stelle gelangen; die Zeile schiebt sich um die Weite der Type vorwärts über den Rand des Wagens hinaus und die Type fällt auf das ihr zugehörige Laufband, welches sie weiter befördert. Die Gaubert'sche Maschine ist so eingerichtet, daß sie auch die durcheinander geworfenen Lettern, die soge-

nannten Zwiebelfische der Buchdrucker, sortirt und zurecht legt; sie ist aber sehr zusammengesetzt und erfordert auch eigens für die Maschine gegossene Typen.

Seuchen heißen diejenigen zu einer Zeit grassirenden bösartigen Krankheiten, welche schnell eine große Menge von Individuen befallen, sei es durch ein Miasma oder ein Contagium, und größtentheils mit dem Tode des befallenen Individuums enden. Von Seuchen unter Menschen ist seltener die Rede, als von Seuchen bei den Thieren. Zu der ersten Art gehört etwa die Pest, die Cholera, der schwarze Tod, die Pocken und die schwarzen Blattern; zu der zweiten Art gehört der Typhus unter dem Hornvieh und den Katzen, der Milzbrand des Rindviehes, die Pocken bei den Schafen, das sogenannte Feuer bei den Schweinen ꝛc. Auch bei Vögeln, Fischen und Insekten hat man zu Zeiten wegen ungewöhnlicher Sterblichkeit derselben an Seuchen gedacht. Diese sind natürlich noch weniger gekannt, als die Seuchen der Hausthiere oder der Menschen. Es ist Pflicht der Medicinalpolizei, zweckmäßige Anordnungen, wie etwa Sperren und Cordons, zu treffen, damit sich die Seuchen nicht allzuweit ausbreiten und besonders darauf zu sehen, daß von unbesonnenen und leichtsinnigen Menschen das Fleisch gestorbener oder erkrankter Thiere nicht verkauft oder gegessen werde. Vgl. Schnurrer „Chronik der Seuchen" (2 Bde., Tüb. 1823—24) und Körber „Handbuch der Seuchen und ansteckenden Krankheiten" (Quedlinb. und Lpz. 1835).

Seufzen nennt man das langsame, aber stark vernehmbare Einathmen und das dann wieder schnelle, aber heftige Ausathmen der Luft. Wofern es nicht von einem Lungenübel herrührt, setzt es stets eine heftige Gemüthsbewegung voraus, in welcher der Mensch durch diese Modification des Athemholens eine momentane Erleichterung findet. Zuweilen hat das S. in großer Ermattung seinen Grund.

Seufzer hieß ehedem in Sachsen eine Scheidemünze, welche einen Nominalwerth von 6, aber einen Realwerth von 2 Pfennigen hatte, da sie statt vierlöthig nur einlöthig waren. Sie wurden vom Volke im Umlaufspreis von 2 Pfennigen gesetzt, obschon ein königl. Gebot vom 16. Febr. 1703 den Cours auf 3 Pfennige bestimmte. Geprägt sind die S. 1709 in der Leipziger Münze und zwar nach dem Plane des Grafen von Beichlingen, der durch diese Finanzspeculation dem Staate nützen wollte.

Seume, Johann Gottlieb, geb. den 29. Januar 1763, gest. den 13. Juni 1810, ein Schriftsteller, an dem das Hauptinteresse seine Gesinnung, sein Charakter und dessen Durchführung ausmacht, der durch seine keusche Ehrfurcht vor der Wahrheit und ihrem Bekenntniß zuerst aus dem Geleise der bürgerlichen Gesellschaft herausgerissen, sodann mit seiner Bildung und seiner geistigen Richtung erbarmungslos untergetaucht in die Pfützen des Lebens, endlich mühsam gerettet, zum Hagestolze alterte und ohne feste bürgerliche Stellung seine Schroffheit nur noch mehr befestigte. Sein Vater war Bauer in dem Dorf Poserne bei Weißenfels. Als er bei seinem Tode den Knaben in Dürftigkeit zurückließ, fand sich ein Beschützer in dem Grafen Hohenthal-Knauthayn. Dieser sandte ihn zuerst nach Borna und darauf, als er sich gut anließ, nach Leipzig in die Nicolaischule. S. entsprach den Erwartungen seines Wohlthäters und zeigte einen belohnenden Eifer in dem Studium des Alterthums. Er wollte sich dem geistlichen Stande widmen; aber es zeigte sich ihm bald die Unmöglichkeit, den spröden Geist altfränkischer Theologie zu überwältigen oder mit seinem Sinn zu reimen, und noch unmöglicher war es, sich ihm nur äußerlich zu unterwerfen. Das Classische schien ihm Bildung, dies dagegen Barbarei. So wurde es ihm aufs Aeußerste unheimlich in den Leipziger Auditorien. Er rechnete seine Schulden auf, bezahlte Alles und ging zum Thore hinaus. Paris sollte ihm neue Wege, Auswege aus dieser Zerwürfniß eröffnen. Diese Krisis fällt in sein 18. Lebensjahr. Einige Tage wanderte er fürbaß, nach Thüringen hinein und über Eisenach hinaus, aber gleich in dem ersten hessischen Flecken Vach fiel er unter die Werber des hessischen Seelenverkäufers und mußte mit hinüber nach Amerika, um für England gegen die das Sclavenjoch abwerfenden Colonisten zu fechten. Die Ueberfahrt und den Feldzug an den

Grenzen von Canada hat er in anziehenden Contrasten dargestellt. Nach dem Frieden wurden die deutschen Truppen wieder eingeschifft. In Bremen angekommen, suchte S. sogleich das Weite; aber seine Freiheit währte nur einige Tage. Preußische Werber brachten ihn nach Emden und packten ihm die verhaßte Muskete von Neuem auf. Zweimal entfloh er; immer ward er wieder eingefangen; das letzte Mal entging er mit Mühe der Kugel. Endlich zeigte sich ein anderer Ausweg. Es fand sich ein Ehrenmann, der eine Bürgschaft von 80 Thlrn. leistete, worauf er Urlaub nach Sachsen bekam. Seine nächste Sorge war nun, diese Summe zu verdienen: und es gelang ihm wirklich durch die Uebersetzung eines englischen Romans. Er bezahlte die Schuld an seinen Befreier und nahm seine Studien wieder auf. Er promovirte und lebte als Privatgelehrter. Die Unsicherheit solcher Stellung bewog ihn jedoch, 1793 mit dem in Polen commandirenden General Ingelström als Secretär nach Warschau zu gehen. Er wurde Offizier. So erlebte er die polnische Insurrection, wieder ein Gegner der Freiheit, und endlich die Erstürmung Pragas und die Gräuel der Reaction. Er kehrte nach Leipzig zurück, hauptsächlich deswegen, weil er fühlte, dies seien nicht seine Sachen, noch seine Leute, schrieb „Wichtige Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794“ und „Zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland“, gab im J. 1797 die „Obolen“ heraus, hielt Vorlesungen über die Alten und lehrte das Englische. Zweimal hatte er es nun erfahren, daß ihm seine Ausflüge in die Welt zum Widerwärtigen ausschlugen; aber je schwerer seine Hoffnungen getäuscht waren, desto fester hing er an seiner idealen Forderung. Seine Schriften sind Zeuge davon und dies ist es, was seine Gesinnung und ihre Festigkeit ehrt und erhebt. Ein Freund, der Buchdrucker Göschen in Grimma, zog ihn auf einige Jahre dahin und eröffnete ihm als Corrector der Werke von Klopstock und Wieland eine stetigere Erwerbsquelle. Aber er hatte es noch nicht aufgegeben, sich weiter umzuthun und da draußen eine Erfüllung seines Innern zu finden. Vor Allem lockte ihn Italien und die Heimath Theokrit's, der classische Boden und der reizende Süden, und diesmal gelang es ihm wirklich besser; er erreichte sein Ziel und stillte seine Sehnsucht. „Der Spaziergang nach Syrakus“ ist die Schilderung dieses Behagens seiner originellen Motion und Erholungsreise, an der das Publikum um seinetwillen den lebhaftesten Antheil nahm. Nun gefiel er sich in diesem Charakter des Fußreisenden. Gleich im J. 1805 ging er über Petersburg, Moskau und Finnland nach Schweden. „Mein Sommer im Jahre 1805“ beschreibt diesen zweiten Spaziergang und zeichnet seinen Patriotismus und seine edle Richtung noch schärfer ab. Wie aber sein ganzes Leben den Gegensatz zu seinem Innern und seinen schönsten Hoffnungen ihm meist übermächtig und rauh entgegengebracht hatte, so sollte auch noch der Abend seines Lebens die äußerste Schmach des deutschen Vaterlandes bezeichnen. Seume machte die Unglücksfälle von 1806 und 1809 und die Unterdrückung Deutschlands zur Herzensangelegenheit. Zu neuen Hoffnungen bei seinen Erfahrungen fehlte ihm die Lebenskraft der Jugend; er wurde düster in dem Gefühle, daß den Sieg des Edlen zu schauen ihm nicht beschieden war. Diese Tragödie ist sein Leben und sein Ende. Er starb im Teplitzer Bade, welches ihm gegen ein chronisches Leiden verordnet war. Die Gräfin Elisa von der Recke und der Hofrath Weigel aus Dresden setzten ihm gemeinsam ein anspruchloses Denkmal, umgrünt von jungen Eichen. Seine Selbstbiographie hat Clodius zu Ende geführt, seine sämmtlichen Werke sind in zwei Ausgaben erschienen (Wiesbaden 1823 und Lpz. 1835; neue Aufl. 1837, in 1 Bde.).

Sevennen oder Cevennen, ein ziemlich rauhes Gebirge in Frankreich, das nördlich von den Ostpyrenäen, zwischen den Flüssen Tarn und Herault, und im weitern Sinne zwischen der obern Loire auf der Westseite und der Rhone und der Saone auf der Ostseite, sich bis zu der Senkung westlich von Chalons sur Saone zieht, durch welche der Canal von Charollois geführt ist und zuletzt in der Gegend von Dijon in eine Kette von Hügeln sich verläuft, welche Côtes d'Or (Goldhügel) genannt werden. Dieser ganze Gebirgszug macht eine Wasserscheidung zwischen dem mittelländischen Ocean und erreicht seine größte Höhe in der Gegend des Ursprungs des Allier und der Loire, wo der Mont Mezin 6162 F.

hoch sich erhebt. Einzelne Theile des Hauptzuges führen wieder besondere Namen. Der höchste Gipfel des Gebirges ist der Esperon, von dem man eine herrliche Aussicht hat, die sich bis zu dem mittelländischen Meere, den Piemonteser Alpen und den Pyrenäen erstreckt. Die Bewohner dieser Gebirge leben in den wilden Gegenden von Viehzucht und Kastanien, in den bessern von Ackerbau, Viehzucht und Bergbau (auf Silber, Blei, Steinkohlen). Dieses Gebirge war der Hauptschauplatz des sogenannten Sevennenkriegs (s. Camisarden).

Severinus, mit dem Beinamen der Fromme und Heilige, auch Apostel in Noricum genannt, stammte aus Afrika, kam, von seiner Wallfahrt aus dem Orient zurückkehrend, ums J. 454 nach Tiburnia in Kärnthen und ließ sich in der Absicht nieder, das Christenthum in der Umgegend zu verbreiten. Er lebte in verschiedenen Gegenden an der Donau, gründete Klöster und bekehrte Heiden; seine ascetische Lebensart verschaffte ihm in den Augen des rohen Volkes außerordentliches Ansehen, so daß man ihm die Gabe, Weissagungen und Wunder zu verrichten, zuschrieb. Selbst die von der Ostsee hereinbrechenden Rugier, welche Noricum eroberten, beugten sich vor dem frommen oder frömmelnden Mönche. Er starb 481.

Severus, Cornelius, ein römischer Dichter im Zeitalter des Augustus, um 25 v. Chr., verfaßte ein Gedicht über den sicilischen Krieg zwischen Augustus und Pompejus, wovon er jedoch nur das erste Buch vollendete, und ein anderes auf den Tod des Cicero, das von Einigen nur für einen Theil des zuerst genannten gehalten wird. Von dem letztern hat uns Seneca ein Bruchstück erhalten, welches in Wernsdorf's „Poetae lat. minores" (Bd. 4) erläutert ist. Dagegen gehört das noch vorhandene, früher ihm beigelegte Gedicht „Aetna" wahrscheinlich einem spätern Verfasser an, vielleicht dem jüngern Lucilius (s. d.).

Severus, Lucius Septimius, geboren 146 zu Leptis in Afrika, war von 193—211 römischer Kaiser. Aus einer edlen Familie entsprossen, kam er auf der Stufenleiter der Staatsämter bis zum Oberbefehl über die Legionen in Pannonien, welche ihn unter der schwachen Regierung des Didius Julianus zum Kaiser ausriefen, sowie das britische Heer den Spur. Albinus und das syrische den Pescennius Niger erhoben. Diese Nebenbuhler niederzukämpfen und Ordnung und Ruhe im Reiche durch Bezwingung der feindlichen Elemente zu schaffen, war die Aufgabe seiner Regierung, die er mit Kraft, Schnelligkeit und zum Theil auch glücklichem Erfolge zu lösen suchte, ohne jedoch den Verfall des Reiches im Wesentlichen aufzuhalten. Nachdem Julianus hingerichtet und Severus auch vom Senate erwählt war, löste er die Prätorianer, welche sich als die erste Macht im Staate betrachteten, auf eine beschimpfende Weise auf und verbannte sie 100 Meilen von Rom. Er wählte dafür eine viermal stärkere Leibwache aus seinen pannonischen Soldaten, die durch Roheit den Bürgern bald lästiger wurden, als die abgedankten. Von den beiden Gegenkaisern griff er zuerst den sorglosen Niger an, während er den Albinus, den er als Unterkaiser (Caesar) anerkannte, hinhielt. Obgleich er glückliche Fortschritte machte, so wurde sein Gegner doch erst in der dritten Schlacht, bei Issus, in Cilicien gänzlich überwunden und auf der Flucht getödtet. Unter den Städten, welche dem Niger anhingen, leistete besonders Byzanz hartnäckigen Widerstand, welches erst nach zweijähriger Vertheidigung durch Hunger bezwungen und dann seiner Mauern und Festungswerke beraubt wurde. Als er darauf gegen die Parther, welche Niger unterstützt hatten, zu Felde ziehen wollte, ging Albinus von Britannien nach Gallien über, um seine Ansprüche gegen Severus zu vertheidigen. Er wurde aber bei Lyon 197 gänzlich geschlagen und tödtete in der Verzweiflung sich selbst. Seine Freunde und Verwandten wurden hingerichtet, und der für Albinus gestimmte Senat in Rom mußte die blutige Rache des Siegers fühlen. Das Volk dagegen suchte er durch Gunstbezeigungen und Befreiung von drückenden Abgaben zu gewinnen, und das Heer, namentlich die neue Leibwache, durch erhöhten Sold und Freiheiten sich zu sichern. Die Gerechtigkeit handhabte er mit rücksichtsloser Strenge und der Wohlstand hob sich in Folge der eingetretenen Ruhe im Reiche. Gegen Ende seines Lebens unternahm er einen Feldzug gegen Caledonien (Schottland), das er bis zur Clyde

eroberte und woselbst er einen neuen Wall gegen die Pikten anlegen ließ. Aber seine Söhne, Caracalla und Geta, die er auf diesem Feldzuge mit sich nahm, verbitterten ihm durch unversöhnliche Feindschaft seine Tage, die er in York endigte.

Severus, Sulpicius, ein christlicher Geschichtschreiber aus Aquitanien in Gallien, geboren um 363 n. Chr., gest. um 410, widmete sich anfangs der Rechtsgelehrsamkeit und erwarb sich als Anwalt vor Gericht durch seine eindringende Beredsamkeit einen großen Ruf, entsagte aber später aus Gram über den Verlust seiner Gattin allen öffentlichen Geschäften und lebte in strengster Zurückgezogenheit nur den Wissenschaften in einem Kloster zu Primultiacum. Bei dem Einfall der Vandalen in Aquitanien floh er nach Massilia, wo er starb. Unter seinen historischen Schriften ist die bedeutendste die „Historia sacra“ in zwei Büchern, worin er mit großer Präcision und in einem noch ziemlich guten lateinischen Stile, daher man ihn auch den christlichen Sallustius nannte, die Begebenheiten von der frühesten bis auf seine Zeit erzählt. Die besten Ausgaben sind die mit den Anmerkungen von Vorstius und Clericus (2 Bde., Lpz. 1709) und von de Prato (3 Bd., Verona 1741, 4.). Auch schrieb er eine „Vita sancti Martini“.

Sévigné, Marie de Rabutin-Chantal, Marquise von, eine durch ihre hinterlassenen Briefe berühmt gewordene Französin, wurde im Febr. 1626 zu Paris geboren. Sie verlor ihren Vater, einen wüthenden Raufbold, zeitig und erhielt durch einen Verwandten, den Abbé de Coulanges, eine gelehrte, besonders philologische Bildung. Später fand sie Gelegenheit, an dem Hofe Ludwig's XIII. ihre geselligen Talente auszubilden. Weniger durch Schönheit, wie durch Anmuth, Eleganz und Geist ausgezeichnet, verheirathete sie sich 1644 mit dem Marquis Henri de S., aus einem alten Hause der Bretagne. Aus dieser Ehe entsprangen ein Sohn, Charles, und eine Tochter, Françoise Marguerite, die sich 1669 mit dem Grafen von Grignan vermählte und unter diesem Namen bekannt wurde. Der Marquis von S. erkaltete indessen bald in der Neigung für seine Gemahlin und schickte dieselbe in die Bretagne, während er zu Paris mit Ninon de Lenclos und andern berüchtigten Frauen lebte. Er starb 1651 in einem Duell. Die Marquise widmete sich jetzt gänzlich der Erziehung ihrer Kinder und kehrte erst nach drei Jahren an den Hof zurück, wo sie eine zweite Ehe, als mit ihren Mutterpflichten unverträglich, wiederholt ausschlug. Ihre sittliche Strenge, sowie ihre Theilnahme an der Coterie der sogenannten Précieuses im Hôtel Rambouillet, zogen ihr viele unverdiente Spöttereien zu. Vergebens warben Turenne, Conti, ihr Cousin Bussy, Fouquet u. A. um ihre Gunst. Letzterm bewies sie jedoch eine aufrichtige Freundschaft, auch als er bei Ludwig XIV. in Ungnade gefallen war. Im Jahre 1671 erhielt ihr Schwiegersohn, der Graf von Grignan, das Gouvernement der Bretagne, wohin ihm auch seine Gemahlin folgte. Diese Trennung verwandelte bei der Mutter die Liebe zur Tochter in eine schwärmerische Leidenschaft, und es begann zwischen Beiden jener berühmte Briefwechsel, der 25 Jahre ohne Unterbrechung dauerte. Die Briefe der Marquise offenbaren ein reines weibliches Gemüth, einen feinen gebildeten Geist und eine zarte, leicht erregbare Phantasie. Ihr Stil ist gewandt und correct, der Ausdruck natürlich treffend und reich. Uebrigens erhebt sich die Verfasserin nicht über die Anschauungsweise ihrer Zeit, weshalb ihre Briefe ein ziemlich treues Bild von der Gefühls- und Gedankenwelt des damaligen Hof- und Weltlebens geben. In den letzten Jahren hielt sie sich bei ihrer kranken Tochter in der Provence auf und pflegte dieselbe. Sie starb daselbst auf dem Schlosse Grignan am 18. April 1696 an den Blattern. Eine erste Sammlung der „Lettres de Madame de S. à sa fille“ erschien 1726 (2 Bde., Rouen und Haag). Eine andere Ausgabe veranstaltete 1734 der Ritter Perrin in vier Bänden, denen sich 1737 noch zwei Bände anschlossen. Als Freund der Familie verschaffte sich Perrin auch die Materialien zu erklärenden Noten, die er bei der vollständigen Ausgabe von 1754 (8 Bde., Paris) benutzte. Hierauf folgte die Ausgabe von Vaucelles (10 Bde., Paris 1801), die von Grouvelle (8 Bde., 1806), endlich die in jeder Hinsicht vorzügliche von Monmerqué und Saint-Surin (10 Bde., Par. 1818—19, nebst Supplementband 1820). In neuester Zeit besorgten Ausgaben Gault de Saint-Germain (12 Bde., Paris 1823) und

Lefèvre (6 Bde., 1843). Walkenaer veröffentlichte „Mémoires touchant la vie et les écrits de Madame de S. etc." (2 Bde., Par. 1842—43). — Die Gräfin **Françoise Marguerite von Grignan**, geboren 1648, gest. am 13. Aug. 1705, war eine sehr schöne Frau und von philosophischer Geistesbildung. Der Ernst und die Kälte, welche sie in ihren Briefen verräth, bilden einen völligen Gegensatz zum Charakter der Mutter. Eine ihrer Töchter, die Marquise von Simiane, geboren 1674, gestorben 1737, erscheint in den Briefen als der Abgott der Frau von S. — **Charles, Marquis von S.**, geb. 1647, zeichnete sich in mehreren Feldzügen aus, wurde, gleich seinem Vater, von der Ninon verführt und starb kinderlos am 27. März 1713.

Sevilla, Provinz im Königreich Spanien, ein Theil von Andalusien, 423 □M. groß mit 825,000 Einw. in 17 Städten, 163 Villas und 24 Dörfern, bildet eine weite Ebene, die im SO. von den Fortsetzungen der Sierra de Ronda durchzogen wird. Durchströmt wird sie vom Guadalquivir, mit dem Xenil, in 3 Armen und von der Guadiana, den Küstenflüssen Tinto und Guadalete. Das Klima ist sehr angenehm. Aus der Zeit der Mauren, die diese Provinz lange inne hatten, stammen noch die durch ihre Fruchtbarkeit berühmten Huertas. Sie ist sehr fruchtbar an Getreide, Wein, Gemüse, vorzüglich Spargel, Melonen, Südfrüchten und Oliven. Auch die Viehzucht ist nicht unbedeutend.

Sevilla, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, ist nach Madrid die größte Stadt des Landes, Sitz der königlichen Audienz und eines Erzbisthums, dessen Errichtung in die Zeit der Gothen fällt. Ueberreste von Bädern, einer Wasserleitung und Herkulestempels sprechen für das Alterthum der Stadt, auch erwähnen Strabo, Plinius und Ptolemäus ihrer schon als alt. Sie liegt in einer reizenden Gegend am linken Ufer des Guadalquivir, ist mit 160 Thürmen, mit Mauern und Gräben umgeben, hat 12 Thore, worunter das prächtige 1588 erbaute Thor von Triana und gegen 96,000 Einw. Das Innere der Stadt ist eng und winklicht, hat aber des Sehenswerthen in Menge; dahin gehören: der Alcazar oder maurische Palast, reich an durchbrochener Arbeit im Innern und von außen und Malereien; die große prachtvolle gothische Kathedrale, 1401 auf dem Fundamente einer Moschee angefangen und im 17. Jahrhundert vollendet, mit den Gräbern Alfons' des Weisen, der Königin Beatrice und des Weltumseglers Columbus mit der einfachen Inschrift: A Castila y Arragon otro mundo dio Colon (An Castilia und Arragon gab eine andere Welt Colon). Die Ueberreste seines Sohnes, Fernando Colon, liegen in einer Seitenkapelle. Die Kirche hat 82 Altäre und eine der größten Orgeln mit 5000 Pfeifen und 110 Claven. Der Thurm der Kirche, den man schon in einer Entfernung von 9—10 Meilen sieht, ist der Stolz S.'s, über 350 Fuß hoch, mit ungeheuren Glocken. An Gemälden, schönen Glasmalereien, Bildhauerwerken getriebener Art, in Silber und Gold, ist diese Kirche sehr reich. Unter den 24 Klöstern zeichnet sich das Dominicanerkloster St. Paul aus; außerdem hat S. 24 Hospitäler, eine Münze, eine alte Börse mit dem amerikanischen Archiv, eine große Tabaksfabrik (sie kostet 37 Millionen Realen, wurde 1770 vollendet und beschäftigt 1400 Arbeiter, 200 Pferde und Esel und 200 Mühlen), das Amphitheater zu Stiergefechten (faßt 20,000 Menschen). Die dasige 1504 gestiftete Universität ist von ihrer ehemaligen Blüthe sehr herabgekommen; andere Bildungsanstalten sind: die Akademie der Wissenschaften, die Bau-, Bildhauer- und Malerakademie, von Campomanes gestiftet, mit einer Kunstschule, ökonomischen Societät, einem Collegio mayor, ferner die Pilotenschule, 22 Freischulen, mehrere Privatgemäldegallerien ꝛc. Sehenswerth sind die noch bedeutenden Ueberreste eines Tunnels, welchen die Römer unter dem Guadalquivir erbaut hatten. Die vorzüglichsten Fabriken und Manufakturen sind die Tabaksfabrik, königliche Kanonengießerei und Salpetersiederei, eine Fayencefabrik, Gerbereien, Seifensiedereien und Bandfabriken. Die Seidenmanufaktur ist sehr gesunken, beschäftigte im Jahre 1700 über 16,000, jetzt kaum 700 Stühle. Ebenso der Handel seit 1717, wo der Hauptsitz des indischen Handels von hier nach Cadix verlegt wurde; doch ist er noch immer bedeutend in Wolle, Oel, Südfrüchten, Safran, Süßholz und ausländischen Manu-

faktur- und Colonialwaaren. Der eigentliche Hafen der Stadt ist verschlämmt. Die prächtige Wasserleitung Canos de Cremona von 400 Bogen versorgt S. mit Trinkwasser. Noch sieht man in der Vorstadt Triana das Gebäude des ehemaligen Inquisitionsgerichts. Die Umgegend von S. erzeugt viel Oel und Süßholz. Ungefähr eine Stunde entfernt von der Stadt liegen die Trümmer der altrömischen Stadt Italica, von den Mönchen Santa Ipanze und von den Landleuten Alt Sevilla genannt.

Sèvres, Departement beider Sèvres, Departement im westlichen Frankreich, $106^{66}/_{100}$ QM. groß, mit 294,580 Einw. Es wird von den beiden Sevres, dem Thoué und der Dive bewässert, hat sehr fruchtbare Ebenen, schöne Wiesen und Weinberge, aber dabei auch viele Sümpfe. Es wird eingetheilt in die Bezirke von Niort, Bressuire, Parthenay und Melle; die Hauptstadt ist Niort. 2) Großer Marktflecken im französischen Departement Seine-Oise, Bezirk Versailles, am linken Seine-Ufer, über die eine herrliche Brücke führt, hat viele Fabriken und ist namentlich berühmt durch seine Glasfabriken und seine Porzellanmanufactur, deren Produkte durch Zierlichkeit der Form, Pracht der Malerei, schöne Vergoldung und billige Preise, wenn auch nicht durch Schönheit des Materials sich auszeichnen.

Sewastopol, früher Aktiar genannt, eine unter der Kaiserin Katharina II. gegründete Stadt an einem Busen des schwarzen Meeres, hat den größten und sichersten Hafen des ganzen schwarzen Meeres, daher derselbe auch in neuerer Zeit als Kriegshafen für die gesammte russische Kriegsflotte in den südlichen Gewässern bestimmt ist. Der Hafen besteht eigentlich aus zwei Theilen, dem großen Hafen, der die active Flotte enthält, und dem kleinen Hafen, der für die abgetakelten Kriegsschiffe bestimmt ist und ist durch die unmittelbar dahinter aufsteigenden Kalkfelsen vor allen Stürmen gesichert; gegen feindliche Angriffe aber durch starke Batterien geschützt. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat mit Einschluß der Flotte 37,630 Einw. und ist der Sitz einer Admiralität. Sie hat ein Seezeughaus, eine Quarantaineanstalt, einen Leuchtthurm und mehrere Magazine, Kasernen und Hospitäler und andere Krongebäude für die höhern Seeoffiziere und die Flottenmannschaft, desgleichen eine neuerbaute schöne griechische Kathedralkirche, so wie mehrere andere griechische und tatarische Kirchen. In der Nähe der Stadt befinden sich die jetzt nur noch spärlichen Mauerreste der alten Stadt Chersonesus und die Stelle des berühmten Dianentempels.

Sewerien, ein ehemaliges Fürstenthum, im Süden des heutigen Rußlands, bildete zur Blüthezeit des polnischen Staats einen Theil der Ukraine, kam dann mit den übrigen Provinzen der Ukraine 1667 an Rußland und wurde 1782 in eine russische Statthalterschaft mit Namen Nowgorod Sewersky umgewandelt, die mit den Statthalterschaften Kiew und Tschernigow unter einen besonderen Generalgouverneur gestellt war und einen eigenen griechischen Bischof erhielt. Im Jahre 1802 wurde S. dem Gouvernement Tschernigow einverleibt. Das alte S. zeichnete sich durch sein mildes Klima, herrliche Viehweiden, zahlreiche Waldungen, die das schönste Bau- und Brennholz liefern, und einen schweren fruchtbaren Boden aus, der nur einer leichten Cultur bedarf, um einen bedeutenden Ertrag an Hanf, Flachs und den herrlichsten Getreidearten zu liefern. Zahlreiche Flüsse und vielbesuchte Jahrmärkte und Messen beförderten den Handel, der zuletzt eine großartige Ausdehnung gewonnen hatte. Der alte Herrschersitz Nowgorod Sewersk zählte unter polnischer Herrschaft 10—20,000 Einw., als russische Statthalterschaft noch etwa 8000, jetzt aber nur 4570 E.

Sexagesimaleintheilung heißt unsere allgemein übliche Eintheilung der Zeit in 60 Theile, so daß eine Stunde = 60′, 1′ = 60″, 1″ = 60‴ u. s. w. ist. Dieselbe Eintheilung liegt der Kreiseintheilung zu 360 Graden zum Grunde, so daß jeder Grad 60 Min. u. s. w. enthält. Während der französischen Revolution kam eine andere Eintheilung auf, nämlich in Centesimaltheile, die, wenn sie allgemein angenommen wäre, wesentliche Erleichterungen bei den Rechnungen gewähren würde. Der Kreis zerfiel nach dieser in 4 Quadranten, von denen jeder 100 Minuten, jede Minute 100 Secunden

u. s. w. enthielt. Während nach alter Weise der Kreis 21,600′ und 1,296,000″ enthält, zählt er nach jener Eintheilung 40,000′ und 4,000,000″. Indeß hat diese Einrichtung, entschiedener Vorzüge ungeachtet, doch keinen Eingang gefunden und die S. ist jetzt wieder die allein gebräuchliche. — Sexagesimalbruch heißt ein Bruch, dessen Nenner 60 oder eine Potenz von 60 ist.

Sextant ist der 6. Theil des Kreises, mithin ein Kreisbogen von 60°. Man versteht darunter ein ursprünglich von Newton erfundenes und von Hadley ausgeführtes Meßinstrument, das nach Letzterm benannt ist. Der Zweck des S. ist, die Winkel zweier Gegenstände in jeder Richtung gegen den Horizont zu messen, selbst dann, wenn der Beobachter keinen festen Standpunkt hat. Daher ist der S. das einzige zur See zweckmäßig anzuwendende Instrument. Die wesentliche Einrichtung ist folgende: der S. besteht aus einem Kreissector, um dessen Centrum sich eine Alhidade dreht, welche mit Vernier versehen auf dem eingetheilten Bogen Grade und Minuten abschneidet. Am Centrum trägt die Alhidade einen auf ihr und der Ebene des Sectors senkrecht stehenden Spiegel, dessen Fläche durch den Mittelpunkt des Sectors geht und sich mit der Alhidade herumbewegt. Daneben hat der S. einen zweiten, kleineren Spiegel, der gleichfalls senkrecht auf der Ebene des S. steht, fast parallel gerichtet derjenigen Seite, welche das Centrum mit dem Zählungsanfangspunkte der Peripherie verbindet, so daß, wenn die Alhidade auf diesen Anfangspunkt gestellt ist, die Fläche des größeren Spiegels mit der des kleineren genau parallel läuft. Die obere Hälfte dieses kleineren Spiegels ist durchbrochen, so daß durch diesen Theil das Bild des einen zu messenden Gegenstandes unmittelbar in das Auge, oder in das Fernrohr fällt, welches nahe senkrecht auf diesen Spiegel gerichtet ist. Diesen Punkt hält man fest und dreht sodann die Alhidade so lange, bis das Bild des zweiten zu messenden Gegenstandes im großen Spiegel erscheint und von diesem nach dem kleineren Spiegel reflectirt wird. Nothwendig müssen dann die Bilder beider Objecte zugleich im Felde des Fernrohrs erscheinen und man schraubt dann mittelst der Mikrometerschraube am Ende der Alhidade Letztere so lange, bis sich beide Bilder genau decken. Der Bogen, den die Alhidade auf der Peripherie abschneidet, ist gleich der Hälfte des zu dem gesuchten Winkel gehörigen Bogens. Gewöhnlich hat man aber bereits hinsichtlich der Zählung die halben Grade als ganze betrachtet und so kann der ganze Werth des gesuchten Winkels unmittelbar vom Kreisbogen abgelesen werden. Mittelst einer Handhabe hält man das Instrument in freier Hand und dadurch wird es eben für Schiffe anwendbar. Will man aber nicht die Distanz zweier Gegenstände, sondern nur die Höhe eines, eines Thurms, Gestirns, messen, so ist das Verfahren dasselbe, nur daß dann ein Horizont erforderlich ist. Auf der See bedient man sich des Horizonts, den die Wasserfläche gibt, für terrestrische Messungen eines künstlichen, wozu eine mit Quecksilber gefüllte Schale am zweckmäßigsten ist. Vor dem Gebrauche des Instruments muß man sich aber der Richtigkeit desselben versichern, oder den Collimationsfehler ausmitteln, um ihn mit in Rechnung zu bringen. Ein leichtes Mittel hierzu gibt eine Messung der Sonnenräder. Mayer und Borda haben später statt des Sextanten den ganzen Kreis angewandt, wodurch die Messung an Sicherheit gewinnt. Wie man jenes ältere Instrument den Hadley'schen Spiegelsextanten nennt, so nennt man diesen den Mayer-Borda'schen Spiegelkreis. Vgl. Bohnenberger „Anleitung zu geographischen Ortsbestimmungen mittelst des Spiegelsextanten“ (Gött. 1795).

Sextett heißt jede 6stimmige Musik, mögen die Stimmen Instrumente oder Singstimmen sein. Die Instrumentalsextetten sind besonders für Blasinstrumente häufig und heißen dann auch wohl Serenaden. Mozart, Moscheles und Beethoven haben mehrere solche ausgezeichnete Instrumentalsextetten componirt. Gesangsextetten hört man öfters in Opern.

Sextius, der Name eines römischen plebejischen Geschlechts, mit den Familien der Calvinus, Sextius und Gallus. Ihm gehörte an Lucius S., der, nachdem er mit Cajus Licinius (s. d.) 10 Jahre hintereinander das Volkstribunat bekleidet hatte, im Jahre 366 v. Chr. der erste plebejische Consul war. — Cajus S. kämpfte als Consul

mit Cajus Cassius Longinus im Jahre 124 und als Proconsul in dem südlichen transalpinischen Gallien, dessen Eroberung die Römer damals begonnen hatten, mit Glück gegen die Arverner und die ligurischen Salluvier. Bei den warmen Quellen, wo er die Letztern besiegte, gründete er 122 v. Chr. eine Stadt, nach ihm Aquae Sextiae, daher heutzutage Aix genannt. — Publius S., wie es scheint richtiger Sestius, kämpfte im Jahre 63 v. Chr. als Quästor des Consuls Cajus Antonius gegen Catilina und begleitete dann jenen in seine Provinz Macedonien. Als Volkstribun wirkte er im Jahr 57 mit Milo für Cicero gegen Clodius. Auf Antrieb des Letztern wurde er im Jahre 56 wegen Bestechung bei den Wahlen und wegen Gewaltthätigkeit angeklagt, von Cicero in einer noch erhaltenen Rede vertheidigt und freigesprochen. Nach der Prätur im Jahre 53 verwaltete er Cilicien; später trat er von der Partei des Pompejus zu der des Cäsar über. — Auch unter den ersten patricischen Decemvirn des Jahres 451 findet sich ein Publius Sestius, der das Jahr zuvor Consul gewesen war.

Sextole heißt in der Musik die Zerlegung eines Tacttheils in 6 Theile und man unterscheidet die eigentliche S. von der uneigentlichen. Die uneigentliche entsteht durch Vertheilung von je zwei Sechzehntheilen auf 3 Achtel, die eigentliche dagegen ist zwei Triolen gleich, aber darin von Letzteren unterschieden, daß der rhythmische Ictus auf das erste Sechzehntheil fällt, während bei 2 Triolen das erste und vierte gleiche Betonung haben.

Sextus Empiricus, der wichtigste aller frühern skeptischen Philosophen. Er lebte im 2. Jahrhundert n. Chr. abwechselnd zu Athen und Alexandria, war aus Mitylene gebürtig und zugleich Arzt und erhielt den Beinamen Empiricus eben, weil er als Arzt zu der Secte der Empiriker gehörte. Sein Lehrer war der Skeptiker Herodot von Tarsus. S. vollendete den Skepticismus (s. d.), indem er mit Benutzung seiner Vorgänger, vorzüglich des Aenesidem, Agrippa und Menodot mit großem Scharfsinne denselben in ein förmliches System brachte. Von seinen Schriften ist nicht Alles erhalten; wir besitzen: *ὑποτυπωσεις Πυῤῥονιαι* (institutiones Pyrrhonicae) 3 Bücher, worin die skeptische Lehre vollständig dargelegt wird, nicht blos wie Pyrrho sie begründet, sondern in der Ausdehnung, die ihr S. gab. Dann die *λογοι ἀντιρητικοι προς τους μαθηματικους* (adversus mathematicos) 11 Bücher, mit welchem Namen aber nicht die eigentlichen Mathematiker bezeichnet werden, sondern die dogmatischen Philosophen, welche eine Möglichkeit des Wissens, eine Erkennbarkeit der Wahrheit behaupten. Diese zu widerlegen, greift S. die Principien der Hauptwissenschaften (Logik, Rhetorik, Physik u. s. w.) an und zeigt, daß keine derselben wissenschaftlich begründet sei. Dadurch sind uns diese Schriften nicht blos Hauptquelle für die eigentliche skeptische Philosophie, sondern auch zugleich für die übrigen philosophischen Systeme. Von seinen Zeitgenossen wurden sie wenig beachtet. Beide Werke erschienen zuerst in der lateinischen Uebersetzung von Henr. Stephanus und Hervet (Antw. 1569 u. 1601) und mit dem griech. Texte zu Paris 1621; die nächste Ausgabe besorgte Joh. Albr. Fabricius (Lpz. 1718, Fol.; neu herausgegeben, doch unvollendet, von Mund, Halle 1796); die neueste Ausgabe ist von J. Bekker (Berlin 1842). Von der deutschen Uebersetzung von Niethammer und Buhle erschien nur der erste Band (Lemgo 1801).

Sexualsystem, s. Geschlecht.

Seydelmann, s. Seidelmann.

Seydelmann, Karl, einer der ausgezeichnetsten Schauspieler der neuern Zeit, geb. am 4. April 1795 zu Glatz in Schlesien, gestorben zu Berlin am 17. März 1843, ward von seinen Aeltern dem Rechtsstudium gewidmet, doch seine Neigung zum Theater, die sich schon auf dem Gymnasium entwickelte, verhinderte ihn, dieses Ziel zu erreichen. Er machte den Feldzug von 1813 mit, trat später auf der Bühne zu Breslau auf, ohne doch Anfangs ein bedeutendes Talent für die Bühne zu zeigen, ging später nach Grätz und Olmütz und gewann erst in Prag einen allgemeinern Ruf. Darauf ging er nach Kassel; wurde von dort nach Darmstadt berufen und endlich 1829 in Stuttgart lebenslänglich an-

gestellt. Im Jahre 1831 gastirte er in Wien und gefiel dort so außerordentlich, daß er ebenfalls eine lebenslängliche Anstellung angeboten erhielt, die er aber nicht annahm, weil der König von Würtemberg, außer einer Gehaltszulage von jährlich 1000 Gulden, ihn noch durch andere Vortheile an Stuttgart zu fesseln wußte. Nachdem die Verhältnisse in Stuttgart ihm manche Unannehmlichkeiten bereitet und ein Gastspiel in Berlin im Sommer 1837 ihm ein glänzendes Engagement in der preußischen Hauptstadt eröffnete, gab er seine Stellung in Stuttgart auf und nahm im Herbst 1838 die ihm in Berlin gebotene lebenslängliche Anstellung an. S.'s Darstellungen haben die verschiedensten Kritiken auf sich gezogen; die richtigste Beurtheilung seiner Kunst möchte wohl die sein, daß er sich besonders durch einen scharf berechnenden Verstand auszeichnete und dadurch seinen Rollen einen Reiz gab, welcher bald eben so großen Enthusiasmus als Tadel erregte. Ihm fehlte das wesentlichste Element der mimischen Kunst, welches als schaffende Potenz in ihr walten muß: die Begeisterung. S. brachte seine Charaktere schon fertig ausgebildet auf die Bühne, die Steigerung der Leidenschaften lag nicht eigentlich in seiner Gewalt, so weit sie nicht bereits durch die Berechnung des Verstandes gegeben war. Deshalb haben ihn diejenigen Theaterliebhaber, welche sich der Leistungen eines Ludwig Devrient, Bethmann, Fleck, Eckhoff, Schröder erinnern, ziemlich tief gestellt. Das verdiente er gerade nicht; im Gegentheil mußte man die Kunst bewundern, mit der er seine mannichfachen Mängel zu umschleiern, ja zu überwinden wußte, wie denn z. B. sein Organ nicht wohlklingend, nur geringer Modulationen, der Kraftanstrengung gar nicht fähig war; selbst die Zunge versagte ihm, so daß er manche Buchstaben nur unvollkommen aussprechen konnte. Ein vollendeter Meister aber war er eben in der Charakteristik, in dem scharfen vollendeten Porträtiren, in der großartigen Mannichfaltigkeit, die er seinen Gemälden zu geben wußte. Seine bedeutendsten Rollen waren Ludwig XI., Cromwell, Shylock, Ossip, Advocat Wellenberger in Iffland's Advocaten, Iffland's Essighändler u. s. w.; weniger gelungen, obwohl er sie immer von dem einmal gewonnenen Standpunkte mit meisterhafter Consequenz durchführte, konnten der Mohr in Fiesko, Don Carlos in Clavigo u. s. w. genannt werden. Als völliger Fehlgriff war sein Mephistopheles zu betrachten.

Seydlitz, Friedrich Wilhelm, Freiherr von, wurde am 3. Febr. 1721 zu Kalkar im Herzogthum Cleve geboren, sehr jung in allen körperlichen Uebungen geschickt und kam, noch nicht 14 Jahr alt, als Page zu dem Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt, welcher sich vorzüglich durch seine bis in sein höheres Mannesalter fortgesetzten tollkühnen Unternehmungen auszeichnete. Der furchtlose, gewandte Page gewann eben durch diese Eigenschaften die hohe Gunst seines Herrn und ward von diesem zu allen gefährlichen Unternehmungen herbeigezogen. Die unbändigsten Pferde, selbst wilde Hirsche mußte er reiten, oftmals zwischen den sausenden Flügeln einer Windmühle durchjagen, kurz eine Menge von Wagnissen unternehmen, die für ihn eine Schule hoher körperlicher Ausbildung und Gewandtheit, wie der Geistesgegenwart wurden, welche ihn noch in seinen letzten Lebensjahren auszeichneten. Nach 3 Jahren des Pagendienstes stellte ihn der Markgraf als Cornet in seinem Kürassierregiment an, mit welchem er dann den ersten schlesischen Krieg mit so vieler Auszeichnung mitmachte, daß er gegen Ende Mai 1742 vom König zum Rittmeister einer Husarenschwadron im Regimente von Natzmer ernannt ward. Auch im zweiten schlesischen Kriege zog er durch seine Tüchtigkeit die Aufmerksamkeit Friedrich's II. auf sich, der ihn unmittelbar nach der Schlacht bei Hohenfriedberg zum Major ernannte, obwohl er damals noch nicht 24 Jahre alt war. In dieser Stellung brachte er dann nach dem Frieden durch unablässige Uebung seine Untergebenen zu einer Ausbildung im Reiterdienst, wie sie keine andere Schwadron in der Armee damals besaß, während er zugleich Offiziere wie Gemeine durch seine wohlwollende Gesinnung, sowie dadurch, daß er selbst in allen ihren Uebungen Meister war, auf das engste an sich fesselte. Dem Könige entgingen auch diese Verdienste nicht. Im Herbste 1752 ernannte er S. zum Obristlieutenant, bald darauf zum Commandeur des Dragonerregiments Prinz Friedrich von Würtemberg, um dieses, wie Friedrich II. sich selbst aus-

drückte, in die rechte Ordnung zu bringen. Nach einem Jahre versetzte er S. dann als Commandeur des Kürassierregiments v. Rochow nach Ohlau, damit er von den eigenthümlichen Verhältnissen jeder Cavalleriegattung selbst eine genaue Kenntniß sich erwerbe. Ueberhaupt kann man S. mit demselben Rechte den Schöpfer der preußischen Cavallerie nennen, wie man den Fürsten von Dessau als den Schöpfer der preußischen Infanterie genannt hat; denn eben so unverdrossen als dieser seine Fußgänger, bildete jener seine Reiter aus und brachte sein Regiment auf eine so hohe Stufe militärischer Ausbildung, daß es der ganzen Armee als Beispiel diente. Gleich bei Beginn des 7jährigen Krieges bewährte es dann seine und seines Führers Tüchtigkeit auf das glänzendste. Gleich nach der Schlacht bei Kollin ward S. zum Generalmajor ernannt und indem er als Cavalleriegeneral durch seine Leitung großer Massen die schönsten Lorbeeren in den Feldzügen dieses Krieges erwarb, gewann in gleichem Maße die preußische Cavallerie einen Ruhm der Gewandtheit und Kühnheit, wie ihn nicht leicht eine Cavallerie vorher sich errungen hatte, so daß selbst Friedrich II., der in den ersten Jahren seiner Kriege wenig von dem Nutzen derselben hielt, diese seine Ansicht ganz und gar veränderte. Fast an allen größern Schlachten der ersten Feldzüge des 7jährigen Krieges nahm S. in hohen Commandos Theil. Vorzüglich berühmt aber sind in militärischer Beziehung sein Cavalleriegefecht bei Gotha (19. Sept. 1757), sein Antheil an dem Siege bei Roßbach, nach welchem er den schwarzen Adlerorden erhielt, so wie an dem Siege bei Zorndorf. In der Unglücksschlacht bei Kunnersdorf verwundet, mußte S. längere Zeit zu seiner Herstellung in Berlin verweilen, woselbst er am 18. April 1760 sich mit der Gräfin Susanna Albertina von Hacke vermählte. An den letzten Feldzügen des Krieges nahm er dann größtentheils in dem Heereshaufen Antheil, den der Prinz Heinrich von Preußen in Sachsen commandirte. Nach dem Frieden kehrte S. in sein Standquartier nach Ohlau zurück, und ward vom König zum Generalinspecteur sämmtlicher in Schlesien stehenden Reiterei ernannt. Als solcher wirkte er nun unablässig für die Ausbildung dieser Truppen, namentlich für die seines Regiments. An Kühnheit und Sicherheit im Reiten, an Präcision aller, auch der schnellsten und scheinbar gar nicht mehr zu beherrschenden Bewegungen, an Abhärtung zu allen Strapatzen kam kein Cavallerieregiment diesem gleich. Natürlich brachen bei den gefährlichen Reiterübungen, die Mann für Mann durchmachen mußten, gar Viele den Hals; S. aber achtete dessen nicht weiter, sondern betrachtete sie als Opfer, die der Kriegsdienst auch dem Frieden auferlege. Als daher der König ihn einmal fragte: „S., wie kommt es, daß bei Seinem Regimente so Viele den Hals brechen?" antwortete er: „Ew. Majestät dürfen nur befehlen und es soll nicht wieder kommen, aber ich bin dann außer Schuld, wenn das Regiment gegen den Feind nichts ausrichtet!" Außer dem Dienste war S. gegen Offiziere und Gemeine nachsichtig, belohnte oft auf feine Weise die sich Auszeichnenden und erwarb dadurch Aller Liebe. Ohne alle wissenschaftliche Bildung, bestanden seine Vergnügungen nur im Reiten, in der Jagd, den Freuden der Tafel, der Liebe und dem Tabakrauchen, woher es kam, daß Friedrich II., so sehr er auch an ihm hing, ihn doch niemals zu längerm vertrautern Umgange an den Hof zog. Doch durfte sich S. bei persönlichen Zusammenkünften die Freimüthigkeit gegen den König, wie fast kein Anderer, erlauben, zum Zeichen, wie hoch Friedrich II. ihn schätzte. So antwortete er einmal dem Monarchen, als dieser bemerkte: „Mein lieber S., ich dächte, Sein Regiment ritte viel länger in den Bügeln, als meine übrige Reiterei", „Ew. Majestät! das Regiment reitet heute noch eben so, wie bei Roßbach!" — Von Zeit zu Zeit aber besuchte ihn der König, oder ließ ihn nach Potsdam kommen, und bis an S.'s Tod dauerte ein schönes, nur bisweilen gestörtes, Verhältniß fort. Im April 1772 wurde S., in Folge früherer, durch Anstrengungen, namentlich aber durch Ausschweifungen in physischer Liebe, zu denen er von Jugend auf geneigt war, herbeigeführter Nervenschwäche, von einem Schlagflusse getroffen. Auch dann änderte er seine Lebensweise nicht und war 1773 schon so hinfällig, daß er sich nicht mehr aus dem Bette erheben konnte. Auch da noch, als schon die Krankheit sich in ihrer widrigsten Gestalt zeigte, besuchte ihn Friedrich II., setzte sich theilnehmend an sein Bett und rief mehrmals aus: „Ich kann Ihn nicht missen,

ich kann Ihn nicht missen!" Aber am 7. Nov. 1773 entschlief S. bereits sanft und gefaßt im 53. Jahre seines Lebens. Er liegt in dem Garten seines Gutes Nimkowsky in Schlesien begraben.

Seyffarth, Gustav, Professor der Archäologie an der Universität zu Leipzig, wurde am 13. Juli 1796 zu Uebigau im Herzogthum Sachsen geboren, studirte seit 1815 zu Leipzig, ward 1819 Doctor der Philosophie, habilitirte sich daselbst 1823 und erhielt 1825 eine Professur der Philosophie und 1829 der Archäologie. Die Studien dieses Mannes, die von unberechenbarer Wichtigkeit sind für das ganze Gebiet der Geschichte und Sprachforschung, sind zunächst dem alten Aegypten und der Hieroglyphenschrift zugewandt. In letzterer Beziehung gehört er enge mit Spohn (s. d.) zusammen, seinem Lehrer, dem er die ersten Anregungen zu seinem nachher selbständig entwickelten Systeme verdankte. Er gab nach Spohn's Tode dessen angefangenes Werk heraus und vollendete es unter dem Titel: „De lingua et literis veterum Aegyptiorum" (Lpz. 1825—31, 4., 2 Thl.). Schon früher hatte er seine Habilitationsschrift in das umfassende Werk „De sonis literarum graec. tum genuinis tum adoptivis" (Lpz. 1824) umgearbeitet. Später erschienen seine „Rudimenta Hieroglyphica" (Lpz. 1826, 4.), sein „Systema astronomiae Aegyptiacae quadripartitum" (Lpz. 1833, 4.), die Schrift „Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises" (Lpz. 1834, 4.), die „Alphabeta genuina Aegyptiorum et Asianorum" (Lpz. 1840, 4.), die „Grundsätze der Mythologie und der alten Religionsgeschichte u. s. w." (Lpz. 1840, 4.) und „Untersuchungen über das Geburtsjahr Christi" (Lpz. 1846). S.'s System, die Hieroglyphen zu lesen, ist völlig entgegen dem vor Kurzem so viel Aufsehen erregenden Systeme Champollion's. Nach S.'s Ansicht liegt den drei Schriftarten der Aegypter, der hieroglyphischen, hieratischen und demotischen die altkoptische Sprache zum Grunde; die hieroglyphische ist eben so wenig wie die andern symbolisch, sondern alphabetisch. Er hat diese Ansicht in mehreren Streitschriften gegen das Champollion'sche System vertheidigt. Fast noch überraschender sind seine Entdeckungen auf dem Gebiete der Astronomie, Geschichte und Chronologie, wohin besonders das dritte der obigen Werke gehört. S. zeigt durch mehrere Beispiele die Möglichkeit, mit Hülfe der ägyptischen astronomischen Inschriften, von denen viele, die wir noch besitzen, bis in die Zeiten Moses und Abraham's hinaufreichen, die Chronologie überhaupt zu berichtigen, mehrere nur ungefähr bekannte chronologische Data genau zu berechnen, das Alter der Astronomie zu bestimmen u. s. w. Höchst lehrreich sind die Aufschlüsse über Manetho's ägyptische Geschichte, dessen Angaben S. mit Chronologie und Geschichte in überraschenden Einklang bringt. Für die Kunstgeschichte sind mehrere seiner Deutungen alter ägyptischer Kunstwerke, die nur ihm möglich waren, wichtig, so der Thierkreise von Tentyris, die die Nativität Nero's enthalten, der Isistafel (in die man allerlei metaphysische Geheimlehren hineinzudeuten pflegte), als der Nativität Trajan's u. A. Von seinen vielen literarischen Sammlungen, die er theils der Berliner Bibliothek (hierin besonders verschiedene Abschriften der hermetischen Schriften, theils in Hieroglyphen, theils in hieratischen Buchstaben), theils seiner auf königlich sächsische Kosten unternommenen 3jährigen Reise durch Deutschland, Italien, Frankreich, Holland und England verdankt, hat er Mehreres bekannt gemacht in den „Beiträgen zur Kenntniß der Literatur, Kunst 2c. der alten Aegypter" (Lpz. 1826, 4.). S.'s Arbeiten zeugen sämmtlich von vielem Scharfsinn und großer Gelehrsamkeit, sind aber nicht frei von sehr kühnen Hypothesen, die ihm denn auch vielfache, oft unwürdige, Angriffe zugezogen haben.*

Sforza ist der Name eines berühmten italienischen Geschlechts, das aus der Niedrigkeit bis zu fürstlichem Glanze sich emporhob. Es ward gegründet von Jacob Attendolo aus Cotignola in der Romagna, der ursprünglich als Bauer das Land bearbeitete. Einstmals, so wird erzählt, traf ihn bei seiner ländlichen Beschäftigung ein Söldnerhaufe und forderte ihn auf, mit ihnen zu ziehen. Da warf er das Instrument, mit dem er arbeitete, auf einen Baum, und betrachtete es, als es nicht wieder herabfiel, sondern oben blieb, als einen Spruch des Schicksals, daß er sich erheben würde zu Glanz und Ruhm, wenn er seinen Stand verließe und Soldat würde. Bald stand er als einer der ersten Condottieren an

der Spitze einer Söldnerschaar und zeichnete sich so sehr aus durch seine Tapferkeit, daß ihm der Zuname Sforza, d. h. der Bezwinger, gegeben ward. Im Jahre 1414 begab er sich nach Neapel, um mit der Königin Johanna II. um eine Condotta zu handeln, erregte aber durch sein einnehmendes Wesen die Eifersucht des damaligen Lieblings der Königin, des Pandolf Alopo, und ward gefangen gesetzt. Die kurz darauf erfolgte Vermählung Johanna's mit Jacob von Bourbon bedrohte indessen Pandolf noch weit mehr und es schien ihm gerathen, seine Stellung und seinen Einfluß sich zu sichern durch eine Verbindung mit dem mächtigen Sforza. So geschah es, daß S. wieder befreit ward, worauf er Pandolf's Tochter heirathete, eine Condotta mit jährlich 8000 Ducaten bekam, Großconnetable von Neapel ward und von der Königin ansehnliche Ländereien zum Geschenk erhielt. Der Bund beider Männer erreichte aber seinen Zweck, den Gemahl der Königin in untergeordneter Stellung zu erhalten, so wenig, daß Pandolf gestürzt und enthauptet, S. aber ins Gefängniß geworfen ward. Als die von Ottino de Caraccioli, nachmaligem Günstling der Königin und Großseneschall, geleitete Revolution Jacob von Bourbon die angemaßte Alleinherrschaft entriß, erhielt S. seine Freiheit wieder, sowie seine Stellung als Großconnetable. Kurz darauf, im Jahre 1417, übernahm er im Auftrage des neapolitanischen Hofes, der ihm auf Veranlassung des eifersüchtigen Caraccioli zu Theil ward, eine Expedition nach dem Kirchenstaate, um den Papst Martin gegen seine Feinde zu unterstützen. Im nächsten Jahre verlieh ihm die Königin das Fürstenthum Benevent, das früher dem Papste entrissen worden war und zwar so, daß es wieder unter die Oberlehnsherrlichkeit des Papstes gestellt ward. S. trat hierdurch zu dem Papste in ein näheres Verhältniß und ward von ihm 1419 zum Gonfaloniere der Kirche ernannt. Der um diese Zeit in Neapel ausbrechende Parteienkampf zwischen Alfons von Aragonien und Ludwig von Anjou rief ihn in dieses Königreich zurück. Anfangs trat er mit dem Papste gegen Johanna, die Alfonsen adoptirt hatte, auf; als aber die Königin sich an Ludwig anschloß, söhnte er sich mit ihr aus und führte gegen die Gegenpartei Krieg. Er fand, während derselbe noch dauerte, seinen Tod am 4. Jan. 1424 beim Uebergang über den Fluß Pescara, als er einem seiner Pagen, der der Diener seiner Lust war, das Leben retten wollte. An die Spitze seiner Söldnerschaaren stellte sich sein Sohn F r a n c e s c o, geb. 1401 zu St. Miniato in Toscana. Die Königin Johanna bestätigte ihm alle Lehen seines Vaters und gab ihm den Zunamen desselben, Sforza, als Familiennamen. Kurz darauf trat er mit 2000 Reitern und 200 Mann zu Fuß in den Dienst des Herzogs von Mailand, Filippo Maria, der mit den Florentinern in Krieg verwickelt war. Im Jahre 1430 ward er von Lucca in Sold genommen und schützte diese Stadt gegen die Florentiner. Drei Jahre darauf, 1433, fiel er, angereizt durch den Herzog von Mailand, der auch seinen Anschluß an Lucca veranlaßt hatte, in den Kirchenstaat ein und eroberte für sich die Mark Ankona, angeblich im Auftrage des Baseler Concils handelnd. Als ein andrer Condottiere von einer andern Seite den Papst (Eugenius IV.) bedrohte, schloß dieser mit Sforza einen Vergleich, wodurch er den lebenslänglichen Besitz der Anconitanischen Mark mit dem Titel als Markgraf und das Vicariat in seinen übrigen Eroberungen auf päpstlichem Gebiet als Venner der römischen Kirche erhielt. Dafür mußte er den Papst gegen seine Feinde vertheidigen. In dem Kriege, der um diese Zeit zwischen dem Herzog von Mailand einerseits und den Florentinern und Venetianern andererseits begann, trat Sforza, um seine Mark nicht zu verlieren, auf die Seite der Feinde des Herzogs. Er war der bedeutendste Condottiere dieser Zeit und die Wagschale, in die er seine Macht legte, gab allezeit die Entscheidung. Alle politischen Rücksichten hatten in ihm ihren Mittelpunkt. Der Herzog von Mailand, arg bedrängt, schloß mit ihm endlich einen Vergleich und gab ihm seine Tochter Bianca (1441), die er ihm schon 1433 verlobt und bedeutende Lehen im Alessandrinischen gegeben hatte. Aber er haßte ihn und suchte ihn zu stürzen, starb jedoch, während er dies veranstaltete, im Jahre 1447, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Mailand richtete eine republikanische Verfassung ein, während von allen Seiten die unterworfenen Territorien und Städte sich losrissen. Um das Gebiet in seiner Integrität wieder herzustellen, ward Sforza von der Republik in Sold genommen. Bald aber brach in Mai-

land eine Revolution aus; S. trat als Feind auf und die Unruhen endigten damit, daß er, der allein die Macht in Händen hatte, im Jahre 1450 zum Herzog von Mailand ausgerufen ward. Er regierte mild, kräftig und weise bis zum Jahre 1466. Ihm folgte in der herzoglichen Würde sein noch vor dem Tode seines Schwiegervaters ihm geborner Sohn, Galeazzo Maria, der, als sein Vater starb, in Frankreich war, wohin er Ludwig XI. im Kriege mit seinen Vasallen Hülfsvölker zugeführt hatte. Galeazzo Maria war der schlechteste Fürst aus dem Hause Sforza. Er war ein zügelloser, verschwenderischer Mensch, wollüstig und grausam im höchsten Grade. Doch hielt er Administration und Polizei in schönster Ordnung, war witzig, geistreich, mit herrlichen Kenntnissen ausgestattet und sammelte um sich die ausgezeichnetsten Künstler in Malerei und Musik, wie sein Vater die aus Konstantinopel entflohenen Griechen gastfrei aufnahm und Gelehrte mit seiner Gunst beschenkte. Weil er eine vornehme Mailänderin geschändet, ward er von dem Bruder derselben und zweien seiner Freunde 1476 ermordet. Sein Nachfolger war sein 9jähriger Sohn Johann Galeazzo. Ludwig Moro, der Oheim des jungen Herzogs, führte die vormundschaftliche Regierung. Um die herzogliche Würde sich selbst zu verschaffen, vergiftete dieser seinen Neffen 1494, nachdem er vorher alle Macht an sich gerissen. Ihm entriß die angemaßte Herrschaft König Ludwig XII. von Frankreich und führte ihn als Gefangenen mit sich fort. Als Ludwig XII. in Italien unterlag, ward von den Schweizern Mailand Ludwig's des Mohren schwachem Sohne, Maximilian S., übergeben, der es aber schon 1515 wieder an Franz I. verlor. Auch er kam in französische Gefangenschaft, in der sein Vater gestorben war. Franz I. ward aus Mailand wieder verdrängt durch Karl V. Dieser gab das Herzogthum an Franz S., den Bruder Maximilian's. Franz S. starb 1535 ohne Erben. (S. Mailand.) Es gibt mehrere Seitenlinien dieses Hauses. Von Francesco I. Bruder, Alessandro S., einem ausgezeichneten Heerführer, stammten die Herren von Pesaro, welche im Jahre 1515 erloschen; von einem andern Bruder, Bosio S., die Grafen von Santa-Fiore in Toscana, Erben des uralten Hauses Aldobrandeschi; durch Heirath mit der römischen Familie Cesarini entstanden die Herzöge Sforza-Cesarini, welche noch gegenwärtig in Rom blühen und in der neuesten Zeit zu einem famosen Erbschaftsproceß Anlaß gegeben haben. Vergl. Ratti „Della famiglia S." (Rom 1794).

Shaftesbury, Anton Ashley Cooper, erster Graf von, der als Staatsmann unter der Regierung Karl's II. von England eine wichtige Rolle gespielt hat, wurde am 22. Juli 1621 zu Windborn St.-Giles in Dorsetshire geboren. Seinen Vater, Sir John Cooper von Rockborn, verlor er 1632. Auf dem Collegium zu Oxford, in das er bald darauf gegeben ward, zeichnete er sich durch glänzende Fähigkeiten aus und machte glückliche Fortschritte. Im Jahre 1638 kam er nach Lincolns-Inn zu London, um die Rechtswissenschaften zu studiren, betrat aber schon 1640, von dem Flecken Tewksbury in das Parlament gewählt, die politische Laufbahn, auf der er die merkwürdigsten Perioden der englischen Geschichte mit thätigem Antheile durchgemacht hat. Bei dem Ausbruche des bürgerlichen Krieges gegen den unglücklichen Karl I. trat er bald ganz auf die Seite des Parlaments, doch widersetzte er sich der steigenden Eigenmacht Cromwell's, und als dieser das lange Parlament auflöste, war er einer der Ersten, welche die Verwahrung gegen die Tyrannei und die willkürliche Regierung des Protectors unterzeichneten. Daß Cromwell ihn doch bei verschiedenen Gelegenheiten auszeichnete, ihn zu seinem Geheim-Rathe ernannte und ihn sich gewogen zu halten suchte, zeigt von S.'s hervorragendem Geiste. Seine Politik hat aber fortwährend etwas Schwankendes. Schon jetzt neigte er sich zu den Anhängern Karl's II. hin und nach dem Tode des Protectors nahm er thätigen Antheil an der Zurückberufung der Stuart's. Im Jahre 1661 ward er zur Pairswürde erhoben und 1670, nach dem Tode des Grafen von Southampton, Lord der Schatzkammer. Als solcher war er das Haupt des Cabalministeriums (s. d.) — er hieß nämlich damals noch Lord Ashley — und hat sich den gerechten Vorwurf zugezogen, eine schwankende Rolle gespielt, die Krone dem Volke verhaßt gemacht und den schwachen König zu falschen Schritten

verleitet zu haben. Dahin gehört besonders die Verbindung mit Ludwig XIV. zum Kriege gegen die Niederlande. Im Jahre 1672 ward er zum Grafen S. und zum Lordkanzler ernannt, aber nach einem Jahre verlor er durch Intriguen diese Würde, in der ihm auch seine Feinde Redlichkeit und Unparteilichkeit nicht absprechen konnten, und als der König das Duldungsedict, das er 1668 für die Nonconformisten gegen die Intoleranz der Episkopalen gegeben hatte, zurücknahm, trat S. voller Entrüstung zur Opposition über, deren mächtigster Wortführer er wurde. Sein Eifer, mit dem er gegen die 15monatliche Prorogation des Parlaments sprach, zog ihm Verhaftung und ein 13monatliches Gefängniß im Tower zu, aus dem ihn erst sein völliger Widerruf erlöste. Noch einmal ward er auf die Höhe der Staatsverwaltung berufen, als er 1678 eine papistische Verschwörung, die wahrscheinlich nur seine eigne Erfindung war, aufdeckte und das verhaßte Ministerium des Grafen Danby zur Abdankung nöthigte. Er ward darauf Lordpräsident des Geheimraths, erhielt aber, indem seine Partei durch zu große Heftigkeit ihre Sache verdarb und er durch seine Bemühungen für die Ausschließung des Herzogs von York, nachmaligen Jacob's II., sich viele Feindschaften zuzog, nach 5 Monaten seine Entlassung. In die Zeit seiner Verwaltung fällt die wichtige Habeas-Corpus-Acte 1679 (s. d.), deren Urheber S. war. Seine Feinde bewirkten jetzt durch Aufdeckung von Ränken S.'s neue Verhaftung und Anklage des Hochverraths. Obwohl freigesprochen, begab er sich 1682 nach Amsterdam, suchte das dortige Bürgerrecht und starb daselbst am 2. Jan. 1683. S.'s politische Laufbahn war glänzend, aber nicht fleckenlos. Martyn gab aus Familienpapieren S.'s „Memoirs" (Lond. 1837) heraus.

Shaftesbury, Anton Ashley Cooper, dritter Graf von, geb. den 26. Febr. 1671, der Enkel des Vorigen, begründete mehr als philosophischer Schriftsteller denn durch Theilnahme an der Staatsverwaltung seinen Ruhm. Eine sorgfältige Erziehung, die er durch seinen Großvater erhielt, verschaffte ihm schon als Kind eine bedeutende Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache, ehe er noch (1683) die Schule zu Wincester besuchte. Durch Reisen in Italien und Frankreich vielseitig gebildet, widmete er sich nach seiner Rückkehr in das Vaterland noch mehrere Jahre hindurch eifrigen literarischen Studien und trat erst 1694 in das Parlament. Seine geistige Bildung zeigte sich hier vorzugsweise in einer vorurtheilsfreien Mäßigung, in welcher er die verschiedenen Parteien zu vermitteln sich bestrebte und in einer freien Rednergabe. Kränklichkeit veranlaßte ihn bald zu einer Reise nach Holland, wo er sich im Umgange mit mehreren Gelehrten, besonders mit Bayle, über ein Jahr lang aufhielt. Nach seiner Rückkehr wurde er durch den Tod seines Vaters Graf von S. und trat im Jahre 1700 in das Oberhaus ein. Die Stelle eines Staatssecretärs, welche ihm König Wilhelm wegen der eifrigen Theilnahme an seinen Plänen und Maßregeln anbot, schlug er aus und zog sich schon bei dem Regierungsantritt der Königin Anna, weil er mit der herrschenden Partei nicht übereinstimmen konnte, vom öffentlichen Leben nach Holland zurück, wo er wieder mehrere Jahre verlebte. Im Jahre 1711 unternahm er seiner Gesundheit wegen eine Reise durch Frankreich und Italien, wo er 1713 in Neapel starb. Seine Schriften zeigen den allseitig gebildeten Mann und sind Muster der englischen Prosa. Sie erschienen unter dem Titel: „Characteristics of man, manners, opinions and times" (Lond. 1733, 3 Bde. u. öfter), deutsch: „Charakteristiken" (Lpz. 1768); „Philosophische Werke" (1776—79, 3 Thle.). Sein Werk: „An acquiry concerning virtue and merit", zuerst 1699, ist von Diderot bearbeitet und deutsch: Versuch über Verdienst und Tugend, aus dem Französischen 1700. Seine „Letters concerning enthusiasm" (Lond. 1708) haben die Tendenz, gewaltsame Maßregeln zu verhüten, welche man gegen einige Franzosen ergreifen wollte, die durch ihren Fanatismus wilde Parteikämpfe in England veranlaßt hatten. Ueber sein Leben: „Mémoires pour servir à la vie d'Antoine Ashley Comte de Shaftesbury tirés des papiers de feu Mr. Locke, et redigés par Jean le Clerc"; im II. Theil der oeuvres diverses de Mr. Locke. Die philosophischen Ansichten des Grafen von S. beziehen sich vorzugsweise auf die Sittenlehre. Als das Princip derselben faßte er die gottähnliche Lust, welche die Tugend gewährt, und bestimmte die Sittlich-

keit selbst als die Ausgleichung und Harmonie der selbstischen Neigungen mit den geselligen. Tugend und Glückseligkeit sollen hiernach unzertrennlich verbunden sein und mit jener auch diese erlangt werden; zugleich soll eben diese Einheit, also die sich selbst selig wissende Tugend, der Keim freier tugendhafter Handlungen sein und in diese nothwendig übergehen. Wenn gleich diese Ansichten ohne tiefe philosophische Begründung aufgestellt sind und auch nicht gerade etwas wesentlich Neues enthalten, so war doch der Gegensatz gegen den Egoismus vorzugsweise zu der Zeit wichtig, in welcher in England wie in Frankreich der sich immer mehr geltend machende kahle Empirismus und Sensualismus auch die sittliche Grundlage des Handelns zu untergraben drohte; wie sehr S. diesen nothwendigen Zusammenhang durchschaute, sehen wir aus seinem harten Urtheile, welches er über die philosophische Ansicht seines Freundes Locke aussprach.

Shakers, s. Schutter-Quäker.

Shakspeare, seltner Shakspere, William, wurde getauft in der Kirche zu Stratford am Avon in der Grafschaft Warwick, eine Tagereise von London, am 26. April 1564 und man sagt, er sei geboren am 23., dem Tage des Schutzheiligen von England, an welchem er auch verstorben ist, im Jahre 1616, nach seiner Rückkehr aus der Hauptstadt. Sein Privatleben hat in wesentlichen Punkten die Verherrlichung des Mythus erfahren, wie es dieser großen Dichtergestalt zukommt, die über den Begriff ihrer Zeit war und erst von späteren Jahrhunderten, ja man könnte sagen erst in unsern Tagen und von den Deutschen ihre volle Würdigung und tieferes Verständniß erfahren hat. William S. war Schauspieler und Dichter vieler Stücke, aber weder in dem einen, noch in dem andern Zweige gelangte er sofort zur Höhe des verdienten Ruhmes. Es ist wahr, er wurde geehrt durch die Freundschaft der Edlen und die Huld der Herrscher; sein Theater wurde besucht von den Geistreichen und er selbst stand mit ihnen im Verkehr. Dennoch war der Zeitgeist im Ganzen und Großen gegen ihn. Schon bei Lebzeiten und vollends nach seinem Tode verdrängten Geringere ihn aus der Volksgunst und bald schwemmte der puritanische Fanatismus Bühne und Dichter zusammen ins Meer der Vergessenheit. Mit der Restauration des Thrones kam auch die Bühne wieder, aber die französische Schule beherrschte sie; und erst gegen die Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde S. zum zweiten Mal ihr Befreier. Nun suchte man sowohl seine Lebensgeschichte als seine Werke auf sichere Grundlagen zu bringen, aber nun war leider Vieles versäumt; es ist bekannt genug, wie wenig wir mit Sicherheit von seiner Geschichte wissen und wie viel eine stupide Gelehrsamkeit an seinen Werken gesündigt hat, während sie ihrem Bedürfniß abzuhelfen meinte. Gegenwärtig ist man über den letzten Punkt dahin einverstanden, daß die Folioausgabe vom Jahre 1623, welche S.'s Kameraden und Freunde, Heminge und Condell, besorgten und worin sie seine sämmtlichen Stücke aufnahmen, eine Hauptautorität bilde, da die Quartausgaben von 1591 und 1608 selbst in England sehr selten sind und ohnehin weder vollständig noch letzte Redaction sein können. Den zweiten Punkt, daß seine äußerlichen Lebensumstände dem dichtenden Mythus anheimgefallen sind, wird schwerlich für einen großen Schaden ausgeben, wer sich die Mühe nicht verdrießen lassen will, nach seinen wesentlichen Verhältnissen und Thaten seine Werke selbst zu fragen, sonst aber dem Dichter solche Verklärung seines irdischen Anhängsels nicht mißgönnt. Sehr liebenswürdig ist S.'s eigne Stellung zu seinen Werken, so sehr auch die Nachwelt durch seine Sorglosigkeit gelitten, die naivste, welche ein Autor nur haben kann, für unsere Zeit ganz unbegreiflich. Für die Bühne wurden sie gedichtet und wenn sie fertig waren, überließ er sie sorglos ihrem Schicksale. Dadurch die Bewunderung der Welt zu erwerben, das lag vollständig außer seinem Gesichtskreis, und unbekümmert um den Antheil ferner Zeiten, starb er als einfacher Bürger seiner Vaterstadt, ohne durch eine Gesammtausgabe und sorgfältige Durchsicht derselben für die Sicherung seines Ruhms sich zu bemühen. Dies ist die Hauptursache des vielfach schwankenden und verderbten Textes.

Sein Vater John war niederen Standes und Betriebs, ein Handelsmann mit Wolle oder Weißgerberwaaren, seine Mutter dagegen aus einem alten und wohlhabenden Hause

in Warwickshire, Marie, die jüngste Tochter Robert Ardens von Wilmecote. Diese Heirath verbesserte vielleicht die Umstände von William's Vater; er stieg von Stufe zu Stufe zum vorsitzenden Rathsherrn in Stratford und bekam das Wappenrecht. Sehr bald jedoch scheinen sich widrige Ereignisse eingestellt zu haben; er kam so weit zurück, daß ein Anderer an seiner Stelle gewählt werden mußte, weil er selbst auf die Armenliste gekommen war. Unter diesen Umständen konnte William, der älteste von 10 Kindern, keine glänzende Bildung erhalten. Wir finden ihn nur bis zu seinem 14. Jahre in der Schule und von da zu dem Geschäfte seines Vaters mit angezogen. Seine Gelehrsamkeit ging also vorläufig nicht über den Gesichtskreis der Stratforder Stadtschule und er ist daher in der Hauptsache seines Wissens ohne Zweifel Autodidakt. In seinem 18. Jahre heirathete er ein 25jähriges Mädchen, Anne Hathaway, Tochter eines wohlhabenden Landmannes aus der Umgegend. Ihr erstes Kind Susanne gebar sie ihm 1583 und gleich im folgenden Jahre kam sie mit Zwillingen nieder, welche Hamnet und Judith getauft wurden. Der Sohn starb. S. war nun Familienvater; doch welches Geschäft ihn ernährt und wie seine Lage ihn befriedigt, davon wissen wir nichts. Es hat aber alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß ihn weder seine ländliche und dazu 8 Jahre ältere Schöne sonderlich gefesselt, noch seine jedenfalls spießbürgerliche Stellung ihm ein Genüge gethan. Den Sprung in andere Verhältnisse hat die Mythe als Flucht und Verbannung bezeichnet; denn es heißt, weil er ein Reh aus Sir Thomas Lucy's Jagd geschossen und noch obendrein Epigramme auf den Baronet gemacht habe, sei er genöthigt gewesen, in London ein Asyl zu suchen. Seine Frau und Kinder ließ er in Stratford, wo sie auch blieben und er selbst scheint seinen langjährigen Aufenthalt in der Hauptstadt nie anders als einen Besuch betrachtet zu haben, von welchem er jedoch für immer erst wenige Jahre vor seinem Tode zurückkehrte. Diese Flucht ist der mythische Knoten seines Lebens, aus dem mehr die Noth als die Wahl den dramatischen Heros herausgesponnen haben soll. Die Zeit ist nicht festzustellen, doch muß sie nach 85 und vor 88 fallen. Denn in letzterem Jahre finden wir ihn schon auf der Londoner Bühne in Thätigkeit und im J. 91 hatte er schon einen großen Ruf und war bereits die erste Quartausgabe mit einer großen Anzahl seiner Dramen erschienen. In der Hauptstadt war nun seine unmittelbare Zuflucht die Bühne, bei welcher, wie es scheint, er leichten Zutritt fand. Auch Stratford ergötzte sich mitunter am Schauspiel, wozu Rath und Bürgerschaft das Local hergaben und war oft von Londoner Gesellschaften besucht worden, bei denen der junge S. ohne Zweifel Bekanntschaften gemacht hatte. Es wird außerdem berichtet, daß Heminge und Burbage, zwei Directoren der Gesellschaft im Globus, aus Stratford oder der unmittelbaren Nachbarschaft herstammten. Da ihm solcher Gestalt die Thür des Theaters offen stand und außerdem seine Neigung dahin ging, so darf man sich nicht wundern, daß er hier seine Zuflucht suchte. Es war die Gesellschaft des Grafen Leicester oder der Königin, welche ihre Vorstellungen in dem Globus auf der Bankseite der Themse gab und nachmals das Theater in Blackfriars kaufte. In diesen beiden Theatern sind Shakspeare's sämmtliche Dramen gespielt worden und zwar auf dem Globus des Sommers, weil es im Centrum unbedeckt war, und auf dem in Blackfriars, welches kleiner und ganz bedeckt war, des Winters. Der Erfolg, den S. als Acteur hatte, mußte bald ins Dunkel treten gegen die Wirkung seiner dem herrschenden pathetischen Geschmack ganz entgegengesetzten Stücke, die allerdings in hohem Grade das Publikum anzogen, der Gesellschaft wichtig wurden und dem Dichter selbst sowohl seine Genossen verpflichteten, als neue Freunde und Feinde erweckten. Der Kampf mit den überflügelten Gegnern ist noch in einigen Proben, die auf uns gekommen sind, sichtbar. S.'s Sieg war indessen nie zweifelhaft und trug seinen Namen zu den Stufen des Thrones. Elisabeth ehrte ihn mit ihrer besondern Aufmerksamkeit und ergötzte sich weidlich an seinen Darstellungen. Bekannt ist die Erzählung, sie habe an dem Charakter Falstaff's in Heinrich IV. einen solchen Gefallen gefunden, daß sie den Wunsch geäußert, den Ritter als Liebhaber zu sehen und dadurch „die lustigen Weiber von Windsor“ hervorgerufen. Weiteren erklecklichen Nutzen scheint ihre Gunst nicht abgeworfen zu haben. Von ihrem Nachfolger Jacob soll S. ein eigenhändiges

Dankschreiben für die Artigkeit erhalten haben, womit er Banko's Nachkommen in der letzten Hexenscene des Macbeth als Könige auftreten läßt, welche Prophezeihung auf Jacob deutete. Als er sodann wirklich den englischen Thron bestiegen hatte, war einer seiner ersten Acte, S. und seinen Genossen, Heminge und Condell, ein neues Privilegium zu ertheilen. Das Patent vom 19. Mai 1603 nennt William S. als den zweiten Namen. Diese Gunst und Aufmerksamkeit ehrte unsern Dichter; bei der Ehre scheint es auch hier geblieben zu sein; desto erfreulicher begegnet uns die Freigebigkeit seines frühesten Freundes und unwandelbaren Verehrers, des Grafen Southampton, von dem mit ziemlicher Sicherheit berichtet wird, er habe S. ein Geschenk von 1000 Pfund gemacht und dadurch seine Umstände wesentlich verbessert. S. kaufte sich nun ein Haus in Stratford, welches er New Place nannte, und pflanzte in seinem Garten einen jungen Maulbeerbaum von den Stämmen, die Jacob im Jahre 1603 nach England kommen ließ. Haus und Baum wurden später, als Garrick seinen Ruhm wieder erweckt hatte, Gegenstände häufiger Wallfahrten und beide waren noch wohlerhalten, als im Jahre 1752 der damalige Besitzer Francis Gastrell, ein Geistlicher, die Wallfahrten störend fand und darum zuerst den Shakspeare-Baum fällte, dann aber auch, um die Fenstertaxe nicht mehr zu zahlen, das Haus bis auf den Grund niederriß und die Materialien verkaufte. Es ist gewiß, daß S. in diesem Hause zu Stratford, umgeben von seinen zwei verheiratheten Töchtern und seiner Gattin, die ihn überlebte, die letzten Jahre seines Lebens zubrachte; wenn er sich aber hierher zurückgezogen, ist nicht mit Sicherheit auszumachen. Er hat ein Monument in der Kirche seiner Vaterstadt, welches ihn selbst gedankenvoll schreibend darstellt, wobei er auf einem Kissen ruht. Es steht unter einem Bogen zwischen zwei corinthischen Säulen von schwarzem Marmor mit vergoldeten Kapitälen und Basen. Die Statue ist gemalt, um der Natur näher zu kommen. Geschmackvoller ist seine Statue in Westminsterabtei von weißem Marmor in der Tracht seiner Zeit, welche ihm im J. 1743 von dem Ertrage der Vorstellungen, zu denen sich die Londner Bühnen vereinigt, errichtet wurde.

Ungleich wichtiger als diese dürftigen Notizen aus seinem Leben ist es, seine unsterblichen Werke und ihr Verhältniß zu seinem Vaterlande und seiner Zeit ins Auge zu fassen, wobei uns sofort die 10 historischen Dramen am nächsten liegen. Sie sind unter uns von Tieck am tiefsten gewürdigt und nicht besser in ihrem Zusammenhange und innersten Absicht zu charakterisiren als mit den Worten seiner Anmerkung zu „Heinrich VIII." „Dieses merkwürdige Schauspiel, sagt er, noch bei Lebzeiten der Königin Elisabeth, etwa 1600, geschrieben, sollte, da nun „Heinrich V." geendigt, die Bürgerkriege umgearbeitet und von Neuem auf der Bühne erschienen waren, gleichsam ein Epilog, eine Verherrlichung der Gegenwart sein, des Glücks und Friedens, die nun endlich, nach so vielen blutigen Kämpfen, errungen waren. Und so besitzen die Engländer eine Reihe von 10 großen Werken über die englische Geschichte und eine ihrer merkwürdigsten Perioden, wie kein anderes Volk etwas nur Aehnliches aufzuweisen hat. Der später gedichtete neuere „König Johann" eröffnet als tragisch-humoristischer Prolog diese mächtige Welt von Bildern und Erscheinungen, Gedanken, Empfindungen, Leidenschaften und Schicksalen. Mit herber Ironie und tiefsinniger Wehmuth verhöhnt der Dichter in diesem Prolog alle sogenannte Politik und klagt den Eigennutz, die Herrschsucht und Treulosigkeit der Fürsten an, die schwankende Achselträgerei und Anmaßung der Großen und das Zusammenbrechen aller Leiden auf die erliegende Unschuld: eben so das Ungenügende dieser armen, hinterlistigen Klugheit, die Kurzsichtigkeit des Despotismus, der das Schwert gegen sich selber geschliffen hat. Als Chorus gleichsam, der im Bewußtsein alles dies sieht und erkennt, dient ein wilder Lustigmacher und Held, Faulconbridge, der eben so eigennützig, klug und ein Diener des Glücks, wie die Uebrigen, Alles zu seinem Vortheil kehrt und nicht minder wie Jene, die er verspottet, auch den loyalen Patrioten so heftig zu spielen weiß, daß er selbst an seine Tugend glauben darf. Kann diese kühne, großartige Einleitung für alle Geschichtsdramen dienen, so tritt nun, in Richard II. (indessen fast 300 Jahre verflossen waren), ein anderer elegisch-prophetischer Prolog ein, der in einem erst scheinbar unbedeutenden Zwist einzelner Männer und

Familien schon die schweren, langwierigen und blutigen Bürgerkriege andeutet, in welchen die großen adeligen Familien fast in gegenseitigem Kampfe vernichtet wurden. Ein leichtsinniger König, dessen edles und schönes Gemüth sich erst im Unglück zeigt und ausbildet, wird von einem klugen Usurpator verdrängt, der sein Glück und die Umstände zu benutzen versteht. Die Glücksfälle, welche ihn erhoben haben, wiederholen sich zu seinen Gunsten, auch indem er Freunde niederschlägt, die ihm zum Throne verhalfen. Diese heitere Lust der Gegenwart spiegelt sich in den beiden heroischen Lustspielen ab, deren Inhalt das Leben „Heinrich's IV." ist Falstaff und seine Genossen, Prinz Heinrich, Percy und selbst der närrische Walliser Glendower sind die verschiedensten Träger eines höchst originellen Humors. Bis zum Gipfel steigt Ruhm und Freude, die Verherrlichung des Helden und des Vaterlandes in „Heinrich V." Merkwürdig ist in diesem großartigen Drama der Chor als Prolog und in den Zwischenacten, wodurch der ungeheure Gegenstand überwältigt wird, indem der Chor ergänzt und ausfüllt, was die Darstellung nicht erreichen kann. Diese Gedichte schrieb der reife Mann; der Jüngling, aus ernstem, erhaben gestimmtem Gemüthe die Kriege der rothen und weißen Rose. Am Enkel, an „Heinrich VI.", an der edlen, fast heiligen Unschuld, werden die Vergehungen seines Großvaters heimgesucht. Die siegende Partei nährt aber schon in ihrem Schooße jenen „Richard III.", der auch an ihnen selbst, Brüdern und Verwandten, alles Unrecht straft, das sie gegen ihre Feinde ausgeübt haben — ein ungeheures Schlußgedicht, das wieder prophetisch, mythisch und hochpoetisch diese furchtbare Zeit und das furchtbare Gemälde zu Ende führt, läßt es uns Hoffnung und Zutrauen zu einer besseren Zeit fassen, in welche hinein uns nur ein ahnender Blick vergönnt ist. Diese große Erschütterung des Landes, wenn wir die wenigen finstern Jahre der Maria abrechnen, war die letzte politische vor der Zeit des Dichters gewesen. Nur ein Jahrhundert war seit Richard's III. Tode entschwunden, als S. sie zu beschreiben begann, seine Voreltern hatten noch an dem Zwiespalt Theil genommen. Elisabeth, die Freude seiner Tage, war aber nicht lange nach jenen schweren Zeiten geboren worden; und diesen Augenblick zu verherrlichen, schrieb er in „Heinrich VIII." den politischen, vaterländischen Epilog zu jenen Dichtungen".

So aufgefaßt, wie sie denn unstreitig zu fassen sind, geben diese 10 historischen Dramen ein wahrhaft erstaunliches Weltdrama von der tiefsten Bedeutung und glänzendsten Durchführung und so groß auch ein Richard III. für sich ist mit den erhabenen Gestalten dreier entthronter Königinnen, die in erbittertster Feindschaft gegeneinanderstehen mit den ergrauten Erinnerungen und der frischen Gegenwart entsetzlicher Greuel, worin die Ihrigen versanken und die zugleich Alliirte sind gegen den untergehenden Tyrannen; so vielfältig würde das Drama verkannt werden, wenn man es nur für sich nähme und beurtheilte. Auch die mythische Zeit Altenglands hat Stoff zu einem höchst eigenthümlichen Gedicht geliefert, „Cymbelline", worin die fremdartigsten Elemente in eine märchenhaft zauberische Harmonie verschmelzen. — Reinhistorische Dramen sind sodann außer den englischen noch die drei römischen, welche ebenfalls in gegenseitiger Beziehung sich besser hervorheben. „Julius Cäsar" ist das frühste aus dem Jahre 1607, in ruhiger Einfachheit eine anspruchslose classische Plastik, ganz angemessen dem Charakter des eigentlichen Helden, Brutus, der gefaßt und edel endet, selbst vom Feind geehrt. Die Ueberstürzung aber und die Unruhe des bösen Geistes, die zufällig bei Philippi siegt, wird reif in Antonius und dargestellt in seinem tollen wüsten Wesen, womit er in Aegypten untergeht. Das Schauspiel „Antonius und Kleopatra" aus dem Jahre 1608 hat, wie Tieck feinsinnig zeigt, ebenfalls wieder den Charakter seines Helden und schweift vom Trotz zur Wollust und aus der tragischen Höhe in die Komödie hinab. Eben so ist „Koriolan" ein herrliches Bild des harten, unbeugsamen Adelstrotzes und seiner Verachtung des Haufens. Der ganze Ton der Sprache ist Schilderung, die Charakteristik aber auch im Einzelnen meisterhaft und tief. Das Stück ist in den Jahren 1609 oder 10 geschrieben. Dagegen scheint „Titus Andronikus" zu den frühsten Versuchen zu gehören und noch eine Nachahmung des alten blutigen Geschmacks zu sein.

Wollte man einen Uebergang haben von den historischen Stücken zu den Tragödien, so wäre das unstreitig „Timon von Athen“, der Menschenfeind, ein Stück, welches nicht Jedem zusagen dürfte, während entschieden zu den Lustspielen überleitet „Troilus und Cressida“, eine höchst originelle Parodie des trojanischen Krieges, der aber dabei als ein Ritterroman behandelt wird, worin Troilus, der treuliebende Ritter, Cressida die untreue Buhle, Thersites der witzige Narr, Hector der Ritter ohne Furcht und Tadel, Achill und Ajax dagegen zwei plumpe Haudegen sind. Tieck vermuthet, diese durchgeführte Parodie sei eigends für den gelehrten König Jacob verfaßt und vor ihm privatim, nicht im Globus, aufgeführt.

Unter den Lustspielen wäre hier anzuschließen „Der Sommernachtstraum“ (Midsummernights-dream), ursprünglich ebenfalls ein Gelegenheitsgedicht zur Hochzeit des Grafen Southampton, wie es scheint, und ebenfalls eine Parodie auf solche Hochzeitsgedichte selbst, die aber mit so wunderbar lieblichem Feen- und neckischem Kobold-Wesen durchwebt ist, daß Traum und Wahrheit aufs Hinreißendste ineinanderspielen und gewiß die feinste Huldigung, die je dargebracht wurde, aus diesen Gegensätzen herausspringt. Die Midsummernight ist die Johannisnacht, der man solche Träume zuschreibt. — Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem „Sturm“ (Tempest). Er wurde im Jahre 1613 aufgeführt, als nachträglicher Glückwunsch zu der Vermählung der Prinzessin Elisabeth, Tochter Jacob's I., mit Pfalzgraf Friedrich. „Prospero, ein Weiser und Magier, der selbst, statt anderer Lehrer, die Tochter erzogen, hat deshalb eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Könige Jacob erhalten, der es auch liebte seine Günstlinge selbst zu unterrichten und der sogar ein Buch von der Magie geschrieben hat. Dies süße Gedicht ist in seiner Zauberei und Geisterwirthschaft noch liebenswürdiger als der Sommernachtstraum und die sanfteste Lösung harter Dissonanzen, wie sie menschliche Ehrfurcht angezettelt, geht hier in dieser überirdischen Welt in einer Weise vor sich, wie der Schatten dem Glanz der Sonne weicht. — Mehr aus dieser äußersten Märchenwelt herabgestiegen, sonst nicht unähnlich und immer noch in ihrer freien Luft und übermüthigen Laune bewegt, ist das Lustspiel „So wie es euch gefällt“ (As you like it). Der Titel ist der Gegensatz zu einer Prahlerei B. Jonson's und richtet sich an die Zuschauer mit der Bescheidung, daß es nur ein Lustspiel sei, sofern es ihnen gefiele. Es ist aus dem Jahr 1599 etwa. — Sein unmittelbarer Vorgänger ist „der Heilige-Drei-Königs-Abend oder Was ihr wollt“ (Twelfth night, or what you will), ein höchst ergötzliches Masken-, Glücks- und Fopp-Spiel, wie dies an diesem Abende Gebrauch war. Verkleidungen, Verkennungen und Fopperei führen zu Glück und lustiger Rache, obgleich eine weitgreifende Absichtlichkeit hin und wieder störend ist. — Diese Art der Fopperei setzt sich fort in den „lustigen Weibern von Windsor“ (The merry wives of Windsor), nur daß hier die Fopper sich selbst auch mit foppen und dadurch die Herbigkeit ihrer Anschläge selbst abstumpfen. — Leichtere und frühere Arbeiten des Dichters sind „Die beiden Veroneser“ (Two gentlemen of Verona) und „Die Komödie der Irrungen“ (Comedy of errors), Letztere leicht die genialste Durchführung des alten Spaßes mit der Verwechslung ähnlicher Personen. — „Der Widerspenstigen Zähmung“ (Taming of the shrew) ist später, von 1606 oder 7, aber ebenfalls leicht geschrieben, eine dramatisirte Novelle im italienischen Ton. — „Verlorne Liebesmüh“ (Love's labour's lost) und „Ende gut Alles gut“ (All's well that ends well) haben ein entgegengesetztes Ziel, das sie auf gleich ergötzlichem Wege erreichen, nur daß „Ende gut, Alles gut“ in einem schwerfälligeren, oft dunklen Gewande auftritt. In letzterem Stück gewinnt die Gattin auf eine höchst seltsame Weise hinterdrein ihren Gatten, in dem erstern kommen die sinnreichen Bemühungen des Liebenden vorläufig zu nichts. Die Charakteristik ist bis zur Vergegenwärtigung gesteigert und man sollte nicht glauben, daß darin noch mehr Energie zu erreichen sei, wenn nicht Beatrix und Benedict in „Viel Lärmen um nichts“ (Much ado about nothing), Shylock im „Kaufmann von Venedig“ (Merchant of Venice) und die unvergleichlichen komischen Masken, Lucio und Constabler Ellenbogen, in dem tiefsinnigen und fast ernsthaften Schauspiel „Maß für Maß“ (Measure for Measure) mit unauslöschlichen Zügen in

unser Gemüth geschrieben wären. — „Das Wintermärchen“ (Winter's tale), dieser stärkste Gegensatz der französisch-pedantischen Schule, schweift in märchenhaft epischer Ausbreitung und Freiheit umher und führt immer dabei auf die tiefste Wahrheit des Gemüths in den einzelnen Gestalten zurück.

So wunderbar die Freiheit, Macht und Kunst des großen Genius auch schon in dem bisher Genannten ist, so erreicht sie doch das Höchste in den 5 berühmten Trauerspielen „Othello“, „Romeo und Julia“ (Romeo and Juliet), „Hamlet“, „Macbeth“ und „Lear“. Das Letztere, hat man gesagt, sei ungeschickt motivirt; darin hat es aber ganz den Märchencharakter seines Stoffes; im Einzelnen ist sodann eine furchtbar hinreißende Wahrheit der Charakteristik und so gemein die Thatsache des gekränkten Alters und undankbarer Rohheit der Kinder ist, so eigenthümlich und außerordentlich ist diese ihre Tragödirung. „Othello“ ist die glühende Liebe, die ihren Wurm im Abfall von sich, der Eifersucht, hat und „Romeo“ die Seligkeit und Treue bis zum Tode, die in sich die unverfälschte Begeisterung der göttlichen Liebe bewahrt, aber an den beschränkten irdischen Verhältnissen scheitert, die ihrer nicht werth sind. Eine erhabnere Verklärung ihres befreienden Geistes ist nie gedichtet. „Hamlet“ ist der Jüngling, der mit seinen Idealen, metaphysisch und sittlich überfliegend, in die Verderbniß der Welt und der Seinigen tritt, ein Fremdling aus einer höheren Welt, die er uns mit heiligem Ernst als Gegenbild aufschließt und in die er zurückgeht. „Macbeth“ endlich ist eine große Gestalt von gutem Kern, den die Ehrsucht in die höllischen Regionen des völligen Abfalls von sich selbst hinabreißt, ein Gemälde dieses mächtigen infernalen Princips, wie es kein zweites gibt. So parallelisiren sich Romeo und Hamlet, Macbeth und Othello. Dies sind die berühmtesten und unzweifelhaft ächten Schauspiele, welche jedem erneuerten Studium eine größere Tiefe aufschließen und darum mit Recht so viele geistreiche Bearbeiter und Beurtheiler unter uns gefunden haben, daß sie uns Deutschen in einem fast innigeren Maße zugeeignet worden, als den Engländern selbst.

Unter den zweifelhaften Stücken sind mehrere von Tieck vertheidigt und übersetzt, namentlich der „Perikles“, der auch meistens in den englischen Ausgaben steht, der ältere König „Johann“, „der Prinz von Tyrus“, „George Green“, „Flurschütz von Wakefield“, „Lokrin“, „der lustige Teufel von Edmonton“, „Eduard III.“, „Sir John Oldcastle“, „Thomas Cromwell“ und „der Londoner verlorne Sohn“. Außerdem nennt man noch „die Puritanerin oder die Wittwe von Wellingstreet“, die „Anklage des Paris“, „Merlin's Geburt“, „die schöne Emma“, Mucedorus“, „Arden von Fewarsham“.

Sodann hat S. noch 154 Sonnette verfaßt und zwei kleine Epopöen in Versen: „Venus und Adonis“ und den „Raub der Lucretia“, wovon die ersten dem Grafen Southampton zugeeignet, die Grundlage der Freundschaft dieser beiden ausgezeichneten Männer wurde.

Die Shakspeare-Literatur unter uns Deutschen ist von außerordentlicher Ausdehnung. Die älteste Uebersetzung von Wieland und Eschenburg genügte bald nicht mehr. A. W. Schlegel wurde hier Muster, Tieck und seine Freunde, meistens Graf Wolf von Baudissin, verbesserten und ergänzten Schlegel's Uebersetzung (9 Bde., Berl. 1829—35), Voß und seine Söhne haben mit größerem Pedantismus und Fleiß diesen Bestrebungen nicht die Spitze bieten können, obgleich sie den ganzen S. 1818—29 in 9 Bdn., Lpz. u. Stuttg. herausgegeben haben. Die übrigen, namentlich Kaufmann's willkürliche Uebersetzung verdienen vollends eine schleunige Vergessenheit, die ihnen denn auch wohl zu Theil werden wird.

Zur Kritik haben Schlegel, Goethe, Lessing und neuerlich Tieck geistreiche und tiefe Beiträge gegeben. Vgl. Tieck's Anmerkungen zu seiner Uebersetzung, seine Shakspeare-Novellen, das „Altenglische Theater“, seine „Vorschule zum S.“ und seine „dramaturgischen Blätter“. Tieck hat auch die Sonnette zur Erläuterung von Shakspeare's Leben glücklich verwendet. „Eschenburg über S.“ ist veraltet. „Horn's Erläuterungen über S. Schauspiele“, „Drake's S. and his times“ (1817, 2 Bde.) und „Druce's Illustrations

of S." (1807, 2 Bde.). „Skottowe the life of S." ist eine Zusammenstellung nach Rowe und Malone, etwas veraltet. Collier hat „New facts regarding the life of S." gegeben (Lond. 1835). Auch haben zwei Maler sich mit Skizzen zu S.'s Werken befaßt, L. S. Ruhl „Sketches for S.'s plays" und M. Retzsch „Outlines to S." Die Letzteren haben viel Beifall gefunden. R. hat sich in dieser Art Skizzen einen Ruf erworben.

Shannon, Hauptfluß in Irland, welcher aus dem Allen-See in der Grafschaft Leitrim kommt, die Seen Boffin, Ree und Dergh bildet, die Flüsse Comlin, Suck, Inny, Brusna und Maig aufnimmt und sich in einer Breite von $1^1/_2$ Meilen in das atlantische Meer ergießt. Er ist bis Limerik für Seeschiffe fahrbar. Unterhalb der Suckmündung ist er mit Dublin durch den großen Kanal in Verbindung gesetzt.

Sharp, Granville, 1735 zu Bradford-Dale in Yorkshire geboren, ein edler Streiter für Freiheit und Recht, war eigentlich Kaufmann, hatte sich aber eine wissenschaftliche Bildung angeeignet, namentlich hatte er alle Gesetze studirt, welche die persönliche Freiheit britischer Unterthanen betreffen. Fast seine ganze Thätigkeit widmete S. der Vertheidigung der Unterdrückten und Unglücklichen. Seinem Eifer verdankt England das 1772 erlassene Gesetz, nach welchem jeder Sclave, der den englischen Boden betritt, frei wird und um den befreiten Sclaven Subsistenzmittel zu sichern und die Geraubten der Heimath wieder zuzuführen, gründete S. auf der Sierra Leona eine Colonie, deren Director er seit mehreren Jahren war. Ihm gebührt ferner das Verdienst, die Abschaffung des Sclavenhandels vorbereitet zu haben, zu welchem Zwecke er 1777 eine Gesellschaft gründete. Auch trat er 1780 der Bibelgesellschaft bei, der ersten in England, desgleichen dem Verein zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden. Aus seinem wohlthätigen Wirkungskreise riß ihn der Tod 1808, aber sein Name wird unter den edelsten Menschenfreunden noch genannt werden, wenn auch das in der Westminster-Abtei errichtete Denkmal längst verfallen ist.

Shaw, Thomas, aus Kendal in Westmoreland gebürtig, ist 1692 geboren und starb 1751. Er hatte sich dem geistlichen Amte gewidmet und erhielt bei dem englischen Comptoir in Algier eine Stelle als Kaplan. Hier fand er Gelegenheit, den Nordrand Afrikas zu durchreisen und naturhistorische und antiquarische Merkwürdigkeiten zu sammeln. Später unternahm er noch eine wissenschaftliche Reise durch Aegypten, Palästina und Syrien und erhielt nach seiner Rückkehr ins Vaterland 1742 die theologische Doctorwürde und eine Professur in Oxford. Seine „Beobachtungen über mehrere Theile der Berberei und Levante" (Oxford 1738, 2. Ausgabe 1754) sind selbst ins Französische, Deutsche und Holländische übersetzt.

Shawl ist der Name für eine Art Tücher von sehr feiner Wolle, die von einer in Tibet einheimischen Ziege gewonnen wird. Die vorzüglichsten S. werden in Kaschmir gearbeitet, wo im Jahre 1830 32,000 Stühle damit beschäftigt waren. In Europa sind diese S. selten, häufiger dagegen die, diesen sehr ähnlichen türkischen S., welche bald aus Seide oder Baumwolle, bald aus Wolle fabricirt sind und auch in Frankreich und England nachgemacht werden.

Sheffield, Holroyd, Graf von, 1737 geboren, nahm zeitig Kriegsdienste, bereiste Europa und lebte seit 1767 auf seinen Gütern in Sussex. Im Jahre 1780 wurde S. zum Deputirten ins Unterhaus gewählt und schloß sich hier der liberalen Partei an, ein um so größeres Verdienst, da er aus gräflichem Blute entsprossen und in toristischen Ansichten erzogen war. Im J. 1802 zum Pair erhoben, trat S. ins Oberhaus, wo er seinen Grundsätzen getreu die Sache des Rechts und der Freiheit bis zu seinem Lebensende (1821) muthig und glücklich vertheidigte. S. war vertraut mit der Geschichte der alten und neuen Staaten, weshalb ihm Gibbon, mit dem er lange Zeit in vertrautem wissenschaftlichem Verkehr lebte, seine Schriften zur Herausgabe überließ und besaß gründliche Kenntnisse über Handel und Landwirthschaft. Er wurde von den Aristokraten in gleichem Grade gefürchtet, als er bei allen Liberalen in Achtung stand; seine Parlamentsreden sind scharf und feurig. Als Schriftsteller hat S. seine Ansichten niedergelegt in seinen Werken

„Bemerkungen über den Handel Amerika's" (Lond. 1783); „Bemerkungen über Manufakturen, Handel und den Zustand Irlands" (Ebend. 1783); „Ueber die Abschaffung der Sclaven" (Ebend. 1789); „Ueber die Kornbill" (Ebend. 1791); „Ueber den Kornmangel" (Ebend. 1800); „Ueber die Kornbill und über die Mittel, die sich kreuzenden Interessen zu vereinigen" (Ebend. 1815); „Kritische Bemerkungen über die Nothwendigkeit der Aufrechterhaltung des Marine- und Colonialsystems von England" (Ebend. 1804) ꝛc.

Sheffield, Stadt in der englischen Grafschaft York am Don und Sheaf, eine finstere Stadt mit 77,000 Einw., ist berühmt als Stapelplatz für die englische Stahlbereitung und hat die größten und berühmtesten Stahl-, besonders Messerfabriken Englands, wofür die Ufer beider Flüsse, des Don und Shraf, in der Nähe der Stadt mit Schleifmühlen, Schmieden und Walzwerken besetzt sind. Auch giebt es daselbst zwei Stückgießereien, ein großes Eisenwerk, eine Twistspinnerei, eine Bleiweiß-, Mennige- und andere Fabriken.

Sheil, Richard Lalor, erhielt von seinen unbemittelten Aeltern eine vortreffliche Erziehung, studirte die Rechte, wurde aber mehr zu freien, wissenschaftlichen Beschäftigungen hingezogen und war Anfangs schwankend, ob er sich wirklich den Studien seines Faches hingeben sollte. Ein Trauerspiel „Evadne", das er in jener Zeit verfertigte, soll viele poetische Schönheiten haben. Doch die politische Bewegung, die zur Zeit der Katholikenemancipation durch ganz Irland ging, entfremdete auch ihn diesen früheren Bestrebungen. Er schloß sich O'Connell an und zeichnete sich bald durch Geist, Beredsamkeit und Feuereifer für die Sache der „grünen Insel" so aus, daß er bald als der Erste nach dem großen Agitator galt. Nach Durchsetzung der Katholikenemancipation wurde er in der Grafschaft Tipperary, wo seine Familie angesessen ist, in das Parlament gewählt und hat seitdem fortwährend die Grafschaft im Hause der Gemeinen vertreten. In dieser Stellung stand er bei allen irischen Fragen O'Connell zur Seite und erwarb sich bei den Engländern noch allgemeinern Beifall als jener, da seine Ausdrucksweise edler war und er die Grenzen des Anstandes mehr beobachtete. Nach der Thronbesteigung der Königin Victoria, wurde er für die Dienste, die er der Regierung geleistet, durch eine einträgliche Sinecure belohnt und nach Austritt des Lords Howick im August 1839 zum Vicepräsidenten des Handelsbureau ernannt. Beim Austritt des Whig-Ministeriums verlor er diese zwar, war aber noch fortwährend von seinem Sitze im Unterhause aus der eifrigste Vertreter Irlands. Bei dem großen Staatsprocesse, der 1844 gegen die Häupter der Repealassociation stattstand, vertheidigte er als Sachwalter den Sohn des Agitators, John O'Connell. Als im J. 1846 die Whigs unter Russel das Staatsruder wieder übernahmen, wurde S. zum Director der Münze ernannt. Er starb im Juli 1851.

Shelley, Percy Bysshe, englischer Dichter, geboren am 4. Aug. 1792 zu Fieldplace in Sussex, ältester Sohn des Baronets Sir Timothy S., wurde wegen Widersetzlichkeit gegen die Schulgesetze und wegen seiner religiösen Ansichten von Eton weggeschickt und bezog darauf die Universität zu Oxford, die ihn im folgenden Jahre ebenfalls relegirte, als er den Professoren die Nothwendigkeit des Atheismus zu beweisen suchte. Auch sein Vater sagte sich von ihm los, namentlich als er im 19. Jahre gegen den Willen seiner Familie eine Ehe schloß, die obendrein unglücklich war und 1816 wieder getrennt werden mußte. Im Jahre 1810 hatte er sein Gedicht „Queen Mab" geschrieben, das später ohne seine Einwilligung gedruckt wurde und das neben seinen atheistischen Ansichten, die er darin zu Tage legte, eine Fülle der schönsten und kräftigsten Stellen enthält. Bald darauf schrieb er „Alastor or the spirit of solitude". Nach der Trennung von seiner ersten Frau verheirathete er sich mit Mary Godwin, der Tochter des Romanschreibers Godwin, schrieb in Marlow sein Gedicht „The revolt of Islam" und ging dann, veranlaßt durch einen Urtheilsspruch, der ihm die Erziehung seiner Kinder untersagte, 1818 mit seiner Frau nach Italien, wo er mit Lord Byron zusammentraf. In Rom schrieb er sein Drama „Prometheus unbound"; ihm folgte 1819 sein Trauerspiel „The Cenci", das trotz der herrlichsten und dichterischsten Stellen schon durch seinen Gegenstand abstößt. Mehrere andere

Gedichte, „Hellas", „Adonais", „Rosalind and Hellen" u. s. w. erschienen in den nächsten Jahren; seine Bitterkeit gegen die Welt nahm ab in dem glücklichen häuslichen Kreise, den er um sich versammelt sah, seine Ansichten begannen sich zu läutern, da ertrank er auf einer Spazierfahrt auf dem Meere am 8. Juli 1822. Ins Deutsche übersetzte seine Werke J. Seybt (Lpz. 1844), in Auswahl F. Prössel (Braunschw. 1845) und „Die Cenci" Adolphi (Stuttg. 1837). — Mistriß Shelley, seine zweite Frau, ist als Romanschriftstellerin durch ihre Romane „Frankenstein" (1817), „Valperga" (1823), „Lodore" und andere bekannt, unter denen namentlich der zuerst genannte sich durch große Kraft der Schilderungen menschlicher Seelenzustände auszeichnet. Ihre 1844 erschienenen „Rambles in Italy and Germany" sind mit Beifall aufgenommen worden. Sie starb im Anfang des J. 1851.

Sheridan, Richard Brinsley, als Schriftsteller bekannt durch seine Lustspiele, als Politiker durch seine Parlamentsreden, ward geb. im Oct. 1751 zu Dublin. Sein Vater, welcher 1788 starb, hat sich auch durch einige pädagogische und grammatische Schriften einen Namen gemacht, worunter namentlich sein „General Dictionary of the English language"; seine Mutter hat einige gute Schauspiele geschrieben. Der junge S. zeigte anfangs wenig Fähigkeiten; desto schneller entwickelten sich diese, vom Ehrgeize gespornt, von seinem 17. J. an, so daß sein Vater (nach der damaligen Einrichtung) es für unnöthig hielt, ihn nach der Universität zu schicken, sondern ihn gleich nach Middle-Temple brachte, um dort die Rechte zu studiren, etwas, das nur bei jungen Männern von ausgezeichneten Talenten zu geschehen pflegte. S. fing schon damals an, sich durch Schriftstellern etwas zu erwerben, da sein Vater ihm nur wenig zu geben vermochte. Noch schwerer ward ihm die Bestreitung seines Lebensunterhaltes, als er sich mit Miß Linley, einer vorzüglichen Schauspielerin vom Drurylane-Theater, verheirathete. Viele Unannehmlichkeiten, namentlich Zweikämpfe mit Nebenbuhlern, gingen dieser Heirath voraus. Die höchst glänzenden Anträge des Theaters an seine Gattin, auch nur in einigen Vorstellungen aufzutreten, wurden standhaft zurückgewiesen. S.'s erstes Stück, das aufgeführt wurde (1775), der Nebenbuhler, machte kein Glück, dagegen ward die komische Oper: the Duenna (die Hofmeisterin) 1776 75 Mal hintereinander gegeben. Dadurch hatten sich S.'s Vermögensumstände allmählich so gebessert, daß er, als Garrick 1776 die Direction des Drurylane-Theaters aufgab, dasselbe mit zwei Andern zusammen an sich kaufte, wobei ihm sein Drittheil 30,000 Pfd. kostete. Das ausgezeichnetste von S.'s Stücken ist, „the school for scandal" (die Lästerschule), das in London zuerst 1777 aufgeführt wurde (deutsch von Leonhardi, Berlin 1782). Ganz unerwartet betrat S. 1780 auch die politische Laufbahn, als Repräsentant von Stafford im Unterhause. Er war und blieb ein eifriges Mitglied der Opposition, von Anfang an mit Fox verbunden, und war bei seinen ausgezeichneten Rednertalenten, worunter ein herrliches Organ nicht das geringste war, ein bedeutender Gegner des von 1783 an herrschenden Pitt'schen Ministeriums. Bewundert wurden seine Reden über die ostindische Bill von Fox, ferner in der Hasting'schen Proceßsache (s. d.), so wie wegen der Verhaftung der Prinzessinnen von Oude und der Entwendung ihrer Schätze (Juni 1788) u. A. Er drang schon damals auf eine Parlamentsreform. Seine englische Bearbeitung des Kotzebue'schen Trauerspiels: Rolla's Tod, oder die Spanier in Peru, unter dem Namen: Pizarro, führte zu einiger Aussöhnung mit der Regierung, was ihm aber viele Angriffe durch beißende Carricaturen zuzog. S. war, obwohl er Mitdirector von Drurylane blieb und unter dem neuen Ministerium nach Pitt's Tode (Jan. 1806) Schatzmeister des Seewesens wurde und dann nach dessen Auflösung auf Verwendung des Prinzen von Wales die Sinecure eines Obereinnehmers des Herzogthums Cornwallis mit 2000 Pfd. Einkünften erhielt, wegen der Unordnung seines häuslichen Lebens fast immer in Geldverlegenheit, besonders durch Schuld seiner zweiten Gattin, Miß Ogle, einer Tochter des Dechanten von Winchester. Seine gesellige Unterhaltung war höchst angenehm und lehrreich, zuletzt nahm aber die Leidenschaft des Trunkes bei ihm immer mehr überhand. Er starb am 7. Juli 1816, als er eben seiner

Schulden wegen verhaftet werden sollte. Sein Leben ist von Watkin und Thom. Moore beschrieben. Seine dramatischen Werke gab Thom. Moore (2 Bde., Lond. 1821; Lpz. 1833) heraus; seine Reden erschienen in 5 Bänden (Lond. 1816; 3 Bde., 1842).

Sheriff heißt in England der Oberbeamte einer Grafschaft, dem die Untersheriffs und die Geschworenen untergeben sind. In jeder Grafschaft giebt es einen S., Middlesex ausgenommen, wo es zwei sind, nämlich einer für die Stadt London, der andere für das Land. Ihrem Wirkungskreise fällt anheim die Ausführung der Anweisungen der Obergerichtshöfe, Vollstreckung ihrer Urtheile, Executionsmandate, Publication der vom königl. geheimen Rathe erlassenen Proclamationen, Bestellung der Jury, Präsidirung und Dirigirung der Parlamentswahlen, Beschützung der Kronrechte und Krongrundstücke, und Direction der peinlichen Executionen. Das Amt ist ohne Besoldung, wenngleich mit bedeutendem Aufwande verbunden. Ursprünglich waren die Sheriffs die Schreiber der alten Grafen und in deren Abwesenheit ihre Stellvertreter.

Shetlands- oder die shetländischen Inseln, ist eine 11 Meilen von den Orkney-Inseln liegende Inselgruppe und besteht aus 86 Inseln, von denen ungefähr 30 von etwa 28,000 Menschen bewohnt sind. Sie halten zusammen einen Flächeninhalt von gegen 46 QM. und stellen meistens eine einförmige Wüste dar, voll nackter Berge, mit Torfmooren, ohne Holz, die aber doch etwas Gerste, Hafer und Kartoffeln hervorbringt. Die hiesigen Schafe geben eine vorzüglich feine Wolle, die Pferde sind oft nicht viel größer, als ein großes englisches Schaf. Die Einwohner stammen zum Theil aus Norwegen her, denn bis 1474 waren die Inseln den Königen dieses Landes unterworfen und reden noch häufig die alte normännische Sprache. Hauptbeschäftigung der Bewohner ist außer Viehzucht, Kelp- (Soda-) brennen und Fischerei an den Küsten, besonders Heringsfang, außerdem Strumpfstricken, worin man ungemein geschickt ist. Die größte Insel ist Mainland, 14 Meilen lang, mit 16,000 Einw. und dem Hauptorte Lerwick am Brassa-Sund, mit 1000 Einw., Sammelplatz der englischen, holländischen u. a. Heringsfischer. Die Heringe erscheinen hier im Juni in Zügen, die oft eine Meile lang sind und gehen von hier theils zur West- theils zur Ostküste Schottlands und Englands. Der englische Heringsfang, der immer mehr zunimmt, beschäftigte hier 1826 über 10,000 Fahrzeuge und an 120,000 Menschen, welche 37 Mill. Pfund einsalzten. Die nördlichste Insel Unst zeichnet sich durch die großen und bewundernswürdigen Höhlen aus, welche sich in den Felsen an der Küste befinden.

Shire nennt man in England eine Grafschaft, versteht darunter indessen keineswegs das einem Grafen gehörige Besitzthum, sondern einen Kreis oder Bezirk, in die das Land eingetheilt ist. In Nordamerika, wo es gar keine Grafen giebt, ist die Landeseintheilung in Shiren nachgeahmt. Das Wort wird übrigens dem Hauptnamen angehängt, z. B. Oxfordshire, Buckinghamshire &c.

Shirley, James, englischer Schauspieldichter, geb. 1594 zu London, studirte zu Oxford Theologie. Als ihn der Erzbischof von Canterbury wegen eines Muttermals auf seiner Wange nicht ordiniren wollte, ließ er sich in Cambridge ordiniren, wurde Pfarrer in der Nähe von St.-Albans, trat aber zur katholischen Kirche über und sah sich deshalb genöthigt, Schullehrer zu werden. Später ging er nach London, wo er fruchtbarer Schauspieldichter wurde. Während der Bürgerkriege griff er zu den Waffen und diente unter dem Herzog von Newcastle. Als er nach London zurückkehrte, fand er die Theater geschlossen und sah sich genöthigt, wieder Schullehrer zu werden. Auch die Restauration scheint seine Verhältnisse nicht gebessert zu haben. Bei dem großen Brande in London verbrannte auch sein Haus in Whitefriars. Er starb kurze Zeit darauf, wahrscheinlich in Folge des Schreckens, an demselben Tage mit seiner Frau. Wir besitzen 39 Stücke von ihm, die sich weniger durch Selbständigkeit in der Erfindung, Kraft der Charakterzeichnung und Witz, als durch Reinheit der Sprache, wie der Gedanken, durch Klarheit und Natürlichkeit und durch raschen, lebendigen Gang der Begebenheiten auszeichnen. Einzelne Stellen von großer Schönheit finden sich oft in seinen Werken; am berühmtesten ist die auf Karl's I. Tod gedeutete in

seinem „Ajax and Ulysses". Zu seinen bekanntesten Stücken gehören „The lady of pleasure", „The admiral of France", „The grateful servant" und „The doubtful heir". Auch eine Sammlung Gedichte gab er 1646 heraus, in denen man die Zartheit der Empfindungen rühmt. Eine Gesammtausgabe seiner Schauspiele besorgte Gifford in 6 Bänden (Lond. 1829).

Shrapnels sind Hohlgeschosse mit Karabinerkugeln gefüllt und mit besonders starker Sprengladung versehen, welche auf einer bestimmten Entfernung vor dem Feinde durch den bis dahin brennenden Zünder Feuer fängt und das Geschoß zerreißt, wonach die freigewordenen Bleikugeln nach dem Gesetz des Beharrungsvermögens mit der Geschwindigkeit vorwärts fliegen, welche das Geschoß im Augenblicke des Zerspringens hatte, und noch hinreichende Kraft behalten, um die Truppen außer Gefecht zu setzen. Man schießt die S. in flachem Bogen, theils aus Kanonen, meist aber aus Haubitzen. Ihre gute Wirkung hängt nicht nur von der richtigen Anfertigung des Geschosses ab, sondern vorzüglich von der genau der Entfernung (Intervalle) angemessenen Zünderlänge, welche so beschaffen sein muß, daß das Geschoß etwa 50—80 Schritte diesseits des Zieles zerspringt. Entzündet sich die Sprengladung zu früh, so wird das Ziel nur von wenigen schwachen Kugeln getroffen; ist aber die Intervalle zu klein, so bleiben die Kugeln zu nahe zusammen und wirken nur auf eine eingeschränkte Fläche. Die Wirkung der S. ist durchaus vom Terrain unabhängig und reicht auf viel größere Entfernungen (bis auf 1200 Schritt), als der Kartätschenschuß. Angegeben wurde das Geschoß zuerst vom englischen Artillerieobersten Shrapnel; in den Kriegen auf der pyrenäischen Halbinsel 1807—13 aber zuerst verwendet, ohne jedoch besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Jetzt ist es bei fast allen größern Armeen eingeführt. In alten Schriften über Artillerie finden sich ziemlich bestimmte Angaben, aus denen hervorgeht, daß die Idee, die Hohlgeschosse mit Bleikugeln zu füllen, schon in früher Zeit angeregt gewesen ist.

Siam, unabhängiges Reich in Hinterindien, südöstlich von Birma, zwischen Anam, China und dem Busen von Siam, ungefähr 4000 □M. groß, besteht aus dem eigentlichen S., einem Theile von Lao und Kambodscha und einigen malaischen Vasallenstaaten auf Malakka. Die nordöstliche und östliche Grenze läßt sich nicht angeben. Hohe aber gänzlich unbekannte Gebirge begrenzen in Norden das Land, welches der Menam durchströmt und einen großen Theil im Sommer überschwemmt. Unter den Produkten des Landes zeichnen sich die weißen Elephanten, Affen, Büffel und Rehe aus. Tiger und Leoparden sind gewöhnlich. Die Siamesen tragen Zeichen mongolischer Abkunft und sind den Birmanen ähnlich; in den Seestädten leben Chinesen. Der Handelsverkehr mit den Engländern ist noch unbedeutend, wichtiger der mit den Chinesen und den östlichen Ländern. Zucker, Pfeffer, Zimmt, Kardamomen, Adler- oder Aguila- oder Rosenholz, Elfenbein, Gummilack, Arekanüsse, Baumwolle, Reis, Rhinozeroshörner, Salanganennester, Seesalz, Tiger-, Leoparden-, Zibethkatzen-, Fischotter- u. a. Felle sind die wichtigsten Handelsartikel. Das Mineralreich liefert Eisen, Gold, Kupfer, Blei, Zink und Edelsteine, das Pflanzenreich besonders Palmen, Ananas, herrliche Baumfrüchte, Tabak und wohlriechende Hölzer. Die Geschichte dieses Reichs wird erst um die Mitte des 16. Jahrh. zuverlässig. Damals war S., von den Portugiesen unterstützt, mächtig, wurde 1568 aber von den Peguanern erobert, machte sich 1590 wieder frei; indeß verdrängte eine Herrscherfamilie die andere und unaufhörliche Thronfolgestreitigkeiten schwächten das Reich und unterwarfen es 1767 den Birmanen; später rettete ein tapferer Siamese die Freiheit seines Vaterlandes wieder, indem er sich an die Spitze des Heeres gegen die Birmanen stellte und wurde König, doch mußte sein Nachfolger einen beträchtlichen Theil des Landes an Birma abtreten.

Sibbern, Frederik Christian, Professor der Philosophie zu Kopenhagen, wurde daselbst 1785 geboren, auf der Schule zu Herlufsholm gebildet und studirte seit 1802 auf der Universität zu Kopenhagen die Rechte. Nach bestandenem Examen ward er 1810 Privatdocent, 1811 Doctor der Rechte, studirte im Winter von 1811—12 aus Liebe zur Philosophie in Berlin unter Fichte und Schleiermacher und widmete sich in Jena unter

Oken naturwissenschaftlichen Studien. Auch Breslau besuchte er, wo Steffens besonders anregend auf ihn wirkte und begab sich 1813 nach München, wo er mit Schelling in nähere Berührung trat. In demselben Jahre wurde ihm an der Universität zu Kopenhagen die Professur der Philosophie übertragen, die er auch noch im Herbst antrat. Sein Lehrsystem unterscheidet eine blos explicative und eine eigentlich speculative Philosophie; jene soll über das Gegebene orientiren und dadurch die Grundlage der speculativen Philosophie geben. Seiner Meinung nach muß man über Hegel hinausgehen, wenn nicht Vieles von dem, was bei Hegel von großem Werth ist, seine Frucht und Wirkung verlieren soll. S. hat Mancherlei geschrieben; zuerst eine „Psychologie" (2 Bde., 1819—28), die originell in ihrer Entwickelung ist. Sein Buch „Ueber Erkenntniß und Forschen" (1822) ist eine speculative Propädeutik zum akademischen Studium. Viel Aufsehen machte seine Schrift „Hinterlassene Briefe des Gabrielis" (1826), die ihm den Ruf eines Mystikers zubrachte. Außerdem gab er noch eine „Logik als Denklehre vom Standpunkte des intelligenten Wahrnehmens in analytisch-grammatischer Darstellung" (1827, 2. Aufl. 1835); eine „Kunstlehre über Poesie und Kunst, oder Vorträge über allgemeine Aesthetik und Poetik" (1824). In den philosophischen Vorlesungen (4 Hefte, 1828—34) und in der deutsch geschriebenen Abhandlung „Ueber das Verhältniß des christlichen Glaubens zum philosophischen Erkennen", in der von Schleiermacher, de Wette und Lücke herausgegebenen „Theologischen Zeitschrift" legte er seine Idee über die speculative Behandlung des Christenthums nieder. In der neuern Zeit hat er warmen Antheil an den durch die Einführung der Provinzialstände in Dänemark herbeigeführten politischen Erörterungen genommen.

Sibirien, eine ungeheure Landfläche von 223,780 □M., unter russischer Herrschaft, umfaßt den ganzen nördlichen Theil Asiens, reicht also im Norden bis über 77° n. Br., grenzt im N. an das Eismeer, im Süden an das chinesische Reich, die freie Tartarei und den kaspischen See, im W. an das Uralgebirge und den Uralfluß, im O. an den nördlichen Theil des östlichen Oceans oder das stille Meer. Größte Ausdehnung von Osten nach Westen 800 Meilen, von Norden nach Süden 420. Längster Tag im Norden fast 4 Monate, im Süden 15½ Stunde. Der Boden dieses ungeheuren Landes zerfällt in zwei wesentlich verschiedene Theile. Im Westen etwa bis zum Jenisei besteht er größtentheils aus Ebenen, der östliche Theil ist wahres Gebirgsland. Zwei Hauptgebirge umgeben und bedecken das Land. Im Westen der Ural, der vom Uralflusse bis zum Eismeer 300 Meilen weit die Grenze bildet, eine Höhe von 4950 Fuß erreicht, 6—10 Meilen breit ist und sich im Süden nach Osten und Westen hin als Höhenzüge durch die Steppenländer erstreckt. Das Gebirge ist reich an Seen, wilden Thieren, Metallen und Edelsteinen. Der nördliche Theil ist noch wenig untersucht. Der höchste Gipfel der sibirischen Gebirge ist der Jyktu oder Alastau am linken Ufer der Tschuja über 10,000 Fuß hoch. Die nördliche Hälfte des Landes ist im Westen blos Ebene, oft morastig, und im Winter zu passiren, im Osten mehr Gebirgsland, aller Cultur unfähig, wo selbst im Juli die Erde kaum 1 Fuß tief aufthaut, ganz im Norden ohne alle Vegetation, bis auf eine dürftige Moosdecke, südlicher voll dichter Nadelwaldung. Ueber dem 70° n. Br. ist nur eine ungeheure Wüste voll Seen und Sümpfe, Tundra. Die Todtenstille dieser Einöde wird nur im Sommer durch die zahllosen Zugvögel und Heerden wilder Rennthiere, die hierher vor den Mückenschwärmen der südlichen Wälder fliehen, unterbrochen. Merkwürdig sind hier die Schichtenlagen des Bodens, die an den hohen Ufern der Gewässer abwechselnd aus Erde und Eis bestehen, so wie die Menge von Birken, die man zwischen der Jana und Indigirka mit Zweigen, Wurzeln und Rinde aus der Erde gräbt und die im Feuer wie Steinkohlen glimmen; nicht weniger auffallend die Gebeine (ja oft ganze Körper) urweltlicher Thiere (Mammut u. a.), die eingefroren in eisigem Boden liegen. Einladender ist die südliche Hälfte. Westlich von Tobol und Irtisch ist in derselben ebenes, theils sehr fruchtbares Land, theils völlige Steppe, wie die Ischimsche, Barabinskische. Metallreiche Gebirge erheben sich zwischen Ob und Jenisei; bis 56° ist blühender Ackerbau, die Kornkammer

Sibiriens. Der ganze nordöstliche Theil aber ist gänzlich unfähig für Cultur, zum Theil Wüste, fast das ganze Jahr mit Schnee bedeckt. Erdbeben sind im südlichen Gebirgslande nicht unbekannt. Der größte Theil des Landes dacht sich zum Eismeere ab und die Südwestecke zum kaspischen See. Hauptströme sind im Westen der Obi (570 Meilen lang), der im Osten den Tom und Tschulim, im Westen den Irtisch mit dem Om, Ischim, Tobol, Konda rc. aufnimmt; der Jenissei (400 Meilen); die Lena (440 Meilen); alle drei ergießen sich ins Eismeer. Westsibirien ist reich an Seen. Hierher gehört zum Theil der kaspische und Aral-See, und der merkwürdige 15 Meilen lange Tschani in der Barabinskischen Steppe. Die meisten derselben sind Salzseen, in denen sich das Salz oft fußdick ansetzt. Ostsibirien hat nur den bedeutenden 80 Meilen langen, 4—10 Meilen breiten Baikalsee. Das Eismeer bildet viele Busen, Erdzungen und Inselgruppen und setzt immer mehr Land an. Das Klima Sibiriens ist im Allgemeinen rauh, aber gesund, der Sommer in den westlichen Gegenden mild, oft unerträglich heiß, während im Winter oft das Quecksilber gefriert. Die Produkte des Pflanzenreichs sind daher nicht von Bedeutung, Laub- und Nadelholz, im Süden etwas Wein, wenig Obst, in den fruchtbaren Gegenden viel Getreide und in Kamtschatka noch Kartoffeln. Die Viehzucht ist bedeutend, besonders bei den Nomaden der Steppen. Die Wälder sind reich an Elenthieren, Hirschen, Rehen, Antilopen, Wölfen, Bären, wilden Schweinen, Rennthieren, schönen Pelzthieren, Zobeln, Steinfüchsen, Hermelinen, Mardern, Vielfraßen, im Osten nicht selten Panther und Tiger. Ein wichtiges Zugthier ist der Hund. Die Gebirge im Westen und Süden sind metallreich; wichtig sind die 1814 an der Ostseite des Ural entdeckten Goldsandflötze, die 1823 schon 4500 Pfd. Gold und 1824 gegen 8000 Pfd. Ausbeute gaben, und eine Strecke von 150 Meilen einnehmen. Im Ural befinden sich 90 Eisengruben und Hütten, 69 Kupfergruben und mehr als 120,000 Menschen leben daselbst vom Bergbau. Wichtig ist die Entdeckung der Platina im Ural seit 1823; die südlichen Gebirge haben ergiebige Silbergruben. Die sehr geringe Einwohnerzahl ist sehr verschieden vertheilt. Im Süden giebt es einige ziemlich bewohnte Gegenden, der größte Theil des Landes aber ist öde und nur von Nomaden durchzogen. Die Zahl der Bewohner giebt man auf 3 Millionen an. Sie gehören theils dem mongolischen, theils dem kaukasischen Stamme an und heißen Tungusen, Burjäten, Sojoten, Jukagiren, Korjäken, Tschuktschen, Kamtschadalen, Ostjaken, Wogulen, Kalmücken, Bucharen, Barabinzen, Turalinzen, Teleuten, Beltiren, Birjußen u. a. Die Zahl der Eingebornen beträgt keine halbe Million. Zahlreicher sind die eingewanderten Europäer, fast lauter Russen, als: Colonisten, Beamte, Soldaten und Verbannte; auch Deutsche finden sich hier als Colonisten, Bergleute und Beamte, seit 1832 auch viel Polen. Die Eingebornen bekennen sich zum Lamaismus oder sind Heiden, dem Schamanendienste ergeben. Das Christenthum ist hin und wieder, aber meist in roher Gestalt verbreitet; wohlthätig wirken die Bibelgesellschaften für diejenigen Völker, welche eine Schriftsprache haben. Ganz S. kam schon gegen das Ende des 16. Jahrh. nach unbedeutenden Kriegen unter russische Herrschaft, die sich jedoch bei den meisten Stämmen nur auf die Erhebung eines geringen Tributs erstreckt. Viele mongolische Nomadenstämme leben auf der Grenze ebenfalls unabhängig, stets bereit, ins chinesische Gebiet überzugehen. Das ganze Land zerfällt in die beiden Gouvernements West- und Ostsibirien, welche in sieben Gouvernements getheilt sind. Die bedeutendsten Städte liegen in Westsibirien, wie Katharinenburg am Iset, Tobolsk am Irtisch, Omsk am Irtisch und Tomsk am Obi.

Sibylle war der Name prophetischer Frauen, welche nicht wie die delphische Pythia an einem bestimmten Orte und zu einer bestimmten Zeit Orakel ertheilten, sondern durch plötzliche Eingebung hier und da. Diese Sibyllen gehören der nachhomerischen Zeit an; erwähnt werden sie zuerst in einem Fragmente des Ephesiers Heraklit. Von dem Namen existiren mehr als zehn zum Theil höchst abenteuerliche Ableitungen; die wahrscheinlichste ist von *Διος* (dorisch *Σιος*) *βουλη*. Sie sind übrigens mehr in Kleinasien und im griechischen Italien zu Hause, als im eigentlichen Griechenland. Das Alterthum kennt zwölf

verschiedene Sibyllen, darunter die berühmtesten die Mermessische, aus der Stadt Mermessus in Troas, Namens Herophile, und die Cumäische oder Erythräische Sibylle, Amalthea, die aus der jonischen Stadt Erythrä nach Cumä in Unteritalien gekommen sein soll. Diese galt für die Verfasserin und Ueberbringerin der **Sibyllinischen Bücher**, die Tarquinius Superbus kaufte. Es waren 9 Bücher, die ihm angeboten wurden, und die Ueberbringerin warf, als der König den Preis zu hoch fand, erst 3 und dann wieder 3 ins Feuer, bis er für die letzten 3 die Anfangs für alle 9 geforderte Summe zahlte. Dies sind die berühmten Schicksalsbücher (libri fatales) der Römer, mit denen bis in die spätesten Zeiten des römischen Staates soviel frommer Betrug gespielt worden ist. Zur Aufbewahrung und Befragung derselben setzte schon Tarquinius 2 Männer (duumviri) ein; später waren es 10, und zwar halb Plebejer, halb Patricier, und seit Sulla 15. Diese bildeten das collegium quindecimvirum sacris faciundis, von andern ihnen noch zugehörigen Amtsverrichtungen so genannt. Der Inhalt der Bücher wurde ganz geheim gehalten; beim Ausbruche einer Pest oder bei sonstigen bösen Vorbedeutungen und wichtigen Unternehmungen wurden sie befragt; die Antwort war gewöhnlich, daß man ein neues Fest stiften, eine Supplication halten solle und dgl. So gaben sie über Alles Auskunft, was und wie es der Senat wissen wollte und waren stets ein Werkzeug der herrschenden Partei. Bekannt ist ihre Weissagung zu Gunsten Cäsar's, daß nur ein König die Parther besiegen könne. Zu Sulla's Zeiten verbrannten sie mit dem Capitol und dem Jupitertempel. Der Senat ließ darauf in italienischen und griechischen Städten, vorzüglich zu Erythrä, neue sibyllinische Sprüche sammeln und auf dem wiederaufgebauten Capitol niederlegen. August veranstaltete eine dritte Sammlung oder Ausgabe, die in einem goldnen Kästchen im Tempel des Apollo Palatinus aufbewahrt wurde. Neue Brände, namentlich unter Nero, machten neue Sammlungen nöthig, und obwohl Stilicho (im 5. Jahrh. n. Chr.) das Vorhandene verbrannte, so werden sie doch noch ein Jahrhundert später im Kampfe zwischen den Griechen und den Ostgothen erwähnt. Was wir unter dem Namen „Oracula Sibyllina oder χρησμοι Σιβυλλιακοι“ (8 Bücher, beste Ausgabe von Galläus, Amsterd. 1689) besitzen, ist von Juden und Christen untergeschoben, um die Heiden zu überzeugen, daß schon ihre frühesten Vorfahren Kunde von der wahren Lehre empfangen hätten. Sie handeln von der Schöpfungsgeschichte, von der Sündfluth, dem jüngsten Gerichte und Aehnlichem, Alles in den elendesten Versen, und zur Beglaubigung des Betrugs sind homerische und Orphische Verse und Bruchstücke alter griechischer Orakel eingeschoben. Sie stehen völlig in gleicher Linie mit den Schriften, die dem Dares, Diktys und andern Dichtern der vorgeschichtlichen Zeit zugeschrieben werden. S. Bleek's „Untersuchungen über das Alter der sibyllinischen Orakel“ in Schleiermacher's und Plücker's „Zeitschrift für Theologie“ (1. Bd., 1. Heft), und die Vorrede von Angelo Majo zu seiner Ausgabe eines neuerlich aufgefundenen Buches dieser Orakel (Mail. 1817). Die bekannte Erzählung von den losen Blättern, auf die die Sibyllen ihre Weissagungen schrieben, hat A. W. v. Schlegel zu dem Gedichte „Sibylle“ benutzt.

Sicard, Roch Ambroise Lucurron, am 28. Septbr. 1742 zu Fousseret, einem Städtchen bei Toulouse, geboren, ward der würdige Nachfolger des verdienten Epée, indem er wie dieser fast sein ganzes Leben der Erziehung der Taubstummen widmete und mit unermüdlichem Eifer bis zu seinem Lebensende (10. Mai 1822) den edlen Plan, Menschenelend und Noth zu lindern, verfolgte. S. hatte den geistlichen Stand erwählt und ward, nachdem er zu Toulouse seine Studien vollendet hatte, Canonicus zu Bordeaux und bald darauf Mitglied der dasigen Akademie. Hier lernte er einige Taubstummen kennen, deren Unglück auf sein edles Herz den tiefsten Eindruck machte und ihn bewog, Lehrer dieser Unglücklichen zu werden. Die Vorsehung krönte diesen Plan mit dem glücklichen Erfolge, den S. an seinem Schüler, dem Taubstummen Jean Massieu erlebte, der bald ein fähiger Mitlehrer und Erzieher wurde. Nach dem Tode des berühmten Epée, ward S., der sich gerade in Paris aufhielt, 1790 zu dessen Nachfolger an dem dortigen Taubstummeninstitute erwählt. Mit demselben Eifer, derselben Aufopferung und Uneigennützigkeit, wie

sein Vorgänger, wirkte S. hier einige Jahre, und um so erfolgreicher, als nun auch die Regierung dieser Anstalt bedeutende Unterstützung gewährte. Allein schon 1792 ward er durch die Revolutionsmänner, die an jedem stillen, segensreichen Wirken Anstoß nahmen, aus seinem Kreise gerissen und entging nur durch den Muth und die Entschlossenheit einiger Freunde dem Tode. Im J. 1797 ward S. von Neuem proscribirt als Herausgeber der „Annales catholiques". Erst nach dem Regierungswechsel des 18. Brumaire kehrte er nach seiner Anstalt zurück. Ihm gebührt, nächst Epée, das Verdienst, den Taubstummenunterricht zuerst systematisch ausgebildet zu haben; seine Ansichten hat er ausgesprochen in dem Werke: „Théorie des signes pour l'instruction des sourds-muets" (4. Aufl. 1828).

Sichem, später Sychar, war der Name einer uralten Stadt in Samaria, die zwischen den Bergen Ebel und Garizim lag. Nach der Theilung des Reichs kam sie an Israel und diente dem Jerobeam einige Zeit als Residenz. In der Zeit nach dem Exil wurde sie der Hauptsitz des samaritanischen Cultus, dann aber von Johannes Hyrcanus verwüstet. Ob das später zu Ehren des Kaisers Vespasianus erbaute Neapolis (Nablus), wo jetzt noch einige Samaritaner (s. d.) wohnen, ganz dieselbe Stelle eingenommen habe, welche das alte Sichem hatte, läßt sich nicht entscheiden.

Sicheres Geleit, s. Salvus Conductus.

Sicherheitslampen nennt man Lampen, welche für den Gebrauch solcher Bergleute und überhaupt solcher Arbeiter bestimmt sind, die an Orten arbeiten, wo sich explodirende Gasarten oder sogenannte böse Wetter, namentlich Kohlenwasserstoffe, entwickeln und der Luft beimischen können, also vorzüglich in Steinkohlengruben. Diese Lampen sind mit einer Vorrichtung versehen, welche eine Entzündung der in der Luft befindlichen Gase durch die Flamme der Lampe verhindert. Die erste Lampe dieser Art wurde von dem berühmten H. Davy (s. d.) um 1816 angegeben, der dabei die Erfahrung benutzte, daß eine Flamme durch ein nicht zu weites Drahtnetz nicht hindurchbrennen kann. Sie besteht aus einer Oellampe, welche in einem Cylinder von feinem Drahtgewebe brennt, dessen Maschen $^1/_{80}$, höchstens $^1/_{50}$ Zoll weit sind. Die Lampe war lange in den Kohlengruben ausschließend in Gebrauch und hat die früher sehr häufigen Explosionen sehr vermindert, aber nicht ganz verhütet, was seinen Grund theils in unvorsichtiger Handhabung, Anwendung schadhafter Lampen ꝛc., theils darin hat, daß allerdings ein Drahtnetz von bestimmter Weite der Maschen nur so lange schützt, als die Gase sich nicht mit einer gewissen Geschwindigkeit dagegen bewegen. Sehr enge Drahtnetze nehmen aber fast das ganze Licht weg. Neuerdings hat man mehrere Abänderungen angegeben, welche alle darauf hinausgehen, den Theil der Lampe, wo sich die leuchtende Flamme befindet, aus Glas zu construiren, die Luftcirculation aber nur durch Oeffnungen stattfinden zu lassen, welche gegen das Durchbrennen nach obigem Princip geschützt sind. Hierher gehören die Lampen von Upton und Roberts in England, von Dumenil und Combes in Frankreich und von Mueseler in Belgien. Sie sind natürlich theurer und complicirter, zum Theil viel zerbrechlicher, als die Davy'sche; am einfachsten sind noch die Constructionen von Mueseler und Combes, welche auch Eingang zu finden scheinen.

Sicht und **Nach Sicht**, s. Vista.

Sicilien, das Königreich beider, ein kleiner Theil des ehemaligen römischen Reiches, reicht seinem Bestehen nach als solches zurück in die ersten Zeiten des Mittelalters. Bis dahin hatten die beiden Hauptbestandtheile desselben, Italiens südlicher Theil und die Insel Sicilien, die mannichfaltigsten und einflußreichsten Veränderungen und Katastrophen erfahren; die Herrlichkeit früherer Jahrhunderte war nur noch in Trümmern vorhanden und die Blüthe und geistige Bedeutung des Alterthums war längst verschwunden, vielleicht verschwunden auf immer. In den ältesten Zeiten setzten sich sowohl im diesseitigen als jenseitigen Sicilien pelasgische Stämme fest, auf der Insel sich mit den Ureinwohnern, den Sicanern, verbindend. Griechische Colonisten, die seit dem 8. Jahrh. v. Chr. an den Küsten sich niederließen, verdrängten sie in die inneren Gegenden, und gründeten reiche und mächtige

Städte (Tarent, Croton, Sybaris, Locri, Elea, Pästum, Neapel, Syracus, Agrigent, Selinus, Catanea ꝛc.), die durch sinnliche und geistige Bildung, durch Gesetzgebung (s. Zaleukus und Charondas), Philosophie (s. Pythagoras und Zeno), Beredsamkeit (s. Gorgias), Dichtkunst (s. Theokritus), Bildhauerei und Baukunst den Glanz des Mutterlandes theils erreichten, theils noch überstrahlten. Es entstanden eine Menge kleiner Republiken und Monarchien, die sich gegenseitig bekämpften und überwältigten, und als Zügellosigkeit und Zerrüttung im öffentlichen, übertriebener Luxus und Sinnengenuß im Privatleben immer mehr überhand nahmen, machte die Zerstückelung, der Mangel an Einheit es möglich, daß in Neapel (wie wir den diesseits des Faro di Messina gelegenen Theil des Königreichs beider Sicilien nennen wollen) die aus den Gebirgen der Abruzzen vordringenden sabellischen Stämme der Samniter und Lucaner, in S. dagegen die Carthaginienser siegreich sich ausbreiteten und viele der griechischen Städte entweder eroberten oder der ihnen unterworfenen Gebiete und ihres Ansehns beraubten (seit dem 4. Jahrh. v. Chr.). Endlich erlagen im 3. Jahrh. Sieger und Besiegte den Römern, und was von Selbständigkeit und Blüthe sich noch erhalten hatte, ging unter ihrer Herrschaft vollends zu Grunde. Am härtesten war das Loos Siciliens, wo habsüchtige und gewaltthätige Statthalter gleich Feinden des Landes raubten und plünderten. Besonders waren es die Werke der Kunst, auf welche ihre lüsternen Augen gerichtet waren. In Neapel ward die Umgegend der Stadt Neapel nach und nach von den reichen und vornehmen Römern zum Aufenthalt in der angenehmen Jahreszeit gewählt. Dadurch ward hier eine große Wohlhabenheit, aber auch der übertriebenste Luxus, der raffinirteste Sinnengenuß hervorgerufen, der am höchsten gesteigert war in dem berühmten Badeorte Bajä, und der Untergang der Städte Herculanum und Pompeji erinnert unwillkürlich an das Schicksal von Sodom und Gomorra. Die Völkerwanderung und der Untergang des römischen Reichs brachten, wie in das übrige Italien, so auch in die Theile desselben, von denen wir reden, neue Völker, neue Sprachen und Sitten; aus der Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der neuen und alten Elemente gingen nach langwierigem Kampfe die Italiener und die italienische Eigenthümlichkeit hervor, und es ward Grund und Boden gewonnen für die Entwickelung neuer Richtungen und Verhältnisse des Lebens. Sicilien ward erobert von den seit 427 in Afrika wohnenden Vandalen; diesen entrissen es die Ostgothen, die unter Theodorich Italien in Besitz nahmen, und diesen hinwiederum unter dem Kaiser Justinian in der Mitte des 6. Jahrh. zugleich mit dem übrigen Italien die Griechen oder Oströmer. Unter der Herrschaft der letzteren stand die Stadt Neapel und ihre Umgebung unter einem Herzog, der dem Exarchen von Ravenna untergeordnet war, das südlich von Neapel liegende Land aber mit S. unter einem in S. residirenden Statthalter, der den Namen Patrizius führte und über mehrere Herzöge gebot. Im J. 568 brachen die Longobarden in Italien ein; bald drangen sie auch ins südliche Italien vor und gründeten das Herzogthum Benevent. Die Griechen verloren an sie eine Besitzung nach der andern, so daß kurz vor der Regierung Karl's des Großen ihnen nichts mehr übrig war, als Calabrien, ein schmaler Küstenstrich mit den Städten Terracina, Gaeta, Neapel und Amalfi, und die Insel S. Im J. 827 ward ihnen von den Sarazenen auch S. entrissen; es ward eine Provinz der aglabitischen Fürsten von Kairwan, regiert von einem Emir, und nur Syrakus und Taormina blieben den Griechen noch eine kurze Zeit (bis 898). Der griechische Statthalter verlegte seinen Sitz nach dem Festlande Italiens. Was die Oströmer auf diesem noch besaßen, nannten sie aus Eitelkeit Sicilien diesseits der Meerenge, und dieser Name hat sich erhalten bis auf den heutigen Tag, nur daß man jetzt mehr darunter begreift, als damals.

Das Ereigniß, das diese Veränderungen hervorbrachte, ist für Neapel sowohl als Sicilien der Anfang einer schrecklichen Zeit. Schon der Druck der griechischen Herrschaft war kaum erträglich gewesen, aber noch schrecklicher war die Despotie der sarazenischen Emire und einzelnen Ortschaften vorstehenden Alkalden Siciliens. Das schöne Land ward allmälich verödet. Die südliche Provinz dagegen ward verheert durch ewige Kriege, welche

Longobarden und Griechen gegen einander und unter sich selbst führten, und was diese Kriege verschonten, ward vernichtet von den Ungläubigen. Denn seitdem diese auf S. sich festgesetzt hatten, machten sie theils von hier, theils von Afrika aus fast jährlich Raubzüge gegen die italienischen Küsten, mit Feuer und Schwert allenthalben wüthend, wo sie erschienen. Als ihnen im J. 871 die Stadt Bari, die sie außer andern Ortschaften erobert hatten, wieder entrissen ward, rächten sie sich dadurch, daß sie die Gegenden am Meerbusen von Salerno und das ganze Calabrien im eigentlichen Sinne in eine Wüste verwandelten. Tausende von Christen schleppten sie nach und nach in elende Sclaverei. Die Herzöge oder, wie sie nach dem Sturze sich nannten, Fürsten von Benevent, kamen durch Karl den Großen in das Verhältniß der Abhängigkeit vom fränkischen Reiche, und nach Erneuerung der abendländischen Kaiserwürde vom Kaiser. Doch blieben sie dabei so gut wie selbständig, da wegen der großen Entfernung der Kaiser seine Rechte nur vorübergehend geltend machen konnte, und oft ward die in Anspruch genommene Oberherrlichkeit gar nicht anerkannt. Dieselbe Stellung aber, die der Fürst gegen den Oberlehnsherrn einnahm, nahm bald gegen ihn selber der mächtige Adel ein, vor Allem die Gastalden oder Grafen in den von ihnen regierten Districten. Das einst mächtige und blühende Herzogthum Benevent — seine Hauptstadt Benevent besaß zu Karl's des Gr. Zeiten mehrere wissenschaftliche Institute und sogar eine Bibliothek, und war der Sitz einer Bildung, wie sie damals nur bei den Angelsachsen und an Karl's Hofe angetroffen ward — verfiel in den Zustand der Anarchie und gänzlicher Zerrüttung; es bildeten sich Parteien, welche Fürsten stürzten und neue erhoben; jeder Mächtige, dem es nicht gelang, sich die höchste Gewalt zu erwerben, benahm wenigstens in seinem Kreise sich völlig unabhängig; wer sich nicht behaupten konnte, schloß sich an die Griechen oder an die Sarazenen an; überall herrschte nur Gewalt, Leidenschaft und grenzenlose Sittenlosigkeit; endlich (im J. 840) ward das Fürstenthum zerstückelt in drei Theile, in die Fürstenthümer Benevent, Salerno und Capua. In dieser Zeit, wo ein allgemeiner Kampf Aller gegen Alle stattfand, war es, wo die Sarazenen ihre Angriffe auf Italien und ihre Eroberung begannen. In dieser Noth wendeten die kleinen longobardischen Fürsten sich an den Kaiser. Kaum aber hatte Ludwig II. einige Vortheile errungen und Bari erobert, als sich, aus Furcht, er möge im südlichen Italien mächtig werden, Longobarden, Griechen und Sarazenen gegen ihn verbanden und ihn nöthigten, im J. 874 auf den Plan, das südliche Italien zu unterwerfen, völlig zu verzichten.

Wie Benevent, so zerfiel auch im 10. Jahrh. das Herzogthum Neapel in drei Theile, in das Herzogth. Neapel, das Herzogth. Gaeta und das Herzogth. Amalfi. Parteienkampf, hervorgehend aus Herrschsucht und Treulosigkeit, in Folge deren häufiger Wechsel der Fürsten und Abhängigkeit bald von der einen, bald von der andern der benachbarten Mächte, unter denen auch der Papst war, waren wie dort, so auch hier der endlichen Zersplitterung vorausgegangen. Doch war mitten in dem unruhigen, wechselvollen Zustande das bürgerliche Leben und Treiben in diesen Territorien zu einer gewissen Blüthe gelangt, besonders dadurch, daß man es nicht verschmähte, mit dem Feinde der Christenheit in Verbindung zu treten und Verträge zu schließen, um Vortheile von ihnen zu ziehen, ohne von ihren Raubzügen zu leiden. Amalfi besonders trieb einen so großartigen Handel, daß es im 10. Jahrh. war, was Venedig für spätere Zeiten. Es sandte seine Schiffe in die sarazenischen Häfen Syriens und Aegyptens, um die Producte des Orients zu holen und in die französischen und andere Häfen des Mittelmeers zu verfahren, und das Seerecht, welches es ausbildete, war so berühmt, daß selbst die Griechen von Konstantinopel es als Norm angenommen haben sollen. Alle drei Herzogthümer waren, doch nur dem Namen nach, abhängig von dem griechischen Gouverneur in Calabrien, der sich seit 999 Catapan nannte. Als Kaiser Otto I. seine kaiserliche Macht in Oberitalien und in Rom wieder zu Ehren gebracht hatte, wollte er dieselbe auch auf das südliche Italien ausdehnen. Die longobardischen Fürsten und die Neapolitaner erkannten seine Lehnshoheit an, da sie ihm nicht widerstehen konnten; das griechische Gebiet hoffte er an sich bringen durch die Verheirathung seines Sohnes, Otto II., mit einer griechischen Prinzessin, und was die Sara-

zenen besaßen, glaubte er dann leicht erobern zu können. Die projectirte Heirath kam auch zwischen Otto und Theophania, der Tochter des Kaisers Romanus II., zu Stande, hatte jedoch nur einen Frieden zwischen den beiden Kaisern zur Folge, der wegen Verzögerung derselben von Otto bereits begonnene Feindseligkeiten einstellte. Otto II. suchte den Plan seines Vaters mit Gewalt der Waffen durchzusetzen; er wollte die griechischen Territorien Süditaliens als Heirathsgut seiner Gemahlin erobern und die Sarazenen vertreiben, erlitt aber von den verbundenen Sarazenen und Griechen bei Basentello im J. 983 eine Niederlage und rettete kaum das eigene Leben. Auch Otto III. und Heinrich II. erreichten Nichts. Was diesen Kaisern nicht gelang, gelang einer geringen Zahl von Rittern aus der Normandie. Normannische Pilger, welche nach Jerusalem zogen, hatten in Italien den Salernitanern gegen die Sarazenen beigestanden und durch tapfere Führung des Schwertes sich Ruhm erworben. Kaum war die Kunde von dieser Waffenthat und von der Lage der Dinge in Süditalien in die Heimath gelangt, als die jungen Adligen, welche der Mangel an väterlichem Erbe nöthigte, Kriegsdienste zu suchen, anfingen, nach diesem Lande zu ziehen. Gern wurden sie von den dortigen Fürsten aufgenommen und die Aussicht auf Beute und Kriegsruhm lockte immer neue Schwärme an, die in den unaufhörlichen Kriegen der Longobarden, Griechen, Deutschen und Sarazenen und den Kämpfen der mannichfaltigen Parteien fortwährend Beschäftigung fanden.

Der Beginn dieser Züge fällt in den Anfang des 11. Jahrh. Statt des Soldes gab man in der Regel Ländereien und in Kurzem waren einige Landstriche in Apulien und Campanien in den Händen der Normannen. Dort bekamen sie vom Kaiser Heinrich II. einige Reichslehen, hier von dem Herzog von Neapel, Sergius, den sie wieder eingesetzt hatten, die Gegend, wo sie A v e r s a bauten (1029) und eine unabhängige Grafschaft gründeten, an deren Spitze zuerst ihr Führer R a i n u l f stand. Auch in Apulien entstand eine normannische Grafschaft. Eine Schaar Normannen hatte den Griechen beigestanden gegen die Sarazenen und für diese Hülfe keine Belohnung erhalten. Deshalb bemächtigten sie sich der griechischen Stadt Melfi und der Umgegend, wählten Wilhelm den Eisenarm zu ihrem Fürsten (1043) und nannten das Gebiet desselben die Grafschaft Apulien. Von diesen beiden Punkten aus, Aversa und Apulien, wuchsen die normannischen Besitzungen durch Tapferkeit, Klugheit und schlaue Politik von Jahr zu Jahr, bis durch den Grafen von Apulien, Robert Guiscard, und seinen Bruder Roger ein mächtiges Reich entstand. Die Fürsten von Benevent hatten den Kaiser Konrad (gest. 1039) beleidigt und der Papst war dadurch veranlaßt worden, sie zu excommuniciren. Gegen die excommunicirten Fürsten hielten die Normannen sich berechtigt, Eroberungen zu machen, und die Unterthanen derselben litten dadurch so sehr, daß sie endlich dem Papst sich ergaben und ihre Fürsten vertrieben. Diese verbanden sich nun mit den Normannen, um mit ihrer Hülfe das Fürstenthum wieder zu erobern. Eine päpstliche Armee wurde geschlagen und Papst Leo IX. selbst gefangen genommen in Civitella. Doch begegneten ihm die Normannen mit der größten Achtung und versöhnten ihn dadurch so, daß er ihnen seinen Segen gab und ihnen alle Eroberungen bestätigte, die sie bereits gemacht hatten und noch gegen Griechen und Sarazenen in Italien und Sicilien machen würden. Bald darauf starb Leo im J. 1054. Nach seinem Tode erhielten die Fürsten von Benevent ihr Fürstenthum wieder zurück und regierten es bis 1077, wo das Fürstenhaus ausstarb. Seit dieser Zeit ließ der Papst Benevent durch seine Beamten regieren. Die den Normannen inwohnende Kraft und ihre Ehrerbietung gegen den Papst ließen sie den Päpsten als geeignet erscheinen, mit ihnen in nähere Verbindung zu treten. Mit ihrer Hülfe gedachten sie ihre Macht in Rom und die Hierarchie, gegen welche die deutschen Kaiser sich auflehnten, fester zu begründen. Sie begünstigten daher dieselben auf alle Weise und beförderten die Ausbreitung ihrer Macht. So belehnte Papst Nicolaus II. Robert Guiscard's Schwager, den Grafen Richard von Aversa, mit dem Fürstenthum Capua, ohne ein Recht dazu zu haben und blos, weil Richard es zu besitzen wünschte. Der Fürst Landulf VIII. mußte 1062 den Normannen weichen und sein Land ihnen überlassen. Es ward vereinigt mit der Grafschaft Aversa zu einem Staate.

In Apulien, wo seit 1043 nacheinander drei Brüder, Wilhelm, Drogo und Humfred, Söhne Ritter Tancred's von Hauteville in der Normandie, geherrscht hatten, folgte 1057 der vierte Bruder, Robert Guiscard. Er unternahm es, mit seinem heldenmüthigen Bruder Roger Calabrien und Sicilien zu erobern. Bewundernswürdig ist die Kühnheit und Kraft, mit der sie ihren Plan ausführten. Mit 700 Mann schlug Roger in S., das in mehrere kleine unabhängige sarazenische Herrschaften zerfallen war, eine Armee von 15,000 der Ungläubigen. Im J. 1071 fiel die letzte griechische Stadt Calabriens, Bari, und im J. 1091 der letzte Ort, in dem sich in S. die Sarazenen noch behaupteten, Enna. Robert nannte sich Herzog von Apulien und Sicilien und gab seinem Bruder S. zu Lehen mit dem Titel eines Grafen von Sicilien. Die Päpste hatten bis daher die apulischen Normannen weniger geachtet, und als Robert im Gefühl seiner Macht Gregor VII. die Lehnspflichten von Calabrien und S., die er noch vor der Eroberung als päpstliche Lehen erhalten hatte, nicht leisten wollte, ward er 1074 in den Bann gethan. Die Folge der Feindschaft zwischen Robert und dem Papste, mit dem der Graf von Capua und der longobardische Fürst von Salerno verbunden waren, war, daß Robert 1077 das Fürstenthum Salerno nebst der Stadt Amalfi eroberte und das päpstliche Benevent angriff. Wegen einiger Mißhelligkeiten wandte sich indeß jetzt der Graf von Aversa, Jordan, Richard's Sohn, von seinem Lehnsherrn, dem Papste, ab und verband sich mit dessen Feinde, dem Kaiser Heinrich IV. Dadurch kam zwischen Robert und Gregor eine Aussöhnung zu Stande und der Papst belehnte den normannischen Fürsten mit allen seinen neuen Staaten (1080), nur einige Eroberungen ausgenommen. Er hatte an ihm die tüchtigste Stütze gegen Heinrich IV. Nach dem Tode Beider, Robert's und Gregor's, im J. 1085, ward mit Hülfe der apulischen Normannen im J. 1098 auch der Graf von Aversa wieder unterworfen, aus einem Lehnsmann aber des Papstes, was er früher gewesen, ward er nun ein Vasall Herzog Roger's von Apulien, der seinem Vater Robert in der Regierung folgte, seinem Bruder Boemund ein Stück von Calabrien mit den Städten Oria, Gallipoli, Otranto und Tarent überlassend, während das übrige Stück von Calabrien mit der Hauptstadt Mileto nebst S. der Oheim Beider, Graf Roger von S. (gest. 1101), besaß. Der Sohn Roger's, Roger II., vereinigte nach dem Aussterben der Linie Robert Guiscard's alle normannischen Besitzungen und auch Neapel unter seinem Scepter und nahm darauf den Titel eines Königs von S. an, der ihm vom Papste 1130 bestätigt ward. Er besaß sein Königreich als päpstliches Lehen.

Die Einrichtung desselben war vorzüglich. Neben dem strengen französischen Lehnsrechte, welches eingeführt ward, bestand das griechische Recht (z. B. in Neapel) und das longobardische in allen Verhältnissen, die das Lehnrecht nicht erreichte, ungetrübt fort. An der Spitze der ganzen Verwaltung und Gerichtsbarkeit stand der Großcanzler des Reichs. Die ihm untergebenen Aemter waren nicht erblich und wurden nur nach geistigen Fähigkeiten, nicht nach Geburt und Abstammung von einem bestimmten Stande oder Volksstamme vergeben. Sarazenen, deren in S. noch viele übrig waren, konnten hohe Würden bekommen. Wie früher vom 7. bis zum 11. Jahrh. das südliche Italien in Benevent, Montecassino und Salerno die Pflegerinnen der für damalige Zeit höchsten wissenschaftlichen Bildung, namentlich auch des Studiums griechischer Sprache und Literatur, gehabt hatte, so entwickelte sich in eben dieser Gegend, besonders aber in S., seit Roger II. durch den Einfluß der provençalischen Poesie, welche durch Roger's Mutter, eine Prinzessin von Montferrat, dahin verpflanzt ward, die neuere italienische Dichtung in der Sprache des Landes. Residenz war Palermo. Das normannische Königsgeschlecht starb aus im J. 1189 mit Wilhelm II., einem geliebten Regenten, und durch Vermählung der Schwester seines Vaters, Constanze, mit dem nachmaligen Kaiser Heinrich VI. kam das Königreich S. an das Hohenstaufische Haus. Kaiser Friedrich II., Heinrich's Sohn, bildete, auf den vortrefflichen Grundlagen fortbauend, dasselbe zu einer fast vollendeten Monarchie fort. Die schon vorhandenen und seine eigenen Gesetze legte er im J. 1231 nieder in einem Gesetzbuche. Ein Recht und ein Volk ward durch ihn hergestellt. Die Gewalt war in den Händen des

Königs und seiner Beamteten, nicht zersplittert, wie damals überall, an Städte, adlige und geistliche Herren; aber Abgeordnete der Städte konnten auf Provinzial- und Reichstagen Klagen über Verletzung der Gesetze, Wünsche und Vorschläge anbringen. Die Gerichtsbarkeit und die Finanzen waren in bewundernswürdiger Ordnung, die Ruhe und Sicherheit hob Industrie und Handel. In S. bestand Zuckerbereitung und Seidenbau, aus Wolle und Seide wurden Stoffe verfertigt, so fein und kunstreich, wie damals nirgends; Palermo war für den Welthandel, was früher Amalfi gewesen. Daneben blühten Baukunst, besonders die Wasserbaukunst, schöne Gärtnerei und Dichtkunst, und in wissenschaftlichen Anstalten ward geistige Cultur auf das Herrlichste gefördert. Friedrich II. und sein natürlicher, ihm völlig ähnlicher Sohn Manfred, der als König von S. ihm nach mehreren Jahren der Anarchie folgte, nahmen in Bezug auf geistige Bildung, namentlich als Dichter, selbst die höchste Stelle ein. Aber die Macht der Hohenstaufen war dem Papste gefährlich; er suchte sie zu vernichten, that sie in den Bann und belehnte, als Oberherr, mit dem sicilischen Reiche den Grafen Karl von Anjou. Kämpfend gegen ihn fiel 1266 König Manfred. Conradin, Friedrich's Enkel, ward, als er sein Erbe erobern wollte, bei Scurzola geschlagen und — hingerichtet zu Neapel vor den Augen des grausamen Karl (1268). Die Stadt Neapel, wo Friedrich eine Universität gegründet, ward von jetzt an Residenz und S. als Provinz behandelt. Der grausame Druck, den die Franzosen gegen die Sicilianer übten, war unerträglich und es ward eine Verschwörung, an deren Spitze der Salernitaner Arzt Johann von Procida stand, angestiftet, mit der Tendenz, S. an König Peter von Aragonien, den Tochtermann König Manfred's, den Conradin sterbend zum Erben seines Reichs eingesetzt hatte, zu übertragen. Die sicilianische Vesper (1282) beschleunigte den Ausbruch derselben und Peter ward König. Das Königreich zerfiel in das Reich Neapel und in das Reich Sicilien.

In S. folgte auf Peter dessen Sohn Jacob bis 1295 und als dieser, vom Papst durch Versprechungen bewogen, die neue Erwerbung wieder aufgab, sein Bruder Friedrich (III.). Friedrich's Nachkommenschaft herrschte über S. bis zum Tode der Königin Maria im J. 1402. Maria vermachte ihr Erbe ihrem Gemahl, dem aragonischen Prinzen Martin, nach dessen Tode (1409) es an seinen Vater, den König Martin von Aragonien, kam. Martin starb 1410 und der ganze aragonische Königsstamm war nun erloschen. Noch in demselben Jahre wählten die Aragonesen den Schwestersohn Martin's, den castilischen Prinzen Ferdinand, zu ihrem Könige; ihm übertrugen auch die Sicilianer die Krone von S. 1412. Langwierige Kriege mußten seit der Zeit der Losreißung Siciliens mit den Königen von Neapel und dem Papste, der die sicilianischen Aragonesen nicht anerkannte, geführt werden und als dieselben aufhörten, traten heftige Parteikämpfe ein, die das Glück der Insel vollends vernichteten. Am Ende des Zeitraums (1410) war nichts mehr von der frühern Ordnung vorhanden. Das ganze Land hatte sich aufgelöst in eine Menge Baronien, deren Inhaber, im Besitz königlicher Rechte und Einkünfte, fürstliche Stellung einnahmen und das Volk seufzen ließen unter dem Druck ungerechter Gerichtspflege und harter Steuern.

Auch in Neapel hatte der Adel sich außerordentlich gehoben. Umgeben mit Söldnerhaufen, bekämpften sich unter einander die Barone; jeder verübte, was seine Gewalt ihm erlaubte. Seit dem Tode König Robert's, des Enkels Karl's von Anjou, im J. 1343, bekämpften sich die einzelnen Linien des Königshauses, und da die Königin Johanna I. (ermordet 1382) den Bruder König Karl's V. von Frankreich, Ludwig von Anjou, adoptirte, ward auch noch ein jüngeres Haus Anjou in den Kampf hineingezogen. Der Hof war der Sitz von List, Gewalt, Ausschweifungen und Bosheit. Die Nachkommenschaft Karl's von Anjou starb aus im J. 1435 mit der ausgelassenen Königin Johanna II., der Schwester Königs Ladislaus von Ungarn und Neapel (gest. 1414). Sie hatte Alfons V., den Sohn und Erben Ferdinand's von S. und Aragonien, adoptirt, bald aber, mit diesem sich veruneinigend, ein Gleiches gethan mit Ludwig III. von Anjou. Eine angiovinische und eine aragonische Partei bekämpften sich, bis im J. 1442 Alfons obsiegte und Renatus,

der Bruder des 1434 verstorbenen Ludwig's III., nach Frankreich zurückging. Alfons starb 1458 und hinterließ seine spanischen Besitzungen nebst S. seinem Bruder Juan, Neapel aber als besonderes Königreich seinem natürlichen Sohne Ferdinand I. Die Ansprüche des jüngern Hauses Anjou vererbten sich 1481 an König Ludwig XI. von Frankreich; sie geltend zu machen, unternahm König Karl VIII.; leicht eroberte er das Königreich Neapel zu Anfang des J. 1495 gegen König Ferdinand II., Ferdinand's I. Enkel, aber schon im folgenden Jahre hatte sich sein Vicekönig so verhaßt gemacht, daß es leicht war, mit spanischer Hülfe die Franzosen wieder zu vertreiben. Ludwig XII., Karl's Nachfolger, beschloß, die Schmach zu rächen. In Aragonien und S., welches letztere durch Statthalter regiert ward, herrschte Ferdinand der Katholische. Mit diesem verband sich Ludwig zur Eroberung und Theilung Neapels, wo Ferdinand's II. Oheim, Friedrich, als König gefolgt war. Gemeinsam ward 1501 die Eroberung vollbracht, aber Streitigkeiten wegen der Grenzen brachten die Franzosen und Aragonier in Kampf, und bis zum J. 1504 war Ferdinand der Katholische im alleinigen Besitz des ganzen Reichs. Neapel und S. gehorchten wieder einem Herrn und standen zwei Jahrhunderte lang unter spanischen Vicekönigen.

Früher hatten die Könige von Neapel aus dem Hause Karl's von Anjou dadurch für Italien Bedeutung gehabt, daß sie ein Anhaltpunkt waren für die dem Kaiser feindlichen und mit dem Papst es haltenden Guelfen, und König Ladislaus besonders hatte im mittlern Italien sich solche Macht gegründet, daß er daran dachte, Italien in ein Reich zu verwandeln. Die Könige von S. dagegen, durch ihre Stellung zu Neapel dem Papste natürlich ab- und dem Kaiser zugewandt, waren eine Stütze der Ghibellinen und überhaupt aller dem Papste feindlichen Elemente. Alle ketzerischen Richtungen und reformatorischen Bestrebungen fanden bei ihnen Schutz, um so mehr, da der Papst dem Grafen Roger von Sicilien die höchste geistliche Gewalt übertragen hatte, die nun auch die Aragonesen in Anspruch nahmen und ausübten. Seitdem beide Reiche ihre Selbständigkeit verloren, war auch diese ihre frühere Bedeutung verloren. In gleicher Weise verliert das innere Leben seit dieser Zeit alles Interesse. Adel, Geistlichkeit und Städte wurden von den Vicekönigen in aller Weise mit einander verfeindet. Dadurch gelang es, sie zu trennen und zu schwächen, die königl. Macht dagegen immer fester zu begründen. Die ständische Verfassung verschwand in Neapel fast bis zu einem Schatten, und wenn in S. die Parlamente in ihrer alten Ordnung blieben, so hatten sie doch wenig Einfluß, und neben ihnen ward die furchtbare spanische Inquisition eingeführt. Den Vicekönigen standen zur Seite spanische Truppen, Spanier verwalteten die Aemter. Von Jahr zu Jahr wurden die Abgaben drückender, und die dadurch erzeugte Armuth und Noth des Volkes wuchs noch dadurch, daß nach und nach der größte Theil der Besitzungen in die Hände des Adels kam. Einzelne bald gestillte Unruhen waren davon die Folge. Gefährlich aber ward der Aufstand, der im J. 1647 zu Neapel von dem niedern Volke unter der Anführung eines armen Fischers aus Amalfi, Namens Tommaso Aniello (Masaniello nannte ihn das Volk) erregt ward. Zwar ward Aniello bald vernichtet, aber die Volkspartei verwandelte sich in eine französische, und wäre der herbeigerufene Herzog Heinrich II. von Guise ein tüchtiger Mann gewesen, so wäre damals Neapel von Spanien getrennt und zu einem selbständigen Reiche wieder erhoben worden. Ein Jahr lang dauerte die Bewegung. Die spanische Herrschaft ward von Neuem befestigt, Confiscationen und blutige Strenge, zugleich aber auch eine mildere Steuerverfassung waren die Folgen dieses Aufstandes. Eine eigenthümliche Lebensäußerung zeigte sich in gesetzlichen Bahnen in der Abwehr der Ungläubigen, welche während der Kriege Franz's I. von Frankreich mit Kaiser Karl V. (als König von Spanien Karl I.), von Ersterem angeregt, häufig an den Küsten der spanisch-italienischen Besitzungen Angriffe machten, plünderten und Menschen als Sclaven fortführten. Auch später noch wiederholten sie diese Plünderungen, unter andern im J. 1620. Neapel ward von Frankreich aus, das seine Ansprüche nicht vergaß, auch direct angegriffen, z. B. von Franz I. im J. 1528, aber ohne mehr, als vorübergehende Folgen. S. wurde von Ludwig XIV. in seinem 1672 begonnenen Kriege mit Holland, Spanien &c. zum Abfall bewogen. Der

Aufruhr kostete dem Admiral Ruyter, der die Spanier unterstützte, im J. 1676 das Leben, wurde aber glücklich gedämpft. Im spanischen Erbfolgekriege ward das Königreich Neapel für Oesterreich erobert vom Grafen Daun und im Utrechter Frieden trat es Spanien an diese Macht ab, während S. auf Betrieb der Engländer, die das Aufkommen jeder Handelsmacht unterdrückten, an Savoyen kam. Als Alberoni in seinen Eroberungsplänen S. angriff, ward es durch die Bestimmung der Quadrupelallianz von 1718 ebenfalls an Oesterreich gegeben, welches an Savoyen dafür Sardinien abtrat. Aber bereits im österreichischen Erbfolgekriege ward im J. 1735 das Königreich beider S., das bis dahin österreichische Vicekönige regiert hatten, von Spanien wieder erobert und der Wiener Friede von 1735 nöthigte den Kaiser, dasselbe an den Infanten Don Carlos abzutreten, unter dessen Scepter es im Vergleich mit der Regierung der früheren Vicekönige goldene Tage erlebte.

Nach seines Bruders Tode ward Don Carlos König von Spanien (1759) und überließ Neapel und S. seinem dritten neunjährigen Sohne Ferdinand, nachdem er mit Oesterreich am 3. Octbr. einen Vertrag dahin abgeschlossen hatte, daß Spanien und das Königreich beider S. nie mit einander vereinigt werden sollten, außer wenn nur noch Ein männlicher Nachkomme des beide beherrschenden Stammes übrig sei. Die Staatsgeschäfte leitete, sowohl während der Minderjährigkeit des Königs, als noch nachher bis zum J. 1776 der Marchese Tanucci, ein Mann, der in die reformatorischen Bestrebungen seiner Zeit in ähnlicher Weise einging, wie Leopold von Toscana, und nach den Ansichten Beccaria's und Filangieri's seine öffentliche Thätigkeit einrichtete. Der Marchese della Sambuca, der ihm als Premierminister folgte, gehoben von der Königin, einer österreichischen Prinzessin, ging in seiner Weise fort. Vertreibung der Jesuiten (1767), Einziehung ihrer Güter und der unnützen Klöster, Aufhebung der päpstlichen Benutzung vacanter Kirchen, Verbesserung des Steuersystems, Einschränkung der fürstlichen Stellung der Barone, endlich (seit 1788) die, freilich widerrechtliche, Verweigerung der Lehensleistungen an den Papst waren die Hauptresultate der Verwaltung dieser Männer. Die Verbesserung der Finanzen machte eine Verbesserung der Landmacht, die Einrichtung einer Flotte, die seit einiger Zeit fehlte, und die Benutzung der Kunstschätze des Alterthums zur Förderung der Wissenschaften möglich. S. regierte ein Vicekönig. Die Untergrabung aber der Achtung gegen die Kirche und gegen die alte Lehnsverfassung, welche mit den erwähnten Reformationen verbunden war, schufen zugleich in Neapel und S. einen Boden, der der Aufnahme der Grundsätze der franz. Revolution durchaus günstig war. Den meisten Zugang fanden dieselben in den Freimaurerlogen, und während der Hof, an die Bourbonen, und durch eine Wechselheirath (1790) noch enger als früher an Oesterreich geknüpft, beim Ausbruch der Revolutionskriege, ohne Energie freilich und ohne Dauer, an diese sich anschloß, brachen im eignen Reiche 1794 und 95 Verschwörungen zu Gunsten republikanischer Verfassung aus, ohne jedoch andere Folgen, als die Bestrafung der Theilnehmer nach sich zu ziehen. Die Theilnahme an dem Kampfe gegen die französische Republik war, wie gesagt, ohne Entschiedenheit. Der Noth des Augenblicks nachgebend, schloß man mit Frankreich Verträge und brach sie, wenn sie vorüber war.

Dieses unzuverlässige Verfahren hatte zur Folge, daß die Franzosen, unterstützt von den sich vorfindenden revolutionären Elementen, 1798 und 99 Neapel eroberten und zur parthenopäischen Republik machten. König Ferdinand floh nach S., kehrte aber noch 1799 wieder zurück und richtete die alte Ordnung der Dinge wieder ein, da die Franzosen durch die Angelegenheit des übrigen Italiens ihre Hauptmacht zurückziehen mußten und die Zurückbleibenden von dem dem König ergebenen Theil des Volkes leicht vertrieben wurden. Die Gefahr hatte den König nicht klüger gemacht; er führte im J. 1804 die Jesuiten wieder ein, und nachdem er beim Ausbruch des österreich. Krieges in einem Vertrag zu Paris (21. Septbr. 1805) sich zur Neutralität verpflichtet, brach er dieselbe, durch die Königin bewogen, noch vor dem Frieden zu Preßburg, dadurch bewirkend, daß ihm Neapel von Napoleon durch leichte Eroberung entrissen und an Joseph Bonaparte gegeben ward,

an dessen Stelle im J. 1808 König Joachim (Murat) trat. Alles ward nun französisch eingerichtet, eine einfache und gemeinsame Besteuerung eingeführt, der auch die Lehengüter unterworfen wurden, der Adel schonungslos seiner mit seinen Gütern verbundenen Hoheits- und Privatrechte beraubt und bitterer Armuth preisgegeben, und die schon von Tanucci beschränkte Feudalverfassung plötzlich vollends vernichtet. Franzosen leiteten alle Zweige der Administration. Ohne Weiteres hob König Joseph im Febr. 1807 die nach den Regeln des heil. Benedict und des heil. Bernhard gegründeten geistlichen Orden auf und zog ihre Güter zu den Krongütern, während er den Bettelorden bestehen ließ. Bis zur Ankunft König Joachim's hatte von 1806 an ein den Franzosen sehr gefährlicher Volkskrieg unter einzelnen Bandenführern, wie Fra Diavolo, der in der Provinz Terra di Lavoro herumstreifte und im Novbr. 1806 gehangen ward, am hartnäckigsten aber in Calabrien, fortgedauert. Joachim fand das Land im Ganzen unterworfen, suchte sich die Liebe des Volkes zu erwerben und weitere Eroberungen zu machen. Er entriß den Engländern Capri und dachte daran, auch S., wo König Ferdinand, von den Engländern geschützt, residirte, an sich zu bringen, ohne dies jedoch jemals zu erreichen. Die Gefahr aber, mit der Ferdinand in S. dadurch bedroht war, war der Insel von Vortheil; die Macht und das Ansehen der alten Stände wurde wieder gehoben, und als zwischen ihnen und dem Könige Streitigkeiten ausbrachen, kam es durch Vermittelung der Engländer, die hier dominirten, dahin, daß im J. 1812 eine der englischen nachgebildete neue Verfassung eingeführt ward. Im Febr. 1813 ward die durch die Stände ausgearbeitete Verfassung vom Kronprinzen Francesco, dem während des Streites der König die Staatsgeschäfte übertragen hatte, bestätigt. Ein aus zwei Kammern bestehendes Parlament, alle Jahre vom Könige zu berufen, mit dem Recht, Gesetze zu geben und Steuern anzuordnen, bildete die Grundlage derselben. Nach dem Unglücke Napoleon's in Rußland und Deutschland zeigte Joachim, beherrscht von seiner Gemahlin, ein durchaus zweideutiges, unentschiedenes, treuloses Benehmen, das ihm zuletzt den Untergang bereitete. Während er nach längerem Schwanken, seitdem er Napoleon im Unglück verlassen, im J. 1814 an Oesterreich sich anschloß und den Franzosen im Febr. den Krieg erklärte, nährte er zugleich die von dem 1811 im Neapolitanischen gebildeten und seitdem weit verbreiteten Carbonaribunde gehegten Hoffnungen auf Selbständigkeit und Einheit Italiens, und als Napoleon 1815 nach Frankreich zurückkehrte, ergriff er die Waffen, um Oesterreich in Oberitalien anzugreifen. Bald überall geschlagen und nach Neapel zurückgeworfen, floh er nach Frankreich, von wo er, zurückgewiesen von Napoleon und Ludwig XVIII., über Corsika in sein Reich zurückkehrte. Bei Pizzo gefangen genommen, ward er von König Ferdinand, der die Regierung wieder übernommen und durch den Wiener Congreß sein Reich zurückerhalten hatte, vor ein Kriegsgericht gestellt und am 13. Octbr. erschossen.

König Ferdinand hatte im Mai S. verlassen und am 17. Juni seinen feierlichen Einzug in Neapel gehalten. Der Kronprinz blieb in S. als Vicekönig. Der 1714 mit Neapel vereinigte, 1801 durch Napoleon davon wieder getrennte Stato de' Presidi kam an Toscana. Die Besitzungen diesseits und jenseits des Faro wurden am 12. Decbr. 1816 zu einem Reiche vereinigt, und Ferdinand nannte sich seitdem Ferdinand I. Leider verstand dieser es nicht, die Liebe und das Vertrauen des ihm wiedergegebenen Volkes zu erwerben, und den Wünschen nach einem bessern Zustande durch eine weise Regierung zuvorzukommen. Unter seinen Ministern erhielten den meisten Einfluß der Finanzminister Luigi de Medici und der Justizminister Marchese Donato Tommasi. Da die französische Einrichtung der Verhältnisse von Nutzen war für die königliche Macht, so ließ er dieselbe nicht nur im Ganzen in Neapel bestehen, sondern suchte sie auch in Sicilien durchzuführen. Es ward demnach auch in S. das Lehenswesen abgeschafft, und das als eine Schranke lästige Parlament dadurch so gut wie aufgehoben, daß die von demselben im J. 1813 in der Noth bewilligten Steuern als für immer bewilligt angesehen wurden. Zugleich ward in demselben Jahre (1816) ein allgemeines Gesetzbuch gegeben, dem die Napoleon'schen Gesetzbücher wesentlich zu Grunde lagen. Im J. 1818 wurde der Anfang

gemacht mit der Abschaffung der bestehenden Fideicommisse und Majorate. Indem nun der Druck überaus hoher Abgaben auf dem Lande lastete, indem die Regierung auf eine höchst willkürliche Weise in die Verfassung und den Rechtszustand eingriff, war es kein Wunder, daß große Unzufriedenheit sich erzeugte und der Bund der Carbonari immer größere Ausdehnung und immer größern Einfluß erhielt. Die Ausführung der von den Carbonaris gefaßten Pläne ward beschleunigt durch den Ausbruch der spanischen Revolution im J. 1820, welche die Einführung der Verfassung von 1812 zum Zweck hatte. Am 2. Juli 1820 brach zu Nola der Aufstand aus, angeregt durch einen Cavallerielieutenant, Michele Morelli, und einen Priester, Ludovico Minichini. Was man bezweckte, sprach sich in dem Rufe aus: „Für Gott, König und Constitution!" unter welchem Morelli mit seinen von ihm gewonnenen Soldaten zuerst die Stadt durchzog. Am 3. schloß sich die Garnison von Avellino mit dem Oberstlieutenant Lorenzo de'Concilii an die Rebellen an und am 5. Salerno. Alle sogleich getroffenen Gegenmaßregeln waren vergeblich, da die Generale dadurch erbittert waren, daß der König den Oberbefehl über die sicilianisch-neapolitanischen Truppen dem österreich. General Nugent übertragen hatte. General Pepe, der in Neapel an der Spitze der Dragoner stand, ging mit diesen zu der Revolutionsarmee über und übernahm den Oberbefehl über dieselbe. Bald war nur noch ein einziges Regiment nebst der Bürgergarde dem König treu, aber Abgeordnete derselben baten den König, nachzugeben. Am 6. versprach Ferdinand, nach langer Berathung im Cabinet, eine Constitution und bildete ein neues Ministerium, an dessen Spitze der Herzog von Campochiaro trat. Hiermit waren indessen die Empörer nicht zufrieden; sie verlangten binnen 24 Stunden die Constitution der spanischen Cortes von 1812, und als der König sich dadurch retten wollte, daß er die Regierung dem Kronprinzen, dem Herzog von Calabrien, übertrug, nöthigten sie ihn zu dem Versprechen, Alles bestätigen zu wollen, was sein Sohn anordnen würde. General Pepe trat an die Stelle des Feldmarschalls Nugent, der nach Rom geflohen war. Der Aufstand verbreitete sich nun über die päpstlichen Territorien Benevent und Pontecorvo, die nach Vertreibung der päpstlichen Behörden die Einverleibung mit Neapel, wiewohl vergebens, verlangten. Am 13. Juli bereits war Alles erreicht. Der König, der Kronprinz und Prinz Leopold, Herzog von Salerno, beschworen an diesem Tage die spanische Constitution von 1812, und auf den 1. Octbr. ward das Parlament berufen. Alle Aemter wurden mit Freunden der Revolution besetzt, wenn solche sie nicht schon inne hatten. Am 14. Juli brach die Empörung auch in S. aus, aber zu den neapolitanischen Aufrührern entgegengesetztem Zwecke. Während die Carbonari von dem Prinzip der Einheit ausgingen und nach diesem Alles einrichten wollten, strebten die Sicilianer darnach, ein eigenthümliches sicilianisches Parlament und die 1816 aufgehobene Getrenntheit von Neapel wieder herzustellen. Der Commandant von Palermo, General Church, der sich als Gegner dieser Bestrebung zeigte, reizte das Volk dadurch so, daß es am 16. zum Auflauf kam. Church mußte fliehen; auch der General Naselli, der seit Kurzem die Stelle des 1819 zum Vicekönig von S. ernannten Kronprinzen vertrat, richtete Nichts aus; das Volk wüthete aufs entsetzlichste, erbrach die Gefängnisse, schlug unter der Anführung des Franziskaners Joachim de Vaglica die Truppen, ermordete mehrere der angesehensten Anhänger der neapolitanischen Partei und beging die größten Ausschweifungen, bis es am 18. einer von den Stadtbehörden und Zünften gebildeten provisorischen Junta unter der Präsidentschaft des Fürsten von Villafranca gelang, einige Ordnung wieder herzustellen. Naselli war mit wenigen Soldaten nach Neapel entflohen. Die Abgeordneten der Junta, welche nach Neapel kamen, um das abgesonderte Bestehen Siciliens auf gütliche Weise durchzusetzen, wurden übel empfangen und eine Expedition von etwa 4000 Mann unter General Pepe ward abgesandt, um die Insel zu unterwerfen. Die Junta hatte gleich nach ihrem Zusammentritt die Insel militärisch eingerichtet, die Organisation eines Heeres begonnen und ein Zwangsanlehen gemacht. Hiergegen hatten sich Messina und Trapani erklärt, und als Pepe bei Melappo landete, schlossen noch mehrere Städte sich ihm an. Die nationale Partei der Sicilianer ward geschlagen und bis zum 5. Octbr. hatten die Neapoli-

taner die Oberhand. Furchtbare Noth war durch die über die ganze Insel verbreitete Unordnung erzeugt worden, und nun ward noch eine überaus hohe Kriegssteuer dem armen Volke aufgelegt.

Unterdessen war am 1. Octbr. in Neapel das Parlament eröffnet worden und der König hatte nochmals die Constitution beschworen. Allein dem bis dahin glücklich gelungenen Werke drohte von Außen der Untergang; die großen Mächte von Europa erklärten sich entschieden gegen den gewaltsam herbeigeführten Zustand, und Oesterreich und Rußland wiesen die neuen neapolitanischen Gesandten zurück. Der Krieg schien unvermeidlich. Das Parlament suchte Geldmittel herbeizuschaffen durch eine Anleihe und durch Domänenverkäufe; alle Klostergüter sollten eingezogen und andere revolutionäre Maßregeln getroffen werden. Zugleich ward eine allgemeine Volksbewaffnung eingeführt. Obgleich nun aber durch Zeitungen und durch Declamationen im Theater von den Carbonari Alles aufgeboten ward, um das Volk für ihre Sache zu begeistern, ward dies doch von Tage zu Tage lauer. Die Anordnungen des Parlaments verletzten das Recht; eine Volksbewaffnung war dem gemeinen Neapolitaner etwas durchaus Ungewohntes; die Bedürfnisse wurden durch die Gefahr des Krieges sehr im Preise gesteigert; und dies war für das gewöhnliche Volk mächtiger, als die Ansichten, für welche die Carbonari sich begeisterten und die dem Volke fremd waren. Am 20. Novbr. luden die verbündeten Monarchen den König Ferdinand zum Congreß nach Laibach ein. Das Parlament versagte Anfangs seine Einwilligung zur Abreise, und nur die entschiedensten Versprechungen von Seiten des Königs, sowie die Bildung eines neuen Ministeriums, das ganz nach den Wünschen der herrschenden Partei war, konnten es zur Nachgiebigkeit bewegen. Am 14. Decbr. endlich schiffte er sich ein, nachdem er noch für die Zeit seiner Abwesenheit dem Kronprinzen seine ganze Gewalt übertragen hatte, und am 8. Jan. 1821 kam er in Laibach an. Sofort nach Eröffnung des Congresses am 13. Januar erklärten sich die Monarchen gegen den durch Revolution herbeigeführten Zustand in Neapel, und der Duca di Gallo, der den König begleitet hatte, aber in Laibach nicht zugelassen worden war, ward beauftragt, zurückzukehren und den Neapolitanern kund zu thun, daß man die gemachten Neuerungen nicht werde bestehen lassen. Der österreichische Gesandte erklärte am 9. Februar, daß ein österreichisches Heer friedlich oder mit Gewalt in Neapel einrücken werde. Die unruhigste Aufregung war davon in der Hauptstadt die Folge, und es wäre zu Unordnungen gekommen, hätte nicht der Kronprinz erklärt, er werde für die Unabhängigkeit Neapels und die Constitution selbst sein Leben wagen. Doch verließen die Gesandten Oesterreichs, Rußlands und Preußens die Stadt. Das Parlament, am 31. Januar aufgelöst, ward am 13. Februar wieder eröffnet und erklärte sich gegen den Willen des Congresses. Man rüstete sich zum Kriege. Inzwischen war am 5. Februar der österreich. General Frimont mit einem Heere über den Po gegangen und rückte gegen den Süden vor. Von Foligno aus forderte er am 28. Febr. die Neapolitaner durch eine Proclamation auf, sich dem König Ferdinand wieder zu unterwerfen. Zwei neapolitanische Heere wurden gegen die Oesterreicher aufgestellt, das eine in den Abruzzen unter Pepe, das andere in Terra di Lavoro unter dem General Carascosa. Pepe ward zuerst angegriffen; er ward geschlagen und floh nach Salerno und Neapel, wo er bald abgesetzt ward. Carascosa verließ auf die Nachricht davon seine Stellung und zog sich zurück; in Kurzem war alle Ordnung und Zucht aus seinem Heere geschwunden. Bereits am 20. März waren alle Feindseligkeiten eingestellt, und durch eine Convention vom 23. ward Neapel, Gaeta und Pescara an die Oesterreicher übergeben. Pepe und andere Hauptanstifter hatten noch zu rechter Zeit Pässe erhalten und waren geflohen. Am 24. ward das Parlament aufgelöst.

Schon am 10. hatte Ferdinand von Florenz aus durch ein Decret alle revolutionären Anordnungen aufgehoben; am 15. Mai kehrte er nach Neapel zurück. Nur kurze Zeit noch hielten sich einige Banden unter Morelli, de Conciliis und Minichini. In S., welches am 1. Juni von einer österreichischen Division unter General Walmoden besetzt ward, rief der General Rossaroli zu Messina die Republik aus, aber der neue Aufstand ward bald

unterdrückt, so wie eine Verschwörung, die am 10. Januar 1822 entdeckt ward und eine allgemeine Entwaffnung und furchtbare Strafen zur Folge hatte. Auch in Neapel war noch vor der Ankunft des Königs das Volk entwaffnet worden, und die provisorische Regentschaft, die nach dem Obsiegen der Oesterreicher durch ein königl. Decret ernannt worden war, verfuhr mit aller Strenge. Vier Censurjunten mußten das Benehmen aller Geistlichen, Beamteten u. s. w. während der Revolution untersuchen, Schrift- und Unterrichtswesen ward strenger Controle unterworfen, Kriegsgerichte waren in Thätigkeit. Letztere dauerten auch noch nach des Königs Rückkehr fort; viele Militairs u. s. w. wurden theils zu Verbannung, theils zu Festungsstrafe in Böhmen und Ungarn verurtheilt. Todesurtheile erfolgten 1 und 2 Jahre später, aber von den Hauptanstiftern konnte nur Morelli hingerichtet werden, da die übrigen entflohen waren. Die Anwesenheit des österreichischen Heeres in Neapel ward am 28. Oct. 1821 auf 3 Jahre festgesetzt. Es hielt die Ordnung aufrecht, während die Reaction, namentlich die Auflösung des Heeres und Verabschiedung aller Officiere, vom Obristen abwärts, ohne Pension, die hohen Steuern, daneben die Aufregungen, der Trotz der zu fürchterlichen Verfolgungen von Seiten der Polizei führenden, noch immer ihr Wesen treibenden Carbonari, an mehreren Punkten und zu wiederholten Malen neue Unruhen erzeugte. Doch blieb die Revolution nicht ohne Frucht. Am 26. Mai 1821 ward nämlich ein Verfassungsdecret erlassen, dessen Hauptpunkte folgende waren: Ein Staatsrath unter dem Vorsitz des Königs, des Kronprinzen, oder eines dazu ernannten Ministers leitet die Angelegenheiten des Staates. Die Verwaltung Siciliens wird getrennt von der Neapels und einem Statthalter übergeben, dem ein besonderer Rath zur Seite steht. Zwei Staatsräthe (consulta di stato), einer für Neapel von 30, einer für Sicilien von 18 Mitgliedern, letzterer in Palermo zusammenkommend, geben ihr Gutachten über von den Räthen vorgelegte Gesetze und finanzielle Verfügungen. Jede Provinz erhält einen Provinzialrath von Grundeigenthümern zur Vertheilung der Steuern und Berathung über provinzielle Angelegenheiten. Die Gemeinden verwalten ihr Vermögen selbst unter der Aufsicht der Regierung. Da der Polizeiminister Canosa in einer Weise verfuhr, die selbst den Oesterreichern zu hart und übertrieben erschien, so machte erst der General Frimont, und als dieser nichts ausrichtete, der Kaiser Franz selbst Vorstellungen dagegen, mit Anempfehlung größerer Milde und Schonung. Endlich ward dadurch bewirkt, daß im Mai 1822 ein neues Ministerium gebildet ward, in welches Medici als Finanzminister und Tommasi als Justizminister eintraten. Die Oesterreicher blieben in Sicilien bis zum 9. April 1826, und Neapel verließen sie zwischen Januar und März 1827.

Es geschah dies unter der Regierung des Königs Franz I., der nach dem Tode seines Vaters am 5. Jan. 1825 gefolgt war. Seine ersten Decrete betrafen die Milderung oder Aufhebung der Strafen derer, die wegen Theilnahme an der Revolution oder später an geheimen Verbindungen verurtheilt waren; den in's Ausland Entflohenen ward, mit Ausnahme der zum Tode Verurtheilten, die Rückkehr erlaubt. Andere Anordnungen bezweckten die Beförderung des Wohlstandes seiner Unterthanen. So ward das königliche Vorrecht der Fischerei am Posilippo, welche für die dortigen Bewohner sehr lästig war, aufgehoben. Der Minister Medici, der bis zu seinem Tode (den 25. Jan. 1830) zu Madrid im Ministerium blieb, war auf das eifrigste bemüht, der durch die Revolution entstandenen Finanznoth theils durch Anleihen, theils durch Maßregeln, welche dem Handel aufhalfen, zu steuern. Auch den höheren Interessen schenkte man Aufmerksamkeit. Die Aufgrabungen zu Pompeji wurden mit neuem Eifer fortgesetzt, ebenso die in Pästum, letztere besonders seit 1830. Noch durch die Oesterreicher ward die von Murat begonnene neue Straße am Posilippo vollendet. Zur Organisation eines neuen Heeres wurden Irländer, Albanesen und Schweizer in Dienst genommen, Bildungsanstalten zur Erziehung von Officieren errichtet. Räuberbanden, größtentheils aus aufgelösten alten Truppen bestehend, wurden verfolgt und ausgerottet. Was Sicilien betrifft, so ward seit 1824 die Dampfschiffahrt zwischen Palermo und Neapel errichtet und im Innern der Bau von

Chausseen mit Eifer begonnen. König Franz starb am 8. Nov. 1830 nach der Rückkehr von einer Reise nach Madrid zur Vermählung seiner Tochter mit Ferdinand VII. Ein Jahr vor seinem Tode (am 27. April 1829) hatte er durch ein Hausgesetz bestimmt, daß die übrigen Kinder und Descendenten des Königs, so wie auch die nächsten Seitenverwandten, ohne die Einwilligung des Königs keine giltige Ehe schließen könnten. Ihm folgte sein Sohn Ferdinand II., dessen Mutter, Isabelle, Karl's IV. von Spanien Tochter gewesen war, geb. am 12. Januar 1810. Ferdinand vermählte sich 1832 mit Marie Christine, einer Tochter Victor Emanuel I. von Sardinien, und da diese in Folge der Niederkunft mit einem Sohne am 17. Jan. 1836 — starb, im Jan. 1837 zum zweiten Male mit der Tochter des Erzherzogs Karl von Oesterreich, Therese. Hinsichtlich seiner Regierung bewies er sich durchaus als einen liberalen, für das Beste seines Volkes sorgenden Fürsten. Beim Antritt derselben erließ er einen Generalpardon, und alle seit dem 8. Nov. eingeleiteten politischen Processe wurden niedergeschlagen. Auch entließ er den Premier- und Justizminister Tommasi, den das Volk haßte, und ernannte an dessen Stelle den Herzog von Gualtieri. Die Rechtspflege wurde geordnet und ungerechte Beamte abgesetzt, Industrie, Handel und Bodencultur wurden befördert, die Abgaben gemindert, das Heer besser organisirt, die Sicherheit eifrigst hergestellt. Außerdem stellte er im October 1834 die Nationalgarde wieder her, die er jedoch bald wieder auflösen mußte. Ferner bereiste er die einzelnen Provinzen, allenthalben die Liebe des Volkes sich erwerbend. Aber so wie unter Franz I. im J. 1828 noch ein Aufstand zu Bosco, der die Einführung der französischen Constitution bezweckte, durch die Carbonari und mit Hülfe einer der bedeutendsten Räuberbanden ausbrach und mit blutiger Strenge gestillt werden mußte, so fehlte es auch unter Ferdinand nicht an Verschwörungen und Unruhen, die mit den Umtrieben der Giovane Italia zusammenhingen. Was die auswärtigen Angelegenheiten betrifft, so ist Folgendes zu erwähnen: Tripolis verlangte den Tribut wieder, womit man früher die Sicherheit erkauft hatte. Der Streit, der darüber entstand, ward 1828 durch die Vermittelung Frankreichs beigelegt, zu Gunsten des Bei's. Zerwürfnisse mit dem Dey von Tunis endigten 1833 mit einem Handelsvertrage. In demselben Jahre erneuerten Tripolis und Marocco auf unverschämte Weise die Kapereien, weil der Tribut ihnen verweigert ward. Eine Expedition nach Marocco bewog den Kaiser 1834 zum Frieden, und es ward mit ihm ein Handelsvertrag geschlossen.

Doch der König entsprach den Erwartungen nicht, die man nach den ersten Jahren seiner Regierung erregt hatte. Am 13. Sept. 1834 erschien ein Circular des Präsidenten des Staatsraths, worin es hieß, daß der König unwandelbar entschlossen sei, die ihm überlieferten monarchischen Institutionen aufrecht zu erhalten, und daß er, durchdrungen von Abscheu gegen jede Veränderung derselben, diese stets zurückweisen werde. Damit war eine Rückkehr zu dem früheren Absolutismus ausgesprochen, der sich auch bald in der innern und äußern Politik kund gab. Der Klerus gewann an Einfluß, der privilegirte Gerichtsstand der Geistlichkeit wurde theilweise wieder eingeführt; die Jesuiten begünstigt und selbst der Bruder des Königs, der Graf von Trapani, trat zu Rom in das Collegium der Nobili, um unter jesuitischer Leitung seine Vorbildung zum geistlichen Stande zu erhalten. Zugleich trat der König gegen Portugal und noch mehr gegen Spanien und die Regentschaft der Königin Marie Christine in Opposition, protestirte mit den übrigen bourbonischen Höfen in Italien gegen die Aufhebung des Salischen Gesetzes in Spanien, erkannte den Infanten Don Carlos als König dieses Reiches an und unterstützte die Sache der Carlisten mit nicht unbedeutenden Geldopfern. Auch die feierliche Aufnahme, welche der Herzog von Bordeaux am 9. Jan. 1840 in Neapel fand, zeigte, welche Politik an diesem Hofe zur Herrschaft gelangt war. Das Land blieb im Ganzen ziemlich ruhig bei diesem politischen Systemwechsel. Nur in Sicilien brachte im J. 1836 die Cholera nicht unbedeutende Unruhen hervor, wozu die verderblichen Maßregeln der Regierung und das Mißtrauen der Bevölkerung gegen Alles, was von Neapel kommt, sowie die große Heftigkeit, womit die Krankheit auftrat, das Meiste beitrug. In Palermo, wo in sechs Wochen

26,000 Menschen starben, kam es zum allgemeinen Aufstande, die Behörden wurden verjagt, mehrere Aerzte in's Meer gestürzt, Paläste geplündert. Aehnliche Scenen ereigneten sich in Catania und an anderen Orten, wie in Syrakus, wo der Intendant, der Präsident des obersten Gerichtshofs, der Polizeidirector und andere Beamte erschlagen wurden. Die Regierung sandte zur Bändigung des Aufstandes 3000 M. Schweizertruppen unter dem Commando des Brigadegenerals Sonnenberg und dem Polizeiminister Del Carello mit unbeschränkten Vollmachten nach der Insel, wo indeß durch das Aufhören der Pest die Wuth des Volks von selbst aufgehört hatte. Kriegsgerichte wurden niedergesetzt, zahlreiche Hinrichtungen vorgenommen und durch ein Decret vom 31. Oct. 1837 die selbständige Verwaltung der Insel wieder aufgehoben. Der König begab sich mehrmals nach der Insel und begnadigte endlich im März 1838 die Straffälligen, mit Ausnahme der Rädelsführer. Kaum war aber die Ruhe wiederhergestellt, als die unbedachte Politik der Regierung eine neue Verwickelung der Verhältnisse herbeiführte. Sicilien versorgt fast ganz Europa mit Schwefel. England war der Hauptconsument des sicilischen Schwefels und hatte gewissermaßen das Monopol im Schwefelhandel kraft des Handelsvertrags vom J. 1816. Im J. 1838 schloß aber die Regierung mit dem franz. Handelshause Trix Aycard und Comp. einen anderweiten Vertrag zur Ausbeutung des Schwefels ab, durch welchen die Engländer sich wesentlich bevortheilt fühlten und daher die Aufhebung desselben verlangten. Als der König erklärte, dies nicht thun zu wollen, erschien eine englische Blokadeflotte vor Neapel, nahm mehrere neapolit. Schiffe weg und suchte Sicilien in neue Aufregung zu versetzen. Die Regierung drohte zwar Repressalien an engl. Eigenthume zu nehmen; als aber der Handel immer mehr stockte, die Renten sanken und in Sicilien sich eine sehr gereizte Stimmung kund gab, mußte sie nachgeben und 1840 den Vertrag aufheben, worauf 1845 die Aufhebung des Schwefelmonopols überhaupt folgte. Dabei war aber die Stimmung im Innern Siciliens und selbst in Neapel nicht friedlicher geworden und die späteren Ereignisse in Italien, namentlich in Rom, steigerten die Unzufriedenheit, die sich schon 1847 in wiederholten Aufständen auf der Insel aussprach. Das Jahr 1848 brachte aber einen weitverbreiteten Aufstand zum Ausbruch, der in Sicilien begann, wo man die Constitution von 1812 verlangte, und sich auf das Festland fortsetzte. Der Anlauf der Volksbewegung war so heftig, daß sich der König genöthigt sah, den Wünschen der Volkspartei nachzugeben. Anfangs erklärte er eine Amnestie für alle politischen Verbrechen seit 1830, dann bewilligte er eine Verfassung. Die Insel Sicilien war aber mit diesen Zugeständnissen nicht zufrieden. Hier hatte sich schon im Febr. 1848 eine provisorische Regierung gebildet, an deren Spitze Ruggiero Settimo stand und die völlige Losreißung Siciliens von Neapel verlangte, und als der König darein nicht willigen wollte, die Dynastie Neapels der Rechte auf Sicilien für verlustig erklärte und den Herzog von Genua, zweiten Sohn des Königs von Sardinien, Karl Albert, auf den Thron von Sicilien berief. Doch kaum hatte der König Ferdinand II. in Neapel einige Ordnung wiederhergestellt, so dachte er auf die Wiedereroberung der Insel, die ihm denn endlich auch im Mai 1849 gelang. Anfangs regierte der König nach der von ihm am 28. Febr. 1849 gegebenen Verfassung; kaum hatte aber Oesterreich in Ober-Italien festen Fuß gefaßt und Ungarn bezwungen, so dachte er auf Mittel, diese Verfassung wieder zu beseitigen, wobei ihn die unteren Volksschichten Neapel's trefflich unterstützten. So konnte er im Aug. 1850 die Constitution förmlich außer Kraft setzen, nachdem schon vorher Verhaftungen und Verurtheilungen der bedeutendsten Volksmänner erfolgt waren.

Sicilien (Geographie und Statistik), Königreich beider Sicilien, eine seit 1816 aus den beiden Königreichen Neapel und Sicilien bestehende Monarchie, hat ein Areal von 2032 □ M., wovon 1535 auf das Festland und 497 auf die Insel kommen.

A. Sicilien diesseit der Meerenge oder Neapel, erstreckt sich von 37° 45′ 30″—42° 27′ 15″ NB., und den südl. Theil der Halbinsel Italien umfassend, wird es im N. vom Kirchenstaate und auf den übrigen Seiten vom mittelländischen und adriatischen Meere begränzt. Das Land wird vom N. bis S. von der Apenninenkette durchzogen. Bei ihrem

Eintritt aus dem Kirchenstaate bilden die Apenninen das wilde Gebirgsland der Abruzzen mit mehreren bedeutenden Berggipfeln, wie Monte Corno 11,400 F., Amaro 8800 F., Velino 7780 F., Terminello 6600 F., und laufen dann in südöstlicher Richtung, ostwärts nach Apulien einen waldbestandenen Höhenzug aussendend, bis in die Quellengegend des Brandano. Hier spaltet sich der Hauptkamm in 2 Zweige, einen östlichen, niedrigeren, der im Cap Leuca endet, und einen südlichen, von dem das wilde Gebirgsland Calabrien erfüllt wird und der endlich mit dem Cap Spartivento im Meere verschwindet, um sich jenseit der Meerenge auf der Insel S. weiter fortzusetzen. An beiden Seiten der Apenninen gibt es äußerst fruchtbare Thäler und liebliche Ebenen, von denen am berühmtesten die campanische, auch Campagna felice genannte, von Capua und Neapel, in deren südöstlichem Theile sich der kegelförmig gestaltete Vesuv 3636 F. über die Meeresfläche erhebt. Unfruchtbar, dürr und fast steppenartig sind dagegen die Ebenen am Busen von Taranto, so wie die apulische Ebene. Zahlreich sind die dem Gebirge entströmenden Flüsse, jedoch keiner beträchtlich, noch eine größere Strecke hin schiffbar. In den Busen von Gaeta ergießt sich der aus den Abruzzen kommende Garigliano und der die Campagna durchfließende Volturno; in den Busen von Salerno der Silaro und Tusciano; in den Busen von Tarent der Brandano, Basiento, Crati &c., und in das Adriameer der Afanto, Cervaro, Sangro, Pescava und Tronto. Von den Seen ist der von Celano am größten, außerdem der von Averno, Agnano, Lesina und Salpi anzuführen. Der Boden ist fast ganz vulkanischer Natur, daher häufige Erdbeben, rauchende Berge, heiße Quellen, dampfende Seen. Das Klima ist warm und sehr angenehm, nur in den Abruzzen kennt man den Winter; Schneegestöber, wie in den Jahren 1808 und 1837, gehört in der Stadt Neapel zur Seltenheit; schon im Januar reift die Erdbeere; der Sommer ist sehr heiß, und unausstehlich wird die Hitze, wenn der erschlaffende Sirocco weht.

B. Sicilien jenseits der Meerenge, die größte und bevölkertste Insel des mittelländischen Meeres, durch eine $1/2$ Meile breite Meerenge, die Straße von Messina, vom Festlande Italiens getrennt, wird größtentheils von Gebirgen erfüllt, die längs der Nordküste, in der Richtung von O. nach W. hinziehen, nordwärts steil zum Mittelmeere hinabstürzen, südwärts dagegen in vielfachen Verzweigungen die flache Südküste erreichen. An der Ostküste erhebt sich, isolirt von den übrigen Gebirgen, der Aetna, aus einer Masse zusammengehäufter Vulkane bestehend, die durch tiefe Schluchten getrennt sind, voll von Höhlen und Grotten. Merkwürdig ist noch der im S. der Insel, unweit Girgenti gelegene Erd- und Wasservulkan, Maccaluba, der wie die bei Terravilata hervorgebrochenen 2 Vulkane hydrogenes Gas ausspeit, und der Vulkan bei Mascali. Seen und Flüsse gibt es in Menge, jedoch keinen von Bedeutung, obwohl durch schnelles Anschwellen reißend und verheerend. Wir bemerken die Giaretta, welche südlich von Catania, den Salso, der bei Alicata und den Platani aufnimmt, welcher nordwestlich von Girgenti mündet. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar, das Klima im Allgemeinen gesund und angenehm, nur auf dem Aetna herrscht ewiger Winter. Der Sirocco ist hier eben so lästig wie auf dem Festlande und die Erdbeben sind so häufig und verheerend wie dort. Außerordentlich groß ist die Fruchtbarkeit der beiden vereinigten Reiche; namentlich gewinnt man viel und schönes Getreide (S. ward als Roms Kornkammer betrachtet), Weine, unter denen der Syrakuser und Lacrimä Christi, Posilippo und Capri am berühmtesten, Oel, Reis, Südfrüchte, Safran, Zucker, Holz; leider steht die Bodencultur mit der Ertragsfähigkeit in gar keinem Verhältnisse. Die Pferde sind von edler Race, aber die Zucht wird vernachlässigt; die hiesigen Schafe liefern feine Wolle; die Zucht von Eseln und Mauleseln wird stark betrieben; Ziegen, Büffel und Schweine findet man am besten in den Abruzzen. Die Bienenzucht und der Seidenbau ist beträchtlich; die Fischerei ergiebig an Thunfischen, Sardellen, Austern und Korallen. Die Schätze des Mineralreichs sind sehr beträchtlich, nur werden sie schlecht benutzt; indessen gewinnt man etwas Gold und Silber, Kupfer, Eisen, Blei, viel Schwefel, edle Steine, Marmor, Alabaster, See- und Steinsalz. Trotz des Naturreichthums steht es um den Kunstfleiß jammervoll; auf der Insel S. beschränkt er sich fast einzig auf Seidenstoffe und

Hüte, die zu Messina verfertigt werden, außer welchen Fabrikaten auf dem Festlande noch Glas, Fayence, Seife, Leder, Wachs, Darmsaiten, feine Liqueurs, Baumwolle, Leder, Papier, Branntwein, Eisen- und Kupferwaaren verfertigt werden. Mangel an Kanälen und Landstraßen erschwert den innern Verkehr; starke Zölle, die auf die gewöhnlichen Ausfuhrartikel gelegt sind, den äußern Handel, welcher letztere fast ganz in den Händen der Fremden ist, besonders der Engländer und Franzosen, die gegen die Landesproducte Colonialwaaren, Fabrikwaaren zc. einführen. Die Bevölkerung der beiden Reiche beläuft sich auf 8,430,000 Seelen in 676 Städten, 398 Mfl. und 2142 Dörfern; 6,400,000 rechnet man auf das Festland, die übrigen auf die Insel S. Eine geistreiche, treffliche Nation, wie die Neapolitaner sind, die in einem Lande, wie das ihrige ist, die glücklichste sein sollte, hat Despotismus, Aristokratenthum und Pfaffenthum zur Knechtschaft, Armuth, Rohheit und Unwissenheit verdammt. Ausgeschlossen vom Staatsdienst und höchstens tolerirt wird, wer zu einer andern Religionspartei sich bekennt, als zur röm.-kath., die durch das Concordat von 1819 die einzige Religion des Königreichs sein soll. Einige tausend Juden und gegen 80,000 Arnauten, die der griech. Kirche angehören, werden nur geduldet. Zahlreich ist die Clerisei, groß das Heer von Mönchen, die wie Schlingpflanzen alle Theile des Staatsmechanismus umranken und das Leben ertödten. Die früher aufgehobenen Orden sind in neuerer Zeit wieder hergestellt, wie der Orden der Theatiner 1819, der Dominicaner 1820, der Jesuiten 1814, der Camaldulenser 1822. Den Jesuiten und Mönchen ist die Volksbildung anvertraut, weshalb kaum zu bemerken, daß das Volk höchst roh und unwissend ist. Jede freie Idee wird durch die strenge Censur unterdrückt, und die fremden Bücher sind namentlich harter Prüfung unterworfen. Bei solchem Zwange läßt sich von den Bildungsanstalten für die höheren Stände nichts hoffen. Auf dem Festlande hat man eine einzige Universität zu Neapel, wo auch eine Akademie der Wissenschaften, eine Musikschule und eine Königl. Zeichnenschule bestehen; auf der Insel giebt es Universitäten zu Palermo und Catania, und in letzterer Stadt ein Collegio de' Nobili zur Bildung des Adels. Von den Künsten wird die Musik am meisten geschätzt. Kunstsammlungen und Bibliotheken sind reich an ältern Werken.

Das vereinigte Königreich bildet eine auf dem Festlande wenig, auf der Insel mehr beschränkte Monarchie, in weiblicher und männlicher Linie erblich, an deren Spitze ein König (jetzt Ferdinand II., geb. am 12. Jan. 1810, reg. seit 8. Nov. 1830) mit der höchsten legislativen und executiven Gewalt steht. Mit dem 16. Jahre wird der König majorenn. Der Kronprinz führt den Titel Herzog von Calabrien, die nachgeborenen Prinzen erhalten Titel von den einzelnen Provinzen. In Abwesenheit des Königs wird in Sicilien, so wie auf dem Festlande ein Statthalter ernannt, entweder ein Prinz, oder eine andere angesehene Person; der Staatsrath, aus den Staatsministern und Minister-Staatssecretären bestehend, wobei der König das Präsidium hat, ist die oberste Behörde des Reiches. Zur Vorbereitung und Prüfung der im Staatsrathe zu behandelnden Gegenstände bestehen 2 Staatsversammlungen zu Neapel und Palermo. Das Ministerium bilden die Minister der Gnadensachen, Justiz und des Cultus, der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern, des Krieges und der Marine, des Königl. Hauses und der Finanzen. Laut der Verordnung von 1817 entscheidet bei Civil- und Criminalsachen in letzter Instanz der oberste Gerichtshof zu Neapel, Aquila, Trani und Calangaro, denen die großen Criminalgerichtshöfe der Provinzen, die Civil- und Handelstribunale und die Friedensrichter in den Gemeinden untergeordnet sind. Die Insel hat ihren eigenen obersten Gerichtshof zu Palermo, unter dem die Appellationsgerichte und niedern Gerichte stehen. — Ueber den neuesten Stand der Finanzen ist nichts Genaues bekannt. In den frühern Jahren deckten die 31 Mill. Thlr. Einkünfte die Ausgaben nicht. Die Staatsschulden betrugen 104 Mill. Thlr.

Vor dem Aufstande auf der Insel S. betrug die Landmacht 50,000 Mann für Friedenszeiten und 90,000 Mann für Kriegszeiten. Außerdem war eine Nationalgarde errichtet, welche die Reserve bildete und erforderlichen Falls bis auf 150,000 Mann vermehrt werden konnte. Die Seemacht besteht gegenwärtig aus 1 Linienschiffe, 5 Fregatten, 1 Corvette,

4 Briggs, 2 Goeletten, 2 Kuttern, 12 Dampfschiffen zum Kriegsgebrauch. Zum Dienste der Marine gehören 3468 M. Außer den Forts zu Neapel, Vescaros und Capua ist die Festung Gaeta zu nennen. — Das Wappen besteht aus einem dreimal in die Länge getheilten Schilde und einem Mittelschilde. Der erste und mittlere Pfahl enthält in der oberen Hälfte das Wappen von Castilien und Leon, und in der untern ein blaues, mit goldnen Lilien bestreutes Feld, in welchem ein rother Turnirkragen mit 3 Lanzen steht, wegen Neapel. Der zweite Pfahl zur rechten ist quer getheilt, und enthält im obern goldenen Felde 6 blaue Lilien als das farnesische Stammwappen, und in dem untern das Wappen von Portugal. Der dritte Pfahl stellt das Wappen von Toscana dar, und der Mittelschild das Wappen von Anjou. Den Schild deckt eine Königskrone. Ritterorden hat das Reich folgende: 1) den 1801 gestift. Ferdinandsorden, ein Verdienstorden in 3 Klassen; 2) den 1738 gest. Orden des h. Januarius; 3) den Constantinorden mit 4 Klassen, den auch Parma vergibt; 4) den Orden beider Sicilien, 1808 gest. und 1814 anerkannt, mit 3 Klassen; 5) den 1829 gestifteten Orden Franz I. Das Festland zerfällt in 15 Provinzen (nach der neuesten Organisation 11), Prov.: Neapel, Terra di Lavoro, Princ. citer., Princ. ulter., Abruzzo ulter. 1 u. 2 und citer., Capitanata, Molise, Terra di Bari, Terra di Otranto, Basilicata oder Matera, Calabria citer. und Calabria ulter. 1. u. 2. Die Insel Sicilien wird in 7 Intendanturen oder Provinzen eingetheilt, nämlich Palermo, Trapani, Girgenti, Cattanisetta, Messina, Catanea und Siragossa. Vergl. „S. and its inhabitants" von W. Thompson (Lond. 1813, 4.); Russell „A tour through S." (Lond. 1819); Forbin „Souvenirs de la S." (Paris 1823) und Smith „Memoir descriptive of the ressources, inhabitants and hydrography of S. and its islands etc." (London 1824, 4. mit einem Seeatlas). Ferner Giannone's „Storia civile del regno di Napoli" (4 Bde., Neap. 1723, 4; neueste Ausgabe Mailand 1823 ff. 13 Bde., von Colletta fortgesetzt unter dem Titel: „Storia di Napoli dal 1734 sino al 1825" (3 Bde., Paris 1835); Orloff's „Memoires historiques, politiques et littéraires sur le royaume de Naples" mit Anmerkungen von Düval (5 Bde.; neueste Aufl. Paris 1819—21; deutsch, Leipz. 1811, 2 Bde.); Rehfues „Gemälde von Neapel" (3 Bde., Zürich 1808); Spallanzani's „Reise in beiden S." (deutsch, Leipz. 1795—96); und Tenore's „Cenno di geografia fisica e botanica del regno di Napoli" (Neapel 1827). Außerdem haben noch Stolberg, Bartels, Münter, Kephalides und Graß vortreffliche Schilderungen von S. geliefert.

Sicilianische Vesper. Nach der Niederlage und dem Tode König Manfred's im J. 1266 kam Sicilien mit Neapel an Karl von Anjou, einen geldgierigen, herrschsüchtigen, grausamen und treulosen Fürsten. Mit Widerwillen unterwarfen sich ihm die Sicilianer, eingedenk der hochherzigen edeln Staufen Friedrich (II.) und Manfred. Noch eine andere schmerzliche Veränderung kam hinzu. Unter den Hohenstaufen war Sicilien das Hauptland des Königreichs und vorzugsweise begünstigt. Karl verlegte die Residenz von Palermo nach Neapel und behandelte die Insel als Provinz. So kam es, daß fast alle Städte derselben sich empörten, als Konradin nach Italien zog, um sein Erbe zu erobern. Aber hart mußte diese Ergebenheit gegen den letzten der Staufen gebüßt werden, als derselbe besiegt und enthauptet worden war. Karl von Anjou sandte jetzt einen Statthalter, Namens Guillaume l'Etendart, nach Sicilien, von dem ein italien. Geschichtschreiber sagt, daß er ein Blutmensch gewesen, grausamer als alle Grausamkeit, allem Gefühl und Erbarmen Hohn sprechend, und einer giftigen Schlange gleich die Seen der sicilischen Frösche mit geöffnetem Rachen umkrochen sei. Anklagen, Hochverrathsprozesse, Todesstrafe, Confiscationen fanden statt in unerhörter Ausdehnung gegen Schuldige und Unschuldige, oft nur zur Befriedigung gemeiner Habsucht; der Druck, der Uebermuth und die Ungerechtigkeit der französischen Beamten war ohne Grenze und nichts schützte gegen die Zügellosigkeit, denn von dem Könige selbst wird erzählt, daß er wie ein unbezähmbarer Löwe gewüthet und an den Leiden und Leichen der Sicilianer sich erfreut habe. Zu einem furchtbaren Grade stieg die Erbitterung, und wenn man die Gewaltherrschaft mit Ruhe

ertrug, so war dies nur die Ruhe des einheimischen Aetna, die, je länger sie dauerte, nur desto unheildrohender ward, je sicherer und ausgelassener sie die Franzosen machte, mit einer desto schrecklicheren Entladung des gesammten Brennstoffs endigen sollte. Leicht war es bei einer solchen Stimmung der Gemüther, eine Verschwörung anzustiften, die zum Zwecke hatte, die Insel von Karl von Anjou loszureißen und an den von Konradin auf dem Blutgerüst zum Erben eingesetzten Schwiegersohn Manfred's, den König Peter von Aragonien, zu unterwerfen. Der Plan ward geleitet von Johann von Procida, begünstigt vom griechischen Kaiser Michael und dem Papste Nicolaus. Johann, Herr der Insel Procida, ein berühmter Arzt und hochgeehrt von Friedrich II. und Manfred, war von Karl als ein Anhänger der Hohenstaufen verfolgt, seiner Güter beraubt und genöthigt worden, zu Peter von Aragonien zu entfliehen. Von hier aus, wo er in Kurzem wieder zu Ehren und Gütern gelangt war, trat er mit den angesehensten Sicilianern in Verbindung, kam selbst verkleidet auf die Insel und ging in Mönchstracht nach Rom und Konstantinopel, um den Kaiser und den Papst zur Unterstützung zu gewinnen. Ersterem war das Unternehmen darum erwünscht, weil Karl von Anjou, der aus Konstantinopel vertriebenen lateinischen Kaiserfamilie verwandt, beabsichtigte das lateinische Kaiserthum wiederherzustellen, der Papst aber war von ihm bitter beleidigt worden durch Verschmähung einer verwandtschaftlichen Verbindung zwischen seinem und dem päpstlichen Hause. Alles war vorbereitet, die gesuchte Unterstützung zugesagt, als Johann 1280 nach Aragonien zurückkehrte; nur Peter's Entschluß fehlte noch, sein Erbrecht geltend zu machen. Dieser rüstete nun eine Flotte, gab aber vor, sie sei gegen die Sarazenen in Afrika bestimmt und erhielt sogar von Karl von Anjou Geld dazu. Er wollte abwarten, wie die Empörung ablaufen würde, ehe er sich bestimmt erklärte. Leider starb Nicolaus, und Martin, sein Nachfolger, war Karl's Freund. Neue Vorkehrungen und Verabredungen mußten nun getroffen werden, wodurch Johann veranlaßt ward, abermals nach Konstantinopel und Sicilien zu reisen, von wo er zurückkehrte, als Peter's Flotte segelfertig war. So weit war der Plan gediehen, als ein Vorfall in Palermo die Empörung noch vor dem von den Verschworenen festgesetzten Termine zum Ausbruche brachte. Am zweiten Osterfeiertage gingen, von ihren Männern begleitet, die palermitanischen Frauen zur Vesperzeit nach einer Kirche, außerhalb der Stadt. Die versammelte Menge flößte den Franzosen Furcht ein; sie fingen an, Visitationen anzustellen, um zu sehen, ob man, gegen das gegebene Verbot, verborgene Waffen bei sich führe, und erlaubten sich dabei frevelhaftes Verfahren gegen die Frauen. Ein gewisser Drouet wagte es, bei einer jungen adeligen Dame, die von ihren Eltern und ihrem Bräutigam begleitet war, auf unzüchtige Weise Waffen unter den Kleidern zu suchen; aber plötzlich stürzte ein junger Mann auf ihn los, riß ihm den Degen von der Seite und stieß ihn nieder; auf allen Seiten machte die Entrüstung sogleich sich Luft, Steine flogen auf die Frevler, und bald erscholl in der Stadt der Ruf: „Nieder mit den Franzosen," worauf ein allgemeines Morden derselben erfolgte, das sich in Kurzem über mehrere Theile der Insel verbreitete. Jeder, der das Wort „Dschidscheri," das man zum Schiboleth wählte, nicht aussprechen konnte, ward niedergemacht. Die Palermitaner riefen sodann die Republik aus und pflanzten das geliebte Reichspanier auf. Der Schrecken unter den Franzosen war so groß, daß sie allenthalben flohen und selbst die festesten Punkte nicht vertheidigten. Wenige Orte, die anfangs noch treu blieben, traten der Empörung bei und rasch war Sicilien für das Haus Anjou verloren. Die Verschworenen waren, als dies vorging, sogleich an die Spitze getreten, und durch sie kam Einheit und Planmäßigkeit in die Anordnung der Verhältnisse und der Vertheidigung gegen Neapel. Sie wußten es dahin zu bringen, daß das Volk Peter zu seinem König erklärte. Dieser war bereits an der Küste von Afrika mit seiner Flotte erschienen, auf die Nachricht von den Vorfällen in Sicilien trat er offen als Karl's Feind auf, landete bei Trapani (im August) und trieb die Franzosen im Oct. von Messina, das sie bereits zu Wasser und zu Lande mit dem Heere, das gegen den griechischen Kaiser bestimmt gewesen war, belagerten, zurück. Auf dem Rückzuge erlitten sie noch bei Reggio eine völlige Niederlage. Das Weitere s. unter Sicilien.

Sickingen, ein ehedem reichsfreiherrliches, seit 1773 gräfliches Geschlecht, das vom Schlosse Sickingen (baden'scher Rheinkreis, Bezirksamt Bretten) seinen Namen führt, und gegenwärtig nur noch in der Linie S. zu Sickingen fortlebt; Stammhalter ist Graf Wilhelm, geb. den 17. Jan. 1777. Am berühmtesten ist aus dieser Familie Franz von S., auf dem Stammschlosse seiner Väter 1481 geboren, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, ein Hort der Unterdrückten, ein Todfeind des Despotismus, des Pfaffen- und Mönchsthums, ein Freund der Freiheit und deren Vertheidiger. Seine Jugend verlebte er theils an dem kaiserlichen Hofe, theils im Feldlager, indem er an den Kriegen Maximilian's und Karl's Theil nahm, bis er durch die Herrschsucht des Letztern verletzt sich zurückzog, um ein Streiter für Freiheit und Recht, ein Vorkämpfer der hereinbrechenden Reformation zu werden. So vertheidigte er 1513 die Bürgerschaft von Worms gegen den Rath, und ließ sich durch die ausgesprochene Reichsacht nicht abschrecken; er bekriegte den Herzog von Lothringen; belagerte Mainz; zog gegen Hessen-Darmstadt zu Felde: genug, sein Schwert stand jedem Unterdrückten zu Dienste, wie seine Burg eine Freistätte der Verfolgten war. Als Reuchlin die theologische Barbarei der Cölner Dominikaner dem Gespötte der Welt preis gab, und diese ihr Verdammungsgeschrei über den Ketzer erhoben, brachte sie Fr. v. S. zur Raison; als der verfolgte Hutten heimathlos umherirrte, weil er mit Feder und Schwert die deutsche Freiheit gegen Papst und Mönche verfochten hatte, fand er auf der Burg S.'s eine gastliche Aufnahme. Leider zu früh ward dieser Repräsentant des deutschen Ritterthums der Welt entrissen; er erlag in einer Fehde mit Trier, Pfalz und Hessen, und starb bald nach der Uebergabe seiner Burg Landstuhl in Feindes Gewalt am 7. Mai 1523. Vgl. Münch „Franz v. S.'s Thaten, Pläne, Freunde und Ausgang" (2 Bde., Stuttgart 1827—28) nebst einem „Codex diplomaticus" (Aachen 1829).

Sickler, Joh. Volkmar, ein um Landwirthschaft und Pomologie verdienter Pastor zu Kleinfahnern bei Gotha, 1742 geb., starb 1820. Er schrieb „über die deutsche Landwirthschaft nach ihrem ganzen Umfange" (18 Bde., Erfurt 1802—17); gab das später von seinem Sohne fortgesetzte Gartenmagazin heraus, das schon seit 1794 unter dem Titel „der deutsche Obstgärtner" erschien, und schrieb außerdem über die Bienenzucht (2 Bde., Erfurt 1808); „ein Gartenlexikon" (Erfurt 1811; 2. Aufl. 1812); und mit Weise und Tromsdorf gab er ein „Oekonomisch-technologisches Handwörterbuch" (7 Bde., Gotha und Erfurt 1817—27) heraus.

Sickler, Friedr. Karl Ludw., Sohn des Vorigen, am 28. Nov. 1773 zu Gräfenonna im Gothaischen geb., starb am 8. Aug. 1836 als Consistorialrath und Director des Gymnasiums zu Hildburghausen. Unter Böttiger's Leitung gewann S. auf dem Gymnasium zu Weimar Interesse für das classische Alterthum, namentlich für Archäologie, und setzte seine Studien auf der Hochschule zu Jena mit rastlosem Fleiße fort. Nachdem S. seine Studien vollendet, sagte er dem Vaterlande eine Zeitlang Lebewohl; er ging nach Paris, wo er im Hause des Bankiers Delessert Lehrer ward. 1806 kam er in gleicher Eigenschaft zu Wilhelm von Humboldt, mit dem er sich in Italien, namentlich zu Rom und Neapel, 6 Jahre lang aufhielt. An letzterem Orte hatte sich S. mit dem Verfahren bei Auswickelung der Herculanischen Rollen vertraut gemacht und er erhielt deshalb 1817, als er unterdessen nach Deutschland zurückgekehrt und zum Director des Gymnasiums in Hildburghausen und Consistorialrath ernannt war, die ehrenvolle Aufforderung, in Oxford die Leitung bei Aufrollung und Entzifferung einer Partie aufgefundener Rollen zu übernehmen. Die Rollen waren indeß zu sehr verdorben, weshalb der Versuch mißlang. Als Schriftsteller hat S. die verschiedenartigsten Gegenstände bearbeitet, das größte Verdienst sich aber erworben durch „das Handbuch der alten Geographie" (Kassel 1824; 3. Aufl. 1836 mit einem Atlas); außerdem erwähnen wir „Plan de topographie de la campagne de Rom" (Rom 1811); „Topographie der Umgegend von Rom" (Weimar 1823); „Lettre à Mr. Millin sur l'Epoque des constructions cyclopiennes" (Paris 1811), „Nachträge, Anmerkungen und Berichtigungen zu Dodwell's Reise durch Griechenland" (Meinin-

gen 1824); „Roms politische Geschichte und Alterthümer in 13 Tafeln" (Hildburghausen 1831); „Geschichte der Obstbaumzucht" (Frankfurt 1802).

Siculer, bei den Griechen Sikeler, ein Volk, vermuthlich pelasgischen, nach andern ligurischen oder keltischen Stammes, das in uralter Zeit an der Tibermündung und weiter in Latium wohnte und dort von den Aboriginern (s. d.) und tyrrhenischen Pelasgern zum Theil unterworfen, zum Theil vertrieben wurde. Anfangs fanden die Fliehenden bei den stammverwandten Oenotrern (s. d.) in Süditalien eine Zuflucht, als sie aber auch von ihnen verdrängt wurden, gingen sie ungefähr hundert Jahre vor dem trojanischen Kriege auf die Insel, die von ihnen den Namen Sicilien (s. d.) erhielt. Ob die in der „Odyssee" erwähnten Sikeler von Bewohnern des südöstlichen Italiens oder der epirotischen Küste zu verstehen seien, ist zweifelhaft.

Sicyon, Stadt im Peloponnes, westl. von Korinth, eine Zeitlang zur Landschaft Achaja gehörig, lag in einer sehr fruchtreichen Ebene. Es war weniger in politischer Hinsicht, als durch Handel und Kunst bedeutend. Vor der dorischen Wanderung wohnten hier Ionier, dann die von Süden heraufziehenden Achäer, bis sich Phalces, der Sohn des Temenus, der Stadt bemächtigte und sie dorisch wurde. Die Verfassung artete darauf in zügellose Demokratie aus, die wieder der Tyrannei den Weg bahnte. Arthagoras und seine Nachkommen herrschten daselbst im 7. Jahrh. v. Chr. mehr als hundert Jahre lang, ein in der griechischen Geschichte seltener Fall. Der mächtigste aus dieser Familie war der Tyrann Clisthenes (nicht zu verwechseln mit dem Athenischen Cl.), der Schwiegervater des Alkmäoniden Megakles in Athen. Er war einer der Anführer im 1. heiligen Kriege, in dem Cirrha zerstört wurde. Von der spätern Verfassung der Stadt haben wir keine genaue Nachricht. Durch Aratus, dessen Vaterstadt S. war, kam es in den Achäischen Bund und wurde dann den Römern unterworfen. Die Malerei soll hier am frühesten in Griechenland ausgebildet sein; in der spätern Zeit, als die Athenischen Meister blühten, ist von der Sicyonischen Schule nicht mehr die Rede; auch hatte die Bildhauerkunst neben den Aeginetischen und Korinthischen in S. eine Hauptschule. Die Sage, nach welcher unter den alten Sicyonischen Königsnamen auch ein Telchin und ein Telxion erwähnt werden, so wie S. selbst den Beinamen Telchinia hatte, bringt auch das alte, später in Rhodus einheimische Kunstvolk der Telchiner (s. d.) mit S. in Verbindung. Ferner war es die Mutterstadt aller Metallfabriken und die glückliche Nebenbuhlerin von Korinth in der Verfertigung aller Arten von Gefäßen. Die Ruinen von S. sieht man nahe bei dem Dorfe Kamari. Beschrieben wurden sie von vielen Reisenden, besonders von Leake in den „Travels in the Morea" (Bd. 3, Lond. 1830). Vergl. Hagen „Sicyonia" (Königsb. 1831, 4.); Gompf „Sicyoniaca" (2 Bde., Berlin 1832 und Torgau 1834); Bobrick „De topographia Sicyoniae" (Königsb. 1839, mit einer Karte), und Roß „Reisen und Reiserouten in Griechenland" (Bd. 1, Berlin 1841).

Siddons, Mistreß, geb. d. 1. Jul. 1755 zu Brecknock in Wales, war eine der größten englischen Schauspielerinnen im tragischen Fache. Auch ihre Brüder, die beiden Kemble, waren ausgezeichnete Schauspieler. Ihr Vater stand einer herumziehenden Truppe vor, bei der sie auch, mit einem Mitgliede derselben, Siddons, verheirathet, zuerst auftrat, bis sie Garrick 1775 nach London berief, wo sie zuerst auf dem Drurylanetheater die Portia spielte. Ihr Ruhm war bald begründet. Es hat sich vielleicht selten bei einer Schauspielerin die glücklichste natürliche Anlage, wozu auch ihr majestätischer Wuchs zu rechnen, und die vollendetste Kunst, Beides in einem so hohen Grade und zugleich in einem so schönen Verein gefunden, wie bei ihr. Ihre Hauptrollen waren Lady Macbeth und Katharina in „Heinrich VIII." Zugleich war ihr moralischer Charakter ohne Flecken und ihr Geist classisch gebildet. Neben ihrer Kunst beschäftigte sie sich mit Bildhauerarbeiten und hat namentlich die Büste des Präsidenten der nordamerikanischen Freistaaten, Adams, verfertigt. Sie verließ 1812 die Bühne und starb am 8. Juni 1831. Vergl. Thomas Campbell's „Life of Mrs. S." (London 1834, 2 Bde.)

Sideralllicht nennt man das intensive Licht, welches entsteht, wenn man einen Strom brennenden Knallgases, d. h. eines Gemenges von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas, in dem Verhältniß, wie es sich bei galvanischer Zersetzung des Wassers entwickelt, auf einen Kalkcylinder wirken läßt, also dasselbe Licht, dessen man sich bei Beleuchtung des Hydrooxygengas-Mikroskops (s. d.) bedient. Vor einigen Jahren sind in England, namentlich von Beale in London, Frankreich und Neapel mannichfache Versuche mit Anwendung dieses Lichts auf Straßenbeleuchtung gemacht worden. Doch ist es bis jetzt noch nicht zu größerer praktischer Anwendung gekommen, theils weil die Einrichtung der Röhren und Gasometer, um gegen jede Explosion durch Zurückbrennen sicher zu stellen, ziemlich kostspielig ist, theils weil man sich das Gasgemenge nicht billig genug zu verschaffen wußte.

Siderismus. Es hat dieses Wort im Laufe der Zeit mehrfache Bedeutungen erhalten, welche in zwei Hauptklassen zerfallen, die durch die verschiedenen Etymologien repräsentirt werden. In der erstern weitumfassenderen Klasse der Bedeutungen leitet man das Wort von dem lateinischen Sidus, Gestirn, ab und bezeichnet dadurch den Einfluß der Gestirne auf die organischen Wesen überhaupt (Sideralmagnetismus nach Einigen). Die Aeußerungen dieses Einflusses sind nun aber sehr verschieden, je nachdem die organischen Wesen, in specie der Mensch, sich im gesunden oder kranken Zustande befinden, und können demnach nach drei verschiedenen Richtungen hin sich wirksam zeigen, nämlich als Herbeiführung normaler Actionen des Lebens, wie der angebliche Einfluß des Mondes auf die Menstruation der Frauen (hierher würde auch der astrologische Einfluß der Gestirne auf das Schicksal der Menschen gehören); oder als Krankheitsursachen, wie der Sonnenstich, die Apoplexie nach älteren Ansichten, woran sich der Einfluß auf den Typus und die Eintrittszeit gewisser Krankheiten, der Epilepsie, der Fieber &c. reihen würde; oder endlich als unterstützendes Heilmittel bestimmter Krankheiten, z. B. der Warzen und der Wurmkrankheit bei abnehmendem Monde. — Bei der zweiten Klasse der Bedeutungen leitet man das Wort Siderismus von dem griechischen *σίδηρος*, Eisen, ab, und bezeichnet damit den dem thierischen Magnetismus ähnlichen Einfluß, welchen bestimmte unorganische (tellurische) Naturkörper, besonders Metalle (Eisen) auf die organischen Wesen, namentlich den Menschen haben. Bei Gesunden scheint dieser Einfluß auf einer gewissen Idiosynkrasie zu beruhen, und dieser eben legte Ritter den Namen Siderismus bei, insofern sie die Grundlage der sogenannten Rhabdomantie (s. d. Art.) ausmacht, welche Kieser, als Andeutung der höhern Entwickelung des thierisch-magnetischen Lebensverhältnisses, seinem Tellurismus unterordnet. Eigenthümlicher Art sind die Erscheinungen des Einflusses solcher tellurischer Körper auf Kranke, wobei eine Art Idiosynkrasie vielleicht ebenfalls eine Rolle spielt, da sich der Einfluß keineswegs bei allen Individuen zeigt. Sie treten nämlich als Somnambulismus auf, und geben als solcher dann ein Heilmittel für bestimmte Krankheiten ab. In dieser Beziehung hat man dann das Wort Siderismus auch von der technischen Anwendung jener Körper auf einzelne Individuen gebraucht, und die Körper selbst siderische genannt; z. B. das siderische Baquet von Mesmer, womit besonders Kieser experimentirte. Vergl. das Nähere über diesen Gegenstand bei J. W. Ritter „der Siderismus“ (Tübing. 1808); Kieser, Eschenmayer und Nasse „Archiv für den thierischen Organismus“; Kieser „System des Tellurismus“ (Lpz. 1822, 2 Bde.).

Siderographie, s. Stahlstich.

Sidmouth, Henry Addington, Viscount, englischer Staatsmann, der Sohn eines Arztes, geb. 1755, war anfangs Sachwalter, betrat aber bald, durch seinen Freund, den jüngern Pitt, bewogen, die politische Laufbahn, und wurde 1789 zum Sprecher des Hauses der Gemeinen gewählt. Er unterstützte bei jeder Gelegenheit die Pitt'sche Partei und wurde 1801 Pitt's Nachfolger. In die Zeit seiner Verwaltung fällt der Friede von Amiens und der neue Ausbruch des Krieges. 1804 trat er aber seine Stelle wieder an Pitt ab. Der König erhob ihn damals zum Viscount Sidmouth. 1806 trat er als Siegelbewahrer, und 1812 als Staatssecretär des Innern in das Ministerium, zog sich

aber seit 1822 von den öffentlichen Angelegenheiten zurück. Er starb am 15. Februar 1844.

Sidney, Philipp, geb. am 29. Nov. 1554 zu Penshurst in Kent, Sohn des irländischen obersten Richters Sir Henry S., studirte in Oxford und Cambridge und trat 1572 eine Reise durch Frankreich, Deutschland, Ungarn und Italien an, von welcher er nach drei Jahren wieder nach England zurückkehrte. Sein angenehmer Umgang und seine feine Bildung, sowie sein heller Verstand erwarben ihm die ausgezeichnete Gunst der jungfräulichen Königin Elisabeth, die ihn 1576 als Gesandten nach Prag zum Kaiser Rudolf schickte. Als er wieder nach England gekommen war, verbot ihm seine Gönnerin, sich mit dem Grafen von Oxford zu schlagen, weshalb er sich auf einige Zeit in die Einsamkeit nach Wilton in Wiltshire zurückzog und hier in seinem trefflichen Romane „Arcadia" seiner Schwester, der Gräfin von Pembroke, ein unsterbliches Denkmal setzte. Im J. 1585 wollte er mit Drake einen Kriegszug gegen die Spanier in Amerika unternehmen; doch verhinderte die Königin sowohl dies, als auch die Annahme der ihm angebotenen polnischen Krone. Elisabeth schlug ihn 1582 zum Ritter und ernannte ihn 1585 zum Commandanten von Vließingen; er diente bei dem Heere, welches sein Oheim, der Graf Leicester, in den Niederlanden befehligte. Im Sept. 1586 ward er von einem spanischen Corps in der Nähe von Zütphen überfallen und durch eine Kugel in der Hüfte verwundet, worauf er am 16. Oct. d. J. zu Arnheim starb. Außer der Arcadia nennen wir von seinen Schriften die „Defense of poesy," die „Astrophel and Stella," „Urania," „Almanzor und Almanzaide," den „englischen Helikon," eine „Unterrichtung für Reisende." Eine Sammlung seiner Werke erschien London 1725; 3 Bde. Seine „Miscellaneous works" edirte Gray (Oxford 1829) und fügte denselben eine Lebensbeschreibung S.'s hinzu. Vergl. Zouch „Memoirs of the life and writings of Sir Phil. S." (London 1808).

Sidney, Algernon, zweiter Sohn Robert's, des Grafen von Leicester, geb. 1618 oder, wie Andere meinen, 1620, erhielt eine sehr glänzende und sorgfältige Erziehung und begleitete seinen Vater 1632 auf einer Gesandtschaftsreise nach Dänemark und 1636 nach Paris. Als sein Vater zum Oberstatthalter von Irland ernannt worden war, diente S. mit seinem ältern Bruder, dem Lord Lisle, in dem Kriege gegen die empörten Irländer als Officier (1641) und zeichnete sich durch manche herrliche Waffenthat aus. Im folgenden Jahre brach der Krieg zwischen dem Parlamente und dem Könige aus, in welchem S. auf der Seite des Parlamentes focht und sich so großen Ruhm erwarb, daß er 1646 General-Lieutenant und Gouverneur von Dublin wurde, von wo er bald nach Dover ebenfalls als Gouverneur berufen wurde. Im J. 1649 saß er in dem Gerichte, welches Karl I. zum Tode verurtheilte, und wiewohl er für die Hinrichtung des Königs stimmte, so ist doch das Todesurtheil nicht von ihm unterzeichnet. Auch haßte er Cromwell's Protectorat so sehr, daß er jedes Staatsamt ausschlug und in stiller Abgeschiedenheit zu Penshurst lebte. Als Karl II. den englischen Thron 1660 bestieg, war S. eben mit der Vermittelung des Friedens zwischen Schweden und Dänemark beschäftigt, und unzufrieden mit der neuen Ordnung der Dinge, wies er sowohl alle Einladungen, als auch den gutgemeinten Rath des General Monk, nach England zurückzukehren, von der Hand, bis ihm 1677 durch Vermittelung seines Vaters eine vollkommene Amnestie für seine politischen Vergehen von dem Könige zugesichert ward; doch blieben seine Bemühungen, Mitglied des Parlamentes zu werden, fruchtlos. Als nun aber nach der Abdankung des Parlamentes 1681 Karl's Tyrannei sich immer deutlicher kund gab, als er den Städten ihre Freiheitsbriefe nahm, und alles Recht seiner übermüthigen Gewalt wich, da schlossen mehrere kühne Männer, unter ihnen S., Lord Russel, der Graf von Essex, Lord Howard und der Herzog von Monmouth einen geheimen Bund zur Wiederherstellung der Nationalfreiheit (s. Rye-House-Verschwörung). Aber die Verschworenen wurden entdeckt, und die Verschwörung mit dem Blute derer, die man ergriffen hatte, erstickt. Auch S. machte man den Proceß. Nur ein Zeuge sprach gegen den hochherzigen Vertheidiger der Freiheit, aber der blutdürstige Oberrichter Jefferies führte eine in des Beklagten Studirzimmer gefundene Handschrift

(Discourses concerning government) als zweiten Zeugen auf, und bewog dadurch die Geschworenen zu dem Ausspruche des „Schuldig." Von jenen Discourses sagt selbst der treffliche Hume, daß die besten und getreuesten Unterthanen aller Zeiten sie bekannt haben, und wahrlich, sie zeugen nur für den Märtyrer und gegen seine Henker. S. wurde am 7. December 1683 enthauptet. Besonders hat sich S. um die Rechtswissenschaft und Politik große und bleibende Verdienste erworben, und nicht mit Unrecht wird sein Name dem des tiefdenkenden Locke zur Seite gestellt. Von seinen Schriften nennen wir die „Discourses" (London 1698 u. 1763, 4.; deutsch, Leipz. 1794 und im Auszuge Halle 1795 von Jacob). Ihnen ist in der Ausgabe von Hollis (Lond. 1772, 4.) S.'s Verhör, Apologie, und einige Briefe desselben zugefügt. Seine übrigen Manuscripte sammelte Collin, und Blenkowe gab sie unter dem Titel „Sidney papers" (London 1825) heraus. Sie enthalten ein Tagebuch Leicester's und Originalbriefe von S. Vergl. Grey „Secret history of the Rye-House-Plot and of Monmouth Rebellion" (Lond. 1754).

Sidney, Hauptstadt der Grafschaft Cumberland in Neusüdwales, an der Bucht gleiches Namens, mit dem herrlichen Hafen Port Jackson und 30,000 Einw. an dem Abhange zweier Hügel gelegen. Sie hat mehrere gelehrte Gesellschaften, eine Sternwarte, ein Theater, eine Bibelgesellschaft, Buchdruckereien, Bank, Leuchtthurm und Handel. Die Stadt wird durch das Fort Philipps, der Eingang zur Sidneybai durch die Forts Macquarie und Dawes geschützt.

Sidon, bei den Hebräern Zidon, eine der ältesten Städte Phöniciens, verdankt wahrscheinlich, wie der Name wenigstens andeutet, einer Fischercolonie ihren Ursprung und ist selbst älter, als Tyrus; denn in der Völkertafel 1. Mos. 10 wird nur S., nicht Tyrus erwähnt, und Homer kennt nur Ersteres. Zu Pomponius Mela Zeit war S. noch eine reiche Stadt und sie blieb dies bis in's Mittelalter, jetzt aber ist sie zu einem unbedeutenden Orte, Namens Saide, herabgesunken. Vergl. Phönicien und Rosenmüller's Alterthumskunde 2. Bde. 1. Thl. p. 20 ff.

Sidonius Apollinaris, eigentlich Cajus Sollius Apollinaris Modestus Sidonius, ein christlicher Schriftsteller des 5. Jahrh., geb. 428 oder 430 n. Chr. zu Lyon, stammte aus einer angesehenen Familie, stieg in der Folge als Schwiegersohn des Kaisers Avitus, sowie durch seine rednerischen und dichterischen Anlagen begünstigt, zu der Würde eines Praefectus urbi in Rom, zog sich aber nach dem Tode des Avitus aus dem öffentlichen Leben zurück, floh vor Kaiser Severus nach Auvergne, ging 468 zu Anthemius nach Rom und wurde 472 Bischof von Clarmont, welche Würde er bis an seinen, wahrscheinlich 484 oder 489 n. Chr. erfolgten, Tod bekleidete. Seine Gedichte verrathen zwar Lebendigkeit und Feuer, leiden aber an Ueberladung in Ausdruck und Bildern. Ebenso sind seine Briefe in neun Büchern mehr ihres geschichtlichen Inhalts, als der Sprache wegen wichtig. Unter den Ausgaben erwähnen wir die von Vinetus (Lyon 1552), Sirmondus (Par. 1614, 4.) und Labbeus (Par. 1652, 4.).

Siebelis, Karl Gottfr., einer der thätigsten und trefflichsten Schulmänner der neuesten Zeit, geb. am 10. Oct. 1769 zu Naumburg, besuchte anfangs die höhere Schule seiner Vaterstadt und studirte dann auf der Universität zu Leipzig Theologie und Philologie. Im J. 1798 ward er Conrector zu Zeitz und übernahm 1804 das Rectorat zu Bautzen, das er fast bis an seinen Tod, am 7. Aug. 1843, verwaltete. Seine Schriften, die sich auf die Kritik und Erklärung der Classiker und Kunstwerke des Alterthums beziehen, zeichnen sich durch Gründlichkeit, Belesenheit und ein gesundes Urtheil aus. Besonders zu erwähnen ist unter ihnen die größere Ausgabe des Pausanias (5 Bde., Lpz. 1822—28), die namentlich einen sehr reichhaltigen Apparat für die sachliche Erläuterung bietet, sowie die fast zu gleicher Zeit veranstaltete deutsche Uebersetzung (Tübingen 1827 fg.). Nicht minder verdienstlich ist das von ihm zu Winckelmann's „Werken" als achter Band verfertigte und mit vielen Nachträgen versehene Register (Dresden 1828). Schon früher aber hatte er sich durch Vollendung und Ergänzung der von Lenz begonnenen Bearbeitung der Bruchstücke von mehreren Geschichtschreibern über Attika, die unter dem Titel „Philochori

fragmenta“ (Lpz. 1811) und „Phanodemi, Demonis, Clitodemi atque Istri fragmenta“ (Lpz. 1812) erschienen, einen Namen erworben. Vielen Beifall fand die für den Schulgebrauch bestimmte griechische Chrestomathie, „Hellenica“ betitelt (Lpz. 1800; 2. Aufl. 1815), und sein „Kleines griech. Wörterbuch in etymologischer Ordnung“ (Lpz. 1833). Unter seinen zahlreichen kleinern Abhandlungen, von denen einige in die Sammlungen „Vier Schulschriften“ (Dresden 1814) und „Quinque disputationes“ (Lpz. 1842) aufgenommen sind, heben wir die „De Strabonis patria, genere, aetate“ (Bautzen 1828) u. „De Rhiano“ (Bautzen 1829) heraus. Auch auf dem Felde der Theologie hat sich S. durch die „Erziehungslehre der Bibel (Lpz. 1815) und durch die Schrift „die Bibel, die beste Grundlage der Kindererziehung“ (Zitt. 1818) bekannt gemacht. Vgl. „S. kurze Lebensbeschreibung“, von ihm selbst aufgesetzt (Bautzen 1843) und Ameis „der Gymnasiallehrer in seinem edeln Berufe und als Mensch, als Blätter der Erinnerung an Karl Gottfr. S.“ (Gotha 1845).

Sieben, eine im ganzen Alterthume wie auch in der neuern Welt bedeutungsvolle und heilige Zahl, deren tiefe Bedeutung in den 7 Tönen der Musik, in den 7 Farben und andern Erscheinungen der Natur, wie im Siebengestirn gegründet ist und darin eine richtigere Erklärung finden möchte, als aus der Zusammensetzung der im Raum (Dreieck und Viereck) als vollkommen in ihrer Art erscheinenden Zahlen. Obschon schwerfällig und unbequem im Gebrauche, hat doch die S., meist nach reiner Willkür, bei Eintheilungen häufig Anwendung gefunden, ein Vorzug, den sie vor Allem der Astronomie und Astrologie verdankt, von der ihr eine besondere Heiligkeit beigelegt ist. Wie bei den Indern und Persern, so bei den übrigen Völkern des alten Orients, spielt die Siebenzahl eine wichtige Rolle, in den Instituten, Festen, im Wochen- und Jahrescyklus, und ohne Zweifel steht sie in Verbindung mit den 7 Planeten, die zur Wocheneintheilung Anlaß gaben, insofern nämlich jedem der 7 Planeten ein Tag in der Woche geheiligt wurde. Nun fing man an, die Planeten als Schutzgeister der ihnen geweihten Tage zu betrachten; es entstanden Feste und Feiertage, mit Opfern und religiösen Ceremonien verbunden, wovon die Folge war, daß man die Siebenzahl als den Typus alles Heiligen ansah, daß man ihr etwas Mystisches beilegte. Im ganzen Alterthume, bei den Indern, Chaldäern, Aegyptern, Hebräern, Griechen und Römern, hat die S. diese Bedeutung. So reden auch die alten Perser von 7 Polarsternen als dem Wohnsitze der 7 Amschaspands, von den 7 Planeten als Sitz der 7 Erzdews; Surja, der indische Gott der siebenstrahligen Sonne, hat an seinem Wagen 7 grüne Pferde; 7 Erdgürtel gibt es in der indischen Geographie, wie 7 Ausflüsse des Ganges, und vom Feuer heißt es (v. Hammer, morgenländisches Kleeblatt):

„Siebenstrahlige, reinste Gestalt, allfressende Flamme,
Dir erheben auf 7 Bergen sich 7 Tempel,
Wo Dir 7 Priester entrichten 7 der Opfer,
Siebenzüngig ergreifst Du 7 Speisen zur Nahrung.“

Namentlich findet sich diese Heiligkeit bei den Hebräern in Festen, Einrichtungen, Geräthschaften, beim levitischen Cultus, ja sogar in der Darstellung der Geschichte vor. Wir erwähnen die 7 Schöpfungstage; 7 Jahre bilden das Sabbathsjahr, 7mal 7 Jahre das Jubeljahr; 7 Tage dauert das Osterfest, eben so lange das Laubhüttenfest; je 7 reine Thiere gehen in Noah's Arche; nach je 7 Tagen sendet Noah eine Taube aus; 7 Jahre dient Jakob um die Rahel, eben so lange um die Lea; 7mal soll Kain gerochen werden; 7 Lämmer stellt Abraham dem Abimelech zu als ein Zeugniß des Schwures; Pharao sieht im Traume 7 fette und 7 magere Kühe, 7 volle Aehren und 7 versengte Aehren; 7mal neigt sich Jacob vor seinem Bruder Esau; am 7. Tage gingen 7 Priester 7mal um Jericho herum und bliesen in die 7 Posaunen; 7 Monate bleibt die Bundeslade im Lande der Philister; 7 Jahre regiert David in Hebron; 7mal am Tage hat derselbe dem Herrn Lob bereitet; 7mal fällt Salomo's Gerechter. Das Vaterunser hat 7 Bitten; nicht 7mal sollst du deinem Bruder vergeben, sondern 7mal 70mal. In der Apokalypse giebt es 7 Kirchen, 7 Erzengel, 7 Donner, 7 Sterne, 7 Plagen in 7 goldenen Schalen, ein Lamm mit 7 Hörnern und 7 Augen, das die 7 Siegel des Buches öffnet. — In Griechenland war

die Siebenzahl heilig dem Apollo; ihm opferte man am 7. Tage nach dem Neumonde. Pan pfeift auf der 7röhrigen Syrinx; Agamemnon sendet 7 Dreifüße dem Achilles; Theben hatte 7 Thore; 7 Ortschaften wollten Homer's Geburtsort sein; es giebt 7 Weise; 7 Wunder der Welt; 7 freie Künste. Rom hat 7 Könige und 7 Hügel. Als etwas Mysteriöses wurde die S. von der katholischen Kirche betrachtet, daher 7 Sacramente, 7 Bußpsalmen, 7 Todsünden, 7 Horas, 7 Cardinaltugenden, 7 Kurfürsten, und anfangs 7 Cardinäle. Die Türken haben 7 Thürme. Die Niederländer hatten 7 Provinzen; die Donau wie der Nil und Ganges 7 Mündungen; der Mystiker Ruysbroech schwärmte von den 7 Graden der Liebe, wie von 7 Himmeln, denen 7 Grade der Hölle entgegenstehen. Die böse Sieben versetzt uns in den 7. Grad der Hölle, während die treue Liebe 7 Jahre den goldenen Flachs vom Rocken spinnt.

Sieben gegen Theben, s. Theben.

Siebenbürgen, das Großfürstenthum, gegenwärtig den ungarischen Erbstaaten des österreichischen Kaiserhauses gehörend, ist ein Theil des alten Daciens (s. d.) und wurde daher unter Trajan römische Provinz. Der heutige Name wird abgeleitet vom Siebengebirge, denn von daher kamen die deutschen Colonisten, welche im 12. Jahrhundert in das Land zogen und sich noch darin in ihrer Sprache und ihren Sitten erhalten haben, gewöhnlich Sachsen genannt. In der Geographie des Mittelalters heißt das Land Transsylvanien und dies ist auch noch die heutige lateinische Benennung; dies bedeutet ein jenseits der Berge, d. h. der Karpathen, gelegenes Land. Die Ungarn nennen es Erdely, d. h. waldige Berggegend. Ein eigenes Reich ist S., wie wir sehen werden, nur kurze Zeit gewesen. Beim Ausbruche der Völkerwanderung wohnten hier Westgothen, darauf gehörte es zum Gepidenreiche, dann zum Reiche der Avaren, welche mit den Longobarden vereinigt die Gepiden besiegt hatten, später den Bulgaren. Beim Einfalle der Magyaren herrschte in S. Gelo, welcher in einer Schlacht fiel, worauf es fortan mit Ungarn vereinigt blieb. Der große König Stephan der Heilige (1000—1038), der eilf Bisthümer errichtete, stiftete auch eins in S. Gyula den Jüngern, der sich in S. empört und die Gegner des damals im Lande noch schwachen Christenthums um sich gesammelt hatte, besiegte er. Unter Ladislaus I. litt das Land durch die Einfälle der Kumanen, welche von dem Könige in mehreren, von der Sage wunderbar ausgeschmückten Schlachten besiegt wurden. Bei dem Aussterben des Arpadischen Königshauses in Ungarn (1301) gehörte der Woiwode von S., Ladislaus, zu den Gegnern der vom Papste unterstützten Anjou's, und bewahrte die heilige Krone, die er aber bei dem endlichen Vergleiche herausgab. Es blieb Alles in den alten Verhältnissen; eine Empörung des Woiwoden Johannes gegen den König Matthias Corvinus war auch nur vorübergehend. Dagegen bewirkte die Thronstreitigkeit Johann's Zapolya von S. mit Ferdinand I. von Oesterreich nach dem Tode des letzten Königs von Ungarn, Ludwig's II., in der Schlacht von Mohacs (1526), die Trennung der Länder, indem der Erstere, der von Soliman (s. d.) unterstützt wurde, in dem Frieden mit Ferdinand (1535) S. und den Theil Ungarns, den er besaß, für sich erhielt. Johann behielt den Königstitel und nannte sich Großfürst von S. Auf ihn folgte 1540 sein erst vor wenigen Tagen geborener Sohn Johann Sigismund, für den seine Mutter Isabella, die Tochter Sigismund's I. von Polen, regierte. Doch war der Besitz des Landes sehr precär; sie war immer in Gefahr, dasselbe an die Türken, deren Beistand sie es bei den jetzt sogleich erneuten Ansprüchen Ferdinand's verdankte, zu verlieren; in der Uebereinkunft mit Soliman wurde das eigenthümliche Verhältniß auch so ausgedrückt, daß ihr Sohn S. als Sandschak besitze. Dabei wurde sie durch einheimische Verrätherei des Mönches Georg bedrängt. Das Dunkel, das über diesem Manne ruht, wird wohl nie ganz aufgehellt werden. Der Mönch Georg wurde ermordet; sein Grabstein in der Kathedrale von Karlsburg trägt die einfache Inschrift: omnibus moriendum est. Nach kurzer Zeit erhoben sich in S. Isabellens Anhänger wieder; sie kehrte zurück und nahm von Neuem davon Besitz. Johann Sigismund entsagte, als er mündig geworden war, in einem Vergleiche mit Maximilian II., Ferdinand's Nachfolger, dem Königs-

titel. 1571 starb er kinderlos und Stephan Batori wurde zum Großfürsten von S. gewählt. Als dieser 1574 auch auf den polnischen Thron berufen wurde, wurde sein Bruder Christoph B. zum Woiwoden von S. gewählt, unter dem das Land einige Jahre Ruhe genoß. An die Türken mußte fortwährend Tribut gezahlt werden. Stephan wirkte von Polen aus zur Unterdrückung des Protestantismus in S. und bediente sich dazu der Jesuiten. Denn obwohl die neue Lehre in diesen Ländern schnell um sich gegriffen hatte, und 1545 auf einer Synode zu Mediasch im siebenbürgischen Sachsenlande die Augsburgische Confession als Glaubensbekenntniß angenommen war*, gaben ihre Gegner doch nicht die Hoffnung auf, sie wieder ganz zu unterdrücken. Die Jesuiten, welche Stephan in das Land schickte, hatten besonders den Auftrag, den Jugendunterricht an sich zu bringen. In der Zeit des Kampfes der beiden Lehren, wozu auch bald ein Kampf zwischen den Lutheranern und Calvinisten kam, wurden die Jesuiten bald verbannt, bald wieder zurückgerufen. Dies wiederholte sich mehrere Mal. Einen ähnlichen unstäten Wechsel bietet das Schicksal des ganzen Landes dar, besonders unter dem wankelmüthigen Sigismund Batori, dem Sohne des obigen Christoph B. Letzterer war 1580 gestorben und sein neunjähriger Sohn Sigismund, für den der König Stephan selbst Vormundschaft und Regentschaft bestimmte, folgte als Woiwode von S.; denn Stephan galt, so lange er lebte (bis 1586), als Fürst des Landes. Unter Sigismund geschahen die ersten Schritte, sich statt an die Türken an Oesterreich anzuschließen. Er war, bei seiner wankelmüthigen Gesinnung allgemein verachtet, kürzlich vom Landtage abgesetzt und wieder anerkannt worden, als er 1595 mit Kaiser Rudolf einen Vertrag schloß. Sigismund entsagte ganz zu Gunsten Oesterreichs, kam aber wieder in das Land und trat es seinem Vetter, dem Cardinal Andreas Batori ab, der bald auf der Flucht vor einem Empörer Michael umkam, worauf jener (1601) vom Landtage wieder zurückgerufen wurde, aber 1602 gegen ein Jahrgehalt von 50,000 Dukaten, das ihm Kaiser Rudolf versprach, nochmals entsagte und 1612, 41 Jahre alt, verstarb. Moses Székely, auf den sich jetzt die Hoffnungen der Einwohner wandten, wurde besiegt und getödtet, und S. kam, obwohl nur auf kurze Zeit, in Rudolf's Gewalt. Denn Stephan Bocskai, durch den Beistand der Türken und den Anhang der Protestanten unterstützt, machte sich zum Herrn des Landes und erhielt es 1605 von Rudolf in dem sogenannten Wiener Frieden zugestanden. Doch dieser war kränklich und starb schon 1606, worauf Sigismund Rakoczy gewählt wurde, der aber schon 1608 entsagte und mit Zustimmung der Stände die Herrschaft dem Gabriel Batori überließ. Batori zog sich seinen Untergang durch seine Verfolgung des Bethlen Gabor (eigentlich Gabriel Bethlen) zu, der, von türkischen Truppen unterstützt, gegen ihn rückte, und, als Batori ermordet war (1613), einstimmig zum Großfürsten gewählt wurde. Dieser und Stephan Bocskai sind die größten Regenten, die S. gehabt hat. S.'s Abhängigkeit von Oesterreich war, wie es Graf Mailáth in seiner Geschichte der Magyaren ausdrückt, nur eine juridische Fiction. Nach Bethlen's Tode (1629) erkannten die siebenbürgischen Stände seine Wittwe, Katharina von Brandenburg, als Großfürstin. Doch zog ihr ihre Hinneigung zum Katholicismus viele Feinde zu; sie wurde zur Entsagung genöthigt (1631), und die zwischen Stephan Bethlen, dem Bruder des verstorbenen Fürsten, und Georg Rakoczy schwankende Wahl entschied sich für den Letztern. Georg Rakoczy machte sich während seiner 6jährigen Regierung durch Geiz verhaßt. Das wichtigste sind seine Kriege mit Oesterreich, dessen Bedrängnisse im 30jährigen Kriege er benutzen wollte, um ganz Ungarn einzunehmen. Doch führten mehrere Schlachten und Eroberungen, darunter die durch Sage und Lied ausgeschmückte Einnahme des Schlosses Murany durch die Oesterreicher, zu keiner Gebietsveränderung. Rakoczy trat selbst mit den Franzosen und den Schweden in Verbindung und besprach sich persönlich mit Torstensohn in dem schwedischen Lager vor Brünn. Nach Rakoczy's Tode (1648) wurde sein Sohn Georg R. II. (1648—1660), ein eifriger Calvinist, von den Ständen als Fürst anerkannt und von den Türken bestätigt. Dieser zahlte an die Letztern sogleich den seit 3 Jahren rückständigen Tribut und zwar von jährlich 15,000 Dukaten; unter Bethlen Gabor waren nur 10,000

gezahlt. Es brachen jetzt für das Land sehr traurige Zeiten an. Rakoczy unternahm einen unglücklichen Zug gegen die Polen. Darauf gerieth er mit den Türken in Krieg, die das Land furchtbar verwüsteten und einen noch viel höheren Tribut erzwangen. Mehrmals hatte er entsagt, war abgesetzt, hatte mit den von den Türken begünstigten Gegnern Franz Redey und Achacy Barcsay gekämpft, als er 1660 starb. Johann Kemeny, sein Nachfolger, fiel 1662 gegen Michael Agafy, den die Türken unterstützten. Die schwankende Politik Agafy's, die ihm sowohl die Türken als die Oesterreicher zu Feinden machte, führte endlich die Unterwerfung des Landes herbei. In Folge der gefährlichen Empörung Tököly's (s. d.) besetzte Leopold S. 1689, und es trat nun das Verhältniß wieder ein, das 1526 mit der Schlacht von Mohacs aufgehört hatte. S. wurde wieder mit Ungarn, das dem Kaiser überdies seit 1687 erblich gehörte, verbunden; doch blieb Agafy Fürst von S. und auf ihn folgte 1690 sein Sohn Agafy II., nach dessen Tode (1713) erst die völlige Vereinigung, wie sie jetzt stattfindet, erfolgte. Von den Türken hatte Leopold schon (1699) im Frieden zu Carlowitz die Bestätigung im Besitze von S. erhalten.

Siebenbürgen, seit 1849 ein besonderes Kronland des österreichischen Kaiserstaates, zwischen 45° 15′—47° 40′ N.Br. und 40° 3′—44° 7′ L., im Norden von Ungarn, im Osten von der Bukowina und Moldau, im S. von der Wallachei und im W. von der Banater Militärgränze und Ungarn begränzt, hat mit der siebenb. Militärgränze ein Areal von 1151 □M. S. ist ein Hoch- und Gebirgsland, das von den Karpathen, hier siebenbürgische Karpathen genannt, gebildet wird, wo fast gar keine Ebenen, nur einige weite Thäler vorkommen. Den Nord- und Westrand dieses Hochlandes erfüllt das siebenbürgische Erzgebirge, aus zahlreichen, von O. nach W. streichenden Parallelketten bestehend, den Ost- und Südrand die siebenbürgischen oder transsylvanischen Alpen mit steilem Abfall in das östliche und südliche Tiefland. Von den höchsten Berggipfeln bemerken wir den 8150 F. hohen Bucsets, den Retyczat von 7800 F. und den Spurul von 7122 F. Die beträchtlichsten Flüsse sind: die am berühmten Rothen-Thurm-Paß den Südrand durchbrechende Aluta, vom Ugy und Cybin verstärkt; der Samos mit den Nebenflüssen Bistricza, Lupos und Kraßna, und die in südwestlicher Direction mitten durch's Land fließende Maros mit der Kukel, Strehl und Uranyos. Auf dem Gebirge ist die Luft rauh, jedoch gesund, in den Thälern mild und der Vegetation günstig. Von trefflichen Waldungen sind die Abhänge der Gebirge bestanden, herrliches Weide- und Ackerland giebt es in den reich bewässerten Thälern, jedoch ist die Bodencultur nach der Ertragsfähigkeit nur mäßig. Hauptprodukte sind Weizen, Korn, Mais, Hirse, Gerste, Hafer, Wein, Tabak, Holz, Heu; Pferde, Rindvieh, Schafe und Ziegen, wildes und zahmes Geflügel, Schweine, Fische u. s. w. An Metallen hatte man im Jahre 1834 eine Ausbeute von 3030 Mrk. Gold, 5431 Mrk. Silber, 26 Ctr. Quecksilber, 906 Ctr. Kupfer, 2353 Ctr. Blei, 51,171 Ctr. Roheisen, 467 Ctr. Gußeisen, 143 Ctr. Eisenvitriol, 38 Ctr. Schwefel und 770,706 Ctr. Salz. Die Bewohnerzahl beträgt mit der siebenbürg. Militärgränze 2,177,973. Früher war S. in das Land der Ungarn, in das Land der Szekler und in das Land der Sachsen eingetheilt. Nach der neuen Eintheilung zerfällt das Kronland, mit 1,996,000 E., in sechs Bezirke, nämlich in den Karlsburger mit 5, in den Klausenburger mit 4, den Retteger mit 4, in den Udvarhelyer mit 4 (Szekler), in den Fogara'scher mit 3, und in den Hermannstädter District (das Land der Sachsen) mit 12 Bezirkshauptmannschaften. Nach den Nationalitäten zerfiel die Bevölkerung vor 1848 in 250,000 Deutsche, 8448 Slaven (namentlich Serben, Schokayer, Slavonier, Dalmatiner, Istrier und Bulgaren), 1,290,000 Rumeno-Walachen und Moldauer, 566,500 Magyaren, 9000 Armenier, 60000 Zigeuner und 7000 Juden. Die siebenb. Militärgränze umfaßt 104 □M. mit 181,973 E. An Fleiß, Ordnung, Betriebsamkeit und Bildung stehen die Sachsen am höchsten; in ihrem Lande sind die meisten Manufakturen und Fabriken. Sie liefern Leinwand, Tuch, Woll- und Baumwollenzeuge, Lederwaaren, Hüte u. s. w. Der Handel, nach der Türkei am bedeutendsten, ist meist in den Händen der Griechen und Armenier; im Ganzen steht die Einfuhr der Ausfuhr nach, denn im J. 1834 betrug der Werth der

eingeführten Waaren 3, 341,243 Gl., während die Ausfuhr sich nur auf 2,146,658 Gl. belief. Im Betreff der Religion bekannten sich 1842 zur römisch-kathol. Kirche 210,800 (ohne Militär), zur griech. unirten 580,800, nicht unirten griech. Kirche 691,400, zur reformirten 347,600, zur lutherischen 216,300; Socinianer zählte man 43,100, Juden 3,400. Die röm. Katholischen stehen unter dem Bischof von Karlsburg, die griech. Katholischen unter den Bischöfen von Fogaras und Hermannstadt; die Reformirten, Lutheraner und Unitarier unter mehreren Superintendenten. Für höheren Unterricht sorgen das Lyceum zu Klausenburg, 2 theologische Lehranstalten der Unitarier, 12 akatholische, 11 katholische und unirt-griechische Gymnasien; für den Volksunterricht 25 katholische und 25 akatholische Hauptschulen, 212 katholische und 223 akatholische Trivial- und 40 katholische und 226 akatholische Mädchenschulen. Die Verfassung von S. war bis 1848 der ungarischen ähnlich und basirt auf der Unionsakte von 1542—45, auf dem Leopoldischen Diplom vom Jahre 1691, auf der pragmatischen Sanction vom Jahre 1744 und auf den Diätalartikeln von 1791—95. Der Landesherr hat das Recht, Pfründen zu vergeben, Dispensationen in Ehesachen zu ertheilen, in protestantischen Ehesachen in höchster Instanz zu entscheiden, den Landtag zu berufen und aufzulösen u. s. w. Beschränkt ist er durch den Landtag, wo die Deputirten, die Repräsentanten der 3 Nationen, in Gemeinschaft mit dem Regenten des Landes Wohl erwägen. Der Landtag erwählt den Landtagspräsidenten, die Protonotaren, schlägt dem Landesherrn eine Anzahl Candidaten vor zur Ernennung der sogenannten Cardinal- und diplomatischen Aemter und hat außerdem das Recht, Gesetze zu geben und Steuern zu bewilligen. Auf dem Landtage, der in Hermannstadt gehalten wird, erscheinen das königliche Gubernium, die königliche Gerichtstafel, die obersten Beamten der Comitate, Districte und Stühle, die Regalisten, oder die vom Regenten aus dem reichen Adel Berufenen, die Abgeordneten der ungarischen Comitate und Districte der székler Stühle und der Stühle und Districte der Sachsen und die Abgeordneten der Freistädte und Taxalörter. Rücksichtlich der Verwaltung ist die höchste Behörde die in Wien befindliche hohe siebenbürgische Hofkanzlei, welcher das königliche Gubernium zu Klausenburg untergeordnet ist. In Justizangelegenheiten entscheidet in erster und zweiter Instanz die königliche Tafel zu Neumark, von welcher der Rechtszug an das Gubernium und endlich an die siebenbürgische Hofkanzlei geht. Zur Verwaltung von Kameralgegenständen besteht seit 1790 das Thesauriat zu Hermannstadt. Vgl. Marienburg „Geographie des Großfürstenthums S." (2 Bde., Hermannst. 1813); „Leonhard's Lehrbuch zur Beförderung der Kenntniß von S." (Hermannst. 1818); Scheint „Das Land und Volk der Székler" (2 Bde., Pesth 1813); Schreiner „S.'s Volksmenge in Vergleichung mit jener der übrigen österreichischen Provinzen" (1836).

Siebengebirge, ein Zweig des Westerwaldes in dem zur preuß. Rheinprovinz Jülich, Cleve, Berg gehörigen Regierungsbezirke Köln; es hat seinen Namen von den 7 Bergkegeln, die sich in sonderbarer Form aus der Bergkette hervorheben; unter ihnen sind der Löwenberg, Oelberg und Drachenfels mit dem Denkmale Genger's, des vor dem Feinde gefallenen Anführers des Landsturms des S.'s, die merkwürdigsten. Auf dem Peters- oder Stromberge, rechts vom Letztern, mit einer 100 Morgen großen Fläche, steht eine stark besuchte Kapelle des heiligen Peter. Alle hohen Gipfel dieses Gebirges tragen Trümmer alter Schlösser.

Siebengestirn heißt eine Sterngruppe am Halse des Stiers, deren Halbmesser kaum einen Grad beträgt. Sie findet sich unter 3 St. 39′ gerade Aufsteigung und 60° 30′ Polardistanz und enthält einen Stern vierter, sechs fünfter, fünf sechster und zwei und dreißig siebenter Größe, neben vielen anderen kleineren, die zu diesem isolirten Sternsysteme gehören. Auch ist einer von ihnen (μ) als Doppelstern der fünften und zwölften Größe bemerkt. Diese kleine Sterngruppe, in der das unbewaffnete Auge leicht sieben Sterne unterscheidet, ist schon immer bemerkt; die Griechen nennen sie Plejaden, die Hebräer das Häuflein, die Araber die Brillantenrosette, Luther die Gluckhenne u. A. m.

Sieben Inseln, s. Jonische Inseln.

Siebenjähriger Krieg. Dieser Krieg, der von 1756—63 unser Deutschland auf das schrecklichste verheerte und keinen Erdtheil ganz unberührt ließ, ist unstreitig eine der merkwürdigsten Begebenheiten, welche die Weltgeschichte kennt. Er entbrannte um des Besitzes von Schlesien willen, das Friedrich II. der bedrängten Maria Theresia 1741 zum größten Theile entrissen und in dem erneuten Kriege (1744 und 45) behauptet hatte. Ueber den Verlust des schönen Landes und über die erlittene Demüthigung aufs höchste erbittert, sann die Kaiserin auf Rache gegen Friedrich und fand erwünschte Verbündete an Rußlands Kaiserin Elisabeth, die Friedrich durch beißende Urtheile über ihre Person sehr aufgebracht hatte und an dem Kurfürsten von Sachsen und König von Polen August III., welcher ganz vom Minister von Brühl geleitet ward, der den König von Preußen ebenfalls haßte. Schon 1755 ausgebrochene Streitigkeiten zwischen Frankreich und England, von denen das Letztere auf einige canadische Landstrecken Anspruch machte, verwickelten dann auch diese Mächte in den preußisch-österreichischen Krieg, indem Georg II. von England, um sein Hannover zu schützen, sich an Friedrich II. anschloß und Maria Theresia dagegen durch einen schmeichelhaften Brief an die Pompadour Ludwig XV. von Frankreich in ihr Interesse zog. Damit gewann sie zugleich auch das durch die Gyllenborg'sche Faction im französischen Interesse geleitete Schweden, wogegen Preußen mit England auch an Hessenkassel einen Bundesgenossen erhielt. So war die Lage der Dinge um die Mitte des Jahres 1756. Ein schlau berechneter Plan des österreichischen Cabinets sollte den König von Preußen zum Beginn des Krieges verleiten und wo möglich zu einem Einfall in Böhmen verlocken, worauf dann August von Sachsen öffentlich die Partei der Kaiserin ergreifen und den kühnen Friedrich zur völligen Vernichtung von seinem Lande abschneiden sollte. Das Jahr 1757 war zur Realisirung dieser geheimen Entwürfe bestimmt, aber durch den Verrath des sächsischen Kanzelisten Menzel von Allem in Kenntniß gesetzt, drang Friedrich, bevor noch der Plan zur Reife gelangt war, auf bestimmte Erklärung und als Maria Theresia diese nicht gab, eröffnete er plötzlich den 29. Aug. 1756 den Krieg, indem er ohne vorhergegangene Kriegserklärung mit 3 Heeren, zusammen 60,000 Mann stark, in Sachsen einrückte. Kraft, Ordnung und Schnelligkeit bezeichneten seine Schritte; bald war der größte Theil des Landes nebst der Hauptstadt unterworfen und die sächsische Armee, die Brühl seiner Verschwendungssucht zu Liebe auf 17,000 Mann reducirt hatte, in dem festen Lager bei Pirna eingeschlossen. Zum Entsatz eilte der österr. Feldmarschall Brown aus Böhmen herbei, ward aber bei Lowositz (1. Oct.) geschlagen und hierauf die sächsische Armee, nach einem vergeblichen Versuch sich nach Böhmen durchzuschlagen, durch Hunger zur Niederlegung der Waffen gezwungen (14. Oct.). Damit war der erste Act des Krieges geendet und die Preußen bezogen nun ihre Winterquartiere in Schlesien und Sachsen, welches Letztere seine reichen Hülfsquellen nun zum Schaden der eigenen Verbündeten benutzt sehen mußte. Ueberall wurden nun während der Waffenruhe des Winters die gewaltigsten Kriegsrüstungen betrieben; Oesterreich sammelte mächtige Heere unter Karl von Lothringen und Brown in Böhmen und unter Laudon in Mähren; Rußland machte eine Armee von 100,000 Mann mobil; Frankreich ließ gegen 120,000 Mann marschiren; das deutsche Reich wollte, den Landfriedensbruch zu rächen, eine Armee von 60,000 Mann auf die Beine bringen; Schweden bereitete für französisches Geld einen Einfall in Pommern vor: Friedrich mußte über eine halbe Million Feinde im Felde erwarten, denen er, von England, Hessen und den späterhin noch hinzugetretenen Herzögen von Braunschweig und Sachsen-Gotha unterstützt, kaum 200,000 Mann entgegen zu stellen vermochte. Die Feinde hielten seinen Untergang schon für gewiß und theilten sich im voraus in seine Länder, von denen sie ihm nichts als Brandenburg zu lassen gedachten. Aber kühn begann der preußische Held den neuen Feldzug, indem er zur Bekämpfung des gefürchtetsten Feindes an der Spitze der Hauptarmee, von etwa 100,000 Mann, in Böhmen eindrang, während er den anderen nur schwächere Heeresabtheilungen zum Defensivkriege entgegenstellte, namentlich den Russen in Preußen 25,000 Mann unter Lehwald und den Franzosen in Hannover eine größtentheils

aus Bundesgenossen gebildete Armee von 40,000 Mann unter dem Herzog von Cumberland.

Der Feldzug in Böhmen war anfangs höchst glücklich für Friedrich. Vereinzelte Heereshaufen, welche sein Vordringen hindern sollten, wurden zurückgedrängt, die Hauptarmee der Oesterreicher unter den Mauern Prags nach hartnäckigem Widerstande geschlagen (6. Mai) und sofort zur Belagerung der Hauptstadt Böhmens geschritten, in welche sich Karl von Lothringen mit dem größten Theil der besiegten Armee geworfen hatte. Da, als die ausgehungerte Stadt schon der Uebergabe nahe war, zog aber der kriegserfahrne und behutsame Daun mit der mährischen Armee von 60,000 Mann herbei und postirte sich bei Collin auf wohlverschanzten Höhen. Friedrich wagte den 18. Juni mit 24,000 Mann eine Schlacht gegen ihn, die auch anfangs, trotz der vortheilhaften Stellung und Uebermacht der Oesterreicher, für die Preußen glücklich war, aber zuletzt mit einer schweren Niederlage derselben endete. Dadurch war Friedrich zur Aufhebung der Belagerung Prags und zum Rückzug nach Sachsen gezwungen und das gleichzeitige Kriegsglück seiner andern Feinde schien dem Kriege ein baldiges für Preußen höchst trauriges Ende zu versprechen. Die Franzosen unter Marschall d'Estrées hatten die preußischen Besitzungen am linken Rheinufer erobert, bei Hastenbeck den Herzog von Cumberland geschlagen und unter d'Estrées Nachfolger, Richelieu, Hannover, Braunschweig und Hessen überschwemmt. Zugleich drang ein anderes französisches Heer mit der Reichsarmee vereinigt gegen Thüringen vor, 100,000 Russen unter Apraxin und Fermor waren in Preußen eingefallen und hatten das Lehwald'sche Corps bei Großjägerndorf (30. Aug.) aufs Haupt geschlagen und die Schweden drangen durch Preußisch-Pommern in die Uckermark ein. So war wenig Heil für Friedrich zu hoffen, aber Schnelligkeit und Kühnheit retteten ihn. Er flog aus Schlesien zur Behauptung Thüringens herbei, verjagte mit 1500 Mann 8000 Mann Franzosen aus Erfurt, eilte dann nach Torgau zurück, weil der österreichische General Haddick indeß mit 4000 M. bis Berlin vorgedrungen war, wandte sich dann nach der schleunigen Rückkehr des Letztern wieder gegen Soubise und zerstäubte in der denkwürdigen Schlacht bei Roßbach (5. Nov.) die vereinigte franz. und Reichsarmee. Im Fluge kehrte er dann nach Schlesien zurück, wo die Oesterreicher unter Lothringen und Daun indeß Schweidnitz und Breslau genommen hatten und erfocht hier bei Leuthen (5. Dec.) den herrlichsten und entscheidendsten aller seiner Siege, indem er mit 33,000 Mann der gegen 90,000 Mann starken österreichischen Armee eine so vollständige Niederlage beibrachte, daß kaum 20,000 der Feinde nach Böhmen entkamen. Vierzehn Tage darauf fiel auch Breslau mit 18,000 Mann wieder in des Königs Hände und da zu gleicher Zeit Herzog Ferdinand von Braunschweig, einer der tüchtigsten Generale Friedrich's, an der Spitze der Bundesgenossen-Armee die Franzosen unter Richelieu hinter die Aller zurückgedrängt hatte, die Russen aber durch den dem engl. Interesse ergebenen Kanzler Bestuscheff aus Preußen zurückgerufen und die Schweden aus dem preuß. Pommern herausgejagt waren: so blieben mit Schluß des zweiten Kriegsjahres blos die westfälisch-preußischen Provinzen in feindlichen Händen, wogegen sich Friedrich in Sachsen behauptete und bei dem moralischen Einfluß seiner Siege den Feinden furchtbarer als je gegenüber stand.

Die kurze Winterruhe ward wieder zu den gewaltigsten Kriegsrüstungen benutzt und schon im Febr. 1758 eröffnete Herzog Ferdinand von Braunschweig das Kampfspiel von Neuem, indem er zunächst die Franzosen über die Weser zurück drängte und später auch Hessen und Westfalen diesseits des Rheins von ihnen säuberte. Der König, der den Winter in Breslau zugebracht hatte, entriß den Oesterreichern zunächst Schweidnitz wieder (16. April) und wandte sich dann nach Mähren, wo er Olmütz mit einer Belagerung heimsuchte. Aber die Tapferkeit des Commandanten der Stadt und die Wegnahme eines Convoi von 3000 Wagen durch Laudon vereitelte das Unternehmen, und nun eilte Friedrich durch Böhmen und Schlesien den Russen entgegen, die unter Fermor die Mark aufs schrecklichste verwüsteten. Ergrimmt über die Gräuel, traf sie der königliche Held bei Zorndorf in der Nähe von Küstrin und erfocht hier in furchtbarer Schlacht einen höchst blutigen Sieg

(25. Aug.), wodurch er sie wieder nach Polen zurück warf. Jetzt wandte er sich wieder nach Sachsen, wo sein Bruder Heinrich, trotz der geschicktesten Operationen, der Uebermacht der eindringenden Oesterreicher nicht mehr zu widerstehen vermochte. Aber hier traf ihn ein schwerer Schlag. Als er hier sorglos bei Hochkirch unweit Bautzen lagerte, ward er in der Nacht vom 14. Oct. plötzlich von Daun überfallen und nur durch die Wachsamkeit und Tapferkeit des kühnen Reitergenerals Seydlitz und durch die allzugroße Vorsichtigkeit Daun's, die ihn an der gehörigen Benutzung seines Sieges hinderte, von gänzlicher Vernichtung gerettet. Doch, gerade im Unglück am größten, stand Friedrich den Oesterreichern bald wieder mit gefürchteter Macht gegenüber, zwang sie, die Belagerung von Neisse aufzuheben und vertrieb sie wieder aus Sachsen, von wo aus Prinz Heinrich dann noch im Winter ein Paar glückliche Expeditionen nach Böhmen und Sachsen machte. Die Winterquartiere nahm Friedrich in Schlesien, Prinz Heinrich in Sachsen, das österreichische Heer in Böhmen, das russische in Ostpreußen und das französische unter Soubise zwischen dem Rhein und Main.

Alles war jetzt zum Frieden geneigt, nur Ludwig XV. mit seiner Maitresse betrieb nun aufs eifrigste den Krieg, und so wurden denn die Allianztractate erneuert, die Heere ergänzt und das vierte Kriegsjahr begann. Dies führte harte Prüfungen für Friedrich herbei. Auf den Beistand der Türken hoffend, beschloß er, in diesem Feldzuge sich mehr auf die Vertheidigung zu beschränken, aber eine Niederlage, die der General Wedel bei Kai unweit Züllichau durch die Russen unter Soltikow erlitt (22. Juli) und die die Eroberung Frankfurts und die Vereinigung Soltikow's mit Laudon zur Folge hatte, zwang ihn bald wieder, eine Hauptschlacht zu wagen. Von wenigen Husaren begleitet eilte er aus Schlesien, wohin er seinen Bruder berief, nach der Mark, zog verschiedene Truppencorps herbei und trat so mit 40,000 Mann der 60,000 Mann starken russisch-österreichischen Armee entgegen, die in einem wohlbefestigten Lager bei Kunersdorf unweit Frankfurt a. d. O. aufgestellt war. Trotz der größten Terrainhindernisse wagte er den Angriff und erfocht auch wirklich über den einen feindlichen Flügel einen vollständigen Sieg; aber die unbesonnene Hitze, mit der er bei der größten Erschöpfung seiner Truppen auch den Angriff auf den andern unternahm, verwandelte den anfänglichen Sieg in die furchtbarste Niederlage (12. Aug.). Er behielt nach derselben kaum noch 5000 Mann beisammen; Geschütz, Heergeräth, Alles war verloren und eine nachdrückliche Verfolgung würde seinen völligen Untergang herbeigeführt haben. Doch die Feinde blieben unthätig und ließen ihm so Zeit, die Zerstreuten wieder zu sammeln, sich zu verstärken und sich mit Heergeräth zu versehen. Aber seine Lage blieb immer äußerst gefährlich, denn auch das österreichische Heer unter Daun, das in der Lausitz stand, konnte sich nun mit den Russen vereinigen, Sachsen war von einer Reichsarmee überschwemmt, Dresden mit ungeheuren Kriegsvorräthen genommen (4. Sept.): kurz es schien sich Alles für Friedrich zu einem traurigen Ende zu neigen. Doch Alles ging wider Erwarten gut. Die Wegnahme bedeutender Transporte durch den Prinzen Heinrich verhinderte die Vereinigung der Oesterreicher und Russen und veranlaßte die Letztern zum Rückzuge nach Polen; Sachsen ward großen Theils von den Preußen wieder genommen; die Schweden, die nach der Kunersdorfer Schlacht in Preußisch-Pommern eingefallen waren, durch Manteufel und Platen bis unter die Kanonen von Stralsund zurückgetrieben und die Franzosen, die trotz der geschickten Operation des Herzogs von Braunschweig doch einige Zeit das Uebergewicht hatten, durch den glorreichen Sieg des Herzogs bei Minden (1. Aug.) zur Räumung fast aller den Alliirten gehörigen Länder gezwungen. Ein empfindlicher Verlust traf zwar den König noch ganz zuletzt, indem der General Fink bei Maxen mit 11,000 Mann gefangen genommen wurde (21. Nov.), indeß ein entschiedenes Uebergewicht hatte doch auch dieser Feldzug der österreichischen Partei noch immer nicht verschafft. Natürlich war aber vorauszusehen, daß Friedrich bei längerer Dauer des Kriegs seinen mächtigen Feinden erliegen müsse und er selbst erkannte dies zu wohl, als daß er nicht Alles hätte thun sollen, den Frieden herbeizuführen. Aber alle deshalb angeknüpften Verhandlungen blieben fruchtlos. So mußte er denn durch schwere Erpressungen neues Geld und

durch ein abscheuliches Werbesystem, in einer Ausdehnung, wie es nie seinesgleichen gehabt hat, neue Truppen aufbringen.

Mit geringen Hoffnungen eröffnete der bedrängte Held den Feldzug vom Jahre 1760, der auch gleich einen für ihn unglücklichen Anfang nahm. Während Friedrich selbst nämlich mit der Hauptmacht in Sachsen blieb, den Prinzen Heinrich mit einem starken Corps den Russen entgegenstellte, zur Deckung Schlesiens nur 13,000 Mann unter dem General Fouqué zurückließ, wandten sich die Feinde mit ihrer Hauptmacht gegen Schlesien und das Fouqué'sche Corps wurde durch Laudon den 21. Juni bei Landshut theils aufgerieben, theils gefangen genommen, was den Verlust von Glatz zur Folge hatte (26. Juli). Diese Unglücksfälle und der drohende Verlust Breslaus, das der tapfere Tauenzien mit 3000 Mann gegen ein Belagerungscorps von 50,000 Oesterreichern zu vertheidigen hatte, riefen den König von der Belagerung Dresdens nach Schlesien. Hier fand er die vereinte Daun'sche und Laudon'sche Armee, 100,000 Mann stark, an der Katzbach und auch das russische Heer ward nur mit Mühe durch Prinz Heinrich von der Vereinigung mit den Oesterreichern abgehalten. Da kam es den 15. August bei Liegnitz zur Schlacht, die nach dem Plan der österreichischen Generale ein Seitenstück zur Hochkirchner werden sollte, aber mit der Niederlage des Laudon'schen Corps endigte. Damit war Schlesien für Friedrich gerettet und er eilte nun nach der Mark, wo Berlin indeß von einem russischen Corps unter Tottleben gebrandschatzt war, und da sich dieser Feind vor seiner Ankunft schleunigst zurückgezogen hatte, kehrte er nun nach Sachsen zurück, das ihm in seiner Abwesenheit von den österreich. Generalen Daun und Lascy und der Reichsarmee fast ganz entrissen war. Das Verlorne wieder zu gewinnen, wagte jetzt Friedrich unter den ungünstigsten Verhältnissen die Schlacht bei Torgau (3. Nov.), eine der mörderischesten des ganzen Krieges, die Friedrich nach wiederholten vergeblichen Stürmen auf die furchtbaren österreichischen Verschanzungen schon für verloren hielt, als sie der tapfere Ziethen noch spät Abends zu Gunsten der Preußen entschied. Die Frucht dieses Sieges war die Wiedereroberung des größten Theiles von Sachsen und die Rückkehr der Russen nach Polen, aber er war theuer erkauft und Sachsen so wie die preußischen Länder durch die ewigen Verheerungen und Erpressungen so sehr erschöpft, daß Friedrich an einem glücklichen Ausgang des Krieges zu verzweifeln begann. Er unterhandelte von Neuem um Frieden, wonach alle Völker sich sehnten; aber die Leidenschaftlichkeit der Fürsten und Minister hintertrieb ihn und so mußte von Neuem geschlagen werden.

In dem Feldzuge von 1761 mußte sich Friedrich, durch die ungeheuersten Anstrengungen erschöpft, fast nur auf die Defensive beschränken und so trefflich er selbst auch Schlesien, so wie Prinz Heinrich Sachsen vertheidigte, so war es doch unmöglich, allen Verlusten vorzubeugen. Am empfindlichsten waren ihm darunter der Verlust von Schweidnitz und Colberg, von denen das erstere den 1. October durch einen Ueberfall von Laudon erobert und das letztere durch ein neues russisches Heer unter Romanjow zur Uebergabe gezwungen wurde (10. Dec.). Focht dagegen auch der Herzog von Braunschweig gegen die Franzosen im Ganzen mit Glück (Schlacht bei Villingshausen, 15. Juli), so war damit doch wenig gewonnen und da überdies seit dem Tode Georg's II. von England (25. Oct. 1760) die stipulirten jährlichen Hilfsgelder von 4 Mill. Thaler anfangs nur zögernd bezahlt und nun ganz und gar zurückgezogen waren, so gerieth der unglückliche König von Preußen jetzt in eine wahrhaft verzweiflungsvolle Lage.

Aber das Schicksal rettete den Helden des Jahrhunderts. Den 5. Jan. 1762 starb Elisabeth von Rußland und ihr Nachfolger Peter III., Friedrich's größter Verehrer, ließ nicht nur sogleich vom Kampfe ab, sondern gab auch im Frieden vom 5. Mai alle Eroberungen zurück, vermittelte den Frieden mit Schweden, der den 12. Mai ohne den geringsten Verlust für Preußen zu Stande kam, und schloß im Juni sogar ein Bündniß mit Friedrich, wonach sich Czernitschef mit einem Corps von 20,000 Mann mit der preußischen Armee vereinigte. Zwar brachte die Revolution in Rußland, welche Katharina II. auf den russischen Thron hob, den König von Preußen wieder um den erwünschten Bundesgenossen, doch

bestätigte auch die neue Beherrscherin der Reußen den Frieden und die vorübergehende Hülfe hatte ohnehin auch die Ueberlegenheit Preußens wieder hergestellt. Friedrich hatte noch zuletzt, die bloße Anwesenheit der Russen zu seinem Vortheil benutzend, den 21. Juli das Daun'sche Heer aus seinen Verschanzungen bei Reichenbach ausgetrieben, nahm darauf den 9. Oct. Schweidnitz wieder ein und verstärkte die schlesische Armee durch die Corps der Prinzen von Braunschweig-Bevern und Würtemberg und des Generals Werner, die bisher den Russen entgegengestanden hatten. Hierauf wandte er sich wieder nach Sachsen, wo indeß sein Bruder Heinrich, — dieser treffliche General, von dem der König sagte, daß er der Einzige sei, der im ganzen Kriege keinen Fehler begangen habe — gegen die Oesterreicher und die Reichsarmee auch schon manche Vortheile errungen hatte. Da ward endlich in dem Lande, wo die Kriegswuth zuerst losbrach, auch die letzte bedeutende Schlacht dieses thatenreichen Krieges geschlagen. Prinz Heinrich erfocht nämlich den 29. Oct. bei Freiberg einen glänzenden Sieg über die kaiserlichen und Reichstruppen, der den Oesterreichern von allen ihren Eroberungen weiter nichts als einen kleinen District bei Dresden übrig ließ und die Kaiserin bestimmte, einen Waffenstillstand mit Friedrich einzugehen, der sich aber nur auf Schlesien und Sachsen bezog. — Gegen die Franzosen war der Feldzug von 1762 zwar anfangs unglücklich gewesen, allein der Sieg des Herzogs von Braunschweig bei Wilhelmsthal (24. Juni) beraubte sie fast aller ihrer Vortheile wieder und das Waffenglück der Engländer zur See machte auch dem französischen Cabinette endlich den Frieden höchst wünschenswerth.

Denn noch bei weitem unglücklicher, wenn auch zum Theil ruhmvoller als in Deutschland, kämpften die Franzosen in diesem Kriege zur See und in ihren Colonien, wo sie überall von den Engländern angegriffen wurden. Beim Beginn der Feindseligkeiten neigte sich zwar das Glück auf die Seite der Franzosen, namentlich brachten sie den Engländern am Ohio (8. Juni 1755) eine Niederlage bei und eroberten im Mai 1756 die Insel Minorka, die seit 1708 im Besitze der Engländer war; aber nach der Verwickelung in den österreichisch-preußischen Krieg wandte ihnen die Siegesgöttin den Rücken und die Engländer erlangten immer mehr und mehr ein entschiedenes Uebergewicht. Die Hauptschauplätze dieser Kämpfe waren Ostindien und Nordamerika. In dem Erstern, wo man eifrigst bei den einheimischen Fürsten gegen einander machinirte, wurden schnell hintereinander Chandernagor, Calcutta und ein bedeutender Theil Bengalens von den Engländern unterworfen und mit der Eroberung von Pondichery im Sommer 1761 die französische Macht ganz und gar vernichtet; in dem Letztern gab ihr die Eroberung des wichtigen Louisburg auf Cap Breton (26. Juli 1758) den ersten gewaltigen Stoß; die Eroberung Quebecks, die dem tapfern General Wolf das Leben kostete, brachte sie vollends zum Wanken (18. Sept. 1759) und die Capitulation von Canada (8. Sept. 1760) stürzte sie ganz. Gleichzeitig kämpften die Briten auch in Westindien siegreich, wo 1762 das reiche und starke Martinique, als die letzte wichtige Besitzung der Franzosen, in ihre Hände fiel, ein Schicksal, das schon früher (1758) auch die afrikanischen am Senegal und auf der Insel Gorée betroffen hatte. So sah sich Frankreich, dessen eigene Küsten übrigens auch verschiedene Male heimgesucht waren, im Anfang des Jahres 1762 fast aller seiner Colonien beraubt; Grund genug, den Frieden sehnlichst zu wünschen. Auch waren die Präliminarien dazu schon den 3. Nov. 1761 unterzeichnet, aber widerrechtlich wie England den Krieg schon vor der Erklärung durch Wegnahme französischer Schiffe begonnen hatte, setzte es ihn jetzt auch noch fort, bis endlich der Friede den 10. Febr. 1763 zu Paris ratificirt ward. Mit schnöder Hintansetzung der Bundesinteressen sorgte dabei das englische Cabinet nur für sich und gewann damit Canada, die Inseln Tabago, Dominica, St. Vincent, die granadischen Inseln und die französischen Besitzungen am Senegal. Zu Preußens Gunsten war nur die Räumung seiner Rheinprovinzen bedungen, aber keine Frist dafür festgesetzt und Ludwig XV. hatte nicht übel Lust, sie den Oesterreichern in die Hände zu spielen. Aber Friedrich II. war jetzt stark genug, sein Recht zu behaupten und da nun die Reichsfürsten, auch des unglücklichen Krieges müde, zum Frieden geneigt waren, so mußte endlich auch Oesterreich seine

Hoffnung auf Wiedergewinnung Schlesiens oder anderweitigen Ersatz aufgeben und so kam den 15. Februar 1763 zu Hubertsburg der ersehnte Friede zwischen den noch betheiligten Mächten zu Stande, wonach einer jeden der frühere Besitzstand bestätigt ward.

Das war das Ende dieses schrecklichen Krieges, der Europa eine Million Menschen gekostet, alle darin verwickelten Staaten erschöpft und ganze Länder verwüstet hatte. Dieser Krieg ist die großartigste Schicksalstragödie, welche die Verwerflichkeit und Nichtigkeit seiner Motive, — Leidenschaften der Fürsten auf der einen und Krämersinn auf der andern Seite — zu ewiger Beachtung herausstellt und daneben den Sieg des Geistes über die physische Gewalt verherrlicht. Der innerste Grund des preußisch-österreichischen Krieges liegt in dem übermäßigen Wachsthum der österreichischen Hausmacht, das sowohl an sich als auch namentlich deshalb mit der Gesundheit des deutschen Staatsorganismus durchaus unverträglich war, weil das österreichische Kaiserhaus durch starres Festhalten am Katholicismus den Lebenselementen der fortschreitenden Bildung feindlich entgegen trat. Da sich also dieses, statt den Widerstreit der verschiedenen Lebensrichtungen zu heben, zum Repräsentanten des Stabilitätssystems aufwarf, so bedurfte es für Deutschland auch eines mächtigen Repräsentanten des Princips der Bewegung und der Letztere mußte sich auf Kosten des Erstern erheben. Sachsen, als Protector des Protestantismus ursprünglich dazu berufen, hatte seine Stellung im 30jährigen Kriege verkannt und später durch Anschließen an Oesterreich, Rücktritt zum Katholicismus und Verbindung mit Polen die ihm gebührende Rolle für immer von sich gewiesen. Da übernahm sie Preußen und Friedrich der Große, dem der große Kurfürst mit seiner Weisheit und Energie, Friedrich I. mit seiner Eitelkeit und Friedrich Wilhelm mit seiner Sparsamkeit und Soldatenwuth in verschiedener Weise bestens vorgearbeitet hatten, verschaffte nun seinem Preußen durch den 7jährigen Krieg die öffentliche Anerkennung in der Würde eines Repräsentanten des Princips der Bewegung. Deshalb hat der 7jährige Krieg, obgleich er in Deutschland nicht die geringste äußere Umgestaltung bewirkte, doch auf dieses wie auf ganz Europa einen unberechenbaren und zwar wohlthätigen Einfluß gehabt und dem preußischen Staate für immer eine höchst wichtige Stelle im europäischen Staatenleben gesichert. Vgl. Friedrich's des Großen „Histoire de la guerre de sept ans"; Lloyd „Geschichte des 7jährigen Kriegs" (deutsch von Tempelhof, 6 Bde., Berl. 1794—1801); „Retzow „Charakteristik der merkwürdigsten Zeitereignisse des siebenjährigen Kriegs" (2 Bde., Berl. 1804); Archenholz „Geschichte des 7jährigen Kriegs" (5. Aufl., Berl. 1840); John „Geschichte des 7jährigen Kriegs" (Lpz. 1844) und Wuttke „König Friedrich's des Großen Besitzergreifung von Schlesien" (2 Bde., Lpz. 1842—44).

Siebenpfeiffer, Philipp Jacob, Sohn eines armen Schneiders zu Lahr im Breisgau, wurde daselbst am 12. Nov. 1789 geboren. Bittere Armuth zwang ihn, nachdem er nur zwei Jahre lang den Unterricht auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt genossen hatte, in seinem 15. Lebensjahre als Schreiber bei dem Oberamte einzutreten und ward hierauf 1806 zur Finanzverwaltung nach Freiburg geschickt. Was er in dieser Stelle mühsam erspart hatte, wandte er dazu an, seit 1810 in Freiburg Philosophie zu studiren, doch mußte er aus Mangel an den gehörigen Subsistenzmitteln abermals eine Stelle bei dem Steuerfach annehmen und konnte seine Studien erst seit 1812 wieder fortsetzen, von welcher Zeit an er Jura studirte und 1813 zum Doctor utr. jur. promovirt ward. Im folgenden Jahre folgte er einem Rufe in das österreichische General-Gouvernement zu Colmar und wurde bald zur österreichisch-bayerschen Regierung nach Kreuznach versetzt. Dann ward er Kreisdirectorial-Adjunct in Trier und 1815 Vorstand der österreichischen Verwaltung von Landau und dem Gebiete an der Lauter. Die bayersche Regierung, welche seiner Gesinnung nicht recht traute, gab ihm bald die untergeordnete Stelle eines Kreisdirectorial-Assessors und schickte ihn 1818 als Landescommissarius nach Homburg in Rheinbayern. Auch hier hatte man ein wachsames Auge auf ihn und als er 1830 die Stelle als Inspector des Zuchthauses zu Kaisersheim an der Donau durchaus nicht annehmen wollte, sondern eine Klage erhob, die ihn freilich freisprach, so verlor er dennoch seine Stelle in Homburg,

die bereits anderweitig besetzt war. Die Hauptschuld seiner Dienstentlassung trug er selbst, da er sich der Regierung durch seine Schrift „Ueber Gemeindegüter und Gemeindeschulden" (Mainz 1818) und „Ueber die Frage unserer Zeit in Beziehung auf Gerechtigkeitspflege" (Heidelb. 1823), sowie durch das 1. Heft seiner Zeitschrift „Rheinbayern" eben nicht empfohlen hatte. Dieses „Rheinbayern" setzte er nach seiner Entlassung unter dem Titel „Deutschland" zu Zweibrücken fort und gab daneben den „Westboten" heraus, der in Oggersheim bei Mannheim erschien, woselbst S. seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Durch die freisinnigen Aufsätze und durch das viele unnöthige Geschrei, welches S. in diesen Zeitschriften erhob, schadete er nicht allein der constitutionellen Freiheit, sondern am meisten auch sich selbst, wiewohl man ihn gewiß mit Unrecht verdächtigte, daß er es mit der rheinbayerisch französischen Partei halte. Zu fast noch größerem Aergerniß der Verständigen waren die Zänkerein, die er in Strohmann's „Wächter am Rhein" gegen den „Freisinnigen" anfing und als er trotz aller Aufforderungen und Drohungen sich dem Censurgesetze nicht fügen wollte, wurde endlich 1832 sein „Westbote" von der bayerschen Regierung aufgehoben. Eine Presse, die er in seinem Hause hatte, ward versiegelt, doch fand man das Siegel kurze Zeit darauf verletzt. Die darüber angestellte Untersuchung von der Zuchtpolizei zu Frankenthal ergab aber ein für ihn günstiges Resultat und da er sich dem Censurgesetze zu fügen versprach, ward sein Westbote wieder frei, bis ihn die deutsche Bundesversammlung abermals in Beschlag nahm. Er veränderte darauf seinen Wohnort und zog nach Neustadt an der Hardt. Von hier aus berief er in seinem „deutschen Mai" alle deutschen Stämme zu dem Hambacher Volksfest (s. d.) auf den 27. Mai. In Folge dieses Festes, wobei es ziemlich tumultuarisch zuging, wurde S. mit mehreren seiner Genossen verhaftet (Juni 1832) und beschuldigt, durch Reden und Schriften das Volk zum Umsturz der bayerschen Regierung aufgefordert zu haben. Vor den Assisen rechtfertigte er sich auf das Verlangen seines Sachwalters besonders durch einen Briefwechsel, den er mit Lafayette und Mauguin 1832 gepflogen hatte und worin geschrieben stand: „Frankreich solle den Plan, die Rheinprovinzen wieder zu erobern, aufgeben, dann werde es den Deutschen ein willkommener Bundesgenosse gegen den Absolutismus sein". Auch die Zeugenverhöre fielen günstig für ihn aus. Deshalb sprachen ihn die Assisen im August zwar frei, doch sollte er zwei Jahre in Haft bleiben, weil er auf mehrere in- und ausländische Beamten Schmähungen hatte drucken lassen und deshalb von der Zuchtpolizei belangt worden war. Aber schon in der Nacht vom 14. zum 15. Nov. fand er Gelegenheit aus seinem Gefängnisse zu entfliehen und glücklich nach der Schweiz zu gelangen, wo er an der Hochschule zu Bern angestellt wurde. Er starb am 14. Mai 1845 zu Bümplitz bei Bern.

Siebenschläfer. Eine sinnreiche Volkssage läßt 251 während der grausamen Christenverfolgung unter Kaiser Decius, 7 Jünglinge Namens Maximilianus, Malchus, Martianus, Serapio, Johannes und Constantinus, welche sich weigerten, den heidnischen Götzen zu opfern, in einer Höhle bei Ephesus, wohin sie sich geflüchtet hatten, einschlummern und erst zu Theodosius II. Zeit, 447, wieder erwachen. Malchus wird nach der Stadt gesandt, um Lebensmittel zu kaufen. Eine neue Welt scheint sich seinen staunenden Blicken zu öffnen, als er in eine ganz veränderte Stadt tritt und mit Verwunderung sieht er das verfolgte Zeichen des Kreuzes auf öffentlichen Plätzen aufgestellt. Nicht geringer ist die Verwunderung der Bewohner über des Fremdlings wunderliche Kleidung und dessen veraltetes Geld, das er dem Krämer darbietet. Mit Erstaunen hört man seine Erzählung an. Der Bischof und alles Volk eilt zur Höhle, um sich von der Wahrheit des Erzählten zu überzeugen. Hier findet man die Uebrigen, deren Gesichter strahlen wie die Morgenröthe, wie das Antlitz einer schönen Jungfrau; doch sobald sie die frohe Kunde vernommen, daß das Kreuz jetzt herrsche über den Erdkreis, neigen sie sanft das Haupt zum ewigen Schlafe. Der herbeigeeilte Kaiser küßte weinend die heiligen Schläfer, während der Bischof ein frommes Gebet sprach. Ihr Andenken wird von der Kirche durch einen Kalendertag (27. Juni) aufbewahrt und der Volksglaube behauptet, daß, wenn es am Tage des

S. regne, es 7 Wochen nacheinander zu regnen fortfahre. Vgl. Gregor von Tours „De gloria Mart." (Paris 1640, S. 215); Reineccius „De septem dormientibus" (Lpz. 1702) und „Historia sanctorum septem dormientium ex ectypis Musei Victorii" (Rom 1741).

Siebenschläfer (myoxus glis), Billich oder Mauseinhorn, ein zu den Winterschläfern gehöriges Thier, dem Eichhörnchen an Gestalt ähnlich, hat am Bauche eine weiße, sonst aschgraue Farbe und einen fast 5 Zoll langen Schwanz. Den Winter verschläft der S. in Baumlöchern oder Felsenrissen. Zur Nahrung dienen ihm Eier und allerhand Früchte, namentlich Nüsse. Sein Fleisch wird theils frisch gebraten, theils eingesalzen verzehrt; von den Römern wurden die S. in besondern Behältern gemästet und als Leckerbissen verspeist.

Sieben Weise heißen die sieben weisen Männer Griechenlands, welche ungefähr von 620—548 v. Chr. lebten und, indem sie mehr der praktischen Lebensweisheit huldigten, ihre im Gebiete des Staats, der Gesetzgebung ꝛc. gesammelten Erfahrungen und Einsichten in kurzen, sinnigen Denksprüchen oder Gnomen, theils in gebundener, theils in ungebundener Sprache, niederlegten. In Hinsicht auf ihre Namen und selbst auf ihre Zahl sind die Berichte des Alterthums nicht übereinstimmend. Gewöhnlich rechnet man zu ihnen Solon (s. d.), Thales (s. d.), Pittakus (s. d.), Bias (s. d.), Chilon (s. d.), Kleobulus, Beherrscher von Lindus und Periander (s. d.), statt dessen aber auch Myson aus Chenä genannt wird. Vgl. „Charakteristik der sieben Weisen Griechenlands" (Nürnb. 1797) und Larrey „Histoire de sept sages" (2 Bde., Haag 1734). Die unter ihren Namen noch vorhandenen Sentenzen sammelte Orelli in „Opuscula Graecorum veterum sententiosa et moralia" (Lpz. 1819) und übersetzte Dilthey in den „Fragmenten der sieben Weisen" (Darmst. 1835).

Sieben weise Meister ist der Titel eines deutschen Volksbuches, das eine Sammlung von kleinen Erzählungen enthält, die in den Rahmen einer Geschichte eingefügt sind. Der römische Kaiser Pontianus übergibt nämlich seinen Sohn Diocletianus sieben weisen Meistern, um ihm die sieben freien Künste zu lehren. Als er an den Hof zurückgekehrt ist, findet die zweite Gemahlin des Kaisers Gefallen an ihm, ihrem Stiefsohne, und da er sie keusch zurückweist, ergrimmt sie gegen ihn, verläumdet ihn beim Vater und bewegt diesen, seinen Sohn zum Tode zu verurtheilen. Sieben Male wird der Kaiser durch bezugvolle Erzählungen seines Weibes vermocht, den Sohn zum Galgen führen zu lassen, jedesmal aber bewegt eine ebenso gleichnißartige Erzählung eines der Meister ihn, die Hinrichtung aufzuschieben, bis endlich der Sohn, der durch ein Verhängniß sieben Tage hat schweigen müssen, den Vater von der Untreue und Falschheit seines Weibes überzeugt, die, nachdem Diocletianus selbst noch das „schönste Beispiel" erzählt hat, sammt ihrem Buhlen verbrannt wird. Der Ursprung des Werks ist seiner Einkleidung und einigen darin erzählten Geschichten nach, in Indien zu suchen; von dort ging es in andere, morgenländische, in die arabische, persische und hebräische Sprache, dann in die griechische, unter dem Namen Syntipas, über, endlich kam es durch lateinische Umbildungen, deren Inhalt auch in die „Gesta Romanorum" aufgenommen wurde, in die abendländische nationale Literatur. Franz. Bearbeitungen, deren eine A. Keller nach einer Pariser Handschrift unter dem Titel „Li romans des sept sages" (Tübing. 1836) herausgegeben hat, beginnen zu Anfange des 13. Jahrh., in Deutschland, wohin einzelne Geschichten schon im 14. Jahrh. Eingang gefunden hatten, wurde das Buch 1412 von Hans vom Bühel nach deutscher, aus dem Lateinischen übersetzter Prosa in poetischer Form bearbeitet; sein Werk „Diocletianus Leben" hat A. Keller (Quedlinb. 1841) herausgegeben. Das deutsche prosaische Volksbuch, das Simrock neuerlich in seiner Sammlung deutscher Volksbücher wieder erneuert hat, ist im Druck im 15. Jahrh. ohne Ort und Jahr und zu Augsburg 1473 zuerst erschienen.

Sieben Wunder. Die Heiligkeit der Siebenzahl veranlaßte das Alterthum, auch unter den berühmten Werken der Baukunst und Plastik gerade so viel als besonders ausgezeichnet hervorzuheben. Doch ist, so wie für die sieben Weisen, die Fixirung dieser

Zahl spätern Ursprungs und rührt erst aus der Zeit nach Alexander her. Es sind folgende: 1) die ägyptischen Pyramiden, 2) die hängenden Gärten der Semiramis zu Babylon, 3) der Dianentempel zu Ephesus, 4) die von Phidias verfertigte Bildsäule Jupiter's zu Olympia, 5) das von der Königin Artemisia ihrem Gemahl errichtete Mausoleum, 6) der Koloß zu Rhodus, 7) der Leuchtthurm auf der Insel Pharos bei Alexandria. Von Philo aus Byzanz (nicht dem Verfasser der Mechanik) existirt ein Buch „De septem orbis spectaculis" (zuerst herausgegeben von Orelli, Lpz. 1816).

Siebenzig Dolmetscher, s. Septuaginta.

Sieber, Franz Wilhelm, wurde 1785 zu Prag geboren, studirte hier Medicin und Naturwissenschaften und reiste auf eigne Kosten im Jahre 1817 über Wien und Triest nach Kreta (Candia), um diese Insel in naturgeschichtlicher und antiquarischer Hinsicht zu erforschen und gleichzeitig wo möglich das Merkwürdigste zu einer Sammlung zu vereinigen. Von Kreta aus ging er im folgenden Jahre (1818) nach Aegypten, Palästina und Syrien und kam 1819 nach Wien mit einem reichen Schatze von Naturalien und Antiquitäten, unter denen sich besonders die Mumien auszeichneten, zurück. Seine Sammlung kretischer Pflanzen betrug 450, die ägyptische 230, die von Palästina 386 verschiedene Arten. In Wien und Dresden, wohin er 1820 gegangen war, verarbeitete er die auf Reisen gesammelten Materialien und gab heraus: „Ueber ägyptische Mumien, ihre Entstehung, Zweck und Bereitungsart; nebst dem beschreibenden Verzeichniß meiner auf einer Reise durch Kreta, Aegypten und Palästina gesammelten Alterthümer, Natur- und Kunstproducte" (Wien 1820), als Vorläufer seines wichtigsten Werkes: „Reise nach der Insel Kreta im griechischen Archipelagus im Jahre 1817" (Lpz. 1823, 2 Bde., nebst 14 Kupfern und Karten in 8. und Fol.). Später erschien: „Reise von Kairo nach Jerusalem und wieder zurück, nebst Beleuchtung einiger heiligen Orte. Mit 3 Kupfern und einer Karte von Jerusalem" (Lpz. 1824). Die ganze Sammlung ägyptischer Alterthümer kaufte die Akademie zu München für 6000 Gulden. Schon zu dieser Zeit machte er bekannt, daß er ein Arcanum gegen die Wasserscheu besitze, fand aber Niemand, der es ihm abkaufen wollte. Im Jahre 1822 ging er nach Paris, von wo aus er nach Marseille reiste, welches er am 20. Aug. desselben Jahres verließ, um eine naturhistorische Reise um die Welt zu unternehmen, welche er in zwei Jahren vollendete und am 14. Juli 1824 in London wieder ans Land kam. Mit Hülfe einiger ihn begleitenden jungen Männer hatte er eine unglaubliche Menge Naturalien und ethnographischer Seltenheiten zusammengebracht, welche er 1824 zu Dresden, wo er sich einige Zeit aufhielt, ausstellte. Er suchte jetzt abermals den Verkauf seines Geheimmittels gegen die Hundswuth zu betreiben, was ihm jedoch nicht glückte und Veranlassung zu einer Geistesverirrung ward, die ihn ins Irrenhaus führte, wo er 1844 starb.

Siebold, Karl Kaspar von, wurde am 4. Nov. 1736 zu Nideck im Herzogthum Jülich, wo sein Vater Wundarzt war, geboren, studirte von 1752—55 zu Köln Philosophie und beschäftigte sich dann zwei Jahre lang bei seinem Vater mit der Chirurgie. Im Sept. 1757 ward er in dem Militärhospital zu Wesel als Chirurg angestellt, verließ 1760 die französischen Dienste und wurde Gehülfe im Juliushospitale zu Würzburg, wo er fortstudirte und 1763 auf Kosten des Fürstbischofs Adam Friedrich von Seinsheim eine Reise durch Frankreich, England und Holland machte, von der er 1766 nach Würzburg zurückkehrte, um die Stelle eines Leibchirurgus zu übernehmen. Am 31. Jan. 1769 promovirte er und ward dann Professor der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe. Im Jahre 1774 übernahm er die Verbesserung des Hebammenwesens, wurde 1777 zum Hofrath und Leibarzt ernannt und lehnte 1787 einen Ruf nach Berlin an Voitus Stelle ab. Im Jahre 1790 trat er seinem ältesten Sohne Johann Georg Christoph die Professur der Geburtshülfe ab; dieser starb aber bereits am 15. Jan. 1798 an der Lungenschwindsucht. Im Jahre 1797 ließ er sich seinen dritten Sohn Johann Barthel als Professor der Anatomie und Chirurgie adjungiren und übergab 1799 seinem vierten Sohn Adam Elias den Hebammenunterricht. Am 1. Oct. 1801 wurde Siebold mit seinen

Erben in den Reichsadelstand erhoben und starb am 3. April 1807. Als Schriftsteller leistete er wenig, desto mehr aber als Lehrer und er gehört als solcher zu den thätigsten Begründern deutscher Chirurgie und Geburtshülfe. Der zweite Sohn, Joh. Theod. Damian von S. starb als Medicinaldirector zu Darmstadt am 6. Dec. 1828.

Siebold, Johann Barthel von, dritter Sohn des Karl Kaspar, geboren zu Würzburg am 3. Febr. 1774, studirte daselbst und in Jena, promovirte 1797 und ward 1799 außerordentlicher Professor der Medicin und Geburtshülfe, im Oct. 1803 Professor der Chirurgie und nach dem Ableben seines Vaters 1807 Oberwundarzt des Juliushospitals zu Würzburg. Er starb am 28. Jan. 1814 am Lazarethfieber. Seine Schriften sind: „Diss. sist. historiam systematis salivalis physiologice et pathologice considerati" (Jena 1797, 4); „Chiron", eine der Chirurgie gewidmete Zeitschrift (3 Bde., Sulzb. 1805—1814); „Sammlung seltner und auserlesener Beobachtungen und Erfahrungen deutscher Aerzte und Wundärzte, mit Bemerkungen und Zusätzen begleitet" (3 Bde., Arnstadt 1805—12). Er war auch Erfinder mehrerer zu Augenoperationen bestimmten Instrumente.

Siebold, Adam Elias von, wurde am 5. März 1775 zu Würzburg geboren, erlernte anfangs die Handlung, ging aber später zum Studium der Medicin über, welches er zu Würzburg, Jena und Göttingen betrieb und erhielt die Doctorwürde am 3. Oct. 1798, nachdem er seine „Diss. de diagnosi conceptionis et graviditatis saepe dubia" (Würzb. 1798, 4.) vertheidigt hatte. Bald darauf habilitirte er sich als Docent der Geburtshülfe, ward schon 1799 im August außerordentlicher Professor und Land-Hebammenlehrer an seines Vaters Stelle, reiste im folgenden Jahre nach Wien und wurde nach seiner Rückkehr zum ordentlichen Professor und Medicinalrath ernannt. Im Jahre 1805 eröffnete er die nach seinen Ansichten eingerichtete Entbindungsanstalt, leitete dieselbe mit eben so großer Umsicht, als er Anerkennung seiner Verdienste um die Geburtshülfe fand, bis 1816, wo er mit dem Charakter eines geheimen Medicinalraths nach Berlin gerufen ward, um als ordentlicher öffentlicher Professor und Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen auch an der dortigen Universität eine Entbindungsanstalt einzurichten, der er bis zu seinem Tode mit der größten Vorliebe vorstand. Die Geburtshülfe verdankt ihm unendlich viel, da er nicht blos mechanischer Geburtshelfer, sondern auch, wie selten Jemand, vollendeter Frauenarzt war. Unter seinen Erfindungen sind seine Geburtszange und sein Geburtskissen die wichtigsten. Von seinen Schriften nennen wir sein „Lehrbuch der theoretisch praktischen Entbindungskunde", welches zuerst zu Leipzig 1803 erschien und 4 Auflagen erlebte; ferner sein classisches „Handbuch zur Erkenntniß und Heilung der Frauenzimmerkrankheiten" (2. Aufl., Frankf. 1821, 3 Bde.); „Lucina", eine Zeitschrift zur Vervollkommnung der Entbindungskunde (6 Bde., Lpz. 1802—9); „Journal für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten", das seit 1813 von seinem Sohne Eduard Kaspar Jacob fortgesetzt ward. Er starb am 12. Juli 1828 zu Berlin und hinterließ zwei Söhne. Der älteste, Eduard Kaspar Jacob von S., wurde geboren am 19. März 1801 zu Würzburg, studirte seit 1820 zu Berlin und Göttingen, promovirte 1826 zu Berlin, nachdem er seine Diss. de scirrho et carcinomate uteri vertheidigt hatte und habilitirte sich später als Privatdocent. Im Jahre 1827 wurde er Assistent seines Vaters, nach dessen Tode er das Entbindungsinstitut interimistisch verwaltete, bis er 1829 nach Marburg als ordentlicher Professor und Director des dortigen Entbindungsinstituts berufen ward, von wo aus er 1833 an Mende's Stelle in derselben Eigenschaft nach Göttingen kam. Er schrieb eine „Geschichte der Geburtshülfe" (2 Bde., Berl. 1839—45); ein „Lehrbuch der Geburtshülfe" (Berl. 1841); „Zur Lehre der künstlichen Frühgeburt" (Götting. 1842) und „Lehrbuch der gerichtlichen Medicin" (Berl. 1846 flg.). — Sein Bruder, Karl Theodor Ernst von S., geb. am 15. Febr. 1804 zu Würzburg, war erst Kreisphysikus zu Heilsberg in Preußen, kam 1834 in gleicher Eigenschaft nach Königsberg, ward 1835 Director der Hebammen- und Entbindungsanstalt in Danzig, übernahm 1839 daselbst auch das Stadtphysikat und ging 1840 als

Professor der Zoologie, vergleichenden Anatomie und Thierheilkunde nach Erlangen. Er hat sich ebenfalls als Schriftsteller namhafte Verdienste um die Fortbildung der Medicin, namentlich der Geburtshülfe erworben. — Die adoptirte Stieftochter Joh. Theodor Damian von S.'s, **Mariane Theodore Charlotte Heiland**, genannt v. S., geb. am 10. Dec. 1791 zu Heiligenstadt im Eichsfelde, erhielt theils durch ihren Vater, theils durch ihre Mutter, Regine Josephe, geb. Henning, praktischen Unterricht in der Geburtshülfe, welche Letztere, nach ihrer Wiederverheirathung mit Joh. Theodor Damian von S. den Beruf einer Geburtshelferin in Darmstadt ausübte und in Gießen 1815 Doctor der Geburtshülfe wurde. Hierauf studirte sie von 1811—12 in Göttingen unter Osiander's und Langenbeck's Leitung. Nach bestandener Prüfung erhielt sie 1814 die Erlaubniß zur Ausübung der Geburtshülfe und 1817 in Gießen die Doctorwürde in der Entbindungskunst, bei welcher Gelegenheit sie „Ueber die Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter und über eine Bauchhöhlenschwangerschaft insbesondere" (Darmst. 1817, 4.) schrieb. Seitdem übte sie in Darmstadt ihren Beruf aus und wurde von einigen hochgestellten Frauen, wie bei der Geburt der jetzigen Königin von England, Victoria, gerufen, um bei der Entbindung hulfreiche Hand zu leisten.

Siebold, Philipp Franz von, Sohn des Professors Joh. Georg Christoph von S., wurde am 17. Febr. 1796 zu Würzburg geboren, studirte seit 1815 daselbst Medicin, Naturgeschichte, Länder- und Völkerkunde und promovirte 1820. Im Jahre 1822 ward er durch Haarbauer's Vermittelung als Sanitätsoffizier erster Classe in den Niederlanden angestellt, ging im Sept. desselben Jahres nach Batavia, von wo aus er als Gesandtschaftsarzt mit dem Oberst de Stüler nach Japan reiste. Auf der Factorei Dezima legte er 1824 einen botanischen Garten an und hielt Vorlesungen über Medicin und Naturwissenschaften, welche er beide mit großer Anstrengung praktisch betrieb, wodurch es ihm aber auch möglich ward, eine ansehnliche Menge von Naturalien und ethnographischen Gegenständen zusammen zu bringen, welche Sammlung bedeutend während seines Aufenthaltes zu Jedo, wohin er mit dem Gesandten im Febr. 1826 gereist war, vermehrt ward. Leider war es ihm nicht vergonnt, längere Zeit dort zu verweilen und er kehrte im Juli desselben Jahres wieder nach Dezima zurück. Hier ward er am 18. Dec. 1828 verhaftet, weil die Japaner ihn für einen Spion hielten, indem seine emsigen Nachforschungen über das Innere Japans Verdacht erregt hatten, wozu besonders der Besitz einer Karte des Reichs Veranlassung ward. Kluges Benehmen, welches durch seine Kenntniß der Sprache und der Sitten des Landes möglich gemacht ward, so wie Unterstützung von Seiten einiger japanischer Großen, verschafften ihm am 22. Oct. 1829 seine Freiheit wieder, womit freilich zugleich seine Verbannung aus dem Reiche verbunden war. Seine reichhaltigen Sammlungen und Papiere wurden glücklich gerettet und befinden sich zu Leyden. Er selbst kehrte 1830 nach Europa zurück, wo er nach Holland ging und seine Dienste als Sanitätsoffizier anbot, welche angenommen wurden und ihm hinreichende Muße gewähren, seine Materialien zu ordnen und dem wissenschaftlichen Publikum die Resultate seines Forschens mitzutheilen. Seine Schriften sind: „De historiae naturalis in Japonia statu" (Batavia 1824); „Epitome linguae Japonicae", „Synopsis plantarum in Japonia usitatarum" und „Ueber den Ursprung der Japaner" in den „Verhandelingen van het bataviaasch Genootschap". Sein Hauptwerk ist: „Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan", welches aus 20—25 Heften in 4. bestehen soll, so wie seine „Fauna Japonica", welche er mit Temminck, Schlegel und de Haan bearbeitet und „Flora Japonica", welche über 2000 Pflanzenarten enthält. Als Anerkennung seiner Verdienste erhielt S. im Jahre 1832 den königl. holländ. Löwenorden und wurde 1833 Ritter des königl. bayerischen Civilverdienstordens.

Sieden. Eine Masse siedet, wenn sie bis zu dem Grade erhitzt wird, daß sie ihren Aggregatzustand verändert und in elastischen Dampf übergeht. Die wallende Bewegung ist nur eine Wirkung des sich unten, wo die Hitze am größten ist, entwickelnden und aufsteigenden Dampfes. Siedet einmal eine Masse, so nimmt sie keinen höhern Grad von Hitze mehr an, wie sehr man auch das Feuer verstärkt, weil die zukommende Hitze unaufhörlich

mit den sich entwickelnden Dämpfen entweicht. Der **Siedepunkt**, d. h. der Grad Wärme, der erforderlich ist, um einen Körper in den siedenden Zustand zu versetzen, ist sehr verschieden. Am leichtesten sieden die Aether und die ätherischen Oele, dann das Wasser, Quecksilber, Blei, Metalle u. s. w. Doch ist auch der Siedepunkt bei demselben Körper je nach dem Luftdrucke verschieden. Je größer nämlich der Luftdruck ist, der auf den Körper wirkt, desto mehr Hitze ist zum Sieden erforderlich, weil der Körper den Widerstand der Luft zu besiegen hat. Daher kommt es auch, daß z. B. auf Bergen Speisen viel länger kochen müssen, um gar zu werden, als in Thälern. Eine Flüssigkeit im luftleeren Raume siedet schon durch die Wärme der Hand. Den Siedepunkt des Wassers bei gewöhnlichem Luftdruck in der Ebene benutzt man zur Scala des Thermometers, er ist nämlich der 80° des Reaumur'schen Thermometers und bei dem Fahrenheit'schen der 212°. (Vgl. Kochkunst.)

Siegel wurden schon von den Alten angewendet. Ihre Briefe wurden gerollt und eine Schnur durch das Pergament oder den Papyrus gezogen, diese einigemal herumgeschlungen und ihre Enden durch Wachs oder Siegelerde entweder in Bullenform zusammengefügt, oder an die Rollen angesiegelt. Die Urkunden mit Siegeln zu versehen, ist seit dem Mittelalter allgemein. In den Zeiten, wo die Schreibkunst noch nicht allgemein war, vertrat das Siegel oft die Stelle der Unterschrift; so hängen an dem Wahldiplom der ungarischen Reichsstände vom Jahre 1490 für Wladislaus VII. 88 S. und an der Beschwerdeschrift, welche die böhmischen Stände 1415 der Kirchenversammlung zu Konstanz übergaben, 350 S. Die S. wurden entweder unmittelbar unter die Schrift gesetzt, was jetzt das Gewöhnliche ist, oder vermittelst eines Pergamentstreifs oder Fadens, der durch das Pergament oder Papier und durch das S. gezogen, daran befestigt und Letzteres zu größerer Festigkeit in eine Kapsel von Horn, Holz oder Blech gedrückt. Solche Kapsel heißt Bulle, woher auch ganze Urkunden oft Bullen genannt wurden. Um das Siegel vor Verfälschung zu bewahren, brachte man auf der Rückseite auch oft ein kleineres Gegensiegel (contrasigillum, in England privy seal) an, in Frankreich unter Ludwig VII., in Deutschland unter Heinrich III. Später entstanden daraus die kleinern Staatssiegel. Der Stoff der S. war statt des Wachses und der Siegelerde oft Blei, Zinn und andere Metalle, selbst Gold und Silber. Namentlich waren goldene S. zu den Urkunden der byzantinischen Kaiser gewöhnlich. Die Großmeister des deutschen Ordens bedienten sich im Mittelalter ausschließlich der bleiernen S. Anfangs hatte man nur weißes Wachs, später fanden über die Farbe desselben genaue Bestimmungen statt. Nur Kaiser und Könige siegelten, als im 9. und 10. Jahrh. der Gebrauch des gefärbten Wachses aufkam, roth, und die deutschen Kaiser verliehen später dem höheren Adel und den Reichsstädten das Recht, roth zu siegeln. Grün und gelb siegelten Klöster und Privatpersonen. Der Großmeister des deutschen Ordens (wo er sich nicht des Bleies bediente), des Malteserordens und der Tempelherrn, ebenso der Patriarch von Jerusalem, siegelten mit schwarzem Wachse. Der Gebrauch des Lacks ist weit später. Die älteste, bis jetzt bekannte, mit Lack besiegelte Urkunde ist aus dem Jahre 1554. Ziemlich gleichzeitig läßt sich der Gebrauch der Oblaten nachweisen. Der dargestellte Gegenstand auf den S. waren im Mittelalter häufig die Personen selbst, die sie führten, entweder zu Fuß (sigilla pedestria), oder zu Pferde (sig. equestria), am gewöhnlichsten aber Wappen oder sinnbildliche Bezeichnungen auf die Würde. Die Umschriften fehlten anfangs oder waren nur ganz kurz; je kürzer die Umschrift, desto älter meist das S. Im Oriente braucht man Sprüche aus dem Koran zu S. Majestätssiegel, den Fürsten auf dem Throne sitzend darstellend, brauchte zuerst Heinrich III.; in Frankreich wurde dies bald nachgeahmt, das Gegensiegel enthielt das französische Wappenschild, wie gewöhnlich auf den kleinern Reichssiegeln. Für die Dauphiné wurde ein eignes S., ein Reitersiegel, gebraucht, d. h. ein lehnherrliches. Denn die Siegel des Lehnherrn stellen diesen zu Pferde vor, mit dem Hauptwappen im Schilde, welches er trägt, die Wappen seiner verschiedenen Lande aber im Umkreise neben einander gestellt. Die Ritter pflegten ihr S. auf dem Schwertknopfe zu haben. (S. **Siegelbewahrer**.)

Siegelbewahrer, in manchen Staaten der hohe, oft höchste Beamte, dem das Staatssiegel anvertraut ist, um die Urkunden zu untersiegeln. In Athen hatte dasselbe der Epistates, dessen Würde aber an jedem Tage auf einen Andern überging, bei den griech. Kaisern die Logotheten, bei den Merowingern die Referendarien, bei den Karolingern und spätern Kaisern und Königen die Kanzler. Im deutschen Reiche war der Kurfürst von Mainz als Erzkanzler Verwahrer des Reichssiegels, das ihm bei der Kaiserkrönung in einem silbernen Stabe vorausgetragen wurde. In Frankreich wurde, da das Amt des Kanzlers dem, der einmal damit bekleidet war, nicht genommen werden konnte, wenn derselbe auch in Ungnade fiel, ein eigner Garde des sceaux ernannt. Unter Ludwig XVIII. und Karl X. war der Justizminister Siegelbewahrer. Seit dem Mai 1837 ist daselbst die Würde eines Kanzlers wiederhergestellt. In England sind seit der Königin Elisabeth die Aemter des Lordkanzlers von England und des Großsiegelbewahrers (Lord keeper of the great seal), welche vorher getrennt waren, in der Regel vereinigt; noch ein eigner Beamter bewahrt das kleine königliche Siegel (Lord keeper of the privy seal, gewöhnlich nur Lord privy seal). Das Handsiegel des Königs (Signet) bewahrt der Cabinetssecretär.

Siegelerde (terra sigillata), die man in großer Quantität auf der Insel Lemnos findet, weshalb sie auch lemnische Erde genannt wird. Sie ist eine Art Bolus von gelblichgrauer Farbe und ward von den Alten, so wie von den Morgenländern noch jetzt, für ein wirksames Mittel gegen Gicht gehalten, das unsere jetzigen Aerzte aufgegeben haben (s. Bolus).

Siegelkunde oder Sphragistik gehört zu den historischen Hülfswissenschaften, indem sie einen wichtigen Theil der Diplomatik ausmacht und zugleich über die Wappenkunde und die Geschichte der Stempelschneidekunst Aufschlüsse gibt. Die wichtigsten Werke darüber sind Heineccius „De veterum Germanorum aliarumque nationum sigillis" (Frankf. 1709, Fol., 2. Aufl. 1719); Ficorini „le piombi antichi" (Rom 1740, 4.); Manni „Observaz. istor. sopra i sigilli antichi de secoli bassi" (30 Bde., Flor. 1739—86, 4); Gercken „Anmerkungen über die Siegel" (Augsb. 1781). Büsching hat eine Sammlung Eisenabgüsse merkwürdiger schlesischer Siegel besorgt und mit Anmerkungen herausgegeben (Bresl. 1815).

Siegellack heißt die Masse, deren man sich zur Verfertigung der Siegel bedient. Es besteht meist aus harzigen Stoffen, welche geschmolzen und dann in Stangen gegossen werden. Zu den feineren Sorten nimmt man Gummilack, Pech und Harz, was mit Storax und Benzoe versetzt wird, um es wohlriechend zu machen; zu den geringern Sorten blos Pech oder Harz, mit etwas Terpentin und Storax versetzt. Das rothe Siegellack erhält seine Farbe von dem beigemischten Zinnober, das schwarze vom Kienruß. Das vorzüglichste S., von braunrother Farbe, weil es mit Drachenblut gefärbt wird, kommt aus China. Die Portugiesen lernten das S. zuerst in Ostindien kennen, von wo aus der Gebrauch nach Europa überging. Deshalb führt es auch den Namen spanischer Lack und spanisches Wachs.

Siegelmäßigkeit steht nach einer alten Rechtsgewohnheit den siegelmäßigen Personen, d. h. allen Adeligen, Collegien, Räthen und allen Offizieren bis zum Capitän herab in Altbayern und seit dem Entwurf der neuen Constitution auch in Neubayern zu. Sie erlaubt den genannten Personen, ohne Hinzufügung eines Gerichtes unter sich rechtsgültige Verträge aufzunehmen, Pacht und Kaufverträge abzuschließen, den Nachlaß ihrer Genossen zu cognosciren und zu inventiren, die Testamente zu vollziehen, Vormünder selbständig einzusetzen, vor Gericht keines Beistandes zu bedürfen und statt der förmlichen Ableistung eines Eides im bürgerlichen Leben blos eine schriftliche Eidesformel zu unterzeichnen.

Siegelringe waren schon im Alterthume bekannt, doch war das Tragen derselben nicht Jedermann gestattet. So übergab schon Pharao dem Joseph seinen Siegelring. Der Gebrauch derselben ging in das Mittelalter über, wo man sich, da es an Künstlern fehlte, vielfach der aus dem Alterthume überkommenen Ringe bediente, die als werth-

volle Gegenstände oft besondere Vermächtnisse ausmachten. Mit dem allgemeinern Gebrauche der Wappen verbreiteten sich auch mehr und mehr die Siegelringe.

Siegenbeek, Matthias, Professor der holländischen Literatur an der Universität zu Leyden, ist geb. 1773 zu Amsterdam und war anfangs Geistlicher, erhielt aber schon 1799 seine Professur. Durch seine theils in holländischer, theils in lateinischer Sprache verfaßten Schriften hat er sich besonders um die Geschichte der holländischen Literatur ein großes Verdienst erworben. Zugleich wirkt er als Kanzelredner. Sehr viel verdankt ihm die Orthographie der holländischen Sprache, für die er ein neues System einführte, das von den gelehrten Gesellschaften gebilligt und von den Regierungsbehörden förmlich autorisirt wurde. Von seinen Schriften nennen wir „Leerredenen" (2 Bde., 1814—20); „Beknopte Geschiedenis der nederl. Letterkunde" (1826); „Geschiedenis des Leydsche Hogeschool van hare oprigting tot 1825" (2 Bde., 1829—32); „Geschiedenis der Burgerwapening in Nederland" (1832). Auch gab er Kantoluer's „Redevoeringen en Dichtstukken" (1826) und mit van Capellen eine neue Auflage von Hooft's „Nederlandsche Historien" (Amst. 1820—23) heraus.

Siegfried, althochdeutsch Sigufried, nordisch Sigurd, ein Held der altdeutschen Sage, der Sohn Siegmund's, aus dem Geschlecht der Welsungen (nordisch Völsungar), d. i. der Aechterzeugten, das von Odin oder Wodan selbst abstammte. Mit leuchtenden Augen und von unglaublicher Kraft, wurde er von einem weißen und kunstreichen Alb erzogen, der Regino, d. i. Rathgeber, hieß und die Gestalt eines Zwerges hatte. Nachdem ihm Regino ein Roß verschafft und ein Schwert, Gram in der nordischen Sage genannt, geschmiedet hatte, mit dem S. einen Amboß spalten konnte, reizte er ihn, der Nibelungen Hort zu erwerben, der Jeden ins Verderben stürzt, der ihn erwirbt. Zuerst hatten drei Götter das Gold aus der Tiefe des Wassers heraufgeführt und seine geheimnißvolle verderbliche Kraft hätte ihnen gewiß den Tod gebracht, wenn sie es nicht als Wergeld für den erschlagenen Ottar gegeben hätten. Das Mittelgeschlecht zwischen Göttern und Menschen, das dadurch in Besitz des verderblichen Schatzes kam, rieb sich untereinander auf. Ottar's Brüder tödteten den Vater, Regino wurde von einem andern, Fafnir genannt, verdrängt, der in Gestalt eines Drachens (Lindwurms) sein Gold bewachte. Um es ihm zu entreißen, reizte Regino den jungen S. auf, den Wurm zu tödten. S. that es nach der nordischen Erzählung auf der Gnitahaide in Westfalen; daher auch sein nord. Beiname Fafnisbani, d. i. Fafnerstödter. Er erschlug aber auch den Regino. Durch das Drachenblut, wovon er trank, wurde noch seine Kraft gemehrt oder sein Leib geschützt vor Wunden; durch das Gold und zumal durch den Ring wurde er unermeßlich reich; die Tarnkappe gab ihm die Fähigkeit, seine Gestalt in die eines Andern zu verwandeln; auch das Schwert Balmung lag nach der deutschen Sage beim Hort. Allein bei all dieser Herrlichkeit war er durch den Besitz des Goldes in der Knechtschaft der Nibelungen und dem Verderben geweiht. Umsonst verlobte er sich mit der kriegerischen Königstochter Brunhild; sein Herr Gundahari (Günther), der Nibelungen König, wollte sie selbst haben und S. mußte sie ihm erwerben. In der Tarnkappe ritt S. unter Günther's Gestalt durch die Flamme, welche um ihre Wohnung loderte; er bezwang sie und gab ihr den Ring aus dem Schatze und brachte sie dadurch in die Gewalt Günther's; sie erkannte S. nicht. Er selbst bekam ein anderes Weib, Krimhild (nach der altnord. Sage Gudrun), die Schwester Günther's. Als sich später Brunhild rühmte, den tapfersten und würdigsten Gemahl zu besitzen, dem selbst S. habe weichen müssen, entdeckte ihr Krimhild gereizt den Betrug; der Ring, den sie am Finger trage, sei aus dem Nibelunghort; der sie gewonnen, sei S. und nicht Günther. Dafür ließ Brunhild S., der für offnen Angriff unbesiegbar war, meuchlerisch durch Hagano (Hagen) ermorden und tödtete sich selbst. Der Schatz, nachdem Alle, die an ihm Theil hatten, vernichtet waren, fiel an seine ursprünglichen Herren zurück und sie versenkten ihn in den Rhein. Dies sind die Grundzüge der Sage, wie sie Lachmann zusammengestellt hat; doch scheint es noch eine ältere Form zu geben, nach welcher S. selbst ein Gott ist. Die Fabel zeigt, nach Lachmann, wie selbst er nicht ungestraft die geheimnißvollen Wächter im kalten

nördlichen Todtenreiche (Nifsheimr, Nifshel) worden und das Gold der nächtlichen Götter dem Drachen rauben darf. Er gewinnt durch den Raub zwar Reichthum und wunderbare Kräfte, aber er kommt auch in die Gewalt der Dämonen. Er muß ihr Bundesbruder werden, sich mit ihrer Schwester vermählen, für den König des Nebelreichs mit dem dämonischen Werkzeuge die umstrahlte Walkyrie aus den Flammen holen, in des Königs Gestalt ihren Widerstand bezwingen. Durch den Ring aus dem Schatze vermählt er sich mit ihr, aber sie wird nicht seine, sondern seines Herrn Braut. Er ist todt, vom Todesdorn (Hagen), dem Sohne des Schreckens, erstochen, und das geraubte Gold wird in den Rhein versenkt.

Den einfachsten Charakter trägt die Siegfriedsage in den Liedern der Edda (s. d.); hier spricht sich auch der Geist der heidnischen Zeit weit schärfer und bestimmter aus, als in den dieselbe Sage behandelnden deutschen Liedern. Demungeachtet scheint es nach W. Grimm's Annahme unzweifelhaft, daß diese ganze Sage ursprünglich deutsch ist und aus Deutschland erst nach dem Norden verpflanzt wurde. Dies geschah wahrscheinlich gegen Ende des 5. Jahrh. und zwar wohl in Liedern, die in der Darstellungsweise denen der Edda ähnlich waren. In Deutschland selbst ist die Siegfriedssage vielfach umgestaltet und mit historischen Beziehungen vermischt worden. Im 7. Jahrhundert wurde sie in eine Heldensage umgewandelt und erscheint als solche als Eigenthum der Franken am Niederrhein; mit ihr verschmolz, gewiß schon vor dem Anfange des 9. Jahrh., die Sage vom Untergange des burgundischen Königs Günther, womit zugleich die fränkischen Nibelungen auf die burgundischen Könige übertragen wurden, durch den hunnischen Attila, und erst mit diesem Letztern hat sich auch die Sage vom ostgothischen Dietrich in sie gefunden. So mit andern Sagen zusammengeflossen, bildet die Sage von S., deren Gestaltung auch fortan im Laufe der Zeit mannichfachen Einwirkungen unterworfen war, den Inhalt der Lieder, die Ende des 12. Jahrhunderts in dem Nibelungenlied (s. d.) zusammengefaßt wurden. Außerdem haben wir noch ein deutsches Gedicht, das seine jetzige rohe und ungeschickte Gestalt erst im 15. Jahrh. erhalten hat, wahrscheinlich aber aus frühern Liedern zusammengesetzt ist und dessen Gegenstand die Sage von S. ist. Es ist das Lied „Vom hürnin Siegfried", aus alten Drucken, in denen es sich erhalten, aufgenommen in von der Hagen's und Primisser's „Heldenbuch" (2 Bde.), übersetzt von Simrock in dessen „Kleinem Heldenbuch" (Stuttg. und Tübing. 1844). Es erzählt die Jugendabenteuer des Helden, namentlich auch, wie er sich in der durch Feuer geschmolzenen hörnernen Haut des getödteten Drachen badete und davon selbst gehörnt wurde, bis auf eine Stelle zwischen den Schultern, wo er verwundbar blieb; dann wie er Krimhild, die burgundische Königstochter, nachdem er den Riesen Kuperan und den Drachen getödtet, der sie auf dem Drachenstein gefangen hielt, befreit, den Nibelungenschatz gewinnt, sie heirathet und wie der Zwerg Eugel ihm sein frühes blutiges Ende weissagt. Das deutsche prosaische Volksbuch „Vom gehörnten S." ist nicht unmittelbar aus diesem Gedicht, sondern aus einer französischen Bearbeitung der Sage entstanden. — Im scandinavischen Norden gibt nach den Liedern der ältern Edda und andern verlorenen die Völsungasaga in prosaischer Auflösung die zusammenhängende Erzählung der Sage von S. und zugleich auch von seinen Ahnen; neben ihr ist die Nornagestssaga bemerkenswerth; die Vilkinasaga ist, wie sie selbst angibt, aus deutscher Quelle, Gedichten und mündlicher Erzählung, geflossen. Vgl. W. Grimm „Deutsche Heldensage" (1829); K. Lachmann „Kritik der Sage von den Nibelungen" (1830); W. Müller „Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage" (1841) und dessen „Siegfried und Freyr" (in Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum", Bd. 3, 1843). Häufig ist auch eine historische Deutung der Siegfriedssage versucht worden; in neuerer Zeit namentlich von Mone, der in seinen „Quellen und Forschungen u. s. w." (Bd. 1, 1830) in ihr ein Conglomerat von Erzählungen über Arminius und Civilis und der Ueberwältigung der Briten durch den angelsächsischen Hengist findet. Giesebrecht dagegen in dem „Jahrbuch der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache" (Bd. 2, 1836) will darin den Nachklang alter Lieder auf Arminius finden, während F. Rückert („Oberon von Mons und die Pipine von Nivella", Lpz. 1836) in ihr eine dich-

terische Darstellung der Schicksale des austras. Königs Siegbert findet, der 575 auf Fredegunde's (s. d.) Betrieb ermordet wurde.

Sielen sind leichtere Geschirre für Zugpferde, als die Kummete. Vor den Letztern haben sie den Vorzug, daß sie das Pferd weniger belästigen, weniger wund reiben und durch den breiten Brustriemen ihm das Ziehen erleichtern.

Siena, Hauptstadt des gleichnamigen zum Großherzogthum Toscana gehörigen Gebiets, alterthümlich gebaut, Sitz eines Erzbischofs, war im Mittelalter frei, mächtig und von 150,000, jetzt nicht über 24,000 Menschen bewohnt. Die Stadt soll eine der 12 altetrurischen Städte gewesen, nach Andern von den Galliern bei dem Zuge des Brennus gegen die Römer gegründet worden sein. Seinen Namen hat es von einer römischen Colonie Sena Julia, die Augustus hierher sandte. Nach dem Untergange des römischen Reichs machte es sich frei und später als Florenz und der übrige Theil von Toscana unterwarf es sich den Mediceern. Die Stadt ist im Innern finster und todt, mit Mauern umgeben, hat eine alte Citadelle, 53 Kirchen und Klöster, 1 Universität, 1 erzbischöfliches Seminar, 1 adeliges Collegium, 1 Malerakademie, mehrere gelehrte Gesellschaften. Sehenswerth ist der 330 F. lange altgothische Dom, mit werthvollen Bildhauereien und Gemälden. Die einst berühmte, 1351 von Kaiser Karl IV. gestiftete Universität Sapienza ist zu großer Unbedeutenheit herabgesunken; die dazu gehörige Bibliothek von 40 000 Bänden enthält viel Seltenheiten. Der schönste Platz der Stadt ist der schöne große muschelförmig nach der Mitte vertiefte Marktplatz; umgeben vom Rathspalast, dem schönen Theater, von mehreren Palästen, wo jährlich Pferderennen und andere öffentliche Volksspiele gehalten werden. Die vor mehreren Jahren gestiftete Malerakademie besitzt eine ansehnliche Sammlung von Gemälden aus der alten Schule von Siena. Kunstfleiß und Handel von S. sind unbedeutend. Die wichtigsten Kunstprodukte sind Tuch, Band, Hüte, Papier, Leder, Darmsaiten, Wagen und Arbeiten in Elfenbein und Marmor. Die Umgegend von S. ist reich an trefflichem Marmor, worunter der gelbe von Sovicille, der rothe von Montieri und der schwarze und gestreifte von Rosia der ausgezeichnetste. Bemerkenswerth ist S. noch als Stammort des berühmten Geschlechts Piccolomini, der Familie Socini, Geburtsort des Dichters Cl. Tolomei, des Improvisatore Bern. Perfetti, des Malers Guido u. A. — Auf der Straße von S. nach Rom liegt der Flecken Buonconvento, wo 1313 der deutsche Kaiser Heinrich VII. im großen Dominicanerkloster Monte Oliveto Maggiore (angeblich an Gift) starb. Vgl. „Raccolta dei più scelti monumenti di belle arti etc. che esistono nella città di S.“ (1820) und Romagnoli „Cenni storico-artistici di S.“ (2. Aufl., 1840).

Sierra im Spanischen, Serra im Portugiesischen, bedeutet eigentlich Säge und ist dann der Name von steilen und zackigen Gebirgen und überhaupt von Gebirgen und Gebirgszügen geworden.

Sierra Leone, ein 70—80 Meilen langer Küstenstrich von Oberguinea in Afrika, hat seinen Namen vom hohen Löwengebirge, welches als Zweig der Konggebirge hier als gewaltige Masse ins Meer hinaustritt, ist äußerst fruchtbar, aber ungesund und besonders den Europäern verderblich, milder dagegen und gesunder das Klima des innern Berglandes. Merkwürdig sind hier die Niederlassungen der Engländer, in welche alle aus der Sclaverei durch Wegnahme der Sclavenschiffe befreite Neger aufgenommen und im Christenthume, Handwerken, Ackerbau, Schreiben und andern Kenntnissen unterrichtet werden. Im Jahre 1787 kaufte eine Gesellschaft in London eine Strecke Landes von 2 QM. und siedelte daselbst 60 Weiße und 400 freie Neger an. Im Jahre 1789 wurde jedoch diese Niederlassung von den Nachbarn zerstört. Unter dem Schutze der englischen Regierung bildete sich bald die Sierra-Leone-Compagnie, welche 1790 mit 1200 Negern neue Ansiedelungen begann, um von hier aus auf die Cultur der übrigen Negervölker zu wirken. Diese Colonie befindet sich jetzt, nach mancher überstandenen Mühseligkeit (1825 starben von 1200 Mann Besatzung 620 in Folge des ungesunden Klimas), im blühenden Zustande und wird von 40,000 Menschen, größtentheils freien Negern, bewohnt, die Kir-

chin, Schulen und zum Theil Lehrer ihrer eigenen Nation haben. Die Colonie ist in 3 Districte getheilt. Zu den eingebornen Negerstämmen, welche dieses Küstenland bewohnen, gehören die Susuer, Balbomer, Timmanier, Letztere jetzt Herren der Küste, nachdem sie die Bullomneger vertrieben, und die Mandingo's, Fuhla's, Kongo und Mangoesneger, Letztere sämmtlich Gebirgsbewohner. Bei aller Rohheit und raffinirten Ausartung findet man unter diesen Völkerstämmen gewisse Feudaleinrichtungen, welche an die ganze Barbarei des europäischen Mittelalters erinnern. So besteht unter ihnen ein dem Fehmgericht ähnliches Institut, die Purrah, und man muß erstaunen über die Identität, welche zwischen den Ausgeburten einer bei uns vergangenen Zeit und dieser Purrah herrscht. Eben so hat die Religion dieser Völker manche Eigenheiten. Sie glauben an einen Gott, halten ihn aber für zu gütig, als daß sie ihn verehren sollten. Größer ist die Furcht vor den bösen Dämonen, womit sie Berg und Thal bevölkert glauben. Sie werden von Wahlkönigen beherrscht, treiben auch etwas Ackerbau, mehr noch Viehzucht; der Kunstfleiß ist unbedeutend.

Sierra Morena, d. i. das braune Gebirge, von seiner Farbe, Gebirge im südlichen Spanien, welches die Wassergebiete des Guadiana und Guadalquivir theilt, in der Gegend von Alcaraz beginnt, zwischen Mancha, Estremadura und Alentejo im Norden, Jaen, Cordova, Sevilla und Algarve im Süden durchläuft, sich beim Vorgebirge St. Vincent ins Meer senkt und sich nicht über 3000 F. erhebt. Im Jahre 1767 führte Graf Pablo Olavides, damals königl. Intendant zu Sevilla, eine Colonie von 10,400 Deutschen, Niederländern, Franzosen ꝛc. hier ein und wies ihnen einen Flächenraum von 64 □M. zur Anbauung an. Mangel, Krankheiten und der Fall des Stifters rieben den größern Theil der Colonisten auf. Nach und nach fanden sich Spanier aus andern Gegenden ein und 1791 zählte die Colonie bereits 6196 Menschen, die sich von Ackerbau, Leinen- und Tuchweberei ꝛc. nähren. Der Hauptort der Colonie ist zu Ehren Karl's III., unter dem er gebaut wurde — Carolina genannt.

Siesta heißt im Spanischen Mittagszeit, dann Mittagsruhe und Mittagsschlaf. Nicht blos in Spanien und Portugal, sondern überhaupt in den südlichen Ländern pflegt man während der heftigen Sonnenhitze Mittagsruhe oder S. zu halten.

Sievershausen, ein Dorf im hannoverschen Fürstenthum Lüneburg mit einer Superintendentur und 250 Einw., ist historisch bekannt durch die Schlacht zwischen dem Kurfürsten Moritz von Sachsen (s. d.) und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg am 9. Juli 1553, in welcher der Kurfürst Moritz den Sieg davon trug, aber tödtlich verwundet wurde.

Sieyes, Emanuel Joseph, Abbé, Graf von, geb. am 3. Mai 1748 zu Frejus, lebte bis zum Ausbruch der französischen Revolution als General-Vicar des Bischofs von Chartres. Von dieser Zeit an (1789) spielte er eine der bedeutendsten Rollen in der Geschichte der Revolution. In Folge seiner meisterhaften Schrift „Qu'est que ce le tiers état?“ wurde er zum Deputirten des 3. Standes zu Paris bei den General-Ständen ernannt und bewirkte, daß sich dieser dritte Stand zur Nationalversammlung erklärte, eine Erklärung, welche die Revolution unvermeidlich machte. Wiewohl er selten als Redner auftrat, so behauptete er dennoch den größten Einfluß auf die Beschlüsse der Nationalversammlung, und Mirabeau selbst konnte von ihm sagen, daß sein Stillschweigen ein öffentliches Unglück sei. Sein Einfluß äußerte sich am bedeutendsten bei dem Eide im Ballhause zu Versailles und in seinem genialen Kopfe entsprang die Idee, Frankreich in Departements, Districte und Municipalitäten zu theilen, wodurch man der Revolution wieder um einen bedeutenden Schritt näher kam. Er nahm etwas später an der Entwerfung der neuen Constitution sehr thätigen Antheil, ward 1791 Departementsmitglied zu Paris, schlug das ihm von der Wahlversammlung angebotene Bisthum der Hauptstadt aus und hielt sich als Conventsdeputirter von den Staatsangelegenheiten, die eigene Gefahr fürchtend, scheinbar sehr entfernt, ja selbst Robespierre's Schandthaten besprach er erst 1795 öffentlich von der Rednerbühne. Eine glückliche Gesandtschaft an die jugendliche Republik Holland verschaffte

ihm eine neue nach Berlin, wo er den König (1798) bei dem schlauen Plane, sich vor der Hand ruhig zu verhalten, um bei etwaniger später Erschöpfung der streitenden Parteien desto kräftiger aufzutreten, zu erhalten wußte. Bei seiner Rückkehr nach Paris 1799 trat Rewbell, der entschlossenste der Directoren aus, und S., der grimmigste Feind derselben, trat in seine Stelle. In dieser entwarf er den Plan einer nochmaligen, doch hoffentlich letzten Umwälzung der Verfassung, welche endlich Friede und Freiheit bringen sollte. Da bereits damals die Macht der Soldaten an die des Volkes getreten war, so schien ihm ein General, der ein kräftiges Regiment führe und alle Parteien aussöhnen könne, unentbehrlich. Er richtete seinen Blick auf Joubert, den aber die Schlacht bei Novi zu früh der Welt und seinen Plänen entriß. Bonaparte schien ihm bei seiner Rückkehr der Einzige zu sein, in dessen Hände so Hohes gelegt werden könne. Mit Grund hoffte er auf die Zustimmung des Volkes, wie auf die des Directors Roger Ducos und des Rathes der Alten. Dagegen war Gohier und Moulins und die Mehrzahl des Raths der Fünfhundert, welche der Constitution anhingen. Als Bonaparte nun unter dem Jubel des Volks in Paris einzog und sich alle Parteien theils aufrichtig, theils verstellt an ihn wandten, er selbst aber seine hohen Pläne unter dem Mantel des Schweigens und der Zurückgezogenheit verbarg, war S. unter den wenigen Vertrauten der Einflußreichste. Am 15. Brumaire (6. Nov.) traten die Verschworenen zusammen und drei Tage später beschloß der Rath der Alten: es sollten, Kraft eines, freilich dabei in Formen offenbar überschrittenen, Artikels der Constitution, welcher dem Rath der Alten solche Gewalt ertheilte, die gesetzgebenden Räthe nach St. Cloud verlegt und Bonaparten die Vollstreckung dieses Beschlusses sammt dem Oberbefehl über die Truppen gegeben werden. S. und Roger Ducos legten der Verabredung gemäß ihre Stellen nieder. Dasselbe that Barras aus Feigheit. Das Uebrige ward mit Gewalt vollzogen. Das Directorium ward für aufgehoben erklärt und eine provisorische Regierung aus drei Consuln: Siéyes, Roger Ducos und Bonaparte, eingesetzt. Bei Einführung der neuen Verfassung trat S. in den Senat. Diese neue Verfassung Frankreichs war aber nur eine Carricatur von S. genialem Entwurfe. Er wollte eine dreifache Liste von Notabeln oder Candidaten des öffentlichen Dienstes und zwar für den Gemeinde-, Departements- und Staatsdienst. Die Art der Candidatenwahl war von der der Consular-Constitution nicht sehr verschieden. Aber nur die Verwaltungsbeamten und die Richter aller Grade (also Municipalitäten, Departementsverwalter und Centralregierung, und ihnen zur Seite Richter der ersten Instanz mit Einschluß der Friedensrichter, dann Appellationshöfe und Cassationsgerichte) sollten aus derselben durch das Staatsoberhaupt gewählt werden; und dieses unverantwortliche Oberhaupt (Großwähler) erschöpfte seine Gewalt durch solche Wahl oder Entlassung, denn selbst regieren durfte es nicht. Dagegen sollten die Tribunen (welchen der Vorschlag und die Erörterung der Gesetze zukam) und die Gesetzgeber (welche nach Art eines Geschwornen-Gerichtes nach angehörten Verhandlungen entscheiden sollten) als reine Organe des Volkswillens auf eine von der Regierung unabhängige Weise, nämlich unmittelbar von den durchs Volk gewählten Wahlcollegien, ernannt werden. Auch gebührte dem Tribunat wie dem Staatsrathe die Initiative der Gesetze. Der Erhaltungssenat endlich sollte nach S. Rath das Entscheidungsrecht haben, wenn das Tribunat oder der Staatsrath von den Beschlüssen der Gesetzgeber an ihn appelliren wollten. Der Senat konnte den Großwähler, wenn er seine Rechte mißbrauchte, oder jeden Tribun, der etwas Gefährliches begönne, in sich aufnehmen (absorbiren) und ihn unschädlich machen. Nach der Restauration zog sich S. zurück. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, berief er S. in seine Pairskammer, aber nach der zweiten Restauration ward er verbannt und lebte bis nach der Julirevolution 1830 zu Brüssel. Dann kehrte er nach Paris zurück und starb daselbst am 20. Juni 1836. Vgl. „Notices sur la vie de Siéyes.“

Sigalon, Xavier, einer der bessern Maler der neuern franz. Schule, gest. zu Rom 1836, geboren zu Uzès in den Sevennen 1790, empfing den ersten Zeichnenunterricht in der Freischule einer kleinen Landstadt. Seine große Armuth nöthigte ihn, nacheinander das Amt eines Aufsehers in Pensionsanstalten und eines Schreibers auf mehreren

Zoll- und Stadtämtern zu versehen. In seinen Nebenstunden beschäftigte er sich mit Zeichnen und Malen. Im Jahre 1820 erhielt er durch die Ausschmückung einiger Dorfkirchen die Mittel zu einer Reise nach Paris, fand dort bei seinem Landsmann und Jugendfreunde Souchon Hülfe, Rath und Aufmunterung und ward Schüler Guerin's. Die ihm eigenthümliche Wahrheit und Wärme des Gefühls ließ ihn bald die innere Hohlheit und Unwahrheit der Richtung seines Meisters erkennen und indem er sich von den traditionellen Fesseln der Routine frei machte und einen originellen Styl erwarb, offenbarte er nach und nach sein schönes Talent. Ohne gründliche Kenntnisse in der Anatomie wurde ihm das Arbeiten sehr schwer und da er nie sich selbst genügte, producirte er nur sehr langsam. Um seinen Fehler zu verbessern, studirte er sehr fleißig die Antiken und alten Italiener, auch einige anatomische Präparate und seine nach der Natur gemalten Köpfe und Hände und nach Gypsabdrücken gewischten Zeichnungen sind wegen ihrer geringen Anzahl sehr selten und werden gegenwärtig sehr geschätzt. Erst jetzt begann S. seine Arbeiten und trat nach einigen Porträts im Jahre 1822 mit seiner „Courtisane" auf. Zwei Jahre später folgte die „Locusta", eine kunstreiche, sorgfältig ausgearbeitete und tief durchdachte Composition, die aber troß ihres Verdienstes und des allgemeinen Beifalls keinen Käufer fand. Er gerieth in die äußerste Noth und mußte, da er keine Leinwand bezahlen konnte, zum Aquarellmalen greifen, aber auch diese höchst eigenthümlichen und charaktervollen Aquarellbilder, die man jetzt mit 2—300 Franken bezahlt, fanden keine Abnehmer. Erst Lafitte, der von der traurigen Lage des genialen Künstlers unterrichtet wurde, erlöste ihn, indem er die Locusta mit 6000 Franks an sich kaufte. Im Jahre 1827 brachte S. seine „Athalie" (jetzt im Stadtmuseum zu Nantes) in die Ausstellung, ein Bild von erstaunlicher Meisterschaft. Zwei Porträts, die er im Jahre 1828 und 29 malte, gaben von Neuem Zeugniß, mit welchem Ernst und mit welcher Schärfe der Beobachtung der Maler die Natur auffaßte. Im Jahre 1831 malte S. im Auftrage der Regierung „das Traumgesicht des heiligen Hieronymus" (im Louvre) und seinen „Calvarienberg" (in Nismes). Die letzte große Leistung S.'s ist die Copie von Michel Angelo's jüngstem Gerichte (in der Ecole des beaux arts aufgestellt), womit ihn Thiers während seines ersten Ministeriums beauftragte und woran er mit seinem Freunde Souchon fast volle 4 Jahre arbeitete.

Sigambern, ein deutsches Volk, das zwischen Rhein, Sieg und Lippe, also in der jetzigen preuß. Provinz Niederrhein wohnte. Sie werden schon von Cäsar erwähnt, dessen erfolgloser Uebergang nach Germanien im Jahre 55 v. Chr. mit gegen sie gerichtet war, als die Usipeter und Tenkterer, die er aus Gallien vertrieben, bei ihnen an der Lippe Aufnahme gefunden hatten. Mit jenen Völkern vereint unternahmen sie im Jahre 16 den Zug über den Rhein, bei welchem der römische Statthalter Lollius geschlagen wurde. Drusus (s. d.) durchzog im Jahre 12 und 11 ihr Land, ohne sie zu unterwerfen; dagegen wußte sie Tiberius im Jahre 8 v. Chr. zu trennen; 40000 Sigambern, die sich ihm ergaben, siedelte er der Ruhrmündung gegenüber in Gallien an, wo sie hinfort unter dem Namen der Gugerner erscheinen. Der größere Theil des Volks wich östlich vom Rhein zurück und trat, wie es scheint, nun eine Zeit lang unter dem Namen der Marsen (s. d.) auf. Ptolemäus im 2. Jahrh. nach Chr. erwähnt sie wieder unter dem alten Namen Sigambern; später jedoch verschwinden sie unter dem gemeinsamen Namen des Völkerbundes der Franken (s. d.), in dessen nördlicherm Theil, den salischen Franken, sie das Hauptvolk bildeten.

Sigebert von Gemblours (Sigebertus Gemblacensis), ein Quellenschriftsteller für deutsche Geschichte, geb. um 1030 in Brabant, wurde 1048 Mönch im Kloster Gemblours und zwei Jahre darauf nach Metz an die Klosterschule des heiligen Vincenz berufen, wo er im Rufe großer Gelehrsamkeit am 5. Oct. 1112 starb. In den Streitigkeiten der Päpste und Kaiser stand er auf Seiten der Letztern und verwarf auch das päpstliche Gebot in Bezug auf das Cölibat. Sein „Chronicon", das von 381—1112 reicht, enthält zwar manche Fehler und Fabeln, theilt aber auch Manches mit, was anderwärts sich nicht findet. Es wurde von dem Abt Anselmus zu Gemblours (1113—37), von

Robert de Torinneio und drei Andern fortgesetzt und nebst den Fortsetzungen bei Pistorius in den „Scriptores rerum german.“ (Bd. 1) und anderwärts abgedruckt.

Sigeum, Stadt und Vorgebirge in Mysien, unweit Troja. Die sogenannte sigeische Inschrift befand sich auf einem Marmorsitze daselbst, den die Bewohner der Umgegend als etwas Heiliges betrachteten und sich, wenn sie krank waren, darauf setzten, bis er von Lord Elgin (s. d.) nach Europa gebracht wurde.

Sigismund, deutscher Kaiser 1411—37, Sohn Kaiser Karl's IV., geb. 1368, erhielt nach seines Vaters Tode, 1378, die Markgrafschaft Brandenburg, deren Besitz ihm durch seinen Bruder Wenzel in einem zu Prag geschlossenen Vertrag bestätigt wurde; doch zeigte er wenig Fürsorge für das Wohl dieses Landes. Durch seine Verlobung mit Maria, der Erbtochter Ludwig's des Großen von Polen und Ungarn, erhielt er die Anwartschaft auf die Erbfolge in diesen Ländern. Nach Ludwig's Tode 1383, wählten aber die Polen Maria's Schwester, Hedwig, zur Königin, während in Ungarn, wo Maria's Mutter, Elisabeth, anfangs die vormundschaftliche Regierung geführt hatte, 1385 Karl von Durazzo die Herrschaft an sich riß, nach dessen Ermordung erst Maria zur Regierung gelangte. Doch kam sie in die Gefangenschaft des Bans von Croatien, Johann Heinroth, aus der sie S. befreite; worauf er sich mit ihr vermählte und 1387 sich zum König von Ungarn krönen ließ. Die Widerspenstigkeit des Wojewoden der Walachei, der sich ihm nicht unterwerfen wollte, verwickelte S. in einen Krieg mit den Türken. Um die Kosten dafür aufzubringen, verpfändete er 1388 die Alt- und Kurmark an seinen Vetter Jobst von Mähren. Der Feldzug nahm aber ein unglückliches Ende, obgleich S. von den deutschen Fürsten und den franz. Rittern unterstützt wurde. Von Bajazed in der Schlacht bei Nikopolis 1392 geschlagen, mußte er nach Griechenland fliehen und als er später nach Ungarn zurückkehrte, wo unterdessen seine Gemahlin gestorben war, empörte sich die Nation gegen ihn und nahm ihn 1401 gefangen. An seiner Stelle wurde Ladislaw von Neapel zum König gewählt. S. fand Gelegenheit seinen Wächtern zu entfliehen, eilte mit Unterstützung des Grafen Cilli nach Böhmen, verkaufte die unterdeß von seinem Bruder geerbte Neumark an den deutschen Ritterorden und warb mit dem gewonnenen Gelde ein bedeutendes Heer, mit dem er sich Ungarn von Neuem unterwarf. Sein Bruder Wenzel war 1400 als deutscher Kaiser entsetzt worden und hatte Ruprecht von der Pfalz zum Nachfolger erhalten. Nach dessen 1410 erfolgtem Tode bewarben sich S. und Jobst von Mähren um die deutsche Kaiserkrone und erhielten bei der Wahl gleiche Stimmen. Jobst starb aber schon 1411 und so vereinigte S. endlich auch die übrigen Stimmen. Doch erst 1414 kam S. nach Deutschland und ließ sich in Aachen krönen, da er zuvor einen Krieg mit Venedig beseitigen mußte. Seine nächste Sorge war jetzt, als Schirmherr der Kirche das große Schisma durch ein allgemeines Concil beizulegen. Dies wurde wirklich im Nov. 1414 zu Konstanz eröffnet. Der Kaiser selbst, wie von den Gegenpäpsten Johann XXIII., waren zugegen. Die Ergebnisse dieser kirchlichen Versammlung gehören nicht in unsern Artikel: nur so viel, daß S. sich um den Frieden der Kirche große Verdienste erwarb. Er brachte mit Energie die Reichsacht gegen Friedrich von Oesterreich in Anwendung, mit dessen Hülfe der abgesetzte Papst Johann aus Konstanz entflohen war; er reiste persönlich nach Perpignan, um den hartnäckigen Benedict zum Nachgeben zu überreden. Schmachvoll bleibt es für den Kaiser, daß er Huß das zugesagte freie Geleit nicht hielt. Schwer mußte er auch diesen Treubruch büßen. Nach Wenzel's Tode 1419 enthielten ihm die Hussiten sein Erbreich Böhmen vor und erst seitdem das von 1431 ab versammelte Concil zu Basel mit ihnen die sogenannten Compactaten abgeschlossen und Sigmund selbst den Vergleich zu Iglau eingegangen war, 1436, wurde er von den Böhmen als König erkannt. So trug Sigismund, der 1431 zu Mailand oder 1433 auch zu Rom gekrönt war, die Krone eines Kaiserreichs und von vier Königreichen, ohne des ruhigen Besitzstandes lange zu genießen, da er schon am 9. Dec. 1437 zu Znaim starb. Mit ihm erlosch die luxemburgische Dynastie. Die Hausmacht derselben hatte sich unter Sigismund bedeutend verändert, besonders durch den Verlust von Brandenburg, was der Kaiser, beständig in Geldverlegenheit,

1417 an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, dem er viel schuldig war, überließ.

Sigismund I., der Alte oder der Große (Zygmunt), König von Polen 1506—48, geb. 1466, war der jüngste Sohn des Königs Kasimir IV. (s. d.) und erhielt bereits 1499 von seinen Brüdern die Herzogthümer Glogau und Oppeln, nachdem er kurz vorher von den Lithauern zum Großherzog ernannt worden war. Im Jahre 1506 folgte er seinem Bruder Alexander auf dem poln. Throne und wurde 1507 zu Krakau gekrönt. Das Volk hegte große Erwartungen von ihm; doch seine Bestrebungen, in Frieden zu regieren und durch weise Sparsamkeit und innere Kräftigung des Volkes Wohl zu befördern, wurden zum Theil durch die Kriege mit den Russen vereitelt, die durch den lithauischen Fürsten Michael Glinski (s. d.) hervorgerufen, ihn während seiner ganzen Regierung beschäftigten. Die große Niederlage, welche die Russen bei Orsza am Dniepr erlitten, verhinderte Glinski nicht, bei einem abermaligen Einfalle im Jahre 1514 Smolensk durch Verrath zu nehmen, das auch nach dem abermaligen großen Siege der Polen bei Orsza in den Händen der Russen blieb. Außerdem störten Einfälle der Tartaren und des Hospodars der Walachei, Bogdan, die Ruhe Polens. Mit S.'s Zustimmung wurde sein Schwestersohn, der letzte Hochmeister Albrecht (s. d.), erblicher Herzog von Preußen. Dagegen erhielt Polen durch Mazovien (s. d.) einen neuen Zuwachs. Die Reformation verbreitete sich bei der Milde und weisen Toleranz S.'s bald auch in Polen und insbesondere fielen ihr fast das ganze poln. Preußen und Großpolen zu. Ihre Einführung erregte in Danzig aufrührerische Bewegungen, die aber 1526 durch S.'s Anwesenheit gedämpft wurden. Auf den Rath des Kaisers Maximilian I., mit dem S. 1515 in Begleitung seines Bruders, des Königs Wladislaw von Ungarn, eine Zusammenkunft in Wien gehabt und ein Freundschaftsbündniß geschlossen hatte, vermählte sich S. nach dem Tode seiner trefflichen Gemahlin Barbara Zapolska, einer Tochter des Wojewoden von Siebenbürgen (1516), mit Bona Sforza von Mailand, der Tochter des Johann Galeazzo. Hierdurch kam viel Unheil über Polen. Die verderbte und geldgierige Italienerin wußte sich bald Einfluß auf die Regierungsgeschäfte zu verschaffen, verkaufte die Staatsämter und brachte endlich den selbstsüchtigen Piotr Kmita an die Spitze der Geschäfte. Der König verlor deshalb in den letzten Jahren seiner Regierung die Liebe seiner Unterthanen. Im Jahre 1537 wagte es der bei Lemberg zu einem Kriege gegen die Moldau versammelte Adel zum ersten Male, zu einer offnen Verbindung gegen König und Senat zusammenzutreten, indem er seine Rechte für verletzt ausgab und S. mußte einige Forderungen desselben bewilligen. Der König starb 1548 zu Krakau und wurde daselbst begraben. Er war ein weiser, gütiger Fürst, von kräftigem Geist und Körper, die Mängel des Staats durchschauend und ihre Beseitigung erstrebend, ein Freund und eifriger Beförderer der Wissenschaft, wie denn unter ihm das goldene Zeitalter der poln. Literatur beginnt.

Sigismund II. August, König von Polen 1548—72, des Vorigen einziger Sohn, geboren 1518, wurde noch bei Lebzeiten seines Vaters 1529 zum Könige gewählt und 1530 gekrönt, erhielt auch bereits 1544 die Regierung von Lithauen. Seine Mutter, Bona Sforza, ließ ihn in Ueppigkeit und Weichlichkeit heranwachsen, um ihren Einfluß auch während des Sohnes Regierung zu bewahren; aber S.'s geistige Kraft löste bald diese Fesseln und er zeigte als Regent einen Muth und eine Festigkeit, die ihm den widerspenstigen Adel in Unterwürfigkeit erhielt. Bald nach seiner Thronbesteigung machte er die von ihm heimlich eingegangene Ehe mit Barbara Radziwill (s. d.) bekannt. Als der Reichstag, von Bona aufgeregt, trotzig die Auflösung dieser Ehe forderte, erwiederte S.: „Es ziemte Euch, mich zu bitten, daß ich Jedermann Treue bewahre, nicht, daß ich sie breche". Als S. mit unbeugsamem Sinne durch Erneuerung alter Gesetze des Adels Macht einschränkte, dieser aber den König zu entsetzen drohte, da erschrack Bona selbst über das von ihr angestiftete Unheil; sie suchte den Sturm zu beschwichtigen und 1550 wurde Barbara zu Krakau gekrönt, aber schon 1551 starb sie, wahrscheinlich an empfangenem Gifte. Allgemein verhaßt verließ Bona im Jahre 1555 Polen mit großen Schätzen und starb

1557 zu Bari in Italien, von einem Geliebten vergiftet, nachdem sie vorher dem Könige Philipp II. von Spanien 320,000 Ducaten geliehen hatte, die Polen nie zurückerhalten. Die Reformation fand unter S. immer größere Verbreitung in Polen. Viele Senatoren, Landboten, Bischöfe und Geistliche traten theils zum Protestantismus oder Calvinismus, theils zu den eingewanderten böhmischen Brüdern über; der Erzbischof von Gnesen, Uchanski, hatte die Absicht, eine vom Papste unabhängige poln. Kirche zu bilden und sogar der König war nicht abgeneigt, der Reformation beizutreten, indem er zugleich von seiner dritten Gemahlin, Katharina von Oesterreich, der Witwe des Franz Gonzaga, einer stolzen und sehr kränklichen Fürstin, sich scheiden zu lassen beabsichtigte. Allein die Streitigkeiten der Nichtkatholiken untereinander, sowie der Einfluß des Bischofs von Ermeland Hosius (s. d.) und des schlauen päpstlichen Nuntius Commendoni, hielten ihn von diesem Schritte ab. Doch gewährte er 1563 den religiösen Parteien Duldung und 1572 auf dem Warschauer Reichstage allgemeine Religionsfreiheit. Diese Toleranz verhinderte manche Bewegung und hatte auch zur Folge, daß das poln. Preußen und besonders Danzig den Aufforderungen der Kreuzritter, der Krone Polen den Gehorsam aufzukündigen, nicht nachgaben. Als in dem Kriege zwischen dem Heermeister der Schwertbrüder, Wilh. Fürstenberg und dem Erzbischofe von Riga der Letztere in Gefangenschaft gerieth, unternahm S. zum Schutze des Erzbischofs einen Zug nach Liefland, dessen Resultat ein Bündniß zwischen Liefland und Lithauen war. Als nun Iwan II. Wassiljewitsch in Liefland einfiel und Fürstenberg umkam, so begab sich dessen Nachfolger Kettler unter des Königs S. Schutz und trat Liefland, das Land diesseits der Düna, an Polen ab, während er von Polen Kurland und Semgallen als weltliches Herzogthum und Lehn erhielt. Dies veranlaßte Iwan, in Lithauen einzufallen; er eroberte das feste Polozk und behauptete es, obgleich sein Heer 1565 bei Iwansk völlig geschlagen wurde. Auf dem Reichstage zu Lublin 1569 gelang es S. nach vielen vergeblichen Bemühungen, Lithauen, das bis dahin noch immer besondere Reichstage gehabt hatte, mit Polen vollständig zu vereinigen, zugleich wurden Preußen, Volhynien, Podolien und die Ukraine Polen einverleibt. S. starb 1572 zu Knyszyn ohne Nachkommen und mit ihm erlosch der Jagellonische Stamm. Er war ein für das Wohl seines Volkes unermüdlicher, gerechter und geistvoller Fürst; doch verschwenderisch und in der Liebe ausschweifend. Durch seine Kraft hielt er den Adel in Schranken und als diese mit seinem Tode fielen, begann der Verfall Polens. Er sprach Italienisch und Deutsch gleich seiner Muttersprache, liebte die Musik, beförderte die Wissenschaften und unter seiner Regierung trat die glänzendste Epoche der poln. Literatur ein.

Sigismund III., König von Polen und Schweden, geb. 1566, einziger Sohn des Königs Johann III. von Schweden und der poln. Prinzessin Katharina, einer Schwester Sigismund II. August's. Da sich ihm nach dem Erlöschen der Jagellonen in Polen die Aussicht öffnete, dereinst in Polen zu herrschen, so ließ ihn der Vater von Jugend auf in der katholischen Religion erziehen und in der poln. Sprache unterrichten. Nach dem Tode Stephan Bathori's ward durch die eifrigen Bemühungen Jan Zamoyski's (s. d.) S. wirklich im Jahre 1587 zum Könige von Polen ausgerufen. Er landete bei Hela, beschwor zu Oliva die pacta conventa, gelangte glücklich nach Krakau, das Zamoyski eingenommen und gegen den von einer Gegenpartei erwählten Erzherzog Maximilian von Oesterreich behauptet hatte, und wurde hier gekrönt. Aber erst nach der Gefangennahme des Erzherzogs und der Thronentsagung desselben war S.'s Herrschaft fester begründet. Die Polen hatten sich in diesem letzten Sprossen der Jagellonen gewaltig getäuscht. Er war stolz, eigenwillig, nur auf den eigenen Vortheil bedacht und dabei geist- und kraftlos. Sein Hauptzweck war die Verbreitung des Katholicismus in Polen und nur sehr wenigen Magnaten stand der Zutritt zu dem von fremden Jesuiten umgebenen S. offen. Ihm selbst gefiel es gleich anfangs so wenig in Polen, daß er 1589 bei einer Zusammenkunft mit seinem Vater in Reval fast nur auf Dringen der Schweden, die den Katholiken fürchteten, nach Polen zurückkehrte. Im Jahre 1592 starb Johann III. S. reiste mit Bewilligung des Reichstages selbst nach Schweden, um von dem ererbten Reiche Besitz zu nehmen, wurde 1594

gekrönt, mußte aber das Reich bei seiner Rückkehr nach Polen unter der Regentschaft seines nach der Krone strebenden Oheims, Karl's IX., zurücklassen. Seinen geringen Anhang verscherzte er noch durch sein Ungeschick bei abermaliger Anwesenheit in Schweden 1598 und 1604 wurde Karl IX. nach S.'s Entthronung auf dem Reichstage zu Norköping zum Könige Schwedens ausgerufen. Da S. seine Rechte nicht aufgeben wollte, so wurde Polen in die unglücklichen 60jährigen Kämpfe mit den Schweden verwickelt, welche mit abwechselndem Glücke in Liefland geführt wurden. Namentlich war es nach Karl's Tode Gustav Adolf, der ihn mit großer Kraft und Glück fortführte. Die Polen wurden zwar durch ein kaiserliches Heer von 10,000 M. unter Arnheim unterstützt, hatten aber bereits Liefland und Theile von Preußen bis Thorn an die Schweden verloren, als Gustav Adolf 1629 den Protestanten in Deutschland zu Hülfe zu eilen beschloß. Unter Vermittelung Frankreichs wurde jetzt ein Vertrag geschlossen, wodurch ein Theil von Liefland und einige eroberte Städte Preußens wieder an Polen kamen. Im Innern herrschte Zwiespalt und wachsende Unzufriedenheit gegen den König, deren Ausbruch nur Zamoyski noch zurückhielt. Als dieser gestorben war, brach der Aufruhr offen hervor. Der Wojewode von Krakau, Zebrzydowski, persönlich von S. gekränkt, sammelte an 100,000 Bewaffnete gegen den König und kaum gelang es diesem bei der Uneinigkeit der Aufrührer und nach dem Siege bei Guzowo 1607 durch eine allgemeine Amnestie den Aufstand zu ersticken. Der Gegensatz zwischen König und Volk blieb jedoch stehen und wurde immer stärker, die Reichstage wurden immer stürmischer. Mit Rußland gerieth S. in Kampf, als er den ersten Pseudo-Demetrius, der zum Katholicismus übergetreten war und denselben in Rußland zu verbreiten versprochen hatte, mit einem Heere unterstützte; Demetrius zog 1605 in Moskau ein, wurde aber bald mit vielen Polen ermordet. Als ein zweiter Demetrius Rußland in neue Verwirrung stürzte, boten die Russen dem Sohne S.'s, Wladislaw, die Krone an; aber S.'s Zögern, der selbst lieber die dargebotene Krone angenommen hätte und das zügellose Betragen der Polen in Moskau veranlaßten, daß dieselben 1612 aus Moskau vertrieben wurden und Michael Feodorowitsch Romanow zum Zaren erhoben wurde. Erfolglos blieb auch ein Zug S.'s, um 1617 Rußland für Wladislaw zu erobern; doch kam 1619 ein Vergleich zu Stande, nach welchem das im Kriege 1611 eroberte Smolensk und Tschernichow bei Polen blieb. Die Versuche S.'s, die der griech. Kirche ergebenen Kosacken zur Union mit der römischen zu bewegen, führten dieselben dem durch gemeinsamen Glauben mit ihnen verbundenen Rußland entgegen und veranlaßten Polens lange Kriege mit den Kosacken. Daneben hatte S. noch mit den Tataren, den Hospodaren der Walachei und den Türken zu kämpfen. Als S. dem Kaiser Ferdinand II. Hülfstruppen gegen die Türkei gesendet hatte, fiel der Sultan Osman, überdies aufgebracht durch häufige Einfälle der Kosacken, mit einem gewaltigen Heere in Polen ein; der Feldherr Zolkiewski blieb 1620 bei Cecora, von einem Theile des unbesoldeten Heeres verlassen; doch gelang es auch diesmal, nach dem Siege Chodkiewicz's bei Chocim 1621 Frieden abzuschließen. Die Intoleranz S.'s vermehrte die innern Parteiungen Polens; die Nichtkatholiken wurden von allen Ehrenstellen ausgeschlossen, ja der Verfolgung preisgegeben; viele ihrer Kirchen wurden zerstört; die Jesuiten bemächtigten sich der Lehranstalten und die Wissenschaft sank. S. starb 1632 zu Warschau, wo er zuerst seine Residenz aufgeschlagen hatte und ihm von Wladislaw IV. ein prächtiges Denkmal gesetzt worden ist. Vgl. Naruszewicz „Dzicie Zygmunta III." (3 Bde., Warschau 1819).

Sigmaringen, früher Residenzstadt des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, an der Donau, bei welcher auf einem Felsen das alte Residenzschloß steht, hat eine Bibliothek, Münzcabinet, Archiv, 1600 E. und ist Sitz der Regierung.

Signal, ein Zeichen, um einem Entfernten und einer größern Masse etwas so geschwind als möglich mitzutheilen. Die S. sind von ganz besonderer Wichtigkeit für den Krieg, sowohl zur See als zu Lande und die Befehle werden größtentheils durch S. gegeben. Zur See bedient man sich mehr der sichtbaren, zu Lande der hörbaren S. Zu jenen gehören am Tage Fahnen, die nach ihrer Farbe, nach ihrer Zusammenstellung, ihrer Lage über

und neben einander, nach dem Orte des Schiffes, wo sie angebracht werden, eine verschiedene Bedeutung haben und ziemlich vollständige Nachricht, namentlich Zahlen, auszudrücken vermögen, bei Nacht Laternen und Raketen, mit denen man natürlich nur kürzere Mittheilungen machen kann. Wenn die Flotte nicht ganz dicht beisammen ist, so wiederholt eine in einiger Entfernung vom Admiralschiffe postirte Repetirfregatte die S. desselben. Der Raketen bedient man sich auch zuweilen im Landheere. Unter den hörbaren S. ist auf den Schiffen die Signalpfeife allgemein, mit der fast alle Befehle gegeben werden. Die Landtruppen haben verschiedene Signalinstrumente, die Cavallerie die Trompete, die Infanterie früher nur die Trommel, jetzt gewöhnlich das Horn. Damit wird nicht blos Reveille, Retraite, Angriff u. s. w. signalisirt, sondern auch Schritt, Trab und die übrigen militärischen Bewegungen. Um eine Nachricht schnell über ein ganzes Land zu verbreiten, wenn z. B. ein feindlicher Einfall droht und die Einwohner sich bereit halten sollen, sogleich zur Abwehr zusammenzukommen, errichtet man auf Anhöhen sogenannte Fanale, die angezündet werden, sobald das erste in Brand gesteckt ist. Das vollständigste dieser Art ist der **Telegraph** (s. d.).

Signalfeuer sind als Nachtsignale vorzüglich anwendbar. Außer den schon bei **Signal** (s. d.) genannten sind noch die Blickfeuer und die bengalische Flamme (s. **indisches Feuer**) zu erwähnen. Beide leuchten weit intensiver als andere Feuer und namentlich kann die längere Dauer des letztern vortheilhaft benutzt werden. Man sieht sie mit bewaffnetem Auge wohl auf 10 Meilen weit, wenn nicht etwa Nebel, Regen oder Schnee die Fernsicht ohnehin beschränken und da sie auch durch Zusätze von Metalloxyden roth, blau oder grün gefärbt werden kann, so dient sie zu mehrfachen Signalen. Die Blickfeuer entstehen durch die Entzündung von 1 bis 2 Pfd. Pulver. Sie werden auf sehr weite Entfernungen gesehen, doch ist ihre Beobachtung bei dem momentanen Entstehen und Verschwinden der Flamme sehr schwierig, weshalb mehrere hintereinander folgen müssen. Man hat auch versucht, sie zu Zeitbestimmungen zu benutzen, um den Chronometergang an entfernten Orten zu vergleichen; doch ist schwerlich von ihnen hierbei ein ganz sicheres Ergebniß zu erwarten.

Signalement heißt in der Polizeiwissenschaft die Beschreibung einer Person und dient dazu, eine Person zu erkennen, weshalb außer Namen, Stand und Religionsbekenntniß besonders die Größe der Statur, die Gesichtsfarbe und Gesichtszüge, die Kleidung und besondere Merkmale am Körper anzuführen sind. Das S. kommt beim **Paß** (s. d.) und beim **Steckbrief** (s. d.) vor.

Signatur ist im Allgemeinen die Bezeichnung eines Gegenstandes, die dessen Werth, Bestimmung, Eigenthümer u. dgl. angibt. Im Besondern heißt S. 1) in der Geschäftssprache die Namensunterschrift oder die, dieselbe vertretenden Zeichen; neben der S. findet oft noch eine Contrasignatur statt, zuweilen Letztere allein, z. B. bei den päpstlichen Urkunden. 2) in der Buchdruckerkunst die Bezeichnung der aufeinanderfolgenden Bogen eines Buches durch Buchstaben oder Zahlen unten in der rechten Ecke auf dem ersten und zweiten Blatte jedes Bogens. Geschieht sie durch Buchstaben, so fällt V und W weg, so daß 23 Bogen ein Alphabet ausmachen. Die Zahlen sind jetzt gewöhnlicher. Diese Einrichtung wurde schon 1470 von Ulr. Gering getroffen.

Sigonius, Karl, ein um die Geschichte und Alterthumskunde sehr verdienter Humanist, wurde 1524 zu Modena geboren und studirte zu Bologna. Darauf erhielt er den Lehrstuhl der ältern Literatur zu Venedig, dann in Padua und Bologna, ging aber später in seine Vaterstadt zurück, wo er 1584 starb. Unter seinen historischen Werken sind zu erwähnen die „Historiae de occidentali imperio“ (Basel 1579, 4.) und die „Historiae de regno Italiae“ (Hanau 1613, Fol.), sowie die „Fasti consulares“ (Ven. 1555, auch Bas. 1559, Fol.), die wichtig für die politische Zeitrechnung der Römer sind. Seine antiquarischen Abhandlungen stehen im „Thesaurus“ von Grävius, besonders zu nennen ist die „De Atheniensium republica“ (Ven. 1564); auch schrieb er Anmerkungen zu römischen Schriftstellern, vorzüglich zu Livius und zu Cicero's „Briefen“ und

„Emendationes" (Ven. 1557). Unter Cicero's Namen schrieb er die „Consolatio super Tulliae filiae obitu" (Ven. 1583) und täuschte damit viele gelehrte Männer seiner Zeit, wodurch er sich Feindschaft und Schmähungen zuzog. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften erschien unter dem Titel „Sigonii opera" durch Argelatus (6 Bde., Mail. 1732—37, Fol.). Vgl. Krebs „Karl S., einer der größten Humanisten des 16. Jahrh." (Frankf. 1840).

Sigurd, s. Siegfried.

Sikh, richtiger Scheich oder Schech, d. i. Greis oder Alter, ist der Titel der Befehlshaber arabischer Stämme. Sie sind äußerst stolz auf ihren Adel und ohne zu Mohamed's Geschlecht zu gehören, führen Einige derselben den Titel Emir. — Scheich von Mekka heißt der Fürst von Mekka, welcher sich für einen ächten Nachkömmling Mohamed's ausgibt. — Auch nennen die Mohamedaner die Vorsteher ihrer Klöster Scheich. — Der oberste Geistliche der Türken heißt Scheich Ulislam, d. h. Oberhaupt der Rechtgläubigen.

Sikhs, s. Rundschid Singh.

Sikinos, eine zu den Sporaden gehörige, gebirgige, in den Thälern aber fruchtbare Insel, jetzt Sikino, 1 □M. groß mit kaum 800 Einw., hieß in frühester Zeit Oenoe, d. h. Weininsel und war ursprünglich eine ionisch-attische Gründung. Die jetzigen Hauptprodukte sind Baumwolle, Oel, Honig, Wachs und etwas Wein. Noch finden sich hier die Ueberreste der alten Stadt und eines Tempels des pythischen Apollo. Vgl. Roß „Archäologie der Insel S." (neugriech., Athen 1837).

Silanus, s. Junius.

Silber, nächst dem Golde das edelste Metall, deshalb Mond der Metalle, auch Diana genannt, hat eine weiße, schwach ins Gelbliche spielende Farbe und starken Glanz, krystallisirt sehr verschiedenartig, oft in baum- und blattförmigen Gestalten, oder ist in zahnige, draht-, oder haarförmige Gestalt zerflossen, ist ziemlich hart, elastisch, ungemein dehnbar, so daß es sich in die dünnsten Blättchen schlagen und 1 Gran sich zu einem 400 F. langen Draht ziehen läßt. Das specifische Gewicht ist 10.474 bis 10.510. Es schmilzt nur bei der hellsten Rothglühhitze und zu verflüchtigen ist es nur in der höchsten durch Brennspiegel hervorgebrachten Hitze. Es findet sich in allen 5 Welttheilen, theils gediegen, gewöhnlich aber mit Gold vermischt, theils vererzt d. h. mit Schwefel zu einer schwärzlichgrauen Masse, Glanzerz, vereinigt, theils auch verlarvt, d. h. mit andern Stoffen so vereinigt, daß das Aeußere das Silber nicht erkennen läßt, wie das Arsenik- und Hornsilber. Man reinigt es 1) durch Abtreiben, indem man es z. B. mit Blei schmelzt und das nun silberhaltige Blei auf Treibherden so lange in flüssigem Zustande erhält, bis es sich oxydirt und mit den unedlen Metallen als Glätte abfließt. 2) Durch Amalgamation; man bewegt die silberhaltigen Erze mit Quecksilber, die chlor- und schwefelsilberhaltigen röstet man mit Kochsalz und bringt sie mit Wasser und Eisen und zuletzt mit Quecksilber in Verbindung; das erhaltene Amalgam wird nun durch Pressen in ein festes und flüssiges geschieden. Das zurückbleibende Silber wird, wenn es noch nicht rein ist, mit Blei abgetrieben. Im Kleinen hat man noch andere Reinigungsarten: mit Salpetersäure, durch galvanische Elektricität u. s. w. In bedeutender Menge hat sich das Silber nur in wenigen Ländern gefunden, wie 1477 ein Klumpen von 100 Centnern in Sachsen auf dem St. Georg bei Schneeberg, zu Freiberg früher manchmal Stücken bis zu 130 Pfund; bei Markirchen Stücke von 40 bis 60 Pfund; in Norwegen bei Kongsberg Massen von 60 bis 560 Pfund; in Amerika im vorigen Jahrh. Stücken von 200 bis 800 Pfund. Die reichhaltigsten Silbergruben in Europa sind in Ungarn und Siebenbürgen; z. B. die Schemnitzer Gruben, in Sachsen zu Freiberg, Schneeberg u. A., in Böhmen zu Joachimsthal und Przibram, in Schlesien, am Harze, in Baden, Würtemberg, Frankreich, Spanien, England, Norwegen (Kongsberg), Schweden (Sala), reichhaltige auch in Sibirien (Schlangenberg), Peru, Mexiko und Chili. — Das S. verbindet sich sehr schwer mit Sauerstoff; beim Schmelzen nimmt es zwar etwas auf, läßt ihn aber erkaltend wieder frei.

Eigentliches Silberoxyd, ein dunkelbraungrünliches Pulver, erhält man nur durch die stärksten Säuren oder wenn man es den Polen galvanischer Elektricität aussetzt, wo es mit smaragdgrüner Flamme zu Oxyd verbrennt. Mit Säuren bildet das Silberoxyd die Silberoxydsalze, mit Salpetersäure geschmolzen den sogenannten Höllenstein, mit Ammoniak das gefährliche Knallsilber, welches durch die geringste Berührung mit Eisen, auch schon in kleiner Menge, unter fürchterlicher Explosion verpufft. Das S. findet sich auch natürlich verbunden mit Chlor und heißt dann Hornsilber, graugrün, krystallisirt in Octaedern. Am Lichte wird es schnell dunkel. Man bereitet es auch künstlich durch Salzsäure, und bedient sich desselben beim Uebersilbern und zur Gewinnung reinen Silbers. Die andern vielen Verbindungen sind minder wichtig; mit Stahl chemisch vereinigt gibt es diesem eine ungemeine Härte und Elasticität. Kupfer und Silber wird gewöhnlich verbunden. Das reine heißt 16löthig; 15 Loth mit 1 Loth Kupfer heißt 15löthig, mit 4 Loth Kupfer 12löthig u. s. f. Die Mischung ist reiner und hellklingender als das reine Silber und wird zu Münzen, Geräthschaften u. s. w. verwendet. 16 Loth reines Silber geben eine feine und 12, 14 u. s. w. Loth mit 4, 2 u. s. w. Loth Kupfer eine rauhe oder eine beschickte Mark. Der Silberdraht verlangt reines Silber und wird zu Tressen, Geweben, Spitzen u. s. w. verbraucht, oder auf der Plättmaschine zu Lahn breit gedrückt und über Seide gesponnen zu Borden und Galonen verarbeitet.

Silberarbeiter sind außer den Juwelieren besonders diejenigen Künstler, die getriebene Silberarbeiten verfertigen. Seitdem die Ciselirkunst in Deutschland, besonders durch Augsburgische Künstler, seit dem 16. Jahrhundert in Aufnahme gekommen ist, hat sich die Kunst, Silber zu zierlichen und künstlichen Geräthschaften zu verarbeiten, sehr vervollkommnet. Von den getriebenen Silberarbeiten Schwestermüller's (gest. 1678) sind noch Gypsabgüsse da. Von Jacob Jäger (starb 1673) zeigt man in der Künstlerkammer zu Florenz eine große, sehr künstlich getriebene Schaale und in der zu Paris einen Schreibtisch. Sein Sohn Elias (starb 1709) verfertigte das bewunderte Altarblatt im Kloster St. Blasi. In Augsburg zeichnete sich vor Allen die Familie Gaap aus. Adolf G. (starb 1703) und Lorenz (starb 1718) verfertigten die getriebenen Silberarbeiten an dem großen Wandleuchter in dem Königl. Schlosse zu Berlin. Der Sohn des Letztern (starb 1745) ist Verfertiger des schönen Tableaus an der Kanzel der Ulrichskirche in Augsburg, welches die Bergpredigt darstellt u. v. A. Am berühmtesten ist der Augsburger Andreas Thelott (starb 1734) durch sein Meisterstück: einen Deckelbecher, der die Geschichte des Oedipus, des Jason und des Herkules darstellt; er ist im Besitz der Familie von Stetten in Augsburg; und mehreres Andere. Auch Mannlich (starb 1778) hat einen Namen durch den großen silbernen Altar, den er für den Kurfürsten von der Pfalz verfertigte. Drentwett (starb 1754) verfertigte einen ähnlichen Altar für die Schloßkapelle zu Mannheim, auch Tafelservice u. v. A. Noch 3 andere Drentwett's, Jacob (starb 1742), Emanuel (starb 1735) und Abraham (starb 1735) haben viele ausgezeichnete getriebene Silberarbeiten gemacht. Engelbrecht (starb 1748) arbeitete für den dänischen Hof viele Gold- und Silberservicen. Die 3 Gebrüder Biller waren ebenfalls berühmte Silberarbeiter, in Frankreich Balin, Launay, Germain, in Straßburg Kirsten u. s. w. Vor Allen berühmt ist der alte Benvenuto Cellini (s. d.).

Silberbaum, s. Dianenbaum.

Silberberg, Bergstadt im preuß. Regierungsbezirk Breslau mit 900 Einw., Tuchweberei und Bergbau. Nahe dabei liegt die berühmte, ganz in Felsen gehauene Bergfestung gl. N., von Friedrich dem Großen 1765—77 mit einem Aufwande von $4^1/_2$ Mill. Thaler erbaut.

Silberflotte hieß die Flotte, welche zur Zeit der spanischen Herrschaft in Amerika die Ausbeute aus den amerikanischen Bergwerken nach Spanien brachte. Sie bestand aus großen Kriegsschiffen, mit schwerem Geschütz und hinreichender Mannschaft versehen, damit man nöthigen Falls den Seeräubern die Spitze bieten konnte.

Silbergroschen heißt die seit 1821 im preußischen Staate eingeführte Scheide-

münze, wovon 30 Stück einen preuß. Thaler gelten. Er ist aus 9 Loth 7 Grän feinem Silber geschlagen, enthält 12 Pfennige und hat einen Werth von $9^1/_8$ sächs. oder 2 Kr. $3^3/_7$ Pf. Conv.-Münze. — Diesen Namen führte im 15. Jahrh. auch eine Meißnische Münze von 3 Groschen Werth, der von Kurfürst Johann auf $3^1/_2$ Gr. erhöht ward.

Silberling, s. Seckel.

Silbermann, Gottfried, ein berühmter Orgelbauer, geb. 1683 zu Kleinbobritsch bei Frauenstein im Königreich Sachsen, gest. 1756. Für die schönsten von ihm gebauten Orgeln hält man die in Freiberg, die in der kathol. Hofkirche zu Dresden, und in der Frauen- und Sophienkirche ebendaselbst. Auch verfertigte er vortreffliche Klaviere und Fortepianos und erfand die Cymbale d'amour. — Sein Bruder in Straßburg, bei dem er die Kunst erlernt hatte, ist weniger berühmt, aber dessen Söhne haben sich, der älteste, Johann Andreas, geb. am 2. Juni 1712, gest. am 11. Febr. 1783, als Orgelbauer, der jüngste, Joh. Heinrich, geb. am 27. Septbr. 1727, als Fortepianobauer einen Namen gemacht.

Silen gehört zur Bacchusmythe, ist aber schwer in ganz bestimmten Zügen darzustellen. Die frühern Schriftsteller, namentlich Homer, sprechen von ihm gar nicht; in den spätern Erzählungen und auf den zahlreichen Abbildungen erscheint er als Erzieher und Lehrer des Bacchus und als sein Begleiter auf seinen Zügen, wobei er auf einem Esel reitet. Einst blieb er in Phrygien trunken liegen, die Hirten brachten ihn zum Könige Midas, der mit ihm ein philosophisches Gespräch anknüpfte, wobei S. den Satz aufstellte, das Beste für den Menschen sei, nicht geboren zu werden oder gleich wieder zu sterben. Eine andere Fabel läßt den S. schon im Gigantenkriege auftreten, wo sein Esel durch sein Geschrei die Giganten dermaßen erschreckte, daß sie die Flucht ergriffen. Dargestellt wird S. gewöhnlich mit einem kurzen dicken Körper, stumpfer Nase und einer Glatze, und in der schwankenden Stellung eines Trunkenen. So ist er immer eine komische Figur, die an die Satyrn erinnert, welche selbst zuweilen Silene genannt werden. Aber selten wird, wie bei diesen, von der reinmenschlichen Bildung abgewichen. So erscheinen z. B. auf einigen alten Kunstdenkmälern, namentlich in Vasenbildern, bärtige Silene mit spitzigen Ohren und geschwänzt; von den Satyrn sind sie durch das höhere Alter leicht zu unterscheiden. Bei den Aufzügen am Bacchusfeste pflegte auch S. dargestellt zu werden, und in den Satyrdramen war der Papposilenus der Koryphäus des Chors der Satyrn. Die Mythe, welche auch die Genealogie nie vergißt, nennt als Vater des S. Pan oder den Mercur; nach Nonnus war S. ein Sohn der Erde.

Silesius, s. Angelus Silesius.

Silhouette ist ein nothdürftiger Behelf, um sich das Andenken einer werthen Person auf eine leichte Art schnell zu verschaffen, indem man den durch den Storchschnabel verkleinerten Umriß mit schwarzer Farbe ausfüllt. Der Name rührt von einem französischen Finanzminister, Etienne de Silhouette, her, der zu der Zeit, wo die Schattenrisse in Paris Mode wurden, 1757, wegen seiner Wuth, Alles auf die sparsamste Weise einzurichten, das allgemeine Stadtgespräch bildete, so daß man jene neue Mode à la Silhouette nannte. Der schwarze Schattenriß kann übrigens nie als ein Kunstprodukt betrachtet werden, sondern er bleibt das Erzeugniß eines schlechten Geschmacks. — Die Schattenmalerei, eine Vorläuferin der Malerei, soll die Tochter des Töpfers und nachmaligen Erdbildners Dibutades 776 v. Chr. erfunden haben, indem sie den Schatten ihres Geliebten an der Wand mit einer Linie umschrieb. Diese ersten Linearversuche nannte man Skiagraphie (s. d.), woraus dann, als man die Umrisse mit Farbe gleich dem Schattenbilde selbst ausfüllte, Monochromen (s. d.) entstanden, als deren Erfinder Krates von Sicyon, Philokles aus Aegypten und Kleanthes aus Korinth genannt werden. Die Schattenbilder waren bei den Alten sehr beliebt und wurden sehr zart und schön von ihnen ausgeführt; dies beweisen die etrurischen Vasengemälde, die in diese Gattung gehören.

Silius Italicus, Cajus, aus Italica in Spanien, geb. 25, gest. 100 n. Chr., ein epischer Dichter der Römer, der, nachdem er das Consulat und dann die Provinz Asien verwaltet und als Sachwalter aufgetreten war, sich von Geschäften zurückzog und von seinen

Reichthümern in wissenschaftlicher Muße und dem Genusse seiner Kunstschätze lebte. Wir besitzen von ihm ein episches Gedicht über den zweiten punischen Krieg (Punica) in 17 Büchern, welches wegen seiner historischen Treue und der zweckmäßigen rhetorisch-geschmückten Sprache Anerkennung verdient, in poetischer Hinsicht aber Armuth und Dürftigkeit des Schöpfervermögens verräth. Ausgaben von A. Drakenborch (Utrecht 1717), J. C. G. Ernesti (2 Bde., Lpz. 1791—92), Ruperti (2 Bde., Gött. 1795—98) und Weber in „Corpus poetarum lat." (Frankf. 1833).

Sillen nannten die Griechen eine eigene Gattung von Spottgedichten in Hexametern, in denen weniger die Sitten der Menschen, als vielmehr ihre Reden und Lehren verspottet wurden. Zuerst wurden sie um 270 v. Chr. von dem Phliasier Timon (s. d.) angewendet, der daher auch den Beinamen Sillograph erhielt. In einem satirischen Lehrgedichte in drei Büchern verhöhnt derselbe, oft mit Parodirung der Verse anderer Dichter, die Grundsätze der meisten Philosophenschulen. Später bezeichnete man wohl auch Spottgedichte anderer Art mit diesem Namen. Die noch vorhandenen Bruchstücke sind in den Schriften „De sillis Graecorum" von Eckermann (Upsala 1746, 4.), von Wölke (Warschau 1820) und von Paul (Berl. 1821) gesammelt.

Sillig, Karl Julius, ein um die alte Literatur und Kunst verdienter Gelehrter der neuesten Zeit, geboren am 12. Mai 1801 zu Dresden, erhielt auf der Kreuzschule seiner Vaterstadt seine wissenschaftliche Vorbildung und studirte dann seit 1819 zuerst auf der Universität zu Leipzig, dann zu Göttingen, mit großem Eifer Philologie, worauf er sich nach Paris begab, um die handschriftlichen Schätze, besonders für eine Bearbeitung des Werkes des ältern Plinius, zu benutzen. Nach seiner Rückkehr im J. 1825 erhielt er eine Anstellung an der Kreuzschule, an welcher er seit 1839 als dritter ordentlicher Lehrer wirkt. Von Fleiß und Genauigkeit zeugen seine Ausgaben des Catullus (Gött. 1824), der „Carmina minora" des Virgilius in der Ausgabe von Wagner (Bd. 4, Lpz. 1832), des „Carmen graecum de virtutibus etc." in Choulant's Ausgabe des Macer Floridus (Lpz. 1832) und der „Historia naturalis" des Plinius (5 Bde., Lpz. 1831—36). Wichtig zur Förderung der Kenntniß der antiken Kunst und ihrer Geschichte ist sein „Catalogus artificum graec. et rom." (Dresd. 1827), der auch von Williams wegen seiner vorzüglichen Brauchbarkeit in das Englische übersetzt wurde (Lond. 1837), sowie mehrere Aufsätze und Kritiken in Schorn's „Kunstblatt" und Jahn's „Jahrbüchern für Philologie". Später gab er die Sammlung der „Opuscula lat." und der „Kleinen Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts" von K. A. Böttiger (s. d.) heraus, dessen zweiten Band der „Ideen zur Kunstmythologie" (Dresd. 1836) er ebenfalls vollendete.

Silos (span.) oder Kornkeller nennt man künstliche Gruben zum Aufbewahren des Getreides. Solche Silos findet man schon in den ältesten Zeiten; sie waren sehr gewöhnlich im Orient, im nördlichen Afrika, in Italien, Spanien, dem südlichen Frankreich, in Ungarn und anderwärts und ihr Gebrauch hat sich in mittlern und neuern Zeiten erhalten. Sie werden ungefähr 14 Fuß tief gemacht und am vortheilhaftesten auf erhöhten, der Ueberschwemmung nicht ausgesetzten Plätzen in nicht zu feuchtem Lehm- oder Thonboden angelegt. Ungefähr 8 Fuß über dem Grunde wird ein Mauergewölbe aufgeführt, das sich an die Einschüttungsröhre anschließt. Die Wände werden ringsum mit Stroh ausgeschlagen. Ihre Anlegung und Unterhaltung ist wohlfeil; sie schützen das Getreide gegen Mäusefraß und Kornwürmer und erhalten es frisch und gesund.

Silvanus, ein alter italischer Gott, offenbar soviel als silvester, der Schutzgott der Aecker und Heerden, entspricht ziemlich dem griechischen Pan, doch wird er nicht bocksfüßig dargestellt, sondern als ein alter bärtiger Mann mit einem Gartenmesser in der einen und einem Zweig in der andern Hand. Der Zweig ist Symbol der Baumpflanzung, die Dichter bildeten daraus die Sage, es sei der Zweig des Cypressenbaumes, in welchen der von S. geliebte Cypressus verwandelt. Man brachte ihm unblutige Opfer. Wie alle Waldgötter, wurde er den Weibern, besonders den Wöchnerinnen für gefährlich gehalten. Nach späterer Erklärung war S., wie Pan und Faunus, ein Symbol des Grundstoffes.

Simbirsk, 1) Gouvernement im asiatischen Rußland, 1400 QM. groß, ist vom Ural, den Flüssen Wolga, Sura und Samara durchschnitten, hat im Ganzen fruchtbaren Boden und 1,192,000 Einw., die vorzüglich Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, Lein- und Tuchwebereien und Lederfabriken unterhalten. 2) Hauptstadt dieses Gouvernements mit 18,000 Einw., einem Gymnasium, Fischerei, Obstbau und Handel.

Simeon mit dem Beinamen der Säulenheilige (Stylites), ein aus Syrien gebürtiger Mönch, der durch seine lächerliche Askese bei seinen Zeitgenossen Ansehen erhielt und zum Ruf der Heiligkeit gelangte, statt daß er ins Tollhaus hätte wandern sollen. Dieser fromme Eulenspiegel verließ sein Kloster, wo er mehrmals aus lauter Heiligkeit sich das Leben zu nehmen versuchte, und wählte seinen Aufenthalt auf einer Säule bei Antiochien, auf welcher er 30 Jahre Sommer und Winter zubrachte, bald gegen Ketzer, Juden und Heiden eifernd, bald dem dumm staunenden Volke Buße predigend oder die Streitigkeiten zwischen den rohen Haufen schlichtend. Das Ansehen S.'s war so groß, daß selbst Kaiser Theodosius II. sich dessen Ausspruche unterwarf. S. starb 460 und ist der Schutzpatron von Antiochien geworden.

Simferopol, tatarisch Akmetschet, d. h. Weißkirchen, ist die gegenwärtige Hauptstadt des russischen Gouvernements Taurien, welche in neueren Zeiten besonders durch viele Krongebäude sehr vergrößert wurde, so daß sie 1839 bereits 8584 Einw. zählte. Die Stadt liegt am nördlichen Fuße der taurischen Gebirgskette und ist im Thale des Flusses Salgir mit reizenden Villas und schön bestellten Obsthainen und Blumengärten geziert. Der neuere Theil der Stadt hat einen großen öffentlichen Platz und breite regelmäßige Straßen. Das sogenannte Tatarenviertel dagegen ist ein äußerst finsterer und unreinlicher Stadttheil mit engen, unregelmäßigen Straßen und winkeligen, durch Rauch verfinsterten Gebäuden. Die Stadt hat sechs griechisch-russische Kirchen, darunter eine prächtige, in gutem Geschmack erbaute Kathedrale, eine griechische, armenische und katholische Kirche, eine Synagoge und vier Metschets, ein russisches Gymnasium, vier andere Schulen und 15 Fabriken. Der Handel der Stadt wird besonders durch zwei Märkte gehoben, und man findet hier ein stets buntes Völkergewühl von Russen, Tataren, Armeniern, Griechen, Deutschen, Zigeunern und Juden.

Simmern, eine Stadt im Regierungsbezirk Koblenz der preußischen Rheinprovinz, auf dem Hundsrück, mit 3000 Einw., war sonst die Hauptstadt des Fürstenthums Simmern, das bis 1801 zu Kurpfalz gehörte, dann an Frankreich und 1815 an Preußen fiel.

Simms, William Gilmore, amerikanischer Dichter, geb. 1807 zu Charleston in Südcarolina, zeigte früh Anlage und Neigung zur Dichtung und gab im 18. Jahre bereits einen Band Gedichte heraus, dem er bald mehrere folgen ließ. Im J. 1828 wurde er Advokat, wendete sich aber bald der Tagespresse zu und büßte dabei sein Vermögen ein. Im J. 1832 ging er nach dem Norden, wo er im folgenden Jahre zu Neuyork sein vorzüglichstes Gedicht „Atalantis" herausgab, dem er eine ziemliche Anzahl Romane folgen ließ, wie „Martin Faber" (1833), „Guy Rivers" (1834), später „The Gemassee", „The partisan", „Carl Werner" und „The damsel of Darien", welche namentlich in den südlichen Staaten, deren Sitten sie schildern, großen Beifall fanden und theilweise auch verdienen. Im J. 1839 erschienen seine „Southern passages and pictures" und bald darauf ein episches Gedicht „Florida". Reiche Einbildungskraft, schöner Versbau und gutgewählte Bilder zeichnen seine Gedichte aus, die aber bisweilen an Dunkelheit leiden. Gegenwärtig lebt er wieder bei Charleston.

Simolin, Karl Gustav Freiherr von, russischer Diplomat, geb. zu Åbo 1715, erhielt mit seinem jüngern Bruder eine ausgezeichnete Erziehung in dem älterlichen Hause und begann frühzeitig mit jenem unter der Leitung des Reichskanzlers Ostermann seine öffentliche Laufbahn. Als Bestuschew die Leitung der Geschäfte übernahm, wurde er zu bedeutenden Missionen verwendet, und war namentlich 1743 bei den Friedensunterhandlungen zu Åbo thätig. Die Kaiserin Elisabeth sendete ihn 1756 nach Kurland, wo er in Mitau

mit der ganzen Energie seines Charakters die Interessen Rußlands bis an das Ende seines Lebens vertrat. In der mißlichsten Stellung zwischen den Anhängern des Hauses Biron und denen der polnischen Partei, wußte er durch seine Persönlichkeit nicht allein die Achtung seiner Umgebungen, sondern auch das Vertrauen seines Hofes in dem Grade zu erwerben, daß ihn sowohl Peter III. wie Katharina II. auf seinem Gesandtschaftsposten ließen und Letztere, obgleich sie die politischen Ansichten ihrer kaiserlichen Vorgänger nicht theilte, ihn mit Gnadengeschenken und Ehren überhäufte. Vom Könige Stanislaus Augustus von Polen wurde er nebst seinem Bruder in den Freiherrnstand erhoben. Er starb als russischer wirklicher Staatsrath auf einer Reise ins Bad zu Spaa am 27. August 1777. Von seinen Söhnen und Enkeln ist der preuß. General Alex. Freiherr von S. als ausgezeichneter Militär, und der preuß. Kammerherr Alex. Baron S. als lyrischer Dichter und Schriftsteller im Fache der Adelskunde bekannt. — Sein jüngerer Bruder, Johann Mathias Freiherr von S., geb. zu Åbo, war bereits 1766 Gesandter der Kaiserin Katharina II. bei der Reichsversammlung in Regensburg. Hierauf begleitete er als diplomatischer Agent den Grafen Rumjanzow in den türkischen Feldzug und schloß am 30. Mai 1771 den Waffenstillstand von Giurgewo Im J. 1773 zum wirklichen Staatsrathe erhoben, ging er als bevollmächtigter Minister nach Kopenhagen, wo eben Struensee's Fall die ganze Politik Dänemarks verändert hatte. Im J. 1777 arbeitete er als Gesandter in Stockholm durch geheime Verbindungen an der Losreißung Finnlands von Schweden, wodurch der König Gustav III. veranlaßt wurde, seine Abberufung zu verlangen. Hierauf ging er 1780 als außerordentlicher Gesandter nach England, wo er in die schwierigste Stellung gerieth. Katharina II. hatte damals, auf Panin's Veranlassung, das System der bewaffneten Seeneutralität zur Ausführung gebracht, und da dessen Folgen vorzüglich nachtheilig auf England zurückfallen mußten, war die Entrüstung darüber am Londoner Hofe groß und allgemein. Doch wußte S. sie glücklich zu besänftigen und seine Monarchin lohnte ihm dafür durch seine Erhebung zum Geh. Rathe. Als Gesandter in Paris seit 1786 fand er beim Ausbruche der Revolution vielfache Gelegenheit, seine diplomatischen Talente an den Tag zu legen. Er war es, der der Königin Maria Antoinette am 5. Juni 1791 unter dem Namen einer Frau von Korff einen Paß ausstellte und hierzu die Unterschrift des damaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, des Grafen Montmorin, erzwang. Nachdem er Frankreich verlassen hatte, lebte er mehrere Jahre, von allen Geschäften zurückgezogen, in Frankfurt am Main, bis er zum Präsidenten des Reichsjustizcollegiums ernannt wurde. Auf der Reise dahin starb er zu Wien am 19. Septbr. 1799.

Simon Magus, d. i. der Zauberer, Stifter einer jüdisch-christlichen Secte, aus Samarien gebürtig, war ein Schüler des sogenannten Propheten Dositheus und wurde dann vom Philippus zum Christenthume bekehrt. Er wünschte von den Aposteln den heiligen Geist zu erkaufen (Apostelgesch. 8, 9—24.), Wunder verrichten zu können, wofür ihn Petrus gerechter Zorn traf. Der Sage nach kam S. unter Nero's Regierung nach Rom, machte hier durch magische Künste, deren Repräsentant ihn das Zeitalter nennt, großes Aufsehen und verlor bei einer unternommenen Luftfahrt sein Leben. Nach S.'s und dessen Anhänger Meinung war er eine Offenbarung des schaffenden Weltgeistes, dazu auf dieser Erde erschienen, daß er die von irdischer Macht gefesselte Weltseele und alle Gläubigen erlöse. In seiner Gefährtin Helena, einer tyrischen Buhlerin, erkannte er die Weltseele und ließ diese deshalb, wie sich selbst, von seinen Anhängern verehren. Die Sekte verschwindet im 5. Jahrh. Alle Gebote gegen Ausschweifungen galten ihnen für Menschensatzungen, die nicht zu respectiren seien.

Simonides aus Keos, lebte von 558—468 v. Chr., einer der größten lyrischen Dichter zur Zeit der höchsten Blüthe des politischen und literarischen Lebens in Griechenland, zu dessen Verherrlichung er selbst viel beitrug. Seine Muse zog mehrere Fürsten seiner Zeit an, sowie auch er von dem glänzenden heitern Leben und den freigebigen Geschenken der fürstlichen Höfe angezogen wurde. Er lebte eine Zeit lang in Athen bei Hipparch (s. d.), bei thessalischen Fürsten, und gegen Ende seines Lebens bei Hiero in Syrakus,

bis in das späteste Alter in jugendlicher Frische dichtend und durch treffende, sinnreiche und witzige Aussprüche seine praktische Weisheit bekundend. Mit Begeisterung für Vaterland und Heldenmuth und in einfacher, lebensvoller Natürlichkeit, die bis zur Erhabenheit sich steigert, besang er in Epigrammen, Elegien, Hymnen &c. die großen Ereignisse seiner Zeit und sprach die Gefühle, Empfindungen und Ansichten aus, die dem griechischen Leben zu Grunde lagen. Er soll eine Theorie der Gedächtnißkunst, und die langen Vocale und zusammengesetzten Consonanten (η, ω und ζ ψ ξ) erfunden haben. Die noch vorhandenen Bruchstücke seiner Gedichte wurden gesammelt und erläutert von Schneidewin in „Simonidis Cei carminum reliquiae" (Braunschw. 1831) und in dem „Delectus poetarum graec. jamb. etc." (Gött. 1839), deutsch übersetzt von Braun in den „Weisen von Hellas" (2. Aufl., Mainz 1826) und Weber in den „Elegischen Dichtern der Hellenen" (Frankf. 1826). Vergl. Richter „S. von Keos, nach seinem Leben beschrieben und in seinen poetischen Ueberresten übersetzt" (Schleusingen 1836) und Curtmann „S. et Pythagoras, artis mnemonicae inventores" (Gieß. 1827). — Ein Enkel desselben, gewöhnlich der **jüngere Simonides** genannt, machte sich gleichfalls als Dichter bekannt. — Zu unterscheiden von beiden ist **der ältere Simonides**, auch der Jambograph genannt, geboren auf der Sporadeninsel Amorgos, lebte um 650 v. Chr. und verfaßte in iambischen Trimetern ein Spottgedicht auf die Weiber, in welchem der Ursprung derselben von verschiedenen Thieren hergeleitet wird. Herausgegeben wurde das Gedicht von Brunck in „Gnomici poetae graeci", von Köhler (Gött. 1781) und von Welcker unter dem Titel „Simonidis Amorgini iambi, qui supersunt" (Bonn 1835); ins Deutsche übertragen von Herder in den „Zerstreuten Blättern", von Jacobs in „Tempe" und von Falk in Koch's „Eurynome".

Simonie bedeutet die Erwerbung geistlicher Stellen und Würden durch Geld und Geschenke und hat seinen Namen von dem Apostelgesch. 8, 9 erwähnten Simon, welcher die Gaben des heiligen Geistes durch Geld zu erlangen suchte. Die S. ist in den Kirchengesetzen aller Religionsparteien hart verpönt.

Simplicissimus, s. **Grimmelshausen**, Christophel von.

Simplicität, s. **Einfalt**.

Simplicius, ein neuerer peripatetischer Philosoph, aus Cilicien gebürtig, Schüler des Damaskus und des Ammonius Hermä, blühte in der Mitte des 6. Jahrh. n. Chr. und suchte, wie sein Vorgänger, den Aristoteles mit Plato zu vereinigen. Er schrieb mehrere Commentare über Aristoteles Schriften, die sich in den ältern Ausgaben des Aristoteles finden, und einen über Epiktet's „Enchiridion".

Simplon, ital. Sempione, ein 10,800 Fuß hoher Berg im Schweizercanton Wallis, soll seinen Namen (Mons Caepionis) erhalten haben, weil Cäpio dort durch die Cimbern geschlagen wurde. Im J. 1806 wurde eine herrliche Kunststraße darüber geführt, die, abgesehen von der militärischen Wichtigkeit, unzählige Handelsvortheile gewährt. Sie führt bis zu einer Höhe von 6170 Fuß stets fahrbar, über 22 Brücken, unter denen die bei Crevola auf 70 Fuß hohen Granitpfeilern ruht, und durch 6 Felsengewölbe (Gallerien), von denen das bei Gondo 24 Fuß hoch und 683 Fuß lang ist. Die ganze Straße bis Sesto am Südende des langen Sees im Herzogthum Lucca, wurde von 1802—6 von Bonaparte erbaut und kostet 4 Millionen Thaler. Das große Hospiz auf dem Berge wurde 1826 vollendet; außerdem sind auf dem Wege verschiedene Zufluchtsorte erbaut. Schauerlich ist die Straße durch das Vedro-Thal und den Yessella-Schlund.

Simrock, Karl, geb. am 28. Aug. 1802 in Bonn, wo sein Vater, **Nicolaus S.**, eine Musikalienhandlung gegründet hatte, erhielt seine Schulbildung auf dem in jener Zeit französisch eingerichteten Lycée, studirte dann seit 1818 auf der Universität zu Bonn und 1822 in Berlin die Rechtswissenschaft und trat 1823 daselbst in den preuß. Staatsdienst. Im J. 1826 wurde er Referendar, setzte aber neben seinen Berufsgeschäften seine Beschäftigung mit altdeutscher Literatur und der Poesie fort. Es erschienen von ihm die Uebersetzungen des „Nibelungenliedes" (Berl. 1827; 2. Aufl., Bonn 1833; 3. Aufl., Stuttg. und Tüb. 1843) und der von Lachmann als echt erkannten Lieder unter dem Titel

„Zwanzig Lieder von den Nibelungen, nach Lachmann's Andeutungen wiederhergestellt" (Bonn 1840). Bald nach Herausgabe der Uebersetzung von Hartmann's von der Aue „Armem Heinrich" (Berl. 1830) führte ein Gedicht, zu dem ihn die ersten Nachrichten von der franz. Julirevolution hinrissen, seine Ausschließung aus dem preuß. Staatsdienst herbei. Seitdem hat er sich seiner Neigung zur Literatur ganz überlassen und seine dichterische Begabung sowohl als seinen echt deutschen Sinn, sowie seine gründlich philologische Kenntniß der ältern deutschen und verwandter Literaturen durch mehrfache Leistungen, namentlich auch durch die ausgezeichnetsten Uebersetzungen von Gedichten des deutschen Mittelalters, deren Reihe er durch die Nibelungen würdig eröffnete, bethätigt. Mit Echtermeyer und Hentschel gab er „Quellen des Shakspeare in Novellen, Märchen und Sagen" (3 Bde., Berl. 1831) heraus, wo namentlich die werthvollen sagengeschichtlichen Anmerkungen, die die zweite Hälfte des dritten Bandes bilden, von seiner Hand sind; daran schloß sich noch ein Band unter dem Titel „Novellenschatz der Italiener" (Berl. 1832). Hierauf gab er die Uebersetzung und Erläuterung der „Gedichte Walther's von der Vogelweide" (2 Bde., Berl. 1833) in Gemeinschaft mit W. Wackernagel (s. d.) heraus, der die Anmerkungen zum zweiten Bande allein arbeitete. Später nahm er seinen Aufenthalt in Bonn, wo er mit dem epischen Gedichte „Wieland der Schmied; deutsche Heldensage" (Bonn 1835) hervortrat. Allgemeine Anerkennung fanden die „Rheinsagen aus dem Munde des Volkes und deutscher Dichter, für Schule, Haus und Wanderschaft" (4. Aufl., Bonn 1850). Den schon früh gefaßten Plan, die „Deutschen Volksbücher" wiederherzustellen und in einer ihrer würdigen Gestalt herauszugeben, begann er 1839 auszuführen; seitdem sind bis 1850 (Anfangs zu Berlin, dann zu Frankfurt a. M.) 32 Volksbücher erschienen. Ihnen schließt sich der gelungene Versuch einer Herstellung des Puppenspiels von Doctor Faust (Frankf. 1846) an. Die Uebersetzung vom „Parzival und Titurel" Wolfram's von Eschenbach gab er 1842 (Stuttg. und Tüb.) heraus. Von einer poetischen Darstellung der deutschen Heldensage, theils durch Uebersetzungen, theils durch eigene Dichtungen hat er seit 1843—49 6 Theile bekannt gemacht (Stuttg. u. Tüb.) unter dem Titel „Das Heldenbuch", deren erster die Uebersetzung der „Gudrun", der zweite die der „Nibelungen", der dritte „Das kleine Heldenbuch", der vierte, fünfte und sechste „Das Amelungenlied" enthält. Für das „Malerische und romantische Deutschland" (Lpz. 1839 fg.) arbeitete er „Das malerische und romantische Rheinland". Eine Sammlung seiner eigenen „Gedichte", von denen manches frische Lied und manche echte Romanze und Ballade weite Verbreitung gefunden, hat er zu Leipzig 1844 herausgegeben.

Simson, der Held der hebräischen Heroenzeit, war Richter über sein Volk 20 Jahre lang. Der Schauplatz seiner Thaten ist der Süden. Was von ihm erzählt wird, trägt deutlich das Gepräge der dichtenden Volkssage. Daher ist keine vollständige Geschichte überliefert, sondern nur einzelne um so markirtere Züge treten aus seinem Leben hervor. Auch hat ihn die Sage nicht idealisirt, sondern sie schildert ihn als den Herkules, der, furchtbar in seinem Zorne, zerstörend die Beleidigung des Volkes und die eigenen an den Philistern rächt, der Tausend mit dem Eselskinnbacken erschlägt, Andern die Glieder zerbricht, einen Löwen wie ein Böcklein zerreißt, 300 Schakals fängt und die Ernte der Feinde damit zerstört, Gazas Stadtthor mit Pfosten und Riegeln hinwegträgt, der aber wieder eben so leidenschaftlich in der Liebe ist, daß ihm dadurch der Untergang bereitet wird. Dies ist nichts Ideales, und seine Thaten mögen wohl im Munde der rüstigen Jugend ihre Ausbildung erhalten haben, die sie sich wieder und wieder erzählte, und die ungeheuere Kraft, überall das Lob in der Volkspoesie, anstaunte, mit der Simson bis zur letzten Stunde seines Lebens seinen Feinden Verderben bereitete. Nur in einem Punkte erhebt sich die Sage, indem sie die Ausbrüche der ungebändigten Kraft einer höheren Macht unterordnet. Simson's Geburt ging lange Unfruchtbarkeit seiner Mutter voran, wie bei Isaak, Jacob, Joseph, Samuel, Johannes dem Täufer. Ein Engel verheißt ihn und bestimmt ihn zum Nasiräer, d. i. zum Gottgeweiheten, über dessen Haupt kein Scheermesser, über dessen Lippen kein starkes Getränk gehen durfte. So nimmt ihn die Sage als Werkzeug in Gottes Hand, der auch

die ungebändigte Kraft zum Vortheil der theokratischen Zwecke zu benutzen weiß. Darum stammt seine riesenhafte Stärke aus seinem Nasiräerthume, darum sitzt seine Kraft in seinem unbeschnittenen Haare. So lange er seinem Gelübde treu bleibt, ist er unter Gottes Beistande der unbesiegbare Held. Aber seine Leidenschaftlichkeit überwiegt sein Gelübde. Er verletzt es, und von Gott verlassen bleibt ihm Nichts, als die letzte Kraft zu benutzen, um sich selbst unter den Trümmern seiner Feinde zu begraben. Buch der Richter C. 13—16. Dies ist Simson, wie ihn die Volkssage schildert. An eine buchstäblich wahre Geschichte ist nicht zu denken. Daß ihm indeß in der Wirklichkeit ein Held entsprochen habe, soll nicht in Abrede gestellt sein.

Simultaneum heißt das Bestehen zweier Kirchen nebeneinander in einem Staate, mit gleichen Rechten und unter Garantie der Regierung. Für die katholische und protestantische Kirche wurde solch ein S. in Deutschland zuerst durch den westfälischen Frieden 1648 festgesetzt und dabei das J. 1624 als Normaljahr angenommen. Da aber dieser Friede nicht von dem Grundsatze allgemeiner Duldung überhaupt ausgegangen war, sondern nur die rechtliche Verbürgung der bestehenden religiösen Verhältnisse enthielt, so entstanden über das S. oft heftige Streitigkeiten, namentlich, wenn durch Erbschaft oder Glaubensänderung katholische Landesherren zur Regierung in evangelischen Ländern kamen, und neben der herrschenden Kirche auch die ihrige einführten. Auf dem Reichstage zu Regensburg 1653 wurde heftig über das S. gestritten. Früher unterschied man nothwendiges und willkürliches S. (Simultaneum necessarium und voluntarium). Das Erstere ist das obige, durch den westfälischen Frieden begründete; ein willkürliches S. ist das, welches ein Landesherr, wenn er ein verpfändet gewesenes Land wieder einlöste, einführen durfte. In den deutschen Bundesstaaten findet ein volles nothwendiges S. statt. — S. nennt man auch die gemeinschaftliche Benutzung einer und derselben Kirche von den Gliedern verschiedener Confessionen, und solche Kirchen Simultankirchen.

Sinai ist der Name einer Gebirgsgegend im südlichen Theile des peträischen Arabien, der vom erythreischen Meere, dem älamitischen Meerbusen und dem von Suez eingeschlossen wird. Bergketten von Granit, Porphyr und Grünsteinfelsen durchschneiden in verschiedenen Richtungen die bezeichnete Halbinsel und formiren auf ihr hohe und enge Thäler und sandige Ebenen. Am steilsten erheben sich die Gebirge im Süden und diese eben führen den Namen Sinai. Der Kern des Sinai besteht aus Granit und bildet eine felsige Wildniß von fast kreisförmiger Gestalt, durchschnitten von vielen engen Thälern, von 30—40 engl. Meilen im Umfange. Er enthält die höchsten Berge der Halbinsel, die sich durch ihre rauhen und steilen Höhen merklich vor allen übrigen auszeichnen. Mitten in diesen Höhen finden sich fruchtbare, nicht wasserlose Thäler, von je an der Zufluchtsort der Beduinen, und eben hier ist die Wüste Sinai zu suchen, von welcher Exod. 19, Num. 1. die Rede ist, woneben der Boden der Halbinsel fast nur aus dürrem Kies besteht, in dem man Akazien, Tamarisken und Gestrüpp findet. Welthistorisch ist das Gebirge Sinai geworden durch die Mosaische Gesetzgebung. Zu unterscheiden dabei sind drei Spitzen des Sinai. Die nordöstliche und niedrigste heißt Horeb, von wo aus man südöstlich zu den höher gelegenen Spitzen gelangt, dem Sinai im engern Sinne, bei den Arabern Dschebel Musa, d. i. Mosesberg, und dem Katharinenberge, dem höchsten westlich gelegenen Punkte des Gebirges, so benannt von der Märtyrerin Katharina, die zu Alexandrien hingerichtet wurde, deren Gebeine jedoch durch Engel hierher gebracht sein sollen. Im Deuteronomium 1, 6. 4, 10 u. a. wird der Horeb als der Berg genannt, auf welchem Moses die Gesetze erhielt, im Exod., Lev. und Num. dagegen immer der Sinai. Es ist dies kein Widerspruch, sondern die erstere Angabe bestimmt die Spitze genauer, während die letztere allgemeiner den Namen des Gebirges nennt, unter welchem der Horeb mit eingeschlossen war, ähnlich wie im Briefe an die Gal. 4, 24. der Sinai Hagar genannt wird, was nur Hadschar, im Arabischen der Berg, Gebirge sein kann. Diese historische Bedeutung hat schon immer Anlaß gegeben, den heiligen Ort noch anderweitig zu verherrlichen. Am Fuße des Berges Horeb liegt $28^3/_4$ deutsche Meilen südöstlich von Suez das Kloster des Berges Sinai auf einem

Abhange in einem sehr engen Thale. Es wurde von Justinian zu Ehren der Verklärung Christi erbaut. Es hat die Form eines unregelmäßigen Vierecks, umschlossen von hohen, massiven Mauern aus Granit, innerhalb welcher neben Blumen- und Gemüsegärten, die auch eine große Menge Wein hervorbringen, die alte Kirche sich auszeichnet, zum Theil noch unverändert so, wie sie Justinian erbauen ließ. Die Angriffe der Beduinen haben dem Kloster sehr geschadet. Um sich zu sichern, haben die Mönche gar keinen Eingang, sondern nehmen ihre Gäste durch einen herabgelassenen Korb auf, und gelangen zu ihrem neben dem Kloster gelegenen Garten durch einen unterirdischen Gang. So leben sie abgeschieden von Allem ein streng ascetisches Leben. Die Aufsicht führt der Prior (Wakil) im Kloster, wogegen aber das Haupt der Brüderschaft der Ikonomos (Kolob) ist. Der Erzbischof (Reis) des Ordens der Mönche vom Berge Sinai wird von einem Collegium Deputirter vom Berge Sinai und dem Kloster zu Kairo gewählt und vom griechischen Patriarchen zu Jerusalem bestätigt. Er lebt gegenwärtig nicht mehr im Kloster. Von dem Kloster an erhebt sich der Pfad zum Sinai hinauf. Etwa 3/4 Stunden davon gelangt man zu einer Ebene, auf welcher das jetzt verlassene Kloster des heil. Elias steht, in dem nur zu gewissen Zeiten Messe gelesen wird. Etwas tiefer liegt mitten unter Felsen eine Kirche, der heil. Jungfrau geweiht. Auf der Westseite des Klosters des heil. Elias steigt man in ein Thal, wo das Kloster der Arbain, d. i. der vierzig Märtyrer, sich findet, das gut erhalten, von einer Familie der Dschebalie, einem Beduinenstamme, bewohnt wird. Den Gipfel des Dschebel Musa, der höchstens 60 Fuß im Umfange hat, krönt eine Kirche aus Granit erbaut. Auf einem etwas niedriger gelegenen Gipfel haben die Muhammedaner eine Moschee, in der sich oft die Beduinen versammeln und Mose zu Ehren Schafe schlachten, unter dessen unmittelbarem Gouvernement nach ihrer Ansicht das Wetter der Halbinsel steht. Unter dem Pflaster der genannten Kirche vermuthen sie die Gesetzestafeln Moses', und sie haben im heiligen Eifer fast die ganze Kirche zerstört. Auf dem Katharinenberge steht eine kleine Kapelle, aus losen Steinen zusammengesetzt und ohne Fußboden auf den Felsen gesetzt, die so klein ist, daß ein Mann kaum darin aufrecht stehen kann. Hier sollen, des festen Granits ungeachtet, die Gebeine der heil. Katharina begraben liegen. — Die absolute, starke Erhebung des Sinai bewirkt selbst in der heißen Jahreszeit eine angenehme Temperatur und eine gesunde Luft. Der Samum erhebt sich nie so hoch. Dagegen hüllen sich der Dschebel Musa und der Katharinenberg im Winter in eine oft hohe Schneedecke.

Sinclair, Sir John, ein um sein Vaterland hochverdienter Mann, geb. am 10. Mai 1754 zu Thurso-Castle in der Grafschaft Caithneß, studirte in Edinburgh, Oxford und Glasgow und wandte sich dann, durch Adam Smith angeregt, der Politik zu. Durch seine Abhandlung „Gedanken über den Zustand unserer Finanzen", trug er viel dazu bei, den Credit Englands nach Beendigung des amerikanischen Krieges auf dem Continente wieder herzustellen. Eben so stellte er durch seine „Rechtfertigung der britischen Seemacht" und „Gedanken über die Seemacht des britischen Staats", im J. 1780 das öffentliche Vertrauen auf die britische Flotte, das in Folge der Vereinigung der französischen und spanischen Seemacht sehr wankend geworden war, bald wieder her. In demselben Jahre wurde er zum Abgeordneten seiner Grafschaft in das Unterhaus erwählt, die er bis 1811 vertrat. Unter seine frühesten literarischen Unternehmungen gehört die „Geschichte des öffentlichen Einkommens von der frühesten Zeit bis zum Frieden von Amiens". Im J. 1793 begründete er mit Unterstützung der Regierung das Board of agriculture, dem er auch viele Jahre vorstand, und welcher großartigen Institution England die schnellen Verbesserungen in der Landwirthschaft verdankt. Beweise von der außerordentlichen Wirksamkeit dieser Anstalt enthält der von S. herausgegebene „Code of agriculture", worin er die Berichte der verschiedenen englischen Landwirthschaftsgesellschaften verarbeitete, der fünf Auflagen erlebt hat und in alle Hauptsprachen Europas übersetzt worden ist. Eine der schwierigsten Arbeiten, welche er unternahm, war die „Statistik von Schottland" (21 Bde., 1790—97). Er beförderte den Bau von Brücken, Landstraßen und Häfen in ganz Schottland, und

stiftete auch die Gesellschaft zur Verbesserung der britischen Wolle. Während des französischen Kriegs beugte er den Verwickelungen der vaterländischen Finanzen vor und errettete durch zweckmäßige Maßregeln bei der damaligen Hungersnoth in den Hochlanden Schottlands viele Tausende vom Hungertode. Seine letzten Tage verlebte er zu Edinburgh in literarischer Zurückgezogenheit. Namentlich beschäftigte ihn hier viel die Ausarbeitung eines Werkes über die Wahrheit des Christenthums. Er starb am 20. Decbr. 1835.

Sind, Landschaft in Asien im untern Indusgebiete, wird im Osten und Südosten von Ostindien, im Südwesten vom indischen Ocean, im W. von Beludschistan und im Norden von Beludschistan und Afghanistan begrenzt und umfaßt 2500 □M. Der Indus durchströmt das ganze Land, das meist sandigen und sumpfigen Boden hat. Die Einwohner, etwa $1^1/_2$ Million, gehören größtentheils zum Stamm der Hindus, aber der Beludschenstamm der Telpuris ist das herrschende Volk. Die Amirs, drei Familien der Telpuris, sind die Beherrscher des Volkes. Die Einkünfte betragen 8 Mill. Gl.; das Heer besteht aus 36,000 Mann. Die Hauptstadt ist Hyderabad. Im J. 1847 wurde das Land der englisch-ostindischen Compagnie unterworfen.

Sinecure (sine cura, ohne Sorge) heißt ein Amt, welches dem Inhaber Einkünfte gewährt, ohne Amtspflichten und Geschäfte aufzuerlegen. Dergleichen Aemter pflegt man Männern von Einfluß zu geben, um sie für sich zu gewinnen. Am Aergsten ist das Unwesen der Sinecuren in England, obschon die Whigministerien in den letzten Jahren viel abgeschafft haben; aber immer giebt es noch eine Menge alter Hof- und Staatsämter, welche bei geringen Dienstleistungen, die noch dazu von einem Stellvertreter verrichtet werden können, ungeheure Einkünfte tragen.

Singalesen, s. Ceylon.

Singkunst, s. Gesang.

Singmethoden muß es natürlich sehr viele geben, da sich der Unterricht im Gesange nach der Persönlichkeit des Gesanglehrers mehr oder weniger ändert. Die Italiener, das sinnlich reizbarste, durch sein Naturell, durch Klima und seine sonore, vocalreiche und weiche Sprache wie von selbst zum Gesang und zur Musik hingewiesene Volk, das schon sprechend eine Art von Musik und Gesang offenbart, weshalb ihm auch der Vortrag des Recitativs (s. d.) besonders und unnachahmlich gelingt, haben auch die Schöpfer und auch als Repräsentanten der Musik und des Gesanges die strengste und beste, von Palästrina (s. d.), Porpora (s. d.), Righini (s. d.) u. A. ausgebildete Singmethode, d. h. ein nach Kunstregeln fortschreitendes Verfahren, die menschliche Stimme zum künstlichen Gesange auszubilden. Nach ihrer Methode wird der sorgfältigste Fleiß auf die erste Bildung der einzelnen Singorgane verwandt. Durch lange fortgesetzte Uebungen im Scalasingen und Solfeggiren (s. Solmisation) wird die Stimme sicher, rein, biegsam und besonders zum Portamento (s. d.) ausgebildet. Man läßt dann den Text zu den Tönen aussprechen, wo besonders auf ein deutliches Aussprechen, ein klangvolles, helltönendes Hervorheben des Vocals und der musikalisch angenehmen Consonanten gesehen wird. Diese Methode führt freilich nicht selten zu den übermäßigen, schon oft gerügten Verzierungen und Schnörkeln im Gesange, da die neuere italienische Musik nicht sowohl geistig erfreuen und erheben, als vielmehr einschmeichelnd und gekünstelt besonders die Sinne gefangen nehmen will. Die deutsche Methode ist, wie die Deutschen selbst, fester, ernster, compacter und innerlicher, da es ihr darum zu thun ist, nicht blos die Sinne angenehm zu unterhalten, sondern auch durch die Töne etwas Geistiges, etwas in das Herz Dringendes zu geben. Man geht hier auch im Technischen und theoretisch gründlicher zu Werke. Ein allgemeiner Mangel aber ist, daß so wenig auf die Aussprache gesehen wird, so daß man, ohne den Text in den Händen zu haben, in deutschen Concerten und Opern selten das organische, accentuirte Wort mit dem Tone zugleich hört. Auch haben die italienischen Verzierungen einen nicht förderlichen Eingang gewonnen. Die Franzosen mit ihrer galanten ton- und accentlosen Conversationssprache und mit ihrer Vorliebe zu sprechen, zu plaudern, haben es im Gesange nie weit bringen können, obgleich es viele

Componisten giebt, deren Schöpfungen man auf den deutschen Bühnen Effect machen sieht. Es ist ihnen darum zu thun, spitzig und witzig zu sein, im Umgange wie in der Musik. Der Gesang paßt nicht zu ihrer Nationalität; deshalb sind sie im Gesang immer gepreßt, gezwungen. Nur ihre Nationalromanzen, ihre wie Tanzmusik hineilenden Opern sind sinnlich angenehm und befriedigen sie auch, da sie für die tiefere Poesie der Musik keinen Sinn haben.

Wer das Einzelne und Specielle des Gesangunterrichts und der Methoden kennen lernen will, der findet reiche Ausbeute in: Hiller's „Anweisung zum musikalrichtigen Gesange" (3. Aufl., Lpz. 1809); Vogler's „Stimmbildekunst" (1776); Righini's „Uebungen, sich im Gesang zu vervollkommnen"; Danzi's „Singübungen für eine Sopranstimme" (Lpz. 1804); Nägeli's „Gesangbildungslehre nach der Pestalozzi'schen Methode"; in den Briefen an Natalie über den Gesang von Nina d'Aubigny von Engelbronner (Lpz. 1805); Fröhlich's „Singschule" und dessen „Solfeggien"; „Gesanglehre des Conservatoriums in Paris" (Lpz. bei Peters); Natorp's „Anleitung zum Singen" ꝛc. (Duisb. 1818); Wachsmann's „Praktische Singschule" (Magdeb. 1822); „Marx's „Kunst des Gesanges" (Berl. 1826) u. m. a.

Singschulen nennt man theils die Anstalten für den Unterricht im Gesang überhaupt, theils die mit den Schulen verbundenen Singchöre, welche hauptsächlich zuerst durch Luther ins Leben gerufen wurden. In Eisenach kam die Sitte auf, an Festen in den Straßen Figuralgesänge ertönen zu lassen, welche Sitte in kurzer Zeit sich durch die meisten Städte Deutschlands verbreitete. Im 16. Jahrh. förderte besonders Paläſtrina (s. d.) den kirchlichen Gesang, sowohl durch seine Compositionen, als auch durch seinen Unterricht; später Francisco Durante (s. d.). Am Ende des 17. Jahrh. blühte die berühmte Singschule Pistocchi's in Bologna, die sich unter seinen Schülern Bernacchi und Pasi lange erhielt. Im 18. Jahrh. blühten die Singanstalten Brivio's in Mailand, Peli's in Modena, Redi's in Florenz, Amadori's in Rom, Leo's, Fea's und vor allen die Porpora's (s. d.) in Neapel. Diese öffentlichen Sing- und Musikschulen (Conservatorien) der genannten und anderer Meister, die auch in Frankreich und theilweise in Deutschland entstanden, förderten die Tonkunst in einem hohen Grade, theils durch tüchtig durchgebildete Schüler, theils durch die Compositionen, die in solchen Anstalten geschaffen wurden. Namentlich erwarben sich Hiller und Schicht große Verdienste.

Nicht weniger förderlich sind die in neuester Zeit entstandenen Singakademien, ein erfreuliches Zeichen, daß die Tonkunst schon allgemeiner anerkannt und mit freier Vorliebe geübt wird. Im J. 1789 stiftete Fasch (s. d.) in Berlin eine Singakademie, die in Kurzem so sehr erblühte, daß sie zu Ende des Jahrhunderts schon gegen 100 Mitglieder zählte, und besonders durch die Direction des wackern Zelter (s. d.) ein reges, frisches Leben entwickelte. Ebenso entstand in Wien 1797 eine solche Akademie durch Frau von Puffendorf, welche kurz darauf noch durch einen Singverein der Musikfreunde des österreichischen Hofes vermehrt ward. Im J. 1802 errichteten Schicht und 1811 Riem Singakademien in Leipzig, welche später von dem berühmten Schneider, der dann in Dessau eine Musikschule errichtete, dirigirt ward. Der Organist Dreißig gründete 1809 einen solchen Verein in Dresden. In Hamburg ward die Tochter des Capellmeisters Reichard, Louise, Stifterin einer ähnlichen Anstalt. Im J. 1834 traten in Halle mehrere kunstliebende, gebildete Männer zusammen und stifteten eine Singakademie, die bald unter den Studirenden und hallischen Damen zahlreiche Mitglieder fand, und bis jetzt mit allgemeinem Beifall die schönsten Oratorien zur Aufführung gebracht hat. Daneben bestand noch eine Singakademie unter der Direction des Musikdirectors Dr. Naue, die sich aber 1836 mit der erstern vereint hat. Aehnliche Anstalten bestehen in Bremen, Eßlingen, Düsseldorf, Heidelberg, Magdeburg, Dessau u. a. O. Eben so sind die Liedertafeln in mehreren Städten Deutschlands entstanden.

Singspiel, s. Oper.

Singvögel, gewöhnlich als besondere Ordnung der Vögel genannt. Die unter-

scheidenden Merkmale sind ein kegelförmig zugespitzter Schnabel, kurze, schlanke Füße, die Nasenlöcher meistens offen. Sie sind meist klein und leben von Insekten und Pflanzensamen. Ihr Fleisch schmeckt gewöhnlich sehr gut. Nach andern Eintheilungen zerfallen die S. in verschiedene Ordnungen. Cuvier's Sperlingsartige stimmen ziemlich mit den Singvögeln überein.

Sinigaglia, Stadt und Bisthum in der päpstlichen Delegation Urbino, dicht am Meere, klein, nur von etwa 7500 Menschen bewohnt, mit alten Wällen umgeben, einem Kastell und kleinen Hafen, besonders berühmt aber durch ihre jährlichen Messen im Juli, die von Engländern, Schweizern, Franzosen, Griechen und Türken besucht werden. Die Hauptgeschäfte werden in Getreide, Hanf, Seide und deutschen, englischen und französischen Fabrikaten gemacht. Bei den Alten hieß die Stadt Sena gallica. S. ist der Geburtsort der Sängerin Angelica Catalani.

Sinis, s. Skiron.

Sinkapur oder Singapore, eine zwischen den beiden südlichen Landspitzen der Halbinsel Malakka in Hinterindien gelegene, nur durch einen schmalen Kanal vom Festlande getrennte Insel von $15^1/_2$ QM. Flächeninhalt, bildet eine hügelige, wellenförmige Fläche, die früher ganz mit Wald bedeckt war. Das Klima ist mild und wenig veränderlich und daher sehr gesund. Die Insel ist zwar nicht durch besondere Fruchtbarkeit ausgezeichnet, bringt aber doch die meisten der gewöhnlichen Produkte des tropischen Indiens hervor. Die Zahl der Einwohner wird auf 40,000 angegeben, darunter mehr als 20,000 Chinesen, 15,000 Malaien, Hindus, Buggis, Javaner, Armenier, Juden &c. und etwa 400 Europäer. Die einzige Stadt ist Sinkapur mit einem schönen sichern Hafen, der Sitz des englischen Gouverneurs des Distrikts Sinkapur, der außer der Insel gleiches Namens noch aus der Insel Pulo Pinang (s. d.), der Stadt Malakka (s. d.) und der benachbarten Provinz Wellesley besteht. Ihre Lage an dem kürzesten und bequemsten Seewege aus den vorderindischen Gewässern nach der chinesischen See und dem ostindischen Archipelagus, macht sie zu einem wichtigen Punkt in strategischer, wie commercieller Hinsicht; auch hat sie in neuester Zeit sehr gewonnen, daß die britische Regierung die Stadt zu einem Freihafen erklärte. S. bildet daher den Hauptstapelplatz im Handel zwischen Vorderindien und Europa einerseits, und dem von Hinterindien, China und dem ostindischen Archipelagus andererseits. Bis zum J. 1819, wo die Engländer ein $4^2/_3$ QM. großes Gebiet auf der Insel S. vom Sultan von Dschohor auf Malakka, dem die Insel gehörte, kauften, war S. ein unbedeutender, von malaischen Fischern und Seeräubern bewohnter Flecken. Durch die klugen Maßregeln der Engländer, die vor Allem durch die Unterdrückung des Seeraubs den dortigen Gewässern Sicherheit gaben, hob sich der Ort schnell zu einem bedeutenden Handelsplatze, und als die Engländer 1824 den übrigen Theil der Insel an sich brachten, hatte die Stadt schon eine Bevölkerung von 15,000 Seelen erreicht. Jetzt haben die englischen Missionäre hier wichtige Anstalten, und die hier erscheinende „Singapore free press" ist eine der bedeutendsten asiatischen Zeitungen.

Sinking Fund, s. Fonds.

Sinkwerk heißt ein Mauerwerk, dem ein hölzerner Kranz zu Grunde gelegt und darauf gemauert wird. Während dies geschieht, wird die Erde unter dem Kranze mittelst des Sinkwerkspatens allmälig weggenommen, so daß der ganze Bau sich nach und nach senkt, bis er in der Tiefe ankommt, wo er bleiben soll. Man braucht solche Sinkwerke bei Brunnen, beim Grubenbau &c. Ein solches Sinkwerk sind auch die beiden Thürme zur Auffahrt und Niederfahrt im Tunnel zu London.

Sinnbild. Das Sinnbild gehört seinem allgemeinen Begriffe nach mit Symbol, Metapher, Fabel, Allegorie, Gleichniß, Mythus zusammen, und eine Aesthetik hätte zu untersuchen, wie der allgemeine Begriff sich zu diesen Unterschieden sondert, welche in der Sprache bereitliegen, und die der Sprachgebrauch nur oberflächlich zu unterscheiden pflegt. Wie schon im Worte liegt, ist das S. die Darstellung eines Gegenstandes, welche aber nicht diesen Gegenstand selbst, sondern ein Anderes bedeutet. Dadurch gehört das S.

wesentlich der Kunst an; denn dieser ist es eigenthümlich, einen geistigen Inhalt in eine sinnliche Form einzukleiden. Zu einem wirklichen Kunstwerke gehören aber nothwendig die beiden Momente, daß einmal der Inhalt wirklich ein geistiger, eine Idee ist, und dann, daß die Form diesem Gehalte entspreche; und wenn man es mit dem Sinnbilde so genau nicht zu nehmen pflegt, so muß doch immer ein Entsprechen der Form und des Inhaltes stattfinden, soll nicht das S. zu einem ganz willkürlichen und bedeutungslosen Spiel werden. Allerdings aber wird das S. immer ein Moment der Willkür in sich enthalten, und daher zweideutig sein. So ist es sogleich zweifelhaft, ob ein Bild überhaupt ein S. sein oder ob es nur den natürlichen Gegenstand selbst darstellen soll; ob z. B. das Bild einer Taube eben weiter nichts sein soll als dies, oder etwa das S. der Unschuld. Dies muß also ebenfalls irgend wie angedeutet sein. Gewöhnlich liegt diese Andeutung schon in der ganzen Umgebung, in welcher wir das Bild finden; oft auch darin, daß das Bild Gegenstände zusammenbringt, welche in der Natur nicht vereinigt sind, z. B. ein Ei mit Flügeln versieht; allein auch dies kann eine bloße Verzierung, eine Arabeskenmalerei sein. Eine Unbestimmtheit behält aber das S. darum, weil durchgängig der sinnliche Gegenstand viele Seiten hat, welche nicht mit in die Bedeutung des ideellen Inhaltes eingehen, so daß ein und dasselbe Bild immer von verschiedenen Seiten aufgefaßt werden kann. So ist die Taube ein S. der Unschuld, aber auch wohl der Liebe; bisweilen soll der Fisch das Schweigen bedeuten, bisweilen das S. der Fruchtbarkeit sein. Hieraus erhellt zugleich, daß auch ein und derselbe Inhalt auf verschiedene Weise bildlich dargestellt werden kann, und die religiöse Symbolik verschiedener Völker giebt hiervon unzählige Beispiele. Oft prägt auch wohl die Gewohnheit einen Gegenstand zu einem Sinnbilde aus, wodurch dies dann eine allgemeine Verständlichkeit erhält. Wie sehr aber in dieser Sache die Willkür ihr Spiel treibt, können wir schon aus der Blumensprache sehen; jeder Frühling pflegt uns mit neuen und verschiedenen Blumensprachen zu beschenken; und sollen nicht zwei Personen, die diese zarte Weise sich zu unterhalten vorziehen, in eine babylonische Verwirrung gerathen, so ist es durchaus nothwendig, daß sie dieselbe Edition der Blumensprache besitzen. Zum S. gehört auch das **Emblem** als eine sinnbildliche Verzierung. In engerem Sinne ist Sinnbild gleichbedeutend mit **Symbol** (s. d.) und die **Symbolik** (s. d.) oder die Kunst, sich durch Sinnbilder auszudrücken, ist sehr alt. Die Lehre von den Sinnbildern überhaupt heißt **Ikonographie** (s. d.) oder Ikonologie.

Sinne. Durch die Sinne bezieht sich der lebendige empfindende Organismus auf die äußere ihn umgebende Welt, und erst durch die Sinne ist die Welt für ihn da. An dieser thätigen Beziehung auf die vielgestaltete Außenwelt und an dem Unterschiede der Sinne unter einander schließt sich die innerliche Einheit der Empfindung zur Bestimmtheit auf, und diese würde ohne diese Offenheit für die äußere Natur dumpf und formlos bleiben. Dieser Zusammenhang aber des lebendigen Organismus durch die Sinne mit der Natur ist kein äußerlicher, und ist sehr verschieden von dem Zusammenhange der unorganischen Dinge unter einander, welche sich durch ihre Eigenschaften auf einander beziehen. Die Sinne nämlich sind keine Eigenschaften, sondern setzen zugleich eine selbständige Thätigkeit des Organismus voraus; und zwar ist die sinnliche Thätigkeit zugleich eine Thätigkeit der Seele, und wie durch diese einfache Einheit das Individuum sich von der unorganischen Natur unterscheidet, so steht dasselbe durch die Sinne nicht nur im Zusammenhange mit der äußeren Welt, sondern reagirt auf eine eigenthümliche Weise gegen dieselbe, und unterscheidet sich von ihr. Weil die Sinne die Empfindung aufschließen, sind sie nothwendig von wesentlicher Bedeutung für die Entwickelung des Geistes, obwohl dieser auch über die sinnliche Auffassung der Außenwelt zum Gedanken und zur Erkenntniß der unsinnlichen Wahrheit fortgeht. Alle Erkenntniß geht nothwendig von der sinnlichen Erfahrung aus, weil die sinnliche Empfindung die Unmittelbarkeit und die erste Daseinsweise des Geistes selbst ist; und erst durch die sinnliche Thätigkeit kommt der Mensch zum Bewußtsein von dem Unterschiede seiner von der Natur und somit zum Selbstbewußtsein. Es ist daher auch eine gewöhnliche Erfahrung, daß Menschen, denen ein Sinn fehlt, auch

geistig stumpfsinnig bleiben; ja gewisse geistige Vorstellungen können einem Blindgeborenen schlechterdings nicht beigebracht werden. Wie der menschliche Organismus als Werkzeug des Geistes überhaupt der höchste und vollendetste ist, so ist er auch in Bezug auf seine sinnliche Thätigkeit der vollkommenste; und zwar besonders dadurch, daß in ihm alle Sinne in lebendiger Harmonie stehen, während im Thiere gewöhnlich ein Sinn die Oberhand hat, jedoch vermag auch der Mensch seine Sinne so zu schärfen, daß er dem Thiere nichts nachgiebt; eine solche ungewöhnliche Ausbildung einzelner Sinne findet sich besonders bei Menschen, denen die Natur einen Sinn versagt hat, wo dann die Schärfe eines Sinnes den Mangel eines andern ersetzt. — Indem der lebendige Organismus sich durch die Sinne auf die Natur bezieht, so drückt sich die Eigenthümlichkeit der Natur und ihr specifischer Unterschied in der Verschiedenheit der Sinne ab. Die Sinne sind subjectiv, was die Natur objectiv ist, oder wie im Organismus die ganze Natur sich concentrirt, so sind die Sinne die zur subjectiven Lebendigkeit und Wahrheit erhobene Natur, und die verschiedenen Sinneswerkzeuge entsprechen daher den Objecten, auf welche sie sich beziehen. Die Sinne sind daher zu unterscheiden und zu ordnen nach den specifischen Unterschieden, welche die Natur darbietet. Der erste Sinn ist das Gefühl. Dies ist der allgemeine Sinn, der Sinn der Schwere und alles dessen, was damit unmittelbar zusammenhängt, als Cohäsionsveränderung, Elasticität, Wärme. Das Gefühl ist daher auf der ganzen Oberfläche der Haut verbreitet, concentrirt sich aber in der Hand und den Fingerspitzen zum Tastsinn, welcher nicht specifisch verschieden von dem Gefühle ist. Durch das Ergreifen mit den Fingern erkennen wir die Angrenzung und Gestalt des Gegenstandes; und die Finger sind besonders dadurch zum sinnlichen Fühlen geeignet, daß hier die Hauptpapillen größer, dichter beisammen und in Bogenreihen gelagert sind, ferner durch ein Fettpolster gedeckt, während der Nagel auf der andern Seite als Widerhalt oder Leiter dient. Die Feinheit der Haut bewirkt durchaus noch nicht die Sicherheit des Tastens, wie wir denn z. B. mit der Zunge die Unebenheiten eines Gegenstandes viel unsicherer fühlen, als mit den Fingern. Der zweite Sinn ist der Geruch und zu ihm gehört unmittelbar der dritte, der Geschmack. Die natürlichen Dinge sind nicht nur schwer, auf eine bestimmte Weise gestaltet, fest oder flüssig, und verändern nicht nur ihre Cohäsion, sondern diese ihre Cohäsionsveränderung steigert sich auch zur Auflösung ihrer materiellen Körperlichkeit. Diese Auflösung geschieht zunächst in dem allgemeinen Medium der Körperlichkeit, nämlich der Luft. Der Sinn für diesen Proceß ist der Geruchssinn, welcher sich also nicht unmittelbar auf die Luft bezieht, sondern auf die in Duft sich auflösenden Körper, welcher Duft die Luft erfüllt und sich in derselben ausbreitet. Dies Verduften der Körper ist zugleich ein Verbrennen derselben in der Luft, wie denn das Feuer ein völliges Verdampfen einiger Substanzen herbeiführt. Gleichfalls bezieht sich der Geschmack auf die sich auflösende Körperlichkeit; hier aber geschieht diese Auflösung durch das Element des Wassers, und nur die durch den Speichel chemisch aufgelösten Substanzen können geschmeckt werden. Das Wasser stellt seiner Natur nach die Neutralität und Indifferenz dar, und eben dadurch übt es diese auflösende Gewalt, während es selbst in seiner Reinheit keinen Geschmack hat. Geruch und Geschmack stehen, wie schon aus ihrer Natur erhellt, im wesentlichen Zusammenhange zu einander, und ganz gewöhnlich schließen wir von dem übelen Geruch eines Gegenstandes auf seinen widrigen Geschmack; daher hat man auch wohl den Geruch als einen Geschmack in der Ferne bezeichnet. Der vierte und fünfte Sinn ist das Gesicht und Gehör. Die Körper werden durch ihr Verhältniß zur Luft und zum Wasser nicht nur aufgelöst, sondern die Natur hebt in sich selbst die Körperlichkeit zur Idealität auf, und ebenso ist auch der Sinn auf diese aufgehobene Körperlichkeit gerichtet. Diese Negation der schweren Materie innerhalb des Reiches der Natur selbst ist das Licht und der Ton, und das Gesicht der Sinn des Lichtes, das Gehör der Sinn des Tones. Im Lichte ist die Theilbarkeit und das äußerliche Zerfallen der Materie zu einer einfachen Einheit aufgehoben; aber zugleich bezieht sich das Licht auf die an sich dunkele Materie, und wird nur durch diesen Gegensatz wirklich. Ferner realisirt sich das Licht durch die Besonderung in innere Unter-

schiede, welche die verschiedenen Farben ausmachen. Das Auge ist das dem Lichte entsprechende Organ; wie das reine Licht selbst ohne Unterschied des Dunkelen und der Farbe nach unwirklich ist, so kann auch das Auge das reine Licht nicht ertragen, sondern wird geblendet und zieht sich in sich zurück; ebenso aber wird es unangenehm afficirt durch die Dunkelheit; da dehnt es sich, so zu sagen, sehnsüchtig aus und producirt sich selbst ein Farbenspiel. Das Tönen wird bewirkt durch das Erzittern des Körpers in sich selbst. Der Ton selbst aber hat keine räumliche, sondern nur eine zeitliche Existenz, er ist die erfüllte Zeit. Wie sich das Licht zum Tone verhält, so verhält sich das Gesicht zum Gehör; das Erzittern des Körpers theilt sich auch den Organen des Ohres mit und erst in dem lebendigen Organismus tritt dieser Uebergang aus der Räumlichkeit in die Zeitlichkeit, aus der Aeußerlichkeit in die Innerlichkeit, in die wirkliche Existenz und erscheint als Ton. — Die verschiedenen Sinne entwickeln und schärfen sich durch eine gegenseitige Aushülfe, wie denn besonders die sich dem Auge darbietenden Objecte erst durch die Uebung im Sehen, welche vorzugsweise in der Hinzunahme des Tastsinnes besteht, in ihrer gehörigen Entfernung von einander und in ihrer verschiedenen Größe erscheinen, während ohne diese Uebung dem Auge nur eine bemalte Oberfläche erscheint. Gesicht und Gehör sind als die edelsten Sinne zugleich die Sinne der Kunst, und dies liegt darin, daß Farbe und Ton als an sich schon die vergeistigte Materie, zu Formen eines geistigen Inhaltes ausgebildet werden können.

Sinngedicht, s. Epigramm.

Sinnlichkeit heißt einestheils die Empfänglichkeit für die verschiedenen Sinnesempfindungen, anderntheils versteht man darunter alle diejenigen psychischen Ereignisse, welche sich zunächst an die sinnliche Empfindung anschließen. Daher rechnet man auf der einen Seite zur S. die Auffassung der uns umgebenden Erscheinungswelt nach Stoff und Form, die Wahrnehmung und Unterscheidung der äußern Dinge, ihrer Eigenschaften und Veränderungen, selbst das Spiel der phantasirenden Ideenassociationen und stellt dann der sinnlichen Anschauung das verständige und vernünftige Denken gegenüber. Auf der andern Seite bezeichnet man als der S. angehörig diejenigen Triebe, Begehrungen, Neigungen und Leidenschaften, deren Grund entweder direct in den Einrichtungen und Bedürfnissen des leiblichen Organismus, wie der Nahrungstrieb, Geschlechtstrieb und ähnliche, oder in der Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit, der Lust oder dem Schmerze liegt, welche gewisse sinnliche Empfindungen begleiten. In diesem Sinne steht der S. das von Motiven des sinnlichen Genusses unabhängige Wollen, die praktische Vernunft, die Sittlichkeit gegenüber.

Sinnpflanze, s. Mimosa.

Sinope, eine im Alterthume bedeutende Stadt in Paphlagonien, am schwarzen Meere, jetzt Sinub, war der Geburtsort des Cynikers Diogenes. Sie wurde von den Milesiern gegründet und bildete in der frühesten Zeit eine eigene Republik; Pharnaces I., König von Pontus, eroberte sie 180 v. Chr. und erhob sie zur Residenz des Reichs, bis sie Lucullus im dritten Mithridatischen Kriege einnahm, worauf sie Julius Cäsar zur römischen Provinz machte.

Sinsheim, eine Stadt im Unterrheinkreise des Großherzogthums Baden, an der Elsenz, gehört zu der fürstlich Leiningen-Amorbach-Miltenbergischen Standesherrschaft und zählt über 2800 Einw. Daselbst besteht eine 1830 gestiftete Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Denkmale der Vorzeit. S. war sonst eine der reichsten Abteien, wurde 1099 gestiftet und noch hat sich wahrscheinlich aus der Zeit der Stiftung ein alter Thurm erhalten. Bei S. besiegten am 16. Juni 1674 die Franzosen unter Turenne die Kaiserlichen unter dem Herzog von Lothringen. Im J. 1684 wurde die Stadt fast von Grund aus durch die Franzosen zerstört.

Sintenis, Christian Friedrich, geb. am 12. März 1750 zu Zerbst, gest. am 31. Januar 1820 daselbst, hat neben seiner praktischen Wirksamkeit, — seit 1774 Prediger zu Bornum im Zerbstischen, 1777 Diakonus zu Zerbst, 1791 Professor der Theologie und Metaphysik am anhaltischen Gesammtgymnasium, zugleich Consistorial- und Kirchen-

rath an der Dreifaltigkeitskirche daselbst — sich durch enorme schriftstellerische Productivität in Predigtsammlungen, Erbauungsbüchern und Romanen um die Aufklärung seiner Zeitgenossen große Verdienste erworben. Sein Bestreben ging dahin, den christlichen Lehrbegriff, wie ihn das verständige Denken gegen Ende des 18. Jahrh. auffaßte, den gebildeten Laien plausibel zu machen. Seine Schriften tragen deshalb sammt und sonders den Stempel des hausbackenen Verstandes, einer ehrlichen guten Bürgermoral. Dahin gehört das vielgelesene Werk „Elpizon oder über meine Fortdauer nach dem Tode“ (5 Thle., 3. Aufl., Lpz. 1813); „Gottlieb Denkers letzte Revision des Kirchenglaubens ꝛc.“ (Zerbst 1805); „Oswald, der fromme Greis, oder mein letzter Glaube“ (2. Aufl., Lpz. 1810); „Der Mensch im Umkreise seiner Pflichten“ (2 Bde., Lpz. 1804—7); „Beiträge zur Verwandelung der Moral des Urchristenthums in eine Moral für unser Zeitalter“ (2. Aufl., Zerbst 1801). Großen Beifall erhielten namentlich „Hallo's glücklicher Abend“, ein Regentenspiegel, und „Vater Roderich unter seinen Kindern“, ein pädagogisches Volksbuch. — Sein ältester Bruder, Karl Heinrich S., geb. 1744, war ein geschickter Schulmann und hat sich durch eine Menge gemeinnütziger Schulschriften verdient gemacht. Er war Rector in Torgau, 1783 in Zittau, privatisirte seit 1798 in Zerbst und starb daselbst 1816. — Der dritte Bruder, Johann Christian Sigismund S., geb. 1752, gest. 1829, wurde 1785 Pastor zu Dornburg, 1794 Amtsprediger zu Roßlau im Zerbstischen, 1798 Inspector sämmtlicher Kirchen und Schulen des neuköthenschen Antheils und 1821 Superintendent derselben Diöces. Er ist Verfasser einiger moralischer Romane, wie des „Väterlichen Raths an meine Tochter“.

Sintenis, Karl Friedrich Ferdinand, geb. zu Zerbst am 25. Juni 1804, ein Enkel Christ. Friedr. Sintenis' (s. d.), erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung Anfangs durch Privatunterricht, dann auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte seit 1822 auf den Universitäten zu Leipzig und Jena die Rechte. In Jena promovirte er 1825 mit der Absicht, sich dem akademischen Lehrfache zu widmen. Indessen führte ihn eine Anstellung als Advokat in seine Heimat zurück, wo er neben seiner Praxis sich stets mit theoretischen Arbeiten beschäftigte. Außer einer Zahl von Abhandlungen, meist civilistischen und processualischen Inhalts, unternahm er 1829 in Gemeinschaft mit Andern die erste deutsche Uebersetzung des „Corpus juris civilis“, die 1834 beendet wurde, und der sich eine solche des „Corpus juris canonici“ im Auszuge anschloß. Nachdem sein „Handbuch des gemeinen Pfandrechts“ (Halle 1836) erschienen, wurde er das Jahr darauf als ordentl. Professor der Rechte an die Universität zu Gießen berufen. Im J. 1841 folgte er einem Rufe als Mitglied der Landesregierung und des Landesconsistoriums nach Dessau. Mehrfach gebotene Gelegenheiten, zum Katheder zurückzukehren, hat er nicht benutzt. Noch gegenwärtig arbeitet er an seinem umfangreichsten und selbständigsten Werk „Das praktische gemeine Civilrecht“ (Bd. 1, 2 und 3, Abthl. 1, Lpz. 1844 fg.), mit welchem er dermalen als einziger lebender Systematiker des gesammten Civilrechts dasteht. S. gehört zur historisch-civilistischen Schule der neuern Rechtsgelehrten, jedoch haben seine Schriften, besonders die selbständigeren, eine vorherrschend praktische Tendenz, ohne dadurch der gelehrten Grundlage etwas vergeben zu wollen.

Sintenis, Wilhelm Franz, Pastor an der Kirche zum heil. Geist in Magdeburg, geb. am 26. April 1794 zu Dornburg in Anhalt, wo sein Vater Joh. Christian Sigism. S. damals Pastor war, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium zu Zerbst und auf der Universität zu Wittenberg. Im J. 1817 wurde er Inspector der Armenschule und des Schullehrerseminars in Köthen, 1818 Substitut seines Vaters in Roßlau, 1824 durch Wahl der Gemeinde zweiter Prediger an der Kirche zum heil. Geist in Magdeburg und 1831 Pastor und erster Prediger an derselben. Da er als Theolog dem Rationalismus huldigte, wurde er von mehreren altgläubigen Predigern Magdeburgs angefeindet. Zunächst versuchte man das „Magdeburgische Gesangbuch“ als ein unevangelisches darzustellen und die Einführung eines neuen zu verdrängen, ein Versuch, der durch das Einschreiten des Magistrats vereitelt wurde. Nun geschah es, daß der protestantische Maler J. Becker eine katholische Legende, nach welcher ein Gnadenbild der

Maria im Eichwalde eine blinde Bauersfrau geheilt haben soll, zum Gegenstand einer bildlichen Darstellung machte, dabei aber, um bei Protestanten nicht Anstoß zu erregen, das Marienbild verhüllte. Dieses Bild wurde mit der Umschrift „Die betende Bauernfamilie" lithographirt und in Magdeburg verbreitet. Zu seiner Empfehlung und Erklärung erschien auch ein Gedicht in der „Magdeburger Zeitung" (1840), in welchem das Marienbild zu einem Christusbild umgewandelt war. S. fand sich bewogen, eine Kritik des Gemäldes und Gedichts in die „Magdeburger Zeitung" einrücken zu lassen, in welcher er sagte: Es sei unevangelisch und den Aberglauben fördernd, da zu Christo beten zu lassen, wo, der Wahrheit gemäß, nur von Gottes Hülfe die Rede sein dürfe; Christus habe nie geboten, daß seine Gläubigen zu ihm beten sollten, sondern sie an Gott gewiesen; er habe gesagt, du sollst anbeten, Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen, und er weise uns daher mit unsern Bitten und Flehen zu keinem Andern, als zu Gott; die Heilung hätte daher nicht von Christo, sondern von Gott erwartet und erfleht werden sollen, wie denn auch Gott im Alten Testamente geboten habe: „Du sollst dir keinen Götzen machen, noch Bild, und sollst auch keine Säule aufrichten". Dadurch fühlten sich die Prediger Kämpfe und Reinhardt, der Hülfsprediger Bethmann, ja selbst der Bischof Dräseke in ihrer Glaubensentschiedenheit verletzt und donnerten gegen S. von der Kanzel, erließen auch eine Erklärung gegen denselben, der nun in drei Predigten das Unstatthafte der Anbetung Jesu zu beweisen suchte. Die Predigten jener wurden gedruckt und ausgegeben, die des S. dagegen vom Magdeburgischen Consistorium verboten, erschienen aber nachmals unter dem Titel „Vier Predigten ꝛc." (Neust. a. d. Orla). Zugleich fand sich das Consistorium bewogen, gegen S. einzuschreiten; man knüpfte sogar Privatverhandlungen mit S. an, um ihn zu verbinden, sich allein nach den symbolischen Büchern zu richten, oder ihn durch das Anerbieten einer seinem Pfarreinkommen mit allen Emolumenten gleichen lebenslänglichen Pension zu bestimmen, sein Amt niederzulegen. Schließlich erhielt er einen Verweis wegen seiner Kritik der betenden Bauernfamilie und wegen seiner Predigten, durch die er viele christliche fromme Gemüther schwer verletzt habe; auch wurde er angewiesen, niemals der evangelischen Kirchenlehre, wie sie in der Agende niedergelegt sei, in seinen amtlichen Verhältnissen entgegenzutreten und sich keine Aeußerungen zu erlauben, welche die Kirchenlehre verletzen oder zu verletzen scheinen könnten; denn in solchem Falle werde das Consistorium die Kirchenlehre vor Verunglimpfungen und Anfeindungen zu schützen wissen, und ohne weitere Schonung die sofortige Amtssuspension und Untersuchung wider ihn verhängen. Ueberdies wurde der Superintendent Aßmann zu Magdeburg angewiesen, S. streng zu beaufsichtigen und es sofort anzuzeigen, wenn er wieder Glaubensmeinungen, die mit der Agende und den symbolischen Büchern im Widerspruche ständen, öffentlich vortragen sollte. Der Magistrat beschwerte sich unter Beilegung einer ausführlichen von S. gefertigten Rechtfertigungsschrift über diese Entscheidungen und Anordnungen; das Ministerium schlug aber 1840 die ganze Sache nieder, die nicht nur in Magdeburg, sondern auch in weitern Kreisen eine Zeitlang die größte Aufregung hervorbrachte.

Sinter heißt jede Incrustation oder jedes steinige Gebilde, das sich aus Wasser krystallinisch, besonders durch Tröpfeln absetzt. Man unterscheidet besonders Kieselsinter, Kalksinter und Eisensinter. Manche Quellwasser bilden außerordentlich schnell solche Ablagerungen und zuweilen läßt man wohl auch absichtlich eingetauchte Gegenstände sich auf solche Weise incrustiren. Hierher gehört auch die Bildung der Stalaktiten (s. d.) aus kalkhaltigen Wassern.

Sinus heißt eine der trigonometrischen Linien. Fällt man nämlich vom Ende des einen Schenkels eines ebenen Winkels auf den anderen ein Perpendikel, so leuchtet ein, daß dieses in einem bestimmten Verhältnisse mit der Größe des Schenkels und des Winkels wachsen oder sich vermindern müsse. Wie nun der Winkel dazu dient, das Verhältniß des Schenkels zum Perpendikel zu bestimmen, so läßt sich umgekehrt durch jene der Winkel bestimmen. Das genannte Perpendikel ist eben der Sinus des Winkels und der den Sinus bestimmende Schenkel wird als Radius betrachtet. Der Sinus läuft der Tangente (s. d.)

parallel. Der Winkel, der den in Rede stehenden zu 90° ergänzt, heißt der Ergänzungswinkel, und darum der Sinus des letztern der Cosinus des erstern. Da sich nun diese, wie die Winkel, gegenseitig bedingen, so folgt, daß, wenn der Hauptwinkel = 0 ist, auch der Sinus = 0 und der Cosinus = dem Radius wird; daß, wenn der Hauptwinkel = 90°, der Cosinus = 0, und der Sinus = dem Radius sein müsse, in welchem Falle man den Sinus totus nennt. Mißt der Winkel mehr als 90°, so vermindert sich der Sinus bei wachsendem Cosinus, bis ersterer bei einem Winkel von 180° = 0, letzterer = dem Radius wird ꝛc. Da man die trigonometrischen Linien des spitzen Winkels als positiv (+), die des stumpfen als negativ (—) betrachtet, so ist der Sinus im ersten und zweiten Quadrante positiv, im dritten und vierten negativ, umgekehrt der Cosinus im ersten und vierten positiv, im zweiten und dritten negativ.

Siphnos, eine zu den Cykladen gehörige, zwar felsige, aber nicht unfruchtbare Insel, jetzt Siphno oder Siphanto, hatte im frühesten Alterthum bedeutende Goldminen, welche durch Grubenwasser wieder zerstört, der Sage nach aber von Apollon aus Zorn über verweigerten Zehnten ersäuft wurden. Die Bewohner, die bei den Alten in einem nachtheiligen Rufe der Sitten standen, verfertigten aus einem dort ergiebigen bleihaltigen Gestein feuerfeste Schmelztiegel. Eine genauere Beschreibung giebt Roß in den „Reisen auf den griechischen Inseln" (Bd. 1, Stuttg. u. Tüb. 1840).

Sipoys, auch Seapoys heißt die von den Europäern in Ostindien aus Eingeborenen gebildete Infanterie. Der Name ist von dem indischen Sip, d. h. Bogen, abzuleiten. Solche Einrichtung wurde zuerst von den Franzosen gemacht, weil das Uebersetzen der Truppen aus Europa mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Die Engländer folgten ihnen bald darin nach, und Lord Clive errichtete in Bengalen 32 Regimenter. Die S. theilen sich in Füseliere und Grenadiere, welche auch Kanonen führen, die jedoch von europäischen Artilleristen geleitet werden. Die Montur der S. besteht in einem Turban, einer rothen Tuchjacke, unter welcher sie ein weißes Kattunleibchen tragen, Beinkleidern, die aber nur bis auf die Hälfte der Schenkel gehen, und einer Art von Sandalen, die einen vorne aufwärts gebogenen Schnabel haben. Ihre Waffen sind Flinte und Degen, welcher an einer über die Schulter hängenden Koppel getragen wird. Die einzelnen Regimenter unterscheiden sich blos durch die Aufschläge der Jacken. Die ostindische Handelscompagnie hält jetzt 69 Regimenter S., eine Mannschaft von 200,000 Mann, die oft genug Aufstände erregt hat, wie z. B. 1833, wo der größte Theil der europäischen Offiziere erschlagen wurde. An Tapferkeit und Muth stehen sie der europäischen Soldateska bei weitem nach.

Sippschaft, eigentlich Blutsverwandtschaft, von dem altdeutschen Worte Sip (Stamm). Oken hat dies Wort in die Naturgeschichte eingeführt, indem er die species (gewöhnlich Art genannt) Gattung nennt, dann das genus, das die einzelnen species enthält (gewöhnlich Gattung genannt), Sippe, die Familie Sippschaft und die Ordnung endlich Zunft.

Sirach. Unter den griechisch vorhandenen Apokryphen des A. T. findet sich eine Spruchsammlung, die man unter dem Namen Jesus Sirach aufführt, richtiger aber von Josua benannt sein sollte. Josua, ein Palästinenser nämlich, verfaßte sie in hebräischer Sprache in seinem Vaterlande. Sein Enkel Jesus, Sohn des Sirach, brachte sie nach Aegypten, woselbst er die Sammlung für die ägyptischen Juden ins Griechische übersetzte und in einem griechischen Prologe die Verdienste seines Großvaters ins Licht stellte. Im J. 131 kam Jesus Sirach nach Aegypten, woraus folgt, daß das Buch etwa um den Anfang des 2. Jahrh. v. Chr. müsse geschrieben sein. Das hebräische Original ist verloren. Zwar hat Drusius die im Talmud vorkommenden Sprüche gesammelt (Franecker 1597) und einen Theil des Originals herzustellen geglaubt, allein hier ist mehr eine Rückübersetzung ins Hebräische deutlich.

Sirenen. Drei kleine Inseln im Meerbusen von Salerno (früher Meerbusen von Pästum), Licosa, S. Pietro und la Galetta, nicht weit von der Insel Capri, hießen früher Sireneninseln. Dahin versetzte das Alterthum die Sirenen. Die S. gehören

mit den Musen und Nymphen in eine Classe von Göttinnen zweiten Ranges, denen man begeisternde Kraft zuschrieb. Nach der alten Fabel lockten sie die vorübersegelnden Schiffer durch ihren unwiderstehlichen Gesang an sich und verzehrten sie. Odysseus, von der Circe mit der Gefahr bekannt gemacht, verstopfte seinen Gefährten die Ohren mit Wachs, ließ sich selbst an den Mastbaum anbinden und kam so glücklich vorüber. Homer (Odyssee 12, 39 ff.) braucht den Dual und dachte sich also zwei Sirenen, auch stellte er sich darunter Jungfrauen von rein menschlicher Gestalt vor; später nannte man bald zwei, drei, auch vier S., mit verschiedenen Namen, und machte sie zu Vögeln mit Mädchengesicht, oder gab ihnen einen menschlichen Oberleib mit Vogelfüßen und Flügeln. Homer erwähnt ihre Abstammung nicht; die spätere Mythologie nennt sie Töchter des Phorkys oder des Stromgottes Achelous und einer Muse, der Terpsichore oder der Melpomene oder der Kalliope. Man zog sie auch in die Argonautenfabel, nach welcher Orpheus seine Gefährten durch seinen Gesang vor ihnen rettete, worauf sie sich ins Meer stürzten und in Felsen verwandelt wurden. Die kleinen felsigen Inseln, an denen manches Schiff scheiterte, mögen zu der ganzen Fabel Veranlassung gegeben haben, wenigstens die S. dahin zu verlegen. Ferner erzählte man von einem Wettstreite mit den Musen, nach welchem letztere ihnen die Federn ausrupften. Den Vogelleib sollte ihnen Ceres gegeben haben, weil sie der Proserpina, der Gespielin von ihnen, nicht zu Hülfe gekommen, als diese von Pluto entführt wurde. Einer der Namen der S. war Parthenope, und da Neapel ehemals Parthenope hieß, so wurde dieser Name von der Sirene abgeleitet, und dieser jährlich daselbst ein Fest gefeiert.

Sirius, der hellste unter den Fixsternen südöstlich vom Orion, am Maule des großen Hundes, daher auch Hundsstern genannt.

Sirocco heißt in Italien der von Afrikas Küste herüberwehende Südostwind, welcher drückend heiß, austrocknend und außerordentlich ermattend ist. Er weht gewöhnlich im Frühjahr und Herbst 14—20 Tage. Die Bewohner schützen sich dagegen durch Verschließen von Fenstern und Thüren.

Sirventes waren eine Art kleiner Gedichte der Troubadours (s. d.).

Sismondi, Jean Charles Leonard Simonde de, ein französischer Historiker, wurde am 9. Mai 1773 zu Genf geboren und stammte aus einer alten pisanischen Familie, die sich seit 1508 in der Dauphiné, später nach dem Widerrufe des Edicts von Nantes in Genf niedergelassen hatte. Sein früheres Leben haben die Revolutionsstürme vielfach getrübt. Beim Umsturze der Verfassung in seiner Vaterstadt flüchtete er mit seinem Vater nach England, und wurde, nach zwei Jahren von da zurückgekehrt, zu einer Gefängnißstrafe und zum Verluste von $^2/_3$ des Vermögens verurtheilt. Nachdem er darauf auch in Toscana durch die Revolution verfolgt und von den Franzosen, die ihn als Aristokraten, und den Italienern, die ihn als Franzosen haßten, verhaftet war, lebte er endlich seit 1800 ruhig in Genf, mit bewundrungswürdigem Fleiße den Wissenschaften und nebenbei der Besorgung städtischer Aemter gewidmet. Seine Werke, so verdienstlich sie auch immer sein mögen, stehen indessen nicht auf der Höhe der historischen Kunst und der philosophischen Bildung, welche die deutschen Geschichtsschreiber erreicht haben. Seinen Namen berühmt machte zuerst sein oft aufgelegtes Werk: „Histoire des républiques italiennes du moyen âge" (zuerst Zürich 1807—8, 2 Bde.; neueste Ausg. Paris 1840, 10 Bde.). Die Schwierigkeiten dieses Gegenstandes, besonders was die ungeheuere Menge des durchzuarbeitenden Materials betrifft, hat S. für seinen Standpunkt gut überwunden; nach unserm Maßstabe leidet dieses Werk aber an unrichtiger Auffassung des Mittelalters und Verkennung des germanischen Elements. Sein größtes, von A. Renée beendigtes Werk: „Histoire des Français" (Paris 1821—43, 31 Bde.) ist eigentlich nur eine großartige Compilation; bei Begebenheiten, die der deutschen Geschichte angehören, begegnen ihm dabei manche Versehen und geographische Fehler. Das Vorzüglichste ist vielleicht seine: „Histoire de la renaissance de la liberté en Italie" (Paris 1832, 2 Bde.). Viel zu sehr gefeiert ist die „Histoire de la chûte de l'empire romain et du declin de la civilisation de 250 à 1000" (Paris 1835, 2 Bde., deutsch von Lindau 1836). Er zeichnet sich

darin vor Gibbon durch richtigere Auffassung der welthistorischen Bedeutung des Christenthums aus, entbehrt aber manche Vorzüge der historischen Kunst desselben, und für die Darstellung des Alterthums fehlt es ihm sowohl an der richtigen Ansicht, als auch an umfassenden Kenntnissen. Sehr verdienstlich ist sein literarhistorisches Werk: „De la littérature du midi de l'Europe" (Paris 1813; 4. Aufl. 1840, 4 Bde.; deutsch von L. Hain, Lpz. 1815, 2 Bde.). Außerdem hat S. viele staatswirthschaftliche Werke geschrieben: „De la richesse commerciale, ou principes d'économie politique appliqués à la législation du commerce" (Genf 1803, 2 Bde.), „Nouveaux principes de l'économie politique" (Paris 1819, 2 Bde., neue Aufl. 1827) und „Etudes sur les sciences sociales" (Paris 1836). Dabei war er auch für Politik thätig, schrieb ein „Examen de la constitution française" (Paris 1815), und lieferte häufig Artikel in verschiedenen politischen Journalen. Endlich hat er auch als Kritiker viele Verdienste. Er starb zu Genf am 25. Juni 1842.

Sistrum, ein von Metallen verfertigtes musikalisches Instrument bei den Alten. Es war besonders in Aegypten bei dem Isisdienste (deshalb durch „Isisklapper" übersetzt) gebräuchlich, und findet sich noch jetzt in Aegypten und Habesch. Es besteht aus einem Metallreife, durch dessen Löcher metallene Stäbe gezogen sind, welche bei der Bewegung des Arms ein klingelnd-klapperndes Geräusch machen. In Aegypten sollte es die Klage der Isis über Osiris symbolisch ausdrücken. Die Isis galt für die Erfinderin des Sistrums.

Sisyphus, König von Korinth, bekannt durch die Strafe, die er in der Unterwelt litt. Er mußte nämlich einen Stein auf einen Berg hinaufwälzen, der kurz vor dem Gipfel immer wieder hinabrollte. So sah ihn Odysseus bei seiner Anwesenheit in der Unterwelt (Od. 12). Von seinem Leben auf der Oberwelt gab es sehr mannichfaltige und sehr abweichende Sagen. Aeschylus hat zwei, Sophokles eine Tragödie dieses Namens geschrieben, die aber verloren gegangen sind. S. wird gewöhnlich der Sohn des Aeolus und der Euarete genannt. Er soll Korinth, das so lange Ephyra hieß, neu erbaut und ihm diesen Namen gegeben haben. Am bekanntesten war er durch seine List und seine Gewaltthätigkeiten. Den berüchtigten Dieb Autolykus, der ihm Schafe gestohlen und, um sie unkenntlich zu machen, anders gefärbt hatte, überwand er durch größere List, indem er sich Abzeichen an den Klauen gemerkt hatte. Mit seinem Bruder Salmoneus lebte er im Streite und rächte sich an ihm durch Verführung seiner Tochter Tyro. Auch als Räuber auf dem Isthmus wird er genannt. Mit der Sage von seiner List hängt auch die Erzählung zusammen, wonach er des Odysseus Mutter verführt haben soll, weshalb dieser, gleichsam der Repräsentant der List und Verschlagenheit in den Sagen des Alterthums, zuweilen Sohn des S. genannt wird. Die Ursache seiner Strafe in der Unterwelt wird sehr verschieden angegeben; er soll dem Flußgott Asopus den von Jupiter verübten Raub seiner Tochter Aegina verrathen haben, oder, nach Andern, den Menschen die Pläne der Götter mitgetheilt, oder den Pluto nach seinem Tode betrogen haben, indem er sich die Erlaubniß ausbat, einiger Anordnungen wegen noch auf die Oberwelt zurückkehren zu dürfen, und darauf nicht wieder kam.

Sitka, s. Neuarchangelsk.

Sitte. Der geistige Charakter eines Volks, welcher sich durch die Geschichte hindurch entwickelt und bildet, tritt in der ganzen Gestaltung des Lebens in die Wirklichkeit heraus — und diese Form des geistigen Lebens ist die Sitte; die energische Eigenthümlichkeit eines Volkes wird allen Sphären des Lebens und der ganzen Lebensweise ein bestimmtes Gepräge aufdrücken, und ein geistiges Princip durch die ganze Gliederung des Staats, der Religion, der Familie, der gesellschaftlichen Verhältnisse hindurchführen; dadurch wird die Gestaltung des Lebens positiv und fest, und das Leben bewegt sich in bestimmten Formen. Wegen dieses geistigen Ursprungs und Inhalts ist die Sitte keine leere Form, sondern vielmehr die Wirklichkeit des Geistes selbst, und die ungesittete Natürlichkeit ist ein dem Wesen des Geistes widersprechender Zustand. So lange die Gesetze des Staates noch nicht zur Sitte geworden sind, haben sie auch noch keine kräftige Geltung; allein

gewöhnlich ist auch die Sitte eher da, als das Gesetz, so daß das Gesetz nur das ausspricht, was schon lange als Sitte gegolten hat. Zur Sitte geworden ist die positive Gestaltung des Lebens ein Heiliges, dem sich das Individuum in seinen willkürlichen Neigungen und Meinungen unterzuordnen hat, um aus seinem natürlichen und ungebildeten Zustande in einen sittlichen und wirklich freien überzugehen. So lange aber der Geist eines Volks lebendig ist, gilt die Sitte wie das Gesetz nicht als eine fremde Gewalt, welche die freie Individualität des Einzelnen unterdrückte, sondern jeder Einzelne erkennt in der Sitte sein eigenes Wesen, und der Sitte gemäß zu leben, gilt ihm als Pflicht. Eben darum, weil die Sitte das geistige Wesen eines Volkes ausdrückt, hängt das Volk an seinen Sitten mit energischer Gewalt, und die Sitten eines Volks umwandeln, heißt ihm sein Dasein nehmen. Ist die Sitte in einem Volke erst wankend geworden, so ist dies das sicherste Zeichen, daß das frische Leben desselben verschwunden ist. Wie der Geist von Stufe zu Stufe sich entwickelt, so entwickelt und verändert sich auch die Sitte; und wie die geistige Eigenthümlichkeit der Völker verschieden ist, so verschieden sind auch ihre Sitten; und zwar ist das einzelne Individuum so tief, wenn auch seiner unbewußt, von der Sitte seines Volkes durchdrungen, daß es Jedem schwer werden wird, sich in die Sitte eines fremden Volkes hineinzuleben; fast durchgängig bleibt das Individuum in einem fremden Volke sein Lebenlang ein Fremdling, und kann auf diesem fremden Boden körperlich wie geistig schwer gedeihen. Wenn es daher sehr natürlich ist, daß die Völker gegenseitig ihre Sitten und Gebräuche seltsam finden, weil ihnen der innerliche Gehalt derselben ein fremder ist, so ist es dagegen unnatürlich, wenn sich der Einzelne gegen die Sitten seines eigenen Volkes auflehnt. Allerdings kann es auch veraltete und schlechte Sitten geben, und wer sich für einen Propheten hält, mag zusehen, ob er mit seiner Reformation durchdringt; nur zu oft aber ist das Auflehnen gegen die Sitten und das Besserwissenwollen eine gehaltlose Aufgespreiztheit, welche der Zucht des objectiven Geistes, der sich in seiner Wahrheit bewährt hat, entwachsen zu sein meint; ein wirklich geistiger Gehalt findet auch seinen Anklang, und dem fortschreitenden Geiste muß auch die alte Form des Lebens weichen. An den äußeren Enden des Lebens geht die Sitte in die Mode über, deren schnelles Wechseln zum Sprichworte geworden ist; in dieser Aeußerlichkeit verliert die Sitte zum Theil ihre tiefe Bedeutsamkeit und es bleibt daher auch der Willkür des Einzelnen ein weites Feld des Wirkens, alte Moden abzuschaffen, neue einzuführen &c. Das Renommiren durch Unnatürlichkeit ist zur Zeit ziemlich außer Mode oder wohl gar außer Sitte gekommen, und man hat mehr das Bewußtsein, daß man sich in diesem Punkte am schicklichsten denen überläßt, welche in dieser Partie des Lebens ein produktives Talent zu entwickeln angewiesen sind.

Situation bedeutet zu deutsch „Lage, Stellung“, wird jedoch nur von Personen, nie von Sachen gebraucht. Man bezeichnet damit besonders das Verhältniß, in welchem sich Jemand zu einer Zeit befindet, das durch äußere Glücksumstände herbeigeführt worden ist, ohne sonderlich auf dasjenige, was im Innern vorgeht, Rücksicht zu nehmen. Daher ist jede S. etwas Passives, nie etwas Actives. Er befindet sich in einer übeln S., heißt soviel, als das Unglück hat ihn von allen Seiten getroffen. Von diesem allgemeinen Begriffe ausgehend unterscheidet man zweierlei Arten von Situationen, nämlich 1) die körperlich oder sinnlich dargestellte S. eines Wesens, sei es durch die Bildhauer- und Malerkunst, oder im wirklichen Leben durch Menschen auf dem Theater, oder an ähnlichen Orten. Die S. einer Statue erhöht die Schönheit des Gegenstandes, welcher dargestellt wird, je mehr sie sich an die Natur anschließt. So z. B. die der knidischen Venus und des olympischen Jupiter von Phidias, jenem hohen Meister der Kunst. 2) Etwas abstracter ist der Begriff der S. in der epischen und dramatischen Poesie, insofern die letztere nicht theatralisch oder mimisch dargestellt wird. Die Lyrik kennt keine Situationen, da sie nur das Gefühl ausdrückt. In jenen beiden Arten der Poesie wird die S. der jedesmal handelnden Person mit Worten gezeichnet, wie der Maler es mit dem Pinsel und der Bildhauer mit dem Meisel plastisch darstellen würde. Je anschaulicher die wörtliche Zeichnung der S. dem Dichter gelingt, desto mehr gefällt

seine Darstellung. Der Unterschied der epischen und der dramatischen S. springt in die Augen. Diese wird durch die Entwickelung der Charaktere zurückgedrängt, weil das die Hauptsache der dramatischen Darstellung ist, und die Situation wird eigentlich nur durch das freie Handeln der Personen herbeigeführt. Daher genügen flüchtige Umrisse, welche der Dichter giebt; alles Andere bleibt der scenischen Darstellung überlassen. Der epische Dichter dagegen malt selbst den geringfügigsten Gegenstand mit Worten soviel als möglich aus, weil Worte hier die Darstellung auf der Bühne ersetzen müssen. Jede S. muß angemessen eingeleitet werden, und für die dramatische Poesie ist es ein unerläßliches Erforderniß, daß sie den Bedingungen der Schönheit entsprechen. Am meisten tritt die plastische Darstellung der Situationen im Mimenspiel, der Oper und dem Ballet hervor, wo sie bald komisch, bald ernst sind.

Situationszeichnen oder das Planzeichnen lehrt uns die natürliche Beschaffenheit der Erdoberfläche oder eines Theiles derselben in ihren Grundrissen so darstellen, daß auch ein ungeübtes Auge sich bei gehöriger Anleitung deutlich in die topographischen Verhältnisse dieser oder jener Gegend hineinfinden kann. Durch die Situationszeichnenkunst entstehen also die Landkarten. Mögen sie ein größeres oder kleineres Terrain umschließen, immer sollen sie die auf demselben befindlichen Gegenstände dem Auge deutlich und unterscheidbar darstellen, was um so schwieriger wird, da es eigentlich gar nicht naturgemäß ist, bei diesen Dingen Schatten und Licht anzuwenden, wiewohl Einige sich dieser Methode bei der Zeichnung der Gebirge bedient haben, wie z. B. Malte-Brün es bei seinen vortrefflichen Karten in Anwendung gebracht hat. Lehmann dagegen (vgl. „Lehre der Situationszeichnung", herausgegeben von Becker und Fischer, 2 Bde., 4. Aufl., Dresd. 1828) hat diese so schwierige Bergzeichnung auf gewisse Theoreme zurückgeführt, so daß aus dem Grundriß nicht allein auf die Steilheit des Berges, sondern auch auf die Höhe desselben ein Schluß gemacht werden kann, wobei freilich ein vorzüglich geübter Zeichner verlangt wird, der den angenommenen Maßstab stets auf das Genaueste beobachtet. Nur durch kurze, feine Striche werden hier die Windungen und Züge der Bergketten dargestellt. Außer den Gebirgen kommen bei guten Situationszeichnungen noch besonders die Thäler, Schluchten, Pässe, Erdrücken, Bergebenen, die Abdachungen des Landes nach der See zu, die Flüsse mit ihren Wasserscheiden, Seen, Sümpfe, Meere, Wälder, sowie die Ebenen und Flächen des Landes in Betracht. Um bei so reichhaltigen Gegenständen Unterscheidungen hervorzubringen, hat man sich der Farben bedient (farbige Situation) und für die Bezeichnung der Dinge gewisse kurze Zeichen in ganzen Systemen aufgestellt, worüber Lehmann zu vergleichen ist. Es ist klar, daß nach dem verschiedenen Zwecke der Situationszeichnung auch auf verschiedene Gegenstände ein größerer Fleiß verwandt wird, als auf andere, welche dem Zwecke viel entfernter liegen. Für den Cameralisten würde eine militärische Situationszeichnung von keinem Nutzen sein, denn er will nicht das Profil der Schlachtfelder haben, sondern die Bezeichnung der fruchtbaren Kornfelder, der blühenden Wiesen, Hutungen, Grenzen ꝛc. Ebenso ist es in andern Branchen.

Siwa oder Schiwa, d. i. der Verehrungswürdige, einer der drei obern Götter der Inder, bedeutet das Feuer, sowohl als belebende und erzeugende, als auch als zerstörende Kraft. Seine wichtigsten Beinamen sind Isvaras, der Herr, Sthanus, der Ewige, Beständige, Rudras und Ugras, der Fürchterliche, und besonders Mahâdevas, der große Gott. Seine Farbe auf Bildwerken ist schneeweiß und sein Symbol ein Triangel, mit der Spitze nach oben, die Flamme bezeichnend. Auch hat er zuweilen vier Arme, wie Brahma und Vischnu, nur mit dem Unterschiede, daß sie, als Beweis seiner größern Macht, gleich von der Schulter an sich gliedern, während die des Vischnu erst vom Ellenbogen an abgehen. Sein drittes Auge auf der Stirn, weshalb er den Beinamen Trilochanas führt, bedeutet seine Allwissenheit durch die dreifache Welt: Himmel, Erde und Unterwelt. Darauf bezieht sich auch der Dreizack, trisûla, den er trägt. Andere Attribute beziehen sich theils auf die produktive Kraft des Feuers, wie die Schlangen (als Sinnbilder der Erneuerung), der Stier, welcher die Erde andeutet, die von Siwa befruchtet wurde, und besonders der Linga

oder Phallus (Geschlechtsglied); theils auf die zerstörende, wie Schlinge, Keule, Bogen, Pfeil und Dolch. Die Mythe läßt ihn auf Bergen wohnen (deshalb Girisvaras genannt), mit der berggebornen Göttin Pârvati vermählt. Seine Residenz Sivapusa, auf einer der drei Spitzen des Himalaya, wird als sehr prächtig beschrieben. Siwa thront darin von seligen Büßern und himmlischen Sängern und Tänzerinnen umgeben, sein Haupt reicht bis an die Atmosphäre, darum heißt er Vyomakesas, wörtlich dessen Haar Luft ist; aus seinen Haarbüscheln fließt der heilige Ganges. Bei dem Untergange der Welt durch Feuer bläst er die schreckliche Muschel Sankha, unterliegt aber der allgemeinen Zerstörung, die unter dem Bilde des Kâla oder der Zeit dargestellt wird. An seinen Festen werden Processionen mit Stieren gehalten, und, noch gegenwärtig, Umgänge mit dem Phallus. Einen Phallus pflegen die Anhänger des Siwa den heiligen Stieren auf die Hüfte zu brennen, oder sich selbst auf die Brust, in der Gestalt eines Henkelkreuzes, mit dem wir noch gegenwärtig den Planeten Venus bezeichnen. Der Siwaismus, der von dem Brahmanismus im engern Sinne zu unterscheiden ist, stammt aus dem nördlichen Indien und hat sich von da unter das ganze Land und die Inseln verbreitet. Die Siwaiten verbrennen ihre Todten nicht, aus Achtung vor dem Elemente, sondern begraben sie oder setzen sie den Raubthieren als Beute aus. Von den Thaten des Siwa handelt der Siwapurâna.

Siwa, wie sie Helmold im Chron. Slav. nennt, eigentlich Sieba, eine Gottheit der Wenden, war die Göttin des Lebens und der Liebe. Dieser Begriff ist so weit, daß es erklärlich ist, wie Andere sie für die Göttin der Fruchtbarkeit halten und mit Ceres vergleichen, oder sie zur römischen Venus machen können. Ihre Verwandtschaft mit der skandinavischen Sif, der Gemahlin Thor's, ist sehr wahrscheinlich. In der alten Sachsenchronik wird Siwa als eine Jungfrau beschrieben, die nackt ist, bis auf das lange Haar, welches sie, herabreichend bis zu den Waden, umhüllt; auf dem Haupte trägt sie einen frischen Blätterkranz und hält eine Traube mit einem grünen Blatte in der linken, einen goldenen Apfel in der rechten Hand. Der Apfel darf uns wohl an die ewigverjüngenden Iduna's-Aepfel der nordischen Mythe erinnern, und es ist thöricht, dabei an jenen der Venus zuerkannten Preis der Schönheit oder an die goldnen Aepfel der Hesperiden zu denken. Etymologisch bringt man Siwa mit dem slawischen Zywy (lebendig) oder mit Dziewa (Jungfrau) zusammen. Sie wurde zumeist in Rostock und Rhetra und als Göttin der Polaber von den mecklenburgischen und holsteinischen Wenden verehrt. Man vermuthet, daß ihr Tempel auf dem sogenannten Polaberberge erbaut gewesen sei, wo jetzt die Domkirche von Ratzeburg steht.

Siwah, die altberühmte Oase des Jupiter Ammon-Orakels in der Wüste Sahara (29° n. Br.), etwa 30 Meilen von der Küste, 60 Meil. vom Nil, ist eigentlich nur ein 2 Meil. langes und $^1/_2$ Meile breites Thal, scheint aber nach den entfernter liegenden Städteruinen früher größer gewesen zu sein. Neben Datteln, dem Hauptprodukt der Oase, wovon jährlich an 900 Kamelladungen, jede zu 3 Ctr., ausgeführt werden, findet man hier Granatäpfel, Feigen, viel Oliven, Aprikosen, Melonen, Trauben und verschiedene Gartenfrüchte. Die Bewohner dieser fruchtbaren Insel im weiten Sandmeere werden auf 8000 Köpfe angeschlagen, sind vom Berberustamme und wohnen in vier ärmlichen Ortschaften. Hier liegen noch die unbedeutenden Ruinen des altberühmten Ammontempels, zu welchem einst Alexander d. Gr. wallfahrte, um sich als Sohn Jupiter's adoptiren zu lassen. Mitten unter ihnen der 30 Schritt lange und 20 breite See, welchen der dem Ammon geheiligte Sonnenquell bildet. Das Orakel wurde zu Strabo's Zeit wenig mehr besucht. Als Zeugen vormaliger Cultur und starker Bevölkerung der Oase dienen die verhältnißmäßig überaus zahlreichen Katakomben. Denn alle Berge der Oase sind ausgezellt; viele sind unterirdisch ohne einen sichtbaren Eingang; manche grün, roth, gelb und blau ausgemalt, manche mit Sculpturen bedeckt, die boshafte Hände leider gemißhandelt haben. Goldgierde und Frömmelei haben übrigens hier übel gehaust, und Leichentrümmer und Schutt zeigen, daß der Mensch hyänenartig auch die heiligen Gemächer des Todes umwühlte. In neuerer Zeit sind viele dieser Todtenwohnungen von Lebenden bezogen

worden, und Minutoli fand sie 1820 von mehreren Hundert Arabern bewohnt, die sich sammt ihrem Scheik von der Oase Augila hierher geflüchtet hatten, weil sie als freie Männer den von der tripolitanischen Regierung geforderten Tribut nicht entrichten wollten. — Ueber die noch vorhandenen alterthümlichen Denkmäler auf Siwah sehe man eine genaue Beschreibung in Minutoli's Reise und Tölken's scharfsinnige Deutung derselben ebendaselbst.

Sixtus ist der Name von fünf römischen Päpsten. S. I. bestieg um das J. 120 den päpstlichen Stuhl und wird in der römischen Kirche als Märtyrer verehrt. Unter seinem Namen befinden sich in der Bibliotheca patrum zwei Briefe. — S. II. wurde 257 Nachfolger des Stephanus, bald darauf aber in der Verfolgung des Valerianus hingerichtet. — S. III., 432—40, sendete den Patricius, den Apostel der Irländer, ab und hatte Leo den Großen zum Nachfolger. — Franzesco Rovere aus Albizuola, früher Franziskanergeneral und Cardinal, nahm nach der Wahl als Papst 1471 den Namen S. IV. an. Auch in seiner Regierung schien der größte Gedanke, welcher in damaliger Zeit die Päpste beseelte, die Vereinigung des Abendlandes gegen die Ungläubigen, ein durchgehendes Interesse bilden zu wollen; bald aber überwog die Begierde, seine Familie zu bereichern und zu vergrößern, alle anderen Richtungen, und verwickelte ihn fortwährend in kleinliche Intriguen, in ungerechte Kriege in den Nachbarstaaten, sogar in die berüchtigte Verschwörung der Pazzi gegen die Medici. Um für diese Kriege, sowie für sein ganzes eitles und unsittliches Leben stets volle Kasse zu haben, trieb er die ärgste Simonie, verkaufte Ablaß, erpreßte ungeheure Abgaben, den Zehnten von den Kirchenämtern und scheute sich nicht, als päpstliche Heiligkeit die ersten Bordelle in Rom zu privilegiren, weil er von ihnen eine jährliche Abgabe von 20,000 Ducaten bezog. Rom wurde unter ihm durch viele und treffliche Bauten verschönert, die Wissenschaft bereichert durch Vermehrung der Vaticanbibliothek und die Kirche beschenkt mit der päpstl. Bestätigung des Festes der unbefleckten Empfängniß Mariä, welches bereits von der großen Kirchenversammlung zu Basel auf den 8. Dec. angesetzt war. Sein Tod erfolgte 1484, mit aus Verdruß über den Frieden von Bagnolo. — S. V., jedenfalls einer der tüchtigsten Päpste, hieß eigentlich Felix Peretti und war am 18. Decbr. 1521 in Grotte a Mare unweit Fermo geboren. Die Armuth seiner Aeltern wurde für den lernbegierigen Knaben ein Hinderniß des Schulbesuches, bis ein verwandter Franziskaner das Schulgeld in Fermo für ihn bezahlte und seinen bereits im 12. Jahre erfolgten Eintritt in den Franziskanerorden bewirkte. Zu Fermo und später auf den Universitäten Ferrara, Bologna, zu Rom u. a. O. fortgebildet, erwarb Peretti sich schnell alle akademischen Grade; lehrte 1544 und 46 das canonische Recht zu Rimini und Siena; erlangte 1548 die Priesterwürde und die eines Doctors der Theologie; ward durch den Einfluß des Großinquisitors zu Rom Michel Ghisleri, den 1552 ein Zufall zu seinem Freunde gemacht hatte, Generalinquisitor zu Venedig; erhielt wegen seiner unermüdlichen Thätigkeit für die strenge katholische Partei von Pius V. das Generalvicariat des Franziskanerordens; wurde dann selbst Großinquisitor zu Rom, Bischof von Agatha und Beichtvater desselben Papstes; und, nachdem er 1570 zum Cardinal erwählt war, als welchen man ihn von einem Städtchen in der Nähe seines Geburtsortes Montalto nannte, empfing er noch das Bisthum Fermo, wo er als Knabe Obst und Vieh gehütet. Allerdings hatte Montalto als Cardinal durch Selbstbeherrschung und erzwungene Versöhnlichkeit Viele über seinen wahren Charakter getäuscht, die Tiara erhielt er aber 1585, nicht weil man einen alten, kränklichen, nachgiebigen Mann in ihm vermuthet, — so weit ist seine Verstellung nie gegangen, im Gegentheil wählte ihn das Conclave, „weil er nach den Umständen in noch ziemlich frischem Alter und von starker und guter Complexion sei“ — sondern weil die mächtigen Cardinäle Medici und Este, um nur einem spanisch oder französisch gesinnten Papste zu entgehen, mit allem ihrem Ansehen seine Wahl beförderten und beschleunigten. Kaum auf dem päpstlichen Stuhle, dem Zielpunkte seines Ehrgeizes angelangt, zeigte S. V. sich in seiner vollen Kraft und Thätigkeit. Gegen die Banditen, die unter der geld- und ordnungslosen Regierung seiner Vorgänger gewaltig überhand genommen hatten, verfuhr er, wenn auch zuweilen mit echt orientalischer Justiz, mit solcher Strenge, Schnelligkeit und Energie, daß sie bis zum J. 1586 im Kirchenstaate

völlig ausgerottet waren. Bedeutend war er freilich dabei von allen Nachbarstaaten, die er durch weise Nachgiebigkeit, durch Fallenlassen von bestrittenen Rechten, Ertheilen von Privilegien 2c. gewonnen hatte, unterstützt worden. Hierdurch nun, sowie durch den allgemeinen Frieden, durch Anbau von Städten und durch Begünstigung des Ackerbaues und der Gewerbe (Seiden- und Wollenfabriken) förderte S. den Wohlstand des Landes, das dann auch wieder den immer neuen Auflagen genügen konnte, die er, trotz seiner Sparsamkeit und musterhaften Finanzverwaltung und trotz des einträglichen Aemterverkaufs, dennoch fortwährend machen mußte, um die Kosten seiner ungeheuren Bauten (der colossalen Aquäducte, Vollendung der Kuppel S. Peter's, Aufstellung des Obelisken, Anbau des großen Bibliotheklocals am Vatican u. v. a.) und die Füllung seines Schatzes (er hinterließ 3 Mill. Scudi) zu bewerkstelligen. Auch die Wissenschaft unterstützte S. und suchte sie durch eignen Fleiß zu fördern. Er besorgte 1580 eine neue Ausgabe des Ambrosius, nahm sehr thätigen Antheil an der Verbesserung des Kalenders unter Gregor XIII., machte Auszüge aus Aristoteles, schrieb ein Werk über mystische Theologie, edirte als Papst die Vulgata, vermehrte die Vaticanbibliothek u. a. m. Bei weitem größer aber als auf sie ist sein Einfluß auf die Kirche. Zu den sieben bestehenden Cardinalcongregationen fügte er, um so viel möglich alle Verhältnisse unter geistliche Obhut zu stellen, acht neue hinzu, setzte die Zahl der Cardinäle auf 70 fest, und bewirkte durch das Beispiel der Sittlichkeit, welches er der Curie gab, daß diese, noch einmal in voller sittlicher Kraft sich erhebend, der ganzen katholischen Kirche einen neuerwachten Geist mitzutheilen strebte, — den letzten Versuch, die Welt zu überwinden. — Kühn und groß war endlich auch sein Streben und Wirken in politischen Kreisen. Die Türken wollte er aus Europa verjagen, Rußland sich unterwerfen, Aegypten erobern, das heilige Grab befreien oder nach Italien entführen, doch blieb es mit dem Allen nur beim Wollen. Dagegen bewog er wirklich Rudolf II. zu harter Verfolgung der Protestanten in Deutschland, und Heinrich IV. zwang er sogar, zum zweitenmale zum Katholicismus überzutreten, um im Kampfe gegen den Papst nicht Frankreichs Krone zu verlieren. Lange wollte S. diesen Ketzer und Apostaten, auch wenn er wieder in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehre, nicht anerkennen; vielmehr hoffte er, die Krone Frankreichs einem Nepoten oder Philipp II. von Spanien zu verschaffen. Allein als er die Hoffnung für seinen Nepoten aufgeben mußte; als Venedig zuerst und bestimmt sich für Heinrich erklärte; als dessen Gesandter Leonardo Donato Argwohn über Spaniens zu großen Einfluß auf Italien in ihm zu erwecken wußte; als Mr. de Luxemburg, Frankreichs Abgeordneter, ihm vorstellte, daß mehr die Abneigung gegen Spanien als religiöse Ueberzeugung die Hugenotten abhalte, zur katholischen Kirche zurückzukehren; da erklärte er sich, den kühnsten Hoffnungen einer Wiedervereinigung der Kirche Raum gebend, für Navarra, und trat somit der bis jetzt immer treu gewesenen streng katholischen Partei, deren Führer Philipp von Spanien war, feindlich entgegen. Mit diesem hatte er in früherer Zeit in persönlich achtungsvollem und freundschaftlichem Verkehre gestanden; Beide hatten gemeinschaftlich das eine Ziel, den Sieg des echten Katholicismus verfolgt; — jetzt forderte Philipp, durch seinen Gesandten Olivarez, den Papst zur Rechenschaft, protestirte förmlich gegen die Anerkennung und Absolution Heinrich's, und S., der sonst so thatkräftige und entschlossene Mann, schwankt, ob er der gerechten Sache, der Gewalt und den Drohungen Spaniens, oder den glänzenden Aussichten, den Versprechungen Frankreichs und der milder gesinnten katholischen Partei nachgeben soll. Bald hier, bald dahin sich neigend, bald Olivarez Alles einräumend, bald sogar heimlich mit den Niederlanden und Elisabeth von England gegen Philipp unterhandelnd, kann er die alte Kraft und Energie seiner Regierung nicht wiederfinden, und dies verkümmert seine letzten Tage. Durch Spaniens Einfluß sind die Feindseligkeiten mit den Nachbarstaaten und mit ihnen das alte Banditenwesen wieder erwacht, als er den 27. August 1590 stirbt. Das Volk, erbittert durch die großen Abgaben und durch Zweifel an der Rechtgläubigkeit des Papstes, riß seine Bildsäule nieder; und weil er gerade während eines Gewitters gestorben, verbreitete sich unter ihm die Sage, Peretti habe einen Bund mit dem Bösen gemacht, welcher,

nachdem er ihn von Stufe zu Stufe erhoben, nun nach abgelaufener Frist im Gewittersturm seine Seele entführt habe. Vergl. über Sixtus V. das vortreffliche Werk von Ranke „die römischen Päpste" (Berlin 1834—36, Bd. 1. 437—499, Bd. 2. 198—217). —

Sjögren, Andr., Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, ein geborner Finne, hat sich große Verdienste um Erforschung der finnischen Sprachen in ihrem großen Zusammenhange erworben. Schon frühzeitig widmete er seine ganze Aufmerksamkeit und den beharrlichsten Fleiß der Erlernung der für die ältere russ. Geschichte, sowie für sprachvergleichendes Studium überhaupt, so wichtigen Dialekte der finnischen Sprache und durchwanderte zu diesem Zwecke die nördlichen Gouvernements des Reichs Olonez, Archangel und Wologda, dann auch die sibirischen Gouvernements, um diese Mundarten und zugleich die Sitten, Gebräuche und Ueberlieferungen der verschiedenen finn. Stämme an Ort und Stelle näher kennen zu lernen. Als ein Ergebniß dieser Studien lieferte er die Sprachlehre des syrjänischen Dialekts und mehrere gelehrte Abhandlungen, zumeist in den Memoiren der Petersburger Akademie, über Sprache und Sitten der Tscheremissen, Mordwinen, Tschuwaschen, Wotjäken, Teptjären, Ostjäken, Permjäken und anderer finnischer Volksstämme, die er überall in ihren Wäldern und Schlupfwinkeln an der Wolga und ihren Nebenflüssen, wie auf den Hochebenen Sibiriens, im Ural und in den sibirisch-tatarischen Grenzgebirgen aufgesucht und beobachtet hatte. In den Jahren 1833 und 1834 machte er im Auftrage der Akademie eine Reise nach dem Kaukasus, um die Sprachen, Sitten und Traditionen der dortigen Stämme, insbesondere der Osseten mit Hinblick auf die Hypothesen von der Abstammung skandinavischer Sprachen und Mythen aus jener uralten Wiege der Völker und von dem Zusammenhange des ossetischen mit dem altnordischen Sprachstamme zu erforschen; Ideen, die besonders durch Julius **Klaproth** (s. d.) und andere Sprach- und Geschichtsforscher angeregt worden waren. Als vorläufige Früchte dieser Reise sind seine Sprachlehre und das Wörterbuch des Ossetischen (Petersburg 1840) anzusehen.

Skalden heißen die Dichter der alten Skandinavier, der Schweden, Dänen, Norweger, Isländer. Sie bildeten einen zunftmäßigen Stand und hatten dieselbe Stellung, wie die walischen, irischen und galischen Barden. Ihre Kunst eigneten sie sich an durch Unterricht, der in der Zunft ertheilt ward und auf Zweierlei sich bezog: den Stoff der Gesänge, sofern derselbe Sagen von Göttern und Helden enthielt, und die Art und Weise, diesen Stoff zu gestalten und nach bestimmten die poetische Sprache und die Versarten betreffenden Regeln darzustellen. Eine Sammlung alter Skaldenlieder, welche zum Theil im 6. Jahrhundert gedichtet sind, enthält die ältere **Edda** (s. d.). Es sind Lieder von Göttern und Helden der heidnischen Vorzeit, deren Andenken noch lange nach Einführung des Christenthums, am reinsten in Island, durch die Poesie der Skalden erhalten ward. Wie noch in der christlichen Zeit die alte nordische Mythologie den Hauptstoff der Skaldenpoesie lieferte, so erbte auch die eigenthümliche Kunst der Darstellung fort. Der zweite Theil der jüngeren Edda des isländischen Lagmans Snorri Sturluson (1178—1241), der den Namen Kenninger (d. h. poetische Benennungen und Umschreibungen) führt, ist eine Anweisung zur Dichtkunst, welche durchaus aus alten Skaldenliedern entlehnt ist. Der 4. und 5. Theil derselben enthält eine Abhandlung von den grammatischen, rhetorischen und poetischen Figuren und eine Metrik oder Prosodie, die nichts als eine Feststellung sind dessen, was seit uralter Zeit bis dahin sich in ununterbrochener Entwickelung gebildet hatte. Doch nicht blos aus den Sagen von Göttern und Helden nahmen die Skalden ihre Stoffe, sondern auch aus der Gegenwart. Sie zogen von Hof zu Hof, wegen ihrer Kunst sowohl, als auch wegen ihrer Erfahrung und Einsicht allenthalben große Ehre genießend, und besangen, was die Gelegenheit darbot, Schlachten, Thronbesteigungen, Versöhnungen, Todesfälle, Liebesverhältnisse u. dgl. Für jede Classe von Vorfällen und gemüthlichen Zuständen hatten sie besondere Dichtungsarten. Helden und Könige — später erst auch Märtyrer und Heilige — wurden z. B. verherrlicht durch die Drápa, das vorzüglichste, längste und feierlichste unter den Ehrengedichten. Die Drapa ward gesungen in

der berühmtesten Versart der Skalden, dem Dröttkvazdi, welches in zwei Unterarten zerfiel, die eine 8- oder 6- oder 10zeilig, mit 6 Sylben, die andere 8zeilig mit 8 Sylben im Verse. Beide Unterarten hatten in den Vorderzeilen den unvollkommenen, in den Nachzeilen den vollkommenen Beiklang, d. h. den in jeder Verszeile zweimal angebrachten Gleichklang einzelner Silben. Der Versarten der Skaldenpoesie, welche haettir hießen, gab es überhaupt 136. Allen war ursprünglich blos die Alliteration, oder der Buchstabenreim eigenthümlich, seit 1150 aber kam durch Einar Skulason, den Skalden des Königs Sverker Kolson von Schweden, auch der Endreim in Aufnahme. Einar Skulason gebrauchte ihn zuerst in einem Lied, das er auf die Schlacht bei Lekbärg dichtete, welche König Eystein in Norwegen über die Einwohner von Hisingen gewann. (Vgl. Th. Legis, Fundgruben des alten Nordens, Bd. 1, Lpz. 1829.) Von vielen Skalden sind uns die Namen aufbewahrt, von Egill, Skallagrim's Sohn, von Markus, Skegge's Sohn, von Hallfred Vandräda, Skalld, Ottar's Sohn, Rath beim König Olaf Trygveson u. s. w. Eine Anschauung ihrer Poesie gibt die treue Uebersetzung der Heimskringla von Wachter. Vergl. John Olassen „Om Nordens gamle Digtekonst, Grundregler, Versarter, Sprog og Foredragsmade“ (Kopenh. 1786). Ganz der Skaldenpoesie nachgebildet sind die Liebesklagelieder des Königs Harald Hardradi in den Fornmannasogur und Heimskringla.

Skamander, ein kleiner Fluß in der troischen Landschaft, der mit dem **Simois** Zeuge der großen Thaten war, die uns Homer beschreibt. Früher hieß er Xanthus und Homer erzählt, daß ihn die Götter noch so nannten. Merkwürdig ist Homer's Erzählung von dem Kampfe Achill's mit dem Flußgotte S. (Ilias Ges. 21). Was Homer sagt, daß von den Quellen dieses Flusses die eine warm, die andere kalt sei, haben neuere Reisende bestätigt. Jetzt heißt er Skamandro.

Skanderbeg, Fürst von Epirus (Albanien), gefeiert als der unbesiegbarste Gegner der Türken, wie sein Zeitgenosse Johann Hunyady der Vertheidiger von Ungarn, hieß eigentlich Georg Castriota und war der jüngste Sohn Johann's C., der Herr von Aemathia war, als Murad's II. siegende Heere zum erstenmal in Epirus eindrangen. Er wurde mit den ältern Brüdern als Geißel für die Treue seines Vaters an den Sultan gegeben, beschnitten und als Moslim erzogen. Seine Brüder starben bald, er aber, ausgezeichnet durch körperliche Bildung und geistige Anlagen, wurde, kaum 18 Jahr alt, schon Sandschakbeg und that sich durch glänzende Tapferkeit so hervor, daß er den Beinamen Iskanderbeg (Skanderbeg) d. i. Fürst Alexander erhielt. Im Jahre 1443, in seinem 29. Jahre, begann seine zweite Lebensperiode, als Kämpfer gegen die Türken. Murad war von Hunyady bei Nissa geschlagen, S. entwich aus dem Heere, zwang den Staatssecretär des Sultans, unter angedrohtem Tode, an den Befehlshaber von Croja (jetzt Akhissar) einen Befehl auszufertigen, wodurch ihm aufgetragen ward, dem Vorzeiger die Festung als seinem Nachfolger zu übergeben. Darauf erdolchte er den Staatssecretär, entwich eilig, und erhielt Croja übergeben, wie er es wünschte. In der Nacht ließ er seine schon vorher gesammelten Anhänger ein und ermordete die türkische Besatzung, worauf sich die übrigen zum Theil noch freien kleinen Fürsten des Landes unterwarfen, in einer Versammlung ihre Beiträge an Geld und Soldaten zusagten und S. in 30 Tagen Herr von ganz Epirus war. Als solcher hat er bis an seinen Tod (1466) 23 Jahre lang den oft mit aller Macht unternommenen Angriffen Murad's und seines Nachfolgers Mohammed's II., des Eroberers von Konstantinopel widerstanden; Croja wurde nicht erobert, obwohl Murad 1450 so große steinerne Kugeln (von 6 Centnern) gegen seine Mauern abschießen ließ, daß er die Kanonen dazu erst an Ort und Stelle mußte gießen lassen. Es ist dies die erste Erwähnung der ungeheuern Steinkugeln, dergleichen noch heute an den Dardanellen und zu Rhodus liegen. Mohammed schloß 1461 förmlich Friede mit S. Sein Name erscholl durch die ganze christliche Welt, aus vielen Gegenden Europas strömten Ritter zu seinen Fahnen und viele gleichzeitige Historiker erwähnen ihn. Sein Leben ist von Barlet (de Vita, Moribus et Rebus Gestis Georgii Castrioti libr. XIII, Argentor. 1537, Fol.) beschrieben und diesem haben die übrigen Biographen, namentlich viele Italiener (in Muratori's Sammlung) nachgeschrieben. Leider

wird die geschichtliche Auffassung des merkwürdigen Mannes sehr getrübt durch den Prunk dieser Darstellung und die pomphaften Erzählungen, die voll sind von historischen Fehlern und sich in ganz sagenhafte Uebertreibungen auslassen. Als er noch im türkischen Heere diente, soll er Städte erobert haben, von denen wir wissen, daß sie lange vor ihm erobert; aus der spätern Zeit wird von Schlachten erzählt, worin 22,000 Türken und nur 100 Albanesen gefallen; sein mit Wundern der Tapferkeit ausgestatteter calabresischer Feldzug (bei Barlet Buch 9 und 10) ist völlig erdichtet; Name und Thaten von ihm, an Alexander erinnernd, veranlaßten die Sage von dem Traume seiner Mutter, einer serbischen Prinzessin Woisawa, daß sie von einer ungeheuern Schlange entbunden würde, welche die Türkei verschlang u. s. w. Eine vollständige Kritik ist hier kaum möglich. Einstimmig wird ihm nachgerühmt, daß sein jährliches Einkommen von 200,000 Ducaten, das er theils aus den Beisteuern der kleinern Fürsten, theils aus seinen Erbbesitzungen und den Salzwerken von Selime zog, streng zum öffentlichen Verbrauche verwendet wurde. S. starb 1466 zu Lissus (Alisso). Darauf fiel sein Land in die Hände der Türken, sein Grab wurde zerstört und die Janitscharen ließen seine Gebeine in Armbänder fassen. Sein Sohn erhielt ein neapolitanisches Herzogthum zu Lehn und viele dortige Familien stammen in weiblicher Linie von ihm ab.

Skandinavien, eine Halbinsel im Norden Europas, welche, im Nordosten auf eine Strecke von etwa 70 M. mit Rußland grenzend, sich vom $22^1/_2{}^0$—49^0 östl. L. und vom $55^1/_3{}^0$—$71^1/_6{}^0$ nördl. Br. zwischen dem Eismeere, atlantischen Ocean, der Nordsee, dem Skagerrack, Kattegat und Sund im Norden und Westen einerseits und dem bottnischen Meerbusen und der Ostsee im Osten und Süden andererseits in einer Länge von fast 270 und in einer Breite von 50—100 M. hinerstreckt. Diese Halbinsel begreift die beiden Königreiche Norwegen (s. d.) und Schweden (s. d.) und hat einen Flächeninhalt von fast 14,000 □M. Das sie durchziehende Gebirge theilt sie in zwei Hälften, von denen die westliche, Norwegen, vorzugsweise Gebirgsland, die Osthälfte, oder Schweden, dagegen mehr ein Tiefland ist. Das skandinavische Gebirge erstreckt sich, ohne allen Zusammenhang mit einem andern Gebirge Europas, vom Warangerfiord im Nordosten bis zum Vorgebirge Lindesnäs im Südwesten, oder vom 71^0—58^0 nördl. Br. in einer Länge von ungefähr 240 und einer durchschnittlichen Breite von Westen nach Osten von 40 M. und nimmt also einen Flächenraum von 7500—8000 □M. ein. Es ist viel einförmiger und weniger gliederreich als die mitteleuropäischen Gebirge, indem es kein Ketten-, sondern ein Massengebirge bildet, das nirgend einen scharf abgeschnittenen Kamm hat, sondern dessen Scheitel zum größten Theile aus wellenförmigen Bergebenen (Fjelden) besteht, welche in den nördlichern Theilen des Gebirges schmaler sind, in den südlichern aber eine Breite von 10—12 Meilen erlangen und über welchen die einzelnen Berggipfel unregelmäßig zerstreut nadel- oder zahnförmig emporragen. Man unterscheidet im skandinavischen Gebirge vier Haupttheile: Das lappländische Gebirge im Norden vom Warangerfiord, mit einer mittlern Höhe von 1000—2000 F.; die Kjölen, in einer mittlern Höhe von 1500—2500 F.; das Dovrefjeld bis zur Quelle des Lougen, die sich in dem tiefsten Einschnitte der den Gebirgskamm bildenden Scheitelfläche befindet, mit einer mittlern Höhe von 2500—3500 F.; endlich die südlichen Fjelde, welche die Südwestspitze der Halbinsel zwischen dem Stavangerfiord und dem Skagerrack einnehmen und im Hardanger-, Lange- und Sognefjeld bis zu 4—5000 F. mittler Höhe aufsteigen, südlich aber im Jögle- und Byklefjeld wieder zu 3000 und 1500 F. Höhe herabsinken. Die Höhe des Gebirgs steigt von Norden nach Süden zu an und hat auch hier seine höchsten Gipfelhöhen, indem sich das lappländische Gebirge bis zu 3000 F., die Kjölen im Sulitelma bis zu 5796 F., das Dovrefjeld im Sneehättan bis zu 7100 F., im Hardangerfjeld aber im Skagestölkind bis 7650 F. erheben. In demselben Verhältnisse wie in der Höhe nimmt das Gebirge von Norden nach Süden auch in seiner Breite zu, so daß es gerade da seine bedeutendste Breite von Westen nach Osten hat, wo es am höchsten ist. Vermöge seiner polarischen Lage trägt das Gebirge ganz den Charakter und die Natur eines Hochgebirges, mit zahlreichen unermeß-

lichen Gletschern und Schneefeldern, das die Alpen an Rauheit und Wildheit der Formen noch übertrifft. Die Abdachung ist verschieden nach Osten und nach Westen, denn von der Ostseite steigt es allmählig in sanfter Erhebung zur Scheitelfläche an, der westliche Abhang dagegen fällt jäh vom Plateau ins Meer hinab, oft in senkrechten Felswänden von 2000 F. Höhe und darüber und setzt sich noch im Meere durch eine Menge die Küste umsäumender Felseninseln, gleichsam den abgefallenen Trümmern des Festlandes, fort, von denen die wilden Lofodden im Eismeere eine bedeutende Inselgruppe bilden. Dieser verschiedenen Abdachung entspricht auch die Thalbildung auf beiden Seiten. Denn während auf seinem Ost- und Südostabhange das Gebirge in zahlreiche parallele, in der Richtung zwischen Südosten und Süden laufende Flußthäler sich spaltet, findet man deren auf der Westseite nur unbedeutende und wenige. Ihre Stelle nehmen hier die zahlreichen Fiorde ein, schmale von steilen Felswänden umgebene Meerbusen, welche ungemein tief, oft 10—15 M. weit in die Masse des Gebirgs einschneiden und auf diese Weise den Verkehr mit Gegenden vermitteln, die sonst ganz unzugänglich und deshalb unbewohnbar sein würden. Diesen Fiorden entsprechen gewissermaßen die Landseen, welche den Fuß des Gebirgs auf seiner Ostseite wie in einer Zone umgeben. Sie bilden fast alle schmale langgestreckte Becken, zu denen sich die aus dem Gebirge herabströmenden Flüsse erweitern und liegen sämmtlich in einer Höhe von 600—1100 F. in der Zone der Vorberge, welche sich im Osten des skandinavischen Hochlands in einer Breite von 10—20 M. in einer Höhe von 800—1000 F. erstrecken und den Uebergang zum eigentlichen Tieflande bilden. Das Flachland S.'s, welches die Ostseite der Halbinsel ausmacht, und im entgegengesetzten Verhältnisse zu dem Hochlande von Süden nach Norden in dem Maße an Breite zunimmt, als das letztere in dieser Richtung allmählig schmäler wird, nimmt einen Flächenraum von 6000—6500 □M. ein. Es kann nur im Verhältnisse zum Hochland Tiefland genannt werden, denn es besteht nirgend aus Schwemmland, sondern überall bildet anstehender fester Fels den Grund der Ebenen wie der Hügel und nur von der ihn bedeckenden Schicht Dammerde hängt es ab, ob er hier nackt und kahl, dort mit Gras- und Getreidefluren oder Wäldern bedeckt erscheinen soll. Daher kommt es auch, daß oft mitten in einem Kornfelde nackte Felsen emporragen; daß die Flüsse selbst in den Ebenen über Felsenbetten dahinfließen, mit häufigen Stromschnellen oder auch oftmals zu Landseen mit Klippenufern sich erweitern; daß sich nirgend eigentlicher Horizontalboden findet und die niedrigen Ebenen von Hügelreihen durchzogen und mit einzelnen Bergen bedeckt sind, die oft durch die Nähe des Meeres oder eines der großen Landseen eine nicht unbedeutende relative Höhe und durch ihre Felsnatur malerische Formen erhalten, und endlich daß auch die Ostküste der Halbinsel überall felsiger Natur, von zahlreichen Busen und Buchten durchschnitten und von zahlreichen Inseln umsäumt ist, von denen Seeland und Gothland ziemlich groß sind. In Bezug auf die geognostische Beschaffenheit besteht das Gebirge der skandinavischen Halbinsel vorzugsweise aus Gneis und Glimmerschiefer, weniger häufig aus Porphir, Syenit, Granit und Urkalk; dagegen sind vulkanische Gesteine ganz unbekannt und abgesetzte Versteinerungen führende Schichten selbst im Tieflande selten. Daher ist auch der Boden unfruchtbar und besteht meist nur aus verwittertem Urgestein; Salz fehlt gänzlich und Steinkohlen finden sich nur in unbedeutender Menge an der Südspitze, während das Land sonst einen Reichthum an Silber, Kupfer und vorzüglich an Eisen besitzt. Das Klima der skandinavischen Halbinsel ist auf der Westseite beiweitem milder als in den östlichern Gegenden unter derselben Breite, da die Westseite der Halbinsel vermöge der vorherrschenden feuchten und warmen Westwinde und der Meeresströmungen in jeder Beziehung ein maritimes, d. h. ein sehr feuchtes Klima besitzt mit verhältnißmäßig milden Wintern und kühlen Sommern, die Ostseite dagegen sich mehr dem Continentalklima Rußlands nähert und bei größerer Trockenheit im Allgemeinen wärmere Sommer und kältere Winter hat. Nach Norden zu nimmt der Sommer verhältnißmäßig an Länge ab, bis er sich jenseit des Polarkreises, Frühling und Herbst eingerechnet, auf 56 Tage beschränkt. Ein ähnlicher Unterschied, wie hinsichtlich der Wärme und Kälte findet auch hinsichtlich des Niederschlags statt; denn während die Westküste der Halbinsel, vermöge

der von dem Westwinde vom Meere herbeigetriebenen Menge Wolken, die sich an den hohen Gebirgen entladen, die regenreichste Gegend von Europa ist, fällt auf der Ostseite ungefähr nur ein Viertel derselben Regenmenge und zwar vorherrschend im Sommer, während es auf der Westseite fast in allen Jahreszeiten gleichmäßig regnet. Die Grenze des ewigen Schnees im Gebirge hat, je nach seiner südlichern oder nördlichern Lage, eine verschiedene Höhe. Auf der Ostseite steigt die Schneegrenze wegen der größern Sommerwärme im Ganzen etwas höher hinan als auf der Westseite des Gebirgs, wo die kühlern Sommer das Schmelzen des Schnees nicht so befördern. Wenige Länder sind so gut bewässert wie die skandinavische Halbinsel; doch sind die Flüsse S.'s wenig zur Schiffahrt geeignet, einmal, weil sie sich nur wenig zu größern Strömen einigen und dann wegen ihrer felsigen Betten, ein Umstand, der jedoch S. einen Reichthum an den malerischsten Wasserfällen verleiht. Die ganze Ostseite der Halbinsel wird von einer Unzahl von Flüssen und Flüßchen, die fast alle den Namen Elf führen, durchfurcht. Sie entspringen größtentheils auf dem Gebirge, von dem sie dem bottnischen Meerbusen, der Ostsee oder dem Skagerrack zuströmen in einer Richtung, die bei den nördlichen Flüssen von Nordwest nach Südost geht, dann aber südwärts bei den einzelnen Flüssen sich immer mehr nach Süden wendet, bis sie bei den südlichsten Flüssen völlig von Norden nach Süden geht. Die bedeutendsten davon sind von Norden her die Torneå-, Luleå-, Piteå-, Umeå-, Angermanna-, Indals-, Ljusnå-, Dal- und Motalaelf, die in den bottnischen Meerbusen und die Ostsee, die Götaelf und der Glommen mit dem Nebenflusse Lougen, welche in das Skagerrack münden. Wenigere und nur geringere Flüsse strömen dagegen auf dem steilen Westabhange des Gebirgs dem Meere zu. Außer den Flüssen sind auch die zahlreichen Landseen zu erwähnen, welche sämmtlich Flußseen sind und theils auf dem Gebirge selbst, theils und hauptsächlich am östlichen Fuße desselben, theils im Tieflande sich befinden, wo unter andern der Wener-, Wetter-, Hjelmar- und Mälarsee, die größten Seen S.'s, zusammen mit mehr als 160 QM. Flächeninhalt, liegen und so eine Einsenkung in den Boden Schwedens bilden, die, Gothland von Svealand trennend, von Meer zu Meer reicht und jetzt vermöge angebrachter Kanäle (s. Schweden) eine Wasserverbindung zwischen der Nord- und Ostsee herstellt. Im Ganzen schlägt man den Flächeninhalt aller Seen und Sümpfe S.'s auf 13,030 QM. an. Die fast nur aus Nadelhölzern bestehenden Waldungen bekleiden selten die Scheitel des Gebirgs, meist nur seine Abhänge so wie die Rücken der Vorberge, und der Ackerbau ist im Gebirge nur in den gegen Süden geöffneten Thälern und im Hintergrunde und der Nachbarschaft der Fiorde an einzelnen geschütztern Stellen heimisch. Im Tieflande dagegen nehmen die Waldungen neun Zehntel der ganzen Bodenfläche ein; der Ackerbau ist deshalb ebenfalls, wenn auch nicht so wie im Gebirge, auf einzelne fruchtbare Striche, meist gelichteten Waldboden beschränkt.

Im gewöhnlichen Leben versteht man unter Skandinavien die drei nordischen Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen. Bei den Alten war die dänische Halbinsel Jütland nicht mit inbegriffen, vielmehr wurde sie als Chersones der Cimbern (s. d.) zu dem eigentlichen Germanien (s. d.) gerechnet; Norwegen scheint ihnen unbekannt geblieben zu sein, denn die bei Plinius neben Skandinavien genannte Insel Nerigo, von der man nach Thule (s. d.) schiffe, ist wohl richtiger auf Hibernien (s. d.) und nicht, wie gewöhnlich geschieht, auf Norwegen zu beziehen. Der zuerst bei Plinius vorkommende Name Skandinavia, oder wie er bei Ptolemäus lautet, Skandia, ist vielleicht von Skaney (Schonen), der schwedischen Südspitze, abzuleiten und wurde mit der Zeit für die Inseln der Ostsee, die vielleicht schon Pytheas, der Massilier, auf seiner Fahrt gesehen hatte, im Allgemeinen gebraucht. Schweden selbst hielten die Alten ebenfalls für eine Insel. Ptolemäus bezeichnet es als die östlichste und größte der vier skandinavischen Inseln und gab ihm vorzugsweise den Namen Skandia. Noch Jordanes kennt Schweden nur als die Insel Scandia, von der sich nach ihrer Stammsage die Gothen (s. d.) herleiteten, ebenso Paulus Diaconus, der die Longobarden nach der Stammsage von dort herstammen läßt. Den Namen Thule trug Prokopius auf S. über. Die Bewohner S.'s erkannten schon die

Alten für einen, bei Plinius mit dem Namen Hillevionen benannten Zweig des germanischen Völkerstammes; nicht blos die alten Sagen über ihre Abstammung, sondern dem Deutschen eng verwandte Sprache (s. Germanische Sprachen), Glauben (s. Nordische und Deutsche Mythologie), Sitte und Recht erweisen sie als ihm angehörig. Bei Tacitus läßt sich ein Gegensatz zwischen den germanischen Suionen und ihren finnischen Nachbarn, den von einer Frau beherrschten Sitonen erkennen. Unter mehreren Völkern, die Jordanes als skandinavische aufführt, sind es drei, in denen als den mächtigsten, die übrigen bald aufgehen, nämlich die Dänen, Gauten (nicht mit den german. Gothen zu verwechseln) und Schweden; ihnen schließen sich dann die Nordmannen Norwegens an, von dessen südlichstem Theile auch er schon eine schwache Kunde gehabt zu haben scheint.

Skandinavische Sprache und Literatur. Die sogenannte skandinavische, altnordische oder norränische, isländische Sprache gehört dem germanischen Sprachstamme an und wurde einst mit nur geringer Dialektverschiedenheit von allen Völkern Skandinaviens (s. d.) gesprochen und ist noch gegenwärtig mit unwesentlichen Veränderungen bei den Isländern heimisch, während in dem Mutterlande aus ihr seit dem 14. Jahrhundert in schärferer Sonderung die zwei neunordischen Mundarten, die dänische und schwedische Sprache, hervorgegangen sind. In früheren Zeiten verbreitete sie sich durch die Züge der Normannen (s. d.) auch in andern Gegenden, so nach der Normandie und nach England, wo sie aber nur kürzere Zeit Geltung behielt; ferner auf die Shetlandsinseln und die Orkaden, wo sie erst zu Ende des 17. Jahrhunderts von dem Englischen verdrängt ward und auf die Faröer. Nach Island ward sie durch Colonien aus Norwegen im 9. Jahrh. gebracht und hier fand die skandinavische Sprache und Literatur eine neue Heimath und die sorgsamste Pflege, nachdem sie im Mutterlande schon längst abgestorben und fast vergessen war. Hier führte 1057 der Bischof von Skalholt, Isleif, der in Herfort in Westfalen gebildet war, die Kunst des Schreibens in lateinischer Schrift ein, welche gar bald den Gebrauch der Runen (s. d.) verdrängte. Mit der lateinischen Schrift und dem Christenthum kam auch die südeuropäische Wissenschaft im 11. Jahrh. nach Island, verdrängte aber keineswegs das Volksthümliche, sondern wurde selbst von der Geistlichkeit zu der Pflege desselben angewendet. So blieb die heimische Sprache in ihrem Recht und in fleißiger Uebung und so bildete sie sich in Island auch in der Prosa, namentlich für die Geschichtschreiber aus. Die ältesten und für uns in vieler Hinsicht wichtigsten Denkmäler der skandinavischen Poesie gehören dem nationalen Epos an. Es sind die Lieder (Lied = Hliod, Quida) der Götter- und Heldensage, die in der Gestalt, wie sie durch Sämund um das Jahr 1100 in der ältern Edda (s. d.) gesammelt vor uns liegen, zum größten Theil mindestens dem 8. Jahrh. mit Sicherheit zugeeignet werden dürfen. Von ihnen gehören der Göttersage an die in der Voluspa und dem Hyndluliod ausgesprochenen Weissagungen vom Schicksal der Welt und der Götter, die Lieder von Thor's Kämpfen mit den Riesen in der Hymsquida, Thrymsquida und Harbardsliod, die Vegtamsquida (das Lied vom Wanderer, Odin, über Balder's Geschick) und Hrafnagaldr Odin's (Rabenruf Odin's über Balder's Tod); der Heldensage das Lied von Völund (Wieland, dem Schmied), die Lieder von den beiden Helgen und die Lieder aus dem Sagenkreis der Nibelungen, von Sigurd (s. Siegfried), von Brynhild und von Gudrun, zu denen Sämund selbst ein drittes im 11. Jahrh. dichtete, die Klage der Oddrun, und die etwas jüngern, von dem Ort der Abfassung im südl. Norwegen grönländische genannten Lieder von Atli Brynhild's Bruder (Atlamal und Atlaquida). Als das volksmäßige epische Lied, dem wegen seiner Einfachheit das historische Biarkamal vom Anfang des 9. Jahrh. noch anzuschließen ist, verhallte, bildete sich im 9. Jahrh. die kunstmäßige Skaldenpoesie, die zwar auch noch, doch selten, wie es scheint, den Stoff aus der Mythologie nahm, wie die in Snorri's jüngerer Edda (s. d.) enthaltenen Bruchstücke aus Skaldenliedern des 9. und 10. Jahrh., dem Haustlöng und der Thorsdrapa, zum Ruhme Thor's, bezeugen, deren eigentlicher Gegenstand aber doch das historische Lied, zumal das Loblied (Drapa) war, zu dessen reicher Einkleidung sie auch die Mythologie verwendete. Als der früheste unter den Skalden wird Bragi genannt, der noch vor Harald Haarschön's

Zeit gelebt, doch ist die ihm zugeschriebene Drapa auf Ragnar Lodbrock aus späterer Zeit. An Harald's Hofe aber lebte nach der Mitte des 9. Jahrh. Thiodolf von Hvin, der die Götter zu Königen machte. Berühmt waren in derselben Zeit die Schlachtlieder des Thorbiörn Hornklofi. In das 10. Jahrh. fällt die eigentliche Blüthe der skaldischen Dichtung in Norwegen und Island. Zwei ihrer vorzüglichsten Werke noch im alten Versmaße, das „Eiriksmal“, von einem unbekannten Norweger auf die Ankunft des Königs Erich Blutart, der 952 starb, in Walhalla gedichtet und des wegen der Macht seines Gesanges Skaldaspillr (Skaldenverderber) benannten norweg. Eyvind „Hakonarmal“ auf den Fall Hakon's des Guten im Jahre 963, stammen aus dieser Zeit. Damals lebten auch der Isländer Einar Skalaglamm, den der Jarl Hakon, 976—996, derselbe, der einen andern Skalden Thorleif wegen eines Spottliedes, des „Jarlsnid“, ermorden ließ, für sein Lobgedicht, die „Vellekla“, mit einem vergoldeten Schilde beschenkte, sowie, der unter den Isländern den größten Ruhm erwarb, Egill Skalagrimsson, von dem drei größere Gedichte, „Höfvudlausn“ (Hauptlösung), mit dem er sich aus einer Lebensgefahr bei Erich Blutart 938 rettete, und die Trauergedichte auf den Tod seines Sohnes, das „Sonartorrek“ (Sohnesverlust) und seines Freundes Arinbiörn, die „Arinbiörnardrapa“, in seiner Saga enthalten sind. Egill soll auch das Fahren an fremde Höfe bei den isländ. Skalden, deren viele genannt werden, aufgebracht haben. Schon im 11. Jahrh., in welches das „Krakumal“ auf Ragnar Lodbrock gehört, verfällt die Skaldendichtung nicht allein in der Kunstmäßigkeit ihrer Form, sondern auch in ihrem Gehalt; bei der historischen Genauigkeit und Ausführlichkeit, die gefordert wurde, näherte sich das historische Loblied immer mehr der prosaischen Erzählung; gänzlich verstummte sie aber erst nach der Mitte des 13. Jahrh., als mit Hakon VI. die Begünstigung der Skalden als Hofdichter aufgehört hatte. Neben dem altepischen Liede und zum Theil ihm angeschlossen, erscheint auch die gnomische Dichtung, das Spruchgedicht in der ältesten Zeit der skandinavischen Poesie, in welche das „Havamal“ (des Hohen, d. i. Odin's, Rede), das in dem zweiten Sigurdsliede enthaltene „Fafnismal“, das „Rigsmal“ über den Ursprung der Stände, und die Zaubersprüche der Runenlieder zu setzen sind, wie denn auch die Räthselweisheit (Getspeki) Heidrek's viel älter ist als die Hervararsaga, welche sie erhalten hat. Aus Nachahmung des Alten gingen im 11. und 12. Jahrh. die beiden Gedichte hervor, welche „Grougaldr“ und „Solarliod“ heißen und Lebensregeln, jenes vom heidnischen Standpunkt, dieses vom christlichen aus, vortragen. Auch eine christlich-geistliche Poesie, die sich in Lobgesängen und in Bearbeitungen von biblischen Geschichten und Heiligenlegenden kundthat, kam noch im 14. Jahrh. in Island auf. Berühmt war namentlich das in 100 Drottstrophen von Eystein Asgrimsson um die Mitte jenes Jahrh. abgefaßte Lied „Lilium“ auf die Dreieinigkeit und die Jungfrau Maria. Schon früh scheint das vorzugsweise sogenannte Volkslied vorhanden gewesen zu sein; Spuren von ihm finden sich schon vor dem 13. Jahrh.; doch scheint es sich erst später, nach dem Verfall der Kunstpoesie, reichlicher entfaltet zu haben. Von den in großer Zahl vorhandenen isländ. Rimur gehen kaum einige über das 15. Jahrh. zurück, und die schönen dänischen Kämpevisar, die wohl schon im 14. Jahrh. verbreitet waren, gehören doch in der ältesten Gestalt, in der wir sie besitzen, erst dem 15. und 16. Jahrh. und ebenso die noch im Volksmunde lebenden schwed. und norweg. Volkslieder der neunord. Zeit an.

Die Prosa beginnt in Island zu Anfang des 12. Jahrh. Ari, der Weise genannt, schrieb zuerst die Geschichte seiner Insel und deren allmäliger Bevölkerung kurz in dem „Islandingabok“, ausführlicher in dem „Landnamabok“, von denen das letztere Sturla Thordsson, der Verfasser der vortrefflichen Sturlungasaga, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. beendete. Diesen ersten Aufzeichnungen folgte im 12., 13. u. 14. Jahrh. eine große Zahl von prosaischen Werken, in denen theils die alte Heldensage, theils die Thaten der Könige und anderer Männer oder einzelner Geschlechter erzählt wurden und die alle das nord. Wort Saga, im Plural Sogor, bezeichnet. (S. Saga und Frithjofssaga.) Solche Sogor, die in Hinsicht auf den Inhalt sowohl als, namentlich die ältern, auf die Darstellung einen der werthvollsten Theile der skandinavischen Literatur bilden und Skaldenlieder

Digitized by Google

gehörten zu den Quellen, aus denen Snorri Sturluson (s. d.) seine nordische Geschichte unter dem Namen „Heimskringla“ in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. zusammenstellte. Neben dem Einheimischen wurden, nach dem Ende des 13. Jahrh. besonders, auch viele Sagen des südlichen Europa, so die von Artur, Merlin, Tristan, Alexander, Karl und seinen Paladinen, von den Sieben weisen Meistern durch Uebersetzungen in die isländ. Literatur aufgenommen, wozu durch die Thätigkeit von Geistlichen im 14. Jahrh. und später auch biblische und Weltchroniken und Legendenerzählungen kamen. Die aus der Fremde gekommene und geholte Gelehrsamkeit der damaligen Zeit beschäftigte viele Isländer; aber auch die eigene Sprache so wie die heimische Dichtung wurde von ihnen theoretisch behandelt. Hierher gehört namentlich und vor Allem die jüngere Edda, die dem Snorri Sturluson zugeschrieben wird, und die, nach einer prosaischen Aufzeichnung des alten Sagenstoffes, in einem zweiten Theile, der Skalda, eine Zusammenstellung poetischer Umschreibungen, Benennungen und Synonymen und eine Verslehre enthält, dem später ein dritter, grammatische und rhetorische Abhandlungen enthaltend, beigefügt ist. Endlich ist auch die Sammlung von Notizen über Natur- und Erdkunde und von Regeln für das Leben am Hofe und für den König selbst zu erwähnen, die vielleicht schon aus dem 12. Jahrh. stammend, den Namen „Konungsskuggsia“ (Königsspiegel) führt (herausgeg. von Halfd. Einarson, Soroe 1768).

Unter den Gesetzbüchern ist das älteste das der Isländer, „Gragas“, d. i. Graugans, in späterer Zeit genannt, vielleicht um es als älteres Recht von den spätern Gesetzen der Könige zu unterscheiden; aus dem alten Recht wurde es auf des Gesetzsprechers Bergthor Antrag zusammengestellt und im Jahre 1118 von dem Allting gebilligt (herausgegeben von Sveinbiörnsen, mit Einleitung von Schlegel, Kopenh. 1829). Das christl. Kirchenrecht „Kristinrettr“ (herausgegeben von Thorkelin, Kopenh. 1755) stellte 1123 der Bischof Thorlak zusammen. Nach der Unterwerfung Islands wurde zuerst das von König Hakon dem Alten entworfene Gesetzbuch, das von dem Volke Jarnsida (Eisenseite) wegen seiner Härte genannt wurde, dann, unter König Magnus im Jahre 1281, eine von dem Verfasser Jon „Jonsbok“ (Kopenh. 1763) genannte Umarbeitung, auch ein neues „Kristinrettr“ (herausgegeben von Thorkelin, Kopenh. 1777) eingeführt. Unter den altschwedischen Gesetzaufzeichnungen ist die älteste, aus dem 12. Jahrh., das „Gotalagh“ (herausgegeben von Schildener, Greifsw. 1815); das „Ostgothalagh“ erhielt seine letzte Gestalt 1260, das „Uplandslagh“ im 14. Jahrh. (herausgegeben von Rudbeck, Ups. 1700) im Jahre 1296, das „Westgothalagh“ im 14. Jahrh. Unter den dän. Rechten ist das älteste das „Viderlagsrett“, eine gegen Ende des 12. Jahrh. veranstaltete Umarbeitung des von Knut dem Großen gegebenen Kriegsrechts. In Norwegen nahm im J. 1267 König Magnus Lagbötir (der Gesetzbesserer) die alten Rechte, von denen das älteste von Hakon dem Guten aus dem 10. Jahrh. stammte, in sein „Gulathingslög“ (Kopenh. 1817) auf; auch stellte er in der „Hirdskra“ die Satzungen über das Verhältniß der Hofmänner zum Könige zusammen. Um das Studium der skandinavischen Sprache und Literatur haben sich in dem Mutterlande, die Dänen Resenius und Thom. Bartholin (s. d.), in neuerer Zeit besonders Rask (s. d.), P. Erasm. Müller (s. d.), Nyerup (s. d.), Thorlacius (s. d.), Finn Magnusen (s. d.), Werlauff (s. d.), Rafn (s. d.), theils Dänen, theils Isländer und die seit 1825 in Kopenhagen bestehende Gesellschaft für nord. Alterthumskunde hochverdient gemacht. (S. Dänische Sprache, Literatur und Kunst.) In Schweden, wo im 18. Jahrh. Ihre verdienstlich wirkte, ist die Beschäftigung mit dem skandinavischen Alterthum namentlich durch die nationale Richtung, welche Geijer (s. d.) und Afzelius (s. d.) der Literatur gaben, lebhafter geworden. (S. Schwedische Sprache und Literatur.) Auch in Deutschland, wo die Liebe für das Volksthümliche in der Poesie, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. erwachte, richtete sich der Blick auf die altnordische Literatur, doch wurde dadurch ein gründliches Studium derselben nicht hervorgerufen, indem man keltisches und nordisches Alterthum vermengte und erfolglose Versuche machte, die nordische Mythologie in die deutsche Poesie

einzuführen, wie dies namentlich von Klopstock geschah. Gräters (s. d.) Bestreben, das deutsche Publikum mit dem skandinavischen Alterthume bekannt zu machen, ist zwar anerkennenswerth, doch fehlt ihm dazu gründliche Kenntniß. Erst seit die Wissenschaft german. Sprachforschung durch Jak. Grimm geschaffen wurde, ist auch die skandinavische Sprache und Literatur von den Brüdern Grimm, von Lachmann, Mohnike, Wachter, Dietrich und A. in den Kreis deutscher Philologie gezogen worden; Grimm's „Deutsche Grammatik" enthält auch die Grammatik der altnordischen im Zusammenhange mit den übrigen deutschen Sprachen. Ein schätzbares Hülfsmittel für das Studium hat Dietrich in seinem „Altnord. Lesebuch" (Lpz. 1843) gegeben, das auch eine übersichtliche Darstellung der skandinav. Literaturgeschichte und der Grammatik enthält.

Skarbeck, Friedr. Florian, Graf, geb. am 15. Febr. 1792 zu Thorn aus einem poln. Geschlechte, erhielt seit 1805 seine wissenschaftliche Bildung auf dem Warschauer Lyceum und studirte dann in Paris Staatswissenschaften. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1812 beschäftigte er sich auf seinen Gütern in Polen mit der Landwirthschaft, vernachlässigte aber dabei die Wissenschaft nicht. Im Jahre 1818 wurde er Professor der politischen Oekonomie an der Universität zu Warschau und Professor an der Forstschule, 1821 Mitglied des Vereins der Freunde der Wissenschaften, später Staatsreferendar, als welcher er seit 1828 sich große Verdienste um das poln. Armen- und Gefängnißwesen erwarb, so daß ihn 1830 der Kaiser nach Petersburg berief, um auch die dortigen Hospitäler zu untersuchen. Von der provisorischen Regierung in Warschau wurde er zum Staatsrath und Mitglied des provisorischen Gouvernements ernannt. Nach der Besiegung des Aufstandes wurde S. Mitglied der Regierungscommission des Innern, sowie des Hauptconseils für die Pflege der Wohlthätigkeitsanstalten. In dieser Stellung schuf er Haftgefängnisse in Warschau, Kalisch, Plock und Siedletz, die Straf- und Besserungshäuser in Warschau und Sieradz; die Rettungs- und Arbeitshäuser in Warschau und Kalwaria, das Institut für verwahrloste Kinder. Im J. 1842 wurde er Präsident der Assecuranzdirection und 1844 Präsident des Oberconseils der Wohlthätigkeitsanstalten. Von seinen Schriften erwähnen wir seine „Staatswirthschaft" (4 Bde., 1820—21); auch lieferte er mehrere Erzählungen und humoristische Schriften.

Skazon heißt der besonders von dem griechischen Dichter Hipponax (s. d.) gebrauchte jambische Hinkvers, der zwar aus einem vollkommenen Trimeter besteht, statt des letzten Jambus aber einen Spondeus oder Trochäus hat. (S. Choljamb.)

Skelet. Wenn alle Knochen des Körpers in ihrer natürlichen Ordnung mit einander verbunden und von den Weichtheilen getrennt sind, so nennt man dies ein Gerippe oder Skelet. Je nachdem nun diese Verbindung mittelst der natürlichen Verbindungsmittel (den Bändern oder Ligamenten), oder durch künstliche (Drath, Schrauben rc.) bewerkstelligt ist, unterscheidet man ein natürliches und künstliches Skelet. Das natürliche S. wird bereitet, indem man die Weichtheile durch Messer, Maceration und Fäulniß bis auf die Bänder entfernt und das Ganze dann in einer passenden Stellung trocknet. Zur Fertigung des künstlichen Skelets dagegen wird der Körper in einzelne Theile, Kopf, Rumpf und Extremitäten zerlegt, zum Theil mit dem Messer von den Weichtheilen befreit und dann in Lauge gekocht. Die einzelnen Knochen werden hierauf gereinigt, an der Luft gebleicht und getrocknet und dann durch Schrauben, Draht u. dgl. wieder in ihre natürliche Verbindung gebracht. Der Nutzen des natürlichen Skelets ist geringer als der des künstlichen, besonders für Anatomie Studirende, da es für sie mehr auf die genaue Kenntniß der einzelnen, das Skelet darstellenden Knochen, als auf den Gesammtüberblick derselben ankommt. Von kleinern Thieren oder solchen, welche viele kleine Knochen besitzen, eben so von Kindern oder jungen Thieren, bei denen die Gelenkenden noch nicht verknöchert sind, lassen sich fast nur natürliche S.'s fertigen. Ist das Knochengerüst der verschiedenen Thierclassen schon so charakteristisch, daß viele Menschen, ohne Naturkunde zu sein, aus dem Skelet die Classe, zu der es gehört, zu errathen vermögen, so kann sogar der Naturforscher aus verschiedenen Merkmalen bei Skeleten von Menschen und größern Thieren schließen, welcher Race, wel-

Digitized by Google

chem Alter und Geschlecht, die Individuen, von denen sie genommen sind, angehörten. Die alten Schriftsteller verstanden unter dem Worte Skelet einen mumienartig ausgetrockneten Körper, weshalb man auch in der Zoologie von einem Hautskelet spricht, wobei die Gestalt des Thiers nicht durch ein Knochengerüst, sondern durch die mehr oder weniger harte äußere Haut bedingt wird. Beim Militär gebraucht man das Wort Skelet in einem eigenthümlichen, aber analogen Sinne; z. B. das Exerciren im Skelet ist eine militärische Uebung, bei welcher nur die Chargirten, aber in der Art betheiligt sind, daß die gemeinen Soldaten als gegenwärtig, die verschiedenen Stellungen einnehmend und die Zwischenräume zwischen jenen ausfüllend, nur gedacht werden.

Skepsis, Skeptiker und Septicismus, ist die Bezeichnung einer philosophischen Secte in Griechenland und Italien. Die Anfänger dieser sogenannten Secte bildeten aber keine Schule (αἵρεσις), wie sie auch eigentlich kein philosophisches System hatten, sondern sie gaben selbst ihre Lehre nur für eine Anleitung (ἀγωγὴ) zum richtigen Denken und Leben aus, welche hauptsächlich gegen den Dogmatismus ihrer Zeit gerichtet war, d. h. gegen diejenigen philosophischen Systeme, welche die Wahrheit alles Besonderen aus einem Vernunftprincip zu erkennen meinten (Stoicismus, Epicuräismus). Gewöhnlich, aber fälschlich, wird Skepticismus in dem Sinne einer Lehre vom Zweifel (Zweifelsucht) genommen, der einerseits noch ein Interesse an der Erkenntniß der Wahrheit voraussetzt, andrerseits aber Unruhe des Gemüthes und Zerrissenheit bewirkt. Das Streben des alten, ächten Skepticismus war aber vielmehr, alle Verstandesbestimmungen, die dem gemeinen Bewußtsein als letzte Seiende schlechthin gelten, als sich selbst widersprechend aufzuzeigen, ingleichen auch von den sinnlichen Dingen darzuthun, daß ihnen kein wahrhaftes Sein zukäme, sondern daß es ihr Wesen sei, sich selbst aufzuheben. Die Gewißheit von der Unwahrheit alles Seienden sollte Sicherheit und Gemüthsruhe erzeugen, nämlich die Unerschütterlichkeit des Gemüths, welche dem wahren Weisen aus dem Verschwinden alles Gegenständlichen, Allgemeinen, für wahr Gehaltenen, mochte es nun als Sinnliches oder als Gedachtes bestimmt sein, sowie aus der Enthaltung von jeder Behauptung, Zustimmung (daher auch Ephektiker) hervorgehe. Den Ursprung dieser Lehre glaubten die Anhänger derselben schon in dem Wahlspruche des Bias: Verbürge dich nicht! zu erkennen, welchen sie im obigen Sinne so nahmen: Gib dich nicht an Etwas hin, halte nicht irgend Etwas für fest, wahr; ferner in der Lehre des Heraklit: daß Alles fließe, mithin widersprechend, vergänglich sei. Auch in Plato und der Akademie fanden sie dieselbe, nur daß hier der Gedanke noch nicht so rein ausgedrückt sei. Als der eigentliche Gründer des Skepticismus gilt aber Pyrrho (s. d.) aus Elis. Nach ihm heißt diese Lehre auch Pyrrhonismus, obwohl er keine eigentliche Schule gestiftet zu haben scheint; wohl aber verbreiteten durch ihn gebildete Freunde seine Ansichten nach seinem Tode. Pyrrho selbst hat nichts Schriftliches hinterlassen und man kennt seine Philosophie daher nur aus den Bruchstücken, welche von Timon (s. d.) aus Phlius (s. d.) auf uns gekommen sind. Nach seinem Tode scheint der Skepticismus größtentheils mit der neueren Akademie zusammenzufallen, von welcher er sich überhaupt nur durch die Form des Ausdrucks unterschied. Timon gibt der skeptischen Philosophie einen praktischen Zweck, nämlich den, daß sie zur Glückseligkeit führen solle. Dies drückt sich am stärksten in der Eintheilung aus, welche Timon der Philosophie gibt. Nämlich der, welcher glückselig leben wolle, müsse auf diese 3 Dinge sehen: zuerst, wie die Dinge sind, dann wie wir uns zu ihnen verhalten sollen, und endlich, was denen beiwohnt, welche sich so zu den Dingen verhalten.

Zur Beantwortung der ersten Frage suchten sie zu zeigen, die Dinge seien ungewiß und unserm Urtheil nicht unterworfen und weder unsere Sinne noch unsere Meinung über dieselben lehrten uns etwas Wahres: einem jeden Lehrsatze, jeder Aussage lasse sich das Gegentheil entgegenstellen (die ἀντιλογία). Und hierin liegt eben der Skepticismus, den sie bei ihrer praktischen Richtung besonders auf die Lehren der Ethik anwandten, indem sie zeigten, daß in Wahrheit an sich nichts schön oder häßlich, gerecht oder ungerecht sei, sondern daß diese Begriffe von Satzungen und Gewohnheiten der Menschen abhängen — ein

Satz, den auch die Sophisten aufstellten. So sagten sie auch von keinem Dinge aus, daß es so sei, sondern nur, daß es ihnen so scheine, z. B. Timon, es komme ihm zwar Etwas süß vor, er setze aber nicht fest, daß es süß sei. In der Beweisführung gegen den Dogmatismus ihrer Zeit bedienten sie sich nun der sogenannten 10 Tropen (τρόποι), oder Redewendungen, τόποι, Gemeinplätze, die den ältern Skeptikern zugeschrieben werden, in welchen ihre Kunst, Widersprüche aufzuzeigen, enthalten ist. Zu diesen fügten die neuern Skeptiker noch fünf (oder sieben). Diese Tropen sind sämmtlich gegen den gemeinen Glauben an die unmittelbare Wahrheit der Dinge gerichtet, welchen sie auf ebenso unmittelbare Weise widerlegen und beweisen die Unfähigkeit der Skeptiker, ihre Verschiedenheit unter einfachere allgemeine Gesichtspunkte zusammen zu fassen. Der erste Tropus ist von der Verschiedenheit der Thierorganisation hergenommen, der zufolge diese auch verschiedene Vorstellungen und Empfindungen von demselben Gegenstande haben müßten. Dasselbe wenden sie auf die Menschen an, indem auch diese nicht Alle auf gleiche Weise empfänden, wobei sie besonders die Idiosynkrasie anführen, und daß verschiedenen Sinnen (z. B. dem Gefühl und dem Auge) sich die Dinge verschieden darstellten, ingleichen je nachdem die Beschaffenheit der Seele und des Körpers sich ändert. Ebenso leiten sie aus den verschiedenen Erscheinungsweisen der Dinge, ihren räumlichen Verhältnissen zu uns, ihrer Vermischung mit andern, dem Unterschiede ihrer Masse u. s. w., mehrere Tropen her, welche alle gegen die Wahrheit der sinnlichen Vorstellung gerichtet sind. Diesen schließt sich nur ein skeptischer Grund (der 10. Tropus) von höherer Bedeutung an, welcher von der Verschiedenheit der Meinungen, Sitten und Gebräuche der Menschen hergenommen ist, die einander mittelbar und unmittelbar widersprechen, und bezieht sich hauptsächlich auf das Ethische, wird aber auch gegen die mythischen und philosophischen Lehren gebraucht, wobei auch gegen die Ansicht der Philosophen über das Uebersinnliche gestritten wird.

Nach Beantwortung der 1. Frage ergibt sich die der 2. von selbst. Wenn wir nichts von den Dingen wissen können, so geziemt uns gänzliche Zurückhaltung unsers Urtheils, die schon erwähnte ἐποχη oder ἀφασια (eigentlich Sprachlosigkeit). Da es jedoch schwer ist, sich jeder Bejahung und Verneinung zu enthalten, so bedienten sich die Skeptiker nur unbestimmter Ausdrücke, indem sie namentlich statt „Sein" immer „Scheinen" setzten und stets Sprüche wie: Nichts bestimmen (οὐδὲν ὁρίζειν), Alles ist unbestimmt, Nichts ist mehr so als so (οὐδὲν μᾶλλον), im Munde führten. Doch auch hierbei machten sie den Vorbehalt, das ist nur für „Scheint" zu gebrauchen; und wenn sie sagten: ich bestimme nichts — setzten sie hinzu, auch dies nicht, daß ich nichts bestimme; wenn sie lehrten: in jedem Satze steht ein gleich starker entgegen (ἀντίθεσις τῶν λόγων), so fügten sie hinzu: auch diesem Satze läßt sich ein gleicher entgegenstellen. Deshalb erklärten sie, mit ihren Aussagen nur ihre Seelenstimmung (πάθος), der sie als Menschen folgen müßten, ausdrücken zu wollen, indem sich ihnen die Erscheinungen mit Gewalt aufdrängten, hüteten sich aber wohl, über das Erkennen und Nichterkennen eines Andern etwas auszusagen: womit sie nahe an die Sophismen des Protagoras und die Kyrenaiker streiften. — Die 3. Frage endlich betrifft den sittlichen Zweck ihrer Lehre und hier stellten sie als Wirkung jener Enthaltung die Ataraxie auf (worin sie mit den Stoikern zusammentrafen), welche jener wie der Schatten dem Körper folge. Während die Menge von leidenschaftlicher Stimmung überwältigt werde, halte sich der Weise, vermöge der ἀπάθεια, Gleichgültigkeit, davon frei, indem er, alles Endliche als schwankend und ungewiß erkennend, sein inneres Gleichgewicht behaupte und so zur Freiheit und Glückseligkeit gelange. Während sie also in dem Wissenschaftlichen ihrer Lehre nur dem πάθος folgten, verläugneten sie dies im Sittlichen gänzlich — ein Widerspruch, den sie sich eben so wenig verbergen konnten, als den Widerstreit ihrer Lehre gegen das Leben und sie suchten hier wenigstens einzulenken, indem sie sich dem thätigen Leben wie andere Menschen hingaben, bemerkten jedoch, daß der Skepticismus ein solches Leben nach unphilosophischer Meinung, nicht als Philosoph führe; als Philosoph würde er weder etwas wählen, noch etwas fliehen. — Da es jedoch schwer sei, den Menschen ganz auszuziehen, so müsse man den Einfluß der Seelenstimmung auf das Leben

wenigstens zu mäßigen suchen; und dies drückten sie durch die μετριοπάθεια aus, zu der man durch die Einsicht gelange, daß an sich etwas weder gut noch böse sei. — Nachdem der Skepticismus in den 2 letzten Jahrhunderten v. Chr. geruht hatte, oder von der neueren Akademie aufgezehrt war, wurde derselbe von Aenesidemus von Gnossus auf Kreta wiedererweckt. Wir wissen von ihm nur, daß er in Alexandria lehrte, wahrscheinlich zu Anfang unserer Zeitrechnung und der Lehre des Heraklit zugethan war, die skeptischen Untersuchungen aber als ein Mittel betrachtete, um zu jener zu gelangen. Denn um zu erkennen, daß an jedem Dinge Entgegengesetztes sei, müsse man erst erkennen, daß Entgegengesetztes an demselben erscheine. Sein Verdienst ist es, den Skepticismus, welcher bei Pyrrho noch wenig Bildung und Richtung auf den Gedanken hatte, sondern nur gegen das Sinnliche ging und daher dem ausgebildeteren dogmatischen Systeme gegenüber wenig Interesse haben konnte, mehr nach der Seite der Philosophie ausgebildet zu haben, wodurch derselbe erst wissenschaftliche Würde erhielt. Doch ist es schwer, da sich keine Schrift von ihm erhalten hat, sein Eigenthum von dem, was schon den ältern Skeptikern gehörte und was die späteren hinzugethan, zu sondern. Namentlich wird ihm die Sammlung der genannten 10 Zweifelsgründe zugeschrieben, ferner die Aufzählung 8 verschiedener Fälle, in denen die Dogmatiker sich bei Aufsuchen der Ursachen täuschen sollten. Auch suchte er zu zeigen, daß der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung nicht erkannt werden könne. Ueberhaupt zeigt sich bei den neueren Skeptikern das Bestreben, in der Beweisführung gegen die Dogmatiker im Gegensatze gegen die Akademie, das Allgemeinere, als womit das Besondere von selbst fallen müsse, zu beschränken, und die Zweifelsgründe mehr zusammenzuziehen. So werden später 5 neue Tropen aufgeführt, welche Diogenes Laertius einem Agrippa zuschreibt, von denen zwei die ältern ganz oder doch größtentheils enthalten, die drei übrigen aber neu sind. Der erste Tropus ist der von der Nichtübereinstimmung der Meinung, aber ausdrücklich schon „bei den Philosophen", wobei die Vielheit der Dogmen angeführt wird. Der 2. ist der Tropus von dem Verfallen ins Unendliche, wobei gezeigt ward, daß jeder Grund, der zur Begründung eines Satzes beigebracht werde, selbst wieder einer Begründung bedürfe und sofort ins Unendliche. Der 3. Tropus ist der des Verhältnisses, der schon unter den vorigen sich befindet. Ein jedes Ding zeige sich nur in Beziehung auf das urtheilende Subject oder auf andere Dinge, nicht wie es an und für sich von Natur ist. Der vierte ist der der Voraussetzung. Wenn die Dogmatiker ins Unendliche zurückgeworfen würden, so stellten sie etwas als Princip auf, das sie ohne Beweis zugegeben wissen wollten — ein Axiom. Mit gleichem Rechte, mit dem jene dies unbewiesen voraussetzten, könne man das Gegentheil davon annehmen. Eins gelte so gut als das Andere. 5) Der Tropus der Gegenseitigkeit, oder der Beweis im Zirkel, wenn von zwei Sätzen, von denen einer zur Begründung des andern dienen soll, jeder der Begründung durch den andern bedarf. Von diesen Tropen erregen 1 und 3 Zweifel gegen alle Erkenntniß, weil die Gedanken der Menschen, wie im Leben, so in der Wissenschaft, nicht mit einander übereinstimmen und weil sie immer nur etwas Verhältnißmäßiges darstellen. Versteht man unter dem 1. Tropus auch die Einwürfe mit, welche von den Widersprüchen unter der sinnlichen Wahrnehmung hergenommen sind, wozu man allen Grund hat, so umfaßt er mit dem 2. zusammen Alles, was die 10 ältern Tropen enthalten. Die drei neuen unterscheiden sich aber von den ältern sehr bedeutend dadurch, daß sie sich nicht wie jene auf den Inhalt, sondern allein auf die Form des wissenschaftlichen Verfahrens beziehen; und daß Agrippa diese hervorhob, das bezeichnet in der That einen merklichen Fortschritt in der Entwickelung der skeptischen Untersuchungsweise. Eine noch größere Vereinfachung und Zurückführung der Tropen auf zwei bei späteren Skeptikern, vielleicht durch Menodot von Nikomedien, kann hier nur kurz erwähnt werden. Durch Weglassung nämlich der auf den Inhalt bezüglichen Tropen, wobei man sich des von der Meinungsverschiedenheit nur gelegentlich bediente und durch Zusammenfassung des ins Unendliche hinausweisenden und des auf den Kreis verweisenden unter einem höhern Begriff, kam man auf das Dilemma: Alles, was erkannt werde, müsse entweder aus sich oder aus einem Andern erkannt werden;

daß das Erstere nicht der Fall sei, ergebe sich aus der Meinungsverschiedenheit; wolle man aber das Andere behaupten, so verfalle man entweder ins Unendliche, oder in den Zirkelbeweis. Daher lasse sich keine Erkenntniß nachweisen. — Die wichtigsten und vollständigsten Ueberlieferungen über den Skepticismus verdanken wir dem Sextus, der Empiriker genannt als Arzt, der nicht nach der Theorie, sondern nach dem, was scheint, verfuhr. Bemerkenswerth ist es, daß die Mehrzahl der neueren Skeptiker, welche genannt werden, Aerzte waren. Es gibt 3 Schriften von Sextus: 1) pyrrhonische Hypotyposen (Darstellungen), 2) eine Schrift gegen die sogenannten enkyklischen Wissenschaften (Geometrie, Arithmetik, Grammatik ꝛc.) und 3) gegen die philosophischen Disciplinen, welche beide Letztere jedoch als ein Werk unter dem Titel: adversus mathematicos aufgeführt werden. Sie enthalten sämmtlich nur Ueberlieferungen von dem, was Gemeingut der Schule war; von eigner Erfindung hat Sextus wenig hinzugethan, der überdies breit in Darstellung und ohne Ordnung ist. Auch hält er den Skepticismus nicht rein von fremdartiger Beimischung, wenn er z. B. die skeptischen Gründe mit dem Feuer vergleicht, welches nicht nur den Brennstoff, sondern auch sich selbst verzehrt — in Bezug auf den Satz der Skeptiker, auch ihr Nichtwissen nicht behaupten zu wollen; dagegen aber den Satz, daß es keinen Beweis gebe, nur in dem Sinne gelten lassen will, in welchem man sage: Zeus sei der Vater aller Götter und Menschen, wobei man ihn selbst ausnehme, da er doch nicht sein eigner Vater sein könne. Sextus zeigt nun, wie alle Betrachtung (σκέψις) und Untersuchung (ζήτησις, daher auch ζητητικοί genannt) auf die genannten Tropen hinauslaufe. Ferner geht er die Wissenschaften im Concreten durch und zeigt mit vieler Abstractionskraft, wie ihre Bestimmungen sich entgegenstehen, z. B. in der Geometrie gilt der Punkt für ein Einfaches im Raume, das keine Dimension hat. Hat er aber keine Dimension, so ist er auch nicht ein Räumliches. Auf dieselbe Weise geht er in den 5 letzten Büchern adv. math. auch die Philosopheme der berühmtesten Denker durch, namentlich der Dogmatiker (Peripat., Stoiker und Epikuräer) und neuern Akademiker (mit Plato wußte er nichts anzufangen) und setzt das Ungewisse und Schwankende, die Widersprüche und Inconsequenzen ihrer Behauptungen ins Licht. Den Dogmatikern beweist er, daß sie noch kein Kriterium der Wahrheit gefunden haben, und uneinig sind in den Principien der Logik, Physik und Ethik; den Neu-Akademikern, daß ihre Beweisführung von der Unbegreiflichkeit der Dinge selbst unzulänglich ist. Indem er nun nichts unmittelbar Gewisses einräumt, und strenge Beweisführung fordert, deren Unmöglichkeit er jedoch darthut, läugnet er die Möglichkeit der Erkenntniß überhaupt. — Der Skepticismus darf nicht blos als ein Verfall der Philosophie, sondern er muß zugleich auch als ein nothwendiger Durchgang zur wahren Dialektik betrachtet werden. Er ist zunächst gegen das verständige Denken gerichtet, welchem die bestimmten Unterschiede als letzte gelten, sein Mangel ist aber, bei der Negation stehen zu bleiben und zu verkennen, daß diese ebenso affirmativ ist, einen bestimmten Inhalt hat, und so ein dialektisches Moment der speculativen Idee ausmacht. — Auch aus der neuern Zeit werden als Skeptiker genannt Michel de Montaigne (s. d.) und dessen Freund Pierre Charron (gest. 1603), der in seinem berühmten Werke de la vraie sagesse die Skeptik auf die Religion anwandte, aber nur insofern derselben Menschliches beigemischt ist. Franz Sanchez (Sanchius) aus Bracara in Portugal (gest. 1632) vertheidigte mit dem Skepticismus die Aristotelische Philosophie, welche er lehrte, wollte aber zugleich den Weg zu einem gründlichen Wissen zeigen. François de la Mothe le Vayer (gest. 1672) gebraucht die skeptischen Gründe gegen die Erkenntniß, um ein über die Vernunft erhabenes Princip des Glaubens zu begründen. Ihm verwandt in der skeptischen Ansicht ist Daniel Huet (gest. 1721), dagegen der Engländer Glanville (gest. 1680) vorzüglich gegen den Aristotelischen und Cartesianischen Dogmatismus zu Felde zieht und in Bezug auf die damaligen Entdeckungen in der Physik die menschl. Unwissenheit beleuchtet. Ferner sind hier noch zu nennen Pierre Bayle (s. d.). Georg Berkeley, Bischof in Irland (gest. 1753), stellte einen Idealismus auf, der dem von Malebranche sehr nahe kam. Der Verstandesmetaphysik Locke's gegenüber behauptet er, daß alles Seiende und dessen Bestimmungen nur ein Empfundenes und vom Selbstbewußtsein Gebildetes

sind. Bei weitem der wichtigste Skeptiker der neuern Zeit ist aber David **Hume** (s. d.). Endlich hat in neuester Zeit Schulze in Göttingen den Skepticismus in seinem Aenesidemus (insbesondere gegen Kant und Leibnitz) nicht glücklich erneuert. Im Gegensatze gegen die ältern Skeptiker läßt er die Realität der Dinge (das, was in unserm unmittelbaren Bewußtsein ist) als unbezweifelt stehen und bestreitet die Wahrheit der Begriffe und Ideen, also gerade das höhere Philosophische. Von neuern Skeptikern sind zu erwähnen E. Schmidt in seinem Buche „Ueber den Begriff und die Möglichkeit einer Philosophie" (Parchim 1835) und W. Stephan („Wissen und Glauben, Skeptische Betrachtungen", Hannov. 1846). Vgl. Stäudlin „Geschichte und Geist des Skepticismus ꝛc." (2 Bde., Lpz. 1794—95), Seidler „De scepticismo" (Halle 1827) und Tafel's „Geschichte und Kritik des Skepticismus und Irrationalismus" (Tüb. 1834).

Skiagraphie nennt man den Umriß des Schattens, welchen ein Körper macht (s. **Silhouette**), ferner den ersten Entwurf eines Gemäldes, auch die Uebersicht des Inhalts eines Werks.

Skios (**Skio**, **Chios**, bei den Türken Saki Adassi), eine höchst fruchtbare, im griechischen Archipelagus am Eingange des Golfs von Smyrna gelegene Insel, war ehedem blühend durch Wein= und Seidenbau, berühmt durch seinen Mastix, wurde nicht mit Unrecht das Paradies der Griechen genannt und hatte nach glaubwürdigen Berichten 150—160,000 christl. E., wovon etwa 15,000 in der Hauptstadt Skio wohnten. Hier war gewissermaßen der Centralpunkt der neuern griechischen Aufklärung. Auch hatte die Insel mehrere Vorrechte, war eine Domäne der Sultanin Fatme und zahlte außer einem Geschenke von Mastix, jährlich 1200 Beutel, keine Abgaben. Durch die barbarische Eroberung der Türken (11. April 1822) ist S. indeß so entvölkert worden, daß 1823 nur noch 16000 Einw. übrig gewesen sein sollen. Als nämlich Griechenland 1821 die Freiheitsfahne erhob, da bereiteten sich auch im Stillen die Chioten vor, das verhaßte Türkenjoch abzuschütteln. Am 23. März 1822 erschien der griechische Fürst Logotheti auf S. mit 4000 bis 5000 Samiern und die auf allen Punkten der Insel auflodernden Signalfeuer und 30,000 am Landungsplatze versammelte Griechen waren Beweis genug, daß Alles vorbereitet war. Die türkische Besatzung sah bald das Gefährliche ihrer Lage ein und zog sich in das Castell der Hauptstadt zurück und noch an demselben Tage erschienen die Griechen in der Stadt, plünderten die türkischen Häuser, verwüsteten die Moscheen und beschossen von einer gegenüberliegenden Anhöhe die Festung. Allein schon am 13. April erschien das türkische Geschwader mit einer Besatzung von 12,000 Mann Landtruppen auf den Höhen von S. Das um die Insel kreuzende griechische Geschwader ergriff die Flucht, der Capudan Pascha setzte seine raub= und mordgierigen asiatischen Horden ans Land und es begann nun ein mörderischer Kampf. Die bewaffneten Samioten und Scioten zogen sich vor der Uebermacht unter Logotheti in die Gebirge zurück, wo sie in fester Stellung den Türken aufs Neue die Stirn boten. In der eroberten Hauptstadt verübten diese unterdeß die fürchterlichsten Gräuel. Alle Häuser wurden verwüstet oder verbrannt, die Kirchen entheiligt, die Todten aus den Gräbern gerissen und ihre Gebeine zerstreut. Fünfhundert Mordbrenner durchstrichen täglich mit Fackeln in den Händen Stadt und Land, nach 10 Tagen lagen Skio, die Hauptstadt, und die schönsten Dörfer in Asche. Ueber 40,000 Griechen, Greise, Kinder, Weiber und Jungfrauen, Wehrhafte und Wehrlose fielen in den ersten Schreckenstagen unter dem Mordstahle der Türken. Die Zahl der Gemordeten verpestete die Luft so sehr, daß man einen Haufen Juden aus Smyrna holen mußte und mit Säbelhieben zwang, die Leichen der christlichen Hunde, womit sich kein rechtlicher Moslemin verunreinigen mochte, ins Meer zu werfen. Auch in die blühenden Mastixdörfer, für welche die Consuln von Frankreich und Oesterreich zu Verhütung fernerer Gräuel eine Amnestie beim Capudan Pascha ausgewirkt hatten, wurden mehrere tausend Mordbrenner geschickt, um alle dorthin Geflüchteten als nicht in der Amnestie begriffen niederzumachen oder in die Sclaverei zu schleppen. So dauerte das Schlachten, Morden und Brennen fort, bis die ganze Insel einem weiten schrecklichen Grabe glich. Die wenigen Geretteten hatten sich in die

Gebirge geflüchtet oder auf die fortwährend um die Insel kreuzenden griechischen Fahrzeuge gerettet. Und nur dem tapfern griech. Capitän Georg gelang es, durch seine Brander die türkische Flotte in wilde Flucht zu jagen, wobei der grausame Capudan Pascha durch den fallenden Mast eines in die Luft gesprengten Admiralschiffes so verwundet wurde, daß er bald darauf starb. S. blieb jedoch unter türkischer Botmäßigkeit und spätere Versuche, wie der Favier's 1827, endeten unglücklich. —

Skiron, einer der berüchtigten Räuber, die auf dem Isthmus, in der Nähe von Megara, hausten. Er zwang die Reisenden, ihm die Füße zu waschen und stieß sie dabei von den nach ihm benannten skironischen Felsen in das Meer hinab. Theseus that ihm endlich ein Gleiches. Von den skironischen Felsen stürzte sich auch Ino mit ihrem Sohne Melicertes in das Meer. Unter den verloren gegangenen Stücken des Euripides hieß eins S. Sinis war wahrscheinlich nur ein Beiname des S., den man später zu einer besondern Person gemacht hat. — Skiron, Sohn des Pylas aus Megara, heirathete die Tochter des Pandion und machte dessen Sohn Nisos die Herrschaft über Megara streitig. Arakos wurde zum Schiedsrichter aufgerufen und gab dem Nisos die Herrschaft, dem S. dagegen die Anführung im Kriege.

Skirrhus, s. Krebs.

Skizze in der Malerei, ist die erste versinnlichte Idee des Künstlers, der erste Entwurf zu einem Gemälde. Aber schon in den leicht auf das Papier hingeworfenen Figuren, in ihren Stellungen und Wendungen, in der Deutlichkeit des Stoffes, offenbart sich die Meisterschaft des Künstlers, der jedoch im Feuer der Einbildungskraft nicht erkalten darf, denn leicht könnte sonst sein Werk durch die technische Behandlung matt und geistlos werden.

Sklaverei, s. Sclaverei.

Skolien hießen bei den alten Griechen die Lieder oder Gesänge, welche bei heitern Gastmälern und Gelagen von den Gästen selbst angestimmt wurden. Es geschah dies auf dreierlei Weise, denn entweder sangen alle Gäste mit einander ein Lied im Chor, oder man wechselte der Reihe nach ab, oder man hielt sich an gar keine bestimmte Ordnung, sondern die Geübtesten sangen außer der Reihe. Von dieser Nichtbeachtung der Reihe sollen diese Lieder ihren Namen erhalten haben, da das griechische Wort ursprünglich so viel als krumm oder schief bedeutet. Der Inhalt dieser S. selbst war theils ernsthaft und moralisch und bezog sich dann namentlich auf Vaterlandsliebe und Freiheit, theils satirisch und humoristisch und nicht selten waren auch Wein, Liebe und Lebensgenuß der Gegenstand. Der erste Verfasser von Skolien soll Terpander gewesen sein; und die athenischen waren besonders berühmt. Das noch vorhandene Skolion des Kallistratus auf die Tyrannenmörder Harmodius und Aristogiton (s. d.) gewann eine allgemeinere Bekanntschaft; außerdem zeichneten sich in dieser Art von Poesie Alcäus, Anakreon, Stesichorus, Simonides, Pindar, Aristoteles und die Dichterin Praxilla aus. Eine Sammlung der noch vorhandenen Ueberreste gab Ilgen unter dem Titel „Scolia sive carmina convivalia Graecorum" (Jena 1798) und Schneidewin in dem „Delectus poetarum iamb. et melicorum Graecorum" (2 Abthl., Götting. 1839); eine treffliche deutsche Uebersetzung lieferte Zell „Ueber die Volkslieder der alten Griechen" in den „Ferienschriften" (Samml. 1, Freiburg im Breisgau 1826).

Skolopendern, s. Myriopoden.

Skooner, s. Schooner.

Skorbut, s. Scharbock.

Skorpion, 1) eine Gattung von Insecten, die in 6 Arten zerfällt und sich durch Größe und Farbe unterscheiden. Die kleinsten sind noch nicht einen Zoll lang, während andere in Amerika wohl 8 Zoll lang werden. Sie gleichen an Gestalt einem Krebse, haben aber an dem Schwanze einen halbmondförmigen, scharfen Stachel mit 2 Ritzen an den Seiten. Mit diesem Stachel verwunden sie und lassen aus den Ritzen eine Flüssigkeit in die Wunde, welche in einer kleinen Blase am Ende des Schwanzes aufbewahrt wird

und größtentheils giftig wirkt, wenn man nicht das Insect selbst zerquetscht und auf die Wunde legt, wo es als Gegengift wirkt. Doch sind nur die außereuropäischen in den heißen Gegenden sich findenden durch ihren Stich gefährlich; in Europa sind sie selten zu fürchten. Sie halten sich in heißen, feuchten Gegenden auf und nähren sich von andern Insecten. Zwischen den zwei großen Augen haben einige 4, andere 6 kleinere Augen. Sie sollen lebendige Junge gebären, die sie eine Zeitlang mit sich auf dem Rücken herumtragen und erst in 2 Jahren auswachsen. Das Skorpionöl, welches man bekömmt, wenn man mehrere Skorpione eine Zeitlang in Baumöl liegen läßt, ist ein Gegengift gegen den Biß giftiger Schlangen und anderer giftiger Thiere. 2) Eins von den 12 Sternbildern (s. d.); 3) eine Art von Waffen bei den Alten, die viel Aehnlichkeit mit großen Armbrüsten hatten und 4) in der Bibel (1 Kön. 12, 11. 14; 2 Chron. 10, 11. 14 u. s. w.) eine Art von knotigen, mit Drahtspitzen versehenen Geißeln.

Skrofeln. Die Skrofelkrankheit oder Skrofelsucht besteht in der Bildung und Ablagerung einer eigenthümlichen Materie (Skrofelmaterie) in den Lymphdrüsen, den Schleimhäuten, dem Knorpel- und Knochengewebe, mit vorwaltender Entwickelung des vegetativen Lebens. Sie gehört also zu denjenigen Dyskrasien oder Mischungsveränderungen der Säftemasse, welche mit Destruction der Organe verbunden sind. Da wo sich die Krankheit zu bilden beginnt, treten zuerst Störungen in der Verdauung ein, welche sich zunächst durch Trägheit der se- und excretiellen Function des Darmkanals aussprechen. Die Schleimerzeugung wird häufiger, mit Spuren von Säurebildung wechseln Durchfälle mit Verstopfung ab, und nach längerer oder kürzerer Zeit bildet sich der sogenannte Skrofelhabitus aus, welcher in den meisten Fällen aber schon angezeugt zu werden pflegt. Er äußert sich auf eine doppelte Weise: 1) als irritabeler Skrofelhabitus. Die Haut bei dergleichen Individuen ist fein, zart, sammetartig, die Gesichtsfarbe schön rosenroth, das Gesicht meist etwas länglich, das Haar braun und lang, die Augen groß, das Weiße im Auge bläulich gefärbt, die Augenwimpern lang und seidenartig, die Zähne milchfarben, die Brust mehr flach, Extremitäten fein, aber lang, namentlich die Unterarme und Finger. Die geistige Entwickelung schreitet auffallend rasch fort und Subjecte der Art zeigen schon in frühern Jahren auffallende Spuren von Scharfsinn und Witz. Am häufigsten ist diese Form des Habitus beim weiblichen Geschlechte. Treten für die fernere Entwickelung der Krankheit günstige Verhältnisse ein, so wirft sich der Krankheitsproceß gewöhnlich auf die Lunge, die Haut oder das Knochensystem; es entsteht Schwindsucht, Hautausschläge, Grind oder Knochenfraß, seltener Rhachitis. 2) Der torpide Skrofelhabitus zeichnet sich aus durch eine schlaffe, mehr aufgedunsene Haut, blonde Haare, bleiche, schmutzige Gesichtsfarbe, eigenthümliche Größe des Kopfes, namentlich des Hinterkopfes, wobei die Schläfe mehr zurück, die Kiefer mehr hervortreten, die Augenlieder pflegen geschlossen, ödematös zu sein, die Lippen aufgeworfen, namentlich die Oberlippe, die Nase dick und angeschwollen; der übrige Körper ist klein und unregelmäßig; der Unterleib, aufgetrieben, aber meistens weich, wird zum sogenannten Krötenbauch, die Extremitäten sind ungestaltet, entweder groß und plump oder unverhältnißmäßig mager mit großen, hervorstehenden Gelenken. Die geistigen Functionen sind träge; ihr Zustand grenzt an Blödsinn; Subjecte der Art thun fast weiter nichts als schlafen und essen, ihr Appetit artet in wahre Gier aus, erstreckt sich aber nur auf vegetabilische Dinge, während sie animalische Kost verschmähen. Hier befällt der Skrofelproceß besonders die Baucheingeweide und ihre Drüsen, oder es bildet sich frühzeitig Rhachitis aus. Der torpide Skrofelhabitus stellt eigentlich schon den ausgebildeten Krankheitsproceß dar, da bei ihm die Drüsen des Unterleibes meistens bereits mit skrofulöser Materie überladen sind. Diese stellt eine gleichförmige, weißgelbe, käseartige Masse dar, deren Form sich nach der Form der Organe richtet. Anfangs ist die Masse fest, zerfällt dann später und zerfließt oder zerbröckelt. Die chemische Analyse hat nachgewiesen, daß sie größtentheils aus (mehr pflanzlichen?) Albumen besteht und nur wenig oder kein Azot enthält. Alle Secretionen werden mehr oder weniger verändert, besonders aber der Harn, der nicht mehr die azotreiche Harnsäure und den ihr ver-

wandten Harnstoff, sondern stickstofflose vegetabilische Säuren, namentlich Kleesäure in seinen Sedimenten, absetzt. Die mit dieser Materie überladenen Drüsen gehen nicht selten in Vereiterung über und der Eiter zeigt dann analoge eigenthümliche Veränderungen. Bei dem irritabeln Skrofelhabitus ist dies aber weniger der Fall; hier leiden die Drüsen nur flüchtig, besonders an der obern Körperhälfte, namentlich am Halse, wo sie oft plötzlich anschwellen und mitunter eben so plötzlich verschwinden (Hagedrüsen, Scrofula fugax). Sind die Drüsen der Schleimhäute der Sitz, so tritt dies meistens unter der Form der chronischen Entzündung auf, besonders häufig werden davon die Schleimhaut der Nase, Augen und Lungen befallen; dies belegt man mit dem Namen der skrofulosen Blennorrhoe, die nach den ergriffenen Theilen ihre nähere Bestimmung erhält. Die stärkern Grade heißen skrofulöse Entzündungen, die sich besonders durch ihren trägen Verlauf, venöse Röthe und Beschränktheit auf kleinern Raum, also geringe Flächenausbreitung charakterisiren. Uebrigens nehmen alle übrigen Krankheiten, welche dergleichen Individuen befallen, immer mehr oder weniger von der Skrofulosis ein gewisses Colorit an, was sich außer bei den Entzündungen besonders bei den Hautkrankheiten zeigt. — Der Antheil des Gesammtorganismus ist im Ganzen gering, daher Fieber selten, oder es hat den Charakter des Torpor. Der Verlauf der ganzen Krankheit ist chronisch, dauert gewöhnlich Jahre lang, unter abwechselnder Besserung und Verschlimmerung. Während der warmen Jahreszeit befinden sich die Kranken stets besser und die Heilung erfolgt leichter; ihr gehen stets deutliche Krisen durch Haut und Harn vorher, obgleich die Genesung meistens durch Lysis erfolgt. Häufiger jedoch bleiben mannichfache Störungen zurück, Geschwüre, Schleimflüsse ꝛc., noch öfter entwickelt sich Lungen- oder Bauchschwindsucht, auch Wassersucht, durch welche der Tod herbeigeführt wird, unter den Erscheinungen des Zehrfiebers. Primärer Tod ist selten bei Skrofeln.

Die Ursachen anlangend, so ist die Skrofulosis Eigenthum der Jahre vor der Pubertät, doch dauert sie zuweilen auch nach derselben fort. Es findet sich eine deutliche erbliche Anlage, welche sich durch den genannten Skrofelhabitus ausspricht. Das weibliche Geschlecht leidet verhältnißmäßig öfter daran als das männliche. In Bezug auf die äußern Veranlassungen, so sind endemische Verhältnisse überaus wirksam. Die Skrofulosis ist Eigenthum der nördlichen Länder, der Alpenthäler und feuchten Niederungen (F. A. Weber „Von den Skrofeln, einer endemischen Krankheit vieler Provinzen Europas", Salzburg 1793); zeigt sich häufig da, wo eine unreine, dumpfe, feuchte, neblichte kalte Luft herrscht, im Ganzen wie im Einzelnen bei Wohnungen und dergleichen. Die hierdurch erzeugten Katarrhe bringen die Skrofulosis am leichtesten zur Entwickelung. Vorzüglichen Einfluß hat aber die Ernährungsweise, welche auch ohne Anlage am häufigsten die Krankheit erzeugt. Besonders gehört hierher das frühzeitige Füttern der Kinder mit vegetabilischen, besonders Mehlspeisen, was namentlich in der niedern Volksclasse stattfindet, daher auch hier die Krankheit am häufigsten und verderblichsten ist. Auch das Wasser hat großen Einfluß, besonders der Genuß eines solchen, dem Kohlensäure fehlt, welches dagegen Ueberschuß an erdigen Bestandtheilen, schwefelsaurem Kalk und Baryt hat. Ebenso Schneewasser. — Die Vorhersage ist nicht eben günstig, zumal wenn erbliche Anlage, deutlich ausgesprochener Skrofelhabitus sich findet, die Krankheit schon lange bestand und die äußern schädlichen Einflüsse sich nicht entfernen lassen. Denn auf der Beseitigung derselben beruht die erste und hauptsächlichste Anzeige bei der Behandlung. Kranke der Art müssen aus ihrer Wohnung entfernt werden, selbst, wenn es thunlich, ihren Wohnort verlassen, eine einfache, nicht reizende, halb flüssige, mehr animalische Kost, besonders Fleischsuppen genießen; von den Vegetabilien sind nur frische Wurzelgemüse zu erlauben, Mohrrüben u. s. w., Brod, Semmel dagegen streng zu untersagen. Zum Getränk diene ein mehr kohlensäurehaltiges Wasser, wo dies nicht angeht, wenigstens nur abgekochtes, gut gehopftes, aber leichtes Bier, oder Milch mit Zusatz von Fleischbrühe. Die Kuh, von der die Milch kommt, muß aber gesund sein, nicht etwa auch an Lungentuberkeln leiden! Daher es gut ist, die Milch nicht immer von einer Kuh zu nehmen. Große Sorgfalt verwende man auf Reinlichkeit der Haut, lasse

die Kranken öfters baden, sich viel in freier, trockner, sonniger Luft bewegen. Zur Entfernung des Krankheitsproduktes bedient man sich der kohlensauren Kalien, so lange als Zeichen von Säure im Darmkanal vorhanden sind, in Verbindung mit Abführmitteln und Diureticis. Die Zersetzung der Skrofelmaterie bewirkt man durch den Gebrauch des Broms, Chlors und Jods, welche man bei den irritabeln Formen der Krankheit mehr äußerlich, bei den torpiden besonders innerlich anwende. Nebenbei oder zum Schluß der Kur empfehlen sich besonders Soolbäder. Dann sucht man den Cruor- und Faserstoffgehalt des Blutes zu vermehren durch tonische Mittel, Eichelkaffee, China, bis zum Eisen, welches den Beschluß der Kur macht. Vgl. Carmichael, Henning und Goolad „Ueber die Skrofelkrankheit". Nach dem Engl., von Dr. J. L. Choulant (Lpz. 1818); A. C. Baudelocque „Monographie der Skrofelkrankheit". Aus dem Franz. von Martiny (Weimar 1837). — Schließlich müssen wir hier noch eines eigenthümlichen medicinischen Aberglaubens früherer Zeit erwähnen, nämlich die Heilung der Skrofeln durch Königshand. Das Vermögen, durch Auflegen der Hände skrofulöse Kranke zu heilen, scheint ein Eigenthum nordischer Könige gewesen und von ihnen aus auf die von Frankreich und England übergegangen zu sein. Sichere historische Nachrichten gehen kaum über das 11. Jahrhundert hinaus; hier wird es erwähnt in der Heimskringla (Buch 7, Cap. 200), vom König Olaf II. oder dem Heiligen, von Philipp I. in Frankreich und Eduard dem Bekenner in England (Shakspeare Macbeth, Aufzug IV. Auftritt 3) und man glaubte, daß die Salbung der Könige diesen die Kraft verleihe, weshalb sie auch den Königinnen mangle. In Frankreich wie in England fanden einige Unterschiede in den dabei gebräuchlichen Ceremonien Statt, in beiden Ländern erhielten die Kranken aber ein Geschenk an Geld; in England bestand es in einem Goldstück (touch-piece) etwa am Werthe von 10 Schilling, so daß jährlich über 3000 Pf. (18000 Thlr.) dafür verausgabt wurden; in Frankreich bei weitem weniger, da jeder nur 15 Sous erhielt. In England ward es von der jetzigen Königsfamilie abgeschafft. Vgl. J. L. Choulant „Die Heilung der Skrofeln durch Königshand" (Dresd. 1833, 4.).

Skrzynecki, Johann, Oberfeldherr der Polen im letzten Befreiungskampfe, ein schnell vorübergegangener Stern, wurde 1787 in Galizien geboren. Nachdem er auf der Universität zu Lemberg besonders in mathematischen Wissenschaften sehr glückliche Fortschritte gemacht hatte, nahm er bei dem Aufrufe Napoleon's an die Polen 1806 Dienste, und zeichnete sich so rühmlich aus, daß der Kaiser bald auf ihn aufmerksam wurde. In dessen Heere kämpfte er auch noch 1814 in Frankreich und befehligte namentlich das Viereck, in das sich Napoleon bei Arcis-sur-Aube einschloß, als eine Vorhut der jungen Kaisergarde ihn einen Augenblick verlassen hatte. In sein Vaterland zurückgekehrt, erhielt er ein Infanterieregiment. Bei dem Aufstande der Polen (29. Nov. 1830) trat er anfangs mit seinem Regimente, das in Pultusk stand, dem Großfürsten Konstantin bei, erklärte sich aber am 3. Dec. für die Sache der Nation. S. war bisher wenig bekannt und beliebt gewesen; wissenschaftliche Beschäftigungen hatten ihn viel vom eigentlichen Soldatenleben zurückgezogen; er war mehr Weltmann als Krieger und es fehlte ihm die kernige Soldatennatur, die der feurige Pole, namentlich bei dem Entscheidungskampfe für das Vaterland, wohl ganz besonders lieben mußte. Nun aber zeichnete er sich bald, namentlich in den Schlachten bei Dobre und bei Grochow (Febr. 1831), so aus, daß er am 26. Febr. an die Stelle des unfähigen Radziwill zum Generalissimus der polnischen Armee ernannt und mit allgemeinem Jubel begrüßt wurde. Aber unrühmlich sollte er vom Schauplatze abtreten. Es ist schwer, über S. ein ganz sicheres Urtheil zu fällen, wenn man bedenkt, wie leicht die Feder in den zahlreichen Berichten von Parteilichkeit geführt sein mag, wie schwierig S.'s Lage war bei der Erschöpfung Polens, das schon fast alle seine Kräfte aufgeboten hatte und wenig frische mehr hergeben konnte, und wie geneigt man ist, dem das Unglück des Vaterlandes zuzuschreiben, in dessen Hand man dessen Schicksal gelegt hat. So viel aber steht fest, wenn man die reinen Thatsachen als die sichersten Zeugen betrachtet, daß er von den Eigenschaften eines großen Feldherrn nur die persönliche Tapferkeit besaß, daß ihm aber Umsicht

und vor Allem Entschlossenheit fehlte. Dazu kam sein Aristokratismus, der oft vielversprechende Talente in den Hintergrund stellte, und seine oft sehr übel angebrachte Frömmigkeit, die oft das ungestüm auf den Kampf dringende Heer, statt gegen den Feind zu führen, fasten und beten ließ. Die Russen standen, als S. den Oberbefehl übernahm, in der Nähe von Praga. Seine erste rühmliche Thätigkeit erstreckte sich auf die Organisation der Armee. Aber vergeblich erwartete man entscheidende Unternehmungen. S. beschäftigte sich ganz besonders eifrig mit der Politik und wollte das thätige Einschreiten fremder Mächte, das er nicht mehr für fern hielt, abwarten. Er trat selbst mit Diebitsch in Briefwechsel. So spielte er zum Verdrusse der Polen und zum Erstaunen Europas die Rolle des Fabius Cunctator, die er selbst bei der Uebernahme seines Amtes ausgesprochen hatte. Endlich führte er am 31. März eine sehr glückliche Waffenthat aus, indem er auf Brücken, die mit Stroh belegt waren, das polnische Heer über die Weichsel führte und die Russen überfiel. Dann siegte S. entscheidend bei Iganie am 10. April, doch gebührt die Ehre des Tages eigentlich seinem Generalquartiermeister Prondzynski. Mit diesem, der immer am meisten in ihn drang, sein Zögerungssystem aufzugeben, zerfiel er ganz durch seine halben und unentschlossenen Maßregeln, die er vor der Schlacht von Ostrolenka gab. Durch persönliche Tapferkeit konnte er die Niederlage (26. Mai) nicht abwenden. Unbegreiflich ist seine Unthätigkeit nach Diebitsch's Tode. Als dessen Nachfolger Paskewitsch daher über die Weichsel gegangen war und sich immer mehr der Hauptstadt näherte, schickte der polnische Reichstag eine Untersuchungscommission in das Lager von Bollmow; die Folge davon war, daß S. am 13. August den Oberbefehl niederlegte. Sein Nachfolger wurde Dembinski. Zuletzt stand S. bei dem Corps des Generals Rozycki und trat nach dem letzten verzweiflungsvollen Kampfe bei Lagor und Gornahocze (22. Sept.) mit diesem auf das Gebiet des Freistaates Krakau und ging endlich nach Galizien über. Darauf hat er eine Zeitlang in Prag und in den böhmischen Bädern gelebt. Später ging er nach Belgien und übernahm daselbst den Oberbefehl des Heeres, wurde aber in Folge der Reclamationen Rußlands, Oesterreichs und Preußens 1839 als Divisionsgeneral zur Disposition gestellt.

Skutari, slaw. Skadar, das Scodra der Alten, in dem nördlichen Theile der türkischen Provinz Albanien, liegt am Ausflusse des Flusses Bojana aus dem See von Skutari, ist der Sitz eines Pascha und eines griechischen Bischofs, hat ein befestigtes Schloß und etwa 15.000 Einw., welche bedeutende Waffenfabrikation unterhalten und großen Handel mit Schiffsbauholz treiben. — Eine andere Stadt Skutari in der asiatischen Türkei liegt am Bosporus, Konstantinopel gegenüber, weshalb sie als dessen Vorstadt betrachtet wird. Sie hieß bei den Alten Chrysopolis, zählte sonst gegen 60.000, gegenwärtig aber nur 35,000 Einw. und hat mehrere Moscheen. Die früher bedeutenden Seiden- und Baumwollenfabriken sind jetzt sehr gesunken, auch der Handel ist nur noch gering. Außerdem besitzt S. mehrere öffentliche Anstalten und eine große Caserne. Merkwürdig ist im Bosporus vor S. der sogenannte Leandersthurm. Um in Asien zu ruhen, lassen sich viele Türken aus Konstantinopel bei S. beerdigen.

Skylax, ein griechischer Geograph, aus Karyande in der kleinasiatischen Landschaft Karien, unternahm um 508 v. Chr. auf Befehl des Darius Hystaspis eine Entdeckungsreise bis zur Mündung des Indus und machte das Resultat derselben in einem Werke unter dem Namen „Periplus" bekannt, das wohl nicht ganz ohne Interpolationen auf uns gekommen ist. Herausgegeben wurde es in den Sammlungen der „Geographi graeci minores" von Hudson (Bd. 1, Orf. 1698) und Gail (Bd. 1, Par. 1826) und mit Hekatäus zugleich von Klausen (Berl. 1831). Vgl. Letronne „Observations historiques et géographiques sur le périple, attribué à S." (Par. 1826, 4.) und Niebuhr „Ueber das Alter des Küstenbeschreibers S.", in dessen „Kleinen historischen und philologischen Schriften" (Bd. 1, Bonn 1828).

Skymnus, ein griechischer Geograph, aus Chios, bereiste Griechenland, Sicilien, die Küstenländer des asiatischen Meeres, einen Theil Italiens und Lybiens und verfaßte um

88 v. Chr. unter dem Titel „Periegesis" ein geographisches Gedicht in jambischen Versen. Die Fragmente davon sind in den „Geographi graeci minores" von Hudson (Bd. 2, Orf. 1703) und Gail (Bd. 2, Par. 1828), zuletzt von Letronne in den „Fragments des poèmes géographiques de S. de Chio etc." (Par. 1840) bearbeitet worden.

Slavonien oder **Slawonien**, ein österreichisches Königreich, das nach der neuesten Eintheilung des Kaiserstaats mit Kroatien ein besonderes Kronland bildet, liegt südlich von dem eigentlichen Ungarn und grenzt westwärts an das Schwesterland Kroatien; nordwärts wird es durch die Drau und die Donau, die auch ihre östliche Grenze bildet, von Ungarn geschieden, südwärts aber trennt es die Save von Bosnien und Serbien. Es enthält mit der slavonischen Militärgrenze, die aber nach der neuesten politischen Eintheilung davon getrennt ist, 318 QM. mit 547065 E. und wird seiner Länge nach von einer Reihe Berge durchschnitten, welche aus Kroatien her von Westen gegen Osten durch die Mitte des Landes sich fortziehen und mehrere Thäler bilden, unter Vukovar die Donau berühren und von hier am südlichen Ufer des Stromes hinunter laufen, bis sie sich bei Ruma und Karlowitz zur Ebene herabsenken. Die höchsten Spitzen in S. sind im poseganer Comitate der Papuk, welcher 458 F. hoch ist und Keredia und Cernagora im veröczer Comitate. Auch diese Gebirge bilden eine Kette, die sich von Kroatien her erstreckt, die Militärgrenze berührt und bei Diakovar immer niedriger wird, bis sie sich in der Umgegend von Vinkovcze ganz verliert, östlich von da aber sich wieder erhebt, den romantisch schönen, mit Waldung und Weinreben gekrönten Bergrücken Fruskagora bildet, welcher beinahe ganz Syrmien in gerader Linie durchläuft und die Abdachung gegen Serbien hin bewirkt. Aus diesen Bergen entspringen mehrere Mineralwässer; am berühmtesten sind die daruvarer oder podborjer Bäder, die Thermae Jasevenses der Römer und das Bad Lippik, 5 Stunden von Posega. Die Gebirge enthalten unstreitig Metalle, doch wird kein Bergbau betrieben. Stein findet man genug, auch Marmor, Steinkohlen, selbst Serpentinstein in den slankemener Bergen, im östlichen Theile der Fruskagora. Die Flüsse sind die Donau, die Drau und die Save. Das Land ist sehr fruchtbar und könnte bei mehr angewendetem Fleiße sehr ertragreich werden. Erzeugnisse sind, außer den gewöhnlichen Hausthieren, Geflügel, Wildpret, Fische, Bienen, viel Seide, viel Getreide, Weizen, Mais u. s. w. Es gibt Obst in Ueberfluß, Melonen, viel Taback, Wein in Menge (in guten Jahren an 1 Mill. Eimer); ferner viel Pflaumen, wovon Branntwein (Schliwovitza) gebrannt wird, und viele welsche Nüsse. Von Beiden wird viel ausgeführt, namentlich bilden die Pflaumen einen Hauptartikel zum Verbrauche und im Handel. Auch hat man ansehnliche Eichenwaldungen mit Knoppern zum Gerben und Kastanienwälder. Die eigentlichen Slavonier sind ein schöner, groß und schlank gebauter Menschenstamm, gehören unter die Slaven und sprechen den illyrischen oder serbischen Dialekt. Es gibt aber auch Deutsche, einige Magyaren, zwei Dörfer Albanesen an der peterwardeiner Grenze, Juden und Zigeuner. Die vorherrschende Religion ist die römisch-katholische; außerdem hat die nicht unirte griechische Kirche viele Anhänger. Das Land ist in die zwei Gespannschaften Esseg und Posega getheilt, von denen das erstere wieder in das veröczer und syrmische Comitat zerfällt. Davon getrennt ist jetzt die slavonische Militärgrenze oder das slavonische Generalat, das aus drei Bezirken, dem broder, gradiskaner und peterwardeiner Regiment, nebst dem Tschaikisten-Bataillonsdistricte besteht. Es wird militärisch verwaltet und steht unter dem commandirenden General, der seinen Sitz in Peterwardein hat. Die Gespannschaften waren bis 1850 ein Theil der sogenannten adnexen Theile Ungarns und jede hatte ihren Obergespan, Sitz und Stimme auf den kroatisch-slavonischen Landtagen, unter dem Vorsitze des Banus von Kroatien, Slavonien und Dalmatien, wo man über Gegenstände berieth, die zur innern Verfassung dieser vereinigten Königreiche gehörten, dann aber auch auf dem ungarischen Reichstage. Die Hauptstadt ist **Essieg** oder **Osek**, bis 1850 eine königliche Freistadt mit 15,000 Einw., in einer anmuthigen und ziemlich fruchtbaren Ebene an der Drau, das alte vom Kaiser Hadrian gegründete Mursia. Besonders schön ist die Festung, deren freien Platz eine Dreifaltigkeitssäule ziert und die mehrere ansehnliche Gebäude hat. Merkwürdig sind auch die Pfarr-

kirche zu St. Michael und die Franziscanerkirche. Die Stadt hat ein Franziscanerkloster, ein königliches Gymnasium, eine Buchdruckerei, eine Erziehungsanstalt für Militärkinder und ein Zeughaus mit vielen eroberten türkischen Fahnen. In der sogenannten Oberstadt, wo das im schönen Stile großartig gebaute Comitatspalais steht, werden jährlich die vier Jahrmärkte gehalten, welche zu den bedeutendsten des österreichischen Kaiserstaats gehören. Außerdem sind zu erwähnen in dem veröczer Comitat Diakovar, der Sitz des katholischen Bischofs, welcher den Titel eines Bischofs von Bosnien und Syrmien führt, und Veröcze, ein Marktflecken, der dem Comitat den Namen gegeben hat; in dem syrmier Comitat Vukovar mit 5000 Einw. und lebhaftem Handel, an der Mündung des Flüßchens Vuka in die Donau; Illok, an der Donau, in einer sehr schönen mit Weinbergen umgebenen Gegend, wo viele römische Alterthümer, darunter auch die Ruinen eines Dianentempels, ausgegraben wurden und wo in der Franziscanerkirche die Grabmäler des Lorenz Vilak, Fürsten von Bosnien und Herzogs von Syrmien, und des berühmten Joh. Hunyad sich finden; und die 13 Klöster der griechischen Basilianermönche längs der Gebirgskette Fruskagora; in dem poseganer Comitat Posega, sonst eine königliche Freistadt mit 3000 Einw., wo das feste Schloß stand, in welchem Joh. Horvath die gefangenen Königinnen Maria und Elisabeth festhielt; in der slavonischen Militärgrenze Peterwardein (s. d.), Karlowitz (s. d.), Semlin (s. d.), Mitrowitz mit 5000 Einw., das alte Syrmium; Slankemen, berühmt durch den über die Türken im J. 1699 erfochtenen Sieg; Vinkovcze, mit 3400 E.; Brod, mit 2500 Einw. und Alt- und Neu Gradiska (s. d.).

S. kam unter Augustus als ein Theil von Illyricum (s. Illyrien) unter die Botmäßigkeit der Römer, gehörte zur Provinz Pannonia (s. d.) und wurde nach dem Flusse Save Pannonia Savia genannt. Kaiser Probus, ein geborner Syrmier, that viel für sein Vaterland; er ließ Kanäle graben, führte Bauten auf und ließ 270 in Syrmien die ersten Weinreben anpflanzen. Später kam das Land unter byzantinische Herrschaft, von welcher es sich zur Zeit der Völkerwanderung losmachte, bis auf Syrmien, das bei Byzanz blieb. Hierauf wurde es durch die Avaren verwüstet; doch erholte es sich und erhielt zur Zeit Ludwig's des Frommen einen eignen Fürsten in der Person des Ljudevit, der die Oberherrschaft der Franken anerkennen mußte. In dieser Zeit gehörte Kroatien zu S., mit dem es längere Zeit ein Ganzes bildete, weshalb auch der größere Theil des heutigen Kroatiens damals mit dem Namen Slavonien belegt wurde. Im Jahre 827 drangen in S. die Bulgaren ein, wurden aber wieder daraus vertrieben. Die Bewohner waren schon früher dem Christenthum zugewendet gewesen, allein wegen des Mangels an Lehrern hatte dasselbe keinen festen Boden gewinnen können. Erst die beiden Byzantiner Cyrill (s. d.) und Methodius, die 864 in diese Gegenden kamen, legten hier einen sichern Grund der christlichen Religion; Method wurde Bischof in Syrmien. S. blieb mit Kroatien verbunden und hatte eigene Regenten, bis es sich im 11. Jahrh. mit der ungarischen Krone vereinte. In der ersten Zeit wurde das Land ungeachtet seiner Vereinigung mit Ungarn noch immer durch eigne Fürsten aus dem ungarischen Regentenhause regiert. Im Jahre 1127 war es der Schauplatz der blutigen Kämpfe zwischen Kaiser Konstantin VIII. von Byzanz und dem Könige Stephan von Ungarn, welcher Letztere damals die Feste Semlin erbauen ließ. Nachdem 1153 der Krieg abermals zwischen dem Kaiser Emanuel und dem König Geisa II. ausgebrochen war, besetzten die Byzantiner ganz S. und eroberten auch Semlin. Der Krieg dauerte auch unter König Stephan III. fort, der den Frieden durch Ueberlassung von Syrmien und ganz S. an Byzanz erkaufen mußte. Als aber 1163 der dem byzantinischen Hofe ergebene Bela III. den ungarischen Thron bestieg, wurden S. und Syrmien an Ungarn zurückgegeben und durch eigene Bane, auch zuweilen durch Sprößlinge der königlichen Familie regiert. Im Jahre 1442, nach der ersten Belagerung Belgrads, begannen die Kämpfe der Türken mit S., in welchen das Land mehrmals furchtbar verwüstet wurde. Im Jahre 1490 erhielt Johannes Corvinus, der natürliche Sohn des Königs von Ungarn, Matthias Corvinus, ganz S., mit Ausnahme von Syrmien, unter der Bedingung, daß er auf Ungarns Krone Verzicht leiste, während zugleich der König von Böhmen und Ungarn, Wladislaw,

den Titel eines Königs von S. annahm und dem Lande ein eignes Wappen verlieh. In Syrmien herrschte damals Lorenz, Herzog von Vilak oder Illok, ein Sohn des Königs Nikolaus von Bosnien, welcher diese Provinz unter der Regierung des Matthias Corvinus erhielt und 1526 ohne Erben starb. Im Jahre 1521 war Belgrad und 1524 ganz S. in die Hände der Türken gefallen. Nach der Schlacht bei Mohatsch im Jahre 1526 kamen die drei obern Comitate S.s, Agram, Kreutz und Warasdin, unter dem Namen Kroatien unter österreichische Herrschaft und Slavonien hießen nun nur die untern Comitate Veröcze, Valpo, Poseg und Syrmien, die unter dem türkischen Joche seufzten. Bei dem im Jahre 1562 geschlossenen Frieden wurden diese Theile den Türken ganz abgetreten, worauf sie unter einem in Poseg residirenden Pascha standen, bis Leopold I. nach 15 blutigen Kriegsjahren 1683 sie den Türken wieder entriß. Die Türken eroberten zwar 1690 wieder Belgrad und drangen in S. ein; nachdem sie aber bei Slankemen aufs Haupt geschlagen worden, mußten sie Esseg und ganz S. abermals räumen. Im Jahre 1699 kam ganz S. durch den Frieden zu Karlowitz an Leopold I. und erhielt nun eine ganz militärische Verfassung. Die Bewohner wurden von allen Steuern befreit, mußten aber dafür die Grenze bewachen und jedes feindliche Andringen abzuwehren suchen. Schon auf dem Landtage von 1729 verlangten die kroatischen Stände, daß S. mit Kroatien wieder vereinigt werde, aber vergebens. Erst 1747 wurde es in die noch gegenwärtigen drei Comitate eingetheilt und diese Eintheilung vom ungarischen Landtage im Jahre 1751 bestätigt; der Theil an der türkischen Grenze behielt aber seine militärische Einrichtung und wurde in drei Regimenter getheilt, nämlich in das broder, gradiskaner und peterwardeiner. Im J. 1850 wurde S. von Ungarn getrennt und mit Kroatien zu einem besondern Kronlande organisirt.

Slawen, die, sind ein in Europa und Asien weitverbreiteter Volksstamm. Sie kommen bei den ausländischen Geschichtsschreibern, welche ihnen oft die Namen der Bewohner von Gegenden, welche sie später bewohnten, beilegten, unter den verschiedensten Benennungen vor, nannten sich aber selbst nur Slowane, Slowenci (Slowensi), Slavaci, weil sie einerlei Sprache (slowo Wort, Rede, slown, slowim, heißen, reden) redeten und sich untereinander verstanden. Als die Redenden, oder wenn man den Namen von slawa, Ruhm, ableitet, als die Berühmten, setzten sie sich den fremden Völkern entgegen, die sie mit dem Namen Niemec (stumm, namenslos) bezeichneten. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammen die S. aus Indien, von wo sie mehrere Jahrhunderte v. Chr. wegen Uebervölkerung nach Europa einwanderten. Die ersten Geschichtsschreiber, welche derselben ausdrücklich Erwähnung thun, sind Jordanes (552), Procopius (562), Menander (594) und Johann von Biclar (gest. 620), und was bei diesen sich findet, vermag erst von der Mitte des 5. Jahrhunderts an einige Klarheit über die früheste slawische Geschichte zu geben. Für die folgende Zeit sind die Byzantiner und die inländischen Geschichtsschreiber, die mit Nestor nach 1056 beginnen und außerdem deutsche Chronisten (Ditmar von Merseburg, Adam von Bremen, Helmold u. A.) Hauptquellen. Von ihren schon vor Christus eingenommenen Wohnsitzen im europäischen Sarmatien, von dem Ausfluß der Weichsel bis zu den karpathischen Gebirgen, von da bis zum Ausfluß des Dniepr, längs den Gestaden des asowischen Meeres bis zum Don und von da aufwärts bis zum weißen Meere und Archangel, breiteten sie sich nach und nach weiter aus. Ein Theil der im Süden wohnenden zog, durch innere Empörung veranlaßt, im 4. Jahrh. nach Norditalien, d. h. dem heutigen südlichen Kärnthen, Krain und Kroatien. Die Zurückgebliebenen besetzten allmählich die Länder längs der Donau bis an ihre Mündungen und von da längs dem Pontus Euxinus bis zum Dniester. Von den Byzantinern werden diese südlichen Slawen Anten genannt, während die im Norden an der Ostsee bei den Deutschen den Namen Weneten führen. Jene, die früher zum Theil den Gothen, dann den Hunnen unterthan gewesen waren und oft die Grenzen des römischen Reichs überschritten hatten, wurden im 6. Jahrh. den Avaren unterthan, mit denen vereinigt sie eine furchtbare Macht bildeten, nach Thracien einbrachen und von da weiter bis tief nach Griechenland, dessen heutige Bewohner zum großen Theil von

ihnen abstammen, vordrangen. Im Anfange des 7. Jahrh. zogen die, welche Kroatien inne hatten, von da nach Dalmatien und besetzten den Landstrich von dem Cettinaflusse bis über Istrien hinaus. Zu gleicher Zeit nahmen, ostwärts von diesen Kroaten, die von Norden her gekommenen Serben ihre Wohnsitze und bildeten ein mächtiges Reich. Es entstand dieses und ähnliche Reiche in Folge der Besiegung der Avaren durch Kaiser Heraclius, wodurch die denselben unterworfenen Slawen wohl größtentheils wieder frei wurden und selbstständige Herrschaften bildeten. Eine solche Herrschaft war auch das Reich, welches in der ersten Hälfte des 7. Jahrh. Samo gründete und dessen Hauptheil Böhmen war, wohin nach dem Sturze des thüringischen Reiches 550 die Czechen (d. h. Vorder-Slawen), später nach dem Lande Böhmen genannt, eingewandert waren. Während dies mit den südlichen Slawen vorging, hatten auch die nördlichen, Wenden genannten, sich ausgebreitet und waren in die von den germanischen Stämmen jenseits der Elbe verlassenen Wohnsitze eingerückt, die sie nun seit dem 6. Jahrh. unter dem Namen der Pomeranier, Luitizen, Wilzen, Weletaben, Obotriten, Sorben u. s. w. bewohnten. Selbst auf mehreren Inseln der Ostsee, unter denen die vorzüglichsten Femern und Rügen, hatten sie sich festgesetzt. An mehreren Punkten drangen sie sogar über die Elbe, wie z. B. die Sorben (s. d.). Zu beiden Seiten der Weichsel wohnten im 6. Jahrh. die Polen, weiter ostnordwärts die zahlreichen Stämme, welche später Russen hießen, zwischen Russen und Polen die Preußen. So dehnte sich um diese Zeit die westliche slawische Grenze von den Ausflüssen der Elbe aus bis zu dem adriatischen Meere. In den nächsten Jahrhunderten, zuerst unter Karl dem Großen, wurden längs dieser Grenze von den Deutschen Marken errichtet, von wo aus ein fortwährender Krieg gegen die Slawen geführt und dieselben entweder ausgerottet oder germanisirt wurden. Die Markgrafschaften Meißen, Lausitz, Brandenburg, Steiermark, ferner Krain, Kärnthen, sind während dieser Kriege von den Deutschen in Besitz genommene slawische Länder. Die in Böhmen wohnenden Czechen erhielten sich und bildeten lange ein eigenes Königreich unter eigenen Fürsten. In Mecklenburg, wo die Obotriten wohnten, haben die slawischen Fürsten sich erhalten, aber die Sprache und die Sitten sind, wie auch in Pommern, durch die Menge der angesiedelten Deutschen verschwunden. In Mähren bestand im 9. Jahrh. unter Swatopluk ein mächtiges Königreich der slawischen Morawane, ward aber durch Kaiser Arnulf und die Maayaren zerstört. Die im Süden der Donau nach und nach erwachsenen Königreiche Kroatien, Slawonien, Dalmatien, Serbien, Bosnien und Bulgarien sind nach langen Kämpfen theils an Oesterreich, theils an die Türkei gekommen. Dagegen ist Rußland ein mächtiger selbstständiger Staat, neben welchem bis in die neuere Zeit auch Polen blühte. Die Gesammtzahl der Slawen, welche noch jetzt, theils unter eigenen Fürsten, theils selbstständig und theils Fremden unterworfen, in Europa und Asien wohnen, beläuft sich nach Schaffarik's Angabe auf 80,000,000 Seelen. Die slawische Sprache wird noch gegenwärtig gesprochen von den östlichen Ländern am adriatischen Meere bis zu den Ufern des nördlichen Eismeeres und von der schwarzen Elster bis zu den Inseln des russischen Nordarchipels an der Westküste von Amerika und zwar von den slawischen Stämmen der Russen und Rußniaken, der Bulgaren, Serben, Bosnier, Dalmatiner, Slawonier, Kroaten und Winden in Krain, Kärnthen, Steiermark und dem westlichen Ungarn, ferner der Böhmen, Mähren, Slowaken, Sorbenwenden und Polen.

Slawische Sprache, Religion und Verfassung. Die slawische Sprache ist verwandt mit dem Sanscrit. Man unterscheidet in derselben zwei Hauptmundarten, von denen eine jede wieder in eine große Menge von Unterarten zerfällt. Zu der einen gehören die Dialekte der Russen, der Serben, Bulgaren, Bosnier, Dalmatiner, Slawonier, Kroaten und Winden oder Slowenen in Krain, Kärnthen, Steiermark und Westungarn, zu der andern die der Böhmen, Mähren, Slowaken, Sorbenwenden in den Lausitzen und der Polen und Schlesier. Alle diese Dialekte sind nicht in ursprünglicher Reinheit mehr vorhanden, sondern in Folge der Wanderungen und des Verkehrs der Slawen mit andern Nationen, mit Deutschen, Franzosen, Türken, Tataren, Griechen u. s. w. mit fremden sprachlichen Bestandtheilen vermischt worden. Die Ursprache, aus welcher alle einzelnen

Zweige entsprossen sind, ist nicht mehr vorhanden, und nur aus Irrthum ist die von Cyrill eingeführte Kirchensprache als solche bezeichnet worden. Die Gesammtheit aller einzelnen Dialekte und Unterdialekte bildet die slawische Sprache. Es ist dieselbe, als vom Sanscrit ausgegangen, der lateinischen, griechischen und deutschen verschwistert. Sie unterscheidet drei Geschlechter, kennt (mit Ausnahme der germanisirenden Mundarten) den Artikel nicht, schließt in der Flexion der Verba die Pronomina aus, ersetzt diese, so wie in Declinationen den Artikel, durch angehängte Biegungssylben, hat unter den Schwestersprachen die meisten Casus, im Singular 7, im Dual 3, im Plural 6, und zeichnet sich durch mehrere Vorzüge aus. Zu diesen Vorzügen gehören die reinen, festen Vokalendungen, die vom grammatischen Accent unabhängige Länge und Kürze der Sylben, wodurch sich diese Sprache ganz vorzüglich zum Gesang in der Oper und zur Nachbildung der Versmaaße der Griechen und Römer eignet; ferner der erstaunliche Wortreichthum, die Menge und Mannigfaltigkeit der einzelnen Laute und ihrer Verbindungen, woraus die Fähigkeit des Slawen hervorgeht, jede fremde Sprache mit erstaunlicher Leichtigkeit sich anzueignen; außerdem die allseitige Durchbildung in der Syntax und endlich der Wohlklang der Perioden, Wörter, Sylben und Einzellaute. Die Härte, die durch die Häufung der Consonanten, dieser Zeichen des Reichthums an Begriffen, entsteht, ist nur für das Auge der Ausländer vorhanden. Die angegebenen Eigenschaften finden sich bereits in den Uebersetzungen des Cyrillus (s. d.), aus dem 9. Jahrh., außerdem noch in uralten, aus der heidnischen Zeit herrührenden Volksliedern der Serben, Böhmen und Russen, woraus nicht nur das Alter der slawischen Sprache, sondern auch ein hoher Grad von Bildung der sie sprechenden Völkerschaften hervorgeht. Wahrscheinlich hatten die Slawen aus Indien ein Schriftsystem mitgebracht, aber es war dasselbe im Laufe der Zeit verloren gegangen, und erst im 9. Jahrh. erhielten sie durch Cyrill wieder ein dem griechischen nachgebildetes Alphabet. Als die griechische und lateinische Kirche sich spalteten, nahmen die Stämme, welche Letzterer sich anschlossen, das lateinische Alphabet an, das indessen, weil jeder einzelne Stamm die in diesem Alphabete nicht vorhandenen Laute durch andere Zusammensetzungen von Consonanten und Vokalen auszudrücken suchte, so verschieden sich gestaltet hat, daß ein und dasselbe Wort nach den Alphabeten zweier Stämme geschrieben, für den, der beide nicht zugleich kennt, ganz unlesbar ist. Das Cyrillische Alphabet haben die Slawen des griechischen Ritus. Bei ihnen ist auch die Sprache, in welcher Cyrill schrieb und die vielleicht die bei den alten Serben übliche war, Kirchensprache geblieben, jedoch mit einigen Abänderungen. Es ist dieselbe, die auch die slawonische oder altslawische heißt (weil man sie für Ursprache hielt) unter allen slavischen Sprachen die ausgebildetste, wird aber jetzt nirgends mehr gesprochen. In früheren Jahrhunderten war sie in Rußland, Serbien und Bulgarien auch Hof- und Gelehrtensprache, und außer der Bibelübersetzung, den liturgischen Büchern und Uebersetzungen theologischer Schriften gibt es auch in derselben verfaßte Chroniken und andere Schriften, deren in- und ausländische Bibliotheken eine große Menge enthalten. Allmälich fingen die Landessprachen an, sich zu Schriftsprachen zu erheben, und geschah dies in Rußland vor etwa 100 Jahren. Die beiden Männer, Cyrillus und Methodius, welche die slawonische Sprache zur Schriftsprache erhoben, waren zugleich die eifrigsten Apostel der Slawen, besonders der Mähren und der nach Süden und Osten angrenzenden Stämme. Doch schon früher ward von Konstantinopel aus das Christenthum unter den südlichen Slawen angefangen zu predigen. Die Russen nahmen es an im 10. Jahrh. Zwischen Elbe und Weichsel und darüber hinaus machten sich Deutsche um die Einführung desselben verdient. Vgl. Polen, Preußen, Pommern u. s. w. Früher waren die Slawen Heiden. Sie verehrten zwei Hauptgottheiten, biely Bog, den Geber alles Guten, und czerny Bog, den Schöpfer des Bösen, an welche sich zwei Reihen untergeordneter Gottheiten, eine Reihe guter und eine Reihe böser, anschlossen. Den Gottesdienst versahen in dazu erbauten Tempeln und in geheiligten Hainen die Priester, die in den urältesten Zeiten zugleich Vorsteher des Volkes waren, wie aus dem Worte kniaz, knez, das zugleich Fürst und Priester heißt, hervorgeht. Der Eid war den alten Slawen heilig. Ihre Todten verbrannten sie. Die älteste Ver-

fassung war demokratisch; das Volk war gesondert in drei Klassen, Edle (kniaz, bojar, zupan), Freie und Unfreie, die Lebensweise patriarchalisch. Später erschienen bei den einzelnen Völkerschaften mehrere Fürsten oder Häuptlinge, und zuweilen ist unter einem Einzigen ein großes Reich vereinigt. In früherer Zeit war Viehzucht die Hauptbeschäftigung, später gesellte sich in gleicher Ausdehnung der Ackerbau hinzu, und von einem überaus blühenden Handel zeugen die slawischen Städte (grad, von graditi, umzäunen) Stargrad, Vineta auf der Insel Wollin (von Herder das slawische Amsterdam genannt), Nowjorod, Kiew, Arcona u. s. w. Zwischen Ostsee und schwarzem Meer war der lebhafteste Verkehr. Auch Bergbau, Schmelzen und Gießen von Metallen, Salz- und Methbereitung, Leinweberei waren wohl bekannt. Haupttugenden der Slawen waren Friedensliebe neben Tapferkeit, Freiheitsliebe neben großer Treue, Gutmüthigkeit, Redlichkeit, Gastfreundschaft und Milde. Ein kriegerisches eroberndes Volk waren sie nie; sie rückten in der Regel in verlassene Gegenden ein. Aber darum erlagen sie auch in den Kriegen mit den Deutschen im Westen, mit den Mongolen im Osten, mit den Türken im Süden, denn es fehlte ihnen an ausgebildeter Kriegsverfassung. Von ihrer Liebe zu einem ruhigen musikalischen Leben zeugen die Menge von alten Volksliedern, die bei mehreren Stämmen sich gefunden haben und die schönsten poetischen Blumen darbieten. Was ihr Charakter später von Wildheit darbietet, war eine Folge grausamer Kriege, die namentlich von den Deutschen gegen sie geführt wurden. Die Ueberreste der alten heidnischen Poesie der Böhmen, Serben und Russen gehören der epischen und lyrischen Poesie an, und die serbischen Lieder namentlich sind von höchster Zartheit und Innigkeit. Ein allgemeiner Zug der gesammten slawischen Poesie ist eine gewisse Wehmuth. Vgl. J. Dobrowsky „Slavin“ (Neue Ausg., Prag 1834); dessen „Slowanka zur Kenntniß der alten und neuen slawischen Literatur“ (Prag 1814); P. Jos. Schaffarik „Geschichte der slawischen Sprache und Literatur“ (Ofen 1826); Dessen „Ueber die Abkunft der Slawen“ (Ofen 1828).

Sleidanus, Joh., eigentlich Philipson, ein gelehrter Staatsmann und Geschichtsschreiber der Reformation, ward 1506 zu Sleida bei Köln geboren, studirte die Rechtswissenschaften zu Lüttich, Köln, Löwen, Paris und Orleans, trat dann in die Dienste Franz I. von Frankreich, bis er im Jahr 1542 von dem Rathe zu Straßburg zum Professor der Rechte ernannt wurde. Vertraut mit der Geschichte und den Rechten der Völker, war S. der Mann, dem die protestantischen Fürsten ihr Vertrauen schenken konnten und ihn deshalb nicht allein öfters zu ihrem Abgeordneten bei Verhandlungen, wie 1545 bei einer Mission an den König von England und später bei der Kirchenversammlung zu Trient verwandten, sondern ihn auch zum Geschichtschreiber der Reformation erwählten, um die Schmähungen und Unkunde der katholischen Partei zu widerlegen. Dies ist ihm auch vollkommen gelungen in dem klassischen Werke „De statu religionis et reipublicae sub Carolo V. Caesare commentarii“ (Straßburg 1555 und oft aufgelegt). Er stellt darin die Reformation als ein Werk der Vorsehung, eine Angelegenheit der Menschheit, in ihrer politischen Beziehung als Weltbegebenheit einfach dar. Außerdem schrieb S. „de quatuor summis imperiis“ (Straßburg 1556) und „Opuscula,“ welche von Petschius (Hannover 1608) herausgegeben sind. S. starb 1556.

Slowaken bilden den slawischen Theil der Bewohner Ungarns und sind die Ueberreste der karpathischen und donauischen Urslawen, d. h. derjenigen Slawen, welche unter dem Namen der Sarmatae limigantes, der Jazyges metanastae, seit uralten Zeiten die Gegenden zwischen Donau, Theiß und Karpathen inne hatten. Schon früh wurden sie durch Auswanderungen geschwächt. Unter Swatopluk (gest. 894) gehörten sie zu dessen mährischem Reiche; nach ihm gehorchten sie dem slawischen Fürsten Salan, der zwischen Theiß, Donau und Waag herrschte, und wohnten unter demselben in den gebirgigen Gegenden nach den Karpathen zu, während in den Ebenen Bulgaren saßen. Um diese Zeit brachen die Magyaren in Ungarn ein und unterwarfen, wie die übrigen Stämme des Landes, auch die S. Die heutigen S. bewohnen den nordwestlichen Theil Ungarns, sind aber auch sonst in einigen jüngeren Colonien durch das ganze Land zerstreut. In einigen

Gespanschaften wohnen sie allein, in andern machen sie die Mehr-, in andern die Minderzahl aus. Ihre Gesammtzahl wird auf 2,750,000 Seelen angegeben, von denen etwa 1,900,000 zur katholischen, 800,000 zur evangelischen Religion sich bekannten. In Deutschland und Polen findet man häufig herumziehende slowakische Leinwandhändler und Drahtbinder. Die slowakische Sprache ist erst ungefähr seit dem 18. Jahrh., und zwar durch die Bemühungen der Katholiken zur Schriftsprache erhoben worden. Zu den Zeiten der Hussiten und der Reformation führten die Böhmen, die unter den S. sich niederließen, das böhmische Alphabet unter denselben ein, dessen man sich nun aber bald ausschließlich zur Schreibung der zur Schrift- und Kirchensprache erhobenen böhmischen Sprache bediente. Letztere wird auch noch jetzt von den Protestanten als Schriftsprache gebraucht. Was vor der Hussiten Zeit geschrieben ward, ward lateinisch geschrieben. Die slowakische Sprache war nur noch Eigenthum des gemeinen Volkes und verschmäht von dem Adel. Aber das gesangreiche und sanglustige Volk bewahrte im Gedächtniß seine uralten Volkslieder, deren noch vor 70 Jahren mehrere bei Hochzeiten und ähnlichen Gelegenheiten gesungen wurden, jetzt aber nur noch in den Anfangsversen übrig sind. In der Schule wird meist nur das Ungarische und Lateinische gelehrt. Zu dem, was in neuerer Zeit im Druck erschienen ist, gehören theologische Schriften, Uebersetzungen aus alten und neuern Dichtern, Sammlungen von Gedichten und Volksliedern, auch Zeitschriften u. a. Eine Uebersetzung der Bibel lieferte Georg Palkowitsch, Canonikus von Strigon (gest. 1835) im J. 1833 (2 Bde.). Eine Sammlung von Volksliedern kam heraus von Collar, Prediger zu Pesth (Ofen 1834, 2 Bde.). Eine Sammlung von Gedichten verschiedener Verfasser veranstaltete Johann von Czaplowicz (Pesth 1822).

Smalte ist eine blaue Malerfarbe, welche aus Kobalterz, namentlich dem Speiskobalt, bereitet wird, indem man dieses mit Quarz und Pottasche zu blauem Glase schmilzt, das man dann auf besondern Mühlen zu Pulver mählt. Man hat verschiedene Sorten, welche die Namen Streublau (A), Farbe (C), Eschel (E) und Sumpfeschel (EE) tragen, die wieder in verschiedene Nummern zerfallen, welche man je nach der Dunkelheit mit O, G, F, FF, FFF und FFFF bezeichnet. Blaufarbenwerke können nur da angelegt werden, wo Kobalterze nicht zu weit entfernt sind. Die sächsischen Blaufarbenwerke sind die berühmtesten und liefern jährlich ungefähr 12,000 Ctr. Blaufarbenwaaren. Außerdem giebt es deren in Hessen, in der Rheinprovinz, in Oesterreich und in Medum in Norwegen. Eine ähnliche Farbe entsteht nach Thenard, wenn man einen Theil phosphorsaures Kobalt mit acht Theilen gallertartigem Alaun vermischt und die Masse in einem Schmelztiegel erhitzt; es soll die Stelle des Ultramarins vertreten.

Smaragd, einer der kostbarsten Edelsteine, von meist schön-grüner Farbe. Seine Primärform ist die einer Hexagonpyramide, doch findet man ihn fast immer verschoben, mit abgestumpften Ecken. Die Seitenflächen geben den eigentlichen S., wenn sie flach und eben sind, die vertical gereiften nennt man in der Mineralogie Beryll. Der Bruch ist muschlich und uneben, die Zusammensetzung groß- und grobkörnig, zuweilen dünnstenglich. Die Farbe geht von dem eigentlichen Smaragdgrün in den verschiedensten Veränderungen ins Blaue und Gelbe. Er besteht aus kieselsaurer Thonerde und kieselsaurer Glycinerde, findet sich eingewachsen in Glimmerschiefer bei Salzburg, in Granit und Glimmer am rothen Meere, auf Gängen in Thonschiefer, Hornblendschiefer und Granit im Thale Tunka bei Neukarthago, zwischen den Gebirgen von Granada und Popayan. Als Beryll findet man ihn häufig in Sibirien, Schweden, Böhmen, Sachsen, Frankreich, Spanien, Brasilien 2c. Der eigentliche S. ist wegen seiner schönen, grünen Farbe, seines Glanzes und seiner Seltenheit sehr theuer. Ein S., wenn er, wie es gewöhnlich geschieht, in Tafelform mit einigen Facetten an den Kanten geschliffen und sonst fehlerfrei und vom ersten Wasser ist, etwa 12 Karat schwer, kostet 8—900 Thlr. Doch sind die geringeren Arten häufiger und deshalb wohlfeil. Ein Karat wird höchstens mit 2 Thlr. bezahlt. Der größte S. befindet sich angeblich in Loretto und enthält 50 Säulen, von 1 Zoll Dicke und 2 Zoll Höhe.

Smeaton, John, der berühmte Erbauer des Leuchtthurms von Eddystone, ward

1724 zu Aesthore geboren und starb 1792. Vorzügliche Anlagen für Mathematik und Mechanik bestimmten S., die Rechtsstudien, denen er sich nach dem Willen seines Vaters gewidmet hatte, aufzugeben, und sich ganz ersteren zu ergeben. Darin machte S. in kurzer Zeit so große Fortschritte, daß er 1753 zum Mitglied der königl. Akademie ernannt wurde und einige Jahre darauf für seine Schrift über die Kraft des Wassers und Windes, um Rädermaschinen in Bewegung zu setzen, die goldene Medaille erhielt. Den Leuchtthurm von Eddystone, ein Meisterwerk der Baukunst, vollendete S. 1759. Von 1764—75 bekleidete er ein Amt beim Hospital von Greenwich, legte es indessen im letztgenannten Jahre nieder, obwohl es ihm einen bedeutenden Gehalt ohne große Arbeit brachte, um die Leitung von Flußschiffbarmachung und Canalanlegungen zu übernehmen. Endlich ward S. Ingenieur des Klosters Ramsgate.

Smintheus ist ein Beiname des Apollon, entweder von der Stadt Sminthe im Gebiete von Troja, oder von dem griechischen Sminthos, die Maus, welche bei den Alten ein Symbol der Weissagung war, als ein von Erddünsten prophetisch begeistertes Thier. Nach Andern hatte Apollon diesen Beinamen, weil er, als einst Troja von Mäusen heimgesucht wurde, dieselben vertilgt. Tempel desselben, Smintheien genannt, befanden sich an mehreren Orten, besonders in Kleinasien.

Smirgel, s. Schmirgel.

Smith, Adam, einer der berühmtesten Schriftsteller über die Staatswirthschaft, Sohn eines Zollbeamten zu Kirkaldy in Schottland und geb. am 5. Juni 1723, studirte zu Glasgow und Oxford Theologie und Philosophie, trat 1748 zu Edinburgh als akademischer Lehrer im Gebiete der Rhetorik und schönen Wissenschaften auf, ward 1751 Professor der Logik, bereiste 1764 und 1765 in Begleitung des Herzogs von Buccleugh Frankreich und Italien, lebte dann als Privatmann zehn Jahre zu Kirkaldy, begab sich von da nach Edinburgh und starb daselbst, seit 1778 das Amt eines königlichen Commissarius für die Zölle in Schottland bekleidend, im J. 1790. Schon durch eine 1759 erschienene Schrift „Theory of moral sentiments“ hatte er sich einen Namen erworben, indem er auf eigenthümliche Weise die Moral auf Sympathie baute, dergestalt, daß er aufstellte, der Mensch müsse, was gut und schlecht, beseligend und verdammend sei, dadurch lernen, daß er sich in die gemüthliche Lage eines Andern, der entweder gut oder schlecht handle, versetze und nach der Wirkung, die er dadurch auf sein Inneres verspüre, sich in seinen Handlungen bestimmen. Aber weltberühmt ward er durch das während seiner zehnjährigen zu Kirkaldy verlebten Muße ausgearbeitete Werk: „Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations“ (2 Bde., Lond. 1776, 4.; deutsch von Garve, 4 Bde., Bresl. 1794—96), eine Theorie der Staatswirthschaft, worin er den Satz aufstellt, daß das geistige und materielle Glück einer Nation hervorgehe aus der freien Entwickelung und Anwendung der Anlagen der menschlichen Natur, aus der ungehinderten Benützung alles dessen, was die Beschaffenheit und Lage des Landes für die Aeußerung menschlicher Thätigkeit darbietet. Hiermit erkennt er für die Gesellschaft keine weiteren Schranken an, als das Recht, und spricht über alle Formen, unter welchen die Beschränkung erscheint, als Zünfte, Zölle, Monopole und dergl. das Verdammungsurtheil aus. Man hat sein System das Industriesystem genannt und die Resultate, die er daraus gewonnen hat, sind denen des physiokratischen Systems des Franzosen Quesnay ähnlich. Der wesentliche Unterschied beider Systeme besteht darin, daß Quesnay nur den Grundbesitz als wahren Nationalreichthum betrachtet und den Ertrag davon einzig und allein besteuert wissen will, S. dagegen auch das als wirkliches und nicht blos scheinbares Einkommen des Staates ansieht, was durch Handwerke, Manufacturen, Handel gewonnen wird, und hiernach die Besteuerung bestimmt. Soviel Widerspruch Anfangs seine Ansichten fanden, so sehr kamen sie später nicht nur in England, sondern auch in andern Ländern zu Ehren und üben in vieler Beziehung einen noch immer sich mehrenden Einfluß aus. Vgl. die Biographie Smith's von Dugald Stewart.

Smith, Sidney, ein geistreicher englischer satirischer und politischer Schriftsteller,

geb. 1771 zu Woodford in Essex, studirte seit 1789 auf der Universität zu Oxford Theologie und ging 1798 als Erzieher nach Edinburgh, wo er 1802 in Verbindung mit Jeffrey und Brougham das berühmte „Edinburgh review" begründete. Die Redaction dieses Journals legte er schon 1803 nieder, blieb aber bis 1828 Mitarbeiter desselben. Als Prediger am Findelhause zu London, seit 1803, zeichnete er sich als Kanzelredner aus, gab seine Vorträge auch später heraus und erwarb sich durch seine Freisinnigkeit sowohl Freunde als auch eifrige Gegner. Im J. 1806 erhielt er von der Whigregierung die Pfründe Foston in der Grafschaft York, 1828 nahm er eine Pfarrstelle zu Combe Flory in der Grafschaft Gloucester an und erhielt später das Kanonikat an der Paulskirche zu London. Hier starb er im Februar 1845. Durch seine politischen Schriften, in denen er stets auf Seiten der Whigs focht und Emancipation der Katholiken, Reformbill und alle freisinnigen Verbesserungen mit Entschiedenheit und Schärfe vertheidigte, hat er sich ein großes Verdienst um England erworben, namentlich durch seine in England als classisch anerkannte Schrift „Briefe Peter Plumley's an seinen Bruder Abraham über die Katholiken", die 21 Auflagen erlebte. Seine Werke erschienen 1843 gesammelt in 3 Bänden.

Smith, Sir William Sidney, englischer Admiral, war geboren 1764 zu London, widmete sich dem Seedienst und hatte sich, als der Friede von Versailles 1783 abgeschlossen ward, zum Fregattencapitain emporgeschwungen. Im J. 1788 nahm er schwedische, und nach dem Abschluß des Friedens von Werelä (1790), für seine Leistungen mit dem Schwertorden belohnt, zu Konstantinopel türkische Dienste. Im J. 1793 bot ihm der zwischen Frankreich und England ausgebrochene Krieg Gelegenheit, wieder für das Vaterland thätig zu sein. Er begab sich zu der unter Admiral Hood die Stadt Toulon belagernden Flotte und nahm seitdem an dem Seekriege der Engländer gegen die franz. Republik eifrigen Antheil, durch manche fast tollkühne That sich auszeichnend. Im J. 1796 ward er bei Havre in einem Gefecht zum Gefangenen gemacht und in den Tempel gesetzt. Als er durch die List einiger ihm befreundeten Franzosen, welche die Wächter durch einen falschen Befehl des Polizeiministers zu täuschen wußten, aus dem Kerker befreit, nach England zurückkehrte, ernannte ihn der König zum Befehlshaber des „Tiger" mit 80 Kanonen, auf welchem er nach Aegypten absegelte, um die Küste dieses Landes zu beobachten. Nachdem er sich bei der Belagerung von St. Jean d'Acre rühmlich ausgezeichnet, mit dem franz. General Kleber die Convention von El Arisch abgeschlossen, ging er nach London zurück und ward 1802 Mitglied des Unterhauses. Der Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich im J. 1803 rief ihn von Neuem auf die Flotte, auf der er jetzt als Contreadmiral befehligte. Im J. 1807 führte er den Prinzregenten von Portugal nach Brasilien, worauf er, trotz seiner errungenen Lorbeeren, aus dem Dienst entlassen ward, wie man glaubt, wegen gewissen Verhältnissen, in denen er zu der Prinzessin von Wales gestanden haben soll. Er lebte seitdem auf dem Continent als Privatmann. Ueber seine Bemühungen beim Wiener Congreß, an dem er Theil nahm, um die Aufhebung des Sclavenhandels und der Seeräuberei herbeizuführen, über die von ihm später gegründete antipiratische Gesellschaft, s. Sclaverei und Sclavenhandel, Seeräuberei. Im J. 1830 kehrte er, von Wilhelm IV. zum Generallieutenant der Marine ernannt, von Paris nach London zurück, ging aber nach einiger Zeit wieder nach Paris zurück und starb daselbst am 26. Mai 1840.

Smolensk, ein Gouvernement des europäischen Rußlands, von 1019 QM. mit 1,170,600 Einw., bildet das sogenannte Weißrußland im engern Sinne. Es kam 1654 von Lithauen wieder an Rußland, wozu es in ältern Zeiten schon gehört hatte, erhielt 1775 seine gegenwärtige Gouvernementsverfassung und steht mit dem Gouvernement Pskow unter Einem Generalgouverneur. Die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten haben die Bischöfe von S. und Dorogobusch. S. gehört zu den fruchtbarsten Provinzen des innern Rußlands und wird von vielen zum Theil beträchtlichen Flüssen, dem Dniepr, der Düna, Desna, Soscha, Wjäsma, Ugra und andern bewässert. Die Provinz hat sehr viele und bedeutende Waldungen, die herrliches Bauholz und Masten liefern. Der Ackerbau wird mit großem Fleiße betrieben. Die Hauptproducte sind, nächst Getreide, Flachs und

Hanf. Die Viehzucht liefert Häute, Talg, Borsten 2c. zur Ausfuhr. Wachs und Honig werden im Ueberfluß gewonnen. Die gewerbfleißigen Einwohner, meist Russen, mit Ausnahme von 804 Polen, Juden und Deutschen, beschäftigen sich besonders mit Teppichweberei, worin sie es zu einer außerordentlichen Vollkommenheit gebracht haben. Eingetheilt ist das Gouvernement in 12 Kreise. Die wichtigste Stadt ist die Hauptstadt gleiches Namens, am Dniepr, mit 14,639 Einw., eine der ältesten des Reichs, welche 33 zum Theil höchst alterthümliche Kirchen und Kathedralen, 13 Schulen und 56 Fabrikanlagen besitzt. Historisch merkwürdig wurde sie durch die Schlacht am 17. August 1812, wo hier Napoleon die Russen unter Barclay de Tolly und Bagration schlug, und durch diesen Sieg den Vortheil sich erkämpfte, von nun an längere Zeit ungehindert gegen Moskau vorrücken zu können.

Smollet, Tobias, englischer Schriftsteller, geb. 1720 zu Cameron in Schottland, war eigentlich Wundarzt und fing erst, als 1748 nach dem Aachner Frieden seine Beschäftigung als Schiffswundarzt aufhörte, zu schriftstellern an, und mit großem Glücke. Sein erstes Produkt, der Roman „Roderick Random“ fand großen Beifall; diesem folgten 1751 „Die Abenteuer des Peregrine Pickle“; der dritte „Ferdinand Graf Fathom“ steht den frühern nach. Unterdessen hatte er aber auch als Doctor promovirt und sich als Arzt niedergelassen; doch gab er die Praxis auf, noch ehe er sie recht begonnen hatte. Von seinen Romanen, die sich alle durch den glücklichsten Humor auszeichnen, hält man für den besten „Die Reise des Humphry Clinker“. Auch hat er ein großes Geschichtswerk in 7 Bänden verfaßt, eine Geschichte Englands bis 1748, die wegen der Schreibart sehr geschätzt wird; ferner den Gil Blas, den Telemach, den Donquixote u. a. übersetzt, einige lyrische Gedichte gemacht, die unter dem Namen „Schottlands Thränen“ erschienen, auch zwei Schauspiele geschrieben, die aber kein dramatisches Talent bekunden. Das eine kam auf Garrik's Veranlassung nie auf die Bühne, daher der wüthende Ausfall S.'s gegen diesen Roscius der Neuern in der ersten Ausgabe des Peregrine Pickle. Manche andere Feindschaften und Unannehmlichkeiten zog er sich als Mitarbeiter an den Journalen „The critical review“ und „The Briton“ durch die schonungslose Bitterkeit zu, mit der er seinen Tadel aussprach. Dahin gehören seine Streitigkeiten mit Sterne. S. starb 1771 in der Nähe von Livorno. Seine Werke erschienen in einem Bande (Lond. 1841).

Smyrna (türkisch Ismir), die wichtigste Handelsstadt der Türkei, an der Küste von Natolien (Anadoli oder die sogenannte Levante), Sitz eines Pascha, eines griechischen und armenischen Erzbischofs, wie auch eines Molla erster Classe, liegt an dem etwa 10 Meilen ins Land gehenden gleichnamigen Meerbusen, ist amphitheaterförmig um einen Berg erbaut, auf dessen Gipfel ein altes Kastell steht, ein anderes den Hafen deckt und ein drittes an der Mündung des Meerbusens aufgeführt ist, und ist mit schlechten Mauern umgeben. Im Innern ist die Stadt enge und schmutzig, die Häuser sind, fast nur mit Ausnahme der öffentlichen Gebäude, schlecht erbaut. Die Zahl der Einwohner wird auf 100—150,000 berechnet, darunter 60—70,000 Türken, welche den obern geräumigern Theil der Stadt bewohnen, gegen 10,000 Juden, 7000 Armenier, die das östliche Viertel bewohnen, im sogenannten Frankenviertel wohnen die Franken, gegen 1000, die Zahl der Griechen schätzt man auf 24,000. Der Hafen ist meist versandet und füllt sich blos zur Regenzeit; doch ist die Rhede im Busen sicher und stets mit Schiffen von allen Nationen gefüllt, von denen Britten, Franzosen, Oesterreicher, Niederländer, Schweden 2c. hier ihre Consuln haben. Der innere Handel ist in den Händen der Juden und Griechen. Für arabische und persische und für die Waaren der Levante ist S. der Stapelplatz, wogegen die Europäer den Markt mit ost- und westindischen und europäischen Waaren füllen. Manufacturen giebt es in S. wenige, die stärksten liefern Teppiche, seidene und wollene Waaren und Leder. Man zählt in S. 60 große und kleine Moscheen und muhamedanische Kapellen, 5 griechische, 1 armenische, 2 katholische, 1 anglikanische, 1 protestantische Kirche, 2 kathol. Klöster, 7 Synagogen, 1 griech. Collegium zur Erlernung der hellenischen Sprache und der mathematischen Wissenschaften mit einer gehörigen Anzahl zu Wien gebildeter Professoren. —

S. ist wahrscheinlich ursprünglich eine Colonie der Epheser und wurde abwechselnd von Aeoliern, Joniern, Lydiern und Macedoniern besessen. Alexander baute sie 4 Jahrhunderte nach ihrer Zerstörung wieder auf und sie hob sich bald zur blühenden Handelsstadt. Auch die bildenden Künste hatten hier ihren Sitz. Ueppigkeit und Kriege brachten jedoch das reiche S. ganz in Verfall und von der alten prächtigen Stadt stand im 13. Jahrh. nur noch wenig. Unter der Türkenherrschaft hob sich S. wieder und stieg neu, wenn auch weniger prächtig, auf den Trümmern der Mutterstadt empor. In S. soll Homer geboren sein und man zeigt an den Ufern des Meles, wo er sich dem Schoße der Mutter entwand, und an seinen Quellen die Grotte, wo er seine unsterblichen Gesänge niederschrieb.

Snellius, Willebrord, ein berühmter holländischer Mathematiker, geb. zu Leyden 1591, war der Sohn des dortigen Professors der hebräischen Sprache und Mathematik, Rudolf S., und sein Nachfolger an der Universität. Die Wissenschaft verdankt ihm, obwohl er schon 1626 starb, zwei sehr glänzende Entdeckungen; die eine ist die des constanten Verhältnisses zwischen dem Sinus des Einfallwinkels und des gebrochenen Winkels bei der Brechung der Lichtstrahlen, wodurch der Grund zu einer wissenschaftlichen Optik gelegt wurde; die andere ist das noch bis auf den heutigen Tag beibehaltene Verfahren zur Vermessung der Erde. Er maß nämlich zuerst die himmlischen Bogen zwischen den holländischen Städten Alkmar, Leyden und Bergen op Zoom durch Beobachtungen der Polhöhen dieser Orte und bestimmte dann die Meridiandistanzen dieser drei Orte durch Hülfe eines Dreiecknetzes, wodurch er den Meridiangrad = 55,021 Toisen fand, eine bei der Unvollkommenheit der damaligen Instrumente bewundernswürdige Genauigkeit. Die letzte Entdeckung hat er in seinem „Eratosthenes Batavus" (Leyden 1617) niedergelegt. Außerdem sind von seinen Schriften zu nennen: „De re nummaria"; „Cyclometricum" (eine Uebersetzung des holländischen Werkes Ludolf's van Ceulen); „Observationes Hassiacae"; „Tiphys Batavus sive de navium cursibus et Re navali".

Sniadecki, Jan, ein polnischer Astronom, geb. 1756 in der ehemaligen Woiwodschaft Gnesen, studirte in Krakau und erhielt nach einer wissenschaftlichen Reise durch Deutschland, Holland und Frankreich daselbst 1781 den Lehrstuhl der höhern Mathematik und Astronomie. Bei der Katastrophe von 1795 mußte er nach Galizien flüchten und erhielt dann die Stelle eines Observators an der Sternwarte in Wilna, die er 1806 nach neuen wissenschaftlichen Reisen antrat. Alexander I. ernannte ihn später zum Staatsrathe und die Petersburger Akademie zu ihrem Correspondenten. Im J. 1825 bezog er ein Landhaus in der Nähe von Wilna und starb daselbst 1830. Seine Beobachtungen aus Krakau stehen in den „Wiener Ephemeriden", die, welche er in Wilna machte, aus den Jahren 1807—24, in den „Denkschriften der Petersburger Akademie" und in den „Berliner astronomischen Jahrbüchern". Von seinen sonstigen Schriften sind zu nennen: „Rachunku algebraicznego teorja" (Theorie der Algebra, Krakau 1783, 2 Bde.) und „Trygonometrja Kulista" (sphärische Trigonometrie, 2. Aufl., Wilna 1820, deutsch von Feldt, Leipz. 1828). Sehr geschätzt wird seine Lebensbeschreibung des Copernikus. Zugleich beschäftigte er sich eifrig mit Philosophie und war ein heftiger Gegner Kant's. Seine akademischen und philosophischen Schriften sind gesammelt unter dem Titel: „Pisma rozmaite" (Vermischte Schriften, 2. Aufl., Wilna 1822—24, 4 Bde.). Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Warschau 1838—39 in 8 Bänden.

Sniadecki, Andrzei, gestorben am 11. Mai 1838, geboren am 30. Novbr. 1768 auf dem väterlichen Gute unweit Znin im Großherzogthum Posen, zeichnete sich schon auf dem Krakauer Gymnasium so vortheilhaft aus, daß ihm der König Stanislaus Augustus eine goldene Medaille schenkte und ihm den Auftrag gab, dem Director des Gymnasiums den Stanislausorden zu überreichen. Auf der Universität zu Krakau studirte er Medicin und Physik, reiste dann 1791 nach Pavia, wo damals Galvani, Volta und Peter Frank lehrten, erwarb sich hier die Doctorwürde und reiste nach Edinburgh, wo er bis 1795 unter der Leitung Gregory's, Monroe's und Dunkan's sich weiter ausbildete. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland ward er 1797 als Professor der Chemie und Pharmacie an der Aka-

demie zu Wilna angestellt und machte durch die geistvolle, beredte Weise, mit der er seine Wissenschaft vortrug, solches Aufsehen, daß selbst die gebildeten Einwohner Wilna's, aller Stände und beider Geschlechter, seine Vorlesungen besuchten. Er war der Erste, der in polnischer Sprache über Chemie schrieb und mußte sich daher für seine Wissenschaft erst eine Sprache bilden. Seiner „Chemie" (2 Bde., Wilna 1800) folgte die „Theorie der organischen Wesen" (2 Bde., Warschau 1804—11, deutsch Nürnberg 1821). Viele populäre Abhandlungen über Krankheit und Heilmethoden &c. gab er zum Theil in dem von ihm begründeten „Dziennik Wilenski", theils in einzelnen Broschuren heraus. Während der Jahre 1812 und 13 riefen ihn die Kriegsunruhen in die Lazarethe und bald unterlag er selbst der grassirenden Krankheit. Nach dem Frieden begann er seine gewohnte Thätigkeit wieder; später veranlaßte ihn der Zustand seiner Gesundheit aus dem Staatsdienste auszutreten, doch wurde er schon zwei Jahre nachher von dem allgemeinen Vertrauen zum Professor der Klinik auf der Universität zu Wilna berufen und behielt dieses Amt auch, als nach der polnischen Revolution die Universität aufgehoben und in eine medicinische Akademie verwandelt wurde. Im J. 1830 gründete er den „Dziennik medycyny", in dem er viele wichtige Beobachtungen mittheilte, und besorgte eine neue Ausgabe seiner „Theorie der organischen Wesen".

Snorri Sturluson, ein Isländer, geb. 1178 oder 1179 auf seines Vaters Hofe Hvamm, von dem dieser Hvamm-Sturla hieß, kam in früher Jugend nach Oddi als Pflegesohn in das Haus Jon's und wurde von diesem, damals dem gelehrtesten Mann in Island, dem Enkel des weisen Sämund (s. d.), erzogen und in der Wissenschaft und Kunst seiner Zeit und seines Landes unterrichtet. Anfangs arm, schwang er sich durch eine reiche Heirath empor und wurde bald im Felde und auf dem Alting der Volksgemeinde einer der Mächtigsten. Seit 1213 bekleidete er mehrmals das höchste Amt eines Gesetzsprechers; als er 1218 in Norwegen war, ernannte ihn Jarl Skule zum norwegischen Drost und Lehnsmann. Mit großen Geistesgaben verband S. heftige Hab- und Streitsucht, und war, obwohl mehr verschlagen und schlau, als tapfer, tief in wilden Fehden, deren Schauplatz damals Island war, verwickelt. Vor seinem Bruder Sighvat und dessen Sohn Sturla floh er 1236 von seiner schönsten Besitzung Reikiaholt, wo jetzt noch seine Badestube aus gehauenen Steinen, in die er den nahen heißen Sprudelquell leitete, erhalten und in Gebrauch ist, ging nach Norwegen und ward hier von Skule, der jetzt Herzog war, zum Jarl erhoben. Hier dichtete S. als namhafter Skalde Lieder zu Skule's Ruhm und weissagte ihm Glück in dem Streit, in dem er mit seinem Schwiegersohn, dem Könige Hakon, lag. Als er aber den Fall seiner Feinde erfahren, kehrte er, obgleich Skule seine Abfahrt verbot, 1238 nach Island zurück. Auf einen Brief Hakon's hin aber überfielen ihn seine Schwiegersöhne Kolbein und Gissur und erschlugen ihn am 22. Septbr. zu Reikiaholt. Sein Hauptwerk, das er gegen 1230 beendete, ist seine „Heimskringla", d. i. Weltkreis, in welcher er die Geschichten von Männern und Geschlechtern, die in Liedern und Stammtafeln und mündlichen und schriftlichen Erzählungen vorlagen, zur nordischen Geschichte umschuf. Sie reicht von der alten mythischen Zeit bis auf den norwegischen König Magnus Erlingsson, der 1177 starb. Sie erhielt mehrere Fortsetzungen, von denen die vorzüglichste die Geschichte des Königs Sverrer, durch S.'s Zeitgenossen und Landsmann Karl, Abt zu Thingeyri, ist. Zuerst wurde dieselbe herausgegeben von Peringskiold mit einer schwedischen und dänischen Uebersetzung (Stockh. 1697, Fol.), mit einer lateinischen und dänischen Uebersetzung von Schoning (Bd. 1 und 2, Kopenh. 1777—78, Bd. 3 von Sk. Th. Thorlacius, 1783; Bd. 4—6 unter dem Titel „Noregs konunga Sogor", von Birg-Thorlacius und E. Chr. Werlauf (1813 und 26). Ins Dänische wurde die „Heimskringla" durch Peder Clausson um 1559 übersetzt, herausgegeben von Olaf Worm (Kopenh. 1633) und durch Grundtvig (3 Bde., Kopenh. 1818—22, 4.). Ins Deutsche übersetzt wurde sie von Wachter (2 Bde., Lpz. 1835 fg.) und Mohnike (Bd. 1, Stralf. 1835); beide Uebersetzungen sind aber unvollendet geblieben. Wahrscheinlich rührt auch der erste Theil der Snorra-Edda,

die Gylfa-Ginning, von S. her, denn sie trägt ganz das Gepräge seines Geistes; auch verfaßte er den Theil der Skallda, welcher Kennigar oder Skáldskaparmál heißt. Desgleichen gehört ihm an Háttalykill, d. h. der Schlüssel der Weisen, eine Zusammenfügung seiner zwei Lobgedichte auf den Herzog Skule, und seiner drei andern auf denselben und den König Hakon, herausgegeben von Rask unter dem Titel „Snorra-Edda ásamt skáldu" (Stockh. 1818). Auch lieferte er „Drapur", d. h. Lobgedichte auf den Jarl Hakon Galin, auf dessen Gattin Christina, auf den König Erik XI. von Schweden und verschiedene kleinere Gedichte.

Snyders, Sneyders, auch Snyers, Franz, geb. zu Antwerpen 1579, hatte Heinrich von Balen zum Lehrer. Seine früheren Malereien bestehen in Fruchtstücken, und ob er sich gleich in dieser Gattung als Meister zeigte, so zog ihn doch seine Neigung mehr zur Thiermalerei, und er brachte es in diesem Fach zu solch einer Vollkommenheit, daß er von keinem vor oder nach ihm übertroffen wurde. Die Thiere, welche er darstellte, sei es in leidenschaftlicher Erregung oder in der Ruhe, sind aus dem Leben gegriffen. Alles ist großartig gehalten, die geistigen und physischen Kräfte zwischen Thieren und Menschen abgewogen, so daß kein Zweifel des Sieges des einen oder des andern Theils übrig bleibt. Rubens erkannte die Fähigkeit dieses großen Meisters, und Beide vereinigten sich oft in der Bearbeitung eines Gemäldes, wo Ersterer die Menschen und Letzterer die Thiere darstellte; doch Beide beseelte dieselbe Gluth, dieselbe Harmonie belebte ihre Farben, so daß es schien, eine Hand habe das Gemälde ausgeführt. So wie sich die Werke dieses Meisters verbreiteten, so steigerte sich auch sein Ruhm; der Erzherzog Albert, Gouverneur der Niederlande, ernannte ihn zu seinem ersten Maler, und für Philipp III. von Spanien führte er mehrere bedeutende Werke aus. Es ist unrichtig, daß S. in Italien unter Castiglione studirt habe, denn schon 1640 malte er mit Rubens gemeinsam, als der italienische Meister erst 24 Jahre zählte. Auch Descamps führt an, daß S. seinen Geburtsort nie verließ, außer einer Reise zum Erzherzog Albert nach Brüssel. In den mehresten deutschen Galerien findet man vorzügliche Werke dieses Meisters. Er starb in seiner Vaterstadt 1657 im 78. Jahre.

Soane, Sir John, Professor der Baukunst an der Akademie in London, wurde geboren zu Reading in Berkshire 1756 und studirte, nachdem er durch Dance den ersten Unterricht in seinem Fache erhalten hatte, in der königl. Akademie. In Italien, wo er sich mehrere Jahre mit königl. Unterstützung aufhielt, ward er von den Akademien in Florenz und Parma zum Mitgliede ernannt. Die oben genannte Stelle erhielt er 1809, als Dance die Professur niederlegte. Eine Beschreibung seiner zahlreichen Gebäude hat er 1789 in Folio herausgegeben. Sehr interessant für die Geschichte der Baukunst sind auch seine „Memoirs of the professional life of an architect, between the years 1768 and 1833" (Lond. 1834, 4.). Sein für Architekten sehr schätzbares und sehenswerthes Museum in Lincolns-Innfields hat er 1833 dem Staate geschenkt. Er starb 1837.

Sobieski, s. Johann Sobieski.

Soccus heißt im Gegensatz von Kothurn (s. d.), welcher der Tragödie angehört, der niedrige Schuh, welchen die Schauspieler in der Komödie sowohl bei den Griechen als den Römern trugen. Daher bezeichnet S. überhaupt den niedrigeren, der Sphäre der gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnisse angehörenden Ton der Schreibart und des Lebens, entgegengesetzt den Heldengestalten der Tragödie. — Socken nennt man auch die seidenen Schuhe, welche die Prälaten tragen.

Socialismus. Das gesellschaftliche System, welches zwischen Familie und Staat liegt, die Form, nach welcher der Einzelne dem Einzelnen gegenüber seine persönlichen Bedürfnisse und Zwecke verfolgt, hat in unseren Tagen vielfach zu heftigen Klagen gegen unsere ganzen gesellschaftlichen Verhältnisse Veranlassung gegeben und in den letztverflossenen Jahren sehr bedenkliche Umwälzungen hervorgerufen, die, wenn sie auch schnell genug wieder unterdrückt wurden, doch keineswegs als vollkommen beseitigt angesehen werden können. Mögen jene Anklagen auch theilweise von Böswilligen und Eigennützigen ausgebeutet werden; auch der besonnene Beobachter, der die Principien und die Geschichte der modernen Civi-

lisation im Auge hält, kann nicht läugnen, daß unsere Gesellschaft an Uebeln leidet, die man früher in solcher Ausdehnung nicht kannte. Was uns zuvörderst bedrückt und als die Quelle der übrigen Mißverhältnisse betrachtet wird, ist die äußerst ungleiche Vertheilung der Reichthümer, der schneidende Gegensatz zwischen Reich und Arm, zwischen Entbehrung und Lebensgenuß, und die Angst, daß dieser Gegensatz sich immer schroffer ausbilden muß. Das Gebiet der Industrie, der Schauplatz, auf welchem die Reichthümer der modernen Cultur gewonnen und vertheilt werden, giebt uns den vollen Anblick des Uebels und aller drohenden Folgen, die daraus entspringen. Dieser Schauplatz, auf dem nur Segen herrschen sollte, gleicht einem Schlachtfelde, wo der Große durch die Concurrenz den Kleinen erdrückt, wo Jeder für sich operirt, wo das Manövre des einen Capitals die Existenz von Tausenden bedroht. Ebenso feindselig, wie das Capital dem Capital gegenüber steht, verhält sich auch das Capital zu den Arbeitskräften. Das Talent, das erfindet, die Hand, die ausführt, jede Fähigkeit, die in der unermeßlichen Kette der Production eingereiht ist, gilt nur als das Werkzeug und muß sich der absoluten Macht des Capitals unterwerfen. Der Capitalist bestimmt den Arbeitslohn nicht nach dem Ertrage des Unternehmens, sondern er erkauft die menschlichen Kräfte mit höherem oder geringerem Preis, je nachdem sie sich ihm mehr oder weniger zahlreich anbieten. Der Capitalist vereinigt ganze Massen von Arbeitskräften, die er ausbeutet und dann unbekümmert aufgiebt und aufgeben muß, wenn es sein Interesse erfordert oder die Erfindung einer Maschine den Gebrauch von Menschenkräften beseitigt. Unter solchen Verhältnissen bringen es selbst diejenigen Arbeiter, deren Beschäftigung Genie, Talent und Handwerksgeschicklichkeit erfordert, selten zu einer gesicherten und mit allen bürgerlichen Gütern ausgestatteten Lage. Der gewöhnliche Arbeiter, der nur seine Kräfte besitzt, lebt stets kümmerlich oder gar in Entbehrung, und sein zahlreicher Stand bietet den Anblick der Massenarmuth dar, in deren Gefolge sich physische Verkümmerung und sittliche Verwilderung befinden. Dieses Chaos von Glanz und Elend soll sich nach der Meinung gelehrter Nationalökonomen und Philosophen von selbst ordnen und ausgleichen; aber es gleicht sich nicht aus, vielmehr gestaltet sich die Willkür täglich ärger. Manche, denen die Noth der Zeiten zum Herzen spricht, legen die Uebel den Maschinen, der Nachlässigkeit der Regierenden, dem Hang nach Luxus und andern vereinzelten Umständen zur Last, als ob zufällige und äußerliche Erscheinungen die Lage der civilisirten Menschheit bestimmten. Wer das Große und Gute unserer Zeit als das Resultat eines innern, treibenden Princips erkennt, muß auch die Uebel als eine Entwickelung des Princips auffassen. Das Mittelalter kannte unsere Leiden nicht, weil seine Lebensordnung auf eine andere Weltanschauung gegründet war. Unsere Väter schränkten das Recht des vollen Lebensgenusses, Besitz, Erwerb und politische Selbständigkeit, auf einzelne Bevorzugte ein und verurtheilten die große Masse zu unmündigem Dienst, mit dem die Verpflegung des Unmündigen nothwendig verbunden sein mußte. An den Grundbesitz waren die Rechte, wie die Pflichten der Hörigen gefettet. In einer ähnlichen, unfreien Gegenseitigkeit bewegte sich auch die industrielle Bevölkerung der Städte. Die Genossen der Corporation übten das Recht der Production und des Erwerbs als Privilegium. Die Gesellen und Knechte hatten zwar ebenfalls ihre Stütze, im Falle der Noth ihren Versorger, sowie ihre Ehre an der Corporation, aber selten besaßen sie Gelegenheit und Mittel, das Privilegium der Meisterschaft zu erringen und mußten meist ihr Leben ehelos und unselbständig verbringen. Massenarmuth, Concurrenz, die Uebermacht des Capitals, Ausschweifungen der Production waren unter solchen Verhältnissen nicht möglich. Ein dem Charakter des Mittelalters entgegengesetztes Princip wirkt in den Gestaltungen des modernen Lebens, folglich auch in unserer Gesellschaft. Bei uns soll jeder Mensch als freies Individuum das Recht auf die volle Persönlichkeit, auf Erwerb, Besitz und Eigenthum und bürgerliche Selbständigkeit haben. Alle Fesseln, welche die Gesellschaft des Mittelalters trug, sind diesem Princip, oder seiner Consequenz, dem erweiterten Bedürfnisse, gefallen. Mit dem Gefühle und dem Bewußtsein der Rechtsgleichheit mußte aber auch das Ringen nach Glück und Genuß des Lebens, nach der Verwirklichung der Freiheit, auftreten. Nach der Ab-

schaffung der alten Gemeinde- und Grundverhältnisse begann darum die Zertheilung des Grundes und Bodens und die Errichtung der kleinen und kleinsten Wirthschaften, durch welche freilich das Proletariat auf dem Lande groß gezogen wurde. Mittellose Individuen, die sonst nach der harten Politik der alten Herren und Corporationen auf das Glück des Familienlebens verzichteten, machten jetzt Gebrauch von ihrer persönlichen Freiheit. Sie gründeten Ehen, aus denen ein Bürgerthum hervorging, das nur Ansprüche und gesunde Arme in der Gesellschaft geltend machen konnte. Da persönliche Freiheit ein leeres Wort bleibt, wenn sie sich nicht auf Besitz und Eigenthum stützt, so entfaltete sich mit dem Niedersturz der alten Gesellschaftsschranken eine fieberhafte Thätigkeit auf dem Felde der Industrie. Alle wollten auf diesem unbegrenzten Felde die Mittel für eine volle Existenz finden und erweitern. Das Resultat dieser leidenschaftlichen Bewegung zwar befreiter, aber durch kein neues Band geordneter Massen sind die Zustände unserer Tage. Bei der Schrankenlosigkeit des persönlichen Interesses und dem Kampfe des Einzelnen gegen Alle konnten nur Einzelne, die das Glück oder besonderes Talent begünstigte, oder die schon mit der Waffe des Besitzes den Kampfplatz betraten, als Sieger hervorgehen. In den Händen dieser Einzelnen concentriren sich die Schätze der modernen Production, während der Arbeiter selbst, der nur auf seine Kräfte angewiesen war, ärmer und abhängiger als je geblieben ist.

Man hat im Angesicht des Uebels und der Verwirrung das Princip der freien Persönlichkeit selbst angegriffen und die Rückkehr zur Unfreiheit und der Beschränkung vergangener Zeiten in Antrag gestellt. Eine solche Revolution, könnte sie auch durchgeführt werden, wäre ein Verbrechen gegen den sittlichen Geist, der sich in der Menschheit entwickelt. Wie die Geschichte lehrt, tritt jedes Princip, das sich aus den Trümmern alter Verhältnisse emporarbeitet, in seinen ersten Aeußerungen als unfertig, einseitig auf und erwartet erst im Verlauf seine Vertiefung, Ausbreitung und Vollendung. In Frankreich und England, wo der industrielle Aufschwung am höchsten, die alten Formen der Gesellschaft zum Theil bis auf den Grund abgetragen, die Wunden, welche die neue Freiheit geschlagen, am brennendsten sind, hat sich bereits mächtig die Idee erhoben, aus den Elementen der Auflösung und des Kampfes eine mehr oder weniger umfassende Neugestaltung zu versuchen. Namentlich versuchten einzelne Denker die Probleme, die sich bei Betrachtung der Zustände der Gesellschaft darbieten, von Grund aus zu lösen. So bei den Engländern Rob. Owen (s. d.), bei den Franzosen St. Simon (s. d.) und Fourier (s. d.), und namentlich hat das System des Letzteren in den neuesten Zeiten durch seine Freunde und Schüler Proudhon, Cabet, Louis Blanc u. A. eine größere Ausbildung und seit der Revolution vom 24. Feb. 1848 eine Art praktischer Anwendung gefunden in einer Ausdehnung, wie dies früher noch nicht geschehen war. Daß diese praktische Anwendung nichts zum Vortheil des Systems bewiesen hat, ist freilich eben so wenig zu leugnen, als daß damit noch nicht alle andern späteren Versuche unmöglich gemacht worden seien. Im Gegentheil rechnen die Anhänger des Socialismus in Frankreich nur auf eine erneuerte Gelegenheit, um ihre Ansichten in großartigerer Weise in's Leben einzuführen. Der S., wie er von den oben genannten Schriftstellern dargestellt wird, geht von dem Grundsatze aus, der auch dem System des Communismus zum Grunde liegt, daß das Privateigenthum aufhören und an dessen Stelle der Massenreichthum treten müsse. Wir haben schon in jenem Artikel die Thorheit und praktische Unmöglichkeit dieses Princips nachgewiesen. Dagegen dürfte mit einer geringen Modifikation das Princip sich als richtig erweisen, sobald man nur den Zweck in's Auge faßt, der dadurch erreicht werden soll. Der Socialismus will die Ungleichheit und Ungerechtigkeit des Capitals gegen die Arbeit beseitigen und dies ist eben durch eine Vereinigung der jetzt versplitterten Kräfte ohne Zweifel mit weit größerem und sichererem Erfolge zu erringen, als durch einen völligen und plötzlichen Umsturz der socialen Verhältnisse, der nichts als eine noch größere Verarmung, eine Massenarmuth des Staats herbeiführen würde. Jene Association der Kräfte, welche der Tyrannei des Einzelcapitals entgegengestellt werden könnte, ist schon von vielen Schriftstellern empfohlen, in kleineren Kreisen sogar schon mit Erfolg zeitweilig versucht worden, muß aber leider mit einem

andern Princip Hand in Hand gehen, wenn sie eine radicale Heilung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse herbeiführen soll, nämlich mit einer gründlichen Reform des Charakters der Menschen, der in allen Ständen seinen Egoismus aufgeben müßte. Leider scheint es nicht, daß eine solche Reform des moralischen Menschen sobald eintreten werde.

Societätsinseln, s. Gesellschaftsarchipel.

Socinianer, bilden eine nicht enggeschlossene nach Lälius und Faustus Socinus benannte protestantische Religionspartei. Lälius Socinus, geb. 1525 zu Siena und dem vornehmen Geschlecht der Sozzini angehörend, war früher Rechtsgelehrter, wandte sich aber, von religiösen Zweifeln ergriffen, zum Studium der Theologie und bereiste, um die Ansichten der Reformatoren kennen zu lernen, die Schweiz und Deutschland. Nach einem dreijährigen Aufenthalte in Wittenberg, wo er durch seinen wissenschaftlichen Eifer, den er besonders in der Beschäftigung mit den orientalischen Sprachen zeigte, Melanchthon für sich zu interessiren wußte, begab er sich nach Polen und begann hier seine bis dahin verborgenen, namentlich von der Lehre Luther's abweichenden Ansichten im Geheimen mitzutheilen. Bald gewann er Anhänger, mußte aber, da man von seinem Treiben Kunde erhielt und sein Aufenthalt von nun an mit Gefahr verbunden war, das Land verlassen und starb 1561 zu Zürich. Seine schriftlich zurückgelassenen Meinungen vererbten sich auf seinen Neffen, Faustus Socinus, geb. 1539 zu Siena, der schon in früher Jugend zu derselben skeptischen Richtung, wie sein Oheim, gekommen war, deshalb in einem Alter von 20 Jahren nach Lyon flüchten mußte, und später einige Zeit in Florenz am Hofe des Großherzogs lebte. Hier begann er die handschriftlich ihm zugekommenen und mit Begierde aufgenommenen Meinungen seines unterdeß verstorbenen Oheims in anonymen Schriften zu verbreiten. Aber die Inquisition bekam von dem Verfasser Kenntniß und derselbe war dadurch genöthigt, abermals zu entweichen. Er hielt sich nun eine Zeitlang in Basel auf, ging von da nach Siebenbürgen, und, nachdem er dort Mehrere für seine Lehren (die man als Vorläufer des Rationalismus ansehen kann, insofern sie aus dem Grundsatz flossen, nichts als Wahrheit von der evangelischen Lehre anzuerkennen, als was die Vernunft, oder besser der Verstand, begreifen könne, und namentlich die Göttlichkeit Christi und die Dreieinigkeit angriffen) gewonnen hatte, nach Polen. Seiner einnehmenden Persönlichkeit und seiner hinreißenden Beredtsamkeit gelang es, unter dem polnischen Adel und unter der Geistlichkeit so viele Proselyten zu machen, daß dieselben sich zu kleinen Gemeinden vereinigen konnten. Bei der Secte der Unitarier dagegen, unter der er die meisten Anhänger zu finden hoffte, fand er durchaus keinen Anklang. Denn wenn er auch in einem Hauptpunkte mit ihr übereinstimmte, so wich er doch in andern zu bedenklich ab. Nach manchen Verfolgungen starb er in Polen 1604. Unabhängig von den Socinianern waren zu gleicher Zeit in Frankreich, Italien, Deutschland und der Schweiz ähnliche Skeptiker aufgetreten, und hatten an mehreren Punkten Gemeinden gebildet. Alle diese nannte man, da sie mit den Socinianern in der Bestreitung der Göttlichkeit Christi und der Dreieinigkeit übereinstimmten, Socinianer. Ihre Anhänger zogen sich nach und nach, da sie von Katholiken und Protestanten zu sehr verfolgt wurden, nach Siebenbürgen und Polen, wo sie mit den bereits vorhandenen Gemeinden in Verbindung traten und sich selbst Unitarier nannten, insofern sie an einer göttlichen Einheit (Unitas) festhielten, und die Dreieinigkeit verwarfen. Sie zersplitterten sich aber unter einander wieder in verschiedene Secten. Im 18. Jahrh. bildete sich heimlich eine socinianische Gemeinde zu Altorf und suchte sich von da weiter zu verbreiten, ward aber bald aufgehoben. Am sichersten lebten und leben sie unter dem Namen der Unitarier (s. d.) in Siebenbürgen. Ueber Lälius Socinus vgl. Illgen „Vita Lael. Socini" (Leipzig 1814), und dessen „Symbolae ad vitam et doctrinam Laelii Socini" (2 Abhandlungen, Leipzig 1826, 4.); des Faustus Socinus Leben beschrieben Soulmin „Memoirs of the life, character etc. of Faustus Socinus" (London 1777) und Przypkovius.

Soda, oder natürliches Mineral-Alkali, gehört unter die Klasse der Salze und zwar in die Ordnung der Carbonate. Es besteht aus kohlensauerm Natron mit vielem Wasser,

hat regelrecht krystallisirt die Gestalt eines Rhombenprisma, die Zusammensetzung ist theils stänglich, theils körnig, findet sich gewöhnlich verwittert und staubartig, von weißer, ins Graue und Gelbe spielender Farbe. Es blühet auf Felsgesteinen, auf Dammerde und an den Umgebungen von Seen aus: in Böhmen (Bilin, Eger u. a. O.), in Ungarn, besonders in großer Menge in den Ebenen von Debreczin, Hindostan, sehr häufig zwischen Bhari und Dochai, Persien, China, Tatarei, Tibet, Aegypten an den Natronseen, Mexico, auf Laven am Vesuv, Aetna u. a. O. Gereinigt heißt es Sodasalz. Die französischen Benennungen: „Soude d'Alicante, Soude de Barille, Caillotis, Soude de Carthagene, Soude de Bourde" sind Namen, die dieses Salz nach dem Orte der Bereitung, nach der Reinheit und nach den verschiedenen Preisen bezeichnen. Die Soda wird auch durch Verbrennen mehrerer Seestrandspflanzen hergestellt. Die beste Sorte wird aus Barille (Seliola sulva) bereitet; eine geringere ist die durch Verbrennen mehrerer Fucusarten bereitete Kelp- oder Varekſoda, die seit Entdeckung des Jod (s. d.) zur Darstellung des letzteren benutzt wird. Leblanc und Dizé in Frankreich haben die Darstellung von Soda durch Zersetzung des Glaubersalzes mittels kohlensauern Kalks und Kohle eingeführt und die Verwendung dieser künstlichen Soda übertrifft jetzt an Menge weit die der natürlichen. Die Franzosen nennen auch das reine Natron Soda und das Natrium Sodium.

Sodbrennen, Pyrosis, Soda, ist die Empfindung eines aus dem Magen in die Speiseröhre und den Schlund aufsteigenden Dunstes, welcher in den genannten Theilen ein brennendes, höchst unangenehmes Gefühl mit ranzigem Geschmacke verursacht. Die Affektion kehrt zu verschiedenen Malen wieder und ist nicht selten mit einem beängstigenden, quälenden, ranzigen oder sauern Aufstoßen, zuweilen selbst von Flüssigkeit, verbunden, wozu sich Brustbeklemmung, Kopfschmerz, Kolik, kalter Schweiß über den ganzen Körper, selbst Ohnmacht gesellen. Wahrscheinlich aber wird es durch eine krankhafte Nerventhätigkeit bedingt. Gewöhnlich ist es ein Zeichen anderer Leiden, fast immer mit schwacher Verdauung, besonders gestörter Gallenabsonderung verbunden und findet sich häufig bei Hypochondristen, Hysterischen, Schwangern; zuweilen ist es Vorläufer krankhafter Entartungen des Darmkanals. Veranlaßt wird es durch den häufigen Genuß fetter, saurer, herber Speisen und Getränke. Die Heilung der Affektion ist nach den verschiedenen Ursachen sehr verschieden, immer aber muß man Speisen und Getränke sorgfältig wählen, die Verdauung gelind zu stärken suchen durch den Genuß gelind bitterer aromatischer Mittel, wenn die Ursachen entfernt sind. Wurden schadhafte Stoffe genossen, so dienen Brechmittel und Abführungen; bei Zeichen von Säure im Magen die säuretilgenden Mittel, Magnesia, Krebsaugen, Kreide. Oft bekommt das Haller'sche Sauer sehr gut.

Soden, ein Dorf im Herzogthum Nassau, 437 F. über dem Meere gelegen, hat 500 Einw. und ist berühmt wegen der vielen lauen Kochsalzquellen, welche daselbst theils zur Salzgewinnung, theils zur Heilung von Krankheiten gebraucht und jährlich zu letzterem Zwecke durchschnittlich von 800 Badegästen besucht werden. Die Quellen, die sowohl zum Baden als zum Trinken benutzt werden, modificiren ihre Wirkungen nach ihrem größern und geringern Gehalt an Kochsalz, Eisen und Kohlensäure und werden besonders bei manchen Brustleiden, Unterleibsübeln, Drüsenkrankheiten u. s. w. mit Erfolg angewendet. Vergl. Stiebel „S. und seine Heilquellen" (Frankfurt 1840). — Eine Stadt gleiches Namens mit 1000 Einw. und einer Salzquelle liegt im Amte Salmünster des Kurfürstenthums Hessen.

Soden, Friedr. Jul. Heinr., Graf von, Dichter und staatswissenschaftlicher Schriftsteller, war geb. am 4. Dec. 1754 zu Anspach. Er war Freiherr und wurde seiner Verdienste wegen 1790 in den Reichsgrafenstand erhoben. Diese erwarb er sich als fürstl. brandenb. Geh. Regierungsrath, wozu er schon sehr jung ernannt wurde und als preußischer Gesandter am fränkischen Kreise zu Nürnberg. Seine Neigung für die Künste und besonders das Theater, veranlaßte ihn zu mehreren dramatischen Arbeiten, die aber nicht sehr bedeutend sind: Inez de Castro, Anna Boleyn, Bianca Capello u. a., so wie er auch 1804 selbst das erste stehende Theater in Würzburg errichtete und dann das in Bamberg

dirigirte und zum Theil auf eigene Kosten unterhielt. Wichtiger sind seine staatsrechtlichen Arbeiten: „Geist der Criminalgesetze" (Hof 1782 folg., 3 Bd.); „über Nürnberg's Finanzen" (Nürnberg 1795), worin er schwierige Aufgaben scharf durchschaute und glücklich löste. Seine schriftstellerische Thätigkeit setzte er noch mit größerem Eifer fort, als er sich 1796 in das Privatleben zurückzog, gewöhnlich auf seinem Gute Sassenfahrt am Main im Bamberg'schen lebend. Sein wichtigstes Werk ist die „Nationalökonomie" (Leipzig u. Aarau 1805—24, 9 Bd.), als dessen Vorläufer ein schon früher erschienenes Werk: „Skizze der Staatshaushaltung", zu betrachten ist. Den Interessen der Gegenwart blieb er fortwährend eifrig zugewandt und der Mord, den die franz. Regierung an dem Buchhändler Palm verübte, so wie später die bayerische Verfassungs-Urkunde und der baierische Landtag, zu dem er selbst als Deputirter der 2. Kammer gehörte, setzten seine gewandte Feder in Bewegung. Er starb am 13. Juli 1831 zu Nürnberg.

Sodom, s. Todtes Meer.

Sodoma, s. Razzi, Giov. Anton.

Soest (spr. Sohst), eine Stadt im Regierungsbezirk Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, von hohen Mauern und Thürmen umgeben, hat 8000 Einw., drei katholische Kirchen, unter denen die Domkirche bemerkenswerth ist, acht protestantische Kirchen, ein sehr reichhaltiges Stadtarchiv, ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar und mehrere milde Stiftungen. Die Einwohner treiben Lein- und Wollweberei, Gerberei, Obst- und Gemüsebau und besonders Kornhandel. Im Mittelalter war S. Hansestadt und galt wegen ihrer Größe und ihres Reichthums für die wichtigste Stadt in Westfalen; sie besaß reichsstädtische Freiheiten, hatte das Münzrecht; auch gehört ihr durch eigenthümliche freie Einrichtungen berühmtes Stadtrecht (Jus susatense oder die Skran genannt) zu den ältesten Stadtrechten Deutschlands. Seit dem 7. Jahrh. stand S. unter der Oberherrlichkeit der Erzbischöfe von Köln, als aber der Erzbischof Graf Dietrich von Meurs ihr zugleich mit seinen übrigen Ländern drückende Steuern auferlegen wollte, begab sie sich unter den Schutz des Herzogs von Kleve und der Mark. Dies führte zu einem langen, verheerenden Kriege (Soester Fehde), welcher im Frieden von 1449 damit endigte, daß S. und die Soester Börde der Oberherrlichkeit Kölns entzogen wurden und an die Grafschaft Mark fielen. Im J. 1809 wurde die Stadt dem Großherzogthum Berg einverleibt, zugleich aber auch das Unterthanenverhältniß der Soester Börde gegen die Stadt aufgelöst. Die Soester Börde ist ein fruchtbarer Landstrich von $4^1/_2$ QM. mit 12000 Einw., die in 46 Dörfern wohnen; sie wird in die Ober- und Niederbörde eingetheilt. In der Nähe von S. liegt das Dorf Sassendorf mit einer wichtigen Saline, die jährlich über 24000 Ctnr. Salz liefert. Vergl. Geck „Beschreibung der Stadt S. und der Soester Börde" (Soest 1825).

Soffiten heißt eigentlich die untere Ansicht der getäfelten Decken; doch braucht man den Ausdruck jetzt fast ausschließend für die untere Ansicht des Architravs oder Deckbalkens, soweit derselbe zwischen den Säulen frei liegt und mit einem oder mehreren vertieften Feldern oder Füllungen verziert ist. Von den getäfelten Decken ist die Benennung Soffiten auch in den Theaterbau übergegangen und man nennt dort S. diejenigen kurzen Gardinen, welche von einer Coulisse zur andern quer übergehen und entweder aus Luft oder Wolken, aus Baumwerk, Gewölbe oder Decken bestehen, je nachdem die Prospectgardine Landschaften, Zimmer oder dergl. vorstellt.

Sofismus, s. Sufismus.

Sohar, s. Kabbala.

Soho, ein Fabrikort in der Nähe der Stadt Birmingham (s. b).

Soissons, eine Stadt an der Aisne im französischen Departement der Aisne, in der ehemaligen Picardie, mit einem befestigten Schlosse und einer 1674 gestifteten Akademie, der Sitz eines Bischofs, hat gegen 8500 Einw. Sie ist der Schlüssel von Paris für ein Heer aus den Niederlanden, also ein militärisch wichtiger Punkt, bemungeachtet aber nur mit einer Mauer und einem Graben umgeben. Unter den Gebäuden zeichnet sich

aus die Kathedrale, bei welcher sich eine Bibliothek befindet, die im Besitze vieler seltenen Handschriften ist. Die Einwohner unterhalten ansehnliche Fabriken in Leinwand, Wolle und Baumwolle, und treiben mit diesen Artikeln, sowie mit Senf, Bohnen u. s. w. bedeutenden Handel. Ueber den Fluß führt eine schöne steinerne Brücke, und längs desselben ist ein herrlicher, 4000 Schritt langer Spaziergang. S. ist unstreitig das Noviodunum oppidum Suessionum bei Cäsar; unter Augustus hieß die Stadt Augusta Suessionum. Sie war die letzte Stadt in Gallien, welche die Römer besaßen. Daselbst residirte zuletzt der römische Feldherr Syagrius, der 486 in der Nähe der Stadt von Chlodwig geschlagen wurde. Bei der Theilung des fränkischen Reichs unter Chlodwig's Söhne im J. 511 wählte Clotar I. S. zu seiner Residenz, und als dessen Söhne das väterliche Besitzthum theilten, kam es an Chilperich. Des letzteren Sohn, Clotar II., vergrößerte das Reich S. durch die Eroberung Austrasiens und Burgunds, und S. war von nun an ein Theil Neustriens. Später fiel S. Karl dem Kahlen zu und im 10. Jahrh. den Grafen von Vermandois, nach deren Aussterben die Besitzer wiederholt wechselten, bis es unter Karl IX. zum Theil wieder mit der Krone vereinigt wurde. Viele Kirchenversammlungen wurden in S. gehalten. Im J. 1814 wurde die Stadt bereits am 14. Februar von Winzingerode mit Sturm genommen, allein am 19. Februar wieder von Mortier besetzt; am 3. März übergab der Commandant, General Moreau, die Stadt den Russen unter Winzingerode und wurde deshalb von Napoleon vor ein Kriegsgericht gestellt; doch am 5. März nahmen sie Marmont und Mortier wieder ein.

Soissons, eine ehemalige Grafschaft in Frankreich, die, nachdem sie verschiedenen Häusern gehört, 1482 durch Heirath an das Haus Bourbon gelangte und in demselben dem Seitenzweige Bourbon-Condé zufiel. — Charles von Bourbon, geb. 1556, der Sohn des Prinzen Ludwig I. von Condé (s. d.), aus dessen zweiter Ehe mit Françoise von Orleans-Longueville, nahm zuerst den Titel eines Grafen von S. an. Er wurde von seiner Mutter katholisch erzogen und stand erst auf der Seite der Guisen gegen Heinrich von Navarra. Als ihm aber Letzterer, damals noch kinderlos, die Hand seiner Schwester Henriette und die Anwartschaft auf Navarra versprach, verließ S. die katholische Partei und unterstützte an der Spitze eines Truppencorps einige Zeit die Protestanten, kehrte aber 1588 an den Hof Heinrich's III. zurück, da sich das Heirathsprojekt wieder zerschlug. Nach Heinrich's III. Tode begab er sich abermals in das Lager Heinrich's von Navarra, der schon den Königstitel angenommen hatte und ihn zum Grand-Maitre von Frankreich ernannte. Im Jahre 1601 erhielt er auch das Gouvernement Dauphiné. Nach Heinrich's IV. Ermordung erhob er Ansprüche auf die Regentschaft, ließ sich aber mit dem Gouvernement Normandie und einer bedeutenden Geldsumme zufrieden stellen. In den Zänkereien des Hofes ergriff er bald die Partei des Günstlings der Königin-Mutter, bald die der Prinzen, und kurz vor seinem Tode wollte er sogar gemeinschaftliche Sache mit den Hugenotten machen. Habsucht war die Triebfeder seiner Handlungen. Er starb am 1. Nov. 1612 auf dem Schlosse Blandy in der Landschaft Brie. — Louis von Bourbon, Graf von S., geb. zu Paris am 11. Mai 1604, der Sohn des Vorigen aus der Ehe mit Anna von Montafie, folgte seinem Vater als Grand-Maitre und Gouverneur der Dauphiné. In seiner Jugend unterstützte er die Königin-Mutter, Marie von Medici, gegen deren Sohn, Ludwig XIII., und näherte sich auch, um vom Hofe gefürchtet zu werden, den Hugenotten. Als ihn diese verschmähten, wendete er sich wieder dem Könige zu und begleitete denselben sogar 1622 im Feldzuge gegen die Protestanten. Seines Ehrgeizes und seiner kriegerischen Talente wegen suchte ihn der Minister Richelieu (s. d.) bei Hofe nicht zu Einfluß kommen zu lassen. Daher mußte ihm der König die Einwilligung in die Verheirathung mit der reichen Prinzessin von Montpensier verweigern, und dies war der Grund, weshalb er den Minister tödtlich haßte. Schon im J. 1626 hatte er an der Verschwörung gegen Richelieu Theil genommen, und floh darauf nach Italien. Der König rief ihn zurück, und S. diente nun bei der Belagerung von Larochelle. Im J. 1630 kaufte er das Besitzthum der Grafschaft Soissons vom Prinzen von Condé. Als sich Richelieu zur Theilnahme

am deutschen Kriege entschloß, erhielt S. im Feldzuge von 1636 ein kleines Corps an der Aisne und Oise, mußte sich jedoch vor der spanischen Uebermacht nach Noyon zurückziehen. Ein neuer, wieder vereitelter Mordanschlag gegen Richelieu nöthigte ihn, nach Sedan zu fliehen, wo ihm der Herzog von Bouillon sichern Aufenthalt gewährte. Zwar versprach er dem Könige, sich ruhig zu verhalten, aber Richelieu setzte die Verfolgungen fort, so daß er sich endlich mit Bouillon und dem Herzoge von Guise zum förmlichen Kriege gegen den Minister verband. Die Verschworenen traten mit Spanien in Unterhandlungen und erhielten ein Hülfscorps aus den Niederlanden zugesagt; darauf nahmen sie auch in Frankreich Truppenwerbungen vor. Richelieu suchte diese offene Empörung mit Gewalt zu unterdrücken und schickte zwei Armeen, die eine gegen die niederländische Grenze, die andere gegen Sedan, aus. Die Verschworenen, welchen der kaiserl. General Lambol eine Verstärkung von 7000 Mann zugeführt hatte, wagten am 6. Juli 1641 bei Sedan einen Angriff auf die von Chatillon befehligten königlichen Truppen und brachten denselben eine entschiedene Niederlage bei. Doch auch S. wurde im Gefecht von unbekannter Hand, die wahrscheinlich Richelieu leitete, erschossen. Mit ihm erloschen die männlichen Nachkommen dieser Seitenlinie des Hauses Bourbon-Condé und sein Besitz und Titel gingen auf den zweiten Sohn seiner Schwester Marie über, die mit dem Prinzen Thom. Franz von Savoyen-Carignan vermählt war. — Eugen Mor. von Savoyen, als Erbe des bei Sedan gefallenen Oheimes, Grafen von S., war 1633 zu Chambery geboren und anfangs für den geistlichen Stand bestimmt, trat jedoch später in franz. Kriegsdienste und heirathete 1657 Olympia Mancini, die Nichte des Ministers Mazarin. Durch Letzteren erhielt er die Stelle eines Generalobersten der Schweizer und das Gouvernement der Champagne. Im J. 1667 wohnte er dem Feldzuge in Flandern bei und wurde 1672 von Ludwig XIV. zum Generallieutenant ernannt, in welcher Eigenschaft er sich in Holland und am Rhein auszeichnete. Er starb am 7. Juni 1673 bei der Armee in Westfalen, angeblich an Gift. Sein ältester Sohn, Ludwig Thomas, setzte die Linie Savoyen-S. fort, die 1734 erlosch. Sein jüngerer Sohn war der berühmte Prinz Eugen (s. d.) von Savoyen. — Die erwähnte Olympia Mancini, Gräfin von S., kam 1647 mit ihren Schwestern nach Paris. Sie besaß viel Ehrgeiz, großes Talent für die Intrigue und wurde nach ihrer Vermählung zur Oberintendantin des Hauses der Königin erhoben. Weil sie sich in die Maitressenhändel des Königs mischte, entfernte sie Ludwig XIV. mehrmals vom Hofe und nahm ihr endlich die Stelle. Sie unterhielt seitdem Verkehr mit der berüchtigten Giftmischerin Voisin und wurde durch deren Aussagen so compromittirt, daß sie nach Brüssel entfloh. Von hier wendete sie sich nach Madrid, wo sie das Vertrauen der jungen Königin, der Gemahlin Karl's II., gewann. Der Herzog von Saint-Simon beschuldigt sie, nicht nur ihren Gemahl, sondern auch die Königin von Spanien vergiftet zu haben. Aus Madrid vertrieben, irrte sie längere Zeit in Deutschland umher und ging endlich wieder nach Brüssel, wo sie von Allen, selbst von ihrem Sohne, dem Prinzen Eugen, verlassen, am 9. October 1708 starb.

Sokotora oder Sokotra, eine 16 M. lange, 5 M. breite Insel an der Küste Ostafrikas, dem Cap Guardafui gegenüber, ist mit nackten, bis zu 4400 Fuß ansteigenden Felsen bedeckt, während die Küste aus einem flachen Strande besteht, und entbehrt mit Ausnahme einiger mit Bewässerung versehener und deshalb anbaufähiger Thäler fast ganz des süßen Wassers; weshalb sie dürr und sehr von Vegetation entblößt ist. Nur die Aloe und die Dattelpalme gedeihen vortrefflich. Im Innern und im Westen hausen arabische Beduinen; die Einwohner im Osten stammen von Arabern, Negern und Portugiesen ab. Im Innern soll es auch noch jakobitische Gemeinden geben. Die Insel, deren Hauptort Tamarida heißt, gehört dem Imam von Maskat. Schon im Alterthume war S. wegen seiner günstigen Lage am Eingang des Rothen Meeres und seiner beiden Rheden eine Handelsstation, und Alexander der Große soll eine Colonie dahin gesendet haben. Deshalb erwarben auch die Engländer 1835 die Insel vom Imam von Maskat, gaben aber ihren Besitz wieder auf, da das während dem ebenfalls von ihnen erworbene Aden (s. d.) der Ab-

sicht, das Rothe Meer zu beherrschen und eine Station auf diesem Seeweg nach Ostindien zu haben, noch besser entspricht.

Sokrates. Dieser Name bezeichnet den größten Weltweisen, nicht nur seiner Zeit in Griechenland, wie es die Pythia in Delphi aussprach, sondern des gesammten Alterthums, in welchem er das Haupt und die Quelle aller Philosophen genannt wurde. Seine Geburt fällt Ol. 77, 4 (469 v. Chr.) und als seine Eltern werden genannt ein unberühmter Bildhauer Sophroniskus und die Hebamme Phänarete. Dürfte man hier die neuerdings beliebte mythische Betrachtungsweise in Anwendung bringen, so ergeben sich auch diese Namen als bedeutungsvoll, indem der erstere einen, der da witzigt, klug macht, der andere eine, die die Tugend zur Erscheinung bringt, bedeutet. Ueberdies nannte er selbst die Art und Weise seiner Belehrung, indem er durch Fragen aus seinen Schülern selbst die wahre Erkenntniß hervorzulocken suchte, eine geistige Hebammenkunst. Von seinem Vater anfangs zu dessen Kunst angehalten, übrigens aber in allen freien Künsten, in welchen die Bildung damaliger Zeit bestand, unterrichtet, vertauschte er den Meißel, nach der zweifelhaften Vollendung einer Gruppe der drei Grazien, mit dem Studium der Dichter und Philosophen. Die Letztern lernte er nicht blos aus ihren Schriften kennen, sondern auch, indem er ihre Hörsäle besuchte, und so werden zwei als seine Lehrer genannt, Anaxagoras (s. d.), welcher zuerst den Geist von der Natur unterschied, und dessen Schüler Archelaus (s. d.). Jedoch hat er den Erstern wahrscheinlich gar nicht gekannt; und des Letztern Schüler kann er auch nicht in dem Sinne genannt werden, als habe er sich ausschließlich seiner Lehre hingegeben, wie z. B. Plato sein (des Sokrates) Schüler war; vielmehr war es von früh an sein Bestreben, durch den mannigfaltigsten Verkehr mit den verschiedensten und namentlich allen bedeutenden Menschen seiner Zeit sich zu bilden, in welchem Sinne er auch die Wahrsagerin Diotima seine Lehrerin in der Liebe und die Buhlerin Aspasia in der Wohlredenheit nannte. Die Art dieses seines Verkehres an allen öffentlichen Orten, wo er besonders darauf ausging, hoffnungsvolle Jünglinge an sich zu ziehen, worin er eine vorzügliche Gabe besaß, ist uns in den Denkwürdigkeiten seines Schülers Xenophon aufbewahrt; übrigens sind es vorzüglich die Dialoge Plato's, aus welchen wir seine Art zu philosophiren kennen lernen. Sokrates fand zu seiner Zeit zweierlei Philosophie vor: 1) die aus der ionischen Naturphilosophie hervorgegangene Lehre des Anaxagoras, welche sich hauptsächlich mit der Entstehung der Welt und der Erklärung der Himmelserscheinungen beschäftigte; 2) die nach der Auflösung des pythagoreischen Bundes entstandene italische Schule der Eleaten (s. d.) — nach Parmenides von Elea genannt. — Endlich waren es aber die mit den Letztern verwandten Sophisten, welche, obschon nicht eigentlich systematische Philosophen, doch damals des größten Ansehens genossen, indem sie zuerst als öffentliche Lehrer in allem Wissenswürdigen und vornehmlich in der Redekunst oder vielmehr in täuschenden Redekünsten auftraten, und durch diese die Menge blendeten. Von seinem Triebe nach Erkenntniß wurde Sokrates anfangs auch zu jenen physikalischen Untersuchungen hingezogen, die unfruchtbar bleiben mußten, weil jenes Zeitalter noch nicht reif dazu war. Nach seiner eigenen Aussage (bei Plato im Phädon), nahm er mit der gespanntesten Erwartung ein Buch, angeblich von Anaxagoras, zur Hand, in welchem nachgewiesen sein sollte, daß der Verstand alle Dinge angeordnet habe und die Ursache derselben sei. Aber getäuscht legte er es wieder bei Seite, da er gewahr ward, daß der Mann eher alles Andere, Luft, Wasser, Aether u. s. w., aber nicht den Verstand als Ursache aufstellte; deshalb habe er (Sokr.) selbst eine zweite Fahrt zur Untersuchung der Ursachen unternommen. Eben so wenig befriedigte ihn die abstracte Lehre der Eleaten; und wenn er den Unterricht der Sophisten in einzelnen Gegenständen, z. B. in der Musik, Beredsamkeit, benutzte, so that er es nicht in der Hoffnung eines wahrhaften Gewinnes, sondern nur, damit keine Seite der Bildung seiner Zeit ihm fremd bliebe. Unbefriedigt von all diesen Bestrebungen richtete er früh seinen Blick in sein eigenes Innere und suchte dort die Quelle aller wahren Erkenntniß. Hierzu soll ihn vor Allem der tiefe Eindruck bewogen haben, welchen die Inschrift am Tempel des delphischen Apollo: „Er-

kenne dich selbst!“ auf ihn machte; und diesem Ausspruche des wissenden Gottes vertrauend, versenkte er sich in die Tiefe des eigenen Geistes, dadurch das Selbstbewußtsein des Menschen an die Stelle des Orakels setzend. Merkwürdig ist es in dieser Beziehung, daß in der Folge auf die Anfrage seines Freundes Härephon das Orakel selbst den Ausspruch that:

„Sophokles ist weise, weiser noch Euripides, doch aller Menschen weisester ist Sokrates.“

Diese sittliche Richtung auf sich selbst bewährte er auch in seinem äußern Leben, nicht nur durch seine schmucklose Kleidung, sondern auch durch Mäßigkeit und Enthaltsamkeit in allen Genüssen, sowie durch Abhärtung seines Körpers, worin er es so weit brachte, daß er in jeder Jahreszeit in gleich einfacher Kleidung und meist barfuß einherging. Dadurch erhielt er sich nicht nur gesund, selbst unter den größten Beschwerden der Feldzüge, auf deren einem in Macedonien er, ein Athener, aus dem Lande der Feigen und des Oelbaums, ohne Nachtheil für seine Gesundheit barfuß auf dem Eise gehen konnte, sondern die Kraft des Bewußtseins behauptete bei ihm die Herrschaft über den Körper auch dann noch, wenn er, sich der Sitte fügend, einmal im Uebermaße Wein getrunken hatte, wie es in Plato's Gastmahl erzählt wird, wo er, nachdem die Meisten eingeschlafen, nicht nur munter bleibt in philosophischer Unterredung bis zum Morgen, sondern auch zuletzt noch das Mischgefäß mit einem Zuge austrinkt, worauf er sich den Tag über in den Gymnasien und an andern Orten herumtreibt, als wäre nichts vorgefallen. Diese Selbstbeherrschung hat bei ihm um so höhern Werth, als sich in seiner silenenhaften Gestalt, mit der aufgestülpten Nase und dem dicken Bauche, eine entschiedene Sinnlichkeit aussprach, was er selbst zugab, dabei bemerkend, daß er diese durch Bildung gebändigt habe. Daher fällt auch der Vorwurf einer unreinen Liebe zu schönen Jünglingen weg, wenn man bedenkt, daß er nach seiner Weise sich der Sitte der Knabenliebe, welche zu seiner Zeit zarteren Charakter hatte, und allerdings oft ausartete, zu höheren Zwecken der Bildung bediente. Am bekanntesten ist in dieser Hinsicht sein Verhältniß zu dem schönen Alcibiades, der in Plato's Gastmahl selbst das beste Zeugniß für die Reinheit seiner Gesinnung ablegt. Wann er angefangen, sich der Jugendbildung zu widmen, läßt sich nicht genau bestimmen. Obwohl im Besitze eines kleinen Vermögens, war er doch um die Erhaltung desselben gänzlich unbekümmert, wie er auch für seinen Unterricht nie irgend einen Lohn annahm; und seine übelberüchtigte Gattin Xantippe mochte sich nicht ohne Grund über seine Vernachlässigung des Hauswesens beklagen. Uebrigens erfüllte er redlich seine Pflichten als Bürger und machte im peloponnesischen Kriege, in den sein reifes männliches Alter fällt, drei Feldzüge mit, in welchen er sich zu dem Ruhme der größten Ausdauer und Tapferkeit auch noch das Verdienst erwarb, Andern, wie seinem Lieblinge Alcibiades bei Potidäa, das Leben gerettet zu haben, wofür er mit einer Bürgerkrone belohnt ward, die er jedoch großmüthig diesem überließ; eben so später dem Xenophon bei Delium. Auch wird als ein Beweis von der tiefen Innerlichkeit seines Geistes, der sich vom leiblichen Dasein ganz losreißen konnte, erzählt, daß er auf einem Feldzuge einmal einen ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch, in innere Beschauung versunken, unbeweglich auf einem Flecke gestanden, bis ihn die Morgensonne aus seiner Verzückung geweckt habe. Als nach Aufhebung der demokratischen Verfassung Athen's durch die Spartaner nach Beendigung des peloponnesischen Kriegs dreißig Tyrannen daselbst die Regierung führten, ward er in den Rath gewählt, welcher an die Stelle der Volksversammlung trat, und auch hier zeigte er eine unbeugsame Festigkeit in dem, was er für Recht hielt, gegen die tyrannischen Maßregeln der Dreißig sowohl, als des Rathes. Auch saß er mit in dem Gerichte über die 10 Feldherren, welche in der Seeschlacht bei den Arginusen, durch Sturm gehindert, die Todten nicht hatten aus dem Wasser holen und beerdigen lassen! Da Richter und Volk stürmisch ihre Verurtheilung forderten, widerstand er allein, aller Drohungen ungeachtet, konnte jedoch nicht durchdringen. Die spätere Reue des Volks bestätigte die Richtigkeit seines Urtheils. Ungefähr in der Mitte seiner Laufbahn ward er von dem Lustspieldichter Aristophanes in dem Drama: die Wolken, zum Gegenstande beißen-

den Spottes gemacht, indem der Dichter ihn darstellt in einem Korbe in den Wolken sitzend und die Gottheiten der Luft anrufend; in der Fabel des Stückes aber wird gezeigt, wie die Dialektik des Sokrates durch übertriebene Verstandesconsequenzen seine Anhänger zu den verkehrtesten Streichen bringt, worauf diese zur alten Sitte zurückkehren, ihn zum Schlusse der Verwünschung preis gebend. Sokrates, welcher bei der Darstellung zugegen war, hatte den Gleichmuth, sich der Versammlung zu zeigen, da er noch nicht allgemein bekannt war. Wenn ein geistreicher und gebildeter Mann, wie Aristophanes ohne Zweifel war, seine Lehre und seinen Charakter so mißdeuten konnte, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß er im Volke viele Widersacher fand, welche an seinen mannigfachen Abweichungen von der hergebrachten Sitte und an seiner neuen Lehr- und Lebensweise Anstoß nahmen; und dies führte auch späterhin seinen Untergang herbei, der dadurch wahrhaft tragisch ist, daß er durch den Conflict zweier gleich berechtigten Mächte bewirkt wurde. Es standen sich hier nämlich gegenüber der Geist des athenischen Volkes, der in dessen Sitte und Verfassung lebte, und die Selbständigkeit des einzelnen Bewußtseins, das sich vom allgemeinen Geiste absondert, welche sich zuerst in Sokrates entschieden aussprach, und welche in anderer Gestalt nachmals das Verderben des Staates wurde. Die Ankläger des Sokrates waren an sich unbedeutend; an ihrer Spitze stand Meletus, ein mittelmäßiger Dichter, die beiden andern waren Anytos, ein Demagog, der persönlich gegen ihn gereizt gewesen sein soll, und Lykon, ein Redner; doch scheint der Anklage im Ganzen keine persönliche Feindschaft zum Grunde gelegen zu haben, sondern sie sprachen nur die Ansicht aus, welche sich bei einem großen Theil ihrer Mitbürger über Sokrates gebildet hatte. Die Anklage zerfiel in 2 Punkte: 1) Sokrates frevle, indem er die Götter nicht annehme, welche der Staat annehme, sondern neue Gottheiten (δαιμόνια) einführe; 2) indem er die Jünglinge verderbe. Ein jeder dieser Punkte konnte aus einzelnen Aeußerungen des Sokrates wahrscheinlich gemacht werden, besonders wenn man bedenkt, daß Sokrates in seinen Reden Scherz und Ernst mischte und selten seine volle Meinung aussprach, auch ironisch oft die Voraussetzungen Anderer gelten ließ, um das Widersprechende in ihren Meinungen daran zu zeigen. Den ersten Punkt widerlegte er, indem er sich darauf berief, daß er, wie jeder Andere, an den öffentlichen Altären die herkömmlichen Opfer gebracht habe. Was aber die Einführung neuer Dämonen betrifft, so führte er an, daß auch von den Wahrsagern Geschrei und Flug der Vögel, Aussprüche von Menschen (wie der Pythia), ja, die Lage der Eingeweide, und selbst Donner und Blitz für göttliche Ankündigungen genommen würden. (Die Erklärung, welche er über seinen eigenen Genius gab, soll noch weiter unten erwähnt werden.) Doch konnte er durch seine Vertheidigung freilich nicht die Meinung widerlegen, daß er über allen Göttern einen höchsten Gott, als Lenker aller irdischen Dinge, anerkenne, wodurch die Verehrung der Volksgötter nur als Anbequemung erschien. Dem zweiten Anklagepunkt hielt er vergeblich sein ganzes Leben, das nur der Bildung der Jugend gewidmet gewesen sei, entgegen; er ward widerlegt durch das Zeugniß von Anytus und dessen Freunden, daß er des Erstern Sohn zur Widerspenstigkeit gegen seinen Vater verleitet habe. Ueberdies ward Sokrates mit den Sophisten in eine Reihe gestellt, deren verderbliche Einwirkung auf die Sitten sich schon bemerklich machte, und so kann es nicht befremden, daß die Richter aus den untersten Volksklassen gegen ihn eingenommen wurden, um so mehr, da er es nicht nur verschmähte, ihr Mitleid anzurufen, sondern sogar, nachdem ihm herkömmlich überlassen wurde, sich selbst seine Strafe zu bestimmen, er sich freien Unterhalt im Prytaneum bis an sein Lebensende zuerkannte. Dies bewirkte, daß, nachdem zuerst nur eine Mehrheit von fünf Stimmen gegen ihn gewesen war, nun noch 80 Richter, die vorher für ihn gewesen waren, gegen ihn stimmten. Als er zum Tode und zwar zum Giftbecher verurtheilt war, hielt er noch eine kurze Anrede an die Richter, in welcher er seine Verachtung des Todes aussprach, und schloß nach Plato's Darstellung mit den erhabenen Worten: „Doch nun ist es Zeit zu gehen, mir, um zu sterben, Euch, um zu leben; wen von uns Beiden aber das bessere Loos trifft, ist Allen verborgen, außer Gott.“ Nach seiner Verurtheilung, welche in das Jahr 399 v. Chr. fällt, lebte er noch dreißig Tage, da

wegen des Festes der Theorie, welches gerade gefeiert ward, keine Hinrichtung stattfinden durfte. Er verlebte diese Zeit im Gefängnisse, meist in Gesprächen mit seinen Freunden. Alle Vorschläge seines ältesten Freundes Kriton, der Alles zur Flucht vorbereitet hatte, wies er von sich, es vorziehend, den Gesetzen gehorsam zu sterben. Dies Gespräch mit Kriton und die letzte Unterredung mit seinen Freunden hat Plato aufgezeichnet; und wenn er auch einzelne Züge hinzugethan, so sind es doch nur solche, in denen sich die Eigenthümlichkeit des Sokrates ausspricht, und die den Berichten seiner Freunde entnommen sind. Seine letzten Stunden geben ein rührendes und zugleich erhabenes Bild philosophischer Ruhe und Ergebung, welche sogar mit Sehnsucht dem Tode entgegen sieht. Nachdem er seine weinende Frau mit den Kindern hatte entfernen lassen und den klagenden Freunden Ruhe geboten, ermahnte er diese, seiner Lehre gemäß zu leben, und auch, als er schon den Giftbecher getrunken, verließ ihn seine Standhaftigkeit nicht; er tröstete noch die Weinenden, und als er den Tod nahe fühlte, sprach er die letzten Worte; „Kriton, wir sind dem Aeskulap einen Hahn schuldig; gebt ihm den, und vernachlässigt es nicht!" (womit er andeuten wollte, daß der Tod die letzte Genesung sei) — hüllte sich in seinen Mantel und starb.

Sokrates ist eins der großen plastischen Individuen des Alterthums, die wie aus einem Stück gemacht erscheinen, bei denen jeder Zug durch ihren Charakter, durch die Idee, welche sie beseelte, in vollkommener Durchbildung bestimmt ist. Zu dem, was er war, hat er sich selbständig durch seine Kunst und durch die Kraft des selbstbewußten Willens ausgebildet, und er bezeichnet den Wendepunkt in der griechischen Philosophie, indem ihm zuerst die Selbständigkeit des Selbstbewußtseins aufgegangen, und er die innere Ueberzeugung, das Denken, zur Grundlage alles Thuns machte, und das Wahre und Gute zum Zweck des Lebens erhob; — wodurch er eben den durchgreifenden und dauernden Einfluß in Bezug auf Religion und Wissenschaft gewann. Hierauf geht auch der bekannte Ausspruch Cicero's in den Tuscul. V, 10: Sokrates rief zuerst die Philosophie vom Himmel herab und führte sie in die Städte und Häuser der Menschen ein, d. h. er gab ihr eine praktische sittliche Richtung, da sie vorher eine spekulative war, indem er glaubte, daß die himmlischen Dinge unserer Erkenntniß zu fern lägen, und wenn sie ja erkannt würden, doch nichts zum sittlichen Leben beitrügen. Die fruchtbaren Keime, welche er in seiner Lehre ausgestreut, sind in mehreren philosophischen Schulen aufgegangen, welche man unter dem Namen der Sokratiker zusammenfaßt. Dahin gehören die dogmatische Sekte der Tugendlehre der Cyniker, gestiftet von Antisthenes, und die Glückseligkeitslehre der Cyrenaiker, gestiftet von Aristipp, ferner die eristische (zanksüchtige) Dialektik der Megariker (von Euklides gegründet) und die akataleptische (unbegreiflich findende) Skeptik der Pyrrhonianer (gegr. von Pyrrho). Jedoch sind es außer Xenophon, welcher nur berichtet, nur Plato und Aristoteles, welche seine Lehre wahrhaft weiter entwickelt und zu Systemen ausgebildet haben. Bezeichnend für die Eigenthümlichkeit des Sokrates sind noch seine Lehrweise, ferner die Ironie, deren er sich dabei häufig bediente, und endlich der Genius (der Dämon), welchen er sich zuschrieb: — welche Gegenstände hier noch kurz berührt werden sollen. Seine Lehrweise, die sogenannte sokratische Methode, welche er selbst, auf seine Mutter anspielend, eine (geistige) Hebammenkunst der Erkenntniß nannte, bestand in der Kunst der Unterredung (Dialektik), mittelst deren er Jeden zum Nachdenken über seine Pflichten zu bringen wußte, indem er, an einen bestimmten concreten Fall anknüpfend, daraus das Allgemeine entwickelte und so das Bewußtsein zum Denken des an und für sich seienden Guten, Wahren u. s. w. erhob, und den Begriff, der in jedem liegt, zu Tage förderte. Da es ihm darauf ankam, Mißtrauen in die gewöhnlichen Vorstellungen und Voraussetzungen seiner Gegner zu erwecken, so läßt er jene zuerst gelten, zieht daraus Folgerungen und treibt diese dann so weit, bis sie sich verwirren und als widersprechend ergeben. So verfuhr er vornehmlich gegen die Sophisten, und hierin bestand auch eben seine berühmte Ironie, einerseits, daß er sich stellte, als wisse er nichts, seinem bekannten Ausspruche gemäß, wie er denn in der That auch keine Wissenschaft, kein philosophisches System hatte, andrerseits,

daß er jeden Satz annahm, dann aber aufzeigte, daß das Gegentheil von dem Gemeinten darin enthalten sei. Und diese Unterredungen wußte er zugleich durch den Zauber der geselligen Heiterkeit und durch die feinste attische Urbanität, die alle Härte und Schroffheit im Benehmen ausschloß, zu beseelen. Unter seinem Genius endlich verstand er ein eigenthümliches Ahnungsvermögen, welches sich nur warnend kund gab, also eben so wenig Gewissen als Schutzgeist war. Am richtigsten ist es wohl so zu fassen, daß, im Gegensatze zu der Allgemeinheit seines Denkens, in jener Stimme ihm seine eigene Innerlichkeit, Subjectivität, in der die letzte Entscheidung über seine Entschließungen lag, gegenständlich und also gewissermaßen noch als ein Bewußtloses, Aeußerliches erschien, obwohl sein reines Bewußtsein diese beiden Seiten seines Innern zusammenfaßte. Vgl. „Sokrates als Mensch, Bürger und Philosoph" von Wiggers (1811); „Sokrates, Betrachtung und Untersuchung" von Delbrück (1816); „Ueber den Genius des Sokrates" von Justi (Lpz. 1779); Vierthaler „Geist des Sokrates" (Würzb. 1810; 2. Aufl.); Schleiermacher „Ueber den Werth des Sokrates als Philosoph", in der Abhandlung der Berliner Akademie der Wissenschaften (1818).

Sokratiker, s. Sokrates.

Solaneen, Nachtschatten, bilden die 48. Familie nach dem von Jussieu aufgestellten natürlichen Pflanzensysteme und sind charakterisirt durch die meist regelmäßige Corolle, mit gefaltetem Saume, die sich unter den Fruchtboden zieht und auf deren Basis die Staubfäden stehen. Die Frucht ist gewöhnlich zweifächerig; die Scheidewand bildet in der verdickten Mitte den Mutterkuchen, oder hängt doch mit ihm durch Fortsätze zusammen. Die Samen enthalten den Embryo im Eiweiskörper, gebogen oder schneckenförmig gewunden; die Blätter stehen fast allzeit abwechselnd; die Blüthenstiele kommen außer den Blattstielen vor. Die Familie zerfällt in zwei Ordnungen, nemlich in Solaneen a) mit beerenartigen Früchten und b) mit Kapseln.

Solanum macht eine sehr zahlreiche Gattung der Solaneen aus, deren Früchte sich größtentheils durch giftige Eigenschaften auszeichnen, und von denen mehrere in der Medicin gebräuchlich sind, eine Art aber ein sehr allgemeines Nahrungsmittel in seinen Wurzelknollen liefert, nemlich Solanum tuberosum, die Kartoffeln (s. d.). Außerdem sind am bekanntesten Sol. furiosum, die Belladonna; Sol. dulcamara, das Bittersüß (s. Dulcamara) und der eigentliche Nachtschatten, Sol. nigrum. Der krautartige Stengel hat gestielte, eiförmige, glatte, gezahnte, spitzige Blätter. Die Blüthen sind weiß, zweizeilig und bilden hängende Trauben; die Früchte sind runde, glatte, schwarze, glänzende Beeren. Die Pflanze hat einen widrigen, betäubenden Geruch und ekelhaft widrigen Geschmack; sie ist einjährig, findet sich durch ganz Europa an wüsten Orten, Zäunen, Schutthaufen rc. und blüht vom Juni bis August. Sie hat narkotische Kräfte, und ward deshalb früher gegen Krebs, Wassersucht rc. angewendet, ist aber jetzt ganz vergessen. Die Beeren, welche bei uns giftig sind, sollen in Rußland ohne Schaden gegessen werden.

Soldat heißt jeder zum Heer (s. d.) gehörende Mann, welcher Sold empfängt, mit Ausnahme der zum Justiz-, Verpflegungs- und Medicinalwesen gehörenden Personen, d. h. aller Derjenigen, welche nicht in Reihe und Glied stehen. Daher ist auch jeder Offizier Soldat, doch wird diese Benennung meist nur auf die Classe der Unteroffiziere und Gemeinen beschränkt. Die Belohnungen, welche schon seit den ältesten Zeiten die Truppen an Geld und Ländereien vom Staate erhielten, kann man nicht Sold nennen, der erst bei Errichtung der stehenden Heere eingeführt wurde.

Soldo heißt in Italien eine kupferne Scheidemünze, welche 12 Denari enthält. 20 S. machen eine Lira oder Scudo, und nach dem verschiedenen Werthe der Lira richtet sich dann der Werth des S.

Solfatara, eine vulkanische Vertiefung, unweit der Stadt Neapel, mit vielen Dampflöchern, 1000 F. breit und 1246 lang, deren Inneres beständig brennt und mit dem Vesuv verbunden zu sein scheint. — Diesen Namen führt auch ein See im Kirchenstaate, unweit Tivoli gelegen, dessen Wasser eine marmorartige, sich ungemein verhärtende

Masse absondert, von welcher, wie Einige behaupten, die Cyklopenmauern gebaut sind. Im Innern des Sees schwimmen kleine Inseln. Die Vegetation der Ufer ist üppig.

Solfeggiren, s. Solmisation.

Solger, Karl Wilh. Ferd., Aesthetiker und Uebersetzer des Sophokles, geb. am 28. Nov. 1780 zu Schwedt in der Uckermark, besuchte die dortige Schule und dann das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, und bezog 1799 die Universität Halle, um Jura zu studiren. Daneben beschäftigte er sich aber eifrig mit der classischen Literatur, Poesie und Aesthetik, und nachdem er noch in Jena Schelling gehört und 1802 eine Reise nach der Schweiz und Frankreich gemacht hatte, nahm er 1803 eine Anstellung bei der Kriegs- und Domänenkammer in Berlin blos darum an, um durch den Aufenthalt in dieser Stadt Gelegenheit zur Förderung seiner Lieblingsstudien zu haben. Auch gab er dieselbe 1806 wieder auf und lieferte bald eine reife Frucht seiner Beschäftigungen, die Uebersetzung des Sophokles, die beste, welche wir bis jetzt von dem ganzen Schriftsteller haben (Berl. 1808, 2 Bde., 2. Aufl. 1824). Bald darauf wurde er Prof. an der Universität zu Frankf. a. d. O., und kam bei der Verlegung derselben in gleicher Eigenschaft nach Berlin, wo er am 20. Oct. 1819 starb. Seine philosophischen und ästhetischen Schriften sind: „Erwin, vier Gespräche über das Schöne und die Kunst" (Berlin 1815, 2 Bde.), „Philosophische Gespräche" (Berl. 1817), „Nachgelassene Schriften und Briefwechsel", herausgeg. von Tieck und Fr. von Raumer (Lpz. 1826, 2 Bde.) und „Vorlesungen über die Aesthetik", von Heyse nach einem Hefte herausgegeben (Berl. 1829). Durch seine umfassenden Kenntnisse und seine geistreichen Ansichten hat sich S. ein großes Verdienst um die Aesthetik erworben, wenn es auch erst den nächsten Decennien vorbehalten war, dieselbe systematisch und philosophisch zu begründen.

Solidarisch (in solidum), Einer für Alle, heißt es, wenn bei irgend einer Verpflichtung Einer verbindlich ist, im Falle des Unvermögens der Andern, dieselbe für sie zu leisten.

Solidus, eine römische Goldmünze aus der Kaiserzeit, die früher aureus hieß. Er wog $1/6$ Unze, so daß also 72 ein römisches Pfund ausmachten und der Werth des S. beinahe unserm Ducaten entspricht. Der Name S. (solidus ganz, völlig) bezeichnete ursprünglich nur das ganze Stück, im Gegensatz zu den halben Stücken (semesses), Dritteln (trimesses) und Vierteln (quatrantes), die man auch hatte. — Im Mittelalter hieß S. eine stärkere Silbermünze, im Gegensatze zu den dünnen Bracteaten. Anfangs gingen 20 davon auf ein römisches Pfund, später verloren sie immer mehr an Größe und Werth. Die Deutschen nannten sie Schilling (s. d.). — Aus dem Worte S. ist das italienische Soldo (eine Kupfermünze) und das deutsche Sold entstanden.

Soliman II., der Große, 1520—66, war der zehnte Sultan der Osmanen. Geboren 1494, wurde S. bei dem Tode seines Vaters Selim I. mit dem größten Jubel als neuer Herrscher begrüßt, nicht blos, weil man ihn in der Blüthe männlicher Kraft und geschmückt mit Herrschertugenden erblickte, hochbegünstigt von der Natur durch vorzügliche Eigenschaften des Geistes und Gemüthes, welche durch seine Erziehung, die ihn früh in Staatsgeschäfte und militärische Thätigkeit einführte, genährt waren, sondern der Glaube der Morgenländer hatte dafür auch noch einen ganz besondern Grund. Das geschichtliche Vorurtheil, daß mit dem Eingange jedes Jahrhunderts ein großer Mann aufstehe, welcher dasselbe ringend bei den Hörnern fasse und siegend seine Zeit sich unterwerfe, fand auf S., der im ersten Jahre des 10. Jahrhunderts der Hedschra geboren war, eine neue Anwendung. Dazu kam noch die Heiligkeit der Jahrzahl, denn S. war der 10. Sultan der Osmanen und sein Jahrhundert das 10. der Hedschra. Und S. hat diesen günstigen Vorbedeutungen entsprochen, seine Regierung ist entschieden die wichtigste und merkwürdigste in der Geschichte des osmanischen Reichs, sie ist zugleich die Zeit, wo es seine größte Höhe erreichte, und S. war kein unwürdiger Nebenbuhler der vielen, mit ihm gleichzeitig lebenden großen Regenten. — Sein erster Feldzug war gegen Ungarn, mit dem die Kriege bei Selim's Eroberungen in Asien und Afrika einige Zeit geruht hatten. Damals regierte in demselben

Digitized by Google

der 15jährige Ludwig II. Dieser war durch die Hilfe, die ihm die deutschen Fürsten gegen die Türken versprochen, und die Geldunterstützung, die ihm der Papst wirklich gesandt hatte, so vermessen geworden, daß er den türkischen Gesandten, der Tribut fordern kam, einkerkern und mißhandeln ließ (1521). S. brach sogleich mit einem ungeheuern Heere auf, dem allein 30,000 Kameele Gerste und Mehl nachtrugen. Nachdem er Sabacz erstürmt hatte, wandte er sich gegen Belgrad, das schon seit einem Monat von seinem Großvezier belagert wurde. Im August 1521 fiel diese wichtige Festung, die früher den Angriffen Murad's II. und Mohammed's II. glücklich widerstanden hatte, in die Hände der Türken, in denen sie nun anderthalb Jahrhunderte blieb. Es ist dies eins der glänzendsten Ereignisse aus S.'s Regierung. Im Jahr 1522 geschah die Eroberung von Rhodus, das sich damals im Besitze der Johanniterritter befand. Im Jahre 1526 zog S. wieder selbst nach Ungarn und siegte bei Mohacs. Die Schlacht dauerte nur anderthalb Stunden, ist aber sehr wichtig durch den Tod Ludwig's II. Es entspann sich nämlich jetzt, da der ungarische Königsstamm ausgestorben, ein Kampf zwischen Ferdinand von Oesterreich, dem Bruder Karl's V., und Johann Zapolya, dem Woiwoden von Siebenbürgen, mit entschiedenem Glücke des Erstern, bis S. dem Letztern, dem er schon nach der Mohacser Schlacht die Krone Ungarns versprochen hatte, zu Hilfe zog (1529). Er eroberte Ofen nach fünftägiger Beschießung, und drang bis Wien vor, auf das in den letzten Tagen des Septembers der Angriff begann. So weit waren bisher die Türken noch nicht vorgedrungen, so groß die Gefahr für die Christenheit noch nie gewesen. Aber nach dreiwöchentlicher Belagerung und vielen vergeblichen Stürmen mußte S. wieder abziehen. Nicht glücklicher war eine neue Unternehmung im Jahre 1532. Man erwartete die Türken wieder vor Wien, aber die kleine Festung Güns hielt sie durch eine beispiellos muthvolle Vertheidigung auf und S. kehrte wieder zurück. Im Jahre 1533 wurde nun der erste Friede zwischen Oesterreich und der Pforte geschlossen. Es folgte darauf ein glücklicher Krieg gegen Persien, wie denn überhaupt Jahrhunderte hindurch die türkischen Waffen abwechselnd westlich gegen die Deutschen und östlich gegen die Perser gerichtet waren. Es war dies der 6. Feldzug S.'s, von dem er nach anderthalbjähriger Abwesenheit 1536 zurückkehrte. Eine in der europäischen Politik Epoche machende Begebenheit ist das Bündniß Franz's I. von Frankreich mit den Türken, obgleich der Erfolg davon nicht bedeutend war, und die ganze Thätigkeit der Türken sich auf einige Operationen mit der Flotte beschränkte, sowohl während des dritten als während des vierten Krieges zwischen Franz und Karl. Die Kriege mit Persien wiederholten sich noch mehrmals, ohne bedeutende Gebietsveränderungen hervorzubringen; wir erwähnen nur, daß S. mehrmals selbst mit ins Feld zog, und daß er 1555 zu Amasia mit dem Schah Frieden schloß; es ist dies der erste Friede zwischen Türken und Persern. Am wichtigsten bleiben immer die ungarischen Verhältnisse. Im Jahre 1540 brach nach dem Tode Johann Zapolya's der sogenannte 7jährige ungar. Krieg aus, indem S. für Zapolya's Wittwe Isabella und ihren erst vor wenigen Tagen gebornen Sohn Johann Sigismund gegen Ferdinand von Oesterreich auftrat. Der Krieg wurde mit entschiedenem Glücke der Türken geführt, und der Waffenstillstand (1547) ließ Ferdinand gegen einen hohen Tribut an die Pforte nur im Besitze eines kleinen Theils von Ungarn, das übrige und Siebenbürgen behielt Isabella, aber auch nur gegen Tribut an S. Der kleine Krieg dauerte fort und 1551 kam es wieder zu offenen Feindseligkeiten, die 1562 mit einem neuen Waffenstillstande beendet wurden. In diese Zeit fällt die ruhmvolle Vertheidigung Erlaus gegen die stürmenden Türken (1552), die man oft mit der von Wien und Malta verglichen hat. Zu Malta wenden wir uns jetzt. Diese Insel, seit 35 Jahren im Besitze des Johanniterordens, wollte S. erobern, und schickte 1565 eine Flotte von 200 Segeln unter dem Oberbefehle des Capudan-Pascha Piale ab. Großmeister war damals La Valette; ihm verdankt Malta seine Rettung. Die Belagerung wurde, nachdem sie länger als drei Monate gedauert, und den Belagerten 5000 Menschen, den Belagerern mehr als das Vierfache gekostet hatte, bei dem Erscheinen einer Hülfsflotte des Vicekönigs von Neapel aufgehoben. Wir wenden uns zur letzten Waffenthat S.'s und zu seinem Tode. Ferdinand war 1564 gestorben; mit seinem Nach-

folger Maximilian II. brach der Krieg bald wieder aus. S. zog selbst nach Ungarn — es war sein 13. Feldzug —, und starb am 5. Sept. 1566 bei der Belagerung des von Zriny heldenmüthig vertheidigten Szigeth, an der Ruhr, oder an Altersschwäche, oder am Schlage. Die abendländischen Geschichtsschreiber haben ihn den Großen genannt, die osmanischen nur den Gesetzgeber und den Gerechten. Man muß bei ihm den Herrscher und den Menschen unterscheiden, und auch als Menschen muß man ihn nur als Moslim beurtheilen. Dann wird man ihm, besonders im Vergleiche mit andern Sultanen, einzelne Fehler nicht so hoch anrechnen. Dahin gehört sein eiserner Wille, der zuweilen in Grausamkeit ausartete, und auf der andern Seite seine Schwäche gegen Roxolane, eine russische Sclavin, die S.'s Weib und alleinige Bettgenossin wurde, und ihn auch noch, als die Reize ihrer Schönheit schon verblüht sein mußten, beherrschte und zu manchen grausamen Schritten verleitete, namentlich zur Hinrichtung früherer Söhne. Auch seinen Günstling, den Großvezier Ibrahim, einen griechischen Sclaven, ließ er zu mächtig werden, und entledigte sich seiner auf eine unwürdige Weise; man fand Ibrahim eines Morgens im Bette ermordet. Sonst war S. im Frieden nicht weniger groß als im Kriege. Alle Zweige der Verwaltung erhielten durch ihn die wesentlichsten Verbesserungen, und bei seinem Scharfblicke, um Talent und wahres Verdienst zu erkennen, und bei seinem Streben, es hervorzuziehen und zu belohnen, war sein Thron von den ausgezeichnetsten Männern umgeben. Dabei unterstützte er Wissenschaften und Künste, namentlich die Baukunst; auch war er, wie sein Vater Selim, selbst Dichter.

Solingen, Kreisstadt an der Wipper im Herzogthum Berg, zur preußischen Provinz Jülich-Cleve-Berg gehörig, mit 5600 E., ist berühmt durch seinen durch ganz Europa bis nach Amerika ausgebreiteten Handel mit Eisen- und Stahlwaaren. Die Stahlfabriken, Schmieden, Hammerwerke, Gießereien und Schleifereien der Stadt und Umgegend beschäftigen über 4000 Menschen und liefern jährlich an 300,000 Säbel- und Degenklingen, Rappiere, Bajonette und Ladestöcke, 5—600000 Dutzend Messer und Gabeln, fast eben so viele Scheeren und noch eine Menge andere Metallgegenstände. Außerdem hat S. auch Baumwollen-, Seiden- und Tabakfabriken. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten sind zu erwähnen das Armenhaus der reformirten Gemeinde, gestiftet 1779, das der katholischen Gemeinde, erbaut gegen Ende des 18. Jahrh. und das vom Buchhändler F. Amberger 1833 gestiftete Armenhaus der protestantischen Gemeinde.

Solinus, C. Julius, ein römischer Schriftsteller aus dem 2. oder 3. Jahrh. n. Chr. Seine Lebensumstände sind unbekannt. Wir haben von ihm ein Werk, „Polyhistor", das er selbst früher „Rerum memorabilium collectanea" genannt hatte. Die Quelle dieser meist geographischen Collectaneen ist vorzüglich Plinius der Aeltere. Sehr schätzbar sind des Salmasius „Exercitationes in Solini Polyhistorem" (neueste Ausg. Utrecht 1689, 2 Bde., Fol.).

Solipsen ist der allegorische Name der Jesuiten, weil sie nur an sich selbst zuerst denken. Vgl. Inchofer (Jul. Clem. Scotti) „Monarchia Solipsorum" (Ven. 1645; franz. von Restaut, Par. 1721; 3. Aufl. 1824). S o l i p s i s m u s ist daher soviel als Selbstsucht.

Solis y Ribadeneira, Antonio de, spanischer Dichter und Historiograph, stammte aus einem altadeligen in Castilien begüterten Geschlechte, wo er 1616 zu Placentia geboren ward. Vom Vater zum Hofdienste bestimmt, bezog er, um sich erst wissenschaftlich auszubilden, die Universität Salamanca. Frohe Jugendfreunde und Theater fesselten ihn hier jedoch mehr, als die von den Pfaffen vorgetragenen Lehrgegenstände, weshalb sein poetisches Gemüth sich völlig der Theaterpoesie zuwandte. Er schrieb in dieser Periode mehrere Stücke für die Bühne, die selbst Calderon's Beifall fanden und dessen Freundschaft für den Dichterjüngling erwarben. Calderon wirkte günstig auf S., und bestimmte ihn zum eifrigen Studium der Classiker. Später erhielt S. die Stelle eines Secretärs beim Vicekönig von Navarra, dann beim König Philipp IV., und endlich 1661 das Amt eines Historiographen beider Indien. Um die Jugendsünden zu büßen, ward S. 1667 Jesuit, und starb 1686

als Frömmler zu Madrid. Von seinen Schriften sind zu merken: „Varias Poesias sagradas y profanas" (Madrid 1692, 3. Aufl. 1732); „Historia de la conquista de Mexico" (Madrid 1684, 3. Aufl. 1798).

Sollingerwald oder Solling heißt das Sandsteingebirge, welches zwischen der Leine und der Weser die südlichen Theile von Hannover und Braunschweig durchzieht. Er erreicht im Moosberge 1586 F. hoch seine höchste Höhe und wird in den Großen und Kleinen Solling getheilt, von denen der letztere innerhalb des hannoverschen Fürstenthums Göttingen liegt. Im Ganzen hat der Solling eine Ausdehnung von neun Meilen, er ist reich an Laubholz und liefert außer Torf und Eisen besonders gute Sandsteine, die auf der Weser in die umliegenden Landschaften verfahren werden.

Solmisation (Solfeggien, Solfeggiren, Solmisiren) heißen die von Guido von Arezzo im 11. Jahrh. zur Bezeichnung der Töne erfundenen Sylben ut, re, mi, fa, sol, la, wozu die Franzosen später noch die Silbe si setzten, um die Octave vollständig zu machen. Auch nachdem die jetzige Bezeichnung der Töne (c d e f g a h) eingeführt ist, heißt jedes Ueben im Notensingen und Notenlesen ohne Text, blos mit der Aussprache der Tonbezeichnung, Solfeggiren (oder Solmisiren), von dem italienischen solfeggi (gespr. solvedschi), wie man die textlosen Uebungsstücke für den Gesang nennt.

Solms, ein vielfach verzweigtes, theils fürstliches, theils gräfliches Haus, dessen Ursprung sich in die frühesten Zeiten des Mittelalters verliert. Sie leiten ihr Geschlecht von dem salischen Königsstamme Konrad's ab. Sie gehören zu den deutschen Urgrafen, d. h. die ihren Grafenstand nicht einer kaiserlichen Standeserhöhung, einem Grafendiplome, sondern einem Grafenamte zu danken haben, mit dessen Erblichkeit sie nach und nach zu ansehnlichem Landeigenthum, zu Reichsunmittelbarkeit und Landeshoheit gelangten. Den Namen erhielten sie von ihrem ältesten Grundbesitzthume an dem Bache Solms; es erstreckte sich tief in den Hessen-Gau. Daselbst steht noch die alte, halb verfallene Burg S., unweit Braunfels. Die Reichsstandschaft hatte S. durch fünffache Theilnahme an der reichsgräflich-wetterauischen Curiatstimme in dem Reichsfürstenrath. Kreisstandschaft hatte es in dem oberrheinischen Kreise, theils auf der Fürsten-, theils auf der Grafen- und Herrenbank. Bei Auflösung des deutschen Reichs 1806 wurden in der rheinischen Bundesacte die Solmsischen reichsunmittelbaren Besitzungen der Souveränität des Großherzogs von Hessen standesherrlich untergeordnet, mit Ausnahme der Aemter Braunfels und Greifenstein, und des Amtes Hohensolms, welche als Standesherrschaften unter nassauische Staatshoheit kamen, im Jahre 1815 aber, durch die Wiener Congreßacte, der Krone Preußens standesherrlich untergeordnet wurden. — Die Söhne des Grafen Otto (gest. 1409) stifteten die beiden noch bestehenden Hauptlinien, die Bernhardische und die Johannische. Die erstere theilte sich 1592 in drei Speciallinien, zu Braunfels, zu Greifenstein und zu Hungen. Davon erlosch die erste 1693, die letzte 1678. Die Greifensteinsche Linie nannte sich nun, da sie ihre Residenz nach Braunfels verlegte, S.-Braunfels. Aus dieser wurde Friedrich Wilhelm 1742 von Kaiser Karl VII. für sich und seine Nachkommen (als Zweig des salisch-fränkischen Herzogsgeschlechts) in den Reichsfürstenstand erhoben. Die Besitzungen, theils unter preußischer, theils unter großherzoglich hessischer Staatshoheit, betragen 9 QM. mit 32,000 Einw. Religion: reformirt, Wohnsitz: Braunfels, jetziger Fürst: Ferdinand, geb. 1797. Die Johannische Hauptlinie hat sich in zwei Speciallinien getheilt: 1) S.-Lich und Hohensolms, gefürstet 1792; die Besitzungen, ebenfalls unter preußischer und hessischer Souveränität, betragen 4 QM. mit 10,000 Einw., der Fürst führt auch eine Virilstimme am preußischen Landtage. Religion: reformirt, Wohnsitz: Lich, eine kleine Stadt an der Wetter, jetziger Fürst: Ludwig, geb. den 24. Jan. 1805. Er wurde in weitern Kreisen bekannt durch seine auf Haller'schen Prinzipien ruhende Schrift „Deutschland und die Repräsentativverfassungen" (Gieß. 1838), die manche Widerlegungen fand, dagegen von dem Fürsten von S.-Wildenfels, dem sie noch zu liberal schien, in seiner Schrift „Bemerkungen zu der Schrift: Deutschland und die Repräsentativverfassungen" (Zwickau 1838) hart mitgenommen wurde. 2) Die vielfach verzweigte Laubach'sche Speciallinie,

die gräflich geblieben ist. Diese zerfällt in zwei Unterlinien: a) Sonnenwalde, getheilt in Sonnenwalde-Rhäsa (im Regierungsbezirk Frankfurt a. d. O.) und Sonnenwalde-Alt-Pouch (in der Niederlausitz), b) die Baruth'sche Unterlinie, getheilt in den Ast zu Rödelheim und Assenheim (im Großherzogthum Hessen), zu Wildenfels, welches wieder in zwei Zweige, Wildenfels-Laubach (in Hessen) und Wildenfels-Wildenfels (im Königreich Sachsen) zerfällt, und zu Baruth, letzteres wieder mit einem ältern (in der Mark Brandenburg) und einem jüngern Zweige (in Schlesien). Standesherr in der Linie Solms-Laubach zu Rödelheim und Assenheim ist Graf Maximilian, geb. 1826, der 1844 seinem Vater Karl unter mütterlicher Vormundschaft folgte. Wegen seiner Besitzungen im Großherzogthum und im Kurfürstenthum Hessen war er bis 1848 hier wie da erbliches Mitglied der ersten Kammern. Standesherr der Linie Solms-Wildenfels-Laubach ist Graf Otto, geb. 1799, der 1822 seinem Vater Friedrich Ludwig Christian von S. folgte; Standesherr zu Solms-Wildenfels zu Wildenfels ist Graf Friedrich, geb. 1777.

Solo heißt jeder Theil eines musikalischen Ganzen, wo eine einzelne Stimme oder ein einzelnes Instrument ohne Begleitung anderer, oder doch so, daß die andern blos ausfüllend und ergänzend dabei thätig sind, gehört wird. Man hat also Baß-, Tenor-, Alt- und Sopransolos, Violin-, Clavier-, Flöten- und andere Solos. Mit dem Worte tutti (Alle) wird dann angezeigt, daß wieder alle Stimmen oder Instrumente die Partie fortzusetzen haben. Soli (Mehrzahl) heißt, daß zwei oder mehrere Stimmen oder Instrumente als Duett, Terzett, Quartett hervortreten (s. Obligat). Da auf die Solostimme oder das solo spielende Instrument gewöhnlich ein Hauptgedanke, etwas in dem musikalischen Ganzen Wesentliches, verwiesen und äußerlich die Solopartie nicht durch den Tact so streng bestimmt ist, kann und muß das Solo freier, lebendiger, mit ganz besonderer Herausstellung des geistigen Innern, welches in der Musik schlummert, vorgetragen werden.

Solöcismus ist wörtlich die fehlerhafte Sprache der Einwohner von Soloi in Cilicien, einer Colonie der Argiver und Lindier aus Rhodus, in der, wegen des Umgangs mit den naheliegenden Völkern, ein schlechtes Griechisch gesprochen wurde; dann wurde es für Sprachfehler überhaupt gebraucht. Von Barbarismus, womit S. oft verwechselt wird, ist er eigentlich so zu unterscheiden, daß jener den fehlerhaften Gebrauch einzelner Wörter, welche die reine Sprache verwirft, der S. aber Verstöße gegen die Syntax bedeutet.

Solon, der Begründer der Athenischen Verfassung, stammte von dem Athenischen Königsgeschlechte des Kodrus ab, und lebte im Anfange des 6. Jahrh. v. Chr. Als er 594 Archont wurde, hatte er sich schon bekannt und beliebt gemacht, indem er die Athener, die nach vielen Niederlagen gegen Salamis die Todesstrafe darauf gesetzt hatten, wenn Jemand eine neue Unternehmung gegen die Insel vorschlagen würde, durch ein Gedicht, das er auf dem Markte, sich wahnsinnig stellend, vortrug, zu einem nochmaligen Versuche anfeuerte, der mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt wurde; indem er als Anführer den ersten heiligen Krieg gegen Cirrha glücklich führte, den Epimenides zur Sühnung der Kylonischen Blutschuld nach Athen rief u. a. Als Archont begann er mit seinem großartigen Werke einer neuen Gesetzgebung und einer neuen Gestaltung der aus verschiedenartigen Elementen sehr verworren zusammengesetzten Verfassung. Zwei Krebsschäden schaffte er zuerst fort, die blutigen Gesetze Drakon's, die mehr schadeten als nützten, und die allgemeine, den Staat völlig lähmende Verschuldung. Letzteres durch die Seisachtheia (Erleichterung der Last), von der man nicht genau weiß, worin sie bestanden. Wahrscheinlich ließ er das als Zinsen ausgezahlte Geld als Abzahlung des Capitals gelten, und verband damit zugleich eine Erhöhung des Münzwerthes. Die nun von ihm begründete Verfassung ist eine Timokratie, d. h. eine Verfassung, die einem Jeden nach dem Verhältnisse seines Besitzthums (nicht nach der Geburt) Rechte und Lasten auflegte. Zu dem Zwecke theilte er die ganze Bevölkerung in vier Classen (τέλη, τιμήματα): 1) Pentakosiomedimnen, die 500 Medimnen an jährlichem Ertrage gewannen, 2) Hippeis, mit 300 Medimnen, 3) Zeugitä mit 200 und 4) Thetes mit 150 und weniger Medimnen. An der Volksversammlung konnten Alle Theil nehmen, zur Bule (dem Rathe von 400, den auch S. einrichtete) konnten nur

die Mitglieder der drei obern Classen und zu Archonten nur Pentakosiomedimnen gewählt werden. Auch die Lasten, besonders die Kriegslasten, vertheilte er nach diesem Vermögensverhältnisse. Doch kämpften die Hippeis nicht ausschließlich zu Pferde, sondern sie hießen nur darum so, weil ihr Vermögen zur Unterhaltung eines Pferdes hinreichte. Die eigentliche Regierung war in den Händen des Rathes und der Volksversammlung. Alles, was in letzterer vorgebracht werden sollte, mußte in jenem vorberathen werden, doch waren keine Beschlüsse desselben ohne die Zustimmung der Volksversammlung giltig. Die Archonten, die er in derselben Anzahl, nämlich neun, und mit demselben Namen, nämlich Archon Eponymus, A. Basileus, A. Polemarchus und die sechs Thesmotheten, beibehielt, waren eigentlich nur Beamte, deren Funktionen, namentlich der sechs letzteren, wir nicht genau kennen. So hatten sie die Instruction der Processe, die vor die Gerichte gebracht werden sollten, zu besorgen und Aehnliches. Das demokratische Element dieser Verfassung, das durch die Veränderungen des Klisthenes, Perikles und Kleon zum Verderben Athens hervorbrach, milderte er durch das Ansehen, welches er dem Areopagus (s. d.) gab, einer Behörde, welche die Fabel schon aus dem frühesten Alterthum herschreibt, die aber erst durch S. ihre staatsrechtliche Begründung erhielt. Nachdem S. seine Gesetze in hölzerne Cylinder hatte eingraben und die Athener schwören lassen, in 10 Jahren an seiner Verfassung nichts zu ändern, machte er Reisen, die ihn auch zu Krösus (s. d.) führten, mit dem er das bekannte Gespräch hatte. Als er zurückkehrte, fand er Pisistratus an der Spitze des Staates. Obwohl von diesem mit Achtung und Auszeichnung behandelt, verließ er doch sein Vaterland auf immer und starb wahrscheinlich auf Cypros. Wenn S. wirklich, wie man erzählt, als er gefragt wurde, ob er Athen gute Gesetze gegeben, geantwortet hat: Die besten, die sie jetzt erhalten konnten, so hat er damit, wenn auch nicht seine Gesetze, doch seine Gesetzgebung für ein Ideal erklärt. S. war auch Dichter. Mehrere seiner gnomischen Gedichte haben sich erhalten. Durch seine Einrichtung des regelmäßigen Vortrags der homerischen Gedichte durch Rhapsoden hat er den Pisistratiden, welche eine vollständige Sammlung veranstalteten, trefflich vorgearbeitet. Vgl. Bömel „Exercitatio chronologica de aetate Solonis et Croesi" (Frankf. 1832) und Westermann „De aetate Solonis", hinter dessen Ausgabe der „Vita Solonis" des Plutarch (Braunschw. 1840). Die noch vorhandenen Fragmente seiner Gedichte sind am besten von Bach unter dem Titel „Solonis carmina quae supersunt" (Bonn 1825) und von Schneidewin in „Delectus poesis Graecorum elegiacae etc." (Götting. 1838—39) gesammelt und erläutert und von Jacobs in seinem „Tempe", von K. Schneider im vierten Bande von Creuzer's und Daub's „Studien", von Passow in Kannegießer's „Pantheon", von Braun in den „Weisen von Hellas" und von Weber in den „Elegischen Dichtern der Hellenen" deutsch übersetzt worden. Vgl. Abbing „De Solonis laudibus poeticis" (Utrecht 1825).

Solothurn, Schweizercanton = 12 □M. mit 69,531 Einw., grenzt im Norden an Frankreich und den Canton Basel, im Osten an Basel und Zürich, im Süden und Westen an Bern. Zweige des Jura durchziehen von Südwesten nach Nordosten das Land; die höchsten Gipfel derselben sind die Hasenmatte (4500 F.) im Süden, der Oberhauenstein (4500 F.) und die Geißfluh (2400 F.). Der Hauptfluß ist die Aar; zu bemerken sind auch die Mineralquellen zu Losdorf, in Altisholz und das ziemlich besuchte Fluenbad. Acker-, Wein- und Obstbau sind blühend, bedeutend die Viehzucht, weniger die Industrie, die sich auf einige Baumwollenfabriken, ein Eisenwerk, Glashütten und Gerbereien beschränkt. Die Einwohner sind bis auf 4500 Protestanten alle katholisch. Die Verfassung vom J. 1831 wurde 1841 einer Revision unterworfen und in echt liberalem Geist in wesentlichen Punkten verbessert. Der Organismus der Staatsgewalten erhielt mehr Einfachheit und Zusammenhang; die directen Wahlen in den Großen Rath wurden vermehrt, die indirecten vermindert und alle noch vorhandenen Vorrechte der Stadt Solothurn in der Stellvertretung aufgehoben. Der Große Rath, welcher die gesetzgebende und oberaufsehende Gewalt übt, besteht aus 105 Mitgliedern, von denen 55 unmittelbar vom Volke, 41 mittelbar durch Wahlmänner und 9 vom Großen Rath selbst ernannt werden. Alle

fünf Jahre tritt die Hälfte der Mitglieder des Großen Raths aus. Der Regierungsrath, dem die oberste vollziehende Gewalt übertragen ist, besteht aus 9 Mitgliedern unter dem Vorsitze des Landammans. Für die Handhabung der Justiz besteht in jedem Oberamte ein Civil- und Polizeigericht; die Beurtheilung von Criminalfällen unterliegt dem Criminalgericht des Cantons, aus 7 Mitgliedern bestehend; die höchste Instanz ruht in dem aus neun Mitgliedern zusammengesetzten Obergericht. In den Bund trat S. 1481. Es zerfällt in 9 Aemter. Hauptstadt des Cantons ist Solothurn am Fuße des Jura in einer reizenden Gegend an der Aar, mit 5370 Einw. Der dasige Münster ist die schönste Kirche der Schweiz. Sehenswerth ist das Zeughaus mit alten Trophäen und einer Waffensammlung, das Theater und Irrenhaus. Außerdem findet man in S. ein Lyceum und Gymnasium, Stadtbibliothek, Naturaliensammlung, Waisenhaus, eine literarische und naturforschende Gesellschaft, Kattun-, Leder-, Tabak- und Holzsäure-Fabrik, ein Eisenwerk und lebhafte Spedition. Vor der Stadt römische Gemäuer.

Solstitium, s. Sonnenwende.

Soltikow, ein seit Jahrhunderten in Rußland angesehenes Geschlecht, hat mehrere ausgezeichnete Feldherrn erzeugt, darunter: Peter Simon Graf von S., der 1759 von der Kaiserin Elisabeth den Oberbefehl über die russische Armee, die im siebenjährigen Kriege gegen Friedrich II. kämpfte, erhielt, und mit den Oesterreichern unter Laudon vereinigt am 12. August desselben Jahres den großen Sieg bei Kunersdorf erfocht. Mißhelligkeiten mit den Oesterreichern vereitelten die Folgen dieses Sieges. Im J. 1760 nahm er an der Besetzung Berlins Theil. Im folgenden Jahre wurde er von dem Commando entfernt und zum Gouverneur von Moskau ernannt, wo er 1772 starb. — Dann dessen Sohn Iwan Petrowitsch Graf von S., machte als Brigadechef die Feldzüge gegen die Türken und Polen mit, war dann Gouverneur von Wladimir und Kostroma, wurde 1787 von der Kaiserin Katharina zum Oberfeldherrn eines Heeres gegen Persien ernannt, aber bald wegen des schwedischen Krieges gegen Gustav III. zurückgerufen, den er bis zum Frieden 1790 mit Glück führte. Auch er starb als Gouverneur von Moskau 1805. — Ein Verwandter des Vorigen, Nicolaus Iwanowitsch S., geb. am 24. Octbr. 1736, war Erzieher des nachmaligen Kaiser Alexander und des Großfürsten Konstantin, Kriegsminister, Präsident des Reichsraths und des Ministercomités, zuletzt Generalfeldmarschall, wurde 1814 vom Kaiser in den Fürstenstand erhoben und starb am 28. Mai 1816. — Das Geschlecht der S. besteht jetzt in vier Zweigen, das Soltikow'sche ohne Titel, das gräflich und fürstlich Soltikow'sche und das der Soltyk in Polen, dessen Ahnen im Anfange des 17. Jahrh. aus Rußland auswanderten.

Soltyk, Roman, geboren 1791 zu Warschau, gehört einer der angesehensten Familien Polens an. Sein Vater, der Reichstagsmarschall Stanislaus S., schickte ihn noch als Knabe nach Paris, wo er die polytechnische Schule besuchte. Nach seiner Rückkehr nach Polen trat er als Unterlieutenant bei der Fußartillerie ein und war schon 1809 Hauptmann einer Compagnie reitender Artillerie, die er auf eigene Kosten ausgerüstet hatte. Mit derselben zeichnete er sich im Feldzuge von 1809, namentlich in der Schlacht bei Wrzawy aus, indem er sechs Stunden lang bei fortwährendem Feuer die Brücke von San gegen die Oesterreicher vertheidigte. Im J. 1810 ward er zum Obristlieutenant der Artillerie befördert, kam 1812 in den Generalstab Napoleon's, erhielt vom Kaiser eigenhändig den Orden der Ehrenlegion und gerieth in der Schlacht bei Leipzig bei dem Uebergang der sächsischen Truppen in Gefangenschaft. Nach dem Frieden trat er in das bürgerliche Leben zurück und huldigte freisinnigen Ansichten; wurde im J. 1822 Mitglied des Rathes im Palatinat Sandomir, kam aber auch noch in demselben Jahre in Verbindung mit den geheimen Gesellschaften, die den Sturz der russischen Herrschaft zum Zweck hatten. Im J. 1824 wurde er Landbote auf dem Reichstage. Angeklagt, in eine Verschwörung verwickelt zu sein, floh er 1826 nach Dresden, wo er aber verhaftet und an Rußland ausgeliefert wurde. Wegen Mangel an Beweisen wurde er später in Freiheit gesetzt und nahm beim Ausbruch des Aufstandes im J. 1830 den thätigsten Antheil an der Revolu-

Digitized by Google

tion. Er wurde zum Befehlshaber der auf dem rechten Weichselufer zu bildenden Armee ernannt und während er hier mit großem Eifer an der Bildung der Regimenter und mobilen Nationalgarde arbeitete, erledigte er auch seine Geschäfte als Landbote und nahm selbst den thätigsten Antheil an den bedeutendsten Schlachten. Auf dem Reichstage war er es, der darauf antrug, das Haus Romanow abzusetzen und die Souveränität des Volkes zu erklären. Als Warschau von Paskiewitsch eingeschlossen war, ernannte man S. zum Befehlshaber der Artillerie und er unterhielt am 6. und 7. Septbr. ein mörderisches Feuer gegen die Russen. Er widersetzte sich lebhaft im Reichstage dem Vorschlage des General Prondzynski, mit den Russen zu capituliren und wußte durch eine Schilderung des Zustandes der Stadt und ihrer Vertheidigungsmittel einen so tiefen Eindruck zu machen, daß sie Alle beschlossen, Nichts zu unterzeichnen, was später gegen Polens Unabhängigkeit und Nationalität geltend gemacht werden könne. Nach Warschaus Fall begleitete er Anfangs das Heer nach Plock und ging endlich nach England und Frankreich, um die Vermittelung dieser Mächte für die Ueberreste des polnischen Heeres nachzusuchen. In seiner Verbannung beschäftigte er sich mit Ausarbeitung historischer Schriften, die um so interessanter sind, da er die Ereignisse, die er schildert, als Augenzeuge persönlich gekannt hat. Zuerst erschien sein „Précis historique et politique de la revolution du 29. Novembre“, später „Napoléon en 1812“. Er starb am 22. Octbr. 1843 zu Saint-Germain-en-Laye.

Somatologie, ein Theil der Anthropologie, heißt die Wissenschaft, welche nur den materiellen Theil des Menschen, den Leib behandelt, ohne dabei auf die Kräfte (Dynamik) und auf die Verrichtungen (Physiologie) desselben Rücksicht zu nehmen. Sie ist demnach ziemlich gleichbedeutend mit Anatomie (s. d.).

Sombreuil, Charles Vérot, Graf von, geb. 1769, war der Sohn des Generals S., welcher beim Ausbruch der französischen Revolution zu Paris das Amt eines Gouverneurs der Invaliden versah. Der Vater zeigte während der Unruhen große Festigkeit und wurde nach den Ereignissen vom 10. August 1792 ins Gefängniß geworfen und bei den Septembermetzeleien nur durch die rührende Schönheit seiner Tochter gerettet, mußte aber doch noch im Juni 1794 mit seinem ältesten Sohne Stanislaus sein Haupt unter die Guillotine legen. Auch der jüngere, Charles, bewies in den Aufständen viel Muth und rettete einem der Polignac das Leben. Später wanderte er aus und kämpfte in den Feldzügen von 1792—94 gegen die Republik. Nach dem Feldzuge in Holland ging er nach England, wo er sich der Expedition auf Quiberon (s. d.) beigesellte. Da Hervilly bei dem Angriff auf die republikanische Macht zu Sainte-Barbe kampfunfähig geworden, übernahm S. den Befehl über die regelmäßigen Regimenter, vermochte aber bei der allgemeinen Auflösung und Verwirrung nichts mehr zu leisten. Der General Hoche entriß am 20. Juli den Royalisten den einzigen Stützpunkt, das Fort Penthièvre, und drängte sie dem Meeresufer zu. Während der verworrene Haufe von Chouans und Emigranten sich auf die britischen Schiffe zu retten suchte, stellte sich S. allein mit ungefähr 1000 M. den andringenden Republikanern entgegen. Die Republikaner wollten ihn mit seinem tapfern Häuflein schonen, forderten ihn zur Ergebung auf und versprachen ihm mit den Seinigen das Leben. Der befehligende General Hoche mochte wohl ein Gleiches versichert haben. S. legte die Waffen nieder und wurde mit seinen Gefährten nach Auray abgeführt. Das Gesetz gebot zwar, alle mit den Waffen in der Hand ergriffene Royalisten sogleich zu erschießen; allein die Armee schien diesem Blutbade sehr abgeneigt. Man fragte beim Convent an; derselbe ging jedoch bei der Sache kalt zur Tagesordnung über. Auch S., der die Republikaner durch seinen Muth und seine außerordentliche Schönheit sehr einnahm, wurde nun zu Vannes vor ein Kriegsgericht gestellt und am 28. Juli 1795, zugleich mit dem Bischof von Dol, erschossen.

Somerset, ein englischer Grafen- und Herzogstitel, den das von den Plantagenets (s. d.) stammende ältere Haus Beaufort (s. d.) besaß und das jetzige jüngere Haus noch als Familiennamen führt. — John Beaufort, der Sohn John's von Gaunt aus dessen dritter, erst später legitimirter Ehe, erhielt 1397 die Würde eines Gra-

fen von S. — Sein ältester Sohn, John, wurde zum Herzog von S. erhoben, hinterließ aber nur eine Erbtochter Margarethe, die den Edmund Tudor, Grafen von Richmont, heirathete und dadurch die Stammmutter des königl. Hauses Tudor ward. — Ein zweiter Sohn des Grafen von S., Edmund, führte das Haus Beaufort in einer Nebenlinie fort. Er zeugte fünf Töchter, von denen mehrere die Stammmütter angesehener Häuser wurden, und drei Söhne, von denen zwei in der Schlacht bei Tewksbury umkamen und der dritte, John, 1463 das Schafot bestieg. — John hinterließ nur einen natürlichen Sohn, Charles, der den Namen Somerset als Familiennamen annahm, den Titel eines Herzogs von Worcester erhielt und als der Stammvater des jetzigen Hauses Beaufort betrachtet wird. — Außerdem wurde unter Eduard VI. und Jacob I. der Titel eines Grafen und Herzogs von S. nochmals und zwar an Personen verliehen, die mit den Beaufort's in keiner Beziehung standen. — Robert Carr, Viscount von Rochester, Graf von S., stammte aus einer schottischen Adelsfamilie. Er wurde im Alter von 20 Jahren in der Absicht an den Hof Jacob's I. nach London gebracht, um aus ihm einen unschädlichen Günstling des Königs zu machen. Jacob war von der Jugend und Schönheit Carr's so eingenommen, daß er ihn selbst zu bilden versuchte, ihm sein ganzes Vertrauen schenkte und ihn zum Viscount von Rochester erhob. Sehr bald gelangte auch der Günstling zu bedeutendem Einfluß auf die Staatsangelegenheiten und schwelgte in Reichthümern, während die höchsten Beamten darbten. Zum Glück fand er an dem Schriftsteller Overbury einen weisen Freund und Führer, der bedacht war, die große Macht des jungen Mannes zum Guten zu lenken. Rochester verliebte sich jedoch in die Gräfin von Essex, eine schöne junge Dame, die das unerlaubte Verhältniß einging und sich von ihrem Gemahl scheiden lassen wollte. Overbury, den er in dieser Angelegenheit um Rath fragte, widerrieth ihm diese Verbindung. Der Schwächling verrieth aber den Rathschlag seiner Geliebten, der Gräfin, und diese bewog ihn, den Freund beim Könige hochverrätherischer Absichten zu beschuldigen. Overbury ward in den Tower geworfen, und nachdem sich Rochester mit der von ihrem ersten Gemahl geschiedenen Geliebten vermählt und vom Könige die Würde eines Grafen von S. erhalten hatte, faßte die Gräfin den Entschluß, den verhaßten Overbury durch Gift vollends aus dem Wege zu räumen. Die That wurde, im Verein mit S.'s Oheim, dem Grafen von Northampton, und unter Beihülfe des Gouverneurs vom Tower, am 15. Septbr. 1613, doch so ungeschickt vollzogen, daß man Verdacht schöpfen konnte. Von Gewissensbissen gequält, verlor S. sehr bald Jugend, Schönheit und die Liebenswürdigkeit des Umgangs und hiermit zugleich die Gunst des Königs. Ein Theil der Hofleute, die S. haßten, nahmen die Gelegenheit wahr und gaben ihm an George Villiers, dem spätern Herzog von Buckingham (s. d.), einen Nebenbuhler, der ihn auch sehr bald beim Könige verdrängte. Zugleich brachten die Entdeckungen eines Apothekerburschen die Schuld S.'s völlig zu Tage. Der König ließ S., dessen Gemahlin und die übrigen Mitschuldigen vor eine Gerichtscommission stellen, die sie sämmtlich zum Tode verurtheilte. Einige mußten die Strafe erleiden. S. hätte jedoch mit wichtigen Enthüllungen gedroht, und war es nun dies oder ein Rest von Anhänglichkeit, Jacob schenkte ihm und dessen Gemahlin das Leben. Nachdem Beide mehrere Jahre im Gefängniß gesessen, erhielten sie die Freiheit und ein königl. Jahrgeld, mit der Erlaubniß, dasselbe im Auslande zu verzehren. In der Verbannung verwandelte sich ihre schuldbeladene Liebe in den tiefsten Haß, der ihnen das Leben verbitterte. S. starb ums J. 1638. Noch vor seinem Tode heirathete seine einzige Tochter den Herzog von Bedford, aus welcher Ehe der unter Karl II. hingerichtete Lord Russel (s. d.) entsprang. Die Geschichte S.'s ist oft von Romanschreibern benutzt worden. — Edward Seymour, Herzog von S., der Oheim Eduard's VI. von England und Protector des Reichs, war der Sohn des in der Grafschaft Wilt angesessenen Sir John Seymour von Welfhall. Er widmete sich unter Heinrich VIII. mit Glück dem Kriegsdienste und wohnte schon 1522 der Expedition nach Frankreich bei. Als Heinrich VIII. 1536 seine Schwester, Johanna Seymour, heirathete, erhielt er den Titel eines Viscount von Beauchamp. Im J. 1542 begleitete

er den Herzog von Norfolk auf dem Zuge nach Schottland. Der König ernannte ihn 1544 zum Generallieutenant im Norden des Reichs und ließ ihn mit einer starken Armee abermals in Schottland einfallen. Nachdem er Leith und Edinburgh verwüstet, kehrte er im August zurück und folgte dem Könige nach Frankreich, wo er Boulogne erobern half. Noch 1547 erhob ihn Heinrich VIII. zum Grafen von Hertford und ernannte ihn zu einem der 16 Testamentsexecutoren, die während der Minderjährigkeit des jungen Eduard VI. die Regierung führen sollten. Nach Heinrich's Tode übertrugen sämmtliche Räthe ihm das Protectorat, um der Regierung die nothwendige Einheit zu geben, und ernannten den Hertford zum Herzog von S., seinen Bruder zum Lord Seymour von Sudley und zum Großadmiral. Dazu ließ sich der Protector vom jungen König ein Patent ausstellen, das ihm eine völlig königliche Gewalt übertrug. Bei der Festigkeit, Mäßigung und dem Kriegsruhm, welche S. besaß, und da er als der nächste Verwandte für die Erhaltung des Königs Interesse haben mußte, erregte diese Anordnung unter dem Volke keine Befürchtung, sondern große Hoffnungen. S. benutzte aber seine Macht zunächst unter Cranmer's Leitung zur Beförderung der Kirchenreformation, wodurch er die Häupter der Katholiken, den Grafen Southampton und die Bischöfe Gardiner, Tonstal und Bonner, sehr erbitterte. Zur Befestigung seiner Stellung eröffnete er noch im August 1547 einen Feldzug nach Schottland (s. d.) und brachte den Schotten am 10. Septbr. die furchtbare Niederlage bei Pinkey bei. Nach seiner Rückkehr ließ er vom Parlament alle die blutigen Gesetze Heinrich's VIII. aufheben, nach welchen es möglich war, jeden Unterthan als Hochverräther zu verderben. Dessenungeachtet erweckte ihm seine Stellung viele eifersüchtige Feinde, unter denen sich auch sein Bruder, Lord Seymour, ein sehr fähiger, aber anmaßender Mann, befand. Letzterer hatte nach Heinrich's VIII. Tode, dessen Wittwe, Katharina Par, geheirathet und faßte sogar, als dieselbe 1548 starb, den Plan, sich mit der 16jährigen Prinzessin Elisabeth, der nachmaligen Königin, zu vermählen. Offenbar war er entschlossen, seinen Bruder vom Protectorat zu verdrängen und suchte sich deshalb auch bei dem jungen Könige einzuschmeicheln. Alle Vorstellungen, die ihm der Protector über sein Betragen machte, blieben bei den Gegenbestrebungen des Grafen von Warwick, spätern Herzogs von Northumberland (s. d.), der den einen Bruder durch den andern zu verderben suchte, fruchtlos. S. ließ endlich 33 Anklageartikel gegen seinen Bruder vor das Oberhaus bringen, das denselben als Hochverräther zum Tode verurtheilte. Das Urtheil wurde auch an Seymour am 20. März 1549 vollzogen. Um diese Zeit erhoben sich in verschiedenen Gegenden Englands Aufstände, in denen die arg bedrückte und besonders durch die Ausdehnung der Schafzucht bedrohte Landbevölkerung das Joch der Großen abzuschütteln versuchte. Der Protector gerieth hierdurch seinen Feinden gegenüber in eine mißliche Lage, zumal nicht nur der Krieg in Schottland eine üble Wendung nahm, sondern auch Heinrich II. von Frankreich sich zur Wiedereroberung von Boulogne rüstete. Unter diesen Verhältnissen schlug S. dem Staatsrathe vor, mit den auswärtigen Mächten Frieden zu schließen und Boulogne an Frankreich zurückzugeben. Warwick legte diese kleinmüthige Politik als Feigheit aus, nahm den König gegen S. ein und gewann auch die Staatsräthe für sich, die dem Protector die Hinrichtung des Bruders und eine maßlose Bereicherung durch Einziehung von Kirchengütern vorwarfen. Auch im Volke hatte sich S. viele Feinde gemacht, indem er zu London Häuser und mehrere Kirchen niederreißen ließ, um sich aus dem Material einen großartigen Palast zu bauen. Die verbündeten Räthe überreichten endlich dem Könige eine Schrift, in welcher sie den Protector des Mißbrauchs der Gewalt beschuldigten und auf Untersuchung antrugen. Der König ließ ihn in den Tower werfen und im Novbr. 1549 die Sache vor das Parlament bringen. Da er selbst das Geständniß abgelegt hatte, daß er in vielen Fällen unvorsichtig gehandelt, wurde er seiner sämmtlichen Aemter verlustig erklärt und zu einer jährlichen Geldstrafe von 2000 Pfd. Sterl. verurtheilt. Der König aber begnadigte ihn und setzte ihn in Freiheit, und Warwick, der seine Macht noch nicht gesichert hatte, sah sich genöthigt, mit seinem Nebenbuhler eine Versöhnung einzugehen, die man durch die Vermählung von S.'s ältester Tochter mit Lord Dudley,

einem Sohne Warwick's, besiegelte. Dessenungeachtet suchte der Eine den Andern zu verderben, und S. war unvorsichtig genug, seine Plane zu verrathen. Warwick, nachdem er sich des Königs bemächtigt und die Staatsgewalt unumschränkt an sich gerissen, ließ S. am 16. Octbr. 1551 verhaften und beschuldigte denselben, ihm nach dem Leben getrachtet und zugleich verrätherische Anschläge auf die Staatsgewalt gefaßt zu haben. Eine Jury von 27 Peers konnte S. zwar nicht des Hochverraths schuldig finden, legte ihm aber das Verbrechen der Felonie zur Last, weil er einen Vasallen des Königs habe ermorden wollen, und verurtheilte ihn am 1. Decbr. zum Tode. Am 22. Januar 1552 wurde S. auf Towerhill enthauptet. Er hinterließ nur mehrere Töchter aus der Ehe mit Anna Stanhope, deren Ehrgeiz ihm viele Feinde zugezogen hatte.

Somerville, William, englischer Dichter, geb. 1692 zu Edston in Warwickshire, zeigte früh Talent zur Dichtkunst und lebte als der Erbe eines bedeutenden Vermögens ganz seiner Lieblingsneigung. Er starb 1742. Er war ein leidenschaftlicher Jagdfreund, und hat dieses Vergnügen in einem herrlichen didaktischen Gedichte „The chase" beschrieben. Besonders werden darin die Naturschilderungen bewundert. Die Falkenjagd beschreibt sein „Field sports". Unter seinen übrigen, größtentheils komischen Gedichten, ist das beste „Hobbinol, or rural games". Eine Sammlung seiner Gedichte erschien zu London 1728 und 1772.

Somina oder Sominskaja Pristan, ein Marktflecken im russischen Gouvernement Nowgorod, an der Somina, welche zum Wassersystem des Tichwinschen Canals gehört, und durch eine sehr geregelte Canal-, Fluß- und Seenverbindung einerseits mit dem finnischen Meerbusen, andererseits mit der Wolga und dem kaspischen Meere in Verbindung steht, ist einer der bedeutendsten Handels- und Marktplätze des russischen Reichs, indem hier alljährlich sechs Wochen vor Eröffnung und ebenso lange nach Beendigung der Messe von Nischnei-Nowgorod 20—30,000 Menschen sich einfinden, die alle den Wasserweg nach der Wolga zum Besuch jenes Weltmarkts einschlagen. In S. wird ein großer Theil der eingeführten und wieder zurückgeführten Waaren verkauft, und nicht allein an die Gutsbesitzer der umliegenden Gegenden, die sich in großer Zahl hier versammeln, um ihre Bedürfnisse einzukaufen, sondern meist an größere Kaufleute und Speculanten, die für baares Geld gewöhnlich die ganze Ladung in Masse übernehmen, um sie dann selbst in Nischnei-Nowgorod vortheilhaft wieder zu verkaufen.

Somme, Küstenfluß im nördlichen Frankreich, entspringt bei Font-Somme nordöstlich von Quentin im Departement Aisne und ergießt sich nach einem Laufe von 24 Meilen unterhalb Le Crotoy in den Canal. Mit der Oise ist er durch einen Canal verbunden. An ihm liegen Quentin, Amiens und Abbeville. 2) Departement in Frankreich, nach diesem Flusse benannt, ein Theil der ehemaligen Picardie, $110^{16}/_{100}$ QM. groß mit 543,700 Einw. Es bildet eine weite fruchtbare Ebene und wird in die Bezirke Amiens, Abbeville, Doulens, Peronne und Montdidier eingetheilt, die 41 Cantone und 844 Communen umfassen. Die Hauptstadt ist Amiens, zu deren Diöcese und königl. Gerichtshofe das Departement gehört.

Sommer, die heißeste Jahreszeit, beginnt für die nördliche Halbkugel mit dem Sommersolstitium am 21. Juni, wenn die Sonne ihren höchsten Stand gegen Norden erreicht hat, und endet mit dem Herbstäquinoctium am 23. Septbr. Obwohl in dieser Zeit die Erde von der Sonne weiter entfernt ist als im Winter, so daß uns der Durchmesser der letztern sogar merklich kleiner erscheint, so ist dann doch die Hitze am größten, weil vermöge der schrägen Stellung der Erdaxe gegen die Ebene der Erdbahn die nördliche Halbkugel dann der Sonne zugewendet ist, und die Strahlen derselben weniger schräge auf sie fallen. Daß die größte Hitze nicht gleichmäßig vor und nach dem Solstitium stattfindet, sondern in der Regel erst einige Wochen nach dem letztern eintritt, kommt daher, daß die Wirkungen der Sonne sich erst zeigen können, nachdem die Winterkälte der Atmosphäre völlig vertilgt und die Eis- und Schneemassen in den nördlichern Gegenden geschmolzen sind. Auf gleiche Weise tritt die größte Kälte erst nach dem Wintersolstitium

ein. Die weitere Entfernung der Erde von der Sonne während des Sommers hat übrigens die Folge, daß dieser für uns die längste Jahreszeit ist, $93^1/_2$ Tag lang, also einige Tage länger als unser Winter und als der Sommer auf der südlichen Halbkugel. Die noch in den Kalendern angegebenen Sommerzeichen, für die nördliche Halbkugel: **Krebs**, Löwe und Jungfrau, für die südliche: Steinbock, Wassermann und Fische, stimmen jetzt nicht mehr, da sich die Zeichen der Ekliptik bei dem Vorrücken der Nachtgleichen verändert haben.

Sommerflecke oder Sommersprossen, Ephelides, bestehen in kleinen, runden, nicht juckenden Flecken, von der Größe eines Stecknadelknopfs, bis zu einer Linse, welche eine vom Gelben bis ins Braune ziehende Farbe haben, und gewöhnlich in größerer Anzahl ziemlich dicht gedrängt, so daß sie selbst zuweilen zusammenfließen, den befallenen Theil besetzt halten. Wenn man diese Flecke unter der Loupe untersucht, so zeigen sie sich als mehr oder weniger dicht stehende Pünktchen, und die sie bedeckende Epidermis, welche sich mitunter auch wohl abschilfert, läßt durchaus keine Veränderung wahrnehmen, obgleich sie für den Schweiß undurchdringlich ist, indem die mit Sommersprossen bedeckten Theile, so weit diese reichen, niemals schwitzen. Ihr gewöhnlicher Sitz ist aber das Gesicht, namentlich die Nase, ferner die Hände und, wiewohl selten, andere Theile des Körpers, die gewöhnlich bekleidet zu sein pflegen. Im Allgemeinen sind sie im Anfange des Sommers am dunkelsten; im Winter schwinden sie zum Theil, oder werden vielmehr durch die (dem Winterpelze der Thiere ähnlich) dann dicker und undurchsichtiger werdende Epidermis weniger deutlich bemerkt, denn sie lassen sich nach Alibert's und Heusinger's Versuchen durch ein aufgesetztes erwärmtes Glas wieder hervorrufen. Die im Alter dicker werdende Epidermis erklärt auch zum Theil ihr Verschwinden nach der Akme des Lebens. Am meisten wird das weibliche Geschlecht im jugendlichen Alter von den Sommersprossen befallen, und zwar weniger solche mit dunklem Haar, als mit blondem oder solchem, welches die Nüancen von Roth darbietet, und gewöhnlich mit einer sehr feinen zarten Haut verbunden ist. Wohl unterscheiden muß man den Sonnenbrand, eine größtentheils gleichmäßige dunkle Hautfärbung, welche in Folge längerer Einwirkung der Sonne auf entblößte Theile entsteht, und die Leberflecken von den Sommersprossen, obschon sie alle ihren Sitz in der untersten Schicht der Epidermis, dem Rete Malpighi haben. Wie die Sommersprossen gebildet werden, weiß man nicht genau, wenn auch gewiß ist, daß sie in einer abnormen Ablagerung von Pigment (in den Schweißcanälchen?) bestehen, welche nach Einigen dadurch bewirkt werden soll, daß die Sonnenstrahlen durch die nicht schnell genug zerfließenden Schweißtröpfchen wie durch ein convexes Glas in einem Brennpunkt vereinigt werden, wobei zugleich der Kohlenstoff halb gesäuert wird und dadurch eine dunkle Farbe erhält. Obgleich die Sommersprossen durchaus keinen Nachtheil auf die Gesundheit ausüben, so sind sie doch für das weibliche Geschlecht von jeher ein Gegenstand des Kummers, für den Arzt aber ein Stein des Anstoßes, für den Charlatan eine Goldgrube gewesen. Man empfahl Säuren, besonders Pflanzensäuren, verdünnt oder concentrirt, Spirituosa, Mandelmilch, Borax, Meerrettig, Sublimat, Kampfer, Schwefelauflösungen, Vesicatore u. dgl., ohne daß man damit Glück gemacht hätte, so willig sich auch die Patienten den oft schmerzhaften Operationen aussetzen. Alles beruht darauf bei der Cur, die nicht mehr schwitzende Hautstelle zu ihrer Function zurückzubringen, was man dadurch bewirkt, daß man des Nachts auf den Theilen irgend ein Pflaster, wie Schierling-, Galbanum-, Mercurial-, Assafoetidapflaster tragen läßt, sich hütet, mit feuchter Haut sich den Sonnenstrahlen auszusetzen, und diesen durch eine passende Kopfbedeckung den Zutritt wehrt.

Sömmering, Samuel Thomas von, wurde am 25. Januar 1755 zu Thorn geboren, studirte zu Göttingen, wo er am 7. April 1778 die Doctorwürde erhielt, nachdem er seine Dissertation „De basi encephali et originibus nervorum ex cranis egredientium Lib. V" (Gött. 1778, 4.) vertheidigt hatte. Nicht lange nachher wurde er Professor der Anatomie in Kassel, kam 1784 als solcher nach Mainz und ging später als Privatarzt nach Frankfurt a. M. und ward 1810 königlich bayerischer geheimer Rath und Mitglied

der Akademie der Wissenschaften zu München, wo er auch in den Adelstand erhoben ward. Er feierte 1828 sein 50jähriges Jubiläum zu Frankfurt, bei welcher Gelegenheit eine Denkmünze geschlagen und ein Capital niedergelegt ward, welches, zu 2000 Gulden angewachsen, von der Senkenberg'schen naturforschenden Gesellschaft zu einem Sömmering'schen Preis benutzt wird, der alle drei Jahre demjenigen Deutschen zuerkannt wird, welcher die Naturwissenschaften im weitesten Sinne des Worts in dieser Zeit am bedeutendsten gefördert hat. (Den ersten dieser Preise erhielt im J. 1837 am 7. April der Professor Ehrenberg zu Berlin.) S. starb den 2. März 1830. Er war einer der größten Anatomen seiner Zeit; erwarb sich bedeutende Verdienste durch Feststellung der anatomischen Terminologie, indem er passende deutsche Benennungen für die bisher gebräuchlichen lateinischen Ausdrücke schuf; begründete die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Körpers, indem er dieselbe wenigstens für die Knochen ausführte und suchte die pathologische Anatomie mit der normalen in Verbindung zu setzen, in seinem Hauptwerke: „Vom Bau des menschlichen Körpers, in 5 Theilen oder 6 Bänden", wovon die erste Ausgabe 1791—96, die zweite lateinische Ausgabe unter dem Titel „De corporis humani fabrica" (4 Bde., 1794—1800) zu Frankfurt a. M. erschien, welche gleichzeitig auch von G. Closslus ins Deutsche übersetzt ward. Von seinen übrigen gediegenen Schriften erwähnen wir hier noch: „Ueber die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer" (Frankf. 1785); „Von der Schädlichkeit der Schnürbrüste" (Lpz. 1793); „Ueber das Organ der Seele" (Königsb. 1796, 4.); „Abbildungen der menschlichen Sinnesorgane" (mit 38 Kpfrn., Frankf. 1801—9, Fol.). Mit Reißeisen gab er heraus: „Ueber die Structur, die Verrichtungen und den Gebrauch der Lungen. Zwei Preisschriften" (Berl. 1808); „Ueber die Ursachen, Erkenntniß und Behandlung der Nabelbrüche. Preisschrift" (Frankf. 1810).

Sommerseburg oder Sommerschenburg, ein Dorf im Regierungsbezirk Magdeburg der preußischen Provinz Sachsen, jetzt ein Majoratsgut der Familie Gneisenau, mit Schloß und den Ruinen eines alten Schlosses, war der Stammsitz der gleichnamigen Grafen, die 1088 die Pfalzgrafschaft Sachsen (s. d.) erwarben. Mit dem Aussterben des pfalzgräflich Sommerseburgischen Hauses im J. 1180 fiel die Grafschaft S. an den Bischof von Halberstadt, der sie an das Erzstift Magdeburg verkaufte, an welches später auch das Schloß, welches früher Heinrich der Löwe, dann Otto IV. von Braunschweig besessen hatte, fiel. Mit den Besitzungen des Erzstiftes kam auch das Gut S. an Brandenburg und Preußen. Nach dem Tilsiter Frieden wurde es dem Königreich Westfalen einverleibt und von Napoleon dem Grafen Savary geschenkt. Nach dem ersten Pariser Frieden wurde S. wieder preußisch, worauf es in den Besitz des Generals Gneisenau (s. d.) kam, dem der König gestattete, sich eine Domäne von 10,000 Thlr. jährlicher Einkünfte auszuwählen. Der General Gneisenau ist in der Gruft des Schlosses beigesetzt und sein Grabmal ziert seit 1841 seine Bildsäule.

Somnambulismus. Unter Somnambulismus versteht man nicht nur, was unmittelbar im Worte liegt, das Nachtwandeln, sondern man begreift darunter verschiedene mit dem Nachtwandeln verwandte Erscheinungen, in welchen sich ebenfalls ein Zustand darstellt, welcher eben so sehr dem Schlafe, als dem Wachen anzugehören scheint. Gleichbedeutend mit Somnambulismus ist im Allgemeinen: thierischer Magnetismus, und man bezeichnet jene Erscheinungen eines schlafwachen Zustandes auch mit diesem Ausdrucke, weil die meisten derselben aus einem organischen Einfluß zweier lebenden Individuen auf einander entstehen, welcher mit der Anziehungs- und Abstoßungskraft des Magneten Aehnlichkeit hat. — Wir wollen zunächst die wichtigsten Erscheinungen des Somnambulismus angeben. Vor Allem ist hervorzuheben der magnetische Rapport zwischen zwei Individuen, auf welchen die meisten Erscheinungen des Somnambulismus zu reduciren sind. Dieser wird besonders hervorgebracht durch Berührung und Streichen mit den Händen, durch welches der Magnetiseur den zu Magnetisirenden in einen magnetischen Schlaf versetzt. Die Weisen dieser magnetischen Behandlung sind verschieden; theils findet eine wirkliche Berührung statt, wo dann besonders die Hand eine Zeitlang auf dem

Kopfe, der Herzgrube, dem Nabel, dem Knie ruhen bleibt — welche Art der Magnetisirung die wirksamste sein soll — theils geschieht das Streichen auch aus einer geringen Ferne, und kann ferner durch die verschiedene Haltung der Hand verschieden modificirt werden. Diese Manipulation ist jedoch nicht die einzige Weise, wodurch ein magnetischer Schlaf bewirkt wird; in der Mondsucht ist der Mond von wesentlichem Einfluß, und ferner fallen auch Individuen ohne nachweislich äußeren Einfluß in einen magnetischen Schlaf, wo dieser dann meist offen als ein krankhafter Zustand hervortritt; jedoch auch in diesem Falle knüpft sich gewöhnlich bald ein magnetischer Rapport mit einem andern Individuum an. Endlich werden auch Beispiele erzählt, daß sich Einzelne nach Willkür in einen magnetischen Schlaf zu versetzen vermochten. — Obwohl nicht behauptet werden kann, daß es Menschen gäbe, welche schlechterdings dazu unfähig wären, irgend wie einen magnetischen Rapport mit Andern einzugehen, so sind doch nicht alle Menschen auf gleiche Weise dazu disponirt. Vor Allem bildet sich ein magnetischer Zustand leicht bei nervenschwachen Personen, und diese natürliche Anlage wird noch erhöht, wenn die Nervenschwäche zugleich in eine krankhafte Ueberreizung des sensiblen Lebens gesteigert ist. Hiermit hängt unmittelbar zusammen, daß besonders eine krankhafte Entwickelung des Gangliensystems zu einem somnambülen Rapport sich hinneigt, z. B. Hypochondrie, Hysterie, Stockung der Menstruation. Jedoch muß sogleich unterschieden werden zwischen der Fähigkeit, in einen magnetischen Schlaf zu fallen, oder überhaupt sich passiv magnetischen Einflüssen hinzugeben, und zwischen der Fähigkeit, einen magnetischen Einfluß auf Andere zu äußern, oder activ darin sich zu verhalten. Jene krankhafte Nervenentwickelung ist nun nothwendig, wie sie an sich schon ein Zustand des Leidens ist, mehr zu einer magnetischen Passivität disponirt, wogegen die Fähigkeit, sich activ in einem magnetischen Zusammenhange zu verhalten, mehr ein gesundes und kräftiges Nervenleben voraussetzt, also zugleich eine Harmonie des ganzen lebendigen Organismus, wiewohl auch hier wenigstens eine Reizbarkeit der sensiblen Organe, so zu sagen eine Offenheit derselben, hinzukommen zu müssen scheint, um eine kräftige magnetische Wirksamkeit ausüben zu können.

Schon aus dem Bemerkten ist es erklärlich, warum, wie die Erfahrung entschieden bestätigt, der weibliche Organismus sich bedeutend mehr zu einer somnambülen Passivität hinneigt, als der männliche; dies liegt eben darin, daß im weiblichen Organismus das Nervenleben viel mehr hervortritt und reizbarer ist, als im männlichen, und daß ferner das Weib viel eher einer krankhaften Entwickelung des Gangliensystems ausgesetzt ist. Vorzüglich ist daher das Weib während der Entwickelung seiner Mannbarkeit am meisten zu einem somnambülen Zustande qualificirt, während es in späteren Jahren, besonders aber in der Schwangerschaft, sich weniger dazu hinneigt. Dagegen stehen fast alle männlichen Somnambülen, welche eine historische Wichtigkeit bekommen haben, im Knabenalter. Außer dieser körperlichen Beschaffenheit scheint aber auch eine geistige Eigenthümlichkeit in dem magnetischen Rapporte von wesentlicher Bedeutung zu sein; jedoch vor Allem wohl nur darum, weil sich fast durchgängig an eine bestimmte körperliche Beschaffenheit auch eine geistige Eigenthümlichkeit anschließt. Allein selbst in einem krankhaften körperlichen Zustande hat doch der durch die Gewohnheit ausgebildete feste Charakter eine viel bedeutendere Gewalt über sich selbst, über seine Gemüthsstimmung und über den äußeren Einfluß, als der schwächliche Geist, welcher sich, ohne feste Willensbestimmtheit, jedem zufälligen Eindruck von außen und somit auch dem Trübsinne, welchen die körperliche Krankheit mit sich bringt, hinzugeben gewohnt ist. Damit ist der Geist auch fähig, gegen eine organische Passivität zu reagiren, eben so sehr aber auch, diese zu befördern. Zumal aber erscheint der magnetische Zustand wesentlich als ein psychischer, d. h. als ein solcher, welcher sich auf das innige Zusammenleben der Seele und des Körpers bezieht, und da kann denn natürlich die Seelenstimmung nicht ohne Bedeutung sein. Hier finden wir nun, daß derjenige Mensch sich vorzugsweise zu einem somnambülen Zustande hinneigt, dessen geistiges Leben mehr ein Seelenleben ist, d. h. dessen geistige Ausbildung weniger eine verständige Trennung zwischen Willensbestimmtheit und individueller Empfindung in sich schließt.

Wer in seinem Leben mehr den Verstand vorherrschen läßt, und mit festem Charakter und ernstem Willen bestimmte Zwecke durchzuführen sich bemüht, ist zugleich darauf bedacht, seine zufällige Neigung und individuelle Stimmung zurücktreten zu lassen; dadurch wird mit der Zeit die Empfindung, welche alles Einzelne, zufällig und in bunter Mannichfaltigkeit von außen an den Menschen Herantretende mit Lebendigkeit umfaßt, abgestumpft, und auch der Organismus bekommt dadurch eine Festigkeit und Härte, welche gewissen äußeren Einflüssen trotzt. Das vorherrschende Gefühl gibt sich dagegen mehr dem Einzelnen hin, ohne dies sogleich nach einem bestimmten Gesichtspunkte verständig aufzufassen und einem bestimmten Zwecke unterzuordnen, und diese Gewohnheit, die ganze zufällige Aeußerlichkeit mit zu durchleben und in sich zu empfinden, gibt auch nothwendig dem Organismus eine erhöhte Reizbarkeit. Auch von dieser Seite, sehen wir, ist das Weib seiner ganzen geistigen Beschaffenheit nach dem magnetischen Einflusse mehr ausgesetzt als der Mann. Die angegebenen allgemeinen Bedingungen reichen aber noch nicht immer hin, einen tiefen und energischen magnetischen Rapport zu bewirken, sondern hierzu wird zugleich ein ganz individuelles Entsprechen des Magnetiseurs und der Somnambüle erfordert, in welchem sich eine bestimmte Passivität des psychischen Lebens und eine bestimmte Activität zu einer unmittelbaren Einheit ergänzen.

Der Schlaf, mit welchem der somnambüle Zustand eigentlich beginnt, zeigt sich einmal als dem gewöhnlichen Schlafe in vieler Hinsicht entsprechend, aber auch von diesem wesentlich verschieden. Dieser Unterschied besteht vor Allem darin, daß die Somnambüle in ihrem Schlafe eine allseitige Beziehung auf den Magnetiseur, durch welchen sie in den Schlaf versetzt ist, zeigt, und mit diesem in den innigsten Zusammenhang und ein totales Abhängigkeitsverhältniß tritt. Die Somnambüle empfindet zunächst jede körperliche Affection des Magnetiseurs, also z. B. seinen Durst, und spricht sich darüber aus, daß dieser ihr eigenes Wohlsein störe; wenn sich der Magnetiseur körperlich verletzt, z. B. mit einer Nadel in die Hand sticht, so hat die Somnambüle eine ganz ähnliche Empfindung. Ebenso empfindet sie die ganze krankhafte Disposition des Magnetiseurs, und diese ist im Stande, bei der Somnambüle Krämpfe, Blutungen und ähnliche Zufälle zu bewirken. Ferner aber wird die Somnambüle auch von der Gemüthsstimmung des Magnetiseurs afficirt, fühlt sich unwohl und beengt bei seiner Traurigkeit, und wohl und frei bei seiner Heiterkeit; ja einzelne mehr momentane Vorstellungen, welche in das Bewußtsein des Magnetiseurs eintreten, und auf welche er lebendig seinen Geist richtet, gehen auch auf die Somnambüle über, und diese vermag also z. B. zu errathen, wenn der Magnetiseur an einen entfernten Freund denkt. Sogar geistige Fertigkeiten, welche der Magnetiseur durch viele Uebung erworben, pflanzen sich während des magnetischen Schlafes auf die Somnambüle fort; so wird erzählt, daß einige Somnambülen fertig und geläufig lateinisch, französisch, englisch gesprochen, obwohl sie im wachen Zustande wenig oder gar nichts von diesen Sprachen verstanden. Wie aber die Somnambüle in totaler Abhängigkeit von dem Magnetiseur erscheint, so ist sie auch verschiedenen äußeren Eindrücken viel mehr hingegeben, als der wache Mensch; so pflegen besonders die verschiedenen Metalle eine eigenthümliche Einwirkung auf den Organismus der Somnambüle auszuüben, theils einen wohlthuenden, theils einen widerwärtigen, welcher sich dann besonders durch Krämpfe, Ohnmachten u. s. w. kund gibt; jedoch war die Einwirkung derselben Metalle auf verschiedene Kranke verschieden. Auf ähnliche Weise wirkt auch die Gegenwart menschlicher Individuen auf die Somnambüle theils angenehm, theils unangenehm, theils erscheint sie auch gleichgiltig; und zwar werden Beispiele erzählt, daß durchaus fremde Personen sympathisch auf die Somnambüle einwirkten, während sie dagegen durch Freunde und Verwandte, mit welchen sie im wachen Zustande in der innigsten Sympathie lebte, in ihrem magnetischen Zustande widerlich afficirt wurde; dies geht so weit, daß weibliche Somnambülen die Gegenwart ihres Gatten im magnetischen Schlafe schlechterdings nicht zu ertragen vermochten, sondern dadurch in die furchtbarsten Krämpfe verfielen. Eine fernere merkwürdige Erscheinung, welche der magnetische Schlaf darbietet, ist das Fernsehen. Die Somnambüle nämlich vermag, besonders aufgefordert

durch den Magnetiseur, Gegenstände zu beschreiben, welche viele Meilen weit von ihr entfernt sind, und z. B. die Frage des Magnetiseurs richtig zu beantworten, was irgend eine entfernte Person in diesem Momente thue, wo sie sich befinde u. s. w. Daß dies ein Sehen anderer Art ist, wie das Sehen des wachen Menschen, leuchtet sogleich ein; schon bei weniger tiefen magnetischen Zuständen tritt auch die Fähigkeit ein, im Dunkeln von der Lage und der Veränderung der naheliegenden Gegenstände Rechenschaft geben zu können, besonders aber ist dies der Fall, wenn diese Gegenstände den Körper der Somnambüle unmittelbar berühren. So vermag sie einen Brief zu lesen, welcher ihr auf den Magen gelegt wird, aber ebenso können auch andere Theile des Körpers, besonders in einem tieferen magnetischen Schlafe, die Stelle der Augen vertreten. Zugleich beschreiben einige Somnambülen ihren eigenen Organismus auf das genauste, als wenn sie in sich selbst hineinzusehen vermöchten, und geben dann auch den Ursprung und den Sitz ihrer Krankheit nicht selten in der ärztlichen Kunstsprache an; ja fast in jeder magnetischen Behandlung kommt der Fall vor, daß die Somnambüle sich selbst Heilmittel verordnet, die fast durchgängig sich als zweckmäßig bewähren, und sehr häufig sind diese Selbstverordnungen in der besten medicinischen Form abgefaßt. Ebenso pflegen sie die Krisen und den Ausgang ihrer Krankheit vorauszusagen, und dies Ahnungsvermögen erstreckt sich bisweilen auch über sie hinaus, so daß sie besonders den Tod anderer kranker Personen ziemlich genau vorausangeben. Diese Vorahnung von dem Tode Anderer, worin sich die Somnambülen allerdings auch bisweilen täuschen, ist etwas Aehnliches als das sogenannte zweite Gesicht, welches sich besonders bei den Bewohnern der Insel Skie und andern westlichen Inseln Schottlands, auch auf dänischen Inseln findet. Endlich ist noch zu erwähnen, daß die Somnambülen häufig mit dem Geisterreiche in Verkehr zu treten behaupten. Manche erzählen von ihren Reisen, in welchen sie Erde und Himmel und alle Gestirne durchwandern; jedoch fällt dieser Bericht über die Beschaffenheit dieser Gestirne und ihrer Bewohner sehr verschieden aus. Zugleich treffen die Somnambülen auf diesen ihren Reisen mit den Geistern der Verstorbenen zusammen, behaupten auch wohl deren Gegenwart auf der Erde, und wollen von ihnen umgeben sein.

Wiewohl die Erscheinungen des Somnambulismus erst in neuerer Zeit ein wissenschaftliches Interesse gewonnen haben, so ist doch der thierische Magnetismus nicht etwa eine erst in neuerer Zeit hervorgetretene Kraft, sondern er hat sicherlich zu jeder Zeit seinen Einfluß und seine Wirkungen ausgeübt. So erscheinen, um nur Einiges anzuführen, die Zauberer und Priester einiger wilden Nationen als Autosomnambülen, welche sich selbst in einen magnetischen Schlaf zu versetzen vermögen, auch wohl durch wilde Tänze, rauschende Musik, betäubende Dämpfe dies zu bewerkstelligen suchen. Diese Zauberer gelten in ihrem schlafwachen Zustande, in welchem sie Mancherlei voraussagen, auch wohl gestohlne oder verlorne Sachen aufzufinden verstehen u. s. w., für göttlich inspirirt, und werden daher von vielen Völkern als der gegenwärtige Gott betrachtet und verehrt. Auch die Orakel scheinen zum Theil mit magnetischen Erscheinungen zusammen zu hängen, und von Besessenen und deren Heilung erzählt auch die christliche Geschichte; auch dem Herenglauben scheint etwas Factisches zu Grunde zu liegen, sollte dies auch nur darin bestehen, daß die Heren in einer ähnlichen Weise Reisen durch die Luft vollführt und Gemeinschaft mit den Geistern gehabt, als die Somnambülen neuerer Zeit. — Die Erscheinungen des Somnambulismus sind verschieden aufgefaßt. Einerseits hat man sie geradezu zu leugnen versucht, und Alles für freche Betrügerei und Selbsttäuschung erklärt; besonders aus dem Grunde, weil alle diese Erscheinungen mit den gewöhnlichen Vorstellungen gar nicht zusammenstimmen wollten. Von einer anderen Seite werden die wunderbaren Erscheinungen des Somnambulismus mit einer solchen bereitwilligen Gläubigkeit ergriffen, daß man das unbefangene Sichten und Denken ganz darüber vergißt; dann tritt das Bedürfniß, diese Erscheinungen auf eine vernünftige Weise zu erklären, zurück, ja sie werden als die Basis aller Erkenntniß genommen, und nun soll der schlafwache Zustand der Somnambülen uns Aufschlüsse geben über Gott und Unsterblichkeit, und ihrer göttlichen Begeisterung sollen sich alle Tie-

sen der Erkenntniß aufthun. — Von dieser Richtung sind besonders zu nennen: J. H. Jung, gen. Stilling, besonders in s. „Theorie der Geisterkunde" (Frankf. u. Leipz. 1808); J. H. v. Meyer, „Blätter für höhere Wahrheit mit besonderer Rücksicht auf Magnetismus" (Frankf. 1818); Kerner, „die Seherin von Prevorst" (Stuttg. u. Tüb. 1819); Eschenmayer in seinen spätern Schriften, u. A. Eine dritte Richtung dagegen sucht die Erscheinungen des Somnambulismus denkend zu begreifen, und ist eben so weit entfernt von einem gedankenlosen Glauben, als von einer falschen, der Sache Gewalt anthuenden Aufklärungssucht. Diese Tendenz, den thierischen Magnetismus speculativ und systematisch aufzufassen, hatte schon Mesmer (s. d.), obwohl er die Wichtigkeit der magnetischen Erscheinungen für die praktische Heilung viel zu hoch anschlug. Er versuchte besonders durch die Idee der Allfluth die magnetischen Erscheinungen zu erklären, bewegte sich aber noch viel in sinnlichen Bildern und phantastischen Vorstellungen; auch setzte er den magnetischen Zustand seiner Würde nach über das wache Bewußtsein. Speculativ weiter entwickelt ist die Theorie des Somnambulismus in neuester Zeit durch die Schelling'sche Philosophie, besonders durch Kieser („Archiv für thier. Magnetismus," in Verbindung mit Eschenmayer und Nasse herausgegeben. 12 Bde. — „System des Tellurismus oder thier. Magnetismus"). Endlich ist besonders hervorzuheben: „Theorie des Somnambulismus oder des thier. Magnetismus", von J. A. Wirth (Leipz. u. Stuttg. 1836) und Passeret „Ueber den Lebensmagnetismus und das Hellsehen" (Frankf. 1837).

Die Erklärung und das Begreifen der angegebenen magnetischen Erscheinungen wird nicht nur erschwert, sondern geradezu unmöglich gemacht, wenn man die gewöhnliche unklare Vorstellung von dem Geiste und Körper als zwei für sich bestehenden und äußerlich vereinigten Substanzen festhält; bei dieser Vorstellung ist aber nicht blos der Somnambulismus, sondern der ganze Verlauf des psychischen Lebens durchaus unbegreiflich. Ueberhaupt muß bemerkt werden, daß bei den meisten Menschen nur die Gewohnheit der Grund ist, warum sie sich z. B. über den Act des Sehens, Schmeckens u. s. w. nicht mehr wundern; an sich ist dieser alltägliche Act nicht mehr und nicht weniger wunderbar, als die ungewöhnlichen Erscheinungen des Somnambulismus, und das wirkliche Begreifen des alltäglichen Lebens wird zugleich auch das Begreifen jener Erscheinungen zur nothwendigen Folge haben. Denken wir uns die Seele als eine ihrem ganzen Wesen nach, und allseitig vom Körper verschiedene Substanz, so muß uns schon darum jede Empfindung der Seele zu einem unbegreiflichen Wunder werden, weil in der Empfindung eine Einheit der Seele und des Körperlichen gesetzt ist; wenn ich ein Ding außer mir sehe, so ist dies nicht etwa die blos organische Thätigkeit meines Auges, sondern es ist eine Thätigkeit der Seele und dieser Act wäre unmöglich, wenn nicht die Seele in ihrer einfachen Einheit mit sich zugleich den Unterschied des Materiellen und Aeußerlichen in sich enthielte, so daß sie nicht ein dem Körper gegenüberstehendes Etwas ist, sondern die positive Negation und Ueberwindung des körperlichen Auseinanderseins. Nur durch thätige und ununterbrochene Ueberwindung der festen Materiatur vermag die Seele zu empfinden, und die Empfindung ist weiter nichts, als dies thätige Herabsetzen der körperlichen Bestimmtheit zu einem Moment, als diese Reduktion der materiellen Gliederung auf die einfache Einheit der Seele. Fest zu halten ist ferner für die Erklärung des Somnambulismus, daß wir es hier mit einem krankhaften Zustande zu thun haben. Dies wollen Einige allerdings nicht anerkennen; jedoch kündigt sich sogleich dadurch der somnambüle Zustand als ein krankhafter an, daß er fast durchgängig in Begleitung von offenbarer Nervenzerrüttung erscheint, und sobald diese geheilt ist, verschwindet auch die Hinneigung zum magnetischen Schlafe. Ferner gehört aber eine freie Selbständigkeit zum Wesen des gesunden Organismus, in welcher er gegen äußere Eindrücke reagirt und ungestört seinen lebendigen Proceß durchläuft; die Somnambüle dagegen zeigt sich nicht nur in totaler Passivität von dem Magnetiseur, sondern ist auch dem Einflusse unorganischer Substanzen, von welchen der gesunde Organismus nicht merklich afficirt wird, nach allen Seiten hin ausgesetzt. Zugleich erscheint der somnambüle Zustand als eine psychische Krankheit; denn auch die Seele verliert ihre wesentliche Bestimmung,

nämlich sich ihrer selbst bewußt und frei zu sein, und verliert sich einerseits in der Beziehung auf ein anderes Individuum, und andrerseits in der Beziehung auf ihre eigne Körperlichkeit und die sie umgebende Natur. Ja, es muß behauptet werden, daß der magnetische Zustand in keinem Punkte über den Zustand der wachen Seele zu setzen ist, obwohl das Gegentheil hiervon von Vielen noch immer, und nicht ohne den Schein der Wahrheit behauptet wird. Besonders scheint der somnambüle Zustand durch die Aufhebung von Raum und Zeit vor dem wachen Leben etwas voraus zu haben; allein wenn sich auch die Erinnerung an das Vergangene bei den Somnambülen oft bis ins geringste Detail erstreckt, so ist ihr Sinn doch immer nur auf dies Einzelne geheftet, und sobald zu einem Anderen übergegangen wird, ist das Erste vergessen; bei dem Erwachen haben die Somnambülen fast nie ein Gedächtniß von ihren somnambülen Empfindungen. Ebenso bezieht sich das Fernsehen auch immer nur auf einen einzelnen Gegenstand, und so lange dieser der Empfindung der Somnambülen gegenwärtig ist, ist alles Andere ihnen fern und unsichtbar. Vor Allem aber ist nicht daran zu denken, daß die Aussprüche der Somnambülen die Erkenntniß der religiösen oder wissenschaftlichen Wahrheit weiter bringen sollten; dies ist die Sache des freien und denkenden Geistes und nicht die Sache der in die äußerliche Objectivität versenkten bewußtlosen Seele. — Wenn im wachen Leben das Cerebralsystem der Mittelpunkt des organischen Processes ist, in welchem sich der ganze Organismus concentrirt, so ist dagegen in dem somnambülen Zustande das Gangliensystem das Centrum der organischen Thätigkeit, und eben darum spielen Magen und Herz in dem magnetischen Schlafe eine große Rolle. Diese Herabsetzung des Cerebralcentrums zu einem untergeordneten Momente findet nun allerdings zum Theil schon in dem gesunden Schlafe Statt, und eben darum verschwindet auch in ihm das Selbstbewußtsein; allein bei der Somnambüle befindet sich das Gangliensystem, wie der ganze sensible Organismus, in einer mehr oder weniger bedeutenden Zerrüttung. Dadurch ist die ruhige Abgeschlossenheit, in welcher der Körper sich im gesunden Schlafe befindet, aufgehoben, und das in sich zerstörte Nervenleben sucht in einem äußeren Object und in einem fremden Organismus die ihm selbst fehlende Einheit. Diese Ergänzung findet der kranke Organismus der Somnambüle in dem gesunden des Magnetiseurs. Wenn nun schon in der gewöhnlichen Empfindung die Seele in ihrer Einheit mit sich zugleich außer sich selbst ist, so hat die Somnambüle jene Einheit nicht in sich, sondern in einem Anderen; und dadurch entwickelt sich eine totale Abhängigkeit, welche mit dem organischen und psychischen Zustande des Kindes im Mutterleibe Aehnlichkeit hat. Also der magnetische Rapport ist nie blos geistig, auch nicht blos körperlich, sondern wesentlich psychisch. Wie daher die Somnambüle die Veränderungen und Bewegungen im Organismus des Magnetiseurs als ihre eigenen fühlt, so können auch nur dadurch die Vorstellungen des Magnetiseurs auf die Somnambüle übergehen, daß diese Vorstellungen ihren entsprechenden Abdruck im körperlichen Organismus haben; und wie wir fast durchgängig bei einer Seelenangst auch im Körper eine Beklemmung fühlen, und wie schon der Gedanke an ekelhafte Dinge körperliches Erbrechen erregen kann, so wird auch ein bestimmter geistiger Charakter, eine bestimmte Vorstellungsweise u. s. w. den ganzen Organismus bis ins Einzelnste hin auf eine ganz bestimmte Weise gestalten. Das erwähnte Fernsehen ist sicherlich sehr häufig nur aus dem Rapport mit dem Magnetiseur zu erklären, durch welchen die Somnambüle das Bild, welches jener z. B. von einem Freunde sich lebhaft vergegenwärtigt, in sich selbst empfindet und beschreibt. Jedoch beschreiben die Somnambülen allerdings auch Gegenstände, welche dem Magnetiseur durchaus unbekannt sind, und lesen im Dunkeln mit geschlossenen Augen einen Brief, ohne daß der Magnetiseur diesen mit zu lesen nöthig hätte. Dies ist jedoch nicht ein eigentliches Fernsehen, sondern vielmehr ein Fernempfinden, und geschieht nicht durch die Vermittelung des Lichtes und der Augen, sondern es bildet sich ein Allsinn, welcher über den ganzen Organismus verbreitet ist und besonders in den Ganglien seine höchste Schärfe und Lebendigkeit hat. Zur Einsicht in dies Fernempfinden müssen wir vor Allem daran denken, daß die ganze Natur belebt ist und alles Einzelne in allseitiger Beziehung zu einander steht. Wenn nun der

gesunde Organismus von der ihn umgebenden Natur nicht merklich afficirt wird, so ist die Sommambüle ganz und gar der Aeußerlichkeit hingegeben, so daß sie bis auf eine, sicherlich doch immer beschränkte, Entfernung alles Andere in sich selbst empfindet. Daß aus diesem objectiven Zusammenleben sich ein bestimmter Gegenstand heraushebt, ist aber einzig und allein Folge des magnetischen Rapports. An diesen Allsinn knüpft sich zugleich das vorzugsweise lebhafte Gefühl des eignen Organismus, die sichere Empfindung des kranken Theiles, und daran ferner eine Hinneigung zu irgend einer unorganischen Substanz, welche durch diese Sympathie als Heilmittel herausgefunden wird. Die Einkleidung dieser natürlichen Heilkunde in eine wissenschaftliche Form ist aber wieder dem Einflusse des Magnetiseurs zuzuschreiben, und überhaupt ist dessen ärztliches System, dessen Ansicht von der Krankheit der Somnambülen u. s. w. auf die Selbstverordnungen von so bedeutendem Einfluß, daß diese oft weiter nichts als der Reflex der Vorstellungen des Arztes sind; eine Täuschung der Somnambülen u. s. w. ist daher eben so sehr möglich als eine Täuschung des Arztes. Auch die Vorahnungen der Somnambülen sind oft weiter nichts als die Vorstellungen des Arztes, oder ihre eigenen im wachen Zustande ausgedachten Conjecturen. Noch mehr aber spricht sich die subjective Vorstellungsweise der Somnambülen in ihrem Verkehr mit der Geisterwelt aus. Daß wir es hier mit Phantasiebildern zu thun haben, ähnlich denen, welche uns der gewöhnliche Schlaf schon vorführt, dringt sich jedem Unbefangenen schon dadurch auf, daß die Geister auf eine so rohe, sinnliche Weise beschrieben werden, und daß von verschiedenen Somnambülen ihre Gestaltung und Erscheinung so ganz verschieden angegeben wird. Was das Besessensein anbetrifft, so steigert sich hierin der somnambüle Zustand zur totalen psychischen Zerrüttung und zum momentanen Wahnsinn. Denn nun sieht die Somnambüle nicht blos das Bild ihrer eigenen Vorstellung für einen wirklich außer ihr existirenden Gegenstand an, sondern sie verliert sich selbst in dieses Produkt ihrer Phantasie, so daß sie nicht blos ein Anderes fühlt und in diesem Andern lebt und webt, sondern sich selbst als eine durchaus andere Individualität empfindet.

Somnus, der Gott des Schlafs, bei den Griechen Hypnos, ist, nach Hesiod, wie der Tod, Thanatos, ein Sohn der Nacht. Schon Homer personificirt ihn als Gott; er läßt die Juno zu ihm nach Lemnos kommen, und ihn bitten, daß er den Jupiter einschläfern möchte, worein er nach dem Versprechen, die Grazie Pasithea zur Gemahlin zu erhalten, willigt (Il. 14, 230 ff.). Bildende Künstler und Dichter haben diesen Mythus sehr schön ausgeschmückt. Vergl. darüber Lessing's Abhandlung: wie die Alten den Tod abgebildet haben. Erstere stellen ihn gewöhnlich als Jüngling dar, der Mohnköpfe trägt oder neben sich hat, oder aus einem Horne die Träume schüttet. Auf dem Kasten des Kypselus schlief er als Knabe, neben dem Tode, im Schooße seiner Mutter, der Nacht. Einschläfern lassen ihn die Dichter bald dadurch, daß er die Augen mit dem Wasser aus dem Lethe besprengt, bald durch das sanfte Wehen seiner Flügel. Sehr schön ist Ovid's Dichtung (Metam. 11, 633 ff.), der diese drei Söhne von ihm namhaft macht: den Morpheus, der die Menschen, Icelus oder Phobator, der die Thiere, und Phantasus, der leblose Dinge im Traume nachbildet.

Sonate (ital. sonata, Klangstück) ist eine Art von Instrumentalmusik, die blos durch die Töne des Instruments eine Stimmung oder verschiedene Stimmungen des Geistes als ein sich zu einem Ganzen Abschließendes zur Erscheinung bringt. Sie macht den rein lyrischen Theil der Musik aus. So wie der lyrische Dichter seine Freuden, seine Schmerzen in Worte kleidet, so bringt der Sonatencomponist die Bewegungen des Geistes, die ihm als Individuum eigen sind, durch die Sonate zur Erscheinung. Am schönsten zeigen das die Sonaten von Beethoven. Es versteht sich von selbst, daß hier in technischer Hinsicht weiter keine Regeln und Beschränkungen gelten können, als welche die Musik überhaupt hat. Man hat also Sonaten für die verschiedensten Instrumente und in den verschiedensten Modificationen, doch jetzt fast ausschließlich für das Fortepiano, theils für dasselbe allein, theils mit Begleitung anderer Instrumente (Flöte, Violine, Violoncello u. s. w.), in welchem letztern Falle man sie auch Trio's nennt. Die Erstern sind musikalische Mono-

loge, die Letztern Dialoge, wo die begleitenden Instrumente die Entwickelung von Gefühlen und Empfindungen, die das Hauptinstrument zu geben hat, fördern und vermitteln. So können Duetts, Terzetts, Quartetts u. s. w. als musikalisch-lyrische Gespräche den Charakter der Sonate haben. Man hat von den frühern Sonaten für dieselben einförmige Bestimmungen gemacht. Sie sollte mäßig bewegt anfangen, in ein Andante oder Adagio übergehen und mit einem Trio, Rondo oder Presto schließen. Auch Variationen sollten in der Mitte gestattet sein. Doch fallen solche Bestimmungen als der Sonate Unwesentliches und Aeußerliches von selbst weg. Die in technischer Hinsicht leichtern Sonaten hat man als für den Anfänger zur Uebung von den Sonaten für fertige Spieler unterschieden. Die leichtern und kleinern nennt man gewöhnlich Sonatinen. Die meisterhaftesten Sonaten für das Pianoforte sind von Bach, Haydn, Mozart, Beethoven; ferner von Clementi, Cramer, Dussek, Field; unter den Neuern zeichnen sich die Sonaten von Hummel, K. M. v. Weber, Moscheles, Kalkbrenner, Mendelssohn-Bartholdy, Schumann aus.

Soncinaten ist der Name einer jüd. Druckerfamilie, welche aus Deutschland stammte, aber nach Soncino übersiedelte, woher auch jener Name. Von ihren Mitgliedern, die von 1484 bis gegen 1548 thätig waren, ist das berühmteste Gerschom Ben Moses, der bis zu seinem im J. 1534 erfolgten Tode 50 Jahre in Soncino, Brescia, Fano, Pesaro und Rimini, und zuletzt, von Neid und Ungemach verfolgt, in Konstantinopel druckte, und dessen Drucke zu den geschätzten Incunabeln gehören.

Sonde (Specillum) nennt man ein chirurgisches Instrument, womit man die Tiefe und Länge der Wunden, Geschwüre und anderer Höhlen untersucht, oder die Gegenwart fremder Körper in denselben erforscht. Die Sonden werden gewöhnlich aus Stahl oder Silber, seltener aus Gold, Platina, Neusilber, Fischbein, Schildpatt, elastischem Harz, Darmsaite u. s. w. verfertigt und stellen meist Stäbchen von verschiedener Länge und Dicke dar, welche mit einem breiteren Griffe, an ihrer Spitze mit einem Knöpfchen oder einem Oehr versehen sind, haben aber auch, wie z. B. die Sonden zur Untersuchung der Urinblase, besondere Formen. Die Hohlsonde (Specillum sulcatum) hat ihrer ganzen Länge nach eine Furche und wird besonders zur Erweiterung von Wunden gebraucht, indem man sie, die Furche nach oben gekehrt, unter der Haut hinschiebt, das Messer mit dem Rücken in die Furche einsetzt und so für dieses beim Schnitt eine feste Bahn und Stütze hat. — Bei den Schiffern ist Sonde gleichbedeutend mit Senkblei (s. d.).

Sonderburg, eine Stadt im Herzogthum Schleswig, auf der Insel Alsen gelegen, hat 3400 Einw., ein Schloß und einen Hafen. Nach ihr sind die beiden Nebenlinien der königlichen Hauptlinie des Schlosses Holstein (s. d.) benannt.

Sondershausen, die Hauptstadt und Residenz des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen, an der Wipper, der Sitz der obersten Regierungsbehörden, zählt 5000 Einw., und ein Gymnasium. Das fürstliche Schloß, mit einer Antiquitäten- und Naturaliensammlung, ist ein sehr ansehnliches Gebäude. Bei dem Schlosse liegt der Vergnügungsort Loh mit hübschen Anlagen und in der Nähe von Sondershausen das fürstliche Jagdschloß Zum Possen.

Sonett ist ein lyrisches Gedicht von folgender Form: die 14 Zeilen, aus denen es immer bestehen muß, trennen sich in 2 Hauptabschnitte, zu 8 und zu 6 Zeilen, jene bilden 2 vierzeilige Strophen (Quadernarien, quadrains), diese 2 dreizeilige (Terzinen, Terzette). Der Reim dieser Zeilen, der zu den schwierigern gehört, gestattet verschiedene Gestaltungen. Gewöhnlich sind in den ersten 8 Zeilen 2 Reimer, und es reimen sich die 1. 4. 5. und 8. und eben so die 2. 3. 6. und 7. Zeile unter sich. Dies ist der geschlossene Reim (rima chiusa). Seltener folgen die Reime in den ersten 8 Zeilen abwechselnd auf einander (rima alternata). Zuweilen haben die 4 ersten Zeilen den geschlossenen, die 4 folgenden den Wechselreim. In den 6 letzten Zeilen reimen sich entweder 3mal 2 aufeinander oder 2 mal 3, mit mannichfachen Stellungen. Das erste ist der Kettenreim (rima incatenata), das zweite der Gedrittreim (rima alterzetta). Der Vers ist gewöhnlich der fünffüßige Jambus, doch giebt es auch hierin viele Abweichungen. So hat das Anakreon-

tische S. achtsylbige Verse. Sonettenkränze sind Reihen mehrerer S., welche durch gleiche Reime verschlungen sind. Mit Unrecht gibt man dem S. provençalischen Ursprung; denn das bei ihnen vorkommende son, sonet, bedeutet nur Lied, Liedweise überhaupt. Erst in Italien erhielt es seine jetzige Gestalt; der erste Sonettendichter ist Guido von Arezzo, gest. 1295. In Italien ist das S., das durch Petrarca seine höchste Vollendung erhielt, auch am häufigsten und einheimischsten. Im 16. Jahrh. wurde es in Frankreich eingeführt, aber bald zum leeren Wort- und Witzspiel; um dieselbe Zeit auch in Spanien, wo J. Boscan, Garcilaco de la Vega und L. de Ulloa mit Auszeichnung zu nennen sind, so wie in England, wo es auch im 16. Jahrhd. bekannt wurde, H. Howard Graf Surrey († 1547). In Deutschland haben zuerst Opitz, Weckherlin und Flemming S. gemacht, meist in Alexandrinern. Die geistlose Behandlung brachte es hier aber in Verruf und in Vergessenheit, bis es Bürger wieder erneuerte, worauf wir an Tieck, Novalis, Rückert, Schlegel, Goethe, Graf von Platen, Stägemann ausgezeichnete Sonettendichter erhalten haben. Der Reim ist nicht das Schwierigste bei dieser Dichtungsart. Weit schwerer ist die richtige Gestaltung des Gedankens in Bild und Gegenbild, die Erhebung desselben bei jedem neuen Reime, und die vollkommene Abrundung und Abschließung am Ende; sonst wird es ein leeres Wortgeklingel und das Wort erhält seine eigentliche Bedeutung wieder.

Sonne heißt der große Himmelskörper, welcher die Mitglieder unseres Sonnensystems durch seine Anziehungskraft in ihren Bahnen erhält, und durch seine Lichtfülle erwärmt und erleuchtet. Bei vielen Völkern des Alterthums wurde sie göttlich verehrt, und die Entwickelung der verschiedenen Gestalten des Sonnencultus gehört zu den schwersten Aufgaben der wissenschaftlichen Mythologie. Hier soll sie betrachtet werden nach ihrer Entfernung, Größe, Bewegung und physischen Beschaffenheit. 1) Die Entfernung der Sonne von der Erde, oder was dasselbe ist, der Halbmesser der Erdbahn, wurde durch die parallaktischen Beobachtungen der neuern Astronomen (s. Sonnenparallaxe) zu 20,662,545 Meilen gefunden. Indeß ist die Entfernung der Sonne von der Erde nicht zu jeder Zeit gleich. 2) Die Größe. In neuerer Zeit hat man folgende wahre Verhältnisse gezeigt: ihr Durchmesser enthält 109.25 Erddurchmesser, also 187,880 Meilen, ihr Aequator über 600,000 Meilen, ihre Oberfläche 116,000 Millionen QM., und ihr Volumen 3700 Billionen Kubikmeilen; eine ungeheure Kugel, die, wenn man sie sich hohl denkt, die Bahn des Erdmondes im fast doppelten Abstande desselben von der Erde in sich einschließen könnte. Ihr scheinbarer Durchmesser von der Erde ist = 32′ 35″ und 31′ 30″ (s. Sonnenferne). 3) Die Bewegung der S. kennt man (so fern die jährliche im Thierkreise seit Copernikus nur als scheinbar erkannt worden ist) bis jetzt mit Gewißheit als eine einfache, als Bewegung um ihre Axe; indeß folgt aus der Theorie noch eine doppelte Bewegung, obschon der experimentelle Beweis noch fehlt. Nämlich wie die Sonne die Planeten in ihren Bahnen bewegt, so veranlassen diese durch ihre Attraction eine Bewegung des Mittelpunktes der Sonne. Sodann muß die Sonne eine fortschreitende Bewegung im Weltenraume haben, was schon die Rotation voraussetzt. Herschel d. ä. glaubte eine solche gegen das westliche Knie des Herkules hin bemerkt zu haben. In der neuesten Zeit hat der Astronom Mädler in Dorpat dieser Vermuthung eine noch größere Wahrscheinlichkeit gegeben. Er bezeichnet die Plejaden als Centralgruppe des gesammten Fixsternsystems und die Alkyone als denjenigen einzelnen Stern, der unter allen übrigen die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat, die wahre Centralsonne zu sein, während man früher den Sirius dafür angenommen hatte. Jene Centralsonne ist von der Erde 34 Millionen Sonnenweiten oder 714 Billionen Meilen entfernt. Der Lichtstrahl braucht 537 Jahre, um diesen Raum zu durchfliegen. Unsere Sonne umkreist die Centralsonne in 18,200,000 Jahren. Ganz gewiß dagegen ist die Axendrehung der S. Man bemerkt durch gute Fernröhre auf der Sonnenscheibe dunkle Flecken; diese erscheinen zuerst am östlichen Rande, rücken von da nach Westen, anfangs langsamer, gegen die Mitte zu schneller, bis sie auf der Mitte selbst die größte Schnelligkeit erlangt haben, die bis zu dem westlichen Rande, in dem sie ver-

schwinden, wieder abnimmt. Die Periode vom ersten Erscheinen bis zum anderen an derselben Stelle beträgt nahe 27 Tage. Da aber die Erde in derselben Richtung der Sonnen-Rotation mittlerweile im Himmelsraume fortgerückt ist, so wird die Bewegung jener Flecke, also auch die Rotation der S., scheinbar verzögert, und man muß den Betrag des Bogen-Stücks der Erdbahn von 27 Tagen abziehen, um die Rotation zu erhalten. Diese ist zu 25 Tagen und nahe 3 Stunden gefunden. Indeß ist diese Angabe noch lange nicht mit erforderlicher Genauigkeit gewiß. — Aus der Richtung der Bahn, welche jene Flecken beschreiben, hat man die Länge des aufsteigenden Knotens des Sonnenäquators mit der Ekliptik = 258° und die Neigung dieser beiden Ebenen zu etwas mehr als 8° bestimmt, wodurch die Lage des Sonnenäquators im Universum angegeben ist. 4) Auch über die physische Beschaffenheit der S. geben diese Flecken einigen Aufschluß. Man glaubte sonst diesen Himmelskörper mit einem Feuermeer umflossen; allein neuere Forschungen haben dargethan, daß die S. ein dunkeler Körper ist, aber mit einer Lichthülle (Photosphäre) umgeben, die sich in einer auf 500 Meilen weit geschätzten Höhe über derselben erhebt. Diese Lichthülle ist von wechselnder Dichtigkeit, an den als Sonnenflecken erscheinenden Stellen aber unterbrochen, so daß man hier den Sonnenkörper selbst erblickt, und zwischen ihr und dem Sonnenkörper scheint noch eine ebenfalls veränderliche, aber verdüsternde Sonnenatmosphäre, ähnlich unserm Wolkenhimmel, sich zu befinden, welche das auf den Sonnenkörper von der Lichthülle fallende Licht ebenso mäßigen dürfte, wie der bewölkte Himmel auf der Erde den Glanz der S. Die Oeffnungen in dieser Lichtsphäre, die uns als dunklere Flecken in derselben erscheinen, sind oft mehrere 1000 Meilen breit, und in manchen Jahren häufiger, in andern selten; einige sieht man auf der Sonnenscheibe erst entstehen und bald wieder verschwinden. An dem Rande erscheinen sie als wirkliche Ausschnitte. Das Gegentheil der Sonnenflecke sind die Anhäufungen der glänzenden Lichtwolken, die uns als besonders brennende Stellen erscheinen und die man daher Sonnenfackeln genannt hat. Am Rande erscheinen sie als wirkliche Erhöhungen. Man vermuthet, daß die Lichtatmosphäre der S. bis zu einer Höhe von 600 Meilen reicht, daß aber die untern Schichten, weniger leuchtend, den Sonnenbewohnern vielleicht als Mantel gegen den blendenden Glanz des obern Lichtes dienen. Daß die Sonnenflecken gern an demselben Orte wieder entstehen, hat man den Sonnengebirgen zugeschrieben, welche ihrer Höhe wegen bei der geringsten Veränderung in der Atmosphäre den strahlenden Wolkenschleier zerreißen und als dunkele Stellen durch denselben hervorragen. Man schätzt diese Sonnengebirge über 100 Meilen hoch. Uebrigens hat die Sonnenscheibe in einem guten Fernrohr ein hellmarmorirtes, streifiges, flockiges Ansehen, unsern Lämmerwolken nicht unähnlich. Von welcher großen Kraft übrigens das Licht der S. im Vergleich zu andern leuchtenden Körpern, z. B. dem Lichte des Vollmondes ist, zeigen die Berechnungen der Naturforscher. Die Lichtfülle der Sonne zu der des Mondes z. B. verhält sich wie 374,000 : 1. — Ueber die Masse der S., ihre Attractionskraft und die Gesetze der Schwere auf ihrer Oberfläche s. den Art. Sonnensystem.

Sonnenberg, Franz Ant. Jos. Ignaz Maria, Freiherr von, geb. zu Münster am 5. Sept. 1779, deutscher Dichter, für den wir aber fast nichts als das innigste Mitleid haben können. Auch die Bewunderung, die er uns zuweilen abnöthigt, erliegt dem Gedanken an das unglückselige Verhängniß, das über ihm waltete. S. unterlag dem Genie, und zwar einem so entschiedenen Genie, das ihn zu der höchsten Stufe auf der Leiter der deutschen Dichter zu berufen schien, das sich aber in ihm nur als das unzähmbar aufflammende, verzehrende Feuer gezeigt hat, welches ihn selbst dahinraffte. Sein menschlicher Theil war zu schwach, um den Götterbrand, der in seinem Geiste loderte, auszuhalten. Vielleicht hätte eine vernünftig berechnete Erziehung, die Einführung in bestimmte Geschäftskreise, seinen Geist in wohlthätigen Schranken halten können; dies scheint aber nicht der Fall gewesen zu sein. Sein Epos: „das Weltende" (Bd. 1, Wien 1801), zu dem er schon auf dem Gymnasium in Münster, durch Klopstock's Messiade veranlaßt, den Plan entwarf, vereinigt alle Fehler einer schwülstigen, unnatürlichen Diction und einer

wilden Phantasie, und reicht hin, um den unglücklichen Dichter zu charakterisiren, den man wohl schon damals für verloren halten mußte. Nachdem er einige Reisen durch die Schweiz und Deutschland gemacht, widmete er sich eine Zeitlang, wohl gegen seine Neigung, der Rechtswissenschaft und lebte abwechselnd in Drakendorf bei Jena und in Jena. Hier arbeitete er an einem zweiten Epos: „Donatoa", einem Gemälde des Unterganges der Welt, da er die Fortsetzung des ersten aufgegeben hatte. Die furchtbare geistige Anstrengung, die er demselben mit Aufopferung von Schlaf, Speise und Zerstreuung widmete, griff seine Nerven so gewaltig an, daß er am 22. Nov. 1805 in Jena durch einen Sturz aus dem Fenster selbst sein Leben endete. Gruber gab nach S.'s Tode den Donatoa mit einer Lebensbeschreibung des Dichters (Halle 1806, 2 Bde.) und dessen übrige Gedichte (Rudolstadt 1809) heraus.

Sonnencyklus — Sonnenzirkel, s. Cyklus.

Sonnenfels, Jos. Reichsfreiherr v., Schriftsteller und österreichischer Staatsbeamter, geb. zu Nikolsburg in Mähren 1733, ist zwar keine so glänzende Erscheinung, die Meteoren gleich aufzutauchen pflegt, hat aber sehr viel Gutes gewirkt, obwohl er jetzt fast vergessen scheint. Er ward von den Piaristen in seiner Vaterstadt erzogen, ward im 16. Jahre Soldat, und erwarb sich viel Kenntnisse in den lebenden Sprachen. 5 Jahre darauf widmete er sich in Wien der Rechtswissenschaft, und erhielt 1763 eine Professur der Staatswissenschaften an der dortigen Universität. Schon vorher war er als Schriftsteller aufgetreten, und zeigte sich auch jetzt als eifrigen Vertheidiger von Denkfreiheit und von ehrenwerthen Bestrebungen jeder Art. So bewirkte er unter andern, daß in den östr. Staaten die Folter abgeschafft wurde. Trotz der Anfeindungen, die er als freimüthiger Mann erleiden mußte, wurde er 1779 zum wirklichen Hofrath bei der geheimen böhm. und östr. Hofkanzlei und zum Beisitzer der Studienhofcommission ernannt und 1797 in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Er starb am 26. Apr. 1817. Seine Schriften, die gesammelt erschienen (Wien 1783—87, 10 Bde.), sind höchst mannigfaltiger Art, und zeigen von der gründlichsten Einsicht in praktische und theoretische Rechtswissenschaft, in Aesthetik und in allgemeine Lebensverhältnisse überhaupt, und zugleich von den redlichsten Absichten für wahres Menschenwohl, und diese Absichten sind vielfach durch einen glücklichen Erfolg belohnt worden.

Sonnenferne und **Sonnennähe** oder Aphelium und Perihelium heißen bei Planeten und Kometen diejenigen Punkte in ihrer elliptischen Bahn, wo sie der Sonne am fernsten oder am nächsten sind. Beide Punkte werden auch die Apsiden genannt, und die durch beide gelegte gerade Linie, mithin die große Axe, die Apsidenlinie. Es leuchtet ein, daß diese von der Excentricität der Bahn abhängig sein müsse, gering daher bei den nahe kreisförmigen Bahnen der Venus und Erde, beträchtlicher schon bei Mercur, der in der S.-Ferne 9,752,000 Meilen, in der S.-Nähe dagegen nur deren 7,413,000 von der Sonne entfernt ist, mehr noch bei den stark excentrischen Asteroiden, namentlich Pallas und Juno, und außerordentlich groß bei den Kometenbahnen. Der Halley'sche Komet ist im Perihelium nur 0.586 Halbmesser der Erdbahn von der S. entfernt, d. h. ungefähr halb soweit als die Erde von der Sonne, im Aphelium dagegen 35.4; ja, der große Komet von 1680 kommt in seiner S.-Nähe der Oberfläche der Sonne mit seinem Centrum auf 34,360 Meilen nahe (näher also als der Mond der Erde), entfernt sich dagegen von ihr über 17,590 Millionen Meilen. Diese bald größere bald geringere Entfernung hat noch folgende Einflüsse: Mit der Annäherung zur Sonne muß (nach Kepler's 2. Gesetze) die Schnelligkeit der Bewegung zunehmen, mit der Entfernung von ihr dagegen in gleichem Verhältnisse abnehmen. Ferner muß nach dem Gesetz der Perspective der scheinbare Durchmesser der Sonne bei der Annäherung des Planeten und Kometen wachsen, im entgegengesetzten Falle sich verringern. Die Apsidenlinie theilt mithin die Bahnen in zwei gleiche und ähnliche Hälften, welche in gleichen Zeiten durchlaufen werden, aber so, daß die sogenannte Winkelgeschwindigkeit mit dem scheinbaren S.-Durchmesser zu- und abnimmt. Auf die Erde angewandt, findet man im Perihelium die tägliche Bewegung = 1° 1′ 10.3″

Digitized by Google

und den größten scheinbaren S. Durchmesser = 32′ 35.66″, im Aphelium dagegen die tägliche Bewegung = 57′ 11.4″ mit dem scheinb. S. Durchm. = 31′ 30.93″. Da nun die Apsidenlinie durch die Solstitialpunkte geht, das Perihelium aber zwischen dem Herbst- und Frühlingspunkte liegt, so folgt, daß der astronomische Herbst und Winter kürzer sein müssen, als der astronom. Frühling und Sommer. Die Differenz beträgt etwas mehr als 7 Tage. Bedeutender sind die gleichnamigen Erscheinungen bei Himmelskörpern, die in stark excentrischen Bahnen sich bewegen. Bei dem vorhin erwähnten Kometen von 1680 betrug im Perihelium die Winkelgeschwindigkeit in einer Stunde 118.3^0 und die Sonne erschien unter einem Winkel von 94^0, im Aphelium dagegen bedarf der Komet 1840 Tage, um 1 Secunde vorwärts zu rücken, und die Sonne erscheint ihm unter einem Winkel von 2 Secunden. Im Perihelium durchläuft er dem zufolge 73.58 Meilen in einer Secunde, im Aphelium nur 12$^1/_5$ par. Fuß. Auf Licht und Wärme hat bei Bahnen von geringer Excentricität die verschiedene Entfernung von der Sonne wenig bemerkbaren Einfluß, wie dies namentlich die Erde beweist, entschieden aber bei den Kometen. Bei dem zuletzt genannten z. B. bedeckte die Sonne den Kometen im Perihelium mehr als den vierten Theil des Himmels, wogegen sie im Aphelium nur halb so groß erscheint, als uns Mercur in der Erdferne, sie selbst mithin nur als ein beträchtlicher Fixstern gesehen werden kann.

Sonnenfinsternisse entstehen, wie schon dem Alterthume bekannt war (Plin. N. H. II, 7), durch den Mond, der sich zwischen die Erde und Sonne stellt. Die Beweise liegen darin, daß eine S.-Finsterniß überhaupt nur zur Zeit des Neumondes vorkommt, die von Abend nach Morgen von der Sonne vorüberrückende dunkele Scheibe sich mit der Geschwindigkeit bewegt, welche dem Ueberschusse der scheinbaren Geschwindigkeit des Mondes über die der Sonne gleich ist, und endlich das Centrum der bedeckenden Scheibe stets mit dem Mittelpunkte des Mondes zusammentrifft, wie ihn die Berechnung bestimmt. Die Sonnenfinsterniß ist sonach eigentlich eine Sonnenbedeckung, wie der Mond häufig auch andere Sterne bedeckt, und als compacter Körper die Lichtstrahlen hindert, bis zur Erde zu gelangen. Läge nun die Mondsbahn genau in der Ebene der Ekliptik, so würden wir, wie die Jupitersbewohner, bei jeder Conjunction des Mondes mit der Sonne eine Sonnenfinsterniß haben. Da aber dieselbe gegen die Erdbahn um 5^0 8.78″ geneigt ist, so stellt sich der Mond nur in den Punkten, wo seine Bahn die Ekliptik schneidet (d. h. in den Knoten) möglicherweise gerade zwischen Erde und Sonne, woraus für die Sonnenfinsterniß folgt, daß sie nur möglich ist, wenn der Mond gerade in einem der Knoten mit der Sonne zusammentrifft, oder sich doch nahe bei einem derselben befindet. In jedem anderen Falle geht der Mond der Sonne nördlich oder südlich vorbei. Die möglichen Fälle dabei sind folgende: findet sich die Conjunction in einem der Knoten, so daß die Mittelpunkte der Sonne und des Mondes genau zusammentreffen, oder doch nicht weiter von einander entfernt sind, als die Differenz ihrer scheinbaren Halbmesser, so hat 1) eine totale Sonnenfinsterniß statt, d. h. die Sonnenscheibe wird ganz vom Monde bedeckt, so daß der Gesichtspunkt des Beschauers ganz in den Schatten fällt, wenn die wegen der veränderlichen Entfernungen verschieden erscheinenden Durchmesser des Mondes und der Sonne gleich sind, oder der des Ersteren größer als der Sonnendurchmesser. Im ersteren Falle ist die Finsterniß ohne Dauer, im letzten mit Dauer; 2) eine ringförmige Verdunkelung, wenn der scheinbare Durchmesser des Mondes kleiner ist als der des Mondes. Dann erreicht der Schattenkegel des Mondes die Erde gar nicht, und rings um die Sonne bleibt ein leuchtender Ring. Dergleichen waren die am 27. Aug. 1821 und am 15. Mai 1836. Die Lichtstärke der Sonne nimmt mit zunehmender Bedeckung ab; aber an ein vollkommenes Dunkelwerden ist bei ringförmigen S.-Finsternissen nicht zu denken. Nur bei totalen Finsternissen tritt, wenn der letzte leuchtende Punkt verschwunden ist, eine merkwürdige Dunkelheit ein, die zwischen der Dämmerung und der Nacht etwa die Mitte hält. Am 12. Mai 1706 erschienen bei einer solchen die Planeten Mercur, Venus, Jupiter und Saturn mit mehreren der größern Fixsterne deutlich am Himmel, die Thiere verkrochen sich und

die Nachtvögel kamen aus ihren Nestern hervor. Allein wenn Sonne und Mond in ihrer Conjunction so gegen die Erde zu stehen kommen, daß der scheinbare Abstand ihrer Mittelpunkte größer wird, als die Differenz ihrer scheinbaren Halbmesser, so wird nur ein Theil der Sonnenscheibe bedeckt, oder die Finsterniß ist partial. Ihre Größe bestimmt man nach Zollen, deren 12 auf den scheinbaren Sonnendurchmesser gehen. Da aber bei der beträchtlichen Nähe des Mondes dieser nicht auf allen Punkten der Erde in gleicher Lage gegen die Sonne erscheint, so ist klar, daß nicht für jeden Punkt auf der Erde der Mond die ganze S.-Scheibe bedecken kann, daß mithin eine für die Theile der Erde, die in den Kernschatten fallen, totale oder ringförmige Sonnenfinsterniß für andere, die nur in den Halbschatten fallen, partial ist, für noch andere, die auch vom Halbschatten nicht berührt werden, gar nicht existirt. So war die Finsterniß vom 4. Jun. 1788 total für den Gürtel vom grünen Vorgebirge bis zu den Philippinischen Inseln. Zu Konstantinopel betrug sie 9.9''; zu Königsberg 4.9''; zu Petersburg 3.7'', und für die Länder unter 60° nördlicher und 20° südlicher Breite fand gar keine Finsterniß statt. Ueberhaupt findet sich, daß, wenn der mittlere Neumond nur weniger als 13° 30' vom Knoten absteht, eine Verfinsterung gewiß ist, dagegen unmöglich, wenn der Abstand größer als 19° ist. Zwischen 13° 30' und 19° muß eine genauere Berechnung der wahren Oerter der Sonne und des Mondes ausweisen, ob eine Finsterniß statthabe und wie groß sie für einen gegebenen Ort sei. Die Rechnungsart ist übrigens so vereinfacht, daß sie ohne große Schwierigkeit mit Sicherheit ausgeführt werden kann. Ein leichtes Mittel, die Finsternisse vorherzubestimmen, gibt der Umstand, daß Sonne und Mond nach 18 Jahren, (worunter 4 Schaltj.) 11 T. 7 St. 42 M. 28.86 S. fast genau wieder in gleicher Lage gegen den Mondsknoten sind. Folglich müssen sich die Finsternisse nach jener Periode ungefähr in derselben Ordnung wiederholen, obschon nicht immer für dieselben Oerter sichtbar. Diese Mondsperiode kannten schon die Alten, und vermuthlich durch die Anwendung derselben auf die Sonne wagte es Thales von Milet, eine Sonnenfinsterniß vorherzuverkündigen, welche am 30. Sept. 610 v. Chr. den Krieg der Meder und Lydier entschied. Herod. I, 74. Es ist voraus anzunehmen, daß das Alterthum diese Erscheinungen am Himmel in seine mythischen Volkspoesien aufnahm. Weit verbreitet ist namentlich der Gedanke, daß die Sonne von einem bösen Dämon, einem Drachen u. s. w. angegriffen werde, den die Indier durch Gebet, Chinesen und Araber durch Cymbeln und Becken, die Aegypter durch das Sistrum, die Grönländer und selbst die Peruaner durch Geräusch zu entfernen suchten, damit es nicht ewig dunkel bleibe. S. v. Bohlen „Alt. Ind." 2. S. 290. Selbst im A. T. geht Hiob 3, 8. auf diese Vorstellung. S. Ewald z. St. S. 83.

Sonnenflecke, s. Sonne.

Sonnenparallaxe heißt in der Astronomie vorzugsweise nur die Horizontalparallaxe der Sonne (s. Parallaxe), eines der wesentlichsten Stücke zur Bestimmung des Sonnensystems, namentlich der Entfernung der Sonne von der Erde. Bis auf Cassini hatte man höchst unvollkommne Vorstellungen davon. Tycho Brahe (gest. 1601) nahm sie zu 3 Min. an, wie schon Aristarch von Samos; Riccioli (gest. 1671) bestimmte sie nach Beobachtungen auf 28—30 Sec., obgleich bereits Kepler (gest. 1631) aus der geringen Horizontalparallaxe des Mars zur Zeit seiner Opposition auf einen viel geringeren Werth der Sonnenparallaxe schloß. Cassini endlich berichtigte im Herbste 1671 durch genaue Messungen des Mars, die er in den folgenden Jahren fortsetzte, die Angaben dahin, daß er die Sonnenparallaxe auf 9½ Sec. bestimmte; später (1751) schloß Lacaille aus Beobachtungen der Venus auf den Werth von 10¼ Sec. Bei dem Allen verbürgte doch die mit noch unvollkommenen Instrumenten angestellte Observation keine besondere Zuverlässigkeit. Indeß hatte Halley schon 1691 und 1716 in den philos. transactions eine zuverlässigere Methode gezeigt, aus den in den Jahren 1761 und 1769 zu erwartenden Durchgängen der Venus durch die Sonnenscheibe die S.-Parall. zu berechnen, die nichts erforderte, als ein Fernrohr, eine Uhr und eine Anzahl Beobachter auf verschiedenen entfernten Orten der Erde. Mit großem Eifer rüstete man sich zu diesen Beobachtungen (vgl. Mém.

de l'acad., de Paris 1757. 61. 81); fand aber sehr verschiedene Resultate, s. Lalande „Mém. sur le passage de Venus 1772"; Enke „Entfernung der Sonne" 1822, 24. 2 Bde. Letzterer berechnete aus allen guten Observationen im Mittel die S.-Parall. für die mittl. Entfernung der Sonne und für einen Beobachter unter dem Aequator = 8.578", was höchstens nur eine Differenz von 0037" geben kann, so, daß die wahre S.-Par. zwischen 8.54" und 8.61" liegt. Dies Resultat gibt, den Halbmesser der Erde unter dem Aequator = 859.4367 geogr. Meilen gerechnet, die Entfernung der Erde von der Sonne zu 20,666,800 Meilen, und die wahre Entfernung liegt zwischen den Grenzen von 20,577,649 und 20,755,943 geogr. M. Die nächsten Durchgänge der Venus, welche 1874 am 9. Dec. und 1882 am 6. Dec. erfolgen, werden hoffentlich noch genügendere Resultate geben. Einen Beweis der Richtigkeit hat übrigens im Ganzen jene Bestimmung noch durch eine der Mondsstörungen erhalten, welche die parallaktische heißt. Aus ihr berechnete Tob. Mayer die Sonnenpar. zu 7.8", genauer la Place zu 8.6", was sehr nahe mit jenem Resultate zusammentrifft.

Sonnenrose oder **Sonnenblume** (Helianthus annuus) ist eine einjährige, in Peru und Mexico einheimische Pflanze, wo sie eine Höhe von 20 Fuß erreicht. In Deutschland, wo sie schon seit zwei Jahrh. bekannt ist, wird sie theils als Zierpflanze in den Gärten, theils als Feldgewächs gezogen. Sie gewährt den Bienen vielen Honigstoff; die Samen dienen zur Bereitung von Oel, Gries, Milch, Butter, Branntwein, Bier, verschiedener Backwerke und zum Mästen des Federviehes, die grünen Blätter gewähren ein gutes Viehfutter, die Stengel Brennmaterial und aus den Schalen der enthülsten Körner, so wie aus dem Mark der Stengel, läßt sich Papier bereiten. In sumpfigen und morastigen Gegenden verbessert die Sonnenrose die Luft, indem die stets dem Sonnenlichte zugekehrten großen Blumen vielen Sauerstoff aushauchen.

Sonnenstein, ein Schloß auf einem Felsen, dicht an der Stadt Pirna im Königreiche Sachsen, mit einer vortrefflichen Irrenanstalt, war früher eine Festung, die schon in Urkunden des 13. Jahrh. erwähnt wird, dann im 16. neu erbaut, noch bis zum siebenjährigen Kriege, wo die Festungswerke geschleift wurden, für eine der stärksten Festungen, selbst fester als der Königsstein, galt, und auch als Staatsgefängniß diente. So saß Patkul (s. d.) hier gefangen. Die Einrichtung Torgau's zu einer Festung und die nothwendige Verlegung der dortigen Irrenanstalten veranlaßte die Errichtung einer Irrenanstalt in S., die 1811 unter der Leitung des Dr. Pienitz eröffnet wurde. Ihr eigentlicher Zweck ist die Heilung der Irren, während die als unheilbar Befundenen nach Colditz gebracht werden, und dabei wird die humanste Behandlung erzielt. Viele unmenschliche Maßregeln, welche die neuere Medicin verworfen hat, in manchen Anstalten aber noch aus früherer Zeit in Gebrauch geblieben sind, wie Schläge, Ketten, Zwangstuhl, sind hier nie angewendet und völlig verbannt. Das Hauptmittel ist eine dem Stande der Bildung und dem Grade der Krankheit angemessene Beschäftigung, für welche die zweckmäßigsten Einrichtungen getroffen sind, als: Lesebibliothek, Gärtnerei, Kegelspiel, Billard u. A. Dabei sind auch alle eigentlichen Heilanstalten, wie Badeanstalt mit Tropf- und Sturzbad, elektrischer und galvanischer Apparat u. s. w. in dem vollkommensten Zustande. Für Rasende dienen im äußersten Falle die Autenrieth'schen Tollstuben. Die Verpflegungskosten betragen nach den drei Classen, in welche die Kranken eingetheilt sind, resp. 150—40 Thaler. Die kurze Unterbrechung der französischen Besetzung im Jahre 1813 ausgenommen, hat S. schon auf das segensreichste gewirkt und im Durchschnitte von 100 Kranken jährlich 36 als genesen entlassen. Für die Genesenen ist seit 1827 eine eigene Genesungsanstalt eingerichtet, wo sie vor ihrer völligen Entlassung noch eine Zeit verweilen. Vgl. Nostitz und Jänkendorf „Beschreibung der kön. sächs. Heil- und Verpflegungsanstalt zu S." (Dresden 1829, 3 Bd. m. Kpf.)

Sonnenstich, Siriasis oder Insolatio, nennt man diejenige Affection des Cerebralsystems, welche durch die zu lange und zu starke Einwirkung der Sonnenstrahlen auf den Kopf thierischer Organismen, besonders des Menschen, hervorgebracht wird. Sie zeigt sich besonders

dann, wenn die Sonnenstrahlen senkrecht auf den Scheitel Schlafender oder durch Arbeit und Anstrengungen Ermatteter auffallen. In den heißen Klimaten sind gewöhnlich nur die Fremden gefährdet, welche aus den nördlichen Klimaten kommen, wo die Krankheit in den Monaten Juli bis Septbr., wenn nicht häufiger, doch jedenfalls gefährlicher auftritt, so namentlich in Nordamerika. Hier wurden i. J. 1701 viele Arbeiter auf dem Felde, auch Pferde und Ochsen, in einem Tage durch den Sonnenstich getödtet, und i. J. 1743 kamen in den Straßen zu Peking in wenig Tagen gegen 11,000 Menschen um. In den gelinderen Graden klagen die Kranken über drückenden Kopfschmerz, die Augen werden trocken, roth, lichtscheu, blinzeln, es tritt Neigung zum Schlaf bei großer Ermattung ein, welche bei jüngern Individuen oft sehr schnell erfolgt und entweder in Schlagfluß oder unter plötzlichem Erschrecken in Raserei und wirkliche Gehirnentzündung übergeht, in beiden Fällen aber leicht tödtet. Die beste Vorbeugung des Sonnenstichs ist fortwährende mäßige Bewegung bei großer Hitze, und Bedeckung des Kopfes mit einer leichten, weißen Mütze oder einem solchen Hute. Beginnen die Zeichen des Sonnenstichs, so suche man sich so schnell als möglich der Einwirkung der Sonne zu entziehen und gönne dem Körper Ruhe bei einer kühlenden Diät. Die ausgebrochene Krankheit kann nur die Kunst eines Arztes durch ein passendes entzündungswidriges Verfahren beseitigen. Plötzlich in der Sonne Niederstürzende behandle man als Schlagflüssige und Scheintodte, löse alle beengenden Kleidungsstücke und bringe sie in sitzender Stellung aus dem Bereiche der Sonnenstrahlen.

Sonnensystem nennt man den Inbegriff mehrerer Weltkörper, welche sich nach bestimmten Gesetzen um einen andern Weltkörper als gemeinschaftliche, selbstleuchtende Sonne drehen. Jeder Fixstern mag eine solche Sonne sein. Genauer bekannt ist nur unser Sonnensystem, zu welchem außer der Sonne die Planeten nebst ihren Trabanten und Kometen gehören. Die Art ihrer Bewegung suchte zuerst das Ptolemäische und nur wenig geändert das ägyptische System zu erklären. Erst Galiläi und Copernikus erklärten alle jene sehr verwickelten Bewegungen durch ein einfaches System, das durch spätere Entdeckungen nur fester begründet wurde. Nach diesen Entdeckungen bewegen sich in gewissen in geometrischen Progressionen steigenden Bahnen um die Sonne erst Mercur, dann Venus, die Erde mit 1 Monde, die 11 Asteroiden: Vesta, Juno, Ceres, Pallas, Hygiea, Asträa, Hebe, Iris, Flora, Metis, Parthenope, Jupiter mit 4 Monden, Saturn mit 2 Ringen und 8 Monden, Uranus mit 6 Monden und Neptun mit 2 Monden (s. Planeten). Durch genauere Erforschung des Jupiter, Saturn und Uranus mit ihren Monden, welche kleine Planetensysteme für sich bilden, lernte man das Sonnensystem genauer kennen, indem man jene Bewegungen im Geiste auf dieses übertrug. Alle Planeten mit ihren Trabanten sind dunkle Körper und empfangen ihr Licht von der Sonne. Alle drehen sich von Abend nach Morgen um ihre Axe und haben Tag und Nacht wie unsere Erde. Alle erscheinen an den Polen abgeplattet und ihr größter Durchmesser fällt in ihren Aequator; nur bei Saturn fällt er zwischen den Aequator und die Pole, wie es scheint, wegen seiner Ringe. Alle gehen von Abend nach Morgen in Ellipsen, die Trabanten um ihre Hauptplaneten, mit ihnen die Planeten um die Sonne, deren Mittelpunkt der eine Brennpunkt aller dieser Ellipsen ist. Dabei sind die Umdrehungsaxen gegen ihre Bahnen oder, wie es gewöhnlich bestimmt wird, gegen die Ekliptik mehr oder weniger geneigt, so daß diese Neigung im Ganzen sich immer parallel bleibt. Somit haben alle den Wechsel der Jahreszeiten und verschiedene Zonen, wie unsere Erde. Doch dieselbe allgemeine Schwere, welche alle Planeten um die Sonne führt, wirkt auch auf dieselben gegenseitig und erzeugt die Perturbationen (s. d.), welche man in periodische Ungleichheiten von kürzerer Dauer und in Secularungleichheiten, welche Jahrhunderte und Jahrtausende umfassen, eintheilt. Hieher gehört das Zurückweichen der Aequinoctialpunkte, das Vorwärtsgehen der Apsidenlinie (s. Apsiden), das Vergrößern und Verkleinern der Excentricität, d. h. das Verengen und Erweitern der elliptischen Bahnen, die Nutationen (s. d.) rc. Ueber die Kometen s. den besondern Artikel.

Sonnentafeln dienen dazu, durch eine vereinfachte Rechnung für jeden gegebenen Augenblick den Stand der Sonne am Himmel mit möglicher Genauigkeit zu finden

Da, wie bekannt, nicht die Sonne es ist, welche fortrückt, sondern die Erde, so liegen der Berechnung der Sonnentafeln die Elemente der Erde, mit ihren mehrfachen Perturbationen durch Mond und Planeten, zum Grunde, nur so, daß der entgegengesetzte Punkt in der Bahn genommen wird, weil in ihm die Sonne der Erde erscheint. Die Sonnentafeln enthalten daher zuerst die mittlere Länge der Sonne für die einzelnen Jahre, Monate, Tage, Stunden, Minuten und Secunden, sodann die Länge der Erdferne der Sonne, welche abgezogen von der mittlern Länge die mittlere Anomalie der Sonne gibt, an welche die Mittelpunktsgleichung anzubringen ist, um daraus die wahre Länge der Sonne zu finden, die noch der in den Tafeln gegebenen Correctionen, durch die Perturbationen veranlaßt, bedarf, um mit aller Genauigkeit bestimmt zu werden. Sodann enthalten die Sonnentafeln die Logarithmen der Entfernung der Sonne mit ihren Correctionen, Verbesserungen der mittleren Neigung der Ekliptik und Zeitgleichungen, welche der mittleren Anomalie und der wahren Länge der Sonne entsprechen. Durch die einfachste Rechnung findet man aus den so eingerichteten Tafeln unmittelbar für eine gegebene mittlere Zeit die wahre Länge der Sonne, die Schiefe der Ekliptik und die Gleichung der Zeit. Zugleich lassen sich daraus noch die gerade Aufsteigung und Abweichung der Sonne ohne Schwierigkeit ableiten. Dergleichen Sonnentafeln sind berechnet von La Caille, Triesnecker, de Lambre, v. Zach, Carlini (verbessert von Bessel).

Sonnenuhren haben den Zweck, die wahre Sonnenzeit (s. d.) anzugeben. Ihre Theorie beruht auf der Voraussetzung, daß der Halbmesser der Erde im Verhältniß zur Entfernung der Sonne so gering ist, daß man ohne merklichen Fehler annehmen kann, die Sonnenstrahlen fallen auf alle Punkte der Erde in paralleler Richtung. Ein Stift, der genau der Weltaxe parallel gerichtet ist, wird demnach mit seinem Schatten auf einer hintergelegten Ebene dem Gange der Sonne am Himmel folgen, gleichgiltig auf welchem Punkte der Oberfläche man den Stift anbringt, wenn er nur, was Hauptbedingung ist, der Weltaxe parallel gerichtet ist. Der Sonnenuhren hat man nun mehrere. Die einfachste ist die sogenannte Aequinoctialuhr, wo der Stift (s. Gnomon) der Erdachse parallel, die Scheibe oder eine andere, gewöhnlich steinerne oder metallene Fläche der Ebene des Aequators parallel aufgestellt ist und deren Mittagspunkt dem Meridian des Ortes entspricht. Die gewöhnlichsten und bequemsten Sonnenuhren sind die sogenannten Horizontaluhren. Bei ihnen kommt es darauf an, auf einer horizontalen Ebene den gradlinigten Stift der Erdaxe parallel zu richten, und sodann die Orte zu bestimmen, wohin der Schatten des Stifts in bestimmten Zeitabschnitten treffen muß. Ersteres ist leicht dadurch zu bestimmen, daß die Erdaxe mit dem Horizonte eines jeden Orts auf der Erde einen Winkel macht, der der Polhöhe des in Rede stehenden Orts gleich ist. Das Zweite findet sich aus einer einfachen trigonometrischen Rechnung. Die Tangente nämlich des Winkels, den die Schattenlinie mit der Mittagslinie für jeden gegebenen Stundenwinkel der Sonne bildet, ist gleich der Tangente dieses Stundenwinkels, multiplicirt mit dem Sinus der Polhöhe des Orts, für welche man die Sonnenuhr fertigt. Es ist daher nur erforderlich für die einzelnen Stunden, Halbe- und Viertelstunden, nach der gegebenen Formel die Winkel zu berechnen, dieselben auf einer horizontalen Ebene aus einem Mittelpunkte zu verzeichnen, in diesem den Stift unter dem bekannten Winkel zu errichten, das Ganze so zu richten, daß Spitze und Endpunkt des Stifts genau in den Meridian fallen, und die Sonnenuhr muß vollkommen richtig die wahre Sonnenzeit angeben. Die Horizontaluhren sind die einzigen, welche das ganze Jahr hindurch alle Stunden, so lange die Sonne scheint, zeigen. Eine Verticaluhr ist eine solche Sonnenuhr, deren Ebene auf dem Horizonte vertical steht; sie heißt eine Mittags- oder Mitternachtsuhr, wenn ihre Ebene genau von Osten nach Westen geht, und eine Morgen- oder Abenduhr, wenn ihre Ebene in der Mittagsfläche steht und nach Süden oder Norden gerichtet ist, ferner nach Osten oder Westen gekehrt ist, während der Zeiger stets der Erdaxe parallel sein muß. Die zuletzt erwähnten vier Sonnenuhren sind gewöhnlich auf den senkrechten vier Seiten eines Würfels gezeichnet, dessen horizontale obere Seite dann eine Horizontaluhr enthalten

kann. Eine Mittagsuhr kann nur im Winterhalbjahr alle Stunden des Tages, so lange die Sonne scheint, zeigen, im Sommerhalbjahr zeigt sie nur die Stunden von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends; eine Mitternachtsuhr zeigt im Sommerhalbjahr die ersten Morgen- und letzten Abendstunden, im Winterhalbjahr gar keine Stunden; eine Morgenuhr zeigt nur die Vormittags-, eine Abenduhr nur die Nachmittagsstunden.

Sonnenwende. Da die Erdaxe gegen ihre Bahn geneigt ist, so muß die Sonne bald nördlich, bald südlich über den Aequator hinaustreten (nördliche und südliche Abweichung). Diejenigen Punkte nun, wo diese Abweichungen ihren größten Werth erreichen, d. i. 90° vom Aequinoctium, heißen die Wendepunkte der S. oder Sonnenwenden, weil sie sich dann wieder nach der entgegengesetzten Halbkugel der Erde hin wendet, oder auch Solstitien, nach dem scheinbaren Stillstande der Sonne. Der höchste Punkt ihrer nördlichen Abweichung, den sie am längsten Tage gegen den 21. Jun. erreicht, heißt die Sommerwende; der entgegengesetzte Punkt, am kürzesten Tage den 22. Dec., die Winterwende, oder auch tropicus cancri und trop. capricorni, nach den Zeichen im Zodiakus, in welche jene Punkte fallen.

Sonnenzeit, wird bestimmt durch die Culmination der Sonne, so daß die Zeit zwischen zwei Durchgängen der Sonne durch den Meridian einen Sonnentag bildet. Diese Periode, in Stunden eingetheilt, zum Regulativ der Zeit zu gebrauchen, hat die Schwierigkeit, daß nie zwei auf einander folgende Umläufe der Sonne einander vollkommen gleich sind, wegen der ungleichförmigen Bewegung der Sonne (oder, was gleich ist, der Erde in der Bahn) in der Ekliptik, und wegen der schiefen Lage der Ekliptik gegen den Aequator. Es fragt sich, wie diese Schwierigkeit zu heben sei. Denkt man sich neben der wahren Sonne in der Ekliptik eine zweite, die sich gleichförmig bewegt, und mit Ersterer in den Apsiden zusammentrifft, so ist allerdings die eine Ungleichheit gehoben, aber nicht die andere. Man denke sich daher neben ersterer eine zweite (mittlere) Sonne, die sich gleichförmig in der Ebene des Aequators bewegt und mit der wahren Sonne in den Aequinoctialpunkten zusammentrifft, dann müssen die geraden Aufsteigungen gleichförmig wachsen und die Durchgänge dieser mittleren Sonne durch den Meridian in gleiche Zeiten fallen. So entsteht der Unterschied zwischen mittlerer und wahrer Zeit. Die Stelle der mittleren Sonne im Aequator ist aber leicht zu finden, da sie der mittleren Länge der Sonne gleich ist. Die wahre Länge der Sonne ist nun aber gleich der mittleren, wenn man daran die Gleichung der Bahn anbringt, und daraus findet man die gerade Aufsteigung, da die Tang. der Länge multiplicirt mit Cosin. 23° 28′′ (d. i. Schiefe der Ekliptik) gleich ist der Tang. der geraden Aufsteigung. Letztere gibt die Stelle an, wo die wahre Sonne in ihrer ungleichförmigen Bewegung auf den Aequator reducirt stehen würde. Somit sind zwei Bestimmungspunkte im Aequator gefunden, und die Differenz derselben, d. h. der Unterschied der geraden Aufsteigungen der mittleren und wahren Sonne, gibt den Unterschied der mittleren und wahren Zeit, oder die Zeitgleichung. Die wahre Zeit zu bestimmen, ist Sache der Observation. Die Sonnenuhren geben sie an, obschon man viel zuverlässigere Mittel hat, sie zu finden. Die mittlere Zeit wird durch Rechnung gefunden. Es ist von selbst klar, daß die mittlere, berechnete Zeit der wahren bald voraus, bald hinter ihr sein müsse, daß mithin die Zeitgleichung vom 15. April und 1. September an, wo sie = 0 ist, von der wahren Zeit subtrahirt, vom 15. Juni und 25. Dec. an, wo sie gleichfalls = 0 ist, zu derselben addirt werden müsse, um die mittlere Zeit zu erhalten. Nach mittlerer Zeit wird durchgängig in der Astronomie gerechnet, und fast überall bedient man sich derselben im bürgerlichen Leben, da die Uhren nur nach ihr regulirt werden können. Zum bequemeren Gebrauch hat man besondere Tabellen, die für jeden Tag die Zeitgleichung angeben. Ueber den Unterschied der Sonnenzeit und Sternzeit s. Sternzeit.

Sonntag, der erste Tag in der Woche, ist dem Christen dadurch geheiligt, daß die Auferstehung Christi und die Ausgießung des heiligen Geistes an einem Sonntage stattgefunden, daß aber dieser Tag schon zur Zeit der Apostel durch eine besondere Feier ausgezeichnet sei, kann durch keine Stelle der Bibel bewiesen werden. Apost. 20, 7 ist

darum nicht beweisend, weil die Ursache der Zusammenkunft der kleinen Gemeine sehr leicht die am folgenden Tage bevorstehende Abreise des Apostels sein konnte. Die übrigen Stellen sind 1. Corinth 16, 2 und Offenb. 1, 10. Der Gegensatz gegen das Judenthum führte aber bald dazu, und schon im 2. Jahrh. war die Sonntagsfeier allgemein verbreitet. Als Freudentag zeichnete man den S. dadurch aus, daß man an demselben nicht fastete, und nur aufrecht stehend, nicht knieend betete. Jüdisch-christliche Gemeinden behielten, wenn sie auch die Feier des S. mit annahmen, doch die Feier des Sabbaths noch bei, und von ihnen aus verbreitete sich in der orientalischen Kirche der Gebrauch, auch diesen Tag, wie den S., durch Nichtfasten und Gebet in aufrechter Stellung auszuzeichnen; in der abendländischen, besonders der römischen Kirche, wo der Gegensatz gegen den Judaismus vorherrschte, bildete sich dagegen die Sitte, daß man den Sabbath auch besonders mit als Fasttag gebrauchte. Anfangs war man indessen weit entfernt, Sabbathsgesetze auf den S. zu übertragen. Dies finden wir erst im 4. Jahrhundert, seitdem die christliche Religion Staatsreligion geworden war. So gebot der Kaiser Konstantin 321 den Stillstand aller Processe und Gerichte am S., mit Ausnahme der Freilassung der Sclaven und sonstiger Werke der Liebe. Bald darauf gebot der 29. Canon des Concils zu Laodicea, daß man sich am S. von allen irdischen Geschäften zurückziehen solle. Auch verbot Constantin alle militärischen Uebungen an diesem Tage. Diese Verordnungen wurden 386 durch ein Gesetz neu eingeschärft, mit der Bestimmung, daß, wer dagegen fehle, als ein sacrilegus angesehen werden solle. Dazu kam noch ein Gesetz vom Jahre 425, das die Haltung der Schauspiele an den Sonn- und Hauptfesttagen der Christen verbot. Der Name S. kommt von den Sachsen, die diesen Tag als Heiden der Sonne weihten. Die noch jetzt gewöhnlichen Namen für die einzelnen S. der christlichen Kirche sind theils von den ihnen vorausgehenden Festen, theils von den Sprüchen und Collekten, mit welchen in frühern Zeiten die religiöse Versammlung eröffnet ward, hergenommen. Es sind folgende: 1) Ein S. nach dem Neujahr, welcher aber nur dann stattfindet, wenn das Neujahrsfest auf einen der 4 letzten Wochentage fällt. 2) Ein bis sechs S. nach Epiphanias. Ihre Zahl hängt von dem früheren oder spätern Eintritte des Osterfestes ab. 3) Drei S. vor den Fastensonntagen, Septuagesima, weil er der 70. Tag vor Ostern ist, Sexagesima, weil er, nach einer runden Zahl, der 60. Tag vor Ostern, und Estomihi, von den lateinischen Anfangsworten des Gesanges, womit an ihm der Gottesdienst begonnen wurde: Esto mihi, Sei mir (Psalm 71, 3). 4) Sechs Fastensonntage, Invocavit, Er ruft mich an (Ps. 91, 15), Reminiscere, Gedenke (Ps. 25, 6), Oculi, Meine Augen (Ps. 25, 15), Lätare, Freue dich (Jes. 66, 10), Judica, Richte (Ps. 43, 1) und Palmarum, von den Palmenzweigen, mit denen der Weg Jesu nach Matth. 21 bestreut ward. 5) Sechs Sonntage nach Ostern, Quasimodogeniti, Als die Neugebornen (1 Petr. 2, 2), Misericordias Domini, Die Barmherzigkeit des Herrn (Ps. 23, 6 oder Ps. 89, 2), Jubilate, Jauchzet (Ps. 66, 1), Cantate, Singet (Ps. 96, 1), Rogate, Bittet (Matth. 7, 7) und Exaudi, Erhöre (Ps. 27, 7). 6) Die Trinitatissonntage, gezählt nach dem ihnen vorausgehenden Trinitatisfeste. Es sind höchstens 27. Je später Ostern fällt, desto weniger S. nach Trinitatis gibt es und desto mehr S. nach Epiphanias und umgekehrt. 7) Die Adventsonntage. 8) Ein S. nach Weihnachten, der natürlich nicht immer eintreten kann.

Sonntagsbuchstabe nennt man denjenigen Buchstaben, der bei Bezeichnung der sieben ersten Tage des Jahres mit den sieben ersten Buchstaben des Alphabets auf den ersten Sonntag des Jahres fällt. Ist demnach in einem gewissen Jahre der 4. Jan. ein Sonntag, so ist D. der Sonntagsbuchstabe in diesem Jahre, und wenn man alle Tage des Jahres auf diese Weise mit Buchstaben bezeichnet, indem man immer auf G. wieder A. folgen läßt, so sind in diesem Jahre alle mit D. bezeichneten Tage Sonntage. In einem Schaltjahre bezeichnet man den 24. und 25. Febr. mit demselben Buchstaben, als ob der Schalttag gar nicht da wäre; daher hat jedes Schaltjahr zwei Sonntagsbuchstaben, von denen der eine vor, der andere nach dem Schalttage gilt. Kennt man den Sonntagsbuch-

staben eines Jahres, so lehrt der immerwährende Kalender sofort alle Sonntage des betreffenden Jahres kennen, mithin zugleich den, einem bestimmten Monatstage entsprechenden Wochentag. Die alten Christen führten sie statt der Nundinalbuchstaben der Römer ein.

Sontag, Henriette, die europäische Bühnennachtigall und Göttin eines vorigen Jahrzehnts, deren reizende Erscheinung, bezaubernde Töne, Triller und Passagen hinter den idealisirenden Lampen der Bretterwelt hervor halb Europa in die freudigste Bewegung setzte, die Zeitungsschreiber in hitzige Federkriege verwickelte, Dichter und Dichterlinge zu Sonetten begeisterte, und die sogar die Heldin eines Romans: „Henriette, die schöne Sängerin“ ward. Sie ist 1808 in Koblenz geboren, wo die Aeltern, Schauspieler, sie für die Bühne erzogen. Schon im 5. Jahre erschien sie als Salome im Donauweibchen. Nach dem Tode ihres Vaters (1817) bereiste sie mit ihrer Mutter mehrere Bühnen und von Darmstadt nach Prag, welcher Stadt H. die künstlerische Ausbildung ihrer Stimme verdankt. Ihr erstes Auftreten als Sängerin im 12. Jahre war ein Triumph, wie jedes nachmalige Spiel. Nach Wien zur deutschen Oper berufen, bildete sie sich nach Mad. Fodor-Mainville vollends aus, und entzückte das Wiener Publikum bis 1824, in welchem J. die Oper sich auflöste, und mit welchem der welthistorische Ruhm der reizenden Sängerin begann. Sie brachte durch einige Gastrollen in Leipzig (Euryanthe) das ganze Publikum außer sich; die Zeitungen wurden poetisch, und verkündeten ihren Ruhm aller Welt. Sie wurde mit Mutter und Schwester am neuen Königsstädter Theater in Berlin angestellt, und die Berliner klatschten, jauchzten und jubelten, und der Hof ernannte sie zur königl. Hof- und Kammersängerin. Im Sommer 1826 erschien sie auf der Pariser Bühne, und Paris war Feuer und Flamme. Ueberall vergöttert, begab sie sich über Frankfurt und Weimar, wo sie bei Goethe speiste, nach Berlin zurück, welches sie schon 1827 trauernd wieder abreisen sah nach Paris und London, wo sie 1828 und 1829 in der italienischen Oper sogar die stolzen Briten zur Huldigung zwang. Im Jahre 1830 gewann sie Berlin wieder mit 6000 Thaler jährl. Gage. Von hier machte sie noch einige triumphirende Kunstreisen nach Warschau, Petersburg, Moskau u. s. w., worauf sie ihre Hand dem sardinischen Geschäftsträger im Haag, Grafen Rossi, gab, dem sie auf seine verschiedenen Gesandtschaftsposten im Haag, beim deutschen Bunde in Frankfurt am Main, in Petersburg, Berlin folgte. In der neuesten Zeit hat die Gräfin Rossi die Bühne von Neuem betreten und zwar 1849 zuerst in London, worauf sie auch in Paris wieder öffentlich aufgetreten ist, weil ihr früher durch ihre Stimme erworbenes Vermögen verloren gegangen ist, wie man sagt, nicht ohne die Schuld ihres Gemahls. Sie hat natürlich großes Aufsehen durch ihr abermaliges Auftreten gemacht, doch soll ihre Stimme viel verloren haben. Ihre frühern Hauptrollen waren: Euryanthe, Prinzessin von Navarra, Agathe im Freischütz, Karoline in Matrimonio segreto, Sophie im Sargino, Fräulein im Schnee, Rosine im Barbier von Sevilla, Cenerentola in den Italienerinnen in Algier, Helene in der Donna del Lago, Anna im Don Juan u. s. w.

Soolbäder nennt man diejenigen Bäder, welche aus vorzugsweise Kochsalz enthaltendem, der Erde entquellendem Wasser (Soole, Salzsoole) bereitet werden. Sie werden gewöhnlich in besondern in der Nähe von Salzwerken befindlichen Anstalten genommen und heißen dann natürliche Soolbäder, zum Unterschiede von den künstlichen, wo durch Zusammensetzung der bekannten Bestandtheile jener ein ihnen ähnliches Wasser bereitet wird. Nicht immer bedient man sich der eigentlichen Soole, sondern häufig auch der Mutterlauge, da sie mehr Glaubersalz neben Jod und Brom enthält, und weniger außerdem benutzt wird; sie ist zugleich dem Seewasser analoger. Bekannt sind die Soolbäder erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, wo besonders Reil und Tolberg auf sie aufmerksam machten. In Bezug auf die Wirkung der Soolbäder hat man zunächst ihre idiopathische Wirkung auf die äußere Hautoberfläche, und dann ihre consensuelle Wirkung auf das Lymph- und Drüsensystem zu unterscheiden. Die idiopathische Wirkung auf die äußere Haut ist eine reizende, die Hautthätigkeit steigernde, und somit belebende, wofür das häufige Erscheinen von Hautausschlägen spricht, während Congestionen zu innern Organen schwin-

den. Die consensuelle Wirkung auf das Drüsensystem ist wahrscheinlich durch den Jod- und Bromgehalt der Soole bedingt. Ihre Anwendung finden die Soolbäder besonders bei den verschiedenartigen Leiden des Drüsensystems, der Haut wie der innern Organe, zumal wo dieselben auf skrofulöser Dyskrasie beruhen, gegen welche die Soole spezifisch durch ihren Jod- und Bromgehalt wirkt. Außerdem bei Gicht, Hämorrhoiden, Menstruationsfehlern xc. Zu den vorzüglichsten Soolbädern gehören die zu Elmen bei Schönbeck, zu Kösen, Nenndorf, Ischl, Halle, Frankenhausen in Thüringen u. s. w. Vgl. Reil „Ueber die Nutzbarkeit und Gebrauchsart der Soolbäder" (Halle 1809); Tolberg „Ueber die Aehnlichkeit der Salzsoole mit dem Seewasser und den Nutzen der Soolbäder" (2 Hefte, Magdeb. 1803 und 1811).

Sophia, russische Großfürstin, die Halbschwester Peter's des Großen, war die Tochter des russischen Czaren Alexei Michailowitsch aus seiner ersten Ehe mit Maria Miloslawska und hat sich in den Annalen der russischen Geschichte einen übelberüchtigten Namen erworben durch die Intriguen, welche sie gegen ihren Halbbruder Peter, den rechtmäßigen Herrscher, spann. Als der Czar Feodor III. Alexejewitsch bei seinem Ableben im Jahre 1682 seinen damals noch unmündigen Halbbruder Peter, mit Uebergehung des fast blödsinnigen Iwan, zum Thronfolger ernannt und die Großen des Reichs diesen zum Alleinherrscher ausgerufen hatten, widersetzten sich S. und deren Vertrauter, der Minister Fürst Galyzin, dieser Wahl und erregten mit Hülfe der Strelitzen (s. d.) einen so gefährlichen Aufruhr, daß Peter mit seiner Mutter flüchten mußte. S. ließ jetzt Iwan mit Peter gemeinschaftlich zum Czar ernennen und behielt sich selbst die Leitung der Regierung vor. Sie herrschte nach eigener Willkür und Entschiedenheit und wüthete namentlich gegen die Familie Narischkin (s. d.), aus der Peter's Mutter stammte, und gegen deren Anhänger. Vergeblich suchten die Strelitzen sie zu stürzen und erregten sogar unter ihrem Anführer Chawansky einen bedeutenden Aufstand gegen sie, durch Schlauheit und festes Benehmen aber hielt S. sie in Unterwerfung. Sie war es, die 1686 den Frieden mit Polen schloß, in Folge dessen die Provinzen Smolensk und die Ukraine von den Polen an Rußland abgetreten wurden, wofür dieses ihnen Beistand gegen die krimschen Tataren verhieß. Sie sendete hierauf ihren Liebling, den Fürsten Galyzin, gegen die Tataren und auch Peter erhielt die Erlaubniß, dem Feldzuge persönlich beizuwohnen. Als aber nach seiner Rückkehr seine Halbschwester ihn fortwährend mit Zurücksetzung behandelte, begann er offen gegen sie aufzutreten und ihren Befehlen in Allem zuwiderzuhandeln, wodurch S. in ihrer Abneigung gegen Peter, die in völligen Haß überging, bestärkt wurde. Als endlich Peter mit Eudoxia Lapuchin sich verheirathet, die ihm einen Sohn gebar, und er seit 1687 im Staatsrathe Sitz und Stimme nahm und selbständiger in die Regierung eingriff, stiftete S. aufs Neue eine Verschwörung der Strelitzen gegen ihn, die seine Thronentsagung herbeiführen sollte. Peter aber wurde zeitig genug von der Gefahr, in der er schwebte, unterrichtet; er ließ seine Halbschwester, obschon sie die Mitwissenschaft um die Verschwörung beharrlich läugnete, verhaften und dann die meisten der Verschwornen zu Tode knuten oder mit abgeschnittener Nase nach Sibirien schleppen, während ihr Günstling Galyzin mit ewiger Verbannung nach einer Insel im weißen Meere davon kam; sie selbst aber wurde in das auf dem sogenannten Dewitschei-Pole (Jungfrauenfeld) liegende Jungfrauenkloster in Moskau gebracht, wo sie in schauriger Abgeschiedenheit den Rest ihres Lebens zubringen mußte.

Sophia Dorothea, Prinzessin von Celle, bekannt unter dem Namen Prinzessin von Alden, das schuldlose Opfer des Hasses und der Verläumdung, geb. am 15. Sept. 1666, war die einzige Tochter und Allodialerbin des Herzogs Wilhelm von Celle und seit 1682 mit dem Erbprinzen Georg Ludwig von Hannover vermählt. Trotz ihrer körperlichen und geistigen Vorzüge vermochte sie ihren Gemahl nicht zu fesseln, der sie, nachdem sie ihm einen Sohn und eine Tochter geboren, vernachlässigte und oft rauh behandelte. Die Gräfin von Platen, Maitresse ihres Schwiegervaters, machte den Bruch noch weiter. Da kam der sächsische General Graf Philipp Christoph von Königsmark, der Bruder der Gräfin Aurora von Königsmark (s. d.), ein sehr schöner Mann, nach Hannover.

Die Gräfin von Platen faßte Liebe zu ihm, die aber von ihm nicht erwiedert wurde, da er, Zeuge der traurigen Verhältnisse, in welchen die Prinzessin lebte, die innigste Liebe zu dieser faßte. Die Platen spielte ihm jetzt ein Billet in die Hände, das ihn zu später Abendstunde zu einem Rendezvous mit der Prinzessin einlud. Die Prinzessin empfing ihn mit Erstaunen. Als er aber aus ihren Zimmern kam, am 1. Juli 1694, wurde er auf dem Corridor von dazu bestellten Leuten, wie man sagte, in Gegenwart des Kurfürsten, ermordet, die Prinzessin aber hierauf verhaftet. Selbst die geheim geführte Untersuchung konnte keinen Beweis ihrer Schuld ermitteln. Nachdem ihr Gemahl sich noch in demselben Jahre von ihr hatte scheiden lassen, wurde sie auf das Schloß Alden an der Aller gebracht, wo sie nach 32jähriger Gefangenschaft am 13. Nov. 1726 starb. Sie betrug sich stets mit Anmuth und Würde. So oft sie das heilige Abendmahl nahm, was jede Woche geschah, betheuerte sie ihre Unschuld. Später hat man sich überzeugt, daß sie verläumdet, ein Opfer der Eifersucht und Bosheit der Gräfin von Platen, der Maitresse des Kurfürsten Ernst August, gewesen. Ihr Gemahl bestieg unter dem Namen Georg I. (s. d.) den britischen Thron; ihr Sohn, der nachmalige König Georg II. (s. d.), der seine Mutter zärtlich liebte, war von ihrer Unschuld überzeugt. Vgl. „Fredegunde oder Denkwürdigkeiten zur geheimen Geschichte des hannov. Hofs" (Berl. 1825).

Sophienkirche in Konstantinopel, gegenwärtig die Hauptmoschee der Türken, Aja Sofia, wurde im 6. Jahrh. unter dem Kaiser Justinian von dem berühmten Architekten Anthemius von Tralles, unter Beihülfe des Isidorus von Milet, erbaut. Die frühere Kirche dieses Namens an demselben Platze, die schon Konstantin hatte erbauen und sein Sohn Konstantius erweitern lassen, war 404 durch die Anhänger des heiligen Chrysostomus bei Gelegenheit von dessen Verweisung abgebrannt, und die darauf von Theodosius II. erbaute traf 532 bei dem Nikaaufruhr ein gleiches Schicksal. Die jetzige Kirche hat die Gestalt eines in einem Viereck gezeichneten griechischen Kreuzes, der innere Raum aber ist eine Ellipse, mit der Lage von W. nach O., 252½ Pariser Fuß lang und 228 breit. Die Wände sind im Innern ganz mit Marmor und der Fußboden musivisch mit Porphyr und Verdantico ausgelegt. Die Gallerie umher hat 56 Pariser Fuß Breite und wird von 67 Säulen gebildet, wovon 8 von Porphyr dieselben sind, die Aurelian aus dem Sonnentempel zu Baalbek nahm, 6 von grünem Jaspis aus dem Dianentempel zu Ephesus und viele andere aus Troas, aus Athen und den Cykladen genommen sind. Die großen Pfeiler, welche die Kuppel tragen, sind aus Quadern. Die Kuppel selbst, mit der noch 2 Halbkugeln und 6 kleinere verbunden sind, eine Hauptzierde des herrlichen Gebäudes, war früher sphärisch und ruht auf 4 Arcaden. Sie stürzte aber bei einem Erdbeben ein, und wurde darauf von Isidorus, einem Neffen des Obigen, neu erbaut, 20 Fuß höher und in anderer Form. Ihre Wölbung ist jetzt gedrückter, ihre Höhe nur $^1/_6$ des Diameters, der 108 Fuß beträgt. Die Höhe vom Boden bis in die Spitze der Kuppel ist 169 Fuß. Darauf befindet sich der größte Halbmond, der 50 Ellen im Durchmesser haben soll und den man bis auf den Gipfel des bithynischen Olympus in der Sonne funkeln sehen kann. Das Gewölbe der Kirche ist vergoldet, doch hat die Vergoldung durch die Zeit gelitten. Ueberall herrscht die größte Verschwendung, die nur durch die härtesten Bedrückungen möglich wurde, und während man mit Reliquien, zwischen die Steine gelegt, und mit Brettern der Arche Noah's, zu 3 der Thüren verwendet, den Schutz des Himmels festbannen wollte, riefen Flüche der Verarmten dessen Rache herbei. Das Aeußere der Kirche, auf das kein architektonischer Schmuck verwandt war, machte keinen günstigen Eindruck; die vier Minarets, welche die Türken darauf gesetzt haben, verunstalten es noch mehr. Bei der Einnahme von Konstantinopel sprengte Mohammed auf seinem Schlachtrosse in die Kirche hinein und bis auf den Hauptaltar. Beschreibungen der S. siehe in Procop: „De aedific. Justiniani I."; Grélot „Voyage de Constantinople"; Banduri „Imper. Orient." (Paris 1711, 2 Bde., Fol.) und im 2. Bd. von Fossati's „Storia de l'architettura."

Sophisma nennt man überhaupt einen Trugschluß (s. d.), insbesondere die Schlüsse der Sophisten (s. d.).

Sophist, Sophistik. Den Namen Sophisten, der eigentlich einen, der weise macht, bedeutet, legte sich selbst eine Classe von Menschen bei, in der 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr., welche zuerst in Griechenland aus dem Unterrichte, vornehmlich in der Beredsamkeit, aber auch in vielen andern Gegenständen, ein Geschäft machten. Während früher die griechische Bildung sich nur auf Musik, Gymnastik und Kenntniß der Dichter beschränkte, ward bei dem erhöhten politischen Leben in Griechenland um jene Zeit das Bedürfniß einer vielseitigern Geistesbildung, besonders um sich beim Volke Ansehen und Einfluß zu verschaffen, rege; und dieser Richtung kamen die Sophisten entgegen, indem sie in allem dahin einschlagenden Wissen zu unterrichten versprachen und hauptsächlich in der Kunst, den schwächern Rechtsgrund zum stärkeren zu machen, also in einer mehr auf den Schein, als auf die Wahrheit gerichteten Rhetorik. Sie würden sonach gar nicht in die Reihe der Philosophen gehören, zu denen sie doch gewöhnlich gerechnet werden, wenn sie nicht auch in der allgemeinen Bewegung des Geistes im Alterthume ein wesentliches Moment ausmachten, indem sie, wenn gleich indirect, mehr durch Auflösung früherer Einseitigkeit, als durch Begründung neuer Erkenntniß, die Entwickelung der Philosophie gefördert haben. Nachdem nämlich Anaxagoras den Begriff an die Stelle des allgemeinen Flusses (Uebergehens) der Dinge gesetzt hatte, in dem alle Bestimmtheit sich auflöste, und auch bei Zeno in der eleatischen Schule der reine Gedanke als das Wesen der Dinge aufgestellt war, faßten die Sophisten das auf, und erkannten das Selbstbewußtsein, das Denken, als die absolute Macht, welches jede Festigkeit, sowohl des realen Seins, als der Grundsätze, Sitten u. s. w., wankend zu machen vermöge. Indem sie nun den Begriff auf weltliche Dinge anwandten, brachten sie nicht sowohl Philosophie als allgemeine Bildung, die Einsicht in das, worauf es im Leben ankömmt, hervor; und daher rührt der große Beifall, mit welchem sie überall in Griechenland aufgenommen wurden. Die Sophisten zerfallen in zwei Hauptstämme: der eine in Sicilien und Unteritalien, deren Haupt Gorgias, der andere in Attika, deren Haupt Protagoras war. Gorgias, der im Jahre 427 v. Chr. als Gesandter der Leontiner nach Athen kam, eröffnete dort zuerst eine Rednerschule, für deren Besuch er Geld nahm, indem er sich rühmte, Jeden in der Rede gewaltig machen zu können. In einer Schrift behauptete er den dreifachen Satz: 1) daß eigentlich gar nichts sei, 2) daß, wenn auch etwas wäre, man es doch nicht zu erkennen vermöchte, 3) daß, wenn auch etwas erkennbar wäre, die Erkenntniß davon doch nicht mittheilbar wäre. Protagoras der Abderit, von seinen Landsleuten die Weisheit genannt, reiste in Griechenland umher, die vornehme Jugend für Geld in seinen Künsten unterrichtend. Späterhin aus Athen als Gottesleugner verbannt, nachdem auch seine Schriften verbrannt waren, kam er auf der Flucht zur See um. Seine hervorstechendsten Behauptungen waren: 1) Der Mensch ist das Maaß aller Dinge — womit er alle objective Wahrheit leugnete. 2) Nichts ist beständig, sondern Alles in immerwährendem Flusse begriffen, d. h. nichts ist jemals, sondern Alles wird nur — daher das Wahre nur in der sinnlichen Wahrnehmung und Empfindung ist. 3) Da jeder Vorstellung sich eine gleiche entgegenstellen läßt, so ist eine so wahr als die andere, folglich nur das, was Jeder sich vorstellt, wahr; was Niemand sich vorstellt, ist auch nicht. Man sieht, daß alle diese Sätze dieselbe oben angegebene Tendenz haben. Hiermit verband er noch den oben angeführten Satz der Redekunst, und scheute sich endlich auch nicht, auszusprechen, daß man nicht wissen könne, ob Götter seien oder nicht, da das menschliche Leben nicht ausreiche, um alle mythologischen Sagen zu durchforschen, was ihm Verbannung und Tod zuzog.

Gewöhnlich wird Sophistik in dem Sinne von Spitzfindigkeit, oder der Fertigkeit, Scheingründe aufzustellen, genommen; und allerdings enthielt sie dies auch. Aber bei Gorgias zeigt sich doch zugleich eine hohe Kraft der Abstraction, welche sich an die letzten Denkbestimmungen macht, und dadurch wenigstens der Philosophie von der formalen Seite förderlich geworden ist. Die Art und Weise, wie die S. philosophirten, lernt man am besten aus den mit den beiden genannten gleichnamigen Dialogen Plato's kennen. Aus der Zahl der übrigen berühmten Sophisten verdient hier nur noch Prodikus von Kos, der Lehrer des Sokrates, in der

Unterscheidung sinnverwandter Wörter (Synonymik) Erwähnung, weil Sokrates ihm (bei Xenophon) den schönen Mythus vom Herkules am Scheidewege zuschreibt. Andere Sophisten waren Hippias (s. d.) von Elis, Thrasimachos von Chalcedon in Kleinasien, Kallikles, Kritias u. A. Vgl. Roller „Die griech. Sophisten zu Sokrates' und Platon's Zeit" (Stuttg. 1832).

Sophokles, der Sohn des Sophilos, der größte unter den griechischen Tragikern, geb. 495 zu Kolonos, einem Demos in Attika, starb 406 im 89. Jahre seines Lebens. Er lebte und blühte zu der Zeit, in welcher das Leben der Athener, in politischer und geistiger Hinsicht vom höchsten Aufschwunge emporgetragen, neben rüstiger Thatkraft und sittlicher Energie, die schönsten Erzeugnisse der Kunst und Wissenschaft hervortrieb. Der Geist dieses Volkes gelangte jetzt zum vollen und klaren Selbstbewußtsein, welches, sowie in andern Kreisen männlichen und großartigen Schaffens, so auch in der dramatischen Poesie, welche das sittliche Handeln, als die höchste Blüthe des Geistes, zum Gegenstande hat, zu lebendiger, künstlerischer Darstellung gelangte. Wenn bei Aeschylus, dem Vorgänger und Nebenbuhler des Sophokles, das Handeln mehr in dem gewaltigen Ringen mit wilden und titanischen Naturmächten besteht, wie es in den Perserkriegen ähnlich erscheint, so stellt Sophokles den beruhigten und sich selbst klaren Nationalgeist, der nach Abwendung der Gefahr mehr in sich zurückging, in seiner sittlichen Tiefe und mit der klarsten, künstlerischen Anschaulichkeit und Besonnenheit dar. Daher erkannten auch die Athener, die ihr eignes Wesen in den Tragödien des Sophokles am deutlichsten wiedergegeben fanden, diesem den Preis vor dem Aeschylus zu, der auch aus Verdruß über diese Zurücksetzung Athen verlassen haben soll. Sein ungefähr 25 Jahre jüngerer Nebenbuhler, der seiner Schönheit und Anmuth wegen unter die Jünglinge gewählt worden war, die um die Siegestrophäe von Salamis tanzten, welche Aeschylus als tapferer Streiter mit erkämpfen half, gewann nach dem ersten Siege über den Letztern in den dramatischen Wettspielen noch 19 mal den ersten, noch häufiger den zweiten, niemals den dritten Preis. Die Zahl seiner Tragödien, von denen nur 7 übrig geblieben sind, welche aber unstreitig zu den vorzüglichsten gehören, beläuft sich auf 100. Bis in sein hohes Alter verblieb ihm seine reiche, künstlerische Productivität. Als er im 80. Jahre von seinem Sohne, wegen Unfähigkeit sein Vermögen zu verwalten, vor Gericht geladen wurde, soll er seinen Richtern den kurz vorher vollendeten Oedipus auf Kolonos vorgelesen haben und darauf auf die ehrenvollste Weise freigesprochen worden sein. Sein Ende, welches im hohen Greisenalter erfolgte, ist von den Alten selbst mehrfach ausgeschmückt worden, da er bald in Folge der Freude über den Sieg eines seiner Dramen, bald während des Vorlesens seiner „Antigone" gestorben, nach Einigen sogar am Genusse einer Weinbeere erstickt sein soll. Sein Grabmal wurde durch eine Statue des Bacchus in Marmor, die Trauermaske der Antigone in der Hand, verherrlicht. Er brachte zuerst den dritten Schauspieler auf die Bühne und machte die Handlung noch mehr zum Haupttheile des Drama, indem er den Chorgesang abkürzte. Zwar befolgte auch er die Sitte, drei Tragödien und ein Satyrspiel zugleich aufzuführen, allein diese waren nicht dem Inhalte nach eine einzige große Dichtung, sondern vier verschiedene Werke. Die Stoffe seiner Stücke sind aus dem griechischen Heroenleben entlehnt, jedoch so behandelt, daß der wesentliche Inhalt der Volkssittlichkeit in der Gegenwart zur Anschauung kommt. Der enge Raum einfacher Verhältnisse dient den handelnden Personen gewissermaßen als Piedestal, auf welchem die heroischen Individuen in plastischen Gruppen gewöhnlich ohne Veränderung des Raumes und in beschränkter Zeit mit einer durch keine stürmischen Affecte gestörten idealen Ruhe ihre concentrirten Zwecke verfolgen. Weder durch eine verwickelte Intrigue, noch durch eine Fülle mannichfaltiger, rasch wechselnder und contrastirender Lebenserscheinungen, welche allgemeine Zustände weiter ausmalen sollen, noch durch eine bunte Menge von Personen sucht der Dichter etwas zu erreichen, sondern er zieht das ganze Interesse auf seinen Haupthelden, mit dem nur eine, oder, wie bisher bei Aeschylus, höchstens zwei Personen oder der Chor zugleich auftreten. Die ganze Anlage ist darauf berechnet, in diesen wenigen Individuen und deren Charakter und Pathos die sittlichen Triebfedern, Zwecke und Mächte darzustellen,

Digitized by Google

aus deren Gegensatze und Kampfe die Handlung hervorgeht. Auf diesem Gegensatze und seiner Lösung beruht die Hauptsache. Die vorzüglichste Schönheit der Sophokleischen Tragödien besteht nun theils in der sittlichen Berechnung beider Seiten des Gegensatzes, so daß weder das Fatum als blind und zermalmend, noch die entgegenkämpfende Kraft des Individuums als roh und wild, sondern als menschlich veredelt erscheint, theils in der gleichmäßigen Durchdringung des einfach heroischen Charakters durch ein durchgreifendes und lebendiges Pathos, das nicht den ganzen Menschen verschlingt, sondern seinen sonstigen Trieben, Neigungen und Zwecken eine höhere Lebendigkeit und Individualität verleiht. So ist z. B. Antigone bei aller ihrer schwesterlichen Aufopferung immer noch Weib und Geliebte, und weit entfernt von jeder Abstraction des Gefühls und der nüchternen Reflexion. Einen so hohen sittlichen Werth hat S. deshalb, weil die sittlichen Gesetze des Lebens, sowohl die allgemeinen, die der Chor meistens repräsentirt, als auch die besondern, welche die Sache der Einzelnen sind, so anschaulich und klar herausgestellt werden, und weil über das Ganze eine ernste Milde und eine in dem Untergange versöhnende Liebe ausgegossen ist, welche oft sehr nahe an die Tiefe christlicher Auffassung heranstreift. Die Sprache, welche von der schlichten Einfachheit dialogischer Erörterung bis zum beweglichsten Pathos und der ganzen Innerlichkeit lyrischer Ergüsse sich erhebt, ist die Blüthe des reinsten Atticismus, welcher selbst in den Chorgesängen seine Natur nicht verleugnet. In dem Ausdrucke spiegelt sich die ganze tiefe Gedankenwelt aufs treueste ab, so daß die vollkommenste Harmonie des Innern und Aeußern erscheint. In neuester Zeit wurde die „Antigone" durch deutsche Uebersetzungen und Musikbegleitung von Mendelssohn-Bartholdy für die Bühne bearbeitet und 1841 zuerst in Berlin, dann auch in Leipzig und auf andern Theatern aufgeführt. Vgl. Böckh, Tölken und Förster „Ueber die Antigone des S. und ihre Darstellung auf dem Schloßtheater im Neuen Palais bei Sanssouci" (Berl. 1842); ferner die Schrift „Ueber des S. Antigone und ihre Darstellung auf dem deutschen Theater" (Lpz. 1842) und „Des S. Antigone, übersetzt von Böckh mit Musik von Felix Mendelssohn-Bartholdy im Clavierauszuge" (Lpz. 1843, Fol.). Unter den sehr zahlreichen Gesammtausgaben der Tragödien des S. erwähnen wir als die vorzüglichsten die größern von Brunck (2 Bde., Straßb. 1786, 4.; neue Ausgabe, 3 Bde., Straßb. 1788—89); Musgrave (2 Bde., Oxford 1800—1; neue Ausg., 3 Bde., Oxf. 1809—10) und Erfurdt (6 Bde., Lpz. 1802—11; Bd. 7 von Heller und Döderlein, Lpz. 1825); die kleinern von Erfurdt und Hermann (7 Bde., Lpz. 1809—11), von Elmsley (8 Bde., Lpz. 1827), Schäfer (Lpz. 1810, 2 Bde., u. öft.), G. G. W. Schneider und Witzschel (9 Bde., Lpz. 1823—44), Wunder (Lpz. 1825) rc. Die nicht unbedeutenden Bruchstücke anderer Tragödien finden sich in den Ausgaben von Brunck, Dindorf und Ahrens; besonders erläutert wurden sie von Bothe in „Sophoclis dramatum fragmenta" (Lpz. 1846). Gelungene deutsche Uebersetzungen besitzen wir von Ast, Solger, Donner und Thudichum. Vgl. Lessing „Leben des S.", herausgegeben von Eschenburg (Berl. 1790), vorzüglich aber Schöll „S., sein Leben und Wirken, aus den Quellen dargestellt" (Frankf. 1841) und Patin „Etudes sur les tragiques grecs ou examen critique d'Eschyle, de Sophocle et d'Euripide" (3 Bde., 1841—43).

Sophonisbe, s. Masinissa.

Sophron, s. Mimen.

Sopran, s. Discant.

Soranus oder der soranische hieß ein altsabinischer Gott, der an dem Berge Soracte verehrt wurde. Seine Bedeutung ist nicht klar; Virgil und Plinius vergleichen ihn dem Apollon und dieser hellenische Gott war auch bei den feierlichen Opfern, die ihm am Soracte gebracht wurden und bei denen von ältester Zeit her Leute aus gewissen Familien, Hirpini Sorani genannt, barfuß über glühende Kohlen schritten, an seine Stelle getreten. Servius dagegen sagt, daß er der Vater Dis (s. d.), also ein Gott der Unterwelt sei; auch wird der Feronia (s. d.) bei jenen Opfern gedacht.

Sorau, Kreisstadt in dem zum preußischen Regierungsbezirk Frankfurt gehörigen Theile der Niederlausitz, eine der ältesten lausitzer Städte mit 5000 Einw., Gymnasium,

Waisenhaus, Irrenanstalt, Tuch-, Tabaks- und Kattunfabriken. Im Jahre 873 wurde Stadt und Herrschaft S. von ihrem damaligen Besitzer Thagulf dem Stifte Fulda vermacht; später war sie unter Anderm auch Besitzthum der Herzoge von Sachsen, kam dann an den Kaiser, der sie dem Bischofe von Breslau, Balthasar v. Promnitz, käuflich überließ. Der letzte Besitzer dieses Hauses trat S. gegen eine Leibrente 1765 an Kursachsen ab und dieses in Folge des Wiener Friedens 1815 an Preußen. Vergl. Worbs „Geschichte der Herrschaften Sorau und Triebel" (Sorau 1826).

Sorben, oder Sorbenwenden, waren eine der slavischen Völkerschaften, welche von Böhmen der Elbe entlang bis zur Ostsee wohnten und von den Deutschen gewöhnlich Wenden genannt wurden. Sie wohnten in dem Lande zwischen der Elbe und Saale, welche Letztere sie von den Thüringern schied und bildeten ursprünglich mit den Lausitzern in der Ober- und Niederlausitz einen Stamm. Die Besitznahme des angegebenen Landstrichs fand statt in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts n. Chr., wo die Deutschen, durch Kriege geschwächt, dem Vordringen ihrer bis dahin jenseits der Elbe wohnenden slavischen Nachbarn keinen Widerstand entgegensetzen konnten. An der Spitze der Sorben standen mehrere Fürsten, wie bei den slavischen Stämmen überhaupt. Da diese Häuptlinge oft unter sich uneinig waren, gelang es den Deutschen, von der thüringischen Mark aus, welche Karl der Große gründete, nach und nach sowohl die Sorben, als auch die Lausitzer, zu unterwerfen und aus den von ihnen bewohnten Gegenden von Deutschen regierte Markgrafschaften zu errichten. Am Ende des 10. Jahrhunderts war die Unterwerfung vollendet. Die Sorben wurden während der zu diesem Zwecke von den Deutschen geführten Kriege entweder ausgerottet, oder blieben, mit deutschen Colonisten untermischt, wohnen, je nachdem ihre Fürsten mehr oder weniger Widerstand entgegensetzten oder freiwillig sich ergaben. Die meisten Sorben blieben in den ebenen Gegenden sitzen, wo sie entweder als Freie oder als Hörige reicher, adeliger, deutscher Gutsbesitzer Ackerbau trieben. In den gebirgigen Gegenden, z. B. im Erzgebirge, so wie auch in den Städten, waren fast alle Einwohner deutsche Ansiedler. Die sorbische Sprache erhielt sich noch lange in den ursprünglich sorbischen Gegenden fort. In Leipzig ward bis 1327 sorbisch gesprochen. Um diese Zeit ward der Gebrauch der sorbischen Sprache vor Gericht verboten, und sie starb allmählich aus bis auf einige Worte, die auf dem Lande hie und da vorkommen. Das Land der Sorben bildete nach dem Obsiegen der Deutschen die Markgrafschaft Meißen. Aus dem Lande der den Sorben verwandten Lausitzer wurden die Markgrafschaften Ober- und Niederlausitz gebildet. In beiden haben sich die alten Slaven hier und da noch in ihrer alten Eigenthümlichkeit und Sprache erhalten, und nennen sich in der Niederlausitz Sserske, in der Oberlausitz Srbie. Eine eigenthümliche Literatur fehlt bei ihnen gänzlich. Doch ist Mehreres in ihre Sprache, die erst seit den Zeiten der Reformation geschrieben ward, übertragen (z. B. die Bibel) und in neuerer Zeit manches brauchbare Buch darin geschrieben worden.

Sorbet oder Tscherbet ist ein bei den Morgenländern gewöhnliches Getränk, das aus dem Saft von Früchten und aus Zucker, häufig mit einem Zusatz von Rosenwasser oder Ambra, zubereitet wird. Der gemeine Türke bereitet sich S. aus einem abgesüßten, über gestoßene Rosinen gegossenen Wasser.

Sorbonne hieß das Collegium oder die Bildungsanstalt für junge Geistliche an der Universität zu Paris, welches 1250 von Robert von Sorbon gestiftet und sehr reichlich dotirt ward. Lehrer an diesem Institute waren jedesmal die ausgezeichnetsten Theologen der Pariser Universität, und daher kam es, daß der Ruf dieses Institutes bald ruhmvoll durch ganz Europa erklang, ja daß man den Namen der Sorbonne irrthümlicherweise hie und da auf die gesammte theologische Facultät der Pariser Universität übertrug. Wer zum Doctor der S. promoviren wollte, mußte, ohne Unterbrechung, von des Morgens um 6 Uhr bis des Abends um dieselbe Stunde disputiren! Die S. hat auf die Ausbildung der Religion und Kirche in Frankreich lange Jahrhunderte hindurch einen entschiedenen Einfluß geäußert, da man bei vorkommenden Streitigkeiten fast regelmäßig das Gutachten ihrer Doctoren einholte und respectirte. Sie trat aber so feindselig gegen die Reformation als

Digitized by Google

gegen den Orden des Ignaz von Loyola auf, behauptete die alten Freiheiten der gallicanischen Kirche und gerieth mit dem Papste in langwierige Fehde wegen der Bulle Unigenitus. Später interessirte sich die S. weit mehr für juristische Spitzfindigkeiten, als für die Kirchenlehre, und gerieth endlich im 18. Jahrhundert wegen ihres brutalen Wesens und bornirten Eigensinnes ganz in Verruf. Sie verdammte die Schriften eines Helvetius und Rousseau, und zog sich dadurch Spott, Hohn und Verachtung zu. Die Gebäude, die sich zu Richelieu's Zeiten im schlechtesten Zustande befanden, wurden von diesem Minister wiederhergestellt. Der Neubau begann 1629 und endigte 1659. Die dazu gehörige Kirche wurde 1635 nach einem von Lemercier entworfenen Plane angefangen; in ihr befindet sich Richelieu's Grabmal von Girardon. Während der Revolution sollte in das Local der S. die Normalschule verlegt werden; doch wurde dieser Plan wieder aufgegeben. Nachdem sie eine Zeitlang zu einem Atelier für Bildhauer gedient hatte, wurde 1819 eine Section der Rechtsschule hineinverlegt. Gegenwärtig ist die S. der Pariser Akademie und namentlich der theologischen Facultät überwiesen. Vgl. Duvernet „Histoire de la Sorbonne" (deutsch, 2 Bde., Straßb. 1792).

Sorel, Agnes, die Geliebte König Karl's VII. von Frankreich, eine höchst ehrenwerthe Dame, die Niemand in die Zahl der Personen reihen wird, welche später den französischen Hof befleckt haben. Sie war 1409 im Dorfe Fromentan in Touraine, aus einem adeligen Geschlechte geboren und kam 1427 als Ehrendame der Herzogin von Anjou, Isabelle von Lothringen, an den französischen Hof. Mit einer ausgezeichneten körperlichen Schönheit verband sie die größte Liebenswürdigkeit und glänzende Eigenschaften des Geistes und Gemüthes, und zog bald die Augen des Königs auf sich. Sie gab sich ihm endlich hin, und war lange Zeit hindurch sein guter Genius, besonders in der unglücklichen Zeit, da Karl fast sein ganzes Land an die Engländer verloren hatte, und in Gefahr war, in völlige Verzagtheit zu versinken. Im Jahre 1442 zog sie sich nach Loches zurück, wo ihr der König hatte ein Schloß bauen lassen, und wo sie derselbe öfters besuchte. Auch schenkte er ihr die Grafschaft Penthièvre in Bretagne, die Herrschaften Roche-Serrière und Issoudun in Berry und das Schloß Beauté an den Ufern der Marne, daher sie den Namen Dame de Beauté annahm. 5 Jahre später begab sie sich eine Weilzeit wieder an den Hof und dann nach dem Schlosse Masnal-la-Belle, wo sie 1450 plötzlich unter dem Verdachte einer Vergiftung starb. Drei Töchter, die sie vom Könige hatte, wurden von ihm anerkannt und auf Kosten der Krone ausgestattet.

Sorites oder Kettenschluß ist eine Schlußreihe aus verstümmelten Schlüssen. In ihm werden von einer Reihe von zusammenhängenden Schlüssen nur die Obersätze untereinandergestellt, die Conclusion entsteht dann aus dem einen Theile des ersten und dem andern Theile des letzten Satzes. Wie jede Schlußreihe ist der S. entweder prosyllogistisch oder episyllogistisch. Jeder S. läßt sich in eine vollständige Schlußreihe verwandeln, sobald man die beiden ersten Sätze zu Prämissen macht, und danach den Oberbegriff mit dem Unterbegriffe zu einem Schlußsatze verbindet, diesen dann wieder mit dem dritten Satze zu Prämissen des folgenden Schlusses gebraucht u. s. w. S. kommt von *σωρός* Haufe, auf Griechisch heißt er *σωρείτης*, ein gehäufter Schluß. Dagegen der sogenannte Häufelschluß, bei dem es sich um die Frage handelt, wie viel Körner einen Haufen machen, heißt *σωρίτης*.

Soröe, ein Amt im dänischen Stifte auf der Insel Seeland, 22 O.M. groß, mit 50,000 E. Der Hauptort gleiches Namens ist berühmt durch seine Ritter- und Forstakademie. S. war im 12. Jahrh. eines der reichsten Klöster Dänemarks, wurde von Friedrich II. 1586 in eine große Schule umgewandelt, die von Christian IV. 1632 zu einer Akademie erhoben und von Holberg reich dotirt wurde. Im Jahre 1822 wurde die Akademie, nachdem 1813 das Akademiegebäude verbrannt war, mit verändertem Reglement von Friedrich IV. neu begründet, so daß sie jetzt eine Lehr- und Erziehungsanstalt und Universität umfaßt.

Sosier, lat. Sosii, war der Name einer berühmten Buchhändlerfamilie zu Rom, im Zeitalter des Augustus, die Horaz einige Male ehrend erwähnt, da sie den Vertrieb seiner

Gedichte besorgte. In neuerer Zeit bezeichnet man damit vergleichsweise jeden angesehenen Buchhändler.

Sotzmann, Daniel Friedr., Kriegsrath und Geograph der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, ein Mann von den größten Verdiensten um die Landkartenzeichnung, war geb. am 13. April 1754 zu Spandau. Daselbst machte er unter der Leitung eines in Spandau gefangen sitzenden Ingenieurhauptmanns Materne seine Studien in der Mathematik, dem Feldmessen, der Civil- und Kriegsbaukunst und trat 1773 als Conducteur zum königlichen Immediat-Baucomptoir in Potsdam. Im Jahre 1787 ward er bei dem Ingenieurdepartement des Oberkriegscollegii als geheimer Secretär angestellt, und hat diese Stelle bis 1826 verwaltet, wo er seinen Abschied nahm. Seine Amtsgeschäfte haben ihn nicht verhindert, sehr bedeutende Leistungen in der Kartenzeichnungskunst zu schaffen. Im Jahre 1785 erhielt er in Folge der gestochenen Darstellung der Länder am schwarzen Meere zwischen dem 45—56° L. und 42—49° Br. die Stelle eines Geographen der Akademie der Wissenschaften. Alle seine Werke belaufen sich auf 150 Nummern; es sind theils Karten zu bekannten geographischen Werken (z. B. Büsching's) und zum Schulunterrichte, theils sehr sorgfältig ausgeführte Specialkarten. Zu erwähnen ist besonders die Karte von Deutschland in 16 Blättern (1789) und die Karten über die seit 1803 eingetretenen politischen Veränderungen. Seine Zeichnungen, die den Kupferstechern zum Vorbilde dienten, führten eine wesentliche Verbesserung der deutschen Landkarten in Bezug auf Deutlichkeit, Schönheit und gefällige Vertheilung der Schrift mit sich. S. erlernte auch das Kartenstechen ohne Unterricht; doch hat er nur wenige seiner Arbeiten selbst gestochen. Anfangs fand er viele Hindernisse bei Veröffentlichung seiner Karten, weil Friedrich der Große eine Abneigung hatte, seine Länder durch Specialkarten bekannt gemacht zu sehen. Während der französischen Invasion erlitt er einen empfindlichen Verlust, da ihm die ihm zugehörigen Platten einer herauszugebenden Specialkarte von dem damaligen Neuostpreußen in 15 Blättern weggenommen wurden. Nach geschlossenem Frieden 1815 erhielt er sie zwar wieder, doch konnte er sie dann nicht mehr verwerthen. Er starb zu Berlin am 3. Aug. 1840.

Sotzmann, Joh. Dan. Ferd., der Sohn des Vorigen, Geh. Ober-Finanzrath in Berlin, geb. am 11. Jan. 1785, wurde 1804 Assessor bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Ansbach und nachher zu Baireuth und 1810 Regierungsrath in Potsdam. Nachdem er 1815 Stadt und Gebiet Wetzlar für Preußen in Besitz genommen und bis zur Organisation verwaltet hatte, kam er 1816 als Regierungsdirector nach Köln und 1819 ins Finanzministerium nach Berlin, wo er an den Arbeiten zur Ergänzung und Ausbildung des jetzigen indirecten Steuersystems in der preußischen Monarchie Antheil nahm. Im Jahre 1829 ging er zur Ausführung des Handelsvertrags mit Bayern und Würtemberg, welcher der Zollvereinigung mit diesen Staaten voranging, nach München und war auch bei den Verhandlungen wegen des Zollanschlusses mit dem Großherzogthum Hessen 1828, dem Fürstenthum Waldeck u. s. w. thätig. Neben seinen Amtsgeschäften beschäftigte er sich besonders mit kunstgeschichtlichen und bibliographischen Studien, deren Resultat er in den Abhandlungen zur Geschichte des Buch- und Bilddrucks in Raumer's „Historischem Taschenbuch" (1837 und 1841) und in seinen Beiträgen zum „Journal für wissenschaftliche Kritik", zum Stuttgarter „Kunstblatt" und dem „Serapeum" niederlegte.

Sou oder Sol ist die Benennung franz. Münzen, welche zu den verschiedenen Zeiten sehr verschieden ausgeprägt wurden. Die ursprüngliche Münze war die Nachahmung des römischen Solidus (s. d.) und hieß Sol, eine Goldmünze im Werthe von 40 Denaren und am Gewicht zwei Quentchen, die zuweilen auch Sol d'or genannt wurde. Der Sol oder Sou neuerer Zeit ist eine bronzene Scheidemünze, welche namentlich während der Revolution in ungeheuern Massen, aus Glockengut, geprägt wurde. Anfangs wurden sie mit dem Kopf des Königs und dem Wappen ausgeprägt, an deren Stelle später die Embleme der Freiheit, die Constitutionstafel u. s. w. traten. Gleichwie 20 Solidi auf das Pfund gerechnet wurden, so rechnete man 20 Sous auf einen Livre. Auch prägte man Sous als

Silbermünze (sou d'argent), von denen die einfachen wenig gebräuchlich waren, wohl aber die Stücke zu 2, 3, 4, 5 und 6 Sous, ebenso wie während der Revolution die Stücke zu 15 und 30 Sous.

Soubise, ein altes Geschlecht in Frankreich, das seinen Namen von dem gleichlautenden Flecken führte. — Kathérine de Parthenai, die Erbtochter des Jean de Parthenai, Herrn von S., heirathete 1557 den Vicomte René II. von Rohan (s. d.), womit Güter und Titel in das Geschlecht der Rohan's übergingen. — Aus dieser Ehe entsprangen zwei als Kriegshäupter der Hugenotten (s. d.) berühmte Söhne: der Herzog Henri von Rohan (s. d.) und der jüngere Benjamin von Rohan, Baron von Frontenai, als Erbe seiner Mutter Herr von Soubise. Derselbe war um 1589 geboren und machte seine ersten Feldzüge unter Moritz von Oranien in den Niederlanden. Seit 1611 hatte er mit seinem Bruder großen Einfluß bei allen Angelegenheiten der franz. Protestanten und trat deshalb auch 1615 zur Partei des Prinzen von Condé. Als unter Ludwig XIII. 1621 die Religionskriege wieder begannen, erhielt er auf der Protestantenversammlung zu Larochelle das Commando in den Provinzen Poitou, Bretagne und Anjou und vertheidigte mit großer Tapferkeit den festen Platz Saint-Jean-d'Angeli. Er mußte sich zwar unterwerfen, ließ sich aber nicht von den Verlockungen des Hofes gewinnen, sondern eröffnete an der Spitze von 8000 Glaubensgenossen abermals den Krieg im Winter von 1622. Ludwig XIII. ging ihm mit einer starken Armee entgegen, nahm ihm sein Geschütz ab und drängte ihn nach Larochelle zurück. S. eilte jetzt nach England, um Jacob I. zur Unterstützung der protestantischen Sache zu bewegen, vermochte aber diesmal nichts auszurichten. In den ersten Monaten des Jahres 1625 bemächtigte er sich der Inseln Ré und Oléron, griff in dem kleinen Hafen Blavet an der bretagnischen Küste mit geringer Macht die ganze königliche, 15 große Schiffe zählende Flotte an und führte dieselbe unter günstigem Winde hinweg. Der König bot ihm den Befehl über die franz. Seemacht an; allein Soubise schlug dies aus und ermunterte vielmehr die Protestanten zur Fortsetzung des Kampfes. Seine Expedition in die Landschaft Medoc mißglückte, wie fast alle seine Unternehmungen zu Lande. Nach seiner Rückkehr auf die Insel Ré erschien eine von den Holländern gemiethete, 20 Segel starke Flotte, mit welcher die Reste der franz. Marine vereinigt waren. Auch dieser Streitmacht vermochte er lange Stand zu halten. Endlich schlug ihn am 15. Sept. 1625 der Herzog von Montmorency auf der Höhe der Insel Ré und vertrieb ihn auch aus Oléron. S. belebte durch die beredtesten Vorstellungen den Muth der Larocheller und begab sich nach England, wo er Karl I. bewog, vom franz. Hofe drohend die Erfüllung des Edicts von Nantes zu fordern. Richelieu beeilte sich deshalb, mit den Protestanten den Scheinfrieden vom 6. April 1626 zu schließen, in welchem auch S. Verzeihung und die Würde eines Pairs und Herzogs erhielt. Als er jedoch merkte, daß Richelieu (s. d.) dessenungeachtet Anstalten zur Belagerung von Larochelle traf, blieb er in England und brachte es dahin, daß der Herzog von Buckingham (s. d.) mit einer starken Flotte zum Entsatze von Larochelle abgeschickt wurde. Das Unternehmen scheiterte an dem Mißtrauen der Bewohner von Larochelle gegen die Engländer und nach viermonatlichen Operationen, welche die Belagerung nicht störten, mußte Buckingham den Rückzug nehmen. S. bestimmte hierauf Karl I., eine zweite Expedition unter dem Grafen von Denleigh abgehen zu lassen, die ebenfalls gänzlich an der Unfähigkeit des Führers scheiterte. Auf Betrieb S.'s entschloß sich Karl I. sogar, eine dritte Flotte unter dem abermaligen Befehle Buckingham's abzuschicken, der aber die Abreise möglichst hinausschob und am 2. Sept. 1628 ermordet wurde,, als er unter Segel gehen wollte. Die Katholiken schrieben die Blutthat S. zu, was sich jedoch bald als Verläumdung herausstellte. Der Graf von Lindsay erhielt hierauf den Auftrag, das Unternehmen in Gemeinschaft mit S. zu leiten. Die Engländer wollten jedoch dem Fremden nicht gehorchen und versagten zu einem kühnen Angriffe auf den Damm, den Richelieu ins Meer hatte bauen lassen, die Mitwirkung, so daß Larochelle (s. d.), das letzte Bollwerk der Protestanten, fallen mußte. S. wurde zwar in den Frieden vom 29. Juni 1629 eingeschlossen, blieb aber in England, um von hieraus

die protestantische Sache zu betreiben. Er starb zu London kinderlos im Jahre 1642. Die Güter und Titel des Hauses S. gingen auf François von Rohan, einen seiner Seitenverwandten, über. — Ein Nachkomme des Letztern war Charles von Rohan, Prinz von S., Pair und Marschall von Frankreich, der als einer der reichsten Herren des franz. Adels galt. Er wurde am 16. Juli 1715 geboren und stieg als Freund Ludwig's XV. ohne Talent und Mühe zu den höchsten militärischen Würden empor. In den Feldzügen von 1744—48 war er der Begleiter und Adjutant des Königs und eroberte 1746 Mecheln. Im Jahre 1748 wurde er zum Gouverneur von Flandern und 1751 von Hamburg ernannt. Mit Eröffnung des 7jährigen Kriegs erhielt er auf Verwenden seiner Freundin, der Pompadour, ein Corps von 24,000 M., das jedoch von dem Oberfeldherrn, dem Marschall d'Estrées, abhängig sein sollte. Seine ersten Operationen waren nicht unglücklich; er eroberte Wesel, besetzte Kleve und Geldern und trieb die Preußen auf die Hannoveraner zurück. Da ihn das Verhältniß zu Estrées drückte, trennte er sich im Sommer 1757 vom Hauptheere und vereinigte sich mit der deutschen Reichsarmee, um die Preußen aus Sachsen zu werfen. In der Mitte des Sept. erreichte er mit 8000 M. Gotha, wo er sich von den Beschwerlichkeiten des Marsches zu erholen gedachte und auf dem herzoglichen Schlosse für sich und seine Generalität ein herrliches Mahl bereiten ließ. Allein der preuß. General Seydlitz erschien mit 1500 Mann vor der Stadt, so daß er mit Zurücklassung vieler Gefangenen die Flucht ergreifen und den Preußen den Platz an der Tafel lassen mußte. Der franz. Hof befahl ihm Winterquartiere zu beziehen, S. setzte aber im Vertrauen auf seine Stärke die Operationen gegen die Preußen fort und ließ sich am 4. Nov. die höchst schimpfliche Niederlage bei Roßbach (s. d.) beibringen, die außerdem dem Könige Friedrich II. die Verbündeten wieder zuführte. S. wurde bei Roßbach verwundet und gefangen; Friedrich der Große besuchte ihn mitleidig in seinem Elende. Zwar suchte S. die Schuld auf den Prinzen von Sachsen-Hildburghausen zu schieben, doch konnte er nicht verhindern, daß man ihn zu Paris mit Schande und den tödtlichsten Spöttereien überhäufte. Demungeachtet ernannte ihn der König zum Kriegsminister, gab ihm eine Pension von 50000 Livres und bewahrte ihm seine Freundschaft. Weil er die Schande auszulöschen wünschte, erhielt er 1758 das Commando über eine neue Armee, wobei ihm jedoch der Herzog von Broglie zum Beistand gegeben wurde. Ungeachtet der Eifersucht, die zwischen Beiden herrschte, siegten die Franzosen bei Lützelburg, so daß die Landgrafschaft Hessen in ihre Hände fiel. S. erhielt für diese Erfolge den Marschallsstab. Im Feldzuge von 1761 befehligten S. und Broglie zwei Corps am Rhein, die aber bei dem fortgesetzten Zwiste der Anführer nichts vermochten. Als Broglie bei Fillingshausen mit seinen Truppen geschlagen wurde, schob er die Schuld auf S., der ihn nicht unterstützt hatte. Beide beklagten sich bei Hofe; aber S. behielt Recht, weil die Pompadour auf seiner Seite war und der fähige Broglie mußte das Commando niederlegen und auf seine Güter gehen. Der Friede von 1763 machte endlich der kriegerischen Laufbahn S.'s ein Ende. Er gewann nach dem Tode der Pompadour eine ebenso feste Stütze an der Dubarry. Als Ludwig XV. starb, war er der einzige von den Hofleuten, der dem Sarge folgte. Dieser Zug von Dankbarkeit allein bewog Ludwig XVI., ihm die Stelle im Ministerrathe zu lassen. Bis ins späte Alter verwendete S. große Summen zur Unterhaltung von Schönheiten der Oper. Doch war er kein Verschwender und verleugnete im Privatleben nie einen humanen, wohlwollenden Charakter. Er starb am 4. Juli 1787. Mit ihm erlosch die Linie Rohan-Soubise.

Soubrette, bedeutete früher soviel als Dienerin. Später bediente man sich des Namens nur in der Theatersprache, indem man darunter ein listiges, verschmitztes, dienstfertiges Kammermädchen verstand, wie es im Lustspiel behufs leichtfertiger Intriguen als stehender Typus gebraucht wird. Jetzt, wo der Stoff schon ziemlich abgenutzt erscheint, hat sich auch der Ausdruck selbst, wenigstens in Frankreich, mehr und mehr von der Bühne verloren.

Soulié, Melchior Frédéric, ein fruchtbarer franz. Romandichter und Tagesschriftsteller, geb. 1800, war eine Zeit lang Advocat, dann Steuerbeamter, später Dirigent

einer Tischlerei und wurde endlich als Unterbibliothekar auf dem Arsenale angestellt. Als dramatischer Dichter begann er 1828 mit der in Form der classischen Schule gehaltenen Tragödie „Roméo et Juliette", dann warf er sich mit seiner „Christine à Fontainebleau" (1829) in die Romantik und lieferte nun eine lange Reihe von Dramen und Melodramen, von denen einige, z. B. seine „Clotilde" (1832), bei der Menge, auf die seine Stücke in ihrer effectreichen Anlage berechnet sind, außerordentlichen Beifall fanden. Seine Romane sind von sehr ungleichem Werthe. Wir nennen von seinen historischen Darstellungen dieser Art „Le vicomte de Beziers" (2 Bde., Par. 1834); „Le comte de Toulouse" (2 Bde., Par. 1835); „Romans historiques du Languedoc" (1 Bd., Par. 1836) und „Le comte de Foix". Am glücklichsten ist S. in der Schilderung moderner Sitten und in der Darstellung des alltäglichen Lebens. Dies zeigt sich besonders in seinem „Un été à Meudon" (2 Bde., Par. 1836), „Deux séjours: Province et Paris" (2 Bde., Par. 1839), „Maison de campagne à vendre" (2 Bde., Par. 1841), „Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait" (Par. 1842) und in seinen vielgelesenen „Memoires du diable" (Par. 1837), die er selbst wieder für die Bühne ausgebeutet hat. Er starb am 23. Sept. 1847 zu Bièvre bei Paris.

Soult, Nicolas Jean de Dieu, Herzog von Dalmatien, Marschall von Frankreich, vor wenigen Jahren Kriegsminister, gehört zu den Männern, welche der Stern Napoleon's aus dunkler Herkunft auf den Höhepunkt des Ruhmes und des Ansehens gerufen. S., dessen Vater Bauer war, ward am 29. März 1769 (in einem Jahre mit Napoleon) zu Saint-Amans im Departement Tarn geboren, und trat 1785 als gemeiner Soldat in ein Infanterieregiment. Im Jahre 1791 wurde er Unterlieutenant und noch in demselben Jahre Capitän; er diente damals am Oberrhein. Sich fortwährend auszeichnend bei Kaiserslautern, bei Weißenburg, bei Fleurus u. a., wurde er bald Divisionsgeneral und gehörte als solcher 1799 zu dem Heere Massénas, das den Aufstand in der Schweiz stillte, bei Zürich siegte und die Russen und Oesterreicher zum Rückzuge nöthigte. In dem unglücklichen Feldzuge in Italien wurde er, nachdem er mehrere Wunden erhalten, gefangen, aber nach Napoleon's Sieg bei Marengo (14. Juni 1800) wieder frei; er stand 1801 an der Spitze eines Observationscorps in Italien und kehrte nach dem Frieden von Amiens nach Frankreich zurück. Im Jahre 1805 zum Marschall von Frankreich erhoben, machte er den österreichischen Krieg mit, zeichnete sich bei Ulm und ganz besonders in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz (2. Dec. 1805) aus, wo er den rechten Flügel commandirte und durch die Einnahme der Anhöhen den Erfolg des Tages entschied. Napoleon rief ihm noch auf dem Schlachtfelde zu: Marschall, Sie sind der erste Manövrist in Europa. Neuen Ruhm erwarb er sich im preußischen Feldzuge und nahm am 16. Juni 1807 nach der Schlacht von Friedland Königsberg. Nach dem Tilsiter Frieden kehrte S. mit dem Heere nach Frankreich zurück und erhielt den Titel Herzog von Dalmatien. Von 1808—12 kämpfte er in Spanien. Anfangs befehligte er das Centrum der großen Armee und erhielt mehrere besondere Aufträge, wozu namentlich die Verfolgung des englischen Heeres bis zur Einschiffung in Coruña und die Einnahme von Porto am 29. Jan. 1809 gehört. Dann wurde er 1809 an Jourdan's Stelle Generalmajor der franz. Heere in Spanien, siegte am 12. Nov. bei Ocaña, drang durch die Engpässe der Sierra Morena nach Andalusien, nahm am 29. Jan. 1810 Sevilla, lieferte am 16. Mai 1811 den Engländern, Spaniern und Portugiesen die blutige Schlacht von Albufera, wo er sich zuletzt vor der Uebermacht zurückziehen mußte und entsetzte im Juni Badajoz, das Wellington belagerte. Im März 1813 erhielt S. das Commando des 4. Corps der großen Armee, befehligte in der Schlacht bei Lützen die Infanterie der Garde und bei Bautzen das Centrum. Aber auf die Nachricht von Wellington's Sieg bei Vittoria schickte ihn Napoleon wieder nach Bayonne, um die Reste des spanischen Heeres zu reorganisiren. Er befestigte Bayonne und war auch einige Zeit in der Offensive nicht unglücklich. Doch konnte er in der blutigen Schlacht bei Toulouse (10. April 1814) mit seinen 20,000 Franzosen den 100,000 Engländern und Spaniern nicht widerstehen. Unterdessen war Napoleon entsetzt; S. schloß einen Waffenstillstand mit Wellington und

unterwarf sich Ludwig XVIII. Dieser ernannte ihn zum Gouverneur der 13. Militärabtheilung und im December 1814 an Dupont's Stelle zum Kriegsminister. Doch bewogen die Anfeindungen der Royalisten S., im März 1815 die Stelle niederzulegen. Bei Napoleon's Rückkehr schloß sich S. sogleich an ihn an und kämpfte als Generalmajor bei Fleurus und bei Waterloo. Nach des Kaisers Falle mußte er, in die Ordonnanz vom 24. Juli mit begriffen, Frankreich verlassen und begab sich mit seiner Familie nach Düsseldorf. Doch gestattete ihm der König 1819 die Rückkehr und überreichte ihm am 6. Jan. 1821 den Marschallstab. Im Jahre 1827 erhielt er durch Villèle die Pairswürde. Nach der Julirevolution war S. in den Ministerien Lafitte und Périer Kriegsminister und wurde am 11. Oct. 1832 in demselben Amte Ministerpräsident. Man nennt dieses Ministerium Soult-Thiers-Guizot; es war das vierte seit Ludwig Philipp's Regierung. Bei der 3. Modification desselben, am 18. Juli 1834, trat Gerard an seine Stelle. S. wollte zuviel auf das Heer verwenden, und ward dadurch, daß sich der Finanzminister Humann ihm widersetzte, daß er im Budget für 1834 in Reductionen einwilligen mußte, daß die Kammer seinen Vorschlag, die Reserven des Landheeres vollständig zu machen, verwarf, zur Niederlegung seiner Stelle bewogen. In die Zeit seiner Verwaltung fällt die Einnahme von Antwerpen. Im Juni 1838 wurde er zur Krönung der Königin Victoria nach England geschickt, wo man ihm außerordentliche Auszeichnungen erwies. Im Mai 1839 übernahm er nach Molé's Sturz die Präsidentschaft und das Portefeuille des Auswärtigen, mußte aber schon im Jan. 1840 wegen der Dotationsfrage in Bezug auf den Herzog von Nemours abtreten. Am 29. Oct. 1840 trat er wieder an die Spitze des Cabinets als Kriegsminister, gab aber das letztere Ministerium 1846 an St. Yon ab. Die Revolution von 1848 entfernte ihn ganz von den öffentlichen Angelegenheiten. Er besitzt keine tiefere Bildung, ersetzt dieselbe aber durch Scharfblick, Kühnheit und einen glühenden Ehrgeiz. — Sein Sohn Hector S., Marquis von Dalmatien, diente unter der Restauration im Generalstabe und betrat 1830 die diplomatische Laufbahn, indem er Gesandter in den Niederlanden, dann zu Turin und von 1844—48 zu Berlin war. — Des Marschalls Bruder, Pierre Benoit S., geb. zu St. Amans am 20. Juli 1770, trat 1788 ebenfalls als Freiwilliger in die Armee, machte die Kriege der Republik und des Kaiserreichs mit und starb als Generallieutenant zu Tarbes am 7. Mai 1843.

Soumet, Alex., franz. Dichter, geb. 1788 zu Castelnaudary, studirte zu Aix und Paris Jurisprudenz, wurde dann Advocat und trat später als Auditeur in den Staatsrath. Karl X. ernannte ihn zum Bibliothekar des Lustschlosses Rambouillet und Ludwig Philipp übertrug ihm in der Folge die Verwaltung der Bibliothek in Compiègne. Schon früh hatte S. sich in der Poesie versucht und mehrfache Bewerbungen um akademische Preise hatten einen günstigen Erfolg gehabt. Unter seinen lyrischen Gedichten findet sich manches Gute; besonders hat seine Elegie „La pauvre fille“ vielen Anklang gehabt. Seinen dramatischen Versuchen fehlt es an wahrer Schöpferkraft und eigentlicher Originalität, obgleich sie sowohl in Form als Inhalt einzelne gelungene Partien bieten. In „Clytemnestre“ (1822) ahmte er Alfieri nach; in der Tragödie „Saül“ (1822) war Racine sein Vorbild, in „Cléopatre“ (1825) und in „Jeanne d'Arc“ (1825) folgte er im Allgemeinen den classischen Traditionen. Seine „Elisabeth de France“ (1828) ist eine mißlungene Nachahmung von Schiller's „Don Carlos“. An der Tragödie „Une fête de Néron“, sowie an dem Operntexte „Siège de Corinthe“ hat er nur mit gearbeitet. Nach Vollendung der Tragödie „Norma“ (1831) hat er als Dichter längere Zeit geruht, bis er 1841 mit seiner hochfliegenden „Divine Epopée“ hervortrat, in der er einer rhetorisirenden Manier über die Gebühr huldigt. Seine vielverheißene, aus einer Idylle, einem Epos und einer Tragödie bestehende Trilogie „Jeanne d'Arc“ wurde erst nach seinem Ableben, welches am 30. März 1845 zu Paris erfolgte, von J. Lefèvre-Deumier herausgegeben.

Southcote, Johanna, 1750 in einem Dorfe der englischen Grafschaft Devon geboren, hatte sich durch verstandloses Bibellesen soweit in ihrer apokalyptischen Träumerei vertieft, daß sie sich für die Offenbar. Joh. 12, 1 beschriebene Braut des Lammes hielt und

nach schwärmerischer Frauenweise das Heil der Welt zu gebären vorgab. Trotz dieses Unsinnes fand sie Anhänger, welche sie, um den neuen Messias würdig zu empfangen, auf das jüdische Gesetz verpflichtete. Schon ward sie von den sie umgebenden Propheten für schwanger erklärt, schon stand die kostbare Wiege bereit, als sie am 27. Dec. 1814 an der Trommelsucht, die ihre Eingeweide stark angeschwellt hatte, starb. Nur eine kleine Partei der Neu-Israeliten harrt noch auf die verheißene Wiederbelebung der Schwärmerin.

Southey, Robert, ein sehr fruchtbarer englischer Dichter, ist geboren zu Bristol am 12. Aug. 1774 und studirte seit 1792 zu Oxford, um sich dem geistlichen Stande zu widmen. Doch fesselte dies seinen unruhigen Geist nicht lange; er ging mit seinem Oheime, dem Kaplan Hill, nach Portugal, machte verschiedene Reisen und erhielt 1801 eine angesehene Stelle in Irland, die er aber auch bald wieder aufgab. Er lebte von jetzt an bis zu seinem am 22. März 1843 erfolgten Tode zu Gerta bei Keswick, wo er sich ganz der Schriftstellerei widmete. Im Jahre 1840 ward er von unheilbarem Stumpfsinn befallen. Unter seinen frühern Werken sind zu nennen „Wat Tyler", ein Schauspiel, das Epos „Joan of Arc" und Reisebriefe aus Spanien und Portugal. Seitdem ging in seiner Gesinnung eine merkwürdige Veränderung vor sich; er war bisher völlig revolutionär gesinnt gewesen, hatte schon auf der Westminsterschule an einem förmlichen Aufstande gegen den Vorsteher Theil genommen, hatte dann mit seinen Freunden Coleridge und Lovell den Plan entworfen, an den Ufern des Susquehanna in Nordamerika eine Republik zu stiften; jetzt wurde er der eifrigste Verfechter der englischen Hochkirche und der Torypartei und verfolgte seine ehemaligen Meinungsgenossen im „Quarterly Review" auf das bitterste. Diese Grundsätze trüben auch sein: „The life of John Wesley" (1820, 2 Bde.), „History of the war in Spain and Portugal" (1822—28, 6 Bde.) und seine polemische Schrift „The Book of the Church" (3. Aufl. 1825), eine Vertheidigung der Hochkirche. Von seinen Dichtungen sind ferner zu nennen „Thalaba, the destroyer" (1803, 2 Bde.), „Madoc" (1805), „The curse of Kehama" (1810), „Roderic, the last of the Goths" (1814, 2 Bde.). Im Jahre 1813 wurde er zum Hofdichter (poet laureate) ernannt und feierte 1814 die Siege der Verbündeten in seinem „carmen triumphale". Auch hat er viele fremde Stoffe bearbeitet, wie „Amadis the Gaul" (1803, 4 Bde.), „The chronicle of the Cid" (1808, 4 Bde.). Unter seinen historischen Werken wird für das beste gehalten seine „History of Brazil" (1810 flg., 3 Bde., 4.). Seine poetischen Werke erschienen in London (11 Bde., 1837). Seine prosaischen sowohl als poetischen Werke zeichnen sich besonders durch große Reinheit und Glätte der Sprache aus.

Souveränetät ist ein dem Staatsrechte zugehörender Begriff, den man sich nur klar machen kann, wenn man den Begriff des Staates (s. d.) deutlich aufgefaßt hat. Die mehr allgemeine und unbestimmtere Wortbedeutung, der höchsten Gewalt, verwandelt sich nämlich in Bezug auf das Staatsrecht in die besondere und bestimmte des dem Willen der Einzelnen gegenüberstehenden allgemeinen Willens. Solch ein allgemeiner Wille muß da sein, damit es einen Staat geben könne, d. h. das Dasein einer S. ist die erste Grundbedingung des Staates, sie ist das, was den Staat erst zu einer moralischen Person macht. Wir fassen den Staat dabei nur in seiner Idee auf, den Staatsorganismus als einen rein geistigen; da können wir die S. die Seele desselben nennen. Diese bedarf aber einer Verkörperung; sie muß ausgeübt werden; sie muß ins Leben treten und muß, sowie der Staat selbst, in der äußern Erscheinung dargestellt werden. So führt uns die im Bisherigen erwiesene Nothwendigkeit des Daseins einer S. zu der Nothwendigkeit des Daseins einer souveränen Gewalt. (Die Art, wie wir uns die Entstehung eines Staates vorzustellen haben, hindert uns zu sagen: der Erschaffung einer souveränen Gewalt.) Die souveräne Gewalt ist dann die, welche zu bestimmen hat, was der allgemeine Wille des Vereins sein soll, und welche die Befugniß besitzt, dem Vereine Gesetze zu geben, d. h. einen Willen zur Norm aller andern Willen zu erheben. Daraus folgt für das praktische Staatsrecht zweierlei: Erstens: die S. kann auf sehr verschiedene Art ins Leben treten, die souveräne

Gewalt kann in sehr verschiedenen Formen dargestellt werden: dies sind die verschiedenen Verfassungen. Der patriarchalische Familienverein, die beschränkte und unbeschränkte Monarchie, die Aristokratie, die Demokratie sind nur verschiedene Formen der in der äußern Erscheinung dargestellten S. Zweitens: da der allgemeine Wille Intelligenz, Freiheit und zwingende Gewalt voraussetzt, so ergeben sich nothwendigerweise gewisse Attribute, d. h. Rechte und Pflichten einer jeden souveränen Gewalt, die sich theils auf den Staat beziehen (dahin gehört die bekannte Eintheilung, die auch Kant annimmt, in die gesetzgebende, richtende und vollziehende Gewalt), theils auf die Person (Majestätsrechte); das Nähere darüber gehört unter Staat. — Mit der Nothwendigkeit einer souveränen Gewalt ist auch ihre Rechtmäßigkeit überhaupt erwiesen; die Rechtmäßigkeit in besonderen Fällen hängt von den Elementen der einzelnen Staaten ab. Man darf nur die Nothwendigkeit der Entstehung eines Staates auffassen; aus dieser folgt sogleich die Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit einer S., und es ist thöricht, wenn Filmer in seinem 1680 erschienenen Werke, der Patriarch, den Satz aufstellt, alle Könige seien als Erben Adam's zu betrachten, und weil dieser Herr und Vater gewesen, schlechthin unbeschränkt, oder wenn Le Maistre weltliche S. und päpstliche Unfehlbarkeit für gleichbedeutend erklärt. Jakob's I. Ansichten von der Göttlichkeit der königlichen Gewalt sind eben so falsch als trostlos. Dies ist der verkehrte Weg, das historische Recht zu erklären, wodurch dasselbe so verhaßt werden muß, während jedes vernünftige Staatsrecht nur den Zweck haben kann, uns mit dem historischen Rechte, das sowohl unläugbar als auch nothwendig ist, zu versöhnen. Der Begriff Volkssouveränetät, der seit dem Erscheinen von Rousseau's contrat social so viel Bedeutung erlangt hat und ein Hauptmoment in der neuesten Geschichte bildet, ist, wie aus dem Gesagten erhellt, eben sowohl ein durchaus wahrer und für die Auffassung des Staats nothwendiger Begriff, als er, falsch verstanden und falsch angewendet, ein völlig leerer und verderblicher wird. Daß Volkssouveränetät der Wille der Einzelnen, dem Willen des Regierenden gegenüber, sei, wird Niemand behaupten: ist es aber der allgemeine Wille, so fällt er mit der oben von der S. gegebenen Definition zusammen. Der Souverän ist nur für das Volk, alle S. ist nur Volkssouveränetät, und der ganze geistige Proceß, der in dem Staate vor sich geht, ist nur der, daß daraus der Wille der dem Volke scheinbar gegenüberstehenden souveränen Gewalt als allgemeiner Wille, d. h. als Volkssouveränetät, resultire. So ist auch die Volkssouveränetät in vielen Verfassungen, z. B. in der des neuen Königreichs Griechenland, an die Spitze gestellt. Die Volkssouveränetät steht also nicht dem Souverän als Controle gegenüber, sondern sie existirt nur als Norm, als Maß für die Gesundheit des Staatslebens. In Bezug auf das Volk führt der mißverstandene Begriff der S. zur Anarchie, in Bezug auf den Regenten zur Despotie, beides sind aber keine Staaten mehr, denn weder der eine Wille in dieser, noch die vielen einzelnen Willen in jener sind ein allgemeiner Wille. — Der Sprachgebrauch nöthigt uns, noch einige Bemerkungen hinzuzufügen. Souverän nennt man nur in Monarchien den, der im Besitze der höchsten Gewalt ist, mag es eine Erb- oder Wahlmonarchie sein. In Republiken gibt es keinen Souverän, obwohl es eine Souveränetät gibt. Falsch ist es, einen unumschränkten Monarchen im Gegensatze zu einem durch eine Constitution beschränkten einen souveränen Monarchen zu nennen. S. Staaten heißen die sich unabhängig von andern regierenden Staaten; ihnen entgegengesetzt sind die unter der S. eines andern Staates stehenden Standesherrschaften. Vor der Auflösung des deutschen Reichs war ein großer Theil der Letztern souverän.

Souza, Adèle, Marquise von, verwittwete Gräfin Flahault, geb. Filleul, eine sehr geschätzte französische Romanschriftstellerin, wurde geboren 1760 zu Paris. Als ihr Gemahl, der Graf Flahault, unter Robespierre guillotinirt war, floh sie mit ihrem Sohne, dem jetzigen General Flahault, nach England, und schrieb, durch ihre dürftige Lage veranlaßt, den oft aufgelegten Roman „Adèle de Sénanges", der von Einigen für ihr Meisterwerk gehalten wird. Diesem am nächsten steht „Eugène de Rothelin" (2 Bde., 1808). Wir erwähnen noch „Emilie et Alphonse ou le danger de se fier à ses premières impressions" (Hamb. 1799, 3 Bde.), „Charles et Marie" (Paris 1802) und „Made-

moiselle de Tournon" (Paris 1822, 2 Bde.). Ihre gesammelten Werke erschienen zu Paris (1821—22, 6 Bde., 8., und 12 Bde., 12.). Noch nach dieser Zeit hat sie herausgegeben „La duchesse de Guise ou l'intérieur d'une famille illustre dans le temps de la Ligue" (Paris 1831), ein Drama in 3 Acten, aber mehr ein Familiengemälde zu nennen, und einen Roman: „Etre et paraître" (Paris 1832, 2 Bde.). Was ihren Schriften einen eigenthümlichen Reiz gibt, ist, daß sich bei ihr niemals die weibliche Feder verläugnet, ohne die Schwäche zu zeigen, die man sonst bei derselben findet. Charakter- und Sittenschilderung, wie sie die Erfahrung eines Mannes zu schaffen vermag, beabsichtigt sie nicht; dagegen ist das Gemüthsleben, namentlich die Liebe mit einer Tiefe und Innigkeit aufgefaßt, die den Leser unwiderstehlich fesselt. — Ihr zweiter Gemahl, den sie 1802 nach ihrer Rückkehr nach Paris heirathete, der beim ersten Consul accreditirte portug. Gesandte, Jose Maria de Souza-Botelho, starb 1825, sie selbst am 18. April 1836.

Sozomenes (Salamanes Hermias), aus Palästina gebürtig, lebte seit 440 zu Konstantinopel als Sachwalter und ist bekannt als Fortsetzer von Eusebius Kirchengeschichte, die er vom Jahre 323—439 weiter führte. Als Hofmann schreibt er parteiisch, zierlich und schmeichelhaft; als Mönch verläugnet er durch zahlreiche Wundererzählungen seine frömmelnde Gesinnung nicht, so daß diese Geschichte, wie Holzhausen in seiner trefflichen Abhandlung bemerkt, nur mit großer Vorsicht und Umsicht zu gebrauchen ist. Die beste Ausgabe besorgte Valesius (Par. 1668).

Spaa, berühmter, und zwar jetzt noch zahlreich besuchter, vor einem halben Jahrhundert aber noch der besuchteste Brunnenort Europas, ein freundlicher, gutgebauter Flecken mit 4000 Einw., in der belgischen Provinz Lüttich (Bezirk von Verviers), liegt in einem romantischen Thale, umgeben von bewaldeten Höhenausläufern der Ardennen. Außer mehreren zur Aufnahme der Fremden prächtig eingerichteten Hotels besitzt S. ein glänzendes Vauxhall, ein Redouten-, ein Schauspielhaus und ein 1828 neu erbautes Badehaus. Schon die Römer kannten die Quellen von Spaa. Von den 16 Hauptquellen sind die vorzüglichsten der Pouhon, die Geronstère, die Sauvenière, der Groesbeck, die Tonnelet und der Watroy. Der Pouhon befindet sich mitten auf dem Marktplatze der Stadt und ist an Mineralgehalt die stärkste Quelle. Sie sprudelt unter dem Peristyle des Denkmals hervor, welches Peter I., Czar von Rußland, zu Ehren gesetzt wurde, der hier im Jahre 1717 eine Kur gebrauchte. Ihr Wasser wird nach allen Welttheilen versendet und hat zu diesem Behufe unter allen übrigen Quellen allein die nöthige Haltbarkeit. Ihre Bestandtheile sind kohlensaures Gas, leicht auflösliche Salze und ein bedeutender Stahlgehalt; sie zeigt sich besonders wohlthätig bei Lungen- und Nervenschwäche, Brustaffectionen, Hypochondrie, weiblichen Krankheiten, Verschleimungen, Nieren- und Blaseneiterungen. Die Anlagen in und um Spaa sind herrlich, und die beliebtesten Spaziergänge heißen la prairie de quatre heures und la promenade de sept heures. Unter den Bewohnern von Spaa nähren sich ein großer Theil vom Fertigen schön lackirter Holzgeräthschaften, Kästchen, Toiletten rc., die unter dem Namen Spaaarbeit einen ansehnlichen Erwerbszweig abgeben. Unter den interessanten Umgebungen der Stadt sind zu erwähnen das Schloß Franchimont, die Grotte Remouchamps, die Cascade der Amblève, auch Malmedy und Stavelot. Vgl. Schreiber „Geschichte und Beschreibung von Aachen mit Burtscheid und S. und deren Umgebungen" (Heidelb. 1824) und Monheim „Die Heilquellen von Aachen, Burtscheid und S." (Lpz. 1829).

Spagnoletto, s. Ribera, Jusepe.

Spahis, eigentlich Sipahis, ein Theil der türkischen Reiterei, wurden schon vom Sultan Muhrad I., dem Stifter der Janitscharen, errichtet. Sie waren lange Zeit nur 200 Mann stark, unter Soliman dem Großen aber bestand die ganze stehende besoldete Reiterei aus 4 Rotten, jede zu 1000 Mann, nämlich Spahi (Reiter), Silihdare (Reisige), Ulufadschi (Söldlinge) und Gsureba (Fremdlinge). Sie fochten zur linken und rechten Seite der heiligen Fahne und versahen die Ehren- und Schutzwachen des Sultans im Mittelpunkt der Schlachtordnung und des Lagers. Diese Reiterei war die regelmäßige, neben

der noch eine regellose Akindschi (Renner) bestand. Die Spahis wurden gewöhnlich aus den Söhnen der Vornehmen genommen. Sie waren in zwei Classen getheilt; die eine führte eine rothe, die andere eine gelbe Fahne; letztere war die angesehenere. Ihre gewöhnlichen Waffen waren Säbel, Lanze und Wurfspieß. Auch führten Einige Bogen und Pfeile, statt deren später Pistolen und Karabiner allgemein wurden. Der geringste Sold für die gemeinen Spahis war 12 Asper (fast 4 Ngr.) täglich; ihr Aga erhielt täglich 100 Asper und jährlich 16—17,000 Asper als Gerstengeld Zulage. Die Zahl der Spahis wurde allmälig auf 15,000 Mann erhöht; gegenwärtig bestehen sie aus 11,000 Mann und sind seit 1826 nach europäischer Art organisirt.

Spalatin, Georg, so benannt von seinem Geburtsorte Spalt in Bayern, hieß eigentlich Burkart. Er war 1484 geboren, wurde Hofprediger und Secretär des Kurfürsten Friedrich von Sachsen und Canonicus im St. Georgenstift zu Altenburg. Im J. 1526 wurde er Kirchenrath und erster evangelischer Superintendent und starb 1545 am 16. Februar. S. war einer der Hauptbeförderer der Reformation. Sein Einfluß war es namentlich, der den Kurfürsten für Luther's Pläne geneigt machte. Nicht minder groß war seine Gewandtheit, die er auf dem Augsburger Reichstage bei Uebergabe der Confession an den Tag legte. Er hinterließ ungedruckt mehrere schätzbare literarische Arbeiten, die erst E. S. Cyprian herausgab, namentlich die „Annales reformationis" (Lpz. 1718) und mehrere Biographien von Päpsten.

Spalding, Johann Joachim, ein verdienstvoller Theolog des vorigen Jahrhunderts, als Kanzelredner, theologischer und moralphilosophischer Schriftsteller des schönsten Andenkens werth, wurde geboren am 1. Novbr. 1714 zu Triebsees in Schwedisch-Pommern, studirte zu Rostock und Greifswalde, und wurde, nachdem er die Stelle eines Secretärs bei dem schwedischen Gesandten in Berlin, Rudenskiold, versehen hatte, ohne seinen geistlichen Beruf aus den Augen zu verlieren, 1740 Prediger zu Lassahn in Schwedisch-Pommern. Von da kam er 1757 nach Barth, und wurde endlich 1764 Pastor Primarius und Propst an der Nicolaikirche zu Berlin, welche Stelle er aber nach dem unter Friedrich Wilhelm II. erschienenen Religionsedicte 1788 niederlegte. Er starb am 26. März 1804 eines sanften Todes, geachtet und geliebt von Allen, die ihn kannten. Als Kanzelredner und Seelsorger hat S. höchst segensreich gewirkt, besonders durch die glückliche Art, wie er in einfacher Anmuth der Rede und allgemeiner Verständlichkeit des Ausdruckes, unterstützt durch einen sehr wohllautenden Vortrag, die Herzen mit sanfter Wärme zu durchdringen und zu dem Erhabenen, zu der Begeisterung für Religion und Moralität hinzuleiten wußte. Diese Begeisterung, die sich unwillkürlich jedem edleren Herzen mittheilte, herrscht auch in seinen Schriften, von denen wir, verschiedene kirchenhistorische und seine Predigten übergehend, folgende nennen: „Die Bestimmung des Menschen" (13. Aufl., Lpz. 1794); „Gedanken über den Werth der Gefühle im Christenthum" (5. Aufl., ebend. 1784); „Vertraute Briefe, die Religion betreffend" (3. Aufl., Bresl. 1784); „Religion, eine Angelegenheit des Menschen" (4. Aufl., Lpz. 1806). — Georg Ludwig S., Sohn des Vorigen, geb. 1762, gest. 1811 als Professor am grauen Kloster zu Berlin, hat eine vorzügliche Ausgabe des Quintilian (s. d.) geliefert.

Spallanzani, Lazaro, wurde am 10. Januar 1729 zu Scandiano, einer kleinen Stadt in der Nähe von Reggio geboren, anfangs von seinem Vater, einem sehr unterrichteten Rechtsgelehrten, unterrichtet und in seinem 15. Jahre in das Jesuitencollegium zu Reggio gebracht, von wo aus er die Universität zu Bologna bezog, um unter der Leitung des berühmten Laurentius Bassi nach dem Willen seiner Familie die Rechtswissenschaft zu studiren. Da er aber der Jurisprudenz keinen Geschmack abgewinnen konnte, legte er sich besonders auf Physik und Naturwissenschaften. In einem Alter von 20 Jahren wurde er zum Professor der schönen Wissenschaften und Philosophie zu Reggio ernannt, und machte sich besonders durch eine Kritik der italienischen Uebersetzung des Homer von Anton Marie Solvini, welche er dem Grafen Algarotti gewidmet hatte, bekannt. Während seines Aufenthalts zu Reggio, das er nach 6 Jahren mit Modena vertauschte, beschäftigte er sich

mit der Untersuchung des Ursprungs der Quellen der organischen Reproduction, des Einflusses des Herzens auf die Blutgefäße und übersetzte Bonnet's „Betrachtungen über die Natur“ ins Italienische. Im J. 1770 ward S. zum Professor der Naturgeschichte zu Pavia ernannt, und wandte dort seine ganze Thätigkeit auf das ihm übertragene Museum. Hier stellte er auch seine Untersuchungen über die Infusorien, über die Verdauung und den Magensaft an. Im J. 1779 begab er sich auf Reisen, besuchte zunächst einen großen Theil der Schweiz, 1781 die Küsten des Mittelmeeres von Livorno bis Marseille; 1782 und 1783 bereiste er Istrien, die Küsten des adriatischen und ägeischen Meeres, und 1785 ging er mit dem venetianischen Gesandten Zuliani nach Konstantinopel. Auf dieser Reise untersuchte er die Inseln Corfu und Cerigo in geologischer und naturgeschichtlicher Hinsicht, besuchte von Konstantinopel aus die Ruinen von Troja und reiste dann nach Wien, wo er sich von dem während seiner Abwesenheit von Pavia rege gewordenen Verdachte, als habe er werthvolle Mineralien dem Museum entwendet, glücklich reinigte. Nach seiner Rückkehr nach Pavia reiste er 1788 nach Neapel, Sicilien und einem Theil der Apenninen, um für das Museum eine die Vulcane betreffende Sammlung anzulegen. Das Ergebniß seiner Reisen veröffentlichte S. in seiner geschätzten Schrift „Viaggi alle due Sicilie ed in alcune parti dell' Apennino“ (Pavia 1792, 6 Bde.) und „Osservazioni fisiche institute nell' isola de Citera, oggidi Cerigo“ (Verona 1786, 3 Bde.), von denen die erstere 1795 ins Deutsche übersetzt wurde. Als Lehrer genoß er einen eben so ausgezeichneten Ruf wie als Naturforscher, und nicht mit Unrecht ward er der italienische Buffon genannt. Er starb allgemein geehrt und geachtet, nachdem er längere Zeit hindurch an einem Harnblasenübel gelitten hatte, am 12. Februar 1799. Seine skirrhös entartete Harnblase befindet sich noch jetzt im anatomisch-pathologischen Museum zu Pavia. Sein Leben beschrieb Tourdes (Mailand 1800, 12.).

Spandau, Festung und Hauptstadt des osthavelländischen Kreises im Regierungsbezirke Potsdam, am Einfluß der Havel in die Spree. Berühmt ist die starke Citadelle, die Straf- und Besserungsanstalt und die Rettungsanstalt für verwahrloste Waisen. Spandau hat eine Gewehrfabrik, Brau- und Brennereien, Schifffahrt, Handel und 8000 Einw. Es ist eine der ältesten Städte in der Mark und war die Residenz des Kurfürsten Friedrich I. von Hohenzollern. Im J. 1631 wurde sie von den Schweden und 1806 von den Franzosen erobert.

Spangenberg, August Gottlieb, geb. den 15. Juli 1704 zu Klettenberg in der Grafschaft Hohenstein, studirte Theologie zu Jena, wurde 1732 Adjunct der theologischen Facultät zu Halle, und zugleich Inspector des Waisenhauses, und wandte sich nachmals zu den Herrnhutern. Seit 1734 war er für die Brüdergemeinde auf Reisen, gründete das Missionswesen in Amerika, und arbeitete bis 1744 für denselben Zweck in England und Deutschland. Erst 1762 kehrte er zurück und arbeitete bis zu seinem Tode (am 18. Sept. 1792) als Bischof an der Verbesserung der Brüdergemeinde. In seiner „Idea fidei fratrum“ (Barby 1783) gab er eine wissenschaftliche Darstellung des Lehrbegriffs, der für die Brüdergemeinde gelten sollte. Außerdem schrieb er ein „Leben Zinzendorf's“ (2 Bde., Barby 1772). Vgl. Ledderhose „Das Leben Aug. Gottlieb S.'s“ (Lpz. 1846).

Spangenberg, Cyriakus, ein bekannter Theolog und Historiker, geb. am 17. Juni 1528 zu Herden in dem hannöverischen Fürstenthume Kalenberg, studirte Theologie zu Wittenberg und wurde zunächst Lehrer, dann Prediger in Eisleben, hierauf Pastor in Mannsfeld und zugleich Generaldecan. Als ein Anhänger des Flacius (s. d.) kam er in die ärgsten Bedrängnisse, so daß er 1575 flüchtig werden mußte. Da er auch anderwärts seiner Lehren und Streitigkeiten wegen vertrieben worden war, ging er nach Straßburg, wo er am 10. Febr. 1604 starb. Abgesehen von seinen theologischen Schriften, erwähnen wir nur den „Adelsspiegel“ (2 Bde., Schmalk. 1591, Fol.) und seine „Chroniken von Henneberg, Holstein, Verden, Querfurt, Sangerhausen und Mannsfeld“.

Spangenberg, Ernst Peter Johannes, war am 6. August 1784 zu Göttingen geboren, studirte daselbst Jurisprudenz, begann 1806 die akademische Laufbahn, wurde

aber schon 1808 als Assessor und 1809 als Greffier beim Tribunal beschäftigt und 1810 als Richter an das Tribunal erster Instanz zu Verden versetzt. Im J. 1811 ging er als Generaladvocat an den kaiserl. Gerichtshof zu Hamburg, wo er 1813 nach der Auflösung desselben als Sachwalter wirkte. Indeß schon 1814 berief ihn sein Vaterland zurück als Assessor bei der Justizcanzlei zu Celle, beförderte ihn 1816 zum Hof- und Canzleirath, 1824 zum Oberappellationsgerichtsrathe und 1831 zum Beisitzer des königl. Gerichtscollegiums zu Hannover. Neben den vielfachen Beschäftigungen, die ihm seine Aemter auferlegten, war er doch ungemein thätig als Schriftsteller. Er schrieb über das Napoleonische Recht in den Jahren 1808—11, über das römische 1818, über das deutsche und dessen Alterthümer 1822 und 24, namentlich über die Rechtsverhältnisse seines Vaterlandes 1819—29. Zugleich hat er Antheil an dem Entwurfe für das Strafgesetzbuch im Königreiche Hannover und an anderen neueren Gesetzen. Er starb am 18. Februar 1833.

Spanheim, Ezechiel, geb. zu Genf am 7. Decbr. 1629, war der Mitwelt als ausgezeichneter Staatsmann bekannt und ist für die Nachwelt durch seine gelehrten Werke, besonders über Numismatik, wichtig. Nachdem er in Leyden, wo Salmasius sein Lehrer war, studirt hatte, wurde er 1651 zum Professor der schönen Wissenschaften in seiner Vaterstadt und 1652 zum Mitgliede des Großen Raths ernannt. Bald darauf nahm er aber den Ruf des Kurfürsten von der Pfalz als Erzieher seines Sohnes an, und benutzte zugleich diese Gelegenheit zum Studium des deutschen Staatsrechtes. Nachdem er dann einige Zeit in Italien verweilt, und das Alterthum nach Worten und Werken studirt hatte, trat er in die Dienste des Kurfürsten von Brandenburg, brachte 9 Jahre als außerordentlicher Gesandter desselben in Paris zu, wurde dann zum Staatsminister ernannt, wohnte den Friedensverhandlungen zu Ryswick bei, und starb in England am 7. Novbr. 1710, wohin er wieder als außerordentlicher Gesandter gegangen war, nachdem ihn der König von Preußen in den Freiherrnstand erhoben hatte. Sein wichtigstes Werk ist „De usu et praestantia numismatum antiquorum", das aus 3 Dissertationen besteht (Rom 1664 fg., 4.; beste Aufl., London und Amsterdam 1706—17, 2 Bde., Fol.). Andere Früchte seiner philologischen Studien waren seine Anmerkungen zum Kallimachus, Julian und Anderen, und mehrere antiquarische Abhandlungen im Thesaurus des Grävius. — Friedrich S., Bruder des Vorigen, geb. zu Genf am 1. Mai 1632 und gest. als Professor zu Leyden am 18. Mai 1701, war Theolog und hat sich um die Kirchengeschichte viele Verdienste erworben. Seine Werke sind erschienen zu Leyden (1701—3, 3 Bde., Fol.).

Spanien (Geschichte). Auf seinen zahlreichen Wanderungen gelangte der griechische Nationalheros Herakles auch nach Spanien, das von den Griechen mit den Namen Hesperia oder Iberia bezeichnet wird. Hierdurch wird unsere Erinnerung an dieses Land in graues Alterthum, in die Zeiten, die noch vor dem trojanischen Kriege liegen, zurückgeführt. Beinahe eben so weit hinauf, als die Sage, der die Thaten des Herakles angehören, reichen geschichtliche Thatsachen, die Handelsunternehmungen der Phönizier nach der in der Bibel unter dem Namen Tharsis vorkommenden Südwestküste Spaniens, welche zur Zeit des Salomo (ums J. 1000) schon so gewöhnlich und bekannt war, daß jedes große Meerschiff ein Tharsisschiff genannt ward. Gold und Silber, Eisen, Zinn und Blei, außerdem eingemachte Südfrüchte, waren die Artikel, welche die Phönizier aus Tharsis zogen, und die beiden ersten derselben waren anfangs in solcher Fülle vorhanden, daß der Sage nach die ersten Unternehmer nicht blos ihre Schiffe damit füllten, sondern auch alle Geräthschaften, selbst die Anker, aus Silber verfertigten. Unter den Colonien, welche bald nach der Entdeckung des reichen Landes, für die Phönizier eine Entdeckung Amerikas, daselbst gegründet wurden, ward am bedeutendsten Gadir (in der Gegend des heutigen Cadiz), der Mittelpunkt des ganzen phönizischen Handels auf den Westküsten Europas und Afrikas und der Ausgangspunkt für weitere Seereisen im atlantischen Ocean. Lange Zeit gab es außer diesen Niederlassungen der Phönizier keine anderen an den spanischen Küsten und jedes andere Volk war von der Benutzung des spanischen Reichthums ausgeschlossen; nur Griechen aus Rhodus hatten in uralter Zeit auf den

balearischen Inseln, und andere aus Zakynthos in Saguntum (bei Murviedro) sich angesiedelt. Aber das Mutterland übte über seine Colonien eine drückende Herrschaft und je mehr die Macht desselben sank, die der Colonien aber stieg, desto mehr wurden dieselben dazu getrieben, sich unabhängig zu machen. So viele derselben aber in Spanien waren, verloren nach der Losreißung ihr früheres Ansehn. Dagegen erhob sich Carthago zu einer glänzenden Höhe, colonisirte seit dem 6. Jahrh. v. Chr. die Balearen und die benachbarten Inseln, gründete Niederlassungen auf mehrern Punkten der Südküste Spaniens und begann seit 237 im Innern des Landes Eroberungen, aus denen ein mächtiges, Hülfsquellen gegen die Römer bietendes, Nebenreich erwachsen sollte. Blutige Kriege wurden mit den Eingebornen, unter denen die Iberer und die in früherer Zeit von Gallien her eingedrungenen Celten die mächtigsten waren, geführt, nachdem der Theil, wo die phönizischen Städte waren, leicht unterworfen war, und bis zum J. 221 war alles Land jenseits des Ebro den Carthaginiensern unterthan, mit Ausnahme der Stadt Sagunt. Diese und das Land diesseits des Ebro, wo am Mittelmeere kleinasiatische Griechen nicht lange nach der Zeit des Cyrus die Städte Emporium (Ampurias) und Rhode (Rosas) angelegt hatten, schützte ein Vertrag zwischen Carthago und Rom. Hannibal aber, der 221 die Führung des carthagischen Heers übernahm, kehrte, von Römerhaß entbrannt, sich nicht an den Vertrag; er griff Sagunt an, das nach der heldenmüthigsten Vertheidigung in seine Hände fiel, und drang über den Ebro durch Gallien gegen Italien. In dem hieraus entstehenden zweiten punischen Kriege ging Alles, was die Carthager in Spanien erobert hatten, mit dem von Hannibal's Vorgänger Hasdrubal gegründeten Haupthandels- und Waffenplatz Neucarthago (Carthagena) an die Römer verloren. Unter dem Namen Hispania, der phönizischen Ursprungs ist und das westliche Land oder das Land der Kaninchen bedeutet, je nachdem man ihn ableitet von dem phönizischen Worte Zaphon (der Westen) oder dem ebenfalls phönizischen Schaphon (das Kaninchen), ward das heutige Portugal und Spanien zur römischen Provinz gemacht. Aber erst seit dem Jahre 19 v. Chr. gelangten die Römer, unter der Herrschaft des Augustus, zum ruhigen Besitz derselben. Bis dahin mußten sie theils mit den tapfern Völkerschaften, die noch lange ihre Freiheit auf das Hartnäckigste vertheidigten, wie die Lusitanier unter dem edlen Viriathus (s. d.), und das in neuester Zeit von Saragossa nicht übertroffene Numantia (s. d.), theils mit geschlagenen Parteiführern, die in Spaniens Gebirgen einen Anhalt fanden, wie Sertorius (s. d.) und die Söhne des Pompejus, langwierige Kriege führen. Seitdem Augustus die im Norden wohnenden Asturer und Cantabrer bezwungen hatte und durch römische Colonien, z. B. Cäsar Augusta (Saragossa), sowie durch Heerstraßen an den Küsten und im Innern, durch welche alle bedeutenden Punkte in Verbindung gesetzt waren, der Gehorsam der Provinz gesichert war, verloren sich die verschiedenen Eigenthümlichkeiten phönizischer, carthagischer, griechischer, iberischer, celtischer &c. Elemente immer mehr und bald waren römische Sprache, röm. Bildung, röm. Sitten und Einrichtungen allgemein, und, mit Ausnahme der heutigen baskischen Provinzen, ausschließlich herrschend. Das römische Element, das geistig höher stehende, gewann über die übrigen einen so vollständigen Sieg, daß die spanische Bevölkerung eine rein römische zu sein schien. Auch trug das römische Wesen auf dem neuen Boden die schönsten Früchte, theils in Industrie und militärischer Tüchtigkeit, theils in Wissenschaft und Kunst. Die Kaiser Trajan und Theodosius, die Dichter Martialis und Lucanus, der Rhetor Seneca und der Philosoph Seneca, Quintilianus und Pomponius Mela, Hyginus und Columella waren Spanier. In gleicher Weise aber, wie für die römische Bildung, schlossen sich Geist und Gemüth der Spanier auch für das Christenthum auf, das, als es im römischen Reiche sich zu verbreiten anfing, in der pyrenäischen Halbinsel bald und schnell Eingang fand. Von der Innigkeit, mit welcher zugleich die neue Lehre, die der Sage nach vom Apostel Jacobus und seinen Schülern gepredigt ward, erfaßt ward, zeugt die tiefe Mystik der Geheimlehre der Priscillianisten (s. d.), welche im 4. Jahrh. namentlich in Galicien sich festsetzte, im Kampf mit dem Katholicismus über andere Theile von Spanien, sowie über das südliche und westliche

Frankreich sich ausbreitete und in den Gedichten des heiligen Gral's (s. d.) sich ausdrückte und erhielt, als ihre Anhänger als Ketzer bereits in Spanien unterdrückt waren.

Unterdessen hatte, den Anfang des Mittelalters bezeichnend, der großartige Kampf der germanischen und der römischen Welt begonnen, und wie in andern Theilen des römischen Reichs, hatte auch in Spanien ein neuer Proceß nationaler Entwickelung seinen Anfang genommen, der, äußerlich dem eben betrachteten der alten Zeit ähnlich, innerlich aber, weil von höheren Grundlagen ausgehend, reicher und schöner, Jahrhunderte lang fortdauerte, bis beim Beginn der neueren Zeit aus den mannigfaltigsten geistigen und politischen Kämpfen das moderne Spanien, wie zur Zeit des Augustus das römische, abermals als innere und äußere Einheit hervorging, die früheren spröden Gegensätze römischen, germanischen und muhamedanischen Wesens als organische Bestandtheile in sich enthaltend. Gerontius, zu Anfang des 5. Jahrh. römischer Befehlshaber in Spanien, empörte sich und nahm in Gallien eingedrungene germanische Heerhaufen, Alanen, Vandalen und Sueven in seinen Dienst. Diese drangen 409 über die Pyrenäen, eroberten, um für die geleistete nutzlose Hülfe sich zu entschädigen, den größten Theil von Spanien und gründeten 411 daselbst feste Reiche, indem die Sueven in Galicien, die Alanen in Portugal, die Vandalen (von denen die Provinz Andalusien ihren Namen führt) im südlichen Spanien sich niederließen. Gegen sie nahm der Kaiser Honorius die Westgothen (s. Gothen) in Sold, die unter ihrem König Adolf siegreich im südlichen Frankreich, wo ein neuer Usurpator sich Ansehn verschafft hatte, und in Spanien gegen die Vandalen vordrangen, sich nun aber selbst an beiden Seiten der Pyrenäen festsetzten und unter Adolf's Nachfolger Wallia (seit 415) ein nach und nach völlig unabhängig werdendes Westgothenreich gründeten, mit der Hauptstadt Toulouse. Die Leichtigkeit, mit welcher die germanischen Völkerschaften sich in den Besitz Spaniens setzten, hatte ihren Grund in dem Haß der Provinzialen gegen die römische Herrschaft, die durch die Willkür der Beamteten, durch den Druck übermäßiger Steuern kaum erträglich war und, besonders seitdem Constantin der Große die Gemeindegüter der Städte eingezogen, das einst blühende Land so zu Grunde gerichtet hatte, daß man überall verödete Städte fand, daß Handel und Gewerbe gänzlich darnieder lagen, und die Felder unbebaut waren. Mit welcher Verheerung auch Alanen, Vandalen und Sueven vordrangen, so wurden sie doch als Retter aufgenommen, denen man sich gern ergab. Bei weitem mehr noch war dies der Fall bei den Westgothen, die den römischen Provinzialen schon dadurch näher standen, als jene, da sie, wenn auch Arianer, doch Christen waren, während z. B. die Sueven Heiden blieben, bis zur Regierung des dritten ihrer Könige, Rechier's (gest. 456). Außerdem waren sie frei von der vandalischen Barbarei, menschlich, mild, gerechtigkeitsliebend und an ein geordnetes Staatsleben gewöhnt; auch kamen sie nicht als Eroberer, sondern um das Land in Besitz zu nehmen und zu regieren, das der römische Kaiser ihren Königen, die wenigstens der Theorie nach noch längere Zeit die kaiserliche Oberhoheit anerkannten, tractatenmäßig abgetreten hatte. Sie nahmen zwar zwei Theile des unter den Römern für die Besitzer nutzlosen Grundeigenthums, überließen aber den dritten den Besitzern als freien Eigenthümern und gaben von dem ihnen Zugefallenen vieles unter weit günstigeren Bedingungen an die römischen Colonen, die den größten Theil der früheren Bevölkerung ausmachten, zur Bebauung aus, als es unter den Römern geschehen war. Die römischen Bewohner behielten ihr römisches Recht und zum Theil auch die römische Gemeindeverfassung. Das erstere ließ König Alarich II. (gest. 507) in einem eigenen Gesetzbuche niederlegen, nachdem sein Vorgänger Eurich ein Gleiches gethan mit dem westgothischen Recht. Allmälig entstand ein gemeinsames Recht, in welchem römischer Einfluß sich nicht verkennen läßt. Ueberhaupt übte römische Bildung auf die Westgothen einen großen Einfluß aus und man kann sagen, daß sie, wie sie in politischer Hinsicht herrschten, und den germanischen Staat, aber modificirt durch römische Bestandtheile, an die Stelle des römischen setzten, so geistig unterlagen und die Römer als ihre Herrn anerkannten. Am deutlichsten zeigt sich dies darin, daß König Reccared (gest. 601) überging zur katholischen Kirche und diese nach und nach die arianische völlig ver-

drängte. Bei den Sueven war dieser Uebertritt schon früher geschehn. Nach Reccared's Tode bestand das Westgothenreich noch 110 Jahre. Die Unterdrückung des arianischen Glaubens und der dadurch erzeugte Haß gegen die mächtige katholische Geistlichkeit, die Verfolgung der Juden und die gewaltsamen Mittel, sie zum Christenthum zu bringen, riefen innere Gegensätze hervor, welche ehrgeizige oder rachsüchtige Große zur Bildung von Parteien benutzten, an deren Spitze sie ihre Zwecke zu erreichen gedachten; innere Unruhen und Kämpfe waren die Folge; Treulosigkeit, Verrath, Ungehorsam, Mangel an Gemeinsinn, sittenloses Leben der Geistlichkeit und der Laien schlossen daran sich an, und alles dies zog endlich eine solche Zerrissenheit, eine solche Aushöhlung aller Lebenselemente nach sich, daß es leicht war, das morsche Gebäude zusammenzustürzen, sobald eine kräftige Hand es berührte.

Dies geschah durch die Araber, welche jenseits der Meerenge herrschten. Schon längst hatten die Juden, aufgereizt durch die Verfolgungen, denen sie ausgesetzt waren, Verbindungen mit ihren Glaubensbrüdern auf der gegenüberliegenden afrikanischen Küste angeknüpft, um durch sie die Araber, die ihre jüdischen Unterthanen ungestört bei der Religion ihrer Väter verharren ließen, zur Eroberung Spaniens zu veranlassen; jedoch ohne Erfolg. Da starb im J. 710 König Witiza und ihm folgte auf dem Throne der Westgothen durch Usurpation Roderich, der, nicht aus königlichem, vielleicht nicht einmal aus adeligem Geschlecht entsprossen, eine um so größere und feindseligere Gegenpartei gegen sich vereinigte, da verschiedene Interessen zugleich von ihm gekränkt waren, das Interesse der ausgeschlossenen Söhne des Witiza, das Interesse der ehr- und herrschsüchtigen Großen, das Interesse endlich aller Feinde der katholischen Geistlichkeit, welcher Roderich ergeben war. Den glühendsten Haß aber nährte gegen den neuen König der von ihm in seiner Tochter, deren Schicksal Gegenstand der Sage und Romanze geworden ist, schimpflich beleidigte Graf Julian, ein naher Verwandter des Witiza und Statthalter des Gebietes, welches die Westgothen in Afrika an der Küste der Meerenge erobert hatten. Um jeden Preis suchte er Roderich zu stürzen, selbst den schmählichsten Verrath nicht scheuend. Statthalter des Khalifen von Damaskus in dem nordwestlichen Afrika war damals Musa; diesen forderte er auf, ein Heer nach Spanien überzusetzen und das Westgothenreich zu erobern. Musa ging darauf ein und sandte seinen Feldherrn Tarek mit 12,000 Mann über die Meerenge. Bei Xerez de la Frontera am Guadalete begegnete das arabische Heer der überlegenen Streitmacht König Roderich's; ein mörderischer Kampf, der 9 Tage dauerte, begann; schon neigte der Sieg auf des tapferen Roderich's Seite, als die Söhne des Witiza zu den Feinden, mit denen Graf Julian war, übergingen mit ihren Anhängern und dadurch am 26. Juli 711 die Niederlage der Westgothen und den Untergang ihres Reichs herbeiführten. Roderich selbst fiel in der Schlacht. Mit Blitzesschnelle drangen nun Tarek und Musa, welcher nach seines Feldherrn Siege mit einem neuen Heere aus Afrika herüberkam, erobernd vor, und in Kurzem war die ganze Halbinsel, mit Ausnahme einiger Distrikte in den nördlichen Gebirgen, in den Händen der Sarazenen. Die neue Eroberung ward eine Provinz des mächtigen Reiches des Khalifen von Damaskus und einem Statthalter (Emir) untergeben, welcher in Cordova residirte und mehrere Unterstatthalter (Walis) unter sich hatte. Bald wurden die Grenzen derselben noch über die Pyrenäen hinaus erweitert, und ohne den Sieg Karl Martell's im J. 732 würde Gallien dasselbe Schicksal gehabt haben, wie Spanien. Doch blieb wenigstens die Seeküste von den Pyrenäen bis zur Rhone mit der Hauptstadt Narbonne bis zur Zeit Pipin's, der die Ungläubigen vertrieb, eine sarazenische Besitzung. Bis dahin war das Hauptland selbst mannigfach durch Bürgerkriege, welche die einzelnen Walis nicht lange nach der Eroberung unter sich zu führen begannen, zerrissen und endlich seit dem J. 755 aus einer Provinz zu einem unabhängigen selbständigen Reiche erhoben worden. Der erste selbständige Emir war Abdorrahman mit dem Beinamen: El Dakhel (d. h. Ankömmling), ein Abkömmling der Ommajaden (s. d.). Unter seinen Nachfolgern ward das Reich der spanischen Sarazenen das blühendste und gebildetste der Welt. Handel und Ackerbau, auf das großartigste betrieben, schufen

Wohlstand und Reichthum; in allen Zweigen der Verwaltung war die beste Ordnung; Gerechtigkeit und Milde von Seiten des Khalifen und seiner Untergebenen gaben Sicherheit und Frohsinn; ritterlicher Sinn und Tapferkeit ward genährt durch fortwährende Kriege an den Grenzen des Landes; allenthalben that das Streben sich kund nach sinnlicher und geistiger Veredelung und Verschönerung; überall erhoben sich prächtige Paläste und Moscheen, und die Aljama (Hauptmoschee) von Cordova hatte an Größe und Glanz im ganzen Orient nicht ihres gleichen; daneben entstanden kunstreiche Brunnen und öffentliche Bäder, Brücken und Landstraßen; um von Kampf oder sonstiger Arbeit sich zu erholen, weilte der vornehme Sarazene in seinen lieblichen Gärten, die mit eigener Hand zu pflegen zur Ehre gereichte, oder erfreute sich an geistreichem Umgang, Musik und Dichtkunst; in Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaften, Jurisprudenz, Medicin und Theologie wetteiferten Sarazenen und Juden; auch das Verhältniß zu den Frauen nahm hier eine edlere Gestalt an, als es im Orient hatte, und ward durch die Achtung, die denselben bewiesen ward, durch den geistigen Charakter die schönsten romantischen Erscheinungen hervorrufender Liebe, ein fast christliches; endlich konnte es nicht fehlen, daß, wo so schöne und erhabene Interessen allgemeinen Eingang fanden, auch eine sittliche Veredelung hervorgebracht werden mußte, und die rührendsten Züge von Edelmuth bewundern wir noch jetzt in Sagen und Romanzen. Den höchsten Gipfel erreichte aber Alles unter El Hhakem II., Abdorrhaman's III. Sohn. Die Wissenschaften, die Dichtkunst, Geschichte und Geographie bis zur Leidenschaft liebend, scheute dieser Fürst keine Kosten, um aus den gebildetsten mahomedanischen Ländern des Orients, aus Persien, Arabien, von Indiens Grenzen her die ausgezeichnetsten Gelehrten, die berühmtesten Dichter und Künstler aller Art, die trefflichen Bücher um sich zu versammeln. Das Interesse des Fürsten theilte dem Adel sich mit, den Walis, Alkaiden (Befehlshaber in den Festen), Weziren; allenthalben fanden, wie zur Zeit der schönsten Blüthe der deutschen mittelalterlichen Poesie, Dichter und Gelehrte gastfreie Aufnahme an den Höfen der Großen; die Zahl der für damalige Zeit höchst bedeutenden Bibliotheken stieg bis auf 70 und die der hohen Schulen, von denen die ausgezeichnetste, sowie auch die größte Bibliothek, zu Cordova war, bis auf 17; durch ganz Europa war der wissenschaftliche Ruhm des sarazenischen Reiches in Spanien, wo mit einem Worte gegen Ende des 10. Jahrh. das Herrlichste vereinigt war, was je die mohamedanische Welt geleistet hat, verbreitet und von mehreren bedeutenden Männern der Länder diesseits der Pyrenäen, wie vom Abt Gerbert (Papst Sylvester II.) wissen wir, daß sie auf den arabischen Universitäten Spaniens studirten und die arabische Bildung (z. B., um das Unbedeutendste zu nennen, die Kenntniß der arabischen Zahlzeichen, der Algebra rc.) in das christliche Abendland verpflanzten, des Einflusses, der fortwährend auf dasselbe durch die spanische Mark vermittelt ward und namentlich das Meiste beitrug zur Hervorbringung der provençalischen Poesie, nicht zu gedenken. Der geistigen Blüthe aber stand zur Seite die materielle; 6 große Städte, reich an Kunstdenkmälern in öffentlichen Gebäuden und Anlagen aller Art, waren die Sitze der ersten Walis; 80 vom zweiten, 300 vom dritten Range und unzählige kleinere gab es außerdem. Wie indessen El Hhakem's Regierung der höchste Glanzpunkt, war sie zugleich auch der Wendepunkt zum Untergang. Das Khalifat von Cordova dauerte unter Unruhen und Empörungen noch fort bis 1031, wo der letzte Khalif, Hescham IV., so ohnmächtig war, daß er es vorzog, Privatmann zu werden und in ruhiger Zurückgezogenheit den Wissenschaften und der Dichtkunst zu leben. Die Walis hatten, während zu Cordova von dem obersten Anführer der Miethstruppen ein Khalif nach dem andern gestürzt ward, die oberste Gewalt an sich gerissen, und das Reich zerfiel nach der Auflösung des Khalifats in eine Reihe unabhängiger Fürstenthümer. Die durch solche Zersplitterung herbeigeführte Schwäche ward noch vermehrt durch die fortwährenden Kämpfe, welche die einzelnen Fürsten mit einander führten, und eine sarazenische Stadt, eine sarazenische Besitzung nach der andern ward von den von Norden und Osten her sich ausbreitenden Christen, von denen sogleich die Rede sein wird, erobert.

Das Vordringen der Christen, zuletzt die Eroberung Toledo's durch Alfons VI. von Castilien, veranlaßte den Wali von Sevilla, die Moraviden, einen nomadischen arabischen Stamm, der einen Theil des westlichen Afrika an sich gebracht hatte und damals von Jusuf ben Tachfin von Marocco aus beherrscht wurde, zum Beistande einzuladen. Jusuf landete 1086, erfocht einen großen Sieg über die vereinigten Könige von Aragonien und Castilien, riß nun aber die Oberherrschaft über die spanischen Sarazenen selbst an sich und machte, was ihnen gehörte, zu einer Provinz seines afrikanischen Reichs. Eine Zeit lang ward nun den Christen von Neuem kräftiger Widerstand geleistet; doch eroberten diese Huesca, Tudela und andere Städte und waren nicht mehr aufzuhalten, als 1122 gegen die Moraviden sich in Afrika die Almohaden erhoben, die die Macht derselben von den Christen abzogen. Die Almohaden siegten 1146 völlig über die Moraviden, landeten darauf auch in Spanien und bemächtigten sich auch in diesem Lande aller moravidischen Herrschaften bis zum J. 1180. Ein ausgezeichneter Fürst, Jusuf Aben Jacub, stand um diese Zeit (1180) an ihrer Spitze, der, sowie sein eben so tüchtiger Nachfolger, die Christen nicht nur in ihren Fortschritten hemmte, sondern sie auch hart bedrängte, namentlich die Könige von Castilien und Portugal, und in seinen afrikanischen und spanischen Besitzungen eine gewisse Blüthe des Handels, der Künste und Wissenschaften hervorrief. Sein zweiter Nachfolger indeß erlitt bei Tolosa 1211 durch die Christen eine harte Niederlage, 1213 folgte eine minderjährige Regierung, während welcher man Spanien von Marocco aus ohne Unterstützung ließ, und als 1223 vollends in Afrika ein Erbfolgekrieg ausbrach, war die Einheit der Sarazenen in Spanien abermals gebrochen und der letzte Damm zerstört, der sich der Ausbreitung der Christen entgegengesetzt hatte. Die spanischen Almohaden rissen sich von dem Hauptreich in Afrika los; auch unter ihnen entstanden Bürgerkriege wegen der obersten Herrschaft, während welcher die Walis und von diesen wieder die Städte und der Adel sich losrissen, und diese einzelnen Splitter traten entweder zu den Christen in das Verhältniß der Lehensabhängigkeit oder Unterthänigkeit, oder wurden unterworfen. In jenem Falle nahmen dann die Sarazenen zum Theil nach und nach das Christenthum an, in diesem wurden sie vertrieben oder wanderten aus. Seit der Mitte des 13. Jahrh. bestand von dem ehemals so mächtigen sarazenischen Reiche nichts weiter, als das Fürstenthum oder Königreich Granada. Hier versammelten sich die tüchtigsten der Sarazenen, die aus den christlichen Reichen nach und nach auswanderten, und es verbreitete sich über das kleine Reich noch eine Zeitlang ein ähnlicher Glanz, wie er unter Abdorrhaman's Geschlecht gewesen war, doch mußten die Fürsten die Oberherrlichkeit der Könige von Castilien anerkennen und Zins zahlen. Endlich brachen auch hier Parteikämpfe und Bürgerkriege aus, und im J. 1492 ward dies letzte sarazenische Fürstenthum erobert von Ferdinand dem Katholischen und zu Castilien geschlagen. Die Einwohner behielten anfangs ihre Religionsfreiheit. Nach 7 Jahren wurde ihnen die Alternative gestellt, entweder das Christenthum anzunehmen oder den härtesten Verfolgungen sich auszusetzen. Aus Furcht vor dem Letzteren wählten sie das Erstere; aber bald trieb das Unabhängigkeitsgefühl die Bewohner der Gebirge um die Hauptstadt Granada zur Empörung, welche damit endigte, daß man ihnen gegen Erlegung von je 10 Dublonen den freien Abzug nach Afrika gestattete.

Dasselbe Schicksal traf endlich die spanischen Sarazenen, welches vor fast 8 Jahrhunderten nach der Schlacht bei Xerez die Westgothen getroffen hatte. Damals wurden die westgothischen Städte, theils ohne Widerstand nach vorausgegangener Capitulation, welche Sicherheit des Lebens und Eigenthums, die Freiheit der Auswanderung gegen Zurücklassung der Habe, eigene Gerichtsbarkeit und gegen eine Abgabe freie Religionsübung zugestand, von den Sarazenen eingenommen, theils, wenn die Einwohner nach geleistetem Widerstand unterlagen, verwüstet, die Einwohner niedergemacht, und neue, Juden und Sarazenen, an ihre Stelle gesetzt. Ein großer Theil der Christen blieb unter sarazenischer Herrschaft wohnen, im Ganzen in sehr erträglicher Lage, indem sie ihre Sprache (erst später wurden sie zur Annahme der arabischen gezwungen), ihren Glauben, ihr Recht, das von christlichen Grafen gehandhabt wurde, behielten und nur vorübergehend durch grausame

Statthalter, die später öfters hart bestraft wurden, durch harte Abgaben und Beschränkung des Zugestandenen gedrückt wurden. Viele aber wanderten freiwillig aus, mit Aufopferung ihrer Güter, die Freiheit einer Ruhe verheißenden Unterwerfung unter die Glaubensfeinde vorziehend, oder entflohen, erschreckt durch die Gerüchte von der Verheerung, welche die Sieger an vielen Orten geübt hatten. Sie begaben sich in die asturischen und cantabrischen Gebirge, welche schon zu den Zeiten der Carthager und der Römer eine Stätte der Freiheit gewesen waren, und sammelten sich in jenen um einen edlen Westgothen, Pelagius (Pelayo), einen Verwandten des letzten Königs Roderich, in diesen um den aus dem königl. Geschlecht Reccared's entsprossenen Herzog Petrus. Die steilen, schneebedeckten Berge sollten nicht blos Rettung und Schutz gewähren gegen der Ungläubigen Uebermacht, sondern waren bestimmt, in dem kleinen Rest des Westgothenreichs, den die Geflüchteten bildeten, den Keim neuer mächtiger christlicher Reiche in sich zu tragen, und aus einer Handvoll Christen eine Lawine entstehen zu lassen, die, je weiter sich wälzend, desto mehr sich vergrößernd, die Herrschaft der Sarazenen zertrümmern sollte. Als den Helden aber, der durch ruhmwürdige Thaten den ersten Grund legte zu dieser Veränderung, zu dem Sieg des Glaubens über den Unglauben, nennt die Sage den Pelagius. Es war in den Gebirgen des westlichen Asturiens, wo er nach der Schlacht bei Xerez mit einer tapfern Schaar seinen Zufluchtsort fand. Längere Zeit hatte er sich hier glücklich vertheidigt, als der sarazenische Befehlshaber in Gijon, Munuza, ein mächtiges Heer von Moslemen, das den Christen den Untergang bringen sollte, herbeirief, um dafür Rache zu nehmen, daß ihm Pelayo's Schwester, die er, in Liebe zu ihr entbrannt, in des Bruders Abwesenheit geraubt hatte, von diesem wieder entrissen worden war. In dem öden Thal des zwischen waldbedeckten Bergen und Felsen dahinfließenden kleinen Flusses Diva, unweit des Ortes Comgas de Onis, kam es zur Schlacht; die Moslemen wurden, wie durch ein Wunder des Himmels, geschlagen, der größte Theil derselben fiel durch das Schwert der Christen, die übrigen fanden auf der Flucht, indem ein Bergabhang mit ihnen in den darunter fließenden Diva hinabstürzte, in den Wellen ihren Tod, die Asturier rissen von der Herrschaft der Glaubensfeinde sich los, riefen den Sieger Pelayo zu ihrem Könige aus und das erste westgothische Königreich mit dem Hauptsitz Gijon, von wo Munuza auf die Nachricht von der Seinigen Unglück entflohen war, war neu gegründet. Pelayo regierte dasselbe 12 Jahre, die sich nicht genau bestimmen lassen, aber sicher noch vor die Mitte des 8. Jahrh. fallen. Sein zweiter Nachfolger ward der Mann seiner Tochter und Sohn des Herzogs Petrus, Alfons I., unter welchem das asturische Reich — von den Königen selbst Gothia genannt und ein Wahlreich, doch so, daß die Wahl an das Geschlecht des Königs Recesvinth (652—672), aus dem Pelagius und Petrus abstammten, gebunden war — durch Einverleibung seines väterlichen Erbes die ganze Nordküste bis an das Land der ebenfalls freien Vaskonen umfaßte und durch Eroberung im Westen und Süden, wo Lugo, Tuy, Astorga und viele andere Städte den Sarazenen entrissen wurden, beträchtlich vergrößert ward. Alfons' Sohn, Fruela, baute Oviedo; dies erhob Alfons II., Karl's des Großen Freund, der bis zum Tajo siegreich vordrang und Lissabon eroberte, zur Hauptstadt, und nachdem Alfons III., der bei Zamora (901) einen großen Sieg erfocht, gestorben war, ward der Königssitz nach Leon verlegt, wovon die Könige Könige von Leon genannt wurden. In dem östlichen Theile des Königreichs Leon hatte sich aus eroberten Landschaften die Grafschaft Burgos oder Castilien gebildet, die ihren Namen von den gegen die Sarazenen angelegten Grenzburgen hatte, und seit 964, wo Graf Ferdinand sich von Leon losriß, ward daraus eine eigne selbständige christliche Herrschaft. Außer dieser Grafschaft und dem Königreiche Leon, waren aber von den Gegenden der Pyrenäen aus noch andre christliche Herrschaften entstanden. Gerufen von dem Wali von Zaragoça, Ibn el Arabi, der des Ommajaden Abdorrhaman Herrschaft sich nicht unterwerfen wollte, drang Karl der Große nach Spanien ein und machte Eroberungen zwischen den Pyrenäen, welche von seinem Sohne, Ludwig dem Frommen, theils befestigt, theils erweitert wurden. Aus dem östlichen Theile dieser Erwerbungen zwischen dem Mittelmeer, dem Ebro und den Pyrenäen

ward die spanische Mark errichtet mit dem Hauptorte Barcelona, und den Mittelpunkt des westlichen Theils bildete Pampeluna. Den schwachen Nachfolgern Ludwig's des Frommen war es nicht möglich, ihre Vasallen in Gehorsam zu erhalten, und gegen Ende des 9. und Anfang des 10. Jahrh. finden wir, was jenseits der Pyrenäen zum Frankenreiche gehört hatte, im Besitz der Grafen von Barcelona und der Herren von Pampeluna. Jene nannten sich auch später noch Grafen von Barcelona oder Catalonien, Sanctius aber, Herr von Pampeluna, gründete durch gegen die Sarazenen gemachte Eroberungen, die sich bis über Logroño, Calahorra, Tudela und Tarragona ausdehnten und auch die Landschaft Aragon zwischen Ebro, Gallego und Aragon umfaßten, das Königreich Navarra. Zu Anfang des 11. Jahrh. war König von Navarra Sanctius III. der Große (Major), welcher alles Land längs der Pyrenäen bis Roda eroberte, nach dem im J. 1028 erfolgten Erlöschen des Mannsstammes der Grafen von Castilien durch seine Gemahlin, eine castilische Prinzessin, Castilien erbte, langwierige Kriege mit dem Könige Bermudo von Leon führte, durch welche dieser, als 1034 endlich der Friede zu Stande kam, genöthigt war, seine Schwester dem zweiten Sohne des Sanctius, Ferdinand, zur Gemahlin und dazu ein Stück Land zwischen Pisuerga und Cea zur Mitgift zu geben, und als der mächtigste christliche Herrscher in Spanien im J. 1035 starb. Schon früher hatte er sein Reich unter seine Söhne getheilt, die dann als Statthalter unter ihm regierten. Garsias, der älteste, erhielt bei dieser Theilung Navarra, Biscaya und die Landschaft Rioja; Ferdinand Castilien, womit die Mitgift seiner Gemahlin vereinigt wurde, als Königreich; Gonçalo die Herrschaft Sobrarbe in der Grafschaft Ribagorça ebenfalls als Königreich, und Ramiro, ein unehelicher Sohn, das nun auch zum Königreich erhobene Aragonien. Bermudo von Leon versuchte, den abgetretenen Landstrich wieder an sich zu bringen, kam aber bei dem Versuche um (1037), und Leon fiel an Ferdinand, zu dessen Reich auch noch die jenseits des Ebro gelegenen Besitzungen seines Bruders Garsias, der, neidisch auf seine Macht, gegen ihn Krieg begann und im Kampfe blieb, hinzukamen. Was von Navarra zwischen den Pyrenäen und dem Ebro lag, erbte Garsias' Sohn Sancho Garcez. Drei Jahre nach Sancho des Großen Tode fiel Gonçalo durch Meuchelmord, und Sobrarbe ward vereinigt mit dem Königreiche Aragonien. Von den vier so entstandenen christlichen Reichen, Castilien, Aragonien, Catalonien (oder Barcelona) und Navarra, waren die beiden ersten die bedeutendsten, und an sie knüpft sich die weitere spanische Geschichte.

Der Kampf gegen die Ungläubigen bildet zwar noch immer das Hauptmoment, theils weil es ein nothwendiges Interesse der Fürsten war, ihre Länder zu vergrößern, theils weil französische und englische Ritter seit dem Beginn der Kreuzzüge, um zur Ehre Gottes die Waffen zu führen, auch nach Spanien ihre Richtung nahmen, und das romantisch-ritterliche Leben, wie es in Frankreich und Deutschland namentlich aus den Kreuzzügen hervorging, hat auch hier die herrlichsten Repräsentanten, vor allen den Cid (s. d.), einen castilischen Grafen unter König Alfons VI. (gest. 1109) von Castilien, und den Grafen Raimon Berengar IV. von Barcelona, der 1137 durch Vermählung mit der Tochter des söhnelosen Ramiro II. von Aragonien zugleich König dieses Reiches ward und sich die Ehre erwarb, der vollkommenste Ritter der Christenheit zu heißen; allein zwischen und neben diesem Kampfe finden wir zugleich Kriege, welche nicht nur die einzelnen Reiche gegen einander, sondern auch wieder in denselben die Vasallen gegen die Könige und unter sich selbst führten, gerade wie wir in den sarazenischen Reichen es gefunden haben, und nicht selten, ja gewöhnlich war es, daß Christen und Sarazenen gegen Christen und Sarazenen kämpften, da auf beiden Seiten die Zersplitterung gleich groß war. Selbst der Cid kämpfte eine Zeitlang mit sarazenischen Wali's gegen Aragonien. Den Territorialzuwachs genügt es nur übersichtlich anzugeben. Aragonien, welches seit 1137—1410 mit Barcelona von Raimon's Mannsstamme beherrscht ward, ward im J. 1096 vermehrt durch Huesca, 1114 durch Tudela, 1118 durch Zaragoça, Besitzungen, welche sämmtlich den Sarazenen entrissen wurden. Hiervon kamen unter Jacob I. (1213—1276): das Königreich Valencia

(1238) und die balearischen Inseln (1229—1235), ebenfalls gegen die Sarazenen erobert. Durch Erbschaft und Heirath wurden erworben die Grafschaften Roussillon, Cerdagne und Montpellier (im 12. und zu Anfang des 13. Jahrh.), durch die sicil. Vesper Sicilien (s. d.), außerdem 1326 Sardinien (s. d.). Zu Castilien ward durch Alfons VI. Toledo (1085) erobert; 1236 Cordova, 1241 Estremadura, 1243 und 44 Murcia; 1246 Jaen, 1248 Sevilla, 1250 Cadiz durch Ferdinand III., der auch Granada lehnspflichtig machte. Wie nach Alfons VI. Tode Portugal sich unabhängig von Castilien und zu einem eigenen Königreiche machte, gehört in die Geschichte dieses Landes. Das Factum selbst bietet ein Seitenstück zu der frühern Losreißung der Grafen von Burgos von Leon. Zugleich wird durch beide Ereignisse klar, wie die gegen die Sarazenen gemachten Eroberungen zu einer Reihe von Adelscolonien wurden, in welchen die königl. Macht ziemlich unbedeutend war. Der durch seine im Kampf gewonnenen Besitzungen mächtige Adel, die eben so mächtige Geistlichkeit, die 1256, 1258 und 1261 gebildeten Ritterorden von Alcantara, Calatrava und St. Jago — bildeten die so gut wie selbständigen Elemente, neben denen die Gewalt des Königs fast ganz in den Hintergrund trat, und die Städte, wenn auch einzeln, um sie treu zu erhalten, schon zeitig mit Privilegien ausgestattet, erst spät einige Bedeutung erlangten, denn erst seit dem 14. Jahrh. erschienen ihre Deputirten auf den Reichstagen. Fast unaufhörlich lagen die spröden, alle Einigung verschmähenden Elemente, theils unter sich, theils mit den Königen im Kampf und kein Punkt war vorhanden, der eine Ausgleichung herbeigeführt hätte; und indem hierzu noch Successionsstreitigkeiten, dadurch herbeigeführte innere und äußere Kriege, und minderjährige Regierungen kamen, wodurch die Krone immermehr zum Schatten, jene ungefügen Bestandtheile immer übermüthiger wurden, ohne daß die Verfassung eine Fortbildung erhielt und irgend ein Product geistiger Art, etwa Blüthe der Künste, hervorgerufen ward — bietet die Geschichte Castiliens bis zum Ende — und je näher demselben, desto mehr — den ödesten Anblick dar und läßt es bei der trostlosen Zerrissenheit, bei der Auflösung zugleich aller nationalen Sitlichkeit, als eine nothwendige Aufgabe der neuen Zeit erscheinen, zur Herstellung der Ordnung und des Zusammenwirkens der Elemente für das Allgemeine ein energisches Mittel ausfindig zu machen. Ferdinand's III., des Heiligen (1236—1252) Regierung bildet einen der wenigen lichten Punkte dieser Periode. Er vereinigte das eine Zeitlang getrennte Leon wieder mit Castilien, war siegreich gegen die Sarazenen, gab die Gesetze, welche Untheilbarkeit des Reichs und bei der Erbfolge den Vorzug der Erstgeburt festsetzten, und wußte sich gewissermaßen zum Mittelpunkte der Stände und ihrer Beziehungen zu einander zu erheben.

In Aragonien und Catalonien war von vorn herein dieselbe Anlage zu dem ungeordneten Zustande Castiliens. Die Eroberungen, welche gegen die Sarazenen gemacht wurden, wurden unter den König und den Adel nach dem Verhältniß der Größe der gestellten Heerhaufen vertheilt; die neuen Erwerbungen zerfielen in eine Reihe Baronien, in welchen die Barone eine ebenfalls selbständige Stellung hatten; die Städte hatten theils, wenn sie zu den ursprünglich fränkischen Besitzungen gehörten, durch die fränkische Immunitätsverfassung, theils, wenn sie den Sarazenen entrissen waren, durch Capitulationen und die Nothwendigkeit, sich ihrer Treue zu versichern, theils durch die Bedeutung, die sie durch aus Handel erworbenen Reichthum hatten, wie namentlich die Seestädte Cataloniens, große Rechte und Freiheiten und erschienen als Reichsstand am Reichstage theilnehmend schon sehr zeitig; endlich hatte der niedere Adel, die Hidalgos (die Barone, der hohe Adel, hießen Ricos hombres) besondere Ordnungen. Allein es bildete sich hier seit dem 13. Jahrh. eine eigenthümliche verfassungsmäßige Behörde aus, der Justicia, gewählt jedesmal aus den Hidalgos, welcher, ursprünglich vielleicht nichts, als der Pfalzgraf in dem Carolingischen und dann im deutschen Reiche, allmälig der Punkt ward, durch welchen alle Staatselemente im Gleichgewichte erhalten, Streitigkeiten der Stände mit dem Könige und unter sich selbst geschlichtet wurden. Von ihm gab es keine Appellation; er war nur dem Reichstage und dem Könige, aber keinem von beiden allein, verantwortlich; doch stand ihm

eine Art Schöppencollegium zur Seite und controlirt ward er von einer ständischen Deputation. Der Justicia war erst eigentlich der Schutz und Hort der bestehenden ständischen Verfassung, der von derselben alle Eingriffe von Seiten der Beamteten, des Königs oder einzelner Stände abwendete, und repräsentirte das Bewußtsein des mit Einsicht und Gerechtigkeitsgefühl begabten Theiles des Volkes. Dadurch war er nicht ein Einzelner und dadurch wiederum mächtig. Die Stände bestanden aus drei Armen oder Brazos: Geistlichen, Adeligen und Städtedeputirten; in Aragonien theilte sich der Adel wieder in zwei Arme, in die Ricos hombres und in die Hidalgos, so daß im Ganzen hier 4 Arme auf den Reichstagen waren. Die Ständeversammlungen hießen Cortes, wenn der König sie berufen hatte und ihnen beiwohnte; ohne den König hießen sie Parlementos. Es gab allgemeine Cortes, zu denen Aragonier, Catalonier, Valencianer, Balearen und Sardinier kamen; außerdem gab es in Aragonien, Catalonien und Valencia auch besondere Cortes. Nach dem Aussterben des Mannsstammes der Grafen von Barcelona mit König Martin i. J. 1410, ward durch einen von den drei Parlamenten von Aragonien, Catalonien und Valencia gewählten Ausschuß der Schwestersohn König Martin's, der Infant Ferdinand von Castilien, Ferdinand's des Katholischen Großvater, im J. 1412 zum Könige von Aragonien ernannt, womit die balearischen Inseln und Sicilien, das seit 1412 mit Aragonien vereinigt ward, zufrieden sein mußten. Unter der Regierung des Sohnes Ferdinand's, Johann's II., der durch Heirath zugleich König von Navarra war, brachen auch in Aragonien Unruhen aus, indem die Catalonier und Roussillon zu Gunsten des Prinzen Karl (gest. 1461 vielleicht an Gift), des ältesten Sohnes Johann's aus seiner ersten Ehe mit einer navarresischen Prinzessin, sich erklärten, den sie zum Nachfolger in Aragonien haben wollten, den der Vater aber, wie er ihm früher schon Navarra verweigert hatte, nun gefangen setzte. Zu gleicher Zeit herrschten stürmische Bewegungen in Castilien, unter der Regierung des schwachen Königs Heinrich IV. (1454—1474), der von seinem Bruder 1465 entthront ward, 1468 wieder als König auftrat, seine Schwester Isabelle zur Thronfolgerin erklärte, dann seine Tochter ihr vorzog, und nach seinem Tode einen Krieg mit Alfons V. von Portugal, dem Gemahle dieser Tochter, herbeiführte, der bis 1479 dauerte, wo Alfons im Vertrag von Alcabeças auf Castilien verzichtete.

So war der Zustand der beiden Reiche, in welchen in Aragonien der Kronprinz Ferdinand (nachmals der Katholische), in Castilien die Prinzessin Isabelle heranwuchsen, Charaktere, Ansichten und Pläne bildeten. Beide vermählten sich mit einander 1469 und die eheliche Vereinigung bildete zugleich eine Vereinigung gleicher Bestrebungen, die auf Gründung fester monarchischer Gewalt, auf Hinwegräumung der von den Großen gesetzten Schranken gerichtet sein mußten. Zur planmäßigen Verfolgung aber des gesetzten Ziels trug das Meiste bei Isabellens Beichtvater und Minister, der große Ximenez de Cisneros, der als Staatsmann, als Krieger, als Gelehrter und Heiliger gleiche Bewunderung erhielt. Um den Adel, der namentlich in Castilien Recht und Ordnung mit Füßen trat, nach Gutdünken Fehden führte und das gemeine Volk drückte und mißhandelte — einzuschränken, ward schnelle und energische Rechtspflege angewandt, die Hermandad (s. d.) errichtet, welche den Landfrieden bewahrte und die königl. Macht verstärkte und (i. J. 1481) die Inquisition (s. d.) eingeführt, jenes furchtbare, dem Könige ergebene Gericht, das angeblich gegen Juden, Muhamedaner und ihren Glauben nicht rein bewahrende Christen gerichtet sein sollte, bei weitem mehr aber dazu benutzt ward, gefährliche und mächtige Menschen aus allen Ständen, oft ohne alle Schuld und auf die ruchloseste Weise zu beseitigen und den Fiscus durch ihr eingezogenes Vermögen zu bereichern. Einer der bedeutendsten Schritte zur Vermehrung der königl. Macht war die Vereinigung der Großmeisterstelle der drei castilischen Ritterorden mit der Krone, wodurch dieselbe auf eine Menge müßiger adeliger Familien und dadurch wieder auf die Stände entschiedenen Einfluß bekam. Allmälig gelang es auch, die Geistlichkeit abhängig zu machen durch vergrößerte Mitwirkung bei Besetzung der höchsten geistlichen Aemter, die später in Folge von Concordaten mit dem Papste zugleich gänzlich in die Hände der Könige kam. Hierzu kam die Entdeckung

der neuen Welt, welche außer den Schätzen, die in das Mutterland strömten, und die Krone von dem guten Willen der Stände bei Steuerbewilligungen immer unabhängiger machten — auch Geld und Ehre verheißende Würden als eine Lockspeise der Großen bot. Eine gleiche Lockspeise waren die Stellen in den Armeen und in den Regierungen der eroberten europäischen Länder, Neapel ꝛc. Außerdem wurde jede Gelegenheit benutzt, um veräußerte Domänen und Kroneinkünfte zu reduciren. Ferdinand der Katholische folgte seinem Vater Johann II., der, um den erwähnten Aufstand in Catalonien zu stillen, Roussillon und Cerdagne an Frankreich abgetreten hatte, als König von Aragonien von 1479—1516; Isabelle regierte in Castilien von 1474—1504. Sie beschließen das spanische Mittelalter, dessen Lebens- und Bildungsprincipien in dem Kampfe der Christen gegen die Mauren lagen. Dieser Kampf, in welchem die christlichen spanischen Reiche, die Verfassung derselben, die Bildung und der Charakter der Spanier sich entwickelt hatten, in welchem die beiden sich entgegengesetzten Volkselemente, das christliche und sarazenische, das Trefflichste, was in ihrem Wesen, in ihren Einrichtungen lag, bis auf Glauben und Sprache, und indem viele Sarazenen zum Christenthume und umgekehrt viele Christen zum Islam übergegangen waren, ingleichen viele Araber die Sprache der Castilier, Aragonier ꝛc., und viele von der ursprünglichen christlichen Bevölkerung unter arabischer Herrschaft die arabische Sprache (s. Mozaraber) angenommen hatten, auch diese mit einander vertauscht hatten — dieser Kampf war durch die Eroberung von Granada nach einem zehnjährigen blutigen Kriege, in welchem noch einmal auf beiden Seiten der ritterliche Geist auf's schönste zur Erscheinung kam, — reichen Stoff bietend zu Romanzen und Liedern — vollendet. Die Macht der Großen, die Macht der Stände überhaupt, welche in der Bekämpfung der Glaubensfeinde entstanden war und, so lange noch sarazenische Reiche vorhanden waren, respectirt werden mußte, weil die Inhaber der Macht gegen diese Reiche gebraucht wurden, oder, feindlich behandelt, leicht an denselben eine Stütze gegen die eignen Herrn finden konnten, — konnte nun eingeschränkt und die königliche dagegen gehoben werden. Wir haben gesehen, wie Ferdinand und Isabella, jener schlau, gewandt und treulos, diese großer Gedanken und Unternehmungen (s. Columbus) fähig, verfuhren, um zu diesem Zwecke zu gelangen. Gern hätte Ferdinand allen nationalen und religiösen Gegensatz völlig aufgehoben; acht Wochen nach der Eroberung von Granada durch den großen Gonsalvo von Cordova (Granada ward zu Castilien geschlagen), erging der Befehl, daß alle Juden sich taufen lassen oder ihr Vermögen in Waaren und Wechsel umsetzen und auswandern sollten; gegen 800,000 der Unglücklichen, die zum Theil noch wegen ihrer Theilnahme an Musa's Eroberung vor 780 Jahren der wüthendste Haß traf, verließen das Land und gingen nach Portugal oder Afrika; ein ähnlicher, 1499 gegen die Sarazenen des castilischen Reichs erlassener Befehl vertrieb in diesem Jahre und nachdem ein wegen dieser Grausamkeit entstandener Krieg beendigt war, im J. 1501 eine Menge auch der sarazenischen Einwohner. Aber sehr viele der Letztern blieben theils in Castilien (Granada), indem sie scheinbar Christen waren, theils in Aragonien, wo sie von den Ständen, namentlich auch von dem Adel, der die fleißigsten Bearbeiter seiner Güter würde verloren haben, geschützt wurden, noch zurück, bis endlich im J. 1509 alle ihre Nachkommen, selbst die das Christenthum angenommen hatten (Moriskos) nicht ausgenommen, — man rechnet 600,000, die in Beziehung auf Ackerbau, Handwerke und Künste den besten Theil der Bewohner Spaniens ausmachten, — auf das unmenschlichste aus allen Theilen des Reichs vertrieben wurden. Und doch hatte Ferdinand (der Katholische genannt wegen seines Eifers in Beziehung auf den abstracten Glauben) den Ständen von Aragonien die feierlichste, eidliche Versicherung gegeben, daß weder er selbst noch seine Nachfolger zur Vertreibung der Mauren aus den aragonischen Territorien, namentlich aus Valencia, wo sie am zahlreichsten waren, etwas thun wollten. Karl V. (in Spanien der Erste) wiederholte diesen Eid. Gleichwohl erließ auch er im J. 1525 gegen die Mauren in Valencia einen sehr strengen Befehl, den gegen die Moriskos in Granada Philipp II. im J. 1568 mit größerer Strenge wiederholte und mit blutigem

Nachdruck durchführte, indem er gebot, daß sie arabische Sprache, Kleidung, Namen, Gebräuche, Alles überhaupt, was maurischen Ursprungs war, ablegen sollten, woraus, da keine Anerbietungen Milderung herbeiführten, Empörungen, Krieg, welchen Don Juan von Oesterreich führte, und endlich Verpflanzung der dem Schwert, fürchterlicher Strafe und dem Feuer der Inquisition Entronnenen in das Innere des Reichs hervorging. Nach Isabellen's Tode (1504) ward ihre und Ferdinand's Tochter Johanna und deren Gemahl, Erzherzog Philipp von Oesterreich, von den castilischen Ständen als König anerkannt. Philipp starb jedoch schon 1506 und nun übernahm, da Johanna geistesschwach war, Ferdinand die Regentschaft im Namen seines unmündigen Enkels, Karl's I. An der Spitze der Geschäfte stand für ihn in Castilien Ximenes, der nach Ferdinand's Tode (1516) ein Jahr lang Regent des castilischen Reichs ward, kräftig und weise regierte, die Seeräubereien und Landungen an den spanischen Küsten von Seiten der afrikanischen Sarazenen, welche die aus Spanien vertriebenen Mauren zur Rache aufreizten, eine Zeitlang unterdrückte durch eine Expedition nach Afrika unter seiner eigenen Führung, auf der Oran und Tripolis erobert, Algier und Tunis zinsbar gemacht ward; ferner ein Bürgercorps von 30,000 Mann errichtete, mit dem er den Adel in Schranken hielt und nach seinem Willen bewegte und zugleich, für die Wissenschaften sorgend, die Universität zu Alcala gründete. Im J. 1517 kam Karl, dessen Wahl zum Könige, trotz des Widerstrebens der castilischen Großen, Ximenes durchgesetzt hatte, aus den Niederlanden nach Spanien und übernahm nun die Regierung selbst, leider damit beginnend, daß er den hochverdienten Ximenes durch seine Entlassung mit Undank belohnte.

Vereinigt aus vielen zu Einem Reiche, vergrößert durch Roussillon und Cerdagne, das Ferdinand der Katholische von Karl VIII. von Frankreich zurückerhielt; durch Neapel, um das derselbe Ludwig XII. betrog; durch den spanischen Theil von Navarra, das er als Mitglied der heiligen Ligue eroberte, nachdem dies Königreich durch Verheirathung seiner Stiefschwester Eleonore mit einem Grafen von Foix mit Frankreich in Verbindung gekommen war, und durch die reichen Besitzungen in der neuen Welt; ausgestattet endlich mit allen Anlagen zur Gründung einer festen monarchischen Gewalt, trat Spanien unter Karl I. in die neue Zeit. Es schien berufen zu sein, das erste Reich in Europa zu werden, da es durch den Umfang seiner Besitzungen, zu denen Karl noch die Niederlande mit ihrem Gewerbfleiß und Handel, dem bedeutendsten nächst dem portugiesischen, das Herzogthum Mailand, die goldreichsten Länder Amerikas hinzufügte, unter allen Ländern das mächtigste war, da es durch die Quellen seines Reichthums, wären sie weise benutzt worden, durch die Möglichkeit, den Welthandel an sich zu bringen, durch seine Ueberlegenheit über äußere Feinde, durch die Großartigkeit seiner Geschichte, durch die festgestellte Autorität der Krone alle Bedingungen besaß materieller und geistiger Blüthe; aber leider zeigte sich bald das Gegentheil. Die unvernünftige Politik Philipp's II. hielt das Gedeihen, die Blüthe der amerikanischen Colonie darnieder, die Schätze, die aus der neuen Welt flossen und nur das Mutterland bereichern sollten, vernichteten dessen Industrie, verschütteten seine Bergwerke, und was von Rührigkeit und Thätigkeit noch blieb, ward vollends zu Grunde gerichtet durch die grausame Verfolgung und Vertreibung der Moriskos, welche die Seele waren des Ackerbaues und der Gewerbe. Der Welthandel kam in die Hände eines Nebenlandes, der Niederlande, welche durch Unterdrückung ihrer Rechte, durch ein aller Einsicht in die Natur des Landes und des Volkes entbehrendes und dabei eisern consequentes Regierungssystem, durch die Gräuel der Inquisition gezwungen wurden, ihren Freiheitskrieg zu beginnen, und bei der unglücklichen Vereinigung Portugals (s. d.) mit dem allenthalben die Wurzeln des Lebens ausreißenden, basiliskenartig wirkenden Spanien vom Markte von Lissabon ausgeschlossen, anfingen, die ausländischen Producte sich selbst zu holen. Alles geistige Leben endlich, aller Aufschwung in Poesie — den kurzen Zeitraum von Cervantes, der die Fülle seines Geistes im Kerker ausströmen ließ, von Lope de Vega und Calderon ausgenommen — und in der Wissenschaft durch Aufnahme neuer Bildungsmotive, wie sie stattfand in Deutschland, ward gehemmt durch das Schreckensgericht der Inquisi-

tion (s. d.) und despotische Willkür. So verarmt, so entvölkert, so entblößt von aller Cultur war Spanien unter der Regierung Philipp's III., daß der englische Gesandte an seinen Hof schrieb, es sei ein göttliches Wunder, daß ein solches Reich noch fortbestehe.

Karl I. beleidigte die Spanier gleich bei seiner Ankunft dadurch, daß er die wichtigsten Staatsämter an Niederländer verlieh, und machte dadurch die Unzufriedenheit noch größer, die sich mit Nachdruck sofort in den Provinzialcortes durch Schwierigkeiten in Beziehung auf die Huldigung und Geldbewilligungen zu erkennen gab. Aufs Höchste stieg die Gährung in Castilien, als ein Reichstag ganz gegen die Bestimmungen der Verfassung in Galicien gehalten ward und auf demselben ganz ungebührliche Forderungen gemacht wurden, und kaum war Karl zur Kaiserkrönung (1519) nach Deutschland abgereist, als die Städte, Toledo an der Spitze, offenen Aufstand gegen den König und seine verhaßten habsüchtigen niederländischen Minister begannen, womit zugleich ein Aufstand des dritten Standes gegen den Adel verbunden war, der gleichzeitig außer in Castilien auch in Majorca und Valencia ausbrach. Die bedeutendsten castilischen Städte richteten demokratisch-städtische Verfassung ein, schlossen eine Junta unter einander, stellten Johanna, deren sie sich bemächtigten, an die Spitze der Regierung und entwarfen eine Reichsverfassung. Der Adel, in Gefahr erdrückt zu werden, schloß sich nun an die königl. Partei an und diese war aufs äußerste bedroht, zumal da auch die Franzosen in Navarra, das Ximenes während seiner Regentschaft tapfer gegen gemachte Angriffe vertheidigt hatte, einfielen. Doch mangelte es den Städten an gehöriger Einheit; ein unfähiger Mann, Peter Giron, der ihr Heer befehligte, ließ die wichtige Stadt Tordesillas, wo sich Johanna mit dem größten Theile der Abgeordneten der Junta befand, in die Hände der Royalisten fallen, und als dann Johann von Padilla (s. d.), das Haupt der Insurgenten von Toledo, an seine Stelle trat, war es diesem, so ritterlich und tüchtig er auch war, nicht möglich, die Oberhand zu behalten. Er erlitt am 23. April 1521 bei Villalar eine Niederlage und ward Tags darauf enthauptet. Die Junta mußte sich nun auflösen und die Insurrection in Castilien war gestillt. Auch in Valencia und Majorca, wo eigentlich nur der dritte Stand gegen den Druck des Adels sich erhob und auf der Seite des Königs war, während der Adel demselben die größten Schwierigkeiten machte, ward die Ruhe endlich wieder hergestellt. Karl kehrte bald darauf nach Spanien zurück, und da er große Milde bewies und die Nationalität mehr berücksichtigte, als er früher gethan, so veränderte sich die Stimmung bald völlig zu seinen Gunsten. Der glücklich beendigte Aufstand hatte indessen die wichtigsten Folgen. Der Adel war während desselben ganz auf die Seite des Königs getreten, um durch ihn gegen den dritten Stand sich zu behaupten; die Geistlichkeit war abhängig, da in Folge mit dem Papste geschlossener Concordate die bedeutendsten geistlichen Stellen von dem Könige besetzt wurden; die Städte endlich waren eingeschüchtert und verloren die wichtigsten Privilegien, die ihren Deputirten auf den Reichstagen Stärke verliehen hatten. Die Reichstage, immer seltener gehalten, hatten es am Ende mit nichts weiter, als mit Steuerangelegenheiten zu thun. Oft wurden nur die Städte, die für die Steuer am wichtigsten waren, einberufen, der Adel aber gar nicht gefragt, und wenn sie schwierig waren und Nichts bewilligen wollten, verhandelte man mit den einzelnen Städten besonders, und erhielt von diesen, was man brauchte. Die Macht der Stände ward auf diese Weise in den wesentlichsten Punkten zu einem Schatten, und seitdem sie auf dem Reichstage von 1538, der langen, Spaniens Schätze und Einwohner aufzehrenden und für die gebrachten Opfer keinen Nutzen bringenden, Kriege endlich müde, noch einmal energisch aufgetreten, eine Generalaccise und Anderes, was die Mittel zu einem neuen Kriege gegen die Seeräuber von Algier, obgleich dieser wohl mehr als die Kriege gegen Franz I. von Frankreich im Interesse des Landes gewesen wäre, verweigert, die Beendigung der vorigen Kriegführung verlangt hatten, wurden sie auch unbedeutend in Beziehung auf die Steuern. Ohne Karl's große, durch seine Kriege herbeigeführte Geldverlegenheit wären sie, da die Schätze der neuen Welt ihren guten Willen entbehrlich gemacht haben würden, völlig vernichtet worden. Von den vielen Kriegen war der für Spanien wichtigste die Expedition

gegen den Seeräuber Barbarossa von Tunis im J. 1535. Barbarossa wurde vertrieben, der von ihm verdrängte Muley Hassan wieder eingesetzt und viele Tausend Christensclaven in Freiheit gesetzt. Unglücklich endigte im J. 1541 ein ähnlicher Zug gegen Algier. Im J. 1556 trat Karl die Regierung an seinen Sohn Philipp II. ab, dem er schon früher Neapel, die Niederlande und — nach dem Tode des letzten Herzogs — Mailand übergeben hatte. Der Geist der Regierung dieses Fürsten, der die schönsten und für den Handel überaus günstig gelegenen Länder, Sicilien und Neapel, die Niederlande, seit 1581 Portugal, durch Alba erobert, Mexico und Peru ꝛc. unter seiner Herrschaft vereinigte, ist schon angedeutet. Spanien verarmte unter ihm durch viele kostbare Kriege mit Frankreich, England, den Niederlanden, der Türkei und Portugal (s. die Geschichte der betreffenden Länder), in Verbindung mit einem elenden Steuersysteme und einer argwöhnischen Politik in Beziehung auf seine Colonien, in Folge welcher die aus Amerika fließenden Schätze nur den Engländern und Holländern zu Gute kamen. Er, der der reichste und mächtigste Fürst hätte sein können, ward endlich (1596) genöthigt, einen Staatsbankerott zu machen, und durch Geistliche Haus für Haus eine Beisteuer für sich sammeln zu lassen. Unter den fürchterlichsten Qualen einer ekelhaften Krankheit und eines erwachenden Gewissens starb er am 2. Mai 1598. Nur Unglück und Elend hatte er über seine Länder gebracht; selbst an dem Unglücke anderer Länder, unter andern an der Pariser Bluthochzeit, war er nicht ohne Antheil. Noch nie hatte die Inquisition, die er von Spanien auch über die Niederlande — in Neapel und Mailand gelang ihre Einführung nicht — ausdehnte, so wie unter ihm gewüthet; nirgends waren mit so ungeheurer Schuldenlast die Unterthanen gedrückt, nirgends ward so planmäßig aller Wohlstand und alles Glück zerstört. Und dies Alles war die Folge von Philipp's unvernünftiger Herrschsucht, von dem Verfahren nach aus übertriebener Bigotterie und Mittelmäßigkeit des Geistes fließenden abstracten Gedanken, die er mit eisernem Willen verfolgte. Selbst wo das Glück ihm sich günstig zeigte, stieß er es von sich, durch Argwohn geleitet oder Unvernunft. Sein unehelicher Bruder erfocht den großen Seesieg bei Lepanto (1571) gegen die Türken; er hätte ihre Macht vernichten, er hätte die Sicilien, Sardinien und die spanischen Küsten heimsuchenden afrikanischen Seeräuber ausrotten können; aber es geschah darum nicht, weil er dem argwöhnischen Könige zu mächtig zu werden schien. Statt durch die Eroberung Portugals für den Verlust der Niederlande sich zu entschädigen, vernichtete er den portugiesischen Handel. Die Geschichte der Regierung Philipp's III. (1598—1621) (s. d.), Philipp's IV. (von 1621—1665) (s. d.) und Karl's II., des Urenkels Philipp's II. und des letzten der auf dem spanischen Throne sitzenden Habsburger (von 1665—1700), bildet nur einen traurigen Anhang zu der Philipp's II. Günstlingsregiment, Schwäche, Ertödtung sind das, was in derselben entgegenkommt. Spanien verliert einen Theil seiner Besitzungen und im Verein mit der innern schlechten Verwaltung wird es durch Frankreich, wo Heinrich IV., Richelieu und Mazarin daran arbeiteten, das Uebergewicht des Habsburgischen Hauses zu vernichten, durch England und Holland völlig gedemüthigt, in bescheidene Schranken zurückgewiesen. Philipp II. regierte an der Spitze eines Staatsraths; Philipp III. überließ die Regierung 20 Jahre lang dem unwürdigen Herzog von Lerma, der sich wiederum durch einen Günstling, gleich niederträchtig und habsüchtig wie er selbst, den vom Bedienten emporgestiegenen Grafen von Oliva, vertreten ließ. Lerma und Oliva erhöhten den Steuerdruck in Castilien, um für ihre Verschwendung Mittel zu bekommen; und um nicht gehindert zu werden, wurden seit 1602 die beiden ersten Stände nie mehr zu den Reichstagen einberufen, außerordentliche Fälle ausgenommen, z. B. bei der Vermählung der Infantin Anna mit Ludwig XIII., wo die Infantin vor den versammelten Ständen für sich und ihre Nachkommen auf alle Successionsansprüche verzichtete. Unter Philipp IV. standen an der Spitze der Geschäfte der Graf-Herzog von Olivarez und nach ihm sein Neffe de Haro, jener mit dem besten Willen das Wohl des Staates zu befördern, und mit großen Talenten ausgestattet, aber zu rasch und zu ehrgeizig, dieser mit größerer Ruhe und Besonnenheit weniger Staatsklugheit vereinigend. Der Krieg mit den Niederlanden ward von Olivarez (er war

Minister bis 1643) neu begonnen (s. Spinola); dazu kam die Theilnahme am 30jährigen Kriege zur Unterstützung der Habsburger in Deutschland, ein Krieg mit England (1625—1630), der mantuanische Successionsstreit (1628—1631), ein neuer Krieg mit Frankreich (von 1635—1659, wo der pyrenäische Friede geschlossen ward), an dem von 1654—59 England Theil nahm und unter andern Jamaica eroberte. Die Ausgaben stiegen dadurch außerordentlich; Castilien, das seit 100 Jahren am meisten dadurch in Anspruch genommen war, war dadurch erschöpft, und Olivarez schrieb mit Nichtachtung der verfassungsmäßigen Rechte in Catalonien eine Steuer aus. Hierdurch, und weil auch andere Privilegien verlezt wurden, Vorstellungen aber nichts halfen, brach in dieser Provinz (Catalonien) eine Empörung aus, die einen funfzehnjährigen (1640—1655) gefährlichen Krieg mit derselben herbeiführte. Gleichzeitig entstand, ebenfalls wegen Verletzung der Rechte des Landes, der portugiesische Freiheitskrieg, der bis 1668 dauerte, wo im Frieden Portugals Selbständigkeit anerkannt ward. Im pyrenäischen Frieden gingen Roussillon, Perpignan, mehrere Besitzungen in den Niederlanden und Anderes an Frankreich verloren, und im westfälischen wurden die freien Niederlande abgetreten, und, zum Ruin der spanischen, die Schelde geschlossen. In Catalonien ward, nachdem Philipp's IV. natürlicher Sohn, Don Juan d'Austria, den Krieg beendigt hatte, Amnestie erklärt und die alte Verfassung wieder hergestellt. Karl II. war schwach an Körper und Geist. Die Königin-Mutter mit ihrem Günstling, dem deutschen Jesuiten Neidhard, führte eine Zeitlang die Regentschaft zum großen Aerger der Granden, namentlich Don Juan's d'Austria, dem es 1669 gelang, den Jesuiten mit Gewalt zu verdrängen; drei Kriege mit Ludwig XIV., von denen der erste — begonnen, weil Ludwig als Gemahl der älteren Tochter Philipp's IV. nach dessen Tode die spanischen Niederlande in Anspruch nahm — durch den Aachener (1668), der zweite, zur Unterstützung der 1672 angegriffenen freien Niederlande geführt — durch den Nymweger (1678), der dritte — durch Ludwig's Habsucht, die England, die Niederlande, Spanien, Deutschland und Savoyen zu einem Bunde vereinigte, veranlaßt — durch den Ryswicker Frieden (1697) beendigt ward, raubten dem Reiche die Franche-Comté und mehrere Plätze in den Niederlanden; der innere Zerfall war so groß, daß die laufenden Bedürfnisse nur durch Anleihen, die mit Mühe gegen 15 Procent gemacht werden konnten, bestritten wurden, und bei solcher Zerrüttung half es wenig, daß Oropeza, der seit 1684 dirigirender Minister war, Ordnung herzustellen und Ersparungen zu machen suchte. In dieser allgemeinen Auflösung löste auch das spanisch-habsburgische Haus sich auf, indem Karl II. am 1. November 1700 starb. Er hatte sich durch die Schlauheit des französischen Gesandten, des Marquis von Harcourt, bewegen lassen, den Herzog Philipp von Anjou, den zweiten Enkel seiner ältern Schwester, der Gemahlin Ludwig's XIV., zum alleinigen Erben der spanischen Monarchie einzusetzen, und den Kaiser Leopold, der in männlicher Linie vom Erzherzoge Philipp und der Königin Johanna abstammte, außerdem Sohn einer jüngern Tochter (Ludwig XIV. war der Sohn der ältern) Philipp's III. und Gemahl einer jüngern Tochter Philipp's IV. war, zu übergehen. Hieraus entsprang ein 12jähriger, blutiger Krieg, der sogenannte spanische Erbfolgekrieg (s. d.).

Philipp V. hatte bereits im April 1701 seinen Einzug in Madrid gehalten und während des Krieges war Castilien fortwährend auf seiner Seite, während Aragonien und Valencia es mit dem Erzherzog Karl von Oesterreich hielten, Leopold's zweitem Sohne, der Spanien bekommen sollte und später (1711) — was eine Hauptursache des Zurücktretens der österreichischen Verbündeten war — deutscher Kaiser ward. Sein erster bedeutender Regierungsact nach dem Frieden war die Erlassung eines neuen Reichsgrundgesetzes, um für die Zukunft ähnliche Thronfolgekämpfe zu verhindern. Es ward für die Erbfolge die Linearfolge zu Grunde gelegt, und bestimmt, daß die entferntesten männlichen Descendenten Philipp's den Vorzug haben sollten vor den nächststehenden weiblichen. Erst nach Absterben aller männlichen Descendenten sollte die Succession an die Töchter nach der Linearfolge und erst nach Absterben aller männlichen und weiblichen Descendenten an das Haus

Savoyen fallen. Zur Anerkennung dieses Erbfolgegesetzes ward in Castilien der letzte Reichstag gehalten. Aragonien, Valencia, Castilien und Catalonien wurden als eroberte Provinzen angesehen, in denen der König (was indessen Philipp nicht that) eine absolute Gewalt geltend machen konnte, und die Grundpfeiler ihrer Freiheit, der Justicia und die Stände, waren hinfort nicht mehr vorhanden. Was sich in Navarra und Biscaya an Freiheiten erhielt, ward blos tolerirt; es konnte nach Belieben ebenfalls aufgehoben werden. Die Zügel der Regierung wurden, besonders seitdem Philipp sich 1714 mit der talentvollen und herrschsüchtigen Elisabeth von Parma zum zweiten Male vermählt hatte, geleitet vom Cabinet aus, dessen Seele jetzt der Vertraute Elisabeth's, der Parmesaner Alberoni, war, und weder Staatsrath noch andere hohe Collegien wurden, wie früher in wichtigen Angelegenheiten immer geschehen, mehr gehört. Indessen ward Spanien aus seiner langen Erschlaffung wieder aufgeweckt, Handel, Industrie und Ackerbau wurden wieder belebt, die Administration geordnet und in die Hände tüchtiger Männer gelegt, und auch nach außen trat es aus seiner völligen Bedeutungslosigkeit heraus, handelnd und bestimmend in die europäischen Angelegenheiten eingreifend. Das natürliche Interesse, wodurch das Cabinet in seinen Beziehungen zum Auslande geleitet ward, mußte die Wiedergewinnung der abgetretenen Provinzen bilden. Es ward dasselbe aber gesteigert durch das speziellere, das die Königin Elisabeth hatte, ihre Söhne — da sie in Spanien nicht succediren konnten, der Söhne wegen aus Philipp's erster Ehe — mit Herrschaften zu versorgen und der ergebene Minister Alberoni entwarf hiernach seine Pläne. Der Kaiser war in einen Krieg mit den Türken verwickelt und hatte Italien von seinen Truppen entblößt; England und Frankreich sollten beschäftigt werden, jenes durch eine Unternehmung zu Gunsten des Prätendenten, die Alberoni vorbereitete und auch, aber unglücklich, ausführte, dieses durch eine Verschwörung gegen den Herzog-Regenten und einen Aufstand der Bretagne, die man zu erregen wußte; nur mit Rußland und Schweden wurden Unterhandlungen angeknüpft, wodurch diese Mächte zur Theilnahme an der englischen Unternehmung bewogen wurden. Unter solchen Umständen griff Alberoni Sardinien an, und nachdem dies rasch erobert war (1717), landete man in Sicilien, wo Messina und Palermo in die Hände der Spanier kamen. Allein ein Bund zwischen Frankreich, England und dem Kaiser, im August 1718 geschlossen, verhinderte das Gelingen der Pläne Alberoni's. Die verbundenen Mächte entwarfen einen Frieden, in welchem festgesetzt ward, daß Sardinien an Savoyen, Sicilien an Oesterreich kommen, Don Carlos aber die Anwartschaft auf die Reichslehen Toscana, Parma und Piacenza im Fall des bevorstehenden Aussterbens der Häuser Medici und Farnese haben solle. Spanien weigerte sich diesen Frieden anzuerkennen. Nun aber wurden nach Sicilien, wo schon früher (Aug. 1718) die Engländer, unter Bing, die spanische Flotte beim Cap Passaro geschlagen hatten, kaiserliche Truppen eingeschifft, der franz. Marschall Berwik drang siegreich in Catalonien und Biscaya vor, eine engl. Flotte landete in Galicien, und nach Alberoni's durch den Herzog-Regenten von Frankreich herbeigeführtem Sturz (Dec. 1719) ward S. gezwungen, die Bestimmungen der Quadrupelallianz zu ratificiren (17. Febr. 1720). Im J. 1731 nahm Don Carlos, nach dem Tode des letzten Herzogs, von Parma und Piacenza Besitz, und der letzte Mediceer erklärte ihn zu seinem Erben und Nachfolger in Toscana. Für einen Sohn hatte Elisabeth ihren Wunsch, den sie seit 17 J. gehegt, der sie in ihrem Verhalten bei der Menge seit 1720 geschlossener und immer wechselnder Bündnisse und Verträge (von Cambray, Wusterhausen u. s. w.) geleitet hatte — erreicht. Als wegen der poln. Königswahl 1733 Krieg ausbrach, trat S. auf die Seite von Oesterreichs Feinden. Don Carlos drang gegen Neapel vor; in Kurzem war dies Königreich nebst Sicilien in seinen Händen, und im Frieden von Wien trat der Kaiser das Eroberte nebst dem Stato degli Presidi und Elba gegen Parma und Piacenza und gegen das Aufgeben der Ansprüche auf Toscana an den Sieger ab. Es war der Minister Patinho, der, glücklicher als Alberoni, dem Infanten zu seinem Königreiche verhalf. Im österreichischen Erbfolgekriege, an welchem Spanien, als vermeinter Erbe, seit 1743 gegen Oesterreich Theil nahm, gelang es auch, den zweiten Sohn der Elisabeth, den Infanten Don Philipp, auszustatten. Er erhielt im Frieden zu Aachen 1748 Parma, Piacenza

und Guastalla, welche Fürstenthümer, nebst andern österreichischen Besitzungen in Italien, durch französische und spanische Waffen erobert worden waren. Der Friede zu Aachen endigte auch einen Krieg zwischen Spanien und England. Im Frieden von Utrecht hatte Spanien an England auch das Recht der Einfuhr von Negersclaven (s. Assiento-Tractat) in die spanisch-amerikanischen Besitzungen zugestanden, sowie die Erlaubniß, daß alljährlich ein 500 Tonnen haltendes englisches Schiff englische Waaren nach Ostindien bringen und selbige dort verkaufen könne. Als die gesetzte Frist zu Ende ging, begannen die Engländer einen übermäßigen Schleichhandel, die spanischen Beamten verfuhren dagegen mit Strenge, England beklagte sich und es kam 1739 zum Kriege, in welchem Spanien mehrere seiner amerikanischen Besitzungen verlor und sein Handel außerordentlich litt.

Als der Friede geschlossen ward, saß auf dem spanischen Throne Ferdinand VI., der seinem Vater Philipp im Jahre 1746 gefolgt war und bis 1759 regierte, geleitet von tüchtigen Ministern, Ensenada, Carvajal und Wall, und einem italienischen Virtuosen Farinelli, und nach ihren Rathschlägen eine Menge nützlicher Reformen durchführend, eine Menge den Wohlstand des Landes fördernder Einrichtungen treffend. Nach dem tragischen Ende seiner Gemahlin ward er wahnsinnig und es folgte ihm der bisherige König von Neapel, Don Carlos, der, während sein Vorgänger auf Englands Seite stand, mit Frankreich in Verbindung trat und dieser Verbindung gemäß seine Politik einrichtete. Die nächste Frucht davon war der bourbonische Familien-Pact vom 15. August 1761, worin die bourbonischen Mächte ihre Besitzungen und Rechte gegen jeden Angriff sich gegenseitig garantirten, und hieraus entstand mit England der verderbliche Krieg, der im Frieden von Paris (1763) nur durch Englands Großmuth so endete, daß Spanien Florida abtrat und die zum Behuf der Fällung von Färbeholz an der Honduras-Bai angelegten englischen Niederlassungen bestehen ließ, wogegen und gegen die Verluste von Millionen durch englische Kaper es von Frankreich für die ihm geleistete Hülfe Louisiana erhielt. Ohne gegründete Ursache, blos in der Hoffnung, früher Verlornes wieder zu gewinnen und weil Frankreich mit seinem Beispiele voranging, ward während des nordamerikanischen Freiheitskampfes im Jahre 1779 der Krieg gegen England von Neuem begonnen. Zwar ward Gibraltar, was Elliot trefflich vertheidigte, nicht wieder erobert, doch Minorca und Florida gewonnen, und beides von England im Frieden von Versailles (Jan. 1783) abgetreten. In der innern Verwaltung machte Karl III. dieselben Grundsätze geltend, nach denen er schon in Neapel regiert hatte. Es waren die, welche Leopold von Toscana, welche Tanucci und Pombal und andere Fürsten und Minister in Uebereinstimmung mit dem Geiste ihrer Zeit befolgten. Es standen ihm dabei theils neben, theils nacheinander zur Seite die Minister Aranda, Campomanes, Grimaldi und Florida Blanca. Die heilsamen Reformen, welche zur Verbesserung des Steuersystems, zur Belebung des Credits und Handels, zur Blüthe der Colonien gemacht wurden, wurden auch ausgedehnt auf die Inquisition und das größte Werk Aranda's war die Vertreibung der Jesuiten, wäre sie nur nicht so rasch und so rücksichtslos vor sich gegangen; denn im Jahre 1767 wurden in einer Nacht plötzlich alle Collegien umringt, die Jesuiten herausgeholt, auf Wagen gepackt und fortgeschafft, und indem ihr Vermögen in den königlichen Fiscus floß, waren sie auf einmal der bittersten Armuth preisgegeben. Leider fand ähnliches übereiltes und leidenschaftliches Verfahren auch in andern Fällen statt, wodurch das Gute, was manche Aenderungen hätten herbeiführen können, vereitelt ward. Aranda's Vorgänger, Squillace, ein Italiener — denn Italiener waren des Don Carlos liebste Umgebung — erregte in Madrid einen Volksaufstand, weil er das Tragen der langen schwarzen Mäntel und der Hüte mit breiten Krempen verbot und französische Tracht einführen wollte, und mußte entlassen werden (1766). In dem bigotten, durch die Inquisition (deren Wüthen unter den Bourbonen und namentlich unter Karl III. beschränkt ward) streng katholischen Spanien, trat Aranda mit einem Male in religiöser Toleranz nicht nur, sondern selbst Andersglaubende und Freidenker beschützend auf; er schützte z. B. Protestanten aus der Schweiz und aus Deutschland, welche Olavides aus Peru, Aranda's Freund, in der Sierra Morena angesiedelt hatte, gegen die

Bekehrungsversuche der Mönche. Nach einer in vieler Hinsicht, auch für das Wiederaufblühen des geistigen Lebens in der Literatur, segensreichen Regierung, die nur wegen unzeitiger Neuerungen und wegen der unpopulären aus dem Familienpact mit Frankreich hervorgehenden Kriege gegen England (an dem ersten mußte Portugal durch Spanien gezwungen Theil nehmen und gewann von Spanien, gegen welches es mit England sich verband, da es gegen dieses sich nicht mit den Spaniern und Franzosen verbinden wollte, San Sagramento, das jedoch in einem 1777 von Spanien gegen Portugal begonnenen und 1778 durch den Frieden von Pardo geendigten Kriege wieder verloren ging) sich verhaßt machte, starb Karl III. im Jahre 1788, und es folgte ihm sein Sohn Karl IV.

Der neue König war von ganz beschränkten Gaben; in seiner geistigen Unfähigkeit kannte er kein anderes Vergnügen als die Jagd. Bis zum Jahre 1792 stand Florida Blanca an der Spitze der Geschäfte und nach seinem Sturz einige Zeit Aranda, Männer, die mit Einsicht und Kraft ihr Amt verwalteten, und wenn nicht von den höchsten, doch auch nicht von absolut gemeinen Prinzipien geleitet wurden. Bald aber kam die ganze Regierung in die Hände der Königin, Marie Luise von Parma, und ihres Günstlings, Emanuel Godoy (s. d.), der nachmals der Friedensfürst hieß, und nach und nach mit den höchsten Würden und Ehren überhäuft, nicht nur seiner Macht, sondern auch seiner äußern Erscheinung nach, die Stelle des Königs vertrat. Mit ihm änderte sich die bisherige Politik Spaniens im Innern wie nach Außen. Selbstsucht und Willkür in der Verwaltung, Schwäche gegen Außen charakterisiren die neue Regierung. Auf die Nachricht von der Hinrichtung Ludwig's XVI., für den sich der spanische Geschäftsträger im Auftrage seines Cabinets vergeblich verwendet hatte, ward der französische Gesandte Bourgoing vom spanischen Boden weggewiesen. Die Folge war, daß der Convent am 7. März 1793 Spanien, das einer der Conventsredner seiner Bedeutungslosigkeit wegen einen ans Ufer geworfenen Wallfisch nannte, den Krieg erklärte. In den östlichen und westlichen Gegenden der Pyrenäen begegneten sich die spanischen und französischen Heere. Anfangs war das Glück auf Seiten der Spanier; sie erfochten einige Siege, eroberten Bellegarde und trieben die Franzosen bis Bayonne und Perpignan; aber nachdem Dugommier bei Ceret im April 1794 über den Grafen de la Union, der Riccardo's Nachfolger im Commando war, entscheidend gesiegt hatte, wurden sie über die Pyrenäen zurückgeworfen, Figueras und andere Festungen im Osten, San Sebastian und Fuentarabia im Westen des Grenzgebirges wurden erobert und ein solcher Schrecken ging vor dem Feinde her, daß Godoy nur Heil im Frieden zu finden glaubte, der dann am 22. Juli 1795 zu Basel geschlossen ward. Spanien mußte seinen Antheil an San Domingo an Frankreich abtreten. Im nächsten Jahre (am 9. August) ward der schwache König von seinem unwürdigen Günstling durch den Tractat von San Ildefonso sogar zu einem Schutz- und Trutzbündniß bewogen, mit der Republik, die des Königsmords wegen kurz vorher bekämpft worden war. Spanien mußte hierauf am 5. Oct. an England den Krieg erklären, den es mit großem Nachtheil führte. Eine spanische Flotte unter dem Admiral Cordova ward am 14. Febr. 1797 beim Cap St. Vincent von einer englischen unter Jervis geschlagen; die spanischen Häfen wurden blokirt, Trinidad ward erobert und Anderes; aller Verkehr und Handel war gelähmt. Im Februar 1801 befahl Napoleon auch, gegen Portugal Krieg zu beginnen. Nach wenigen Monaten ward derselbe jedoch bereits geendigt, durch den Frieden von Badajoz, worin Portugal Olivenza an Spanien abtrat, und sich verpflichtete, den Engländern seine Häfen zu verschließen. Bald darauf erfolgte der Präliminarfriede mit England, der zu Amiens (17. März 1802) in einen Definitivfrieden verwandelt ward, dessen Hauptbedingung für Spanien die Abtretung von Trinidad war. Der Krieg zwischen England und Frankreich brach nach kurzer Zeit von Neuem aus. Spanien, durch den Vertrag von Ildefonso zu Vasallentreue verpflichtet, erkaufte sich im October 1803 von Napoleon die Neutralität durch Zahlung von Hilfsgeldern, die monatlich 6 Millionen Livres betrugen. Frankreich war hierdurch mehr geleistet, als durch die unmittelbare Theilnahme einer schwachen Macht am Kriege, und außerdem konnte es Vortheil ziehen von dem bei dem Verharren in der Neutralität ungestörten

Handel der Spanier mit ihren Colonien. Dies erkannte der Minister Pitt, und zwang durch den Befehl, die spanischen aus Amerika kommenden Schiffe wegzunehmen, die neutrale Macht zum offenen Kampfe. Aber gegen die englischen Flotten waren keine Lorbeeren zu erringen. Die vereinigte französische und spanische Seemacht, unter dem Commando von Villeneuve und Gravina, ward im October 1805 beim Cap Trafalgar von Nelson bis auf 10 Schiffe zu Grunde gerichtet. Die Opfer, welche in Folge des heillosen Vertrags von Ildefonso Spanien zu bringen hatte, und zwar den Launen der Herrschsucht eines fremden Herrschers, waren unermeßlich. Es mußte daher bei dem Friedensfürsten, durch welchen diese Opfer von Gut und Blut veranlaßt worden waren, der Wunsch entstehen, sich von der Abhängigkeit von Frankreich zu befreien, um nicht durch den Volkshaß am Ende selbst erdrückt zu werden, und die Königin theilte und unterstützte die Gesinnung ihres Geliebten.

Der Krieg mit Preußen schien eine günstige Gelegenheit zu bieten. Rasch wurden die spanischen Truppen versammelt und an das Volk erging ein Aufruf, sich bereit zu halten, zum Kampfe gegen einen Feind des Landes. Allein der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Jena, Napoleon's allenthalben erfochtene Siege, vereitelten die Ausführung des Planes, wie es bei einem so gemeinen und dabei höchst mittelmäßig begabten Menschen, wie der Friedensfürst, nicht anders der Fall sein konnte. Gleichwohl sollte derselbe, wenn auch nur beabsichtigt, von den wichtigsten Folgen werden. Napoleon erfuhr den Aufruf Godoy's an das Volk noch auf dem Schlachtfelde von Jena und sofort entstand in ihm der Gedanke, um im Westen seines Reiches sich sicher zu stellen, sei es nothwendig, die pyrenäische Halbinsel seiner Herrschaft zu unterwerfen. Nicht mit rascher Gewalt, sondern durch List sollte dies erreicht werden, und der Charakter und die Beschränktheit des Friedensfürsten, sowie der schlechte Zustand der ganzen Verwaltung, wozu bald noch Parteiungen am Hofe kamen, schienen das Gelingen unzweifelhaft machen zu müssen. Als der Friedensfürst, durch Napoleon's Kriegsglück in Schrecken gesetzt, vorgab, die Rüstungen seien gegen England gemacht worden, stellte sich der gefürchtete Sieger befriedigt und jener ward wieder der gehorsame Vollstrecker seiner Befehle, verblendet genug, um nicht einzusehen, daß er sich und dem Königshause die größte Gefahr bereite. Napoleon verlangte im Jahre 1807, in Gemäßheit des Vertrags von Ildefonso, ein spanisches Hilfscorps in den Norden Deutschlands, und der Kern der span. Truppen, die im Vaterlande dem Eroberer hätten gefährlich werden können, marschirte unter dem Marquis de la Romana durch Frankreich und Deutschland nach Hamburg. Nun kam es darauf an, französische Truppen ins Land zu führen. Zu dem Ende ließ Napoleon am 27. Oct. 1807 durch Duroc mit einem Abgesandten des Friedensfürsten einen geheimen Vertrag zu Fontainebleau abschließen, des Inhalts, daß Portugal der Familie Braganza entrissen und in drei Theile getheilt werden sollte, von denen einen, nämlich die Provinzen Alentejo und Algarbien, der Friedensfürst mit dem Titel: Fürst von Algarbien, erhalten sollte. Außerdem ward die gleiche Theilung der portugiesischen Colonien zwischen Spanien und Frankreich verabredet und von französischer Seite zugesichert, daß der König Karl IV. in allen seinen Besitzungen geschützt werden und bei dem allgemeinen Frieden den Titel eines Königs beider Amerika erhalten sollte. In dieses ihm gestellte Netz ging der kurzsichtige Günstling um so leichter, je schöner die Lockspeise war, die ihm vorgehalten ward. Gern willigte er nun ein, daß eine französische Armee unter Junot durch Spanien gegen Portugal sich bewegte, und in Verein mit spanischen Truppen das Nachbarland, weil es den Engländern Vorschub geleistet, in Besitz nahm. (Nov. und Dec. 1807). Auch gab er zu, daß eine andere franz. Armee von 40,000 M. bei Bayonne sich sammle, um den günstigen Erfolg in Portugal rascher herbeizuführen und zu sichern. Am 13. Jan. 1808 überschritt diese Armee, die vertragswidrig bis zu 70,000 Mann angewachsen war, unter dem Oberbefehl Murat's die spanische Grenze, und bemächtigte sich sofort, theils friedlich, theils gewaltsam, der Festungen San Sebastian, Figueras und Pampeluna. Es schien nun kein Zweifel mehr an dem zu sein, was Napoleon's wahre Absicht sei, und der in trübe Besorgniß gesetzte Friedensfürst mußte von seiner Täuschung

sich selbst völlig überzeugen, als ihm Napoleon im Februar 1808 erklären ließ: die gegenwärtige Lage von Europa fordert es, die spanischen Provinzen zwischen dem Ebro und den Pyrenäen mit dem französischen Kaiserreiche zu vereinigen, S. sollte dafür durch die Ueberlassung von ganz Portugal entschädigt werden.

Eine furchtbare Gährung brach in dem verrathenen Volke gegen den Friedensfürsten bei dieser Wendung der Dinge aus, vorbereitet durch des Unwürdigen frühere Verwaltung, auf das bedrohlichste gesteigert durch folgende, Napoleon's Absichten auf das erwünschteste begünstigende Vorfälle am Hofe. Es hatte sich gegen den Friedensfürsten eine Partei unter den Großen des Hofes gebildet, an deren Spitze der Herzog von Infantado stand. Ueberredet durch seinen Lehrer, den Canonicus Don Juan Escoiquiz, mit welchem der Herzog in Verbindung getreten war, schloß sich demselben der Kronprinz Ferdinand an, ein junger Mann von 23 Jahren, von schwachem Körper und Geist, und nach den Anordnungen seiner ihn hassenden Mutter höchst sclavisch erzogen. Man wußte ihm klar zu machen, daß Godoy, der bereits eine wahrhaft königliche Stellung einnahm und alle bedeutenden Aemter mit von ihm abhängigen Creaturen besetzt hatte, damit umgehe, ihn ganz von der Thronfolge auszuschließen. Hierzu kam, daß er, da seine Gemahlin, eine neapolitanische Prinzessin, gestorben war, die Schwägerin des ihm verhaßten Mannes, eine Tochter des Infanten Don Ludwig, heirathen sollte. So ward er gewonnen. Jetzt vertraute man sich dem französischen Gesandten Beauharnais. Dieser veranlaßte den Prinzen Ferdinand, an Napoleon zu schreiben, das Günstlingsregiment ihm zu schildern und um eine Gemahlin aus seiner Familie zu bitten. Napoleon, der damals gerade mit Godoy über den Vertrag von Fontainebleau unterhandelte, gab hierauf keine Antwort und die Häupter der Partei, ohne Rückhalt, ohne Rath und Entschlossenheit, brachten nun den Prinzen zu dem Entschluß, bei der Königin eine Anklage gegen Godoy einzureichen und dieselbe noch durch kräftige Worte zu unterstützen. Für den Fall, daß er nichts ausrichte, sollten nach genommener Verabredung noch Andere ins Zimmer dringen und das Beabsichtigte mit Gewalt durchsetzen. Aber der Friedensfürst kam der Ausführung zuvor, und ließ, im Einverständniß mit der Königin, die zuvor den König von der Nothwendigkeit der zu treffenden Maßregeln überzeugt hatte, am 29. Oct. 1807 Ferdinand, den Herzog von Infantado und den Canonicus Escoiquiz verhaften. Der in größte Angst versetzte schwache Prinz nannte ohne Rückhalt alle zu der feindlichen Partei gehörenden Personen und gestand aufs offenste, was bereits geschehen und was noch beabsichtigt werde. Aus den gemachten Mittheilungen und den aufgefundenen Papieren setzten die Königin und Godoy den Plan zum gräßlichen Verbrechen zusammen. Der Prinz habe den Thron rauben, Vater und Mutter ermorden wollen. Der König mußte noch in der Nacht vom 29. October das schwarze Vorhaben des Sohnes dem Kaiser Napoleon schreiben, und seinen Entschluß, den Verbrecher von der Thronfolge auszuschließen, ihm eröffnen. Am folgenden Tage ward dasselbe öffentlich bekannt gemacht. Der Friedensfürst glaubte durch solche Beschuldigungen, die auf jeden Fall falsch und übertrieben waren, die Nation gegen den Prinzen und seine Freunde zu erbittern, um dann Beide sicher vernichten zu können; allein es zeigte sich das Gegentheil; die Stimmung im Volke war dem Prinzen durchaus günstig und der Friedensfürst, dadurch und durch die Ungewißheit, wie Napoleon sich verhalten werde, besorgt gemacht, hielt es für das Gerathenste, zwischen dem Könige und seinem Sohne den Vermittler zu spielen. Letzterer mußte schriftlich sein Verbrechen in den demüthigsten Ausdrücken bekennen und reuevoll um Vergebung flehen. Dies ward dann wiederum bekannt gemacht und zugleich eröffnet, daß der König sich durch solches reuevolle Flehen und durch die Fürbitten der Königin (die mit Godoy alle Pläne geschmiedet!) bewogen gefühlt habe, seinem Sohne zu verzeihen. Seine Verbündeten wurden indessen vor ein Gericht gestellt, um für ihre Verbrechen zu gerechter Strafe verurtheilt zu werden. Aber das Gericht sprach dieselben frei und die Anklage des Friedensfürsten erwies sich in den Augen der Nation als völlig grundlos. So viel ging wenigstens daraus, daß eine vom Friedensfürsten zu einem bestimmten Zweck, ein Verbrechen, wie er es vorgab, darzuthun, niedergesetzte Commission unabhängig handelte, hervor, daß die

Macht desselben, wie durch den Haß des Volkes, so auch nun durch die Lossagung der Beamten von seinem Willen untergraben sei. Die Freisprechung der Angeklagten erfolgte zu Ende des Januar 1808 und im Februar geschah die erwähnte Erklärung Napoleon's, Spanien zwischen Ebro und Pyrenäen zu Frankreich schlagen zu müssen.

Anfangs versuchte man, das aufs äußerste aufgebrachte Volk mit Vorspiegelungen zu beschwichtigen; aber Schrecken und Angst vor dem endlichen Ausbruch der Volkswuth ergriff den Friedensfürsten und die Königin, als das französische Heer unter Murat zu Ende des Februars sich Madrid näherte. Sie beschlossen, wie der König von Portugal, den Sitz der Regierung nach Amerika zu verlegen, und trafen sofort Anstalten zur Ausführung ihres Entschlusses. Aber der König, auf dessen Willenlosigkeit man gerechnet hatte, widersprach diesmal ganz unerwartet, und die Entweichung mußte unterbleiben. Doch war durch die schon getroffenen Maßregeln der Plan zur Kenntniß des Volkes und der Soldaten gekommen. Man fühlte sich dadurch in den Augen des Auslandes beschimpft, Andere berechneten den Nachtheil, den die Abwesenheit des Hofes ihrem Gewerbe bringen würde, die Partei des Kronprinzen ließ es an Anregung nicht fehlen, und der in den Gemüthern angesammelte Brennstoff entzündete sich. Der Hof befand sich zu Aranjuez. Dorthin strömten am 18. März, wuthentbrannt gegen den Friedensfürsten, der Pöbel aus Madrid und das benachbarte Landvolk. Die daselbst befindlichen Garden wurden gewonnen und ungehindert drangen die Erbitterten in den Palast des Friedensfürsten, der dem gewissen Tode durch schleunige Flucht in einen Versteck des Daches entrann. Der König und die Königin wandten sich, um den Unentbehrlichen zu retten, mit den dringendsten Bitten an Ferdinand. Dieser ließ sich dadurch bewegen, und trat mit seinem Gefolge unter die Menge, als dieselbe eben den Friedensfürsten, der, von Durst gequält, sich am Morgen des 19. aus seinem Schlupfwinkel hervorgewagt, ergriffen hatte und erdrosseln wollte. Durch das Versprechen, den Verbrecher vor ein Gericht zu stellen, entzog er den Wüthenden ihr Opfer. König Karl fand sich durch diese Vorgänge bewogen, zu Gunsten seines Sohnes der Krone zu entsagen, und ließ noch am 19. eine Urkunde darüber ausfertigen und bekannt machen. Die ausgelassenste Freude trat im Volke an die Stelle früherer Besorgniß und eben erst gestillter Wuth, als diese Entsagung des Königs, die Ferdinand auf den Thron hob, bekannt ward. Der Friedensfürst war beseitigt, eine glückliche Zukunft ward erwartet. Und doch war Murat schon so nahe bei der Hauptstadt, daß er am 23. mit einem Theile seiner Truppen, während der andere außerhalb sich lagerte, seinen Einzug in dieselbe halten konnte. Man ließ die anfangs dadurch neu erregte Furcht wieder fahren, nahm die Franzosen für Verbündete und unter dem größten Jubel ward Ferdinand am 24. März in Madrid empfangen. Unterdessen hatte bereits am 21. der König Karl, gedrängt durch seine Gemahlin, eine Protestation gegen seine Entsagung unterzeichnet, welche er am 23. an Napoleon absandte, mit der Erklärung, daß er sein, der Königin, deren Lebensgefahr ihn zu der Niederlegung der Krone am 19. bestimmt habe, und des Friedensfürsten Schicksal in seine Hände lege. So sehr folgte die Königin ganz nur den Eingebungen ihrer Leidenschaft für den Friedensfürsten und ihrem Haß gegen Ferdinand, daß sie das Wohl und die Ehre des Landes durch ihren verderblichen Rath völlig aufs Spiel setzte, und ganz ihr gleich war ihre am Hofe anwesende Tochter, die verwittwete Königin von Etrurien, die Ferdinand ebenfalls aufs höchste haßte. Murat war von diesem Vorgang durch seinen Adjutanten unterrichtet und erkannte Ferdinand, der sich auf das zuvorkommendste gegen ihn benahm, nicht als König an, indem er vorgab, dies ohne des Kaisers Willen nicht thun zu können, jedoch die Hoffnung unterhielt, daß in Kurzem ein günstiger Bescheid eintreffen werde.

Der neue König ließ sich dadurch vollkommen beruhigen und setzte Napoleon in einem freundschaftlichen und zärtlichen Schreiben von dem Hergang der Sache in Kenntniß, zugleich nochmals um seine Nichte sich bewerbend und ihn einladend, bald selbst nach Madrid zu kommen, und dadurch ein früher seinem Vater gegebenes Versprechen zu erfüllen. Den Kaiser mit Bestimmtheit erwartend, ließ er bereits Anstalten treffen, um in der Hauptstadt

ihn angemessener zu empfangen, und sandte ihm seinen Bruder, den Infanten Don Carlos, entgegen. Napoleon aber dachte an nichts weniger als daran, den Erwartungen Ferdinand's zu entsprechen. Er sah in dem Vorgefallenen eine erwünschte Beschleunigung seiner Absichten. Der Kern der Truppen war aus dem Lande hinweggeführt, französische hatten es besetzt, in der ganzen Verwaltung war nirgends Kraft und Halt, und nun bot sich sogar die Gelegenheit, mit Leichtigkeit den Schlußstein des Ganzen hinwegnehmen zu können, da die, welche ihn gebildet hatten, unter sich entzweit, und theils schwach, theils schlecht genug waren, um des Gewaltigen Anordnungen unbedingt sich zu fügen. Der General Savary ward nach Madrid gesandt, um Ferdinand in seiner Sicherheit zu bestärken und ihn durch Vorspiegelungen der freundschaftlichsten Gesinnungen des Kaisers zu bewegen, in Person demselben entgegen zu reisen. Der gutmüthige Fürst ließ sich durch Savary's Tücke verlocken. Am 10. April verließ er, eine Regierungsjunta zurücklassend, Madrid. Bange Ahnungen erfüllten das Volk; auch König Karl und seine Gemahlin verlangten zu Napoleon geführt zu werden; der Friedensfürst ward von Murat aus seiner Haft befreit und später ebenfalls zum Kaiser gebracht. Ferdinand näherte sich der französischen Grenze immer mehr, ohne den erwarteten Gast zu treffen; treue Freunde warnten ihn, als er entschlossen war, Frankreichs Boden zu betreten; das Volk wollte ihn aus Furcht nicht weiter reisen lassen; aber sein Vertrauen, durch Savary fortwährend unterhalten, war unerschütterlich. Am 20. April ging er, begleitet vom Herzog von Infantado, Escoiquiz, Don Pedro, Cevallos und andern Granden, über die spanische Grenze. Kalt empfangen, zog er in Bayonne, wo Napoleon sich befand, ein, und noch am Tage seiner Ankunft ward ihm, nachdem er vom Kaiser einen kurzen Besuch erhalten, dann bei ihm gespeist hatte, von Savary im Namen Napoleon's eröffnet: „Die Dynastie der Bourbons habe aufgehört, in Spanien zu regieren, eine Napoleonische werde an ihre Stelle treten, ihr zu Gunsten müsse er für sich und seine Brüder dem Recht auf die spanische Krone entsagen". Zu denen, welche Ferdinand am meisten ermuntert hatten, zu Napoleon sich zu begeben, gehörte Escoiquiz. Dieser hoffte dem Kaiser darzuthun, daß es das Beste sei, Ferdinand als König anzuerkennen, da derselbe ihm ganz in derselben Weise zu Willen sein werde, wie Karl IV. dem Friedensfürsten, eine Ansicht, die auch Talleyrand geltend zu machen suchte, der aber deshalb in Ungnade fiel. Alles indessen, was Escoiquiz in einer Unterredung mit ihm erreichte, war das Versprechen, Ferdinand durch das erledigte Königreich Etrurien und durch die Hand einer seiner Nichten entschädigen zu wollen. Während Ferdinand's Minister noch mit dem Kaiser und seinem Bevollmächtigten über das Geforderte unterhandelten, trafen der König Karl IV. und seine Gemahlin in Bayonne ein, und wurden aufs glänzendste empfangen. Schon früher war der Friedensfürst angekommen. Dieser und die Königin, Beide Sclaven ihrer Selbstsucht, fügten sich in Alles, was Napoleon verlangte, und bestimmten durch ihren Einfluß den schwachen Karl, ein Gleiches zu thun. Ferdinand wurde ihm vorgestellt als das Haupt einer Frankreich feindlichen Partei, die alles Unglück, was auf Spanien laste, herbeigeführt habe. Er habe die schnödesten Mittel angewandt, um zur Krone zu gelangen, erst seinen Minister (Godoy) bei Napoleon verläumdet; dann französische Truppen ins Land geführt; endlich die Anwesenheit derselben als Veranlassung genommen, ihn zur Entsagung zu zwingen, und sich nicht gescheut, durch eine Revolution dies zu erreichen; ein Bürgerkrieg, der das Land zu Grund richten werde, stehe bevor. Auf diese Gründe gestützt, mußte er dem Sohne befehlen, die angemaßte Krone niederzulegen.

Ehe dies noch geschah, war in Madrid ein Aufstand gegen die Franzosen ausgebrochen, und der Gedanke, eine Revolution werde ausbrechen, setzte den alten König so in Schrecken, daß er in der ihm beigebrachten Ueberzeugung, nur Napoleon könne solches Unglück abwenden, am 5. Mai einen vom Friedensfürsten in seinem Namen abgeschlossenen Vertrag unterschrieb, worin er seine Rechte auf S. und Indien an Napoleon unter der Bedingung abtrat, daß das Reich selbständig und ungetrennt und die katholische Religion die einzig geltende bleiben solle. Der Palast von Compiègne ward ihm zu seinem lebenslänglichen Aufenthalte und zu seinem Unterhalt eine

Summe von 30 Millionen Realen angewiesen. Von dieser Summe sollte nach seinem Tode die Königin 2 Millionen erhalten. Noch einige andere Zugeständnisse waren beigefügt. Am 8. Mai machte er der spanischen Nation seine Entsagung zu Gunsten Napoleon's bekannt. Ferdinand, der mit seinem Gefolge gleich nach seiner Ankunft als Gefangener behandelt worden war, hatte, der Nothwendigkeit nachgebend, am 6. Mai seinem Vater endlich eine Urkunde, worin er seine Entsagung kund that, überreichen lassen, und am 10. schloß er mit Napoleon einen Vertrag dahin, daß er seines Vaters Verzichtung auf Spanien und Indien anerkannte, ihm dagegen und seinen Brüdern der Titel und Rang königlicher Prinzen, eine jährliche Rente von 800,000 Franken und der eigenthümliche Besitz der Paläste, Gärten, Waldungen von Navarra, einer Domäne in der Normandie, zugesagt war. Nachdem er noch nach Spanien die ausdrücklichsten Befehle hatte ergehen lassen, nichts zur Aenderung des Geschehenen zu unternehmen, ward er nebst seinem Bruder Don Carlos und seinem Oheim Don Antonio nach Valençay abgeführt, einem Landsitze des Fürsten Talleyrand, den ihm Napoleon, nicht daran denkend, seine Zusage in Beziehung auf die Besitzungen in der Normandie zu erfüllen, zum lebenslänglichen Gefängnisse bestimmt hatte. Die Ernennung des neuen Königs Joseph Napoleon, der früher König von Neapel gewesen war, geschah am 6. Juni 1808 und zwar durch den Kaiser. Den Schein nicht vorhandener Gewalt suchte der Letztere, auch hierbei, zu bewahren. An die Spitze der von Ferdinand in Madrid zurückgelassenen Regierungsjunta, der Anfangs sein Oheim Don Antonio präsidirte, trat in den ersten Tagen des Monats Mai Murat. Das hohe Collegium war, wie es in einer Staatsmaschine zu sein pflegt, gewohnt, unbedingt zu gehorchen, nichts darnach fragend, wann und worin der Gehorsam geleistet werde, und so richtete es auf Murat's Befehl am 13. Mai eine Bittschrift an Napoleon, worin derselbe um baldige Wahl eines neuen Königs ersucht ward. Um die Herrschaft eines Napoleoniden als ein Glück erscheinen zu lassen, berief der Kaiser am 25. Mai auf den 15. Juni eine sogenannte Constitutionsjunta, bestehend aus 150, natürlich französisch gesinnten Mitgliedern, welche eine neue, eine bessere Zukunft begründende Verfassung entwerfen sollten, nach Bayonne. Am 7. Juli hatte die Junta ihre Aufgabe vollendet. Die neue Verfassung war auf verständige Weise nach den herrschenden Ansichten der Zeit eingerichtet und in Beziehung auf Administration weit zweckmäßiger als die frühere altspanische. Unter den allgemeinen Bestimmungen waren: Alleinige Geltung der katholischen Kirche, Wiederherstellung der Cortes, und alle drei Jahre Zusammenberufung derselben durch den König. Da die Geistlichkeit in Spanien von überaus großer Bedeutung war, war auch sie in den Cortes durch 25 Erzbischöfe und Bischöfe repräsentirt. Am 20. Juli hielt König Joseph seinen feierlichen Einzug in Madrid. Ferdinand's eifrigste Anhänger, Don Pedro Cevallos und der Herzog von Infantado, waren in seine Dienste getreten, jener als Minister, dieser als Oberst der spanischen Garde; die bedeutendsten Granden, alle der Bildung des Jahrhunderts huldigenden Spanier, waren theils aus Gesinnungslosigkeit, theils in Folge ihrer materiellen Prinzipien, ihm zugethan; das große Werk schien leicht vollendet.

Aber weder Ferdinand hatte bei seiner Entsagung, noch Napoleon bei seinem Gewaltstreich daran gedacht, daß es außer Soldaten und Kriegskunst, Geld und wohlgeordneter Administration in einem Staate noch eine andere Macht gebe, diejenige nämlich, welche in der mächtigen Gesinnung, in der moralischen Kraft des Volkes liegt. Das spanische Volk hat den Ruhm sich erworben, diese letztere Macht als die beiweitem bedeutendere gezeigt, und dadurch eine Lehre begründet zu haben, deren Befolgung später Deutschland vom fremden Joch befreite. Der Einmarsch französischer Truppen belehrte die, den Kern der spanischen Nation bildende, Classe der Ackerbauer und Landbewohner, die in ihrer Gleichgültigkeit gegen auswärtige Angelegenheiten, voll Nationalstolzes, ihr Reich bis dahin für das erste in Europa gehalten hatten, daß Freiheit und Unabhängigkeit vernichtet seien, und gegen diese Güter achteten sie die von der neuen Regierung verheißene Glückseligkeit, nach der sie sich nie gesehnt hatten, für nichts. — Der furchtbarste Haß gegen die Fremden entflammte sie. Der Kaufmannsstand theilte diesen Haß, eben so die Geistlichkeit; jener, weil

die Hemmung alles Handels und Verkehrs hervorgegangen war aus Godoy's unwürdiger Verbindung mit Frankreich, dessen Kaiser nun den Verabscheuten in seinen Schutz nahm, und Ferdinand, der ihn gestürzt und dadurch allein die größten Hoffnungen (wenn auch ohne Grund) erregt hatte, verfolgte und entthronte; diese, weil sie unter dem französischen Scepter ihre früher besessene Gewalt zu verlieren fürchtete. Bereits am 2. Mai kam es in Madrid zu einem Aufstand. Die Infanten Don Antonio, Präsident der von Ferdinand eingesetzten Regierungsjunta, und Don Francisco, hatten Befehl erhalten, nach Frankreich zu kommen. Als sie im Begriff waren, abzureisen, was nach dem Willen Murat's am Tage geschehen sollte, zum Zeichen, daß er die Volksgesinnung verhöhne, sammelte sich ein Pöbelhaufen um ihren Wagen und zerschnitt, um sie zum Bleiben zu nöthigen, die Stränge. Sofort ward von den Franzosen auf die Menge Feuer gegeben, und es kam zu einem hitzigen Kampfe. Doch behielten die Ersteren die Oberhand; an 100 Menschen wurden, um zu schrecken, hingerichtet, und die Ruhe ward wieder hergestellt. Folgenreicher aber waren die Ereignisse, die, aus dem Haß gegen den Usurpator hervorgehend, in den Provinzen stattfanden. Hier erhob sich in der Zeit, wo die Constitutionsjunta in Bayonne versammelt war, das Volk zu offenem Widerstande, entschlossen, die Ehre des Vaterlandes mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Verfolgung und Tod traf diejenigen, welche als französisch Gesinnte sich zeigten. Zur Ausübung der obersten Gewalt, zur Leitung namentlich des Krieges, bildeten sich in den einzelnen Provinzen Vereine von Patrioten unter dem Namen von Junten. Die Junta von Sevilla versuchte es, sich zum Mittelpunkte aller Unternehmungen zu machen. Sie erklärte am 6. Juni den Krieg zu Lande und zu Wasser gegen die Franzosen, und sandte Abgeordnete nach London, um mit England Friede und Bündniß zu schließen. Nicht in offener Feldschlacht sollten die in Masse sich bewaffnenden Bürger und Bauern dem Feinde sich entgegenstellen, sondern als **Guerillas** (s. d.) durch kleine Gefechte an für große Heere ungünstigen Punkten, durch Angriffe und in Gebirgen und Wäldern gelegte Hinterhalte, durch Vernichtung oder Wegnahme der Zufuhren dieselben aufreiben. Wer es nur irgend vermöge, sollte durch Reden, die durch den Druck im ganzen Volke in Umlauf zu setzen seien, die Begeisterung erregen und unterhalten. Doch erkannten die übrigen Junten die in Anspruch genommene Stellung der Junta von Sevilla nicht an, und dadurch entging dem Streben nach dem Allen gemeinsamen Ziele die Einheit. Namentlich in Beziehung auf die Art und Weise der Kriegführung, wie sie nach der Beschaffenheit des Landes und für Krieger, die ohne Uebung und Kriegskunst dem Feinde im entferntesten nicht gleichkamen, die der zu einem regelmäßigen Kriege nöthigen Waffen, Kleider, Unterstützung entbehrten, von der Junta von Sevilla einzig zweckmäßig vorgeschlagen worden war, wichen sie ab. In jeder Provinz ward eine förmliche Armee gebildet; in Andalusien aus den Truppen, welche der General Castaños im Lager zu St. Roch vor Gibraltar befehligt hatte, und die in Kurzem bis zu 65,000 Mann sich vermehrten; in Leon unter Anführung des Generals Cuesta aus bewaffneten Bauern, verstärkt durch die Truppen, welche gegen das nördliche Portugal vorgerückt waren; ebenso aus Guerillas in Asturien unter Blake's, in Valencia unter Caro's, in Catalonien unter Vives', in Aragonien unter Palafox's Oberbefehl. Allenthalben wurden die Franzosen angegriffen und bedrängt; denn auch die beiden Castilien, Estremadura, Biscaya, Navarra und Galicien waren in Aufstand. Aber Zuversicht und Verachtung der ungeübten Gegner auf der einen, Schrecken auf der andern Seite, waren die Folge einer Niederlage, welche am 14. Juli bei Medina del Rio secco und Leon der General Cuesta erlitt, als er es wagte, mit dem Marschall Bessières in offenem Kampfe sich zu messen. Leon ward nach derselben völlig unterworfen und Don Joseph konnte (am 20. Juli) seinen Einzug in Madrid halten. Von der höchsten Bedeutung war es daher, daß an demselben Tage, wo Joseph in Madrid einzog, ein französisches Heer von 14,000 Mann, das unter General Dupont von Madrid nach Andalusien vorgedrungen war, bei dem Orte Baylen von Castaños' Schaaren eingeschlossen und in der Unmöglichkeit, in der feindlichen Provinz sich zu unterhalten, oder durch die von Guerillas besetzten Pässe der Sierra Morena und durch die von allen Seiten drän-

genden Truppen sich durchzuschlagen, genöthigt ward, die Waffen zu strecken und sich sammt seinem Anführer gefang n zu geben. Mit neuem Muth und kühner als zuvor erhob sich jetzt das Volk abermals an allen Punkten. Die Großen, welche dem König Joseph Treue geschworen und in seine Dienste getreten waren, der Cardinal von Bourbon, der Einzige, der aus der königlichen Familie in Spanien zurückgeblieben war, — der Herzog von Infantado, der Minister Cevallos und noch viele Andere, verließen ihn und gingen zu ihren siegreichen Landsleuten über. Bereits am 1. August entfernte sich Joseph wieder aus der Hauptstadt und ging nach Vittoria zurück. Alle französischen Heere folgten ihm bis hinter den Ebro. In Folge seines Rückzuges ward am 15. August die Belagerung von Saragossa aufgehoben, die vom Juli an mit größtem Nachdruck gedauert hatte, aber bei einer heldenmüthigen Vertheidigung unter der Leitung von Palafox, der mit 10,000 Mann eingeschlossen war, ohne Erfolg geblieben war. Noch zwei andere Ereignisse kamen, veranlaßt durch den glücklichen Fortgang ihrer Erhebung, den Spaniern zu statten. Aufgerufen durch die Junta von Sevilla, begannen auch die Portugiesen ihren Befreiungskampf. Sie wurden unterstützt durch ein englisches Heer, welches im August unter Anführung der Generale Dalrymple und Arthur Wellesley (des nachmaligen Herzogs von Wellington) an ihrer Küste landete. Am 20. August erfocht Wellesley bei dem Dorfe Vimeira, in der Nähe von Lissabon, einen Sieg über Junot, durch welchen die Franzosen gezwungen wurden, Portugal zu räumen. So wie auf diese Weise die Spanier im Rücken frei wurden, ward ihre Militärmacht verstärkt durch jene Truppen, welche mit List Napoleon, wie oben erwähnt, nach dem Königreich Etrurien und dann nach Dänemark geführt hatte. Als der Anführer derselben, der Marquis de la Romana, der dem König Joseph früher den Eid der Treue geschworen hatte, im Monat August durch den Befehlshaber der vor Fünen aufgestellten Seemacht von den Vorfällen auf der pyrenäischen Halbinsel in Kenntniß gesetzt wurde, beschloß er, in sein Vaterland zu entweichen, bemächtigte sich der Festung Nyborg (am 9. Aug.), schiffte sich auf englischen Schiffen ein, und landete mit 10,000 der tapfersten Spanier an der spanischen Küste.

Nach diesen Vorgängen hielt die spanische Nation die Befreiung vom französischen Joche für bereits vollbracht. Aber neue furchterregende Heere, aus Italienern, Deutschen und Franzosen bestehend, rückten nach Spanien ein. Der Kaiser selbst führte sie. Unter ihm commandirten die Marschälle Ney, Victor, Soult, Lannes, Moncey, Gouvion-St. Cyr, Lefèbre, Junot, Mortier, Bessières und Kellermann. 150,000 Spanier unter La Romana, Blake, Cuesta, Castaños, Palafox und dem Grafen de Torres standen ihm entgegen. Das in Portugal gelandete englische Heer rückte unter dem Befehl von John Moore, der an die Stelle Wellesley's gesetzt worden war, nach Spanien zur Unterstützung vor. Ueberall schwärmten Verderben bringend die gefürchteten Guerillas umher. Doch in offenem Felde dem Kaiser zu widerstehen war unmöglich. Am 7. November kam er in Vittoria an, am 4. Dec. war Madrid wieder in seinen Händen, nachdem er am 10. Nov. Cuesta bei Burgos, am 11. Blake bei Espinosa, am 23. Castaños und Palafox bei Tudela geschlagen hatte. Die Bürger von Madrid mußten von Neuem auf das Sacrament den Eid der Treue schwören, eine Menge Decrete, Proclamationen, von der Hauptstadt aus erlassen, sollten das Volk gewinnen. Es wurden die Inquisition und die Feudalrechte aufgehoben, die Klöster vermindert, die innern Zölle an die äußern Grenzen verlegt, die glücklichste Zukunft außerdem versprochen, und eine allgemeine Amnestie erklärt, von der nur Cevallos und Infantado nebst 8 Andern ausgenommen waren. Alles vergebens. Die Engländer wichen auf die Nachricht von der Auflösung der spanischen Heere zurück. Ihre Verfolgung ward vom Kaiser, der angeblich wegen des bevorstehenden Krieges mit Oesterreich, wahrscheinlicher aber aus Furcht vor der Wuth des Volkes, nach Frankreich im Jan. 1809 zurückging, dem Marschall Soult übertragen. Dieser erreichte sie am 16. Jan. bei Coruña. Ein blutiges Treffen, in welchem der edle Moore seinen Tod fand, ward geliefert. Die Engländer behaupteten das Schlachtfeld, schifften aber noch an demselben Tage, zwei Tage nachdem zwischen Georg III. von England und der seit dem 25. Sept. 1808 zu

Aranjuez gebildeten Centraljunta von Spanien und Indien ein Friedens- und Bündnißvertrag zu Stande gekommen war, nach England sich ein. Das nördliche Spanien ward hierauf unterworfen. Am 22. Jan. hielt Joseph seinen zweiten Einzug in Madrid. Ueberall siegten die französischen Heere, über welche seit Napoleon's Abgang Marschall Jourdan den Oberbefehl hatte. Am 21. Februar fiel Saragossa mit 17,000 Mann und vielem Kriegsbedarf, nachdem es seit dem December auf das härteste belagert worden war, in des Feindes Hand. Palafox, der die bewundernswürdige Vertheidigung geführt, ward als Gefangener in einen französischen Kerker geschleppt. Aragoniens Eroberung folgte diesem Unglück. Niederlage auf Niederlage erleidend, wichen die Reste der spanischen Truppen immer weiter nach Süden zurück. Die Nation, durch den immer fortdauernden, immer grausamer geführten Guerillaskrieg nichts ausrichtend, weil in offenen Schlachten die tapfersten Schaaren fruchtlos aufgeopfert wurden, verzweifelte. Da landete unter Wellesley an der portugiesischen Küste zum zweiten Male das britische Heer, das bei Coruña sich eingeschifft hatte, nachdem es um ein Bedeutendes verstärkt worden war. Vereint mit portugiesischen und spanischen Truppen, drang es von Portugal aus nach Spanien vor und erfocht in einer zwei Tage (27. und 28. Juli) lang dauernden Schlacht bei Talavera la Reyna in Neucastilien einen glänzenden Sieg. Es war der erste Sieg, der in regelmäßiger Schlacht gegen die Franzosen erfochten ward, und war darum, weil dadurch der Glaube an die Unüberwindlichkeit der französischen Heere vernichtet ward, von größter Wichtigkeit. Gleichwohl blieb derselbe ohne Folgen. Neue Verstärkungen wurden nach dem Wiener Frieden (14. Oct. 1809) nach Spanien gesandt; Marschall Soult erhielt an des unfähigen Jourdan Stelle den Oberbefehl; noch im Jahre 1809 wurden die Spanier an mehreren Orten geschlagen und wich Wellesley nach Portugal zurück, wohin die Feinde ihm folgten. Im Sommer 1810 konnte König Joseph die Civil- und Militärverwaltung des Königreichs, gebaut auf die verständigen materiellen Grundlagen des französischen Staates, einrichten. Im Jahre 1811 wurden noch größere Fortschritte gemacht; Marschall Suchet unterwarf Catalonien und Valencia; es widerstand fast nichts mehr, als Cadix, der Sitz der Regierung, und auch diese Stadt ward durch hartnäckige, langwierige Belagerung dahin gebracht, daß sie sich zu ergeben im Begriff war und die Cortes, welche darin versammelt waren, eine Gesandtschaft erwählten, die mit Joseph über die Unterwerfung unterhandeln sollte. Das Volk, erschöpft durch die Leiden des Krieges, zu denen jetzt in einem Theile des Landes (Andalusien und Murcia besonders) ein schrecklich wüthendes gelbes Fieber sich gesellte, sehnte sich nach Frieden und einer geordneten Regierung, welche Joseph's Scepter verhieß. Neue Heere aufzubringen fehlte es der Regierung an Geld; die Guerillas, welche nicht mehr in einzelnen Schaaren fochten, an sichern Orten schnell erscheinend und sich zurückziehend, sondern in größeren Corps größeren französischen Heeresabtheilungen sich zu widersetzen wagten, wobei sie stets den Kürzeren ziehen mußten, legten den Einwohnern unerschwingliche Contributionen auf, und als sie dadurch den Unwillen derselben erregten, verwandelten sie sich, namentlich im mittleren Spanien, in Feinde, und saugten das Land aus als Räuberbanden; wer die Macht besaß, herrschte und forderte, und die mit der Staatsgewalt bekleidete oberste Behörde war viel zu ohnmächtig, um vor Bedrückungen schützen zu können. Hätte Napoleon einen Theil der Macht, die er in Rußland vergeudete, nach Spanien geschickt und die Engländer unter Wellesley überwältigt und vertrieben, so hätte er unfehlbar seinen Zweck erreicht.

Während Cadix noch belagert ward, wurden durch die Guerillas, welche in den für sie geeigneten Gebirgen Galiciens, Asturiens, Biscayas, Navarras, Aragoniens, Cataloniens und der mittlern Provinzen unter den berühmten Führern Porlier (Marquesito), Empecinado, Mina, Longa, Lacy u. A. den kleinen Krieg mit Erfolg fortsetzten, Catalonien und die nördlichen Provinzen befreit. Wellington eroberte Ciudad Rodrigo, wodurch er Herzog von Ciudad Rodrigo und Generalissimus der spanischen Armeen ward, und im April 1812 Badajoz. Jetzt entwarf er den großen Plan, die Franzosen aus Spanien zu vertreiben. Er siegte entscheidend am 22. Juli 1812 bei Salamanca über den Marschall

Marmont. Joseph ward dadurch veranlaßt, Madrid zu verlassen mit 20,000 ihm ergebenen Spaniern, die spanische Nation aber ward neu belebt und vereinigte ihre Anstrengungen mit denen des britischen Feldherrn. Immer weiter wurden die Franzosen zurückgedrängt. Die Engländer machten neue Landungen von Sicilien und Majorca aus an der Südostküste, wo Suchet beschäftigt und gehindert ward der Hauptarmee zu Hülfe zu kommen. Diese befehligte seit dem März 1813 Jourdan wieder, und der beste Feldherr, Soult, ward mit 50,000 M. aus Spanien von Napoleon abgerufen. Bei Vittoria kam es am 21. Juni 1813 zu einer zweiten großen Schlacht; die Franzosen erlitten eine völlige Niederlage und Joseph's Herrschaft hatte ein Ende. Soult, der mit 30,000 Mann nach Spanien zurückgesandt ward, konnte das Unglück nicht wieder gut machen; in einer 3tägigen Schlacht (28—30. Juli) auf den Pyrenäen ward auch er überwunden, und am 7. Oct. schritt Wellington über die französische Grenze. Die Truppen, welche in Valencia und Catalonien unter Suchet die Ehre der französischen Waffen noch eine Zeitlang gegen die englisch-spanische Macht unter Murray, den Bentink seit dem Juni 1813 im Oberbefehl ersetzte, und die spanischen Generale Elio, Villacampo u. A. aufrecht erhalten hatten, mußten 1814 die Halbinsel verlassen, um das eigene Vaterland vertheidigen zu helfen, und nur in den Festungen Figueras und Barcelona blieben Besatzungen zurück. In Folge des Vertrags von Toulouse kehrten auch diese nach Frankreich zurück und Spaniens Befreiung war auf das vollständigste durch einen 6jährigen ewig denkwürdigen Kampf errungen. Am 20. Juli 1814 trat es dem Pariser Frieden bei.

Ehe dies geschah, hatte König Ferdinand VII. den Thron seiner Väter wieder bestiegen. Im Nov. 1813 ließ ihm Napoleon zu Valençay durch einen Abgesandten eröffnen, daß es nöthig sei, zwischen Frankreich und Spanien Friede und Freundschaft wiederherzustellen, weil die Engländer damit umgingen, eine spanische Republik zu gründen, und am 8. Dec. kam ein Friedensvertrag zu Stande, worin Ferdinand vom Kaiser als König von Spanien und Indien anerkannt ward. Zwar ward dieser Vertrag von der provisorischen spanischen Regierung und den Cortes nicht anerkannt, weil er Bedingungen enthielt, die man nicht zugestehen konnte, namentlich in Beziehung auf England; gleichwohl ward der König im März 1814 aus seiner Gefangenschaft entlassen, um in sein Reich zurückzukehren, das er gegen Ende des Monats wieder betrat. Napoleon rechnete darauf, daß nach seiner Rückkehr die heftige Zwietracht unter den vorhandenen Parteien zum Bürgerkrieg fortschreiten und die Verwirrung und gegenseitige Verfolgung es möglich machen würde, das bisher nicht Erreichte doch endlich zum Ziele zu führen. Leider hatte er sich in Hinsicht des ersten Theiles seiner Erwartung nicht getäuscht, und hier ist es am Orte, einen wichtigen Theil der Geschichte der verflossenen 6 Jahre nachzuholen.

Es ist erwähnt, daß die oberste Staatsgewalt, welche beim Beginn des Befreiungskrieges von der Junta von Sevilla in Anspruch genommen ward, im September 1808 auf eine Centraljunta überging. Dieses Collegium bildete einen Ausschuß der Provinzialjunten, von denen eine jede durch zwei ihrer Mitglieder daran Antheil hatte. Präsident desselben war der Graf von Florida Blanca und an der Spitze des mit der executiven Gewalt beauftragten Ministeriums stand der Cardinal von Bourbon. Als die Franzosen im December 1808 Madrid wieder genommen hatten, entwich die Centraljunta nach Toledo, von da nach Sevilla, und als auch diese Stadt bedroht ward, zu Anfange des Jahres 1810 nach Cadix. In einem großen Theile der Nation, namentlich aber in dem gebildeten Mittelstande, unter dem Kaufmannsstande, auf den Universitäten hatten allmälich Ansichten sich erzeugt, wie sie in Frankreich beim Beginn der Revolution vorhanden waren. Der Aufenthalt französischer, deutscher und anderer Truppen, und französischer Beamten auf der Halbinsel, hatte allmählich das starre spanische Wesen geschmeidiger, für fremde Sitten, Einrichtungen und Meinungen empfänglicher gemacht. Der harte Druck der Presse, die Inquisition, die Schranken, welche Adel und Geistlichkeit setzten und welche jetzt besonders denen hart erscheinen mußten, die im Kampfe sich ausgezeichnet und emporgeschwungen hatten, die Möglichkeit einer Günstlingsherrschaft, wie die des Friedensfürsten gewesen war,

unter einem durchaus absoluten Könige waren Mängel, welchen die neuen Ansichten widerstrebten, die zu beseitigen die Aufgeklärten der Nation sich zur Aufgabe machten. In der Centraljunta war aber ein großer Theil der Mitglieder leidenschaftlich dem alten Zustande, der Aristokratie und der Priesterherrschaft zugethan, und bald brach, während der Feind immer weiter vordrang, in ihrer Mitte die heftigste Zwietracht aus. Dadurch, ferner durch die Schranken, welche die Provinzialjunten in ihren Anordnungen ihr auferlegten, endlich auch durch die Unwissenheit vieler Mitglieder geschahe es, daß die Vertheidigung des Landes schlecht geleitet und in Folge davon, wie man wenigstens glaubte, Areiaga am 19. Nov. 1809 bei Ocaña geschlagen, Andalusien von den Franzosen erobert ward. Da die Centraljunta zugleich bemüht war, die auf ihre Macht eifersüchtigen Provinzialjunten zu unterdrücken, so war es kein Wunder, daß sie den furchtbarsten Haß des größten Theiles der Nation, des von Aufklärungsideen erfüllten Mittelstandes und des Militärs sich zuzog. Auch Wellington war auf mannichfache Weise von derselben beleidigt worden und vereinigte sich mit den Unzufriedenen, als sie unternahmen, die Centraljunta aufzulösen. Einer solchen feindlichen Macht gegenüber vermochte das hohe Collegium sich nicht zu behaupten und kaum war es in Cadix angelangt, als es genöthigt ward, seine Gewalt an eine aus 7 Mitgliedern bestehende Regentschaft abzugeben, deren Einrichtung bei der auf den höchsten Punkt gelangten Trennung zwischen Volk und Regierung durchaus heilsam war. Zugleich ward, um eine auf die liberalen Ansichten der Gebildeten gegründete Verfassung herzustellen, eine Versammlung der Cortes festgesetzt, welche als „allgemeine und außerordentliche Cortes“ am 24. Sept. 1810 ihre Sitzungen begannen. Die Zusammensetzung derselben wich ab von der der altspanischen Cortes, welche als Abgeordnete des Adels, der Geistlichkeit, Städte und Gemeinden diese Stände vertraten. Diesmal war festgesetzt worden, daß auf je 50,000 Einwohner des Landes von den Wählern, deren jedes Kirchspiel einen ernannte, in dem Hauptorte der Provinz ein Deputirter gewählt werden sollte. Außerdem hatte jede Provinzialjunta das Recht, aus ihrer Mitte ein Mitglied in die Cortes zu schicken, ebenso die Städte, welche zu den letzten Cortes (1739) Abgeordnete gesandt hatten. Anfangs ertheilte man auch den überseeischen Spaniern und den Indiern gleiche Rechte mit denen des Mutterlandes; als man aber sah, daß bei ihrer weit größern Bevölkerung die Colonien durch ihre größere Anzahl von Deputirten das Uebergewicht haben würden, beschränkte man jene Gleichheit auf die ächtspanische, mit afrikanischem Blute auch im mindesten nicht vermischte Bevölkerung derselben, wodurch der bei weitem größte Theil der Bewohner des spanischen Amerika von dem Recht Bürger zu sein, Repräsentanten zu schicken und repräsentirt zu werden, ausgeschlossen und das Meiste zu dem südamerikanischen Unabhängigkeitskriege beigetragen wurde. Was Spanien selbst betrifft, so konnte in den Provinzen, welche von den Franzosen besetzt waren, keine freie Wahl stattfinden und man war genöthigt, eine große Anzahl von Deputirten aus denen zu nehmen, welche sich nach Cadix geflüchtet hatten. Es waren dies meist solche, welche den freiern Gesinnungen und Ansichten huldigten, und da zugleich die Berufung der Cortes in einer Zeit stattgefunden hatte, wo die Nation vom Haß gegen die starren Anhänger des alten Zustandes erfüllt war und von der Geltendmachung der Grundsätze der Gegner derselben Rettung und Glück für die Zukunft erwartete, so mußte nothwendig die Partei der Cortes, welche den Namen der Liberales erhielt, die bei weitem stärkere und überlegenere sein. Ihr gegenüber stand die Partei, welche die Neuerungen haßte. Sie bestand meist aus den ältern Mitgliedern der Provinzialjunten und wurde mit dem Namen der Serviles, Knechtischgesinnten, bezeichnet, weil sie streng festhielt an den Rechten des Königs, der Geistlichkeit und des Adels, wie sie früher bestanden hatten. Im heftigen Kampfe zwischen beiden Parteien, in welchem die erstere, die Liberales, theils durch ihre Mehrzahl, theils weil die Verhandlungen öffentlich waren und die reiche Kaufmannschaft von Cadix den liberalen Ideen ganz besonders zugethan war, meistens den Sieg davon trug, entstand eine neue Verfassung, welche am 18. März 1812 bekannt gemacht, beschworen und von England und Rußland — von Letzterem in einem Freundschafts- und Bündnißvertrage, der am 20. Juli 1812 zu Weliki

Luki zwischen dem Kaiser und der von den Cortes gesetzten Regierung abgeschlossen ward — anerkannt wurde. Nur in dem, was noch seine Wurzel im Volke hatte, ward den Serviles nachgegeben, z. B. in der Bestimmung, daß die katholische Kirche die allein geltende sei, daß für Verhinderung oder Unterdrückung von Ketzereien, was in Zukunft nicht mehr Obliegenheit der abzuschaffenden (die Abschaffung erfolgte am 13. Jan. 1813) Inquisition sein sollte, Sorge getragen werden sollte. Die Hauptsätze der Verfassung gingen ganz aus dem Geiste der Liberales hervor. Es waren folgende: 1) Die souveräne Gewalt ist bei dem Volke und wird ausgeübt durch die jährlich sich versammelnden und alle zwei Jahre neu gewählten Cortes, welche Gesetze vorschlagen, Verträge mit fremden Mächten über Subsidien und Hülfstruppen im Fall eines Kriegs, so wie über gegenseitigen Handel, ferner neue Steuern und Auflagen ihrer Prüfung unterwerfen und zur Genehmigung des Königs vorbereiten, außerdem in dringenden Fällen Anleihen machen, über Veräußerung des Staatseigenthums entscheiden, die Minister zur Verantwortlichkeit ziehen und die Preßfreiheit erhalten. Eine Trennung derselben in zwei Kammern findet nicht statt. 2) Die drei Gewalten sind von einander getrennt und unabhängig. 3) In allen Theilen des Königreichs besteht gleiche Gesetzgebung. Die Gerechtigkeitspflege wird nur von den verfassungsmäßigen Gerichtshöfen geübt und alle Stände sind vor dem Gesetz gleich, auch die Geistlichkeit nicht ausgenommen. Alle Feudalrechte sind aufgehoben. 4) Aus von den Cortes vorgeschlagenen Männern wählt sich der König einen Staatsrath von 40 Mitgliedern, unter denen nur 4 Geistliche und 4 Granden von Spanien (ohne den heftigen Widerspruch der für die Geistlichkeit und den Adel kämpfenden Mitglieder der Cortes wären auch diese nicht zugestanden worden) sein dürfen. Bis zur Rückkehr des Königs aus seiner Gefangenschaft sollte eine Regentschaft, die von den Cortes aus 5 Mitgliedern unter dem Vorsitz des Herzogs von Infantado neu zusammengesetzt wurde, an der Spitze der Verwaltung stehen. Im Herbst 1813 ward die Versammlung der Cortes von Cadix nach Madrid verlegt und dadurch gleichsam des Bodens beraubt, aus dem sie bis dahin Leben und Gedeihen gezogen hatte.

Je mehr die Interessen des Adels und der Geistlichkeit durch die neue Constitution verletzt worden waren, mit desto größerm Haß waren Beide gegen die Partei der Liberales erfüllt und mit desto größerm Eifer arbeiteten sie daran, diese und das, was sie geschaffen hatten, zu vernichten. Die Mönche und Priester bearbeiteten das Volk, dem sie vorstellten, daß die Cortes sich durch Aufhebung der Inquisition als Feinde der allein seligmachenden Kirche gezeigt hätten und daß nur Heil zu erwarten sei von der unumschränkten Gewalt des Königs. Die Granden wirkten auf die adeligen Offiziere, welchen es leicht ward, das Militär gegen die Cortes einzunehmen, da dasselbe in einem wahrhaft kläglichen Zustande sich befand und dieser Zustand leicht den Cortes Schuld gegeben werden konnte. Außerdem waren die Finanzen auf das kläglichste beschaffen; gerade in der Zeit, wo Wellington entscheidend siegte, herrschte in Andalusien, Valencia, Murcia, Galicien und Asturien grenzenlose Anarchie und Verwirrung und die Trennung der Gewalten verhinderte alle energische und harmonische Thätigkeit; andere Uebelstände hatten als mit der Constitution verbunden sich herausgestellt. Durch alles dies zusammengenommen ward die Partei der Liberales bald fast völlig vereinzelt, indem sie ihren Zusammenhang mit der Nation verlor, und die Partei der Serviles hob sich mit immer größerer Kühnheit empor. Es gelang ihr, den König, als er sein Reich wieder betrat, für sich zu gewinnen und ihn, der erfüllt war von Herrscherstolz und die tiefste Ehrfurcht hegte vor der katholischen Kirche, dahin zu vermögen, daß er am 4. Mai 1814 von Valencia aus ein Decret erließ, wodurch die Cortes aufgelöst und die von ihnen gegebene Constitution vernichtet ward. Bald darauf, am 14. Mai, kehrte Ferdinand VII. nach Madrid zurück und die ausschweifendste Freude that auf dem ganzen Wege dahin unter dem Volke sich kund. Ein Truppencorps war ihm vorangegangen, unter dem Befehle des Generals Eguia. Dieser kam in der Nacht vom 10. bis 11. Mai in Madrid an und nahm sogleich 64 Mitglieder der liberalen Partei der Cortes, die ganze Regentschaft und die Minister derselben gefangen. Zwar hatten die Cortes, als sie den König ganz von der Partei ihrer Gegner, an deren Spitze General Elio

und Infantado standen, beherrscht, als sie das Militär und die Bürger und Landbewohner fast aller Provinzen gegen sich aufgebracht sahen, sich mit Truppen unter dem Befehle der der Constitution ergebenen Generale Villacampo und Lacy umgeben, allein kaum war Eguia erschienen, so fingen auch diese Truppen zu wanken an, und Niemand leistete ihm Widerstand. Die gegen die Liberales und die Constitution von Rache entflammte Partei des Adels und der Geistlichkeit, früher zurückgedrängt und ohnmächtig, jetzt den König und durch ihn das Land beherrschend, begann, nachdem der erste Streich glücklich geführt war, sofort die furchtbarste Reaction, die sechs Jahre hindurch, von 1814 bis 1820, mit unerhörten Gräueln fortgesetzt ward, unsägliches Elend über das Volk brachte, das durch seinen Heldenmuth das Vaterland gerettet hatte, und endlich zu Anfang des Jahres 1820 durch eine Revolution ein Ziel erreichte. Vernichtung aller neuen, während des Freiheitskrieges herrschend gewordenen Ideen über Kirche und Staat, Vernichtung aller derer, welche auch nur im entferntesten sich als Freunde derselben bewiesen, Herstellung der absolutesten Monarchie, Zurückführung, gewaltsame und schonungslose Zurückführung aller frühern die Aristokratie und Hierarchie begünstigenden Verhältnisse und Einrichtungen — das waren die Aufgaben, welche jene Partei sich setzte und mit Verachtung der im Laufe der Zeit entstandenen gerechtesten Ansprüche und Forderungen löste. Nach Einsetzung neuer Minister ward zunächst über die verhafteten Mitglieder der Regentschaft und deren Minister Gericht gehalten. Von den Erstern wurde Agar nach Carthagena verbannt und Ciscar in einen Kerker geworfen. Mit dem Kerker ward auch Villacampo bestraft und der Cardinal von Bourbon ward vom Hofe verwiesen, weil er an der Spitze einer Deputation der Cortes gestanden hatte, die dem auf der Rückkehr begriffenen Könige nach Valencia entgegen ging und erklärte, ihn nicht eher anerkennen zu wollen, als bis er durch den verfassungsmäßigen Eid die Constitution beschworen haben würde. Am 21. Mai wurden sämmtliche Mönchs- und Nonnenklöster wieder hergestellt. Am 21. Juli fand die Wiedereinführung der Inquisition statt. Alle gefährlicher politischer Ansichten Verdächtige auszukundschaften, hinzurichten oder in ihre Kerker zu werfen, war jetzt ihre hauptsächlichste Obliegenheit. Zu ähnlichem Zwecke, zugleich, um durch Unterricht allen Neuerungsstoff hinwegzuschaffen, wurden durch ein Decret vom 29. Mai 1815 die Jesuiten zurückgerufen und in alle ihre Güter und Rechte wieder eingesetzt. Hierzu gesellte sich als dritter Genosse die härteste Censur, die jede Spur von Preßfreiheit aufhob. Allen, die als Anhänger der Regierung Joseph's ausgewandert waren, wurde die Rückkehr für immer verboten. Das Vaterland ward sogar im Jahre 1816 Tausenden verschlossen, die aus französischer Kriegsgefangenschaft zurückkehrten, in die sie im Kampf gegen Joseph's angemaßte Herrschaft gerathen waren. Diese Leute, gab man vor, mußten nothwendig durch ihren Aufenthalt in Frankreich mit ketzerischen und hochverrätherischen Ansichten bekannt geworden sein und könnten niemals getreue Unterthanen werden. Alle Beamten, welche während der französischen Occupation auf ihren Posten verblieben, welche von der französischen Regierung durch Promotionen begünstigt worden waren, oder sich durch Reden, Schriften und Handlungen als Anhänger Joseph's bewiesen hatten, wurden abgesetzt und zum Theil in Kerker geworfen oder auf die Galeeren geschickt. Gleiches Loos traf die Beamten, welche den Cortes ergeben gewesen oder von ihnen eingesetzt worden waren. Durch einen Beschluß des Kriegsministers Eguia vom 17. Juni 1814 sollten nur Adelige zu Offizierstellen gelangen können und einen Monat später wurden alle Guerillas und Freicorps aufgelöst, ohne daß auch nur im mindesten für ihr weiteres Fortkommen gesorgt ward. Blos Guerillasführern, die nachweisen könnten, daß sie im Kriege sich sehr ausgezeichnet, ward gestattet, mit Beibehaltung ihres Grades in die den Linientruppen an Achtung weit nachstehenden Milizen zu treten. Die Rechte der Provinzen wurden mit Füßen getreten, z. B. die alten Rechte Biscayas in Beziehung auf Besteuerung. Im Jahre 1816 herrschte in vielen Provinzen die drückendste Theuerung, während in andern Getreide im Ueberfluß war, aber nicht ausgeführt werden durfte, damit in jenen den reichen Adeligen und Geistlichen ihr Gewinn vom Verkauf nicht geschmälert würde. Auf dem Bürger- und Bauernstande lastete der härteste Abgabendruck, da Adel

und Geistlichkeit die ausgedehntesten Freiheiten besaßen. Aber der Ackerbau lag darnieder, ebenso Gewerbe und Handel, Letzterer besonders in Folge des Krieges mit den südamerikanischen Colonien, der unzählige Kaper und Seeräuber erzeugte. Im Jahre 1816 wurden die spanischen Küsten auf das unverschämteste und ungestraft von den Barbaresken heimgesucht. Die Finanzen kamen durch schlechte Verwaltung, hauptsächlich durch den kostspieligen südamerikanischen Krieg und das Aufhören der Goldzuflüsse aus den Colonien in den elendesten Zustand. Ein Staatsbankerott schien unvermeidlich. Der Finanzminister Garay war ernstlich entschlossen, im Jahre 1817 der Noth abzuhelfen, aber weil seine Maßregeln ständische und provinzielle Rechte verletzten, bot namentlich die Geistlichkeit Alles auf, ihn zu stürzen, was ihr auch gelang. Ueberhaupt fand unter allen Ministern unaufhörlicher Wechsel statt, da es leicht war, den mißtrauischen Monarchen zu einem erwünschten Entschlusse zu bestimmen. Jeder solcher Wechsel aber zog in der Regel das Verderben Vieler nach sich. Mit Garay zugleich gestürzt wurden der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Pizarro, der Marineminister Figueroa und der Großinquisitor Mier Campillo. An des Letztern Stelle trat der Bischof von Tarragona, Castillon, welcher sogleich den Intendanten von Aragonien, General Zamaniego, drei Brigadiers und mehrere andere Offiziere und Beamte in die Kerker der Inquisition werfen, zum Theil ihr Vermögen confisciren ließ, weil sie sich der streng verpönten Freimaurerei verdächtig gemacht hatten. Bloßer Verdacht reichte hin, die verdientesten Männer aufs grausamste zu behandeln. Verdachtswegen ward der berühmte Vertheidiger von Saragossa, Calvo de Rosas, 6 Stunden auf die Tortur gebracht, die ihm gleichwohl kein Geständniß auspressen konnte. Verdacht aber zu erregen, war schon ein einziger Tadel hinreichend. Selbst im Kreise seiner Familie durfte Niemand es wagen, sich auszusprechen, da die Inquisition und die Jesuiten mit ihren Späheraugen überall hindrangen. Mißtrauen, Verschlossenheit, dumpfes Hinbrüten ward hierdurch erzeugt in den Städten und auf dem Lande. Doch hören wir auf, die Einzelnheiten eines Despotismus aufzuführen, der nach einigen Berichten sogar Rußland, Oesterreich, Preußen und Frankreich veranlaßte, dem König im J. 1815 Vorstellungen und Ermahnungen zur Milde machen zu lassen.

Eine allgemeine Erbitterung, die hauptsächlich gegen die Geistlichkeit gerichtet war, verbreitete sich nach und nach über das ganze Land, und die Liberales, von deren Constitution man Rettung erwartete, wurden von Tag zu Tag mächtiger und furchtbarer. Schon im Jahre 1814 machten sie zu Cadix, wohin der Generalcapitän Villavicencio mit den ausgedehntesten Vollmachten zur Ausrottung aller Freiheitsideen, die hier besonders herrschend waren, gekommen war, einen Aufstand, der jedoch mit blutiger Strenge gedämpft ward und für die Stadt eine Contribution von 18 Mill. Realen zur Folge hatte. In Navarra, dessen Rechte von dem Vicekönig nicht geachtet wurden, bereitete Mina, der damals hochgefeierte Held, eine Empörung zu Gunsten der Constitution vor, doch ward die Verschwörung entdeckt und Mina mußte sich durch die Flucht nach Frankreich retten. Zum förmlichen Kriege kam es in Galicien, Asturien und Leon, wo sich der als Guerillas-Führer nicht weniger als Mina berühmte Porlier für die Constitution erhoben hatte. Porlier erlag und ward am 3. Oct. 1815 zu Coruña mit dem Strange hingerichtet. 260 Offiziere, die mit ihm verbunden gewesen waren, wurden verhaftet und von diesen 1818 elf erschossen, 30 zu den Galeeren verurtheilt, die übrigen auf andere Weise bestraft. Viele der angesehensten Männer, welche in Reden und Schriften für Cortes und Constitution sich erklärt hatten, wurden damals wegen Verdacht mit der Strafe der Galeerensclaverei oder des Stranges belegt. Im J. 1816 ward eine Verschwörung zu Madrid entdeckt. An der Spitze sollten stehen die Generale Renovales und Calatrava, der Generalkriegscommissar Rechardo und der ehemalige Deputirte Yandola. Die beiden Erstern wurden gewarnt und entflohen. Rechardo ward durch die Tortur ein Geständniß ausgepreßt, Yandola aber und der General Odonoju, obgleich ebenfalls aufs grausamste gefoltert, gestanden nichts. Doch wurden eine Menge Verdächtige, unter diesen Villacampo und der frühere asturische Deputirte Augustin Arguelles, zu Verbannung, zu lebenslänglicher Haft und zu den Galeeren verurtheilt. Nichts

destoweniger entstanden schon im J. 1817 in Valencia, in Aragonien, in den nördlichen Provinzen und in Catalonien neue Aufstände und Verschwörungen. In Valencia reizte zum Aufstand die Härte und Grausamkeit des Generalcapitäns Elio. In Catalonien stand an der Spitze einer ausgedehnten Verschwörung der im Befreiungskriege gleichfalls berühmt gewordene General Lacy, der unter Wellington Oberbefehlshaber der spanischen Corps in Catalonien war, nun aber einen Andern als Gouverneur sehen mußte. Der Plan der Verschwörung, auf Einführung der Constitution gerichtet, ward aber verrathen, Lacy verhaftet, nach Majorca gebracht und daselbst erschossen.

Daß man nun gegen die Liberalen, die in alle diese Umtriebe verwickelt waren, aufs strengste verfuhr, war natürlich; aber der Gährungsstoff sammelte sich dadurch nur in desto größerer Menge an. Die nachdrücklichste Unterstützung fanden die Liberalen an den Guerillas, die seit der Auflösung ihrer Corps in Räuberbanden sich verwandelt, in den Gebirgen ihre unerreichbaren Schlupfwinkel hatten, das ganze Land unsicher machten und oft ganze Truppenabtheilungen schlugen. Ihre Macht wuchs immer bedrohlicher an, seitdem die Soldaten, ohne Sold, ohne Schuhe und gehörige Kleidung, dem Hunger und dem Elende preisgegeben in Masse desertirten und zu ihnen übergingen. Man erhielt endlich Spuren einer über das ganze Land verbreiteten Verschwörung und der Hof gerieth in die äußerste Besorgniß. In Valencia ward im Januar 1819 ein Theil der Theilnehmer vom Generalcapitän Elio entdeckt. Unter ihnen war der Oberst Vidal. Elio ließ sie hinrichten, aber die Wurzel des Uebels vermochte er nicht auszureißen. Selbst Männer, die bis dahin dem Könige wenigstens äußerlich treu ergeben gewesen und auf alle Weise gehoben worden waren, machten sich verdächtig. So der General O'Donnel. Dieser Mann, von Ehrgeiz getrieben, wollte die Unzufriedenheit der Truppen überhaupt, und den Widerwillen der nach Amerika bestimmten, welche ruhmloser elender Tod erwartete, insbesondere, außerdem die Gesinnung der liberalen Partei benutzen, um unter dem Vorwand, die Constitution herstellen zu wollen, sich zum Dictator zu erheben. Schon war Alles vorbereitet, als er, weil man ihm nicht die höchste Gewalt einräumen wollte, plötzlich seinen Entschluß änderte und an den mit ihm Verbundenen zum Verräther ward. Mit 7000 Mann der ihm untergebenen Truppen überfiel er am 8. Juli 1819, ein anderes Corps von 4000, das er früher abtrünnig gemacht, unter dem Versprechen, es von der Ueberfahrt nach Amerika zu befreien, entwaffnete es, nahm die meisten Offiziere — unter ihnen den Oberst Quiroga — gefangen, verhaftete in gleicher Weise viele Einwohner von Cadix, brachte die unruhigsten Regimenter auf die Schiffe, um nach Amerika gebracht zu werden und veranlaßte dann über die von ihm zur Rebellion Verführten ein blutiges Gericht. Mehrere indessen mußten, da nichts gegen sie bewiesen werden konnte, wieder freigelassen werden. Dies traf auch den Oberst Quiroga und den Obrist-Lieutenant Riego, von denen ein halb Jahr später O'Donnel's projectirte Revolution gleichwohl ausgeführt ward. Die Verrätherei O'Donnel's hatte nicht wenig dazu beigetragen, die vorhandene Erbitterung der Soldaten und der Bürger (besonders von Cadix) zu vergrößern. Mehrere Tausende der Erstern waren, wie erwähnt, in der Gegend von Cadix versammelt, um nach Südamerika übergesetzt zu werden. Die Ueberfahrt verzögerte sich theils durch den Mangel an den nöthigen Schiffen und an Geld, theils durch ein im Sommer 1819 zu Cadix wüthendes gelbes Fieber, das von den Soldaten eine große Menge hinwegraffte, andere veranlaßte, zu desertiren und die furchtbare Seuche auch ins Innere von Spanien zu bringen. Endlich sollte zu Anfang des Jahres 1820, wo das Fieber vorüber war, die Einschiffung stattfinden. Die Stadt Cadix, welche den zehnten Theil ihrer Einwohner durch das gelbe Fieber verloren, in deren Hafen drei Monate lang kein Schiff mit Waaren oder Geld eingelaufen war und in der ein großer Theil von Familien in Trauer und drückenden Vermögensverhältnissen sich befand, sollte dazu eine Summe von 14 Mill. Realen schaffen. Als sie sich nicht dazu verstehen wollte, brauchte man Gewalt, legte Beschlag auf das Eigenthum, drang in die Häuser, erbrach Kisten und Kasten und brachte so das Verlangte zusammen.

Da empörte sich ein Theil der zur Einschiffung bestimmten Truppen, zuerst ein vom

Oberst-Lieutenant Riego commandirtes Bataillon, welches am 1. Jan. 1820 zu las Cabezas die Constitution ausrief. Schnell vermehrte sich die Zahl der Insurgenten. Zu Arcos de la Frontera war das Hauptquartier. Dahin zogen sie, nahmen den Oberbefehlshaber, Grafen Calderon, den Seeminister Cisneros, den Chef des Generalstabes, General Fournas und viele andere hohe Offiziere gefangen und stellten, bald bis auf 9000 Mann angewachsen, den Oberst Quiroga als Oberanführer an ihre Spitze. Die Stadt Cadix ward jedoch vom Gouverneur Valdes mit einigen treugebliebenen Regimentern in Gehorsam erhalten, ein Angriff der Insurgenten auf dieselbe blieb ohne Erfolg, und der zu Sevilla stehende General Freyre erhielt Befehl, gegen Quiroga, der zu San Fernando sein Hauptquartier hatte, aufzubrechen und die Empörer zu vernichten. Aber rasch durchflogen die Proclamationen Quiroga's und die zu Isla de Leon, dem Hauptsammelplatze der Insurgenten, gedruckte Zeitung das ganze Land, und die Wirkungen, die sie hervorbrachten, waren außerordentlich. Allenthalben erhob sich die unterdrückte Partei der Liberalen und alle Unzufriedenen traten offen gegen die verhaßte Regierung und die besonders bevorzugte Geistlichkeit auf. Im Februar und März ward die Constitution proclamirt in Andalusien, Galicien, Asturien, Navarra, wohin Mina zurückkehrte und an die Spitze der Bewegung trat, Catalonien, Granada, Valencia, Murcia, endlich auch in den inneren Provinzen. Ueberall geschah es ohne Blutvergießen, auch in Granada und Valencia, wo der Haß gegen Elio und Eguia Stürme herbeiführte, die in den übrigen Provinzen nicht ausbrachen. Widerstand war nicht möglich, da es an einer Macht fehlte, die ihn hätte leisten können und so sah sich der König genöthigt, am 7. März Abends die Constitution der Cortes anzunehmen. Bis dahin war er, bestimmt durch den Rath des Infanten Don Carlos, entschlossen gewesen, nicht nachzugeben. Noch am 6. März hatte er ein Decret erlassen, welches die Zusammenberufung der (altspanischen) Cortes verfügte. Aber das Ungewitter war auf diese Weise nicht mehr zu beschwören. Die Einwohner von Madrid rissen das Decret mit Erbitterung von den Straßenecken, verlasen mit lautem Jubel dagegen die Proclamationen Quiroga's und riefen die Constitution von 1812 aus. Die Garden thaten nichts, um die Unruhe zu stillen. Don Carlos rieth noch immer zum Widerstand, während der Infant Don Francesco für das Gegentheil stimmte. Als aber der General Ballesteros, der 1812 von den Cortes seiner Stelle als Anführer eines spanischen Armeecorps, weil er Wellington's Wahl zum Generalissimus nicht anerkennen wollte, entsetzt worden, später nach des Königs Rückkehr einige Zeit Kriegsminister gewesen, endlich nach Valladolid verbannt worden war, aus seinem Exil durch Eilboten nach Madrid berufen, um an die Spitze des Heeres gegen die Insurgenten zu treten, ebenfalls nur in der Nachgiebigkeit Rettung erkannte, als immer drohendere Gerüchte aus den Provinzen einliefen, blieb dem Könige nichts übrig, als die Annahme der Constitution. Die Nachricht, daß dieselbe erfolgt sei, erfüllte die Hauptstadt mit dem höchsten Jubel; drei Tage lang war sie illuminirt, und an den Festlichkeiten nahmen Theil die Gefangenen, die aus ihren Kerkern befreit wurden. Bereits am 8. März ernannte der König eine provisorische Junta unter dem Vorsitze des Cardinals Bourbon und beschwor vor derselben die Constitution. Zwei Tage darauf erfolgte ein Decret, welches alle wegen politischer Meinungen Gefangenen und Verbannten befreite und zurückrief. Zugleich ward die Inquisition aufgehoben, die Preßfreiheit hergestellt und der Befehl erlassen, daß in allen Städten zur Wahl der Alcalden und übrigen constitutionellen Obrigkeiten geschritten werden sollte. Quiroga unterwarf sich jetzt mit seinem Heere (es nannte sich das Nationalheer) dem Willen des Königs, und er und Riego wurden darauf zu Marechaux de Camp ernannt. In allen Provinzen wurden Männer, die das Vertrauen des Volkes besaßen oder sich im Freiheitskriege ausgezeichnet hatten, als Generalcapitäne an die Spitze der Truppen gestellt, in Catalonien z. B. Villacampo, in Estremadura Sautocildes, ein berühmter Guerillasführer, in Navarra Epoz Mina, der jedoch wegen seines ehrgeizigen eigenmächtigen Handelns bald wieder abgesetzt ward. In gleicher Weise ward ein neues Ministerium und ein neuer Staatsrath gebildet. Sodann ward die oberste verfassungsmäßige Justizbehörde eingerichtet. Hierzu kamen Verfügungen zur Ver-

besserung der Finanzen. Zur Verminderung der Staatsschuld wurden die Güter und Einkünfte der aufgehobenen Inquisition angewiesen. Am 24. März wurden die Cortes zusammen berufen und am 28. Juni hielten sie ihre erste Sitzung. Sie bestanden aus 149 Mitgliedern, zu denen noch 30 aus in Spanien anwesenden Amerikanern genommene Stellvertreter der südamerikanischen Deputirten kamen. Der König beschwor vor denselben nochmals die Constitution, welche durch Glückwünschungsschreiben vom Congreß der nordamerikanischen Freistaaten, von den Höfen von London, Haag, München, Dresden, Paris, von dem Senat von Hamburg, von der schweizerischen Eidsgenossenschaft, und vom Papste anerkannt ward.

Noch vor Eröffnung der Cortes waren die Zünfte aufgehoben und statt der bis dahin bestandenen Milizen Nationalgarden errichtet worden. Auch hatten die Ausländer die Erlaubniß erhalten, Fabriken und Manufakturen jeder Art zu errichten. Durch königliche, in Uebereinstimmung mit der provisorischen Junta erlassene Decrete, war ferner bestimmt worden, daß die Klöster vor dem Zusammentritt der Cortes keine Novizen annehmen, und keine Grundstücke veräußern, daß alle gutsherrlichen Gerichtsbarkeiten mit der Krone vereinigt werden, daß alle Zeichen von Lehnsherrschaft, alle Privilegien hinfort nicht mehr bestehen sollten. Die Cortes fuhren in gleichem Geiste in ihrer Gesetzgebung fort und verletzten durch ihre von abstracten Sätzen ausgehende Gesetzgebung die mächtigen Stände des Adels und der Geistlichkeit, die nun ihrerseits gleicherweise über Tyrannei klagten, wie es früher die Partei der Liberales gethan hatte. Bald gab es, wie es auch in Frankreich bei der ersten Revolution der Fall war, eine Partei, die bei dem Zustande, welchen die Constitution feststellte, nicht stehen blieb, sondern die zu Grunde liegenden Ideen weiter entwickelte, weiter durchführen wollte und als letztes Ziel die Republik bezeichnete. An vielen Orten rottete der Pöbel sich zusammen und beging von Freiheitsschwindel getrieben Excesse mannichfacher Art. In Madrid erbrach er das Gefängniß, in welchem der wegen einer Verschwörung gegen die Verfassung zu zehnjähriger Galeerenstrafe verurtheilte Hofcaplan des Königs, Mattias Vinursa, saß, und schlug diesen mit Hammerschlägen todt. Durch solche Erscheinungen sah sich auch der König bedroht. Es half wenig, daß neue Minister gewählt wurden (März 1821), daß die Cortes, die am 1. März 1821 ihre zweite Sitzung begonnen hatten, Spanien in Belagerungszustand erklärten und den energischen General Morillo, der aus Südamerika zurückgekehrt war, an die Spitze der bewaffneten Macht stellten. Die Unordnungen nahmen immer mehr zu und der König mußte am 21. Sept. 1821 die außerordentlichen Cortes berufen. Man hatte von den Cortes, von der Constitution die Entfernung aller Uebelstände gehofft; nun aber vermochte weder der Verkauf von Nationalgütern, die Einführung einer directen Steuer, gemachte Anleihen, die Einziehung von Gütern der Inquisition, der Klöster und Ritterorden der Finanznoth abzuhelfen, noch ließen sich die südamerikanischen Colonien bewegen, zum Gehorsam zurückzukehren. Es ging sogar im Jahre 1821 noch der spanische Antheil der Insel St. Domingo verloren, der mit der Republik Haiti vereinigt ward. Waren nun schon der Adel, die Geistlichkeit und endlich der König mit allem, was im Volke ihm anhing, durch die Constitution verletzt, so ward jetzt der Theil, der die vorgespiegelten Hoffnungen nicht erfüllt sah, gleichgiltig, und bald waren die Cortes, die liberale Partei und die Constitution abermals völlig bodenlos. In den nördlichen und östlichen Provinzen Galicien, Leon, Biscaya, Navarra, Aragonien und Catalonien hatte sich gleich von vorn herein eine starke, der Constitution feindselige Partei gezeigt. An den Grenzen Portugals bildete sich eine sogenannte katholische Junta und einzelne aus Bauern, Mönchen und Guerillas bestehende Banden kämpften gegen die Constitutionellen und ihre Truppen. Unter den Bandenführern zeichnete sich namentlich der Pfarrer Merino aus. Im Juli 1822 brach sogar in Madrid ein Aufstand zu Gunsten des absoluten Königthums aus. Er ward unterdrückt, aber sofort errichteten die Absolutisten in Catalonien zu Seu d'Urgel unter dem Vorsitze des Marquis von Mataflorida eine Regentschaft, welche im Namen des „gefangenen" Königs den Zustand vor dem 1. März 1820 zurückzuführen befahl. Doch mußten im November 1822 die Mitglieder der-

selben nach Frankreich flüchten, nachdem in Catalonien der General Mina die sogenannten Glaubensschaaren unter dem Baron d'Eroles und andern Führern, in Navarra und Biscaya die Constitutionellen unter Espinosa, Torrijos und Jaureguy (el Pastor) die Truppen und Banden des Generals Quesada und mehrere Guerillasführer geschlagen hatten.

Frankreich leistete den Geschlagenen und Vertriebenen allen möglichen Vorschub und stellte an der spanischen Grenze ein Beobachtungsheer auf, dessen erste Grundlage ein 1821 wegen des in Catalonien herrschenden gelben Fiebers aufgestellter Sanitätscordon war. Der Congreß von Verona (November 1822) erklärte sich gleichfalls für die Wiederherstellung der vollen Souveränetät des Königs und Ludwig XVIII. übernahm die von Rußland, Oesterreich und Preußen vorgeschlagene bewaffnete Intervention. England suchte zu vermitteln, aber die Cortes wiesen seine Vorschläge zurück. Eine französische Streitmacht von 100,000 Mann, verstärkt durch die vertriebenen und mit der neuen Ordnung der Dinge unzufriedenen Spanier, versammelte sich nun bei Bayonne und Perpignan. In Madrid war unterdessen ein Ministerium nach dem andern ab- und eingesetzt worden; vom 7. Oct. 1822 bis zum 19. Febr. 1823 war abermals eine Sitzung der außerordentlichen Cortes gehalten worden, am 1. März 1823 wurde die vierte Sitzung der ordentlichen Cortes eröffnet. Bei der Aussicht auf Krieg hatte man ein Heer zu bilden gesucht, aber Mangel an Geld theils, theils fortwährende Kämpfe in den Provinzen hatten es verhindert. Man beschloß daher einen Guerillaskrieg zu führen und die Residenz des Königs, der schon gar keine Macht mehr hatte, so wie die Cortes nach Sevilla zu verlegen. Am 7. April ging die eine Abtheilung des französischen Heeres unter dem Befehle des Herzogs von Angoulême, welcher die ganze Expedition leitete, über die Bidassoa, die andere unter dem Marschall Moncey rückte einige Wochen später nach Catalonien vor. Vorher schon war von dem Herzog von Angoulême eine „Regierungsjunta von Spanien und Indien", bestehend aus den Generalen Eguia, Calderon und Erro und dem Baron Eroles, gebildet worden, um an der Stelle des Königs einstweilen die Regierung zu führen. Sie befand sich anfangs zu Bayonne und ihr erster Act war die Vernichtung aller Gesetze und Einrichtungen, welche seit dem 7. März 1820 von den Cortes und der Regierung ausgegangen waren, und die Zurückführung des frühern Zustandes. Jetzt nahm sie (am 9. April) ihren Sitz zu Oyarzun. Der König dagegen, die Minister und die Mitglieder der Cortes kamen am 11. April in Sevilla an. Das französische Heer, das über die Bidassoa gegangen war, drang, begünstigt von der Geistlichkeit und dem Landvolke, rasch vorwärts. Die Truppen, welche unter Ballesteros, unter Morillo und O'Donnel sich ihm entgegenstellten, wurden zurückgeworfen. Am 24. Mai rückte der Herzog von Angoulême in Madrid ein, wo er zwei Tage darauf eine Regentschaft ernannte, deren Mitglieder die Herzöge von Infantado und Mortemar, d'Eroles, Calderon und der Bischof von Osma waren. Die Einwohner empfingen ihn mit lautem Jubel und erklärten sich für das absolute Königthum, da die Cortes, welche in Sevilla ihre Sitzung wieder eröffnet hatten, durch eine gezwungene Anleihe, durch Einschmelzung von Kirchensilber, durch Confiscation des Vermögens der Royalisten, durch eine Menge Verletzungen der Rechte einzelner Stände sich im höchsten Grade den Haß des Volkes zugezogen hatten. Jetzt glaubte sich die constitutionelle Regierung auch in Sevilla nicht mehr sicher. Man brachte daher den König nach Cadix, wo er am 15. Juni ankam, und Minister, Staatsrath und Cortes folgten. In Sevilla brach alsbald ein heftiger Aufstand zu Gunsten der absoluten Monarchie aus. In Galicien unterwarf sich General Morillo der Regentschaft von Madrid, die bereits von den meisten Granden, so wie von Oesterreich, Rußland und Preußen anerkannt worden war, und die Franzosen, vereinigt mit den spanischen Royalisten, drangen immer weiter vor. Am 3. und 4. Oct. zogen sie in Cadix ein, das am 1. Oct. nach einer hartnäckigen Belagerung sich ergeben hatte. An demselben Tage hatte sich der König in das französische Hauptquartier nach Puerto-Santa-Maria zu dem Herzog von Angoulême begeben und sofort alle seit dem 7. März gefaßten Beschlüsse der Regierung vernichtet. Im November war der Krieg

vollendet. Am längsten hatte sich Catalonien gehalten, wo Mina mit größter Einsicht und Tapferkeit kämpfte, bis er, als Alles verloren war, nach England entfloh. Ein Gleiches hatte früher Ballesteros mit seinem Heere gethan. General Riego war am 15. Sept. gefangen genommen worden und ward am 7. Nov. hingerichtet. Eine große Menge der Constitutionellen war noch zu rechter Zeit in das Ausland entflohen, besonders nach England und Amerika, eine eben so große Menge aber war seit dem Einrücken der Franzosen nach und nach in die Kerker geworfen worden.

Der König war inzwischen von Puerto-Santa-Maria nach Sevilla gegangen und kehrte nach einem Aufenthalte daselbst von einigen Wochen nach Madrid zurück, wo er am 13. Nov. unter außerordentlichem Jubel seinen Einzug hielt. Mit den alten Behörden des Reichs, unter denen der hohe Rath von Castilien die vornehmste war, mit Männern, die dem monarchischen Principe streng ergeben waren, trat er wieder als freies Oberhaupt an die Spitze seines Volks, nachdem zum zweiten Male die vom Principe der Volkssouveränetät seiner Macht gesetzten Schranken gefallen waren. Was seitdem bis zu seinem Tode geschah, welches der innere Zustand des Landes war, läßt sich auf drei Punkte zurückführen: Reaction, Finanznoth, Bildung zweier neuen Gegenparteien, die, in die königliche Familie selbst hineinreichend, desto bedeutender wurden und Spaniens gegenwärtigen Zustand herbeigeführt haben. Die Reaction fand statt gegen die Constitutionellen und ihre Ansichten. Strenge Censur, Vorherrschen der Jesuiten in den öffentlichen Lehranstalten, Verfolgung, Verbannung, Einkerkerung, Hinrichtung — unter den Hingerichteten war auch Empecinado, der im Befreiungskriege an der Spitze kühner Schaaren sich ausgezeichnet hatte — waren die Formen, unter denen sie auftrat. Die Finanznoth, längst schon vorhanden, war durch die Leiden des Kriegs, durch die damit verbundenen Kosten, durch die noch immer fortdauernde Stockung des Handels und der Gewerbe, welche durch die am 13. Febr. 1827 den Kaufleuten gegebene Erlaubniß, mit Amerika, dem nun völlig befreiten, unter fremder Flagge Handel zu treiben, nur wenig gehoben ward, um ein Bedeutendes gewachsen. Das Entstehen endlich neuer Parteien, die Ansammlung neuen Gährungsstoffes gründete sich auf Folgendes. Die Absolutisten, die katholische Junta und der mit beiden einverstandene und wirkende Pöbel drangen nach dem Obsiegen der monarchischen Partei auf die unbedingteste Zurückführung alles dessen, was vor der Revolution bestanden und zum Theil, wie die Inquisition, den Ausbruch derselben veranlaßt hatte. Mit zügelloser Wuth fiel an mehreren Orten der Pöbel über die Anhänger der Constitution her, ermordete die Gefangenen und zwang eine Menge wohlhabender Einwohner zur Flucht. Es begannen die strengsten Untersuchungen gegen Alle, die als Feinde des Königthums bezeichnet waren, und trotz der Zusagen, die der König z. B. den Einwohnern von Cadix gegeben und der Capitulationen, die mehrere Städte mit den Franzosen geschlossen, sollte ein Gericht des Schreckens gegen alle fast ohne Ausnahme ergehen. Hiergegen erklärten sich jedoch mehrere auswärtige Mächte, vor allen die Franzosen, und bewogen Ferdinand, sich mit einem gemäßigten Ministerium zu umgeben, unter dessen Leitung der von Natur milde König Mehreres, was die Partei der Absolutisten und Apostolischen forderte, besonders aber die Wiedereinführung der Inquisition, entschieden zurückwies. Sofort aber wandte sich diese Partei gegen den König selbst und unterstützt von dem von ihr geleiteten Pöbel zettelte sie Verschwörungen an, welche zum Zweck hatten, des Königs Bruder, den Infanten Don Carlos, einen Hauptbeförderer des Absolutismus und der Macht der Geistlichkeit, auf den Thron zu heben. Einem Vertrage zufolge war ein Theil der französischen Truppen, um die Ruhe zu befestigen und sicher zu stellen, in Spanien zurückgeblieben. Diese schützten den König gegen die drohenden Umtriebe; mehrere in dieselben Verwickelten wurden hingerichtet, und der hohe Rath von Castilien, der einem gemäßigten Verfahren sich hauptsächlich widersetzte, wurde beschränkt durch einen Staatsrath, der, aus einer Berathungsjunta von 25 Mitgliedern hervorgehend, ihm zur Seite gestellt ward. Die Gährung ward dadurch keineswegs aufgehoben, vielmehr wuchs die Unzufriedenheit um so mehr und die hergestellte Ruhe, welche den Abzug der franz. Truppen im J. 1827 veranlaßte, war nur äußerlich.

In einer solchen Lage der Dinge wagte es König Ferdinand, der sich am 11. Dec. 1829 zum vierten Male und zwar mit der neapolitanischen Prinzessin Christine vermählt hatte, zu Gunsten seiner jungen schönen Gemahlin am 29. März 1830 das salische Gesetz (s. d.) aufzuheben und hierdurch den Infanten Don Carlos nebst seinen Brüdern und den nach ihnen zunächst Berechtigten auch für den Fall, daß die Königin Mutter einer Tochter würde, von dem Throne auszuschließen. Als nun Christine am 10. Oct. 1830 wirklich eine Tochter gebar, die den Namen Isabella und den Titel einer Prinzessin von Asturien erhielt, machten die Carlisten (so hieß die Partei der Absolutisten und Apostolischen, an deren Spitze Don Carlos stand) neue Verschwörungen und begannen in mehreren Provinzen sogar offenen Aufruhr, um den durch die junge Thronfolgerin seiner Aussicht auf die Nachfolge beraubten Don Carlos zum König zu erheben. Hierdurch und durch die Julirevolution in Frankreich ermuthigt, erhoben sich auf der andern Seite auch die Constitutionellen, um die Constitution zurückzuführen. Mina kam aus England zurück, um sich an die Spitze zu stellen, der Oberst Torrijos landete in gleicher Absicht im December 1831 bei Malaga, und in Cadix ermordeten die Seesoldaten, um die absolute Monarchie zu stürzen, den Gouverneur. Alle diese Versuche waren indeß fruchtlos. Mina mußte abermals die Flucht ergreifen, geschlagen von den königlichen Truppen, Torrijos ward gefangen genommen und mit 25 seiner Genossen zu Malaga erschossen, und die Soldaten zu Cadix wurden vom General Quesada von weitern Schritten abgehalten und gebändigt. Die Carlisten aber erreichten wenigstens so viel, daß ihre Partei im Cabinet völlig das Uebergewicht erhielt, indem eines ihrer Häupter, der Graf von Alcudia, an der Stelle des Ritters Salmon Minister der auswärtigen Angelegenheiten ward und der gleichgesinnte Calomarde als Justizminister mit blutiger Strenge gegen Alle verfuhr, die auch nur im entferntesten sich als Anhänger der Constitution bewiesen. Alcudia sah es als eine Stütze der absoluten Monarchie in Spanien an, wenn in Portugal sich Dom Miguel auf dem Throne behauptete und wollte ihm daher ein spanisches Armeecorps zu Hülfe schicken; allein Frankreich und England vereitelten dies. Glücklicher war Calomarde, indem er den König während einer Krankheit im September 1832 dahin zu bringen wußte, daß er halb bewußtlos eine Urkunde unterzeichnete, welche die Aufhebung des salischen Gesetzes widerrief und die Prinzessin Isabella der Thronfolge wieder beraubte. Kaum erkannte der König jedoch nach der Rückkehr seines Bewußtseins, was er gethan hatte, als er Calomarde verbannte, das bisherige Ministerium auflöste und die Königin, von der er sich ihrer treuen Pflege wegen leiten ließ, wohin sie wollte, für die Dauer seiner Krankheit zur Regentin ernannte. Christine, um sich eine Partei zu verschaffen, that nun im Einverständniß mit den nach ihrem Sinne ernannten neuen Ministern sogleich Schritte, welche dem bis dahin gegoltenen Regierungssystem der Carlistischen Partei durchaus entgegen waren und eine Annäherung an die liberale Partei zu erkennen gaben. Sie entsetzte die entschiedensten Feinde der Constitutionellen, die Generalcapitäne Eguia, O'Donnel, Moreno und d'España ihrer Stellen, verfuhr mit Strenge gegen die, welche zu Gunsten des Don Carlos neue Empörungen versuchten, erließ eine fast alle politischen Gefangenen und Verbannten umfassende Amnestie, hob mehrere der geistigen Entwickelung gesetzten Schranken auf und that in gleichem Sinne noch Anderes. Endlich widerrief auch der König am 31. Dec. 1832 die Wiederherstellung des salischen Gesetzes und erklärte die darüber ausgestellte Urkunde, deren Unterzeichnung Calomarde durch List von ihm erhalten hatte, für nichtig. Don Carlos ging hierauf zu seinem Schwager Dom Miguel nach Portugal, von wo aus er am 29. April 1833 feierlich gegen das Hausgesetz Ferdinand's, das auch die weibliche Nachkommenschaft der Thronfolge fähig machte, protestirte, was am 18. Mai auch der König beider Sicilien that. Um diese Protestation zu entkräften, berief der König die alten Cortes, bestehend aus den Prälaten, Granden, Titelträgern und Deputirten der Städte, nach Madrid und ließ dieselben am 20. Juni seiner Tochter den Eid der Treue leisten. Wie wenig dies gefruchtet, sollte er nicht erfahren. Er starb im 49. Jahre seines Lebens am 29. Sept. 1833, und es folgte ihm seinem Testamente gemäß die Königin als Regentin für ihre unter ihre Vormundschaft

gestellte Tochter. Was unter ihrer Regierung geschehen werde und müsse, das ließ mit Gewißheit sich voraussagen. Es gab zwei mächtige Parteien, die des Prätendenten Don Carlos und die der Anhänger der Constitution und der Cortes. Jene ward gebildet durch einen Theil der span. Generalität, durch die wegen ihrer Theilnahme an einem zu Gunsten des Don Carlos begonnenen Aufstande in der Hauptstadt im J. 1832 entlassenen Gardes du Corps, durch die Masse der aus gleichem Grunde von der Königin entwaffneten königlichen Freiwilligen und endlich durch den mächtigen Clerus, von welchem wiederum durch Schaaren von Mönchen die Volksmasse, aus der diese größtentheils hervorgegangen waren, nach Willkür geleitet und völlig beherrscht ward. Diese bestand aus allen denen, welche 1820 die Veränderung der Staatsverfassung herbeigeführt hatten, und hatte ihre Hauptstärke im gebildeten Mittelstande. Da nun der Krieg mit der Partei des Don Carlos für die Königin unvermeidlich war, so mußte sie über kurz oder lang der zweiten Partei sich in die Arme werfen und eine Staatsverfassung nach den Wünschen und Ansichten derselben einrichten, wenn sie sich einen Anhalt verschaffen und nicht am Ende in zwei Feuer gerathen wollte. So sehr sie sich in ihren Anordnungen der constitutionellen Partei schon genähert hatte, wagte sie es fürs erste doch nicht, sich völlig für sie zu erklären, sondern bildete eine Art von Mittelpartei, zu welcher der größere Theil des in Activität befindlichen Offiziercorps, die von ihnen geleitete Masse des Heeres und die meisten Staatsbeamten gehörten.

In einem Manifest vom 5. Oct. 1833 verkündete sie demnach der Nation, daß sie die Erhaltung der Religion und der Monarchie als die ersten Lebenselemente Spaniens betrachte, bestätigte das bisherige Ministerium und suchte mit dem Minister Zea Bermudez bei ihrer Regierung den sogenannten aufgeklärten Despotismus festzuhalten. Noch waren die Parteien nicht wesentlich herausgebildet, namentlich war dies mit den constitutionell Gesinnten der Fall. Der größere Theil der Granden, ein geistig und selbst physisch entartetes Geschlecht, und der Beamten traten mit der Mehrzahl des Heeres auf die Seite der Königin, deren Anhang noch durch viele Tausende von Familien, denen ihre Amnestie für die politisch Verfolgten wieder das Vaterland öffnete, bedeutend verstärkt wurde. Gegen 50,000 politische Verbannte strömten vor und nach dem Tode Ferdinand's VII. aus Frankreich, England und Amerika nach Spanien zurück, Alle gleich beseelt vom Hasse gegen die absolutistische Partei, aber auch begierig nach Aemtern und öffentlichem Einfluß. Auch die Bürger in den größeren Städten, besonders in den Seestädten, zeigten sich der neuen Ordnung der Dinge geneigt, wogegen das Landvolk, namentlich in den westlichen, nördlichen und mittlern Provinzen, und besonders der kräftige Volksstamm der Basken, den absolutistischen Prinzipien huldigte, wie sie ihnen von den Welt- und Ordensgeistlichen, die mit ihnen im vertrautesten Verkehr lebten, beigebracht wurden. Die Basken (s. d.) in ihren fast unangreifbaren Bergfesten waren im 14. Jahrhundert unter vielfach verbrieften Bedingungen dem König Alfons dem Weisen unterworfen worden. Nach ihren Fueros waren sie frei von jeder Conscription zum stehenden Heere und nur bei feindlichen Einfällen zur Vertheidigung in Masse verpflichtet, sie entrichteten außer einer unbedeutenden Schutzabgabe (Alcabala) nur freiwillige Steuern, ihre Rechtsfälle wurden von den vom Volke gewählten Alcalden geschlichtet, von deren Ausspruch sie an den obersten Gerichtshof in Valladolid appelliren konnten; sie waren von der spanischen Mauthlinie befreit, die längs des Ebro hinlief, und ihre Erzeugnisse waren nur an der Grenze von Castilien einem Einfuhrzoll unterworfen; dabei war ihnen der Handel mit Amerika, sowie der Tabaksbau bei Galeerenstrafe untersagt. Der König Spaniens ernannte zur Wahrung seiner Rechte in jeder Provinz einen Generalcommissär, doch alle provinzielle Angelegenheiten besorgten selbstgewählte Beamte nach freiem Herkommen und Statuten. Biscaya hat demokratische, Guipuzcoa oligarchische, Alava gemischte Einrichtungen. Die Abgeordneten dieser drei kleinen Monarchien versammelten sich unter der berühmten Eiche Guernica. Navarra besaß ähnliche, doch minder ausgedehnte Fueros. Diese Freiheiten, welche die Constitution von 1812 aufgehoben hatte, waren 1823, wo der Absolutismus im übrigen Spanien wiederhergestellt wurde, wieder in ihre frühere Berechtigung getreten. Die Besorgniß, diese Freiheiten unter

der neuen Ordnung der Dinge zu verlieren und die Verkündigung des Don Carlos, diese Rechte ihnen zu erhalten, waren ein Hauptgrund, weshalb die Basken die Partei des Letztern ergriffen; nur die Bewohner der Hauptstädte, Pampeluna, Bilbao, Vittoria und San-Sebastian traten zur Partei der Königin, die sich aber bald genug ebenfalls in zwei Parteien theilte, die Moderados und Exaltados, die mit der Zeit immer schroffer auseinandertraten.

Gleich nach Ferdinand's Tode brach in den baskischen Provinzen der Aufstand aus, der sich schnell Alt-Castilien, Catalonien, dem bergigen Nieder-Aragonien und den angrenzenden Theilen von Murcia und Valencia mittheilte. In Navarra und dem Baskenlande traten Valdespina, Zavala, Verastegui u. A. an die Spitze der Empörung, die namentlich von den Mönchen begonnen und unterhalten wurde. In Galicien erließ der Pater Provinzial von San-Jago di Compostella unter dem 12. Oct. 1833 ein Kreisschreiben an alle Guardiane der Klöster in der Provinz und forderte sie zur Anerkennung Karl's V., zur Bekämpfung der verruchten Atheistenpartei, sowie zum Sturze des teuflischen Ministers Zea auf und versprach dem spanischen Volke die Hülfe der nordischen Großmächte, und noch vor Ende Octobers standen in den baskischen Provinzen gegen 5000 Insurgenten, freilich ziemlich schlecht bewaffnet und undisciplinirt, zum Schutz der Rechte des Don Carlos bereit. Ein Corps königlicher Truppen unter Lorenzo zerstreute die Schaaren leicht, doch die Strenge, mit der man gegen sie verfuhr, steigerte nur die Erbitterung der Gegner. Der alte Pfarrer Merino (s. d.) streifte mit seiner Schaar bis nach Sepulveda und Segovia, ja sogar bis in die Nähe von Madrid. Der General Sarsfield schlug ihn zwar bei Belorado und zog nach mehreren anderen glücklichen Gefechten siegreich in Vittoria und Bilbao ein. Schon glaubte man den Aufruhr gedämpft, als Castaños, der bis zur Ankunft des zum Oberbefehl berufenen Generals Valdes die Christinos interimistisch befehligte, am 3. Dec. durch ein Manifest Biscaya und Alava ihrer sämmtlichen Fueros beraubte und mit strengen Maßregeln drohte. Jetzt brach der Aufruhr mit größerer Heftigkeit wieder aus; in der Mancha, in Valencia, in Aragonien und Catalonien erhoben sich zahlreiche Carlistische Banden und zu gleicher Zeit schlug der Versuch des Generals Rodil, den Prätendenten Don Carlos zu Miranda in Portugal aufzuheben, fehl.

Die Finanzen des Staats befanden sich in dem traurigsten Zustande. Der Finanzminister Martinez hatte schon vier Tage vor dem Tode des Königs nachgewiesen, daß die jährlichen Einkünfte des Landes kaum 150 Millionen Franken betrügen, daß die Ausgaben für den Hof, für das Heer und die Marine, für die Magistratur, Steuererhebung und Diplomatie 145 Millionen erforderten, daß die auswärtige französische und innere Schuld an Tilgungsfond und Zinsen mehr als 40 Millionen verlangten und daß das wachsende Deficit nur dadurch gedeckt werden könne, wenn man die Güter der Geistlichkeit stark besteuere und theilweise zum Vortheil der Nation verkaufe. Die Listen des Heeres wiesen damals einen Nominalstand von 76000 Mann Infanterie, 6000 Mann Cavallerie, 6500 Mann Artillerie, Sapeurs und Mineurs nach; doch kaum ein Drittheil dieser Armee war wirklich vorhanden, nicht 50 Kanonen in brauchbarem Zustande. Der Minister Zea setzte sich immer mehr im Vertrauen der Regentin fest, besonders da er ihre Favoritin, die Putzmacherin Teresina, für sich zu gewinnen wußte, und er Ludwig Philipp zur Anerkennung der Regierung Isabellens vermochte. Auch England zeigte sich zur Anerkennung der Rechte Isabellens bereit und so kam im folgenden Jahre am 22. April 1834 eine Quadrupelallianz (s. d.) zu Stande, worin Spanien versprach, die Rechte Don Pedro's in Portugal zu unterstützen. Der Zweck dieser Allianz wurde erreicht und Don Carlos genöthigt, sich nach England zu begeben, doch zwang man ihn nicht, wie es bei Don Miguel geschehen, zur Verzichtleistung auf seine Thronansprüche. Die absolutistischen Großmächte und die italienischen Fürsten zeigten dagegen eine größere Sympathie für Don Carlos, die sich aber selten durch mehr als durch Geld und Waffensendung aussprach. Doch auch die Politik Englands und Frankreichs durchkreuzte sich vielfach in Bezug auf Spanien, besonders seitdem die Exaltados mit ihren demokratischen Tendenzen immer kühner auftraten.

Der König der Franzosen wollte zwar im Nachbarlande keine absolutistische Herrschaft aufkommen lassen, konnte sich aber auch mit den demokratischen Tendenzen nicht befreunden und zog sich daher immer mehr von einer wirksamen Unterstützung der spanischen Angelegenheiten zurück, je weniger die Moderados Einfluß und Geltung erlangten. England dagegen begünstigte entschieden die progressistische Partei, oder die Exaltados, ohne daß es ihm unter den bestehenden politischen Verhältnissen mit den übrigen europäischen Großmächten möglich gewesen wäre, ihnen mehr zuzuwenden, als gute Wünsche und eine nur sehr geringe thatsächliche Hülfe. So blieb Spanien auf sich selbst zurückgewiesen. Ein Decret vom 17. Octbr. 1833 übte die erste Feindseligkeit gegen die Person des Don Carlos, indem es alle Güter desselben mit Beschlag belegte, unter dem Vorgeben, es sei kein Zweifel, daß er den Thron Isabellen's usurpiren wolle. Ein anderes Decret vom 30. Novbr. verfügte die Eintheilung des Reichs in Departements, statt der bisherigen Provinzen. Doch weder diese, noch jene Verfügung befreundete die Regierung mit dem spanischen Volke, und die verzögerte Ergreifung entschiedener Maßregeln isolirte damals schon die Regierung in ihrem eigenen Lande. Die falsche Nachricht, Don Carlos sei mit Heeresmacht in Estremadura eingedrungen, rief gegen Ende des October 1833 einen Aufstand der Carlisten in Madrid hervor, an dem die noch nicht ganz entwaffneten königlichen Freiwilligen lebhaften Theil nahmen und der nur mit Mühe von dem Linienmilitär unterdrückt wurde. In Catalonien griffen die Liberalen auf eigene Hand zu den Waffen, errichteten in Barcelona 13 Bataillone gut bewaffneter Bürgermiliz, und als der Minister Zea dem Generalgouverneur der Provinz Llauder (s. d.) einen strengen Verweis ertheilte, daß er nothgedrungen seine Einwilligung gegeben, führte dieser eine kecke Sprache gegen die Regierung. Auf diese Weise war Zea genöthigt, im Anfange des J. 1834 aus dem Ministerium zu treten und Martinez de la Rosa war mit der Bildung eines neuen beauftragt.

Er fand im Baskenlande bereits ein Corps von 10,000 Carlisten versammelt, deren Operationen größere Bedeutung und gewichtigeren Nachdruck erhielten, seit Zumala-Carreguy (s. d.) durch ein Decret des Infanten aus England zum obersten Befehlshaber ernannt worden war. Zugleich trat zu Elisondo eine oberste Junta zusammen, um die politischen Angelegenheiten der insurgirten Provinzen zu leiten. Auf der Seite der Christinos stand weder ein so talentvoller General, noch wurden ihre Angelegenheiten durch Einheit und Kraft der Maßregeln begünstigt. An Sarsfield's Stelle war Valdes getreten, der in nichtsentscheidenden Gefechten sich abmühte; Quesada wurde von Zumala-Carreguy in einem Gefecht aufs Haupt geschlagen; die Carlisten besetzten sogar vorübergehend Vittoria und endlich erschien auf wiederholte Aufforderungen seines talentvollen Generals der Prätendent in den baskischen Provinzen. Er war am 17. Juni 1834 in Portsmouth angekommen, hatte beharrlich die Unterhandlungen, durch die man ihn zum Verzicht auf seine Ansprüche bewegen wollte, von sich abgewiesen; verschwand dann plötzlich aus England, reiste unangefochten und unerkannt durch Frankreich und gab durch seine Ankunft in Spanien seiner Partei Einheit und eine achtunggebietende Haltung. Die Grausamkeiten, mit denen die Anführer der Christinos den Aufstand zu unterdrücken glaubten, gaben ihm nur größere Ausdehnung und Intensität. Der neue Befehlshaber Rodil konnte keine bedeutenden militärischen Erfolge erringen, überall waren die Carlisten im Vortheil, und nachdem Rodil drei Monate erfolglos das Commando geführt hatte, ward er von der Regierung abgerufen. Der kränkelnde Mina (s. d.) sollte ihn ersetzen und war wirklich so glücklich, in mehreren Gefechten, namentlich in dem bei Tafala am 12. Decbr., den Sieg zu erringen. Unentschieden blieb das hitzige Gefecht am 15. Decbr. im Borundathal, doch da er den Sieg nicht fortdauernd an sich fesseln konnte, verlor auch er bald das Vertrauen der Regierung wie seiner Truppen.

Immer stürmischer wurde die politische Lage der Regierung. Die geheimen Gesellschaften gewannen immer größern Einfluß, von allen Seiten drang man auf Berufung einer Nationalrepräsentation, namentlich waren es die Führer des Heeres, der Generalcapitän von Catalonien, die Generale Sarsfield, Quesada und Morillo, welche dieses Ver-

langen der Nation unterstützten. Der Hof ließ sich dadurch nicht beirren. Um die Person der Königin hatte sich eine Camarilla gebildet, die mit allmächtiger Hand ebenso wie unter König Ferdinand VII. durch Ränke und Intriguen die Angelegenheiten des Reichs lenkte. Vergeblich wurden die Personen dieser Camarilla verdrängt, ihr Einfluß blieb derselbe. In der königl. Familie brachen Zwistigkeiten aus und blieben im Publikum nicht unbekannt; das Verhältniß der Regentin zu ihrem Kammerherrn Muñoz wurde ruchbar und von ihren Gegnern in jeder Weise ausgebeutet. Das Alles schadete der Regierung und selbst einzelne Verordnungen, wodurch diese sich bei der Nation beliebt zu machen suchte, wie die Ausarbeitung eines neuen Gesetzbuches, die am 1. Febr. 1834 geschlossen wurde, die Freigebung des Getreidehandels, die Ausdehnung der Amnestie auf die ausgewanderten Mitglieder der früheren Cortes und manche wichtige Veränderungen im Organismus der höheren Verwaltung konnten den herannahenden Sturm nicht beschwören. Das Gesetz vom 16. Febr. 1834 über die Nationalbewaffnung, welches die Scheu der Regierung zeigte, sich der constitutionellen Partei in die Arme zu werfen, erregte lauten Unwillen, indem es den Eintritt in die Miliz von einem gewissen Vermögen abhängig machte, und mußte durch ein anderes Decret vom 1. März ersetzt werden, welches allen Gemeinden mit 300 oder mehr Feuerstellen das Recht zuerkannte, eine Miliz zu errichten und diese Bürgerwehr unter den unmittelbaren Befehl des Generalcapitäns jeder Provinz stellte. In derselben Zeit war Merino's Bande wieder in der Nähe von Madrid erschienen und in der Nacht vom 2. zum 3. März versuchten die Carlisten der Hauptstadt einen neuen Aufstand, der aber schnell unterdrückt wurde. Am 10. April 1834 erschien das Estatuto real zur Berufung der Cortes por Estamientos, das die Repräsentation der Nation in zwei Kammern verordnete. In der Kammer der Proceres erhielten die Granden, die Erzbischöfe und Bischöfe und die vom König auf Lebenszeit ernannten Notabeln Sitz und Stimme. Zu Procuradoren konnten alle Spanier vom 30. Jahre an, die ein Einkommen von ungefähr 3000 Franken oder ein Grundeigenthum von wenigstens 1500 Franken Ertrag besitzen, auf drei Jahre ernannt und dann wieder gewählt werden. Der König bestätigte die Präsidenten und Vicepräsidenten. Die Cortes erhielten das Recht der Petition und der Steuerbewilligung. Die Cortes sollten über keinen Gegenstand berathen dürfen, der ihnen nicht durch königl. Decret vorgelegt war; aber für die Erlassung neuer Gesetze sollte die Zustimmung des Königs und beider Kammern erforderlich sein; die Sitzungen waren öffentlich. Diese Verfassung, die sich vollständig an die Institutionen der alten Monarchie anschloß, erregte bei den Constitutionellen nur Unwillen und Hohn. Man warf dem Minister Martinez Schwäche und Zweideutigkeit vor; der Finanzminister **Burgos** (s. d.) mußte austreten und seine Stelle nahm Toreno ein. Navarra und die baskischen Provinzen, die acht Procuradoren zu den Cortes schicken sollten, beriefen sich auf ihre Vorrechte und verwahrten sich gegen jede Beschränkung derselben; aus den übrigen Theilen Spaniens wurden meist constitutionell Gesinnte ernannt, und um mehreren derselben den Einfluß zu sichern, erhöheten die Wähler durch freiwillige Beiträge ihr Einkommen, wie z. B. für Arguelles, dem man ein Einkommen von 12,000 Realen verschaffte. In dieser Zeit brach in Spanien die Cholera aus und drang bald bis nach Madrid, wo sie, wie in den Provinzen, gewaltige Verheerungen anrichtete. Die Regentin, von Martinez und dem Justizminister Gereli begleitet, floh nach la Granja; in Madrid blieb nur der Finanzminister Toreno und der Infant Don Francisco de Paula mit seiner Gemahlin zurück, was ihn beim Volke sehr in Gunst setzte. Auch hier, wie anderwärts verbreitete sich das Gerücht einer Brunnenvergiftung, man schrieb sie in Madrid den carlistischen Mönchen zu und der spanische Pöbel rottete sich haufenweise zusammen, stürmte drei Klöster, plünderte sie und metzelte die Mönche nieder. Nur mit Mühe und unter Blutvergießen wurde die wüthende Menge von weiteren Excessen abgehalten. Während dieser Ereignisse hob das Decret vom 15. Juli 1834 die Inquisition definitiv auf, wies ihre Güter der Staatsschuldentilgungskasse zu und verbannte die noch vorhandenen Jesuiten aus dem Lande. Jetzt fanden sich auch die Abgeordneten in der Hauptstadt ein. Zugleich aber vernahm

man das Gerücht, unter den Constitutionellen sei eine große Verschwörung entdeckt worden, die aber am Ende nur dahin auslief, wie die Constitution von 1812 wiederherzustellen sei. Palafox, der Held von Saragossa, der General Llanos, A. O'Donnel, Rom. Alpuente und der erst vor Kurzem aus Belgien angekommene General Don Juan van Halen (s. d.) wurden mit mehreren andern Häuptern verhaftet, doch hörte man wenig von Untersuchung oder Bestrafung der Betheiligten, und das Ganze lief mehr darauf hinaus, Gelegenheit zu haben, die dem Ministerium feindlichen Mittelklassen einzuschüchtern. Gegen Ende Juli 1834 wurden die Cortes feierlich eröffnet und jetzt machte der von Toreno den Ständen vorgelegte Plan zur Rettung der Finanzen gewaltiges Aufsehen. Das Budget der Ausgaben für 1835 war auf $200\frac{1}{2}$ Million, das der Einnahme auf $150\frac{1}{2}$ Million Franken berechnet. Zur Deckung dieses Deficits schlug der Minister die Reduction der ganzen Schuld auf die Hälfte, Theilung der bleibenden Schuld in active und passive und zur Bestreitung der dringendsten Bedürfnisse eine Anleihe von 100 Mill. Franken vor. Das Ganze war nichts Anderes als ein Staatsbankerott, wogegen sich die liberale Partei, unterstützt von den Bankiers in Frankreich und England, erhob. Sie wies auf die Staatsgüter hin, die zu drei Milliarden Franken angeschlagen waren, auf den Ertrag der geistlichen Güter von 175 Mill., des Zehnten von 85 Mill. und auf andere Quellen, deren Ertrag auf 46 Mill. angeschlagen wurde. Die Procuradoren zerfielen in zwei Parteien. Die eine, welche die Majorität bildete, wollte nur die von den Cortes contrahirte Schuld anerkennen, nicht die späteren Anleihen, besonders nicht die Guebhardische, die zur Unterdrückung der Freiheit Spaniens abgeschlossen und von der kaum die Hälfte in die Staatskasse geflossen war, während über 69 Mill. an die königl. Familie, an Minister und Unterhändler verschleudert wurden. Die andere Partei, die Minorität, verlangte die Anerkennung der ganzen ausländischen Schuld, die sie mit 5 oder 3 Procent verzinsen und in 40 Abtheilungen nach Classen und Jahren tilgen wollte. An diese Partei schloß sich auch die Kammer der Proceres an. Das Ministerium benutzte den Zwiespalt der Meinungen, erklärte Spanien für alle Schulden dem Ausland verpflichtet und schloß zur Deckung der Staatsbedürfnisse mit dem Bankierhause Ardoin eine neue Anleihe ab, im Nominalbetrag von 80 Mill. Gulden, aber mit einem Verluste von 40 Procent und zu 5 Proc. Zinsen. Eine Petition an die Königin, worin die Kammer Garantie für die Freiheit der Personen und der Presse, Gleichheit vor dem Gesetz in Tragung der Staatslasten und Zutritt zum Staatsdienste, Unverletzlichkeit des Eigenthums, Verantwortlichkeit der Minister, gesetzliche Organisation der Nationalgarden und zweckmäßige Aenderung der Geschäftsordnung der Cortes verlangen sollte, ging nicht durch, wohl aber ein anderer Antrag des Arguelles, wonach alle von 1820—23 mit Civil- oder Militärämtern Bekleideten in dieselben wieder eingesetzt werden sollten. Am 3. Septbr. 1834 beschlossen die Proceres fast einstimmig die Ausschließung des Don Carlos und seiner ganzen Linie von der Erbfolge und die Einziehung seiner Güter sowohl, als die der Pensionen des Prinzen von Lucca und der Prinzessin von Beira; und am 18. Octbr. 1834 ward der frühere Finanzminister Burgos der Veruntreuung und Bestechung angeklagt und schimpflich aus der Kammer der Proceres ausgestoßen. So dauerten unter lebhaften Kämpfen der Opposition gegen das Ministerium die Sitzungen bis zum Juni 1835 fort. Schon früher hatte Zarco del Valle das Kriegsministerium an Llauder abgeben müssen; jetzt legte auch Martinez das Präsidium des Ministeriums und die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten nieder und Toreno (s. d.) trat an seine Stelle und ward im Finanzministerium durch Mendizabal (s. d.) ersetzt.

Der Kampf im Norden hatte sich immer mehr ausgebildet und noch keine günstigere Wendung für die Christinos genommen. In den baskischen Provinzen standen gegen 25,000 Mann unter den Waffen, unter ihnen 14,000 gute Truppen, geführt von Zumala-Carreguy, Eraso und Zavala. Doch schon hatte sich um die Person des Prätendenten eine Camarilla gebildet, die, den Erzbischof von Toledo an der Spitze, seinem wahren Interesse vielfach Eintrag that. Zahlreiche Mönche, Abenteurer, abgesetzte und verjagte Beamte

und Offiziere aus allen Theilen Spaniens schaarten sich um Don Carlos und waren dem Heere eine drückende Last. Aber auch aus den absolutistischen Staaten, namentlich aus Preußen, fand sich eine nicht unbeträchtliche Zahl von Oberoffizieren ein, die mitunter dem Prätendenten wichtige Kriegsdienste leisteten und nebenbei in den öffentlichen Blättern Deutschlands seine Sache vertraten. Das Heer der Christinos in den vier Provinzen war ungefähr 35,000 Mann stark, wovon 15,000 die Besatzung der Festungen bildeten; es war in 5 Divisionen getheilt, litt aber an allen Kriegsbedürfnissen großen Mangel. Nicht selten waren ganze Corps ohne Schuhe, Strümpfe und Tornister. Den Oberbefehl über das Hauptcorps hatte im Anfange des J. 1835 Rodil wieder erhalten. Er erklärte nach königl. Beschlusse vom 12. Januar die empörten Provinzen in Belagerungszustand und unterwarf sie dem Kriegsgesetz; unter Vermittelung Englands schlossen beide kriegführende Parteien am 17. April 1835 eine Convention ab, wonach die Gefangenen am Leben bleiben und alle zwei oder drei Monate ausgewechselt werden, auch keine Hinrichtungen wegen politischer Meinungen mehr stattfinden sollten. Doch die Parteileidenschaft durchbrach bald die Schranken des Vertrages und Englands fernere Vermittelungsversuche durch Lord Elliot blieben völlig erfolglos. Don Carlos schien geneigt, zu Gunsten seines Sohnes abzudanken, wenn Christine ein Gleiches thäte, er wollte sogar in die Berufung der alten Cortes por Estamientos willigen, wenn sein Sohn mit Isabella verlobt würde; aber Zumala-Carreguy wollte die Waffen nicht niederlegen und die Constitutionellen zeigten sich einer solchen Ausgleichung ihrer Sache nicht minder abgeneigt. Der Sturz der Tories in England und die Einsetzung eines Whigministeriums schien der Sache des liberalen Spaniens eine neue, günstige Wendung zu geben. Das englische Ministerium gestattete Werbungen für die Christinos und am 1. Juli 1834 trat eine englische Legion, 8500 Mann stark, unter dem tapfern Lacy Evans (s. d.) in ihre Reihen. Frankreich trat seine Fremdenlegion, 5000 Mann stark, der Regentin ab, und endlich erschien auch ein 6000 Mann starkes portugiesisches Hülfscorps auf dem Kriegsschauplatze, das aber keinen bedeutenden Antheil am Kampfe nahm. Auch die beiden Fremdenlegionen leisteten nicht das, was man von ihnen erwartet hatte und konnten es auch um so weniger leisten, da die Regierung sie vernachlässigte und die Abneigung der Spanier gegen alles Ausländische sie an freier Entwickelung hinderte. Im April 1835 trat der bisherige Kriegsminister Valdes als Oberbefehlshaber mit ausgedehnten Vollmachten an die Spitze des Heeres und verkündigte aus seinem Hauptquartier Vittoria die glänzendsten Siege. Statt dessen ward er im Thale der Amescoas von Zumala-Carreguy in dreitägigem mörderischen Gefechte geschlagen. Gleiches Schicksal erfuhren am 1. Mai 4500 Christinos unter Iriarte bei Guernica. Valdes sammelte seine zerstreuten Truppen in Logroño wieder, während die Carlisten das Bastanthal eroberten und sich nach und nach zum Meister von Estella, Vitalba, Tafalla und Villafranca machten. Bei der Belagerung von Bilbao ward Zumala-Carreguy am 16. Juni tödtlich verwundet; auch sein Nachfolger Eraso ward verwundet und durch den alten Moreño ersetzt. Erst die vereinten Anstrengungen der Generale Lahora, Latre und Espartero nöthigten die Carlisten zur Aufhebung der Belagerung. An Valdes Stelle trat General Cordova (s. d.), der Anfangs ziemlich glücklich Vittoria entsetzte und die Carlisten ins Gebirge zurückwarf. In der zweiten Hälfte des Jahres verließ ihn das Glück wieder. Die carlistischen Banden in Catalonien wuchsen bis auf 10,000 Mann an und spielten den Meister, bis der noch nicht hergestellte Mina zum Generalcapitän der Provinz ernannt ward, dem es gelang, sie mehr im Zaume zu halten.

In Madrid, wie in den Hauptstädten der Provinzen, gewann die Constitution von 1812 immer zahlreichere Anhänger. Am 17. Januar 1835 empörte sich zu Madrid das zweite aragonesische Provinzialregiment und schoß den Generalcapitän Canterac, der die Aufrührer mit harten Worten zurückwies, nieder. Selbst Llauder mußte sich mit den Garden zurückziehen. Da auch die städtische Miliz der Empörung geneigt schien, mußte sich die Regierung auf eine Capitulation einlassen und wie im Triumph durchzog das meuterische Regiment, unter der Führung eines Lieutenants Cardero die Straßen von Madrid, um

sich nach Navarra zu begeben. Das Ministerium Toreno suchte durch größere Preßfreiheit, durch Aufhebung aller Mönchsorden, durch Errichtung von Provinzialjunten zur Leitung der allgemeinen Bewaffnung sich größere Popularität zu erwerben, doch das Estatuto Real blieb verhaßt. In Saragossa brach ein furchtbarer Aufstand aus; in Barcelona zertrümmerte der Pöbel das Standbild Ferdinand's VII., steckte die größten Fabriken in Brand, ermordete den General Bassa und schleifte den Leichnam durch die Straßen der Stadt. Aehnliches geschah in Reus und Valencia, wo Blas Ozolaga, früher Beichtvater Ferdinand's VII. und Wiederhersteller der Inquisition, erschossen ward. Aller Orten wurden Provinzialjunten errichtet und selbst in Madrid zeigte sich der Geist des Aufruhrs. Vergeblich forderte Toreno und der Kriegsminister Ahumada (s. d.) zu strengen Maßregeln, besonders gegen die geheimen Gesellschaften auf. Bei der Vorbereitung zu einem Stiergefecht zogen drei Bataillone Milicianos, unter dem Gesang der Riego-Hymne, auf die Plaza Mayor und ließen den Ruf: „Freiheit! Constitution! Zu den Waffen!“ erschallen. Andere Bataillone und Schwadronen zogen heran und das Volk und die Miliz errichteten Barrikaden. Die Linientruppen standen beobachtend auf dem Prado. Endlich erschien Quesada als Bauer verkleidet in den Casernen der Miliz und auf seinen Rath ließ sich diese in Unterhandlungen mit der Königin ein. Jetzt brach Zwiespalt zwischen den Milicianos und ihren Führern aus; Toreno ließ die Garde anrücken und die Bürgergarde, der es an Munition gebrach, streckte die Waffen, mit Ausnahme des zweiten Bataillons, das im Franciskanerkloster noch eine Belagerung aushielt. Madrid ward in Belagerungszustand erklärt, eine Menge Verhaftungen erfolgten, selbst der alte Herzog von Abrantes, Estrata, Arguelles, Palafox, Calatrava, las Navas u. A. wurden verhaftet, und man wollte mit strengen Maßregeln beginnen; doch Viele der Verhafteten entkamen und begaben sich in ihre Provinzen. Toreno zog Truppen in die Hauptstadt, gab der Stadtmiliz eine neue Organisation und die Regentin erließ am 3. Septbr. 1835 ein Manifest, das die Provinzialjunten auflöste, ihre Beschlüsse für nichtig, ihren Widerstand für Aufruhr erklärte. Aber die Verordnungen der Regierung fanden keinen Gehorsam. Schon früher hatten die Junten in Barcelona, Saragossa, Granada, Cadix, Sevilla 2c. die Entfernung des Ministeriums und die Berufung einer constituirenden Versammlung gefordert. Jetzt bildeten sich in Estremadura, Galicien, Alt- und Neucastilien neue Junten. In einzelnen Provinzen griff man zu den Waffen. Der aus Madrid entflohene Graf las Navas zog mit 3000 Mann aus Andalusien gegen die Hauptstadt, die Regimenter Cordova und Königin schlossen sich ihm an. Aus Estremadura zog drohend eine andere Abtheilung heran. Die Königin dachte schon an die Flucht, als der von einer Sendung nach Portugal zurückgekehrte Mendizabal der Regentin Hülfe versprach. Toreno legte das Ministerium nieder und Mendizabal trat mit einem neugebildeten Ministerium an seine Stelle. Er gab fast unbeschränkte Preßfreiheit, stellte alle Milizen unter Ein Generalcommando und berief die Cortes zur Berathung eines neuen Wahlgesetzes, das eine von Calatrava präsidirte Junta entwerfen sollte. Mehrere Provinzialjunten lösten sich jetzt auf, die andern verhielten sich ruhig und nur in Cadix und Sevilla kam es zu einigen bald unterdrückten Unruhen. Besonders aber machte sich Mendizabal beliebt durch die Ehrenrestitution Riego's. Das Decret vom 24. Octbr. 1835, das alle unverheirathete und kinderlose Spanier von 18—40 Jahren zum Waffendienst berief, von dem man sich aber durch 4000 Realen loskaufen konnte, brachte wieder einige Begeisterung hervor. Die Nation begann neue Hoffnung zu fassen, der bald wieder eben so große Abspannung folgte. In den am 16 Novbr. 1835 eröffneten Cortes machte sich eine doppelte Opposition geltend, die der Exaltados unter las Navas und die der Moderados unter Martinez und Toreno, die zwar unter sich uneins, doch gegen Mendizabal den gleichen Haß nährten. Dieser erklärte in den Cortes, zur Hebung der Finanzen keiner neuen Auflagen zu bedürfen, verlangte aber die Ermächtigung, sich zur möglichst schnellen Beendigung des Bürgerkrieges alle erforderlichen Hülfsquellen und Mittel verschaffen zu dürfen. Die Cortes ertheilten ihm dieses Vertrauensvotum, nachdem er, auf Toreno's Verlangen, die Unantastbarkeit des

Privateigenthums versprochen hatte. Da die Opposition der Moderados dem Ministerium immer offener entgegentrat, so gab Mendizabal seine Entlassung ein, die aber die Regentin nicht annahm, sondern sich eher entschloß, die Cortes aufzulösen. Das geschah am 26. Januar 1836 und zugleich wurde die Wahl der neuen Versammlung nach dem alten Wahlgesetze angeordnet, da das neue, trotz langwieriger Verhandlungen, noch nicht zu Stande gekommen war. In dieser Zeit, vor und nach diesen Ständeversammlungen machte sich die Stimmung des Volks, besonders in den größern Städten, gegen den Klerus und die Mönche auf besondere Weise bemerklich. In Madrid waren in den Fasten sämmtliche Theater offen, und die Regierung, die aus dem Gelingen dieses Versuches sah, was sie wagen könne, schritt weiter auf dem betretenen Pfade. Sie verordnete, daß kein Geistlicher künftig angestellt werden solle, der nicht von der Civilbehörde, nach strenger Prüfung, ein Zeugniß seines Patriotismus beibringen könne. Zugleich setzte sie zu dieser Absicht eine Reinigungscommission für den regulären Klerus nieder, die sehr scharf verfuhr. Ein Decret vom 12. Octbr. 1835 hob den privilegirten Gerichtsstand der Geistlichen in peinlichen Sachen auf, und ein anderes vom 25. Juli hatte die Einziehung aller Klöster verfügt, die weniger als 12 ordinirte Mitglieder zählten. In Spanien gab es noch 1940 Klöster, darunter 10 geistliche Häuser der Jesuiten, und 31,000 Priester, Novizen und Laienbrüder. Der Finanzminister verlangte nun die Einziehung von 900 geistlichen Ordenshäusern, um ihre Einkünfte zur Tilgung der öffentlichen Schuld zu verwenden. Er fand wenig Widerstand; die Procuradorenkammer brachte selbst die Aufhebung aller Mönchsorden zur Sprache. Während die Cortes darüber berathschlagten, brachte der Pöbel die Maßregel in seiner Weise zur Ausführung. In Saragossa wurden zwei Klöster erstürmt und 12 Mönche niedergemetzelt. Aehnliches geschah in Barcelona, Reus, Valencia, Cadix, Madrid und fast in allen Provinzen und schon um die Mitte des Septbr. 1835 waren 500 Mönche aus Aragonien und Castilien nach Frankreich geflüchtet.

Von dem Kriege im Norden lauteten die Berichte nicht tröstlich für die Christinos. Nach englischen Toryberichten zählte das carlistische Heer zu Anfang des Jahres 1836 bereits 18,000 Mann Infanterie, 800 Reiter und 52 Kanonen. In jeder Provinz war eine Reserve von 3500 Mann errichtet, die aus Freiwilligen bestand und nur zum Schutz der Provinz verwendet wurde, heute unter den Waffen, morgen hinter dem Pfluge waren. Sie besaßen einige Kanonen- und Kugelgießereien, 5 Pulvermühlen und bei Passages ein großes Pulver- und Kugelmagazin. Auch die Christinos hatten sich verstärkt, wenn auch die beschlossene Aushebung von 100,000 Mann nur noch auf dem Papier bestand. Doch da sie ihre Streitkräfte sehr zersplittern mußten, indem die eine Hälfte des Heeres fortwährend von den carlistischen Banden in Catalonien, Niederaragonien, im nördlichen Valencia, in der Mancha, in Altcastilien, Asturien und Galicien beschäftigt waren und nur die andere Hälfte im Kampfe gegen die regelmäßigen Truppen des Prätendenten verwendet werden konnten, so geschah nichts Großes und Bedeutendes. Im Ganzen blieb der Vortheil auf Seiten der Carlisten. Im April 1836 nahmen sie Lequeito, das Cordova für unhaltbar erklärt hatte und schickten sich darauf zur Belagerung von San Sebastian an. Vergebens stürmten Lacy-Evans, unterstützt von einigen englischen Dampfbooten, das Lager der Feinde. Er verlor dabei 2000 Mann und konnte nach wiederholten Anstrengungen die Carlisten kaum eine Stunde weit von San Sebastian zurückdrängen. Cordova, den man eines Einverständnisses mit dem Feinde beschuldigte, zeigte nur geringe Thätigkeit. Von Pampeluna wollte er in das Bastanthal eindringen, wurde aber vom Feinde überflügelt und mußte sich eiligst zurückziehen. Der carlistische General Gomez durchbrach mit 5000 Mann die Blokadelinie der Christinos. Vergebens wurde er von Espartero und Manso verfolgt. Er drang durch Asturien nach Leon und über Sepulveda und Guadalaxara selbst bis in die Nähe der Hauptstadt vor; und erschien bald als Sieger, bald besiegt, in Valencia, in der Mancha, in Andalusien und Jaen. Andere carlistische Streifcorps ahmten sein Beispiel nach, z. B. der Brigadier Sanz, und verbreiteten Schrecken durch

ganz Südspanien. Zwischen Priego und Alcandete wurde zwar Gomez am 12. Octbr. 1836 von Alaix geschlagen, machte sich aber demungeachtet zum Meister von Almaden, suchte sich dann mit Sanz zu vereinigen; warf sich, daran verhindert, noch einmal in das südliche Andalusien und entkam, obgleich von allen Seiten umstellt, glücklich über den Guadalquivir und Tajo. Am 17. Decbr. überschritt er auf der unbewachten Brücke von Horodada den Ebro und kehrte mit reicher Beute beladen in die nördlichen Provinzen zurück. Wie Sanz, der schon vor ihm im Hauptquartier des Prätendenten eingetroffen war, ward er, zum Lohne seiner Kühnheit, entsetzt, ins Gefängniß geworfen und vor ein Kriegsgericht gestellt. An seine Stelle trat ein anderer glücklicher Parteiführer, der verwegene Cabrera (s. d.), und durchzog verwüstend und plündernd einen großen Theil Mittelspaniens. Auf dem Hauptschauplatz des Krieges trat an die Stelle Cordova's abermals Rodil, der zu gleicher Zeit Kriegsminister war. Doch bald erweckte er den Unwillen des Heeres und des Ministeriums, ward entlassen und als er den Gehorsam verweigerte, von seinen Offizieren zur Unterwerfung gezwungen und in Badajoz vor ein Kriegsgericht gestellt. An seine Stelle trat Espartero als Oberbefehlshaber ein. Die Carlisten hatten eben ihre Hauptmacht zur Eroberung Bilbaos vereinigt, nachdem der Versuch, es durch Ueberfall zu nehmen, am 27. Octbr. mißlungen war. Als die hartbedrängte Stadt durch Signale kundgegeben hatte, daß sie sich nicht 24 Stunden mehr halten könne, eilte Espartero herbei und griff am Christabend 1836 das Lager der Carlisten an. Nach einem hartnäckigen Kampfe wurden die Gegner überwunden und am 26. Decbr. zogen die Christinos siegreich in das ausgehungerte Bilbao ein. Die Nachricht von diesem glücklichen Treffen erfüllte Madrid mit ungeheurer Freude. Die Cortes votirten dem Heere den Dank der Nation und militärische Belohnungen in Masse, den Bürgern von Bilbao, den Wittwen und Waisen der Gefallenen Unterstützung und Pensionen. Espartero wurde zum Grafen von Luchana ernannt; es war der erste Schritt zu seiner glänzenden Laufbahn und der Stern der Carlisten war sichtbar im Sinken.

Die Gährung in der größern Masse der Nation dauerte fort und erzeugte von Zeit zu Zeit blutige Aufstände, denn von den Verheißungen Mendizabal's war wenig oder nichts in Erfüllung gegangen. Die neugewählten Cortes traten am 22. März 1836 zusammen. Eine heftige Opposition empfing den Minister hier, er gerieth in persönlichen Zwiespalt mit Isturiz, dem Präsidenten der Procuradorenkammer, und als auch seine Stellung bei Hofe durch eine ihm feindlich gesinnte Partei unhaltbar gemacht wurde, gab Mendizabal am 1. Mai 1836 seine Entlassung ein. Isturiz (s. d.) ward mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, fand aber in der Kammer und am Hofe nicht weniger Widerstand. Die Exaltados wollten eine Regentschaft ernennen und die Regentin über ihr Verhältniß zu Muñoz zur Rede stellen. Um solchen Auftritten zu entgehen, wurden die Cortes am 22. Mai 1836 aufgelöst. Doch verwirrte sich der politische Knoten immer mehr, und ehe noch die neuen Cortes zusammentraten, was am 20. August 1836 geschehen sollte, war das Estatuto real gestürzt. Die neuen Wahlen hatten neue Unruhen erzeugt. In Barcelona, Valencia und Saragossa griff das Volk zu den Waffen und errichtete Barricaden. An seine Spitze stellte sich sogar der Generalcapitän San-Miguel und erklärte, nur die Verfassung von 1812 könne Spanien retten. Bald dehnte sich die Bewegung über das ganze Reich aus und in den vornehmsten Städten bildeten sich abermals Juntas, welche als Bedingung ihres Gehorsams die Einberufung constituirender Cortes und die Absetzung des Ministeriums verlangten. Dieses glaubte durch strenge Maßregeln die Ruhe wiederherzustellen und verlangte von der zu La Granja sich aufhaltenden Regentin Vollmachten, um Commissarien in die Provinzen zu schicken, und 15—20,000 Mann in Madrid zu versammeln. Da brach am Abend des 3. August 1836 ein Aufruhr aus; die Nationalgarde trat zusammen und unter dem Rufe: „Constitution! Freiheit! Tod den Tyrannen!“ füllten sich die Straßen mit Menschen. Kräftige Maßregeln der Regierung unterdrückten noch in der Nacht die Bewegung, die keinen Führer und keinen Zusammenhang hatte; Madrid ward in Belagerungszustand erklärt, die Natio-

nalgarde entwaffnet und aufgelöst. Doch damit war die Erbitterung nicht gestillt. Die Unterdrückung der Oppositionsblätter und immer neue Nachrichten von der Annahme der Constitution aus dem Norden steigerten die Aufregung. Ein Regiment der Nationalmiliz ward gewonnen. Dieses zog in der Nacht vom 12. zum 13. August 1836, unter der Führung des Sergeanten Garcia nach La Granja; dort schloß sich ihm der größte Theil des daselbst stehenden vierten Garderegiments an und die empörten Soldaten drohten Kanonen gegen den königl. Palast zu richten und Alles niederzumachen, wenn die Regentin die Constitution nicht annähme. Die Königin fügte sich dem Zwange, erlaubte einer Deputation von zwölf Mann den Zutritt zu ihr und bevollmächtigte nach einigen Unterhandlungen schriftlich den General San-Romano, die Truppen auf die Constitution zu vereiden. Währenddem war Madrid in der furchtbarsten Spannung, der Ministerrath war am folgenden Tage permanent, sämmtliche Truppen unter den Waffen. Quesada ritt an der Spitze der Kürassiere durch die Straßen, ward aber mit dem Rufe: „Tod dem Quesada!" und einzelnen Schüssen empfangen. Endlich verkündete am 15. August die Hofzeitung die Constitution von 1812 und ernannte Calatrava (s. d.) zum Präsidenten des neuen Ministeriums. Das war die Losung zum Ausbruch furchtbarer Gewaltthätigkeiten. Isturiz und seine Collegen flüchteten; Quesada wollte dasselbe thun, wurde aber zu Hortaleza erkannt und ermordet, Muñoz mußte sich versteckt halten; am 17. August aber hielt die Regentin, begleitet von einem Milizregiment, ihren Einzug in Madrid durch die dichten Massen des schweigenden Volks, das sich mit grünen Bändern, der Farbe der Constitution, geschmückt hatte. Die Proceres und die obersten Gerichtsbehörden und Staatsbeamten wollten sich der neuen Ordnung der Dinge widersetzen; ein großer Theil aber, sowie die meisten Generalcapitäne und Generale, nahmen das Unvermeidliche an. In einer Proclamation vom 22. August 1836 erklärte die Regentin noch einmal ihre Zustimmung zur Constitution von 1812. Oesterreich, Preußen und Rußland, sowie Sardinien und Neapel riefen aber ihre Geschäftsträger ab; England äußerte seine Mißbilligung über das Geschehene und Frankreich löste die an der spanischen Grenze versammelten Truppen, die man zu einer Intervention bestimmt meinte, auf. Die nächste Folge der Ereignisse von La Granja war eine heillose Zuchtlosigkeit, die sich in der Armee kund gab. Die Generale geriethen in Zwiespalt unter einander, die Soldaten wollten den Offizieren nicht mehr gehorchen und verjagten oder ermordeten sie. Nirgends war Ordnung; das ganze Land schien sich einer allgemeinen Auflösung zu nähern. Die Finanznoth stieg auf einen furchtbaren Grad. Man mußte wieder zur Veräußerung der Klostergüter, sogar der Klosterglocken, sowie zu einer gezwungenen Anleihe schreiten, und nur bei der Organisation der Bürgergarden und bei den Maßregeln zur Verstärkung des Operationsheeres zeigte sich größere Thätigkeit und eine Art von vorübergehender Begeisterung. Eine Commission bearbeitete nach der Verfassung von 1812 einen Verfassungsentwurf, der den am 24. Octbr. 1836 zusammentretenden constituirenden Cortes vorgelegt werden sollte. Er wich wesentlich von der Verfassung von 1812 ab. Nach und nach trat eine größere Ruhe und eine strengere Ordnung ein. Die Empörung des vierten Garderegiments wurde streng unterdrückt und mit theilweiser Decimation bestraft und in Folge der Empörung das Ministerium am 28. Decbr. 1836 mit außerordentlichen Vollmachten bekleidet.

Auf dem Kriegsschauplatze brachte das neue Jahr eine wesentlich veränderte Stellung der Parteien hervor. Der Infant Don Sebastian übernahm im carlistischen Lager den Oberbefehl, der Bischof von Leon die Leitung der Ministerien. Dem Geldmangel abzuhelfen, wurden selbst die Glocken der Städte und Dörfer ausgemünzt und zur Vervollständigung der Truppen die Rekrutirung mit äußerster Strenge betrieben. Die Christinos trafen zu Anfang 1837 Vorbereitungen zu einer gemeinsamen concentrischen Bewegung gegen die Stellung der Carlisten und am 10. März 1837 brach Lacy Evans mit 13,000 Mann gegen Hernani auf. Nicht unterstützt von den andern Heerführern der Christinos, ward er nach einigen glücklichen Gefechten mit großem Verlust nach San Sebastian zurückgeworfen. Espartero nahm mit einer größeren Heeresmacht den mißlungenen Versuch

wieder auf, fand aber die Verschanzungen der Carlisten verlassen, dagegen traf an demselben Tage (14. Mai) Don Sebastian mit 16,000 Mann Infanterie und 1200 Reitern in Tolosa ein, wo sich Don Carlos selbst an die Spitze des Heeres stellte und in einer Proclamation dem Heere den Marsch nach Madrid und den Einzug daselbst in vier Wochen ankündigte. Da in der nächsten Richtung dahin starke christinische Corps aufgestellt waren, auch der Prätendent die Carlisten in Catalonien, namentlich Cabrera, an sich zu ziehen wünschte, zog Don Carlos am linken Ufer des Ebro hinab, schlug am 24. Mai 1837 bei Huesca den christinischen General Irribarren, der dabei tödtlich verwundet wurde, wies mehrere andere Angriffe der Christinos siegreich zurück und überschritt am 30. Juni bei Mora glücklich den Ebro. Von hier zog Don Carlos erst gegen Valencia, wurde aber bei Chiva besiegt und mußte sich nach Cantavieja zurückziehen. Während Espartero ihm dahin folgte, passirten 9 Bataillone und 4 Schwadronen Carlisten unter Zariategui bei Miranda den Ebro und da diesen Guergue mit einer dritten Expedition folgte, so streiften die Feinde bald bis an die nur schwach besetzte Hauptstadt. Zu ihrer Rettung eilte Espartero herbei, kam am 12. August daselbst an und wurde vom Volke jubelnd empfangen. Inzwischen wurde Segovia, das Zariategui am 6. August genommen hatte, wieder von den Carlisten geräumt, ohne daß Espartero eine Bewegung zu ihrer Verfolgung machte. Er arbeitete am Sturz des Ministeriums Calatrava-Mendizabal und die Regentin willigte mit Freuden in die Entlassung des ihr tief verhaßten Cabinets.

Sie wünschte, Espartero selbst solle das Präsidium übernehmen, doch dieser schlug den Antrag klüglich aus und so trat mit Bardaji y Azara (s. d.) ein sehr moderatistisches Ministerium ein, das sich der französischen Politik hinneigte und von England mit Mißtrauen betrachtet wurde. Auch in den Cortes hatte es mit einer heftigen Opposition zu kämpfen, die in Arguelles ihren Führer und ihren Mittelpunkt fand. In den Clubs berathschlagte man über neue Massenaufstände, über Absetzung der Regentin und Verbannung oder Tod der verrätherischen Staatsmänner und Befehlshaber. Espartero selbst schien den Ungehorsam beim Heere zu sanctioniren, indem er 60 Gardeoffiziere, die sich geweigert hatten, vor der Veränderung des Ministeriums zu marschiren, ohne Schwierigkeit wieder zu Gnaden annahm. Solche Vorgänge waren kein Damm gegen die Zügellosigkeit des Heeres und es war nicht zu verwundern, wenn bei mehreren Corps Meutereien ausbrachen. So fiel der General Escalera, der die Einnahme von Segovia nicht verhindert hatte, am 17. August 1837 mit mehreren Offizieren seines Generalstabes unter den Bajonetstichen und Säbelhieben der meuterischen Soldaten. Am 18. März war in Vitoria der Gouverneur Gonzalez und viele achtbare Männer niedergemetzelt worden; in Pampeluna wurde der alte Sarsfield nebst dem Chef seines Generalstabes Mendivil ermordet; und Bueren, der dasselbe Schicksal fürchtete, ließ sich in den Gebirgen von Valencia von dem Kriegsrath seiner Offiziere zu einem Angriff auf die überlegenen Carlisten bewegen und wurde am 24. August 1837 in dem unglücklichen Treffen bei Herrera gänzlich geschlagen. Erst am 28. August 1837 brach Espartero zur Verfolgung des Prätendenten wieder auf, der von Süden her sich Madrid wieder näherte. Vor ihm streifte Cabrera mit 4000 Mann bis an die Thore der geängsteten Hauptstadt, wo der Graf von Luchana am 13. Septbr. zum zweiten Male als Befreier erschien. Unterdessen hatte Zariategui am 18. Septbr. die Stadt Valladolid besetzt, sich aber bei Annäherung des christinischen Generals Carondelet in die Gebirge von Soria geworfen, wohin auch Don Carlos sich zog, während Cabrera Niederaragonien gewinnen sollte. Statt dessen wurde dieser Letztere am 22. von Oraa bei Salcedon geschlagen und seine Division zerstreut; nur mit 2000 abgematteten und größtentheils erkrankten Soldaten erreichte er Cantavieja. Espartero folgte Don Carlos über den Duero und schlug ihn am 30. Septbr. 1837 bei Recuerta. Die Folge der Niederlage waren Zwistigkeiten in dem carlistischen Lager. Die Castilianer wollten sich zwischen Duero und Ebro behaupten, das Landvolk bewaffnen und abermals nach Madrid ziehen; die Navarresen verlangten in ihre Heimath zurück. Der Rückzug ward beschlossen. Am 20. Octbr. 1837 passirten Zariategui und Don Carlos bei Ra-

venza und Cilla verlata den Ebro und erreichten, mit reicher Beute beladen, die alten Cantonnirungen. Espartero beeilte sich nicht, ihnen zu folgen. Nachdem er durch Ungehorsam seinen Zweck erreicht hatte, suchte er durch Herstellung der Disciplin seinem Heere eine bessere Haltung zu geben und hielt blutiges Gericht über die meuterischen Regimenter. Von dem Regiment von Segovia wurden 60 zum Tode und 36 zu den Galeeren verurtheilt; in Pampeluna der tapfere Oberst L. Iriarte, sein Secretär, seine beiden Bataillonschefs, mehrere Feldwebel und Soldaten erschossen; nur jene 60 Gardeoffiziere, deren Ungehorsam ihm das Ministerium Calatrava stürzen half, gingen frei aus. Inzwischen hatte Cabrera wieder 10,000 Mann gesammelt, mit denen er fortwährend die ganze Armee des Centrums im Schach hielt. Don Carlos wollte nicht zugeben, daß sein Zug gegen Süden unglücklich gewesen sei und erklärte, er sei nur zurückgekehrt, um Verräther zu züchtigen, und verlangte von den drei Junten immer neue Unterstützungen zur Führung des Krieges. Doch die drei Provinzen wollten von einem Kriege außerhalb ihrer Grenze nichts wissen und machten dem König bittere Vorwürfe über einen Zug, dessen Nachtheile die errungenen Vortheile weit überwögen; denn Vittoria, Portugalete und Bilbao seien während seiner Abwesenheit uneinnehmbar geworden und die Linie von Hernani und Guetaria rettungslos verloren. Don Carlos löste die Junten auf und ersetzte sie durch Männer seiner Wahl, und fast sämmtliche Heerführer wurden entsetzt und theils verbannt, theils verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Den Oberbefehl erhielt Guergue, ein gänzlich unfähiger, mit den schmutzigsten Lastern befleckter Mensch. Die Folgen einer so unklugen Politik zeigten sich bald. Die Subsidien aus dem Auslande und große Anstrengungen in den Provinzen brachten zwar neue Bataillons zusammen, der verunglückte Zug gegen Madrid aber und die Theilnahmlosigkeit des Volkes in den südlichen Provinzen gegen den Prätendenten erkältete auch den Enthusiasmus der Basken.

Das Ministerium Calatrava hatte nicht blos die Opposition der Moderados zu bekämpfen; auch eine anarchische Partei stand ihm gegenüber. Vergeblich verbannte es an einem Tage 90 Personen aus Madrid, die Kunde von dem siegreichen Vordringen der Carlisten bewirkte in Catalonien einen republikanischen Aufruhr. In Reus vertrieb man die königl. Behörden, erklärte die Regentin als eine Verrätherin, hob die Verfassung von 1812 auf und verkündigte die Republik. In Tarragona und selbst in Barcelona folgte man diesem Beispiele und nur mit Hülfe englischer Marinetruppen wurde in der letztern Stadt in Abwesenheit des Generalgouverneurs van der Meer, der gegen die Carlisten ausgerückt war, der Aufstand unterdrückt, und nach der Rückkehr des Generalgouverneurs mit willkürlicher Härte und erbitternder Strenge bestraft. Eine gleiche anarchische Bewegung brach in derselben Zeit in Saragossa aus. In den Cortes wurde besonders Mendizabal heftig angegriffen. Man nöthigte ihn zu gestehen, daß er sich in seinen finanziellen Erwartungen getäuscht und warf ihm offen vor, daß er, ohne der Noth des Staats zu steuern, durch schmutzige Speculationen sich selbst bereichert habe. Doch da die Cortes das Ministerium nicht stürzen wollten, nahmen sie die frühere Forderung einer Rechenschaft über die Benutzung des Vertrauensvotums wieder zurück. Daneben wurden manche Gesetze gegeben, die oft tief in den gewohnten socialen Zustand eingriffen. Alle Steuern von Grund und Boden und Anfangs selbst alle Zehnten wurden aufgehoben, doch ließ man später den halben Zehnten noch fortbestehen, da die Staatskasse dessen bedürftig sei. Inzwischen war das Verfassungswerk zu Ende gediehen und am 18. Juni 1837 wurde die neue Constitution der spanischen Monarchie bekannt gemacht und zwar als Ausfluß der Souveränetät der Nation. Die Hauptbestimmungen waren: Preßfreiheit und Geschwornengerichte über Preßvergehen; allgemeines Petitionsrecht; ein und dasselbe Gesetz für die ganze Monarchie und Gleichheit vor Gericht für alle Spanier; gleiche Berechtigung in Beziehung auf öffentliche Aemter; Unterhaltung des Cultus und der Diener der katholischen Religion. Die gesetzgebende Gewalt ist gleichgetheilt zwischen dem König und den Cortes; beiden steht ein absolutes Veto zu. Ein besonderes Wahlgesetz ordnete die Wahl der Cortes. Jeder Spanier, der 200 Realen directe Steuern zahlt oder ein entsprechendes Einkommen nach-

weisen kann, ist Wähler. Auf je 50,000 Einwohner kommt ein Abgeordneter, der für drei Jahre erwählt wird. Die Senatoren müssen ein Einkommen von 50,000 Realen nachweisen; ihre Zahl beträgt $^3/_5$ der Zahl der Deputirten; der König erwählt sie aus einer von den Wählern aufgestellten dreifachen Liste; bei jeder Integralerneuerung der Deputirten tritt ein Drittheil der Senatoren aus. Die übrigen Bestimmungen jener Charte stimmen im Wesentlichen mit den Bestimmungen in den andern repräsentativen Monarchien Europas, besonders mit der französischen Charte von 1830 überein. Auflagen und stehendes Heer hängen von der Zustimmung der Cortes ab. Das gerichtliche Verfahren ist öffentlich. In jeder Provinz wird eine Provinzialdeputation, für jede Gemeinde ein Municipalrath (Ayuntamiento) durch freie Wahl ernannt. Für die überseeischen Provinzen wurde eine besondere Gesetzgebung versprochen. Nach Bekanntmachung dieser Verfassung beschäftigten sich die Cortes vorzugsweise mit kirchenrechtlichen Fragen, namentlich in der Absicht, die spanische Kirche ganz unabhängig von der päpstlichen Gewalt zu machen und dem Staat das Eigenthum über das kirchliche Vermögen zu verschaffen. Als Bardaji mit seinem moderatistischen Ministerium an die Stelle Calatrava's trat, mußte er theils einige Aenderungen im Sinne der Exaltados in seinem Ministerium einführen, theils die Kammer auflösen. Die neuen Wahlen und die am 19. Novbr. 1837 eröffneten neuen Cortes fielen meistentheils im Sinne der Moderados aus, weil man gesehen hatte, daß die Exaltados der Verwirrung im Staate nicht steuern konnten und unter ihrer Herrschaft die französische Intervention, ohne welche man den Bürgerkrieg nicht beendigen zu können glaubte, nicht zu erlangen war. Die Thronrede der Regentin verkündete den mit Mexico abgeschlossenen Vertrag, in welchem die Unabhängigkeit dieses Landes anerkannt war, verhieß neue Gesetze, schilderte aber auch zugleich den traurigen Zustand der Finanzen. In der Antwortsadresse sollte auf den Antrag von Martinez de la Rosa und seinen Anhängern von der Nothwendigkeit einer französischen Cooperation gesprochen werden, was aber die Opposition, unter Olozaga's Führung, heftig bekämpfte. Doch ehe dieser Streit beendigt war, trat ein völlig moderatistisches Ministerium an die Stelle des von Bardaji gebildeten. Ofalia (s. d.) war sein Präsident. Die politischen Clubs waren immer noch thätig und in Cadix, Malaga und Barcelona brachen von Zeit zu Zeit anarchische Bewegungen aus.

In dem neuen Jahre schickte Don Carlos von Neuem zwei Expeditionen über den Ebro, von denen die eine unter Don Basilio Garcia bis in das südlichste Spanien streifte, ohne andern Erfolg, als daß er eine Reihe christinischer Heerführer und Corps außer Athem setzte. Der zweiten Expedition unter Negri ging es schlimmer. Ein glückliches Gefecht gegen Latre bahnte ihm den Weg zu den Gebirgen von Soria; statt dessen wandte er sich gegen Segovia, das er am 6. April 1838 besetzte, aber wieder räumte, da er das Fort nicht nehmen konnte. Vom Feind verfolgt zog er an die Grenze von Asturien, überschritt den Ebro wieder und traf am 26. April im Dörfchen Piedrahita bei Fresno de Rodillo mit Espartero zusammen. Seine ermüdeten Truppen wurden ohne Mühe auseinandergesprengt und seine ganze Artillerie und 2000 Gefangene, die meist bei den Christinos Dienste nahmen, fielen in die Hände des Siegers, der dafür zum Generalcapitän der spanischen Armee ernannt wurde. So war ein carlistischer Bandenführer vernichtet, ein anderer, der General Urbistondo, legte eigenmächtig das Commando nieder, da er bei seinen unfügsamen Banden keinen Gehorsam fand; nur Cabrera machte große Fortschritte. Nach zweimonatlicher Belagerung nahm er die Festung Morella, den Schlüssel zu Aragonien, Catalonien und Valencia, ohne daß Oraa einen Versuch zum Entsatz gemacht hätte, Benicarlo fiel in seine Hände, Gandesa zerstörte er, nahm am 21. April 1838 Santa Barbara de Calanda; nur Luzena und Alcaniz widerstanden ihm. Erst in der Mitte Juli rückte die mit großer Anstrengung verstärkte Armee des christinischen Centrums unter Oraa zur Wiedereroberung von Morella herbei; aber alle ihre Anstrengungen scheiterten an der verzweifelten Gegenwehr der Belagerten und an der rechtzeitigen Hülfe, die ihnen Cabrera brachte. Am 18. August hob Oraa die Belagerung auf und zog sich mit einem Verlust

von 200 Todten und 2000 Gefangenen und Verwundeten nach Monvoyo zurück. Cabrera wurde dafür von Don Carlos zum Grafen von Morella ernannt, und setzte jetzt mit immer kühnerer Beharrlichkeit seine Streifzüge fort. Um so lauer wurde der Krieg in Navarra und im Baskenland geführt. Nach unbedeutenden Hin- und Herzügen erfocht Espartero am 22. Juni 1838 über Guergue einen entscheidenden Sieg und nahm nach hartnäckigem Gefechte die Stadt Peñacerrada, worauf er am 9. August mit der Hauptarmee über den Ebro zurückging. Auf der Seite der Carlisten wurde Portugalete vergeblich berannt und am 19. Septbr. zwischen Pampeluna und Puente la Reina, sowie am 16. Septbr. 1838 Espartero bei Poblacion de la Aldea theilweise geschlagen. Schon zeigte sich der beginnende Ueberdruß am Kriege, wenn man auch nicht zugeben kann, daß das Unternehmen des Basken Muñagorri, eines begüterten Industriellen, der im Frühjahr 1838 seine Arbeiter versammelte und den Ruf: „Friede und Fueros!" hören ließ, etwas Anderes gewesen sei, als vor der Hand die Stimme eines Einzelnen. Er wurde aus dem Baskenlande verdrängt, sammelte auf französischem Gebiete eine Schaar Ueberläufer und wollte sich mit den Christinos vereinigen. Espartero ließ ihn aber zurückweisen, und da sich Muñagorri an der Bidassoa verschanzte und es seinen Leuten an Unterhalt gebrach, liefen sie zu Anfang 1839 auseinander. Die Unzufriedenheit im carlistischen Hof- und Heereslager machte sich auf andere Weise Luft. In Estella verlangte das fünfte navarresische Bataillon, die Leibwache des Prätendenten, am 11. Mai 1838 mit meuterischem Geschrei ihren Sold und die Abhülfe der drückendsten Uebelstände. Vier andere Bataillone nahmen Theil an dem Aufstande, der zwar von Don Carlos gedämpft wurde, aber unterdessen wurde der Sitz der Provinzialdeputation geplündert; sie löste sich auf und D. J. Echeverria regierte unumschränkt in Navarra. Neue Empörungen brachen aus; der General Cabañas ward in seinem Bett ermordet, und als sich die Meuterei auch in den andern Provinzen verbreitet, die Niederlage bei Peñacerrada die Unfähigkeit Guergue's bewiesen hatte, wurde Maroto (s. d.) zum Oberbefehlshaber der Truppen ernannt. Dieser verdrängte, unterstützt von dem Pater Cyrillo, der um diese Zeit wieder an den Hof des Prätendenten kam, vor Allem den früher allmächtigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegs, A. Teijeiro, das Haupt der castilianischen Hof- und Pfaffenpartei, an dessen Stelle am 22. August Valde d'Espina als Kriegsminister trat. Am 17. Octbr. kam die Prinzessin von Beira, schon während ihres Aufenthalts zu Salzburg mit dem am 4. Septbr. 1834 Wittwer gewordenen Don Carlos durch Procura vermählt, in Elisondo an und ward am 20. Octbr. vom Bischof von Leon zu Aspeitia förmlich mit dem Prätendenten getraut. Zur Feier dieses Ereignisses ertheilte Don Carlos sämmtlichen noch nicht Verurtheilten in den Gefängnissen die Freiheit und stellte mehrere der seit Jahren verhafteten Generale und Offiziere wieder an die Spitze der Truppen, die ihre Freilassung laut und dringend verlangt hatten. Doch eben diese trennten von jetzt die Sache ihrer Landsleute von der des Prätendenten.

Immer dringender verlangte die Nation die Beendigung des heillosen Bürgerkrieges und zahlreiche Adressen von den Municipalitäten liefen bei dem Ministerium Ofalia ein, mit der Aufforderung, die Intervention Frankreichs zu erwirken. Doch vergeblich hatte sich dieses bemüht, das französische Cabinet zu einer kräftigen Cooperation oder einer bewaffneten Intervention zu bewegen. Die gemäßigte Partei in der Kammer ging sogar noch weiter, indem Toreno und Galiano am 17. Januar die Nothwendigkeit eines Vergleichs mit den Rebellen darzustellen suchten. Die Exaltados sahen dies zwar noch als einen Verrath an der guten Sache an und bekämpften den Antrag auf das Nachdrücklichste; dennoch war er als Beweis des vorhandenen Bedürfnisses der Ausgleichung immer bemerkenswerth. Einen andern Zwiespalt in der Kammer erregte der Infant Don Francisco de Paula. Er ward von den Exaltados begünstigt und verlangte jetzt den Zutritt in die Kammer der Proceres, der ihm aber mit einer geringen Majorität verweigert wurde, worauf ihn die Regentin in eine Art Verbannung nach Frankreich schickte. Dazwischen dauerten die Parteikämpfe in den Provinzen fort. Die Bewohner von Saragossa vertrie-

den mit ihrem altbekannten Heldengeiste eine durch Verrath in die Stadt gedrungene Carlistenschaar, und bestraften den zweiten Commandanten von Aragonien, Esteller, dem man den geübten Verrath Schuld gab, augenblicklich mit dem Tode. Eine strenge Rüge und die Androhung eines noch strengern Verfahrens von Seiten des Ministeriums steigerte die Erbitterung. Man warf der Regierung vor, die Carlisten selbst in die Stadt gelockt zu haben, um schneller eine Transaction herbeizuführen; fast sämmtliche bedeutendere Städte des Königreichs nahmen Partei für Saragossa und gegen das Ministerium, das am 17. Juli seine Entlassung nehmen mußte. Nach langer Wahl kam endlich am 7. Septbr. 1838 unter dem Herzog von Frias ein neues Cabinet zusammen, das sich aber nicht fähiger zeigte als das frühere. Immer mehr gewann das Volk und das Heer Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Espartero schickte, gleich einem Dictator, seine Befehle aus seinem Hauptquartier Logroño nach Madrid und an die Kammer und da das Ministerium zu schwach war, um seinen Befehlen stets Gehorsam leisten zu können, mußte es abermals abdanken und machte am 10. Decbr. dem Ministerium Perez de Castro Platz. Aber auch dieses konnte sich nicht lange halten. Es war aus zu widerstreitenden Elementen zusammengesetzt und, um wenigstens einige Zeit zu gewinnen, vertagte es am 11. Februar 1839 die Cortes, zum Erstaunen und zur Entrüstung beider Parteien, da die Moderados die Mehrheit in der Kammer hatten und die Exaltados eine gänzliche Auflösung der Cortes gewünscht hatten. Um diese letztere herbeizuführen, griff man zu dem gewöhnlichen Mittel, Unruhen in den Provinzen zu erregen, was in den meisten Städten sehr leicht gelang. In Valencia, Aragonien und Murcia brachen bald nacheinander Unruhen aus, die mit völliger Auflösung des Staatsverbandes drohten; und am 2. Juni 1839 erfolgte endlich die von den Exaltados gewünschte Auflösung der Kammern.

Inzwischen war der Krieg mit äußerster Grausamkeit geführt worden. Nach dem Treffen bei Morella ließ Cabrera 9 Offiziere und über 150 Unteroffiziere und Soldaten, die sich weigerten, in seine Dienste zu treten, erschießen. In Villamalesa traf selbst die Kinder der Nationalgarden, die die Stadt vertheidigt hatten, dasselbe Schicksal; und endlich setzte Cabrera seine Gegner in Kenntniß, daß er nie mehr Pardon geben werde. Diese Grausamkeit führte auf christinischer Seite zu ähnlichen Barbareien. Nicht blos Generale der Königin, wie van Halen, übten die gräßlichsten Repressalien gegen die Carlisten, auch das Volk in den Hauptstädten Spaniens verübte voll Grimm und Rache Thaten des Excesses. In Valencia mußten mehrere carlistische Offiziere der Volkswuth geopfert werden, und der Generalcapitän F. Vigo, der ihr Einhalt thun wollte, ward erschossen. In Saragossa mordete das Volk 14 carlistische Offiziere an einem Tage. Aehnliches geschah in Murcia, Alicante und andern Orten; ja es bildeten sich sogar sogenannte Repressalienjunten und die Blutscenen wuchsen in steigender Progression. In Madrid richtete sich der Volkshaß zugleich gegen die Carlisten, gegen die Minister und die königl. Partei, die man im innigen Einverständniß glaubte; und am 3. Novbr. 1838 kam es zu einem Aufstand, in Folge dessen die Hauptstadt in Belagerungsstand erklärt wurde. Bei der Eröffnung der Cortes am 8. Novbr. 1838 wurde dieser zwar aufgehoben, doch neue Verlegenheit entstand für das Ministerium durch die Unternehmungen der Generale Cordova und Narvaez, die, beide nach Einfluß lüstern, im Süden eine Reservearmee organisirt hatten, mit der Behörde von Madrid in Collision gerathen waren und jetzt an die Spitze der Bewegungen in Sevilla traten. Der Aufstand half den beiden Herren gar nichts, da ihre Ansichten, zwischen den Gemäßigten und Radicalen schwankend, keiner Partei zusagten und sie mußten, von beiden verlassen, bald ihre Rettung im Auslande suchen; das Ministerium aber, das selbst bei dieser unbedeutenden Gelegenheit seine Schwäche nicht hatte verbergen können, bereitete dadurch seinen Sturz vor. Die fortdauernden Schlächtereien in beiden Parteien bewogen endlich die Großmächte Europas, Unterhandlungen anzuknüpfen, um die Einstellung dieser Repressalien herbeizuführen. Auch die Kammer der Proceres richtete in diesem Sinne eine Vorstellung an die Regentin. Diese Bemühungen erreichten aber nicht ganz ihren Zweck. Für einige Zeit hörten die Repressalien auf, doch nur, weil die Wuth der Parteien sich ohnehin

erschöpft zu haben schien, brach aber später noch einmal um so heftiger hervor. Im Anfang des Jahres 1839 wurde die Heeresmacht der Christinos im Norden auf 153,000 Mann geschätzt, von denen 80,000 unter Espartero, 40,000 unter van Halen und 30,000 unter van der Meer's Befehlen standen. Auch die Macht der Carlisten hatte sich wieder bedeutend vermehrt, indem sich in den vier nordischen Provinzen, außer den unter Maroto's Befehl unmittelbar stehenden Truppen, ungefähr 36 Bataillone und 10 Schwadronen gesammelt hatten. Daneben befehligte Cabrera in seinen unzugänglichen Gebirgen eine größere Macht als je, und der Krieg schien mit neuem Nachdruck geführt werden zu sollen, indem die Carlisten selbst in Afrika Verbindungen anknüpften und Aufstände erregten, die freilich bald unterdrückt wurden. Van Halen und van der Meer waren nicht glücklich gegen die ihnen gegenüberstehenden Heerführer und wurden daher bald durch die Generale Valdes und O'Donnel ersetzt. Glücklicher war Espartero, der zu Ende Mai 1839 in Biscaya sich mehrerer festen Plätze bemächtigte und bis Ende August fast ganz Biscaya in Besitz hatte, auch in Navarra vordrang und die Straße von Pampeluna nach Vittoria den Christinos öffnete. Diese Erfolge wurden ihm durch die innern Zwistigkeiten unter den Parteiführern des Prätendenten sehr erleichtert. Der gestürzte Teijeiro verwendete allen seinen Einfluß, um Maroto die Oberleitung der Armee wieder zu nehmen, der aber durch den mächtigen Schutz des Pater Cyrillo gehalten wurde. Als aber die castilianische Partei ihre Umtriebe gegen den verhaßten Heerführer immer weiter trieb und endlich eine förmliche Verschwörung gegen sein Leben bildete, ließ sich Maroto Vollmacht geben, den Umständen gemäß zu handeln und sobald er hinreichende Beweise von dem Plane seiner Gegner in Händen hatte, die Häupter der Conspiration ergreifen und standrechtlich erschießen. Sein Verfahren meldete er am 20. Februar mit kurzen Worten dem Prätendenten, worin er hinzufügte, daß er dieselbe Execution auch noch an Andern vorzunehmen gedenke. Am folgenden Tage wurde er von Don Carlos als Verräther bezeichnet und seiner Stelle entsetzt. Zwei Tage darauf, am 23. Februar, rückte er mit den ihm ergebenen Truppen nach Tolosa, schnitt den Prätendenten von den unter Don Sebastian in Guipuscoa stehenden Truppen ab und nöthigte ihn, sich völlig in seine Hände zu überliefern. Alle Häupter der Camarilla, der Bischof von Leon, Teijeiro, Labandero, die früheren Minister, der Beichtvater des Infanten und 30 Andere wurden verbannt und suchten in Frankreich eine Zuflucht, kehrten aber bald wieder zurück, da der Argwohn des Prätendenten von Neuem erwacht war. Am 9. August 1839 brach ein neuer Aufstand der Navarresen gegen Maroto aus und obgleich Don Carlos, der heimlich den Insurgenten geneigt war, sich von Neuem in die Hände seines Feldherrn gab und die Insurrection verleugnete, knüpfte doch Maroto mit Einwilligung seiner meisten Oberoffiziere Unterhandlungen mit Espartero an, welche die Beendigung des Bürgerkrieges zur Folge haben sollten. Anfänglich stellte er als Bedingung seiner Unterwerfung den Vorschlag einer Vermählung zwischen dem Sohn des Don Carlos und der Königin Isabella. Als dies von dem englischen Vermittler L. Hay als unausführbar zurückgewiesen ward, verlangte er nur die Erhaltung der Fueros und der militärischen Grade seiner Offiziere. England versprach seine Vermittelung bei der spanischen Regierung, ohne jedoch irgend eine Garantie übernehmen zu wollen, und die Unterhandlungen zwischen den beiden Heerführern begannen jetzt, doch so, daß Espartero die unbedingte Erhaltung der Fueros verwarf. Als Unterpfand für die Erfüllung seiner Versprechungen soll Maroto die Auslieferung des Prätendenten und dessen Familie angeboten haben, die Ausführung dieses Unternehmens soll aber nicht möglich geworden sein. Darauf wollte Espartero wieder zum Angriff schreiten, Maroto aber räumte ihm die carlistischen Stellungen von Durango und Bergara ein und hatte zu Durango am 25. August 1839 eine persönliche Zusammenkunft mit Espartero. Da sich beide Theile wegen der Fueros nicht vereinigen konnten, wäre es bald wieder zum Bruch gekommen. Schon hatte ein Theil der Truppen Maroto's dem Prätendenten von Neuem ihre Treue versichert und Espartero wollte am 27. August den Kampf wieder beginnen, als Maroto mit 50 seiner Befehlshaber am

31. August den berühmten Vertrag von Vergara unterzeichnete, worin Espartero zur gänzlichen oder wenigstens theilweisen Bestätigung der Fueros seine Verwendung bei der Regierung und den Cortes zusagte, und den carlistischen Offizieren die Anerkennung ihrer Grade zusicherte. Beide Heere, die sich so lange auf Tod und Leben bekriegt hatten, stellten sich auf dem Felde bei Vergara auf, Espartero schloß Maroto in die Arme, die gegenseitigen Truppen verbrüderten sich unter dem Rufe: „Es lebe der Friede, es lebe die Königin!" und 18 Bataillone und 5 Schwadronen der Carlisten legten die Waffen nieder und wurden in ihre Heimath entlassen. Ueberall in den Provinzen wurde die Nachricht des Friedens mit Jubel empfangen. Der Prätendent, dem noch ungefähr 8—10,000 Mann blieben, erklärte zwar am 31. August 1839 Maroto als Verräther, mußte sich aber schon am 15. Septbr., von den Christinos bedrängt, mit seiner Familie nach Frankreich flüchten, wo ihm die franz. Regierung in Bourges seinen Aufenthalt anwies. Tausende seiner Anhänger folgten. Sie machten zwar im Februar und April 1840 einen neuen Versuch, den Bürgerkrieg im Norden zu entzünden, doch wurde dieser zum Theil von der Bevölkerung selbst vereitelt. Am 6. Octbr. 1839 zog Espartero triumphirend in Saragossa ein. Noch war Cabrera mit seinem Anhang in Catalonien und Niederaragonien zu bekämpfen, der daselbst unter dem Vorsitz des Bischofs von Orihuela während der Gefangenschaft des Don Carlos eine oberste Junta errichtete. Der Winterfeldzug führte zu keinem besondern Resultat, doch im Frühjahr 1840 verlor Cabrera einen festen Punkt nach dem andern; Morella, die Hauptfeste der Carlisten, fiel am 30. Mai in die Hände der Christinos; España, einer der tapfersten Heerführer der Carlisten, wurde von seinen eigenen Leuten ermordet und am 6. Juli 1840 ging Cabrera selbst, durch Espartero von Ort zu Ort verfolgt, mit ungefähr 8000 Mann nach Frankreich über. Noch dauerte der Kampf im Innern Spaniens, in Guadalaxara, in der Mancha, in der Soria und andern Provinzen mit Gräueln und Verwüstungen aller Art fort; endigte aber mit der Zeit und mit gänzlicher Unterwerfung der einzelnen carlistischen Häuptlinge unter die Regierung der Königin Isabella. An denjenigen der Häuptlinge, die bewaffnet in die Hände der Sieger fielen, wurde grausame Strenge geübt und mehrere von ihnen starben auf dem Richtplatze. Auch die Privatrache suchte an den heimgekehrten Carlisten in vielen Ortschaften sich zahlreiche Opfer aus. Gegen 30,000 Individuen waren auf französischen Boden gedrängt worden, wo sie sich gegenseitig des Verraths beschuldigten, aber fast alle in der Verachtung des Prinzen übereinstimmten, dem sie früher gedient hatten. Espartero wurde mit allen denkbaren Ehren überhäuft, zum Herzog de la Victoria, zum Großkreuz des goldenen Vließes, des britischen Bathordens &c. ernannt; die Armeen des Nordens, des Centrums und Cataloniens löste ein königliches Decret vom 20. August 1840 auf, bildete aus ihnen vier Armeecorps und stellte sie unter den Oberbefehl Espartero's.

Die neuen Wahlen gaben den Exaltados in den am 1. Septbr. 1839 eröffneten Cortes die Majorität. Die Thronrede kündigte mehrere Gesetzentwürfe, namentlich über Ayuntamientos, Provinzialdeputationen, Preßfreiheit und Nationalgarde, sowie über die Stellung der beiden legislativen Körper unter sich und der Regierung an. Am 3. Septbr. 1839 traf die Nachricht vom Vertrag von Vergara ein und erfüllte Madrid mit freudiger Bewegung. Am 11. Septbr. wünschte eine Deputation der Cortes, den Präsidenten der Deputirten Olozaga an der Spitze, der Regierung Glück und erklärte die Bereitwilligkeit der Kammer zur Anerkennung der Fueros, so weit es ohne Verletzung der Verfassung geschehen könne, und am 7. und 22. Octbr. wurden die Fueros von beiden Kammern wirklich bestätigt, worauf am 11. Decbr. 1839 die Generaldeputation von Biscaya unter der Eiche von Guernica, sowie die Junten der drei andern Provinzen die Königin Isabella als Herrin ausriefen. Dem Herzog de la Victoria bewilligte die Kammer eine jährliche Dotation von einer Million Realen. Doch die Regierung gewann von dem Vertrag von Vergara diejenigen Früchte nicht, die sie erwartet hatte. Zwar versöhnten und umarmten sich in der Sitzung der Abgeordneten am 7. Octbr. die Männer aller Parteien; aber bald wurde der Antrag einer Adresse an die Königin ziemlich allgemein ange-

nommen, worin die Kammer gegen die Unterdrückung der Preßfreiheit durch eine versteckte Censur und gegen die Entstellung der Grundlagen der Verfassung durch organische Gesetze, die dem Volke die Wahl seiner Municipalbehörden und der Nationalmiliz das Recht der Ernennung ihrer Anführer entziehen sollten, protestirte. Die Regierung beschloß dagegen am 31. Octbr. 1839 die Vertagung, am 18. Novbr. die Auflösung der Cortes, kam aber durch diese Maßregel mit sich selbst in Zwiespalt, wodurch mehrere Veränderungen im Ministerium nothwendig wurden; die Abgeordneten erklärten aber in ihrer letzten Sitzung, daß kein Spanier zur Zahlung von Steuern und Auflagen verpflichtet sei, die nicht nach Art. 73 der Constitution von den Cortes votirt seien. Das Ministerium suchte durch Einschüchterung und willkürliche Absetzung der ihm anstößigen Beamten auf die Wahlen zu seinem Vortheil einzuwirken, und so fiel wirklich die Mehrheit der Wahlen im Sinne der moderatistischen Partei aus. Espartero aber erklärte sich in einem öffentlich gemachten Schreiben seines Generalsecretärs, des Brigadier Linage, gegen die Auflösung der Cortes. Um diesem Schreiben seinen Einfluß zu nehmen, stellten die Moderados den Herzog de la Victoria als unter dem Einfluß dieses Linage dar, der früher die Liberalen verfolgt, später aber den Exaltados und den Einwirkungen der britischen Diplomatie sich hingegeben haben sollte. Man behauptete sogar, er habe für Abfassung jenes Schreibens vom englischen Obersten Wylde 2000 Piaster erhalten, was Linage öffentlich als Verläumdung erklärte. Diese thörichten Umtriebe der Moderados entfremdeten Espartero dieser Partei. Vergeblich suchte man ihn zu bestimmen, seinen Secretär zu entlassen und eine Erklärung gegen das von ihm veröffentlichte Schreiben auszustellen; er that es nicht und erschien sogar unter den Wahlcandidaten der Exaltados. In den Provinzen zeigte sich hier und da die Nation in Opposition mit den Regierungsbehörden; an manchen Orten brachen Unruhen aus und gegen Ende des Jahres 1839 ging wieder das Gerücht, man wolle den Infanten Don Francisco de Paula zum Regenten ernennen. Am 18. Februar 1840 wurden die Cortes von Neuem eröffnet, doch die Regentin vom Volke ziemlich kalt empfangen. In ihrer Thronrede zeigte sie die Anerkennung ihrer Regierung von Seiten der Niederlande an, sowie die Herstellung der Handelsverhältnisse mit Sardinien, legte aber auch zugleich den Cortes ans Herz, man müsse dem Volke die Vortheile der constitutionellen Regierung durch Gesetze fühlbar machen, die, im Einklange mit der Staatsverfassung, der Regierung Kraft zur Wahrung der Ordnung verliehen. In Anerkennung einer solchen Gesinnung schickte der König der Franzosen dem Ministerpräsidenten Perez de Castro das große Band der Ehrenlegion, die Cortes und das Volk von Spanien theilte diese Ansicht nicht. Es erfolgten stürmische Sitzungen in den Cortes, tumultuarische Auftritte in den Straßen Madrids, Protestationen und Widerstand des Ayuntamiento und die Erklärung der Stadt in Belagerungszustand. Vergebens suchte die Opposition die Annahme des neuen Municipalitätsgesetzes zu verzögern, es wurde am 4. und 7. Juni 1840 von beiden Kammern angenommen und erregte große Erbitterung gegen die Moderados, die noch durch mehrere andere Beschlüsse der Cortes bedeutend erhöht wurde.

In dieser Zeit hatten, vielleicht auf Begehren der Regentin, die Aerzte der jungen Königin Isabelle den Gebrauch der Bäder von Caldas in Catalonien angerathen und am 11. Juni 1840 reisten die beiden Königinnen von Madrid ab und wurden am 18. zu Saragossa mit Zeichen der Freude, die sie begleitenden Minister aber mit Zeichen des Unwillens empfangen. Man legte dieser Reise verschiedene politische Absichten unter und namentlich das Journal des Débats die Ansicht unter, die Regentin habe Espartero und die Armee gewonnen und werde nach Beendigung des Bürgerkrieges die Constitution zu modificiren suchen. Schon in Saragossa wurde die Königin mit zahlreichen Eingaben von Gemeinderath, Provinzialdeputation und Bürgergarde beschickt, die das bisher beobachtete System mißbilligten. In Barcelona, wo sie am 29. Juni ihren feierlichen Einzug hielt, wurde sie von den Truppen mit dem Rufe: „Es lebe die Constitution!" begrüßt. Am 16. Juni traf Espartero an der Spitze einer Division unter lautem Volksjubel und unter den Huldigungen aller Behörden in Barcelona ein. Auch er hatte ihr schon vorher angerathen, das neue Gemeindegesetz nicht zu genehmigen. Der betreffende Gesetzentwurf kam

ihr am 15. Juli 1840 zu und wurde von ihr sogleich sanctionirt. Espartero gab jetzt seine Entlassung ein. Die Regentin weigerte sich, diese anzunehmen, konnte sich aber auch in einer mündlichen Conferenz mit dem Herzog nicht vereinigen, worauf dieser Anstalten zur Abreise machte. Die Erklärung verbreitete Gährung unter den Bürgern und dem Militär und die Aufregung nahm gegen Abend eine so drohende Haltung an, daß die Regentin dem dringenden Rathe Espartero's nachgab und die Menge mit dem Versprechen der Herstellung der Nationalgarde und der Veränderung des Ministeriums beruhigte. Eine Demonstration der Moderados zu Gunsten der Regentin am 21. Juli rief wilde Excesse der Gegenpartei hervor, die nur durch das nachdrückliche Einschreiten der Truppen Espartero's unterdrückt wurden. Schon früher hatte sich die Regentin nur unter der Bedingung zur Nachgiebigkeit verstanden, wenn Espartero die Präsidentschaft des Ministeriums übernehme; aber das Programm, welches dieser jetzt der Regentin überreichte, ward von ihr verworfen und Gonzalez mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Aber auch das neue Programm beruhte auf denselben, von Espartero schon ausgesprochenen Grundsätzen: Vertagung, dann Auflösung der Cortes, Nichtvollziehung des Gemeindegesetzes, Wiederanstellung der abgesetzten Beamten. Die Regentin nahm es nur theilweise an, die Minister gaben darauf ihre Entlassung und es wurden neue Combinationen versucht. Espartero blieb scheinbar bei dem Allen theilnahmlos; er schien mit der Regentin wieder ausgesöhnt, da er sich der Ernennung Linage's zum Commandanten von St. Roch, das für eine Verbannung galt, nicht widersetzt hatte. Die Regentin schiffte sich nach Valencia ein, wo sie am 23. August 1840 ankam. Inzwischen hatte sich der Zustand der Dinge in Madrid verändert. Am 21. Juli war die Sanction des Gemeindegesetzes den Cortes angezeigt worden. Darüber kam das Volk in Gährung, und der Gemeinderath der Hauptstadt erklärte, er werde sich mit allen gesetzlichen Mitteln dem Vollzug dieses Gesetzes widersetzen, welcher Erklärung die Nationalgarde beitrat. Als nun die Nachricht eintraf, die Regentin habe zu Valencia am 28. August 1840 ein neues moderatistisches Cabinet gebildet, erklärte sich der Gemeinderath von Madrid für permanent und die Nationalgarde griff zu den Waffen; die meisten Linientruppen fraternisirten mit den Bürgern; der politische Chef Buerens wurde verhaftet und der Generalcapitän Aldana mußte mit einer kleinen Schaar Artillerie und Cavallerie die Stadt verlassen. Am 2. Septbr. errichtete das Ayuntamiento eine provisorische Regierungsjunta und erließ am 5. ein Manifest an die Regentin, worin es von den Grenzen des bürgerlichen Gehorsams sprach und in den jüngsterlassenen Gesetzen über Preßfreiheit, Wahlrecht und Verwaltung den Plan zum Umsturz der Verfassung erkennen wollte. Das Schreiben schloß übrigens mit Versicherungen seiner Anhänglichkeit an Thron und Verfassung und verlangte nur noch die Bestrafung der früheren Rathgeber der Krone als Verräther und die Einberufung neuer Cortes als eine Art constituirender Versammlung mit speciellen Vollmachten. Die meisten Städte schlossen sich der Hauptstadt an, wo 24,000 Mann unter den Waffen standen und eine „patriotisch constitutionelle Association" errichtet worden war, die bald 12,000 Mitglieder aus allen Ständen zählte. Die Regentin gedachte mit energischen Maßregeln die Empörung der Hauptstadt leicht zu tilgen und schickte den General Claverio mit einigen Truppen dahin. Als diese Spuren des Abfalls zeigten, übertrug sie dem Herzog de la Victoria die Unterdrückung des Aufstandes mit Militärmacht. Dagegen erließ dieser am 7. Septbr. 1840 ein Manifest, worin er die Bewegung rechtfertigte und seinen Gehorsam von der Erfüllung aller seiner früheren Begehren abhängig machte. Jetzt erst entschloß sich die Regentin zur Ernennung eines neuen Cabinets im Sinne der Progressisten; doch die Ernannten, die sich in Madrid meist der Junta unterworfen hatten, nahmen die Ernennung nicht an. Die provisorische Junta schickte darauf Eilboten in alle Provinzen zur Bildung einer Centraljunta für ganz Spanien und fand überall willigen Gehorsam, nur in den baskischen Provinzen nicht, die sich für die Regentin erklärten. Von allen Seiten verlassen, ernannte endlich die Regentin am 16. Septbr. 1840 Espartero zum Ministerpräsidenten, mit der Vollmacht, sich selbst ein Cabinet zu bilden. Dies geschah und am 29. Septbr. 1840 hielt Espartero unter

dem Donner der Kanonen und dem Läuten aller Glocken seinen Einzug in die Hauptstadt. Am 5. Octbr. reiste der Minister nach Valencia, wo er am 9. mit gleichen Ehren empfangen wurde. Vielleicht hatte die Regentin geglaubt, sie werde einen Theil ihrer verlornen Macht, wenn nicht die ganze wiedererhalten, wenn sie drohte, die Regentschaft niederlegen zu wollen. Wenn dies der Grund ihrer am 12. Octbr. ausgesprochenen Abdankung war, so hatte sie sich bitter getäuscht. Espartero nahm die Abdankung an und die Regentin mußte sich am 14. Octbr. nach Frankreich einschiffen, wo vorher und nachher noch viele Häupter der Moderados, Perez de Castro, Martinez de la Rosa, General O'Donnel und Andere eine Zuflucht suchten.

Die neue provisorische Regierung ward bald mit den baskischen Provinzen in Streitigkeiten verwickelt, weil alle noch daselbst bestehenden religiösen Orden aufgelöst, auch das einzige noch bestehende Jesuitencollegium in Loyola's Geburtsorte Guipuzcoa geschlossen werden sollte. Ein Theil der Offiziere in der sehr reducirten Armee gab ebenfalls viele Symptome der Unzufriedenheit. Zerwurfnisse zeigten sich selbst in der herrschenden Partei, als bei den am 19. März 1841 eröffneten Cortes die Regentschaftsfrage zur Entscheidung kam. Ein großer Theil der Exaltados stimmte für eine dreigliedrige höchste vollziehende Behörde, wovon Andere nichts wissen wollten. Nach langen Debatten wurde am 8. Mai Espartero zum alleinigen Regenten gewählt und in der Person des Arguelles der unmündigen Königin Isabella bis zu ihrer im J. 1844 eintretenden Großjährigkeit ein Vormund bestellt. Dagegen protestirte von Paris aus die ehemalige Regentin, ihre Mutter. Sie bezeichnete in dieser Schrift vom 19. Juli den Beschluß der Cortes als eine auf Gewaltthat begründete Usurpation, behauptete, man habe ihr die Regentschaft entrissen und sie zum Verzicht gezwungen und nahm das Recht, einen Vormund für ihre Tochter zu ernennen, für sich selbst in Anspruch. Diese Protestation wurde in vielen tausend Exemplaren durch ganz Spanien verbreitet und machte unter den Moderados großen Eindruck. Die Regierung erließ am 2. August ein sehr würdevolles Antwortsmanifest, worin sie der Königin Mutter, mit Berührung auf ihre Declaration in Marseille vom 8. Novbr. 1840 vorwarf, sie habe die in Spanien noch fortdauernden Spaltungen zu benutzen gesucht, um den glücklich beendigten Bürgerkrieg von Neuem anzufachen und Insinuationen Gehör gegeben, „die ihrer Würde wie ihren Worten" zuwiderliefen. Die Wahrheit dieser Behauptung zeigte sich bald. In Paris hatte sich um die frühere Regentin ein Kreis theils gezwungener, theils freiwilliger Verbannten gesammelt, unter ihnen die ehemaligen Minister Zea Bermudez, Martinez de la Rosa, Toreno, die Generale O'Donnel und Narvaez, von denen Jener schon in Valencia die Sache der Regentin vertheidigt, dieser schon längst ein Feind und Nebenbuhler Espartero's war. Diese Männer vereinigten sich über einen reactionären Umwälzungsplan. Narvaez reiste durch Portugal nach Gibraltar, um den Süden Spaniens in Aufstand gegen die neue Regierung zu bringen, während O'Donnel dasselbe in den nördlichen Provinzen versuchen sollte. Beide Unternehmungen schlugen fehl. Narvaez konnte nur unter den spanischen Ausgewanderten in Portugal einige unbedeutende Guerillas bilden, die sich eine Zeit lang in den spanischen Grenzprovinzen herumtrieben, ohne einen wesentlichen Anhang unter dem Volke zu erhalten. O'Donnel war Anfangs glücklicher. Er gewann einige Truppen, mit denen er sich der Citadelle von Pampeluna bemächtigte, ohne jedoch die Stadt zur Uebergabe zwingen zu können. Einige andere christinische Heerführer, die sich diesem Umwälzungsversuche anschlossen, besetzten am 16. Octbr. die Stadt Estella und so verbreitete sich der Aufstand in die baskischen Provinzen, doch die Masse der Bevölkerung nahm keinen Antheil daran. Gleichzeitig brach auch am 7. Octbr. in Madrid ein Militäraufstand aus. Die Insurgenten drangen in den Palast, um sich der Person der Königin und der Infantin, ihrer Schwester, zu bemächtigen. In den Zimmern und auf den Gängen erhob sich ein lebhafter Kampf und die Kugeln schlugen bis in das Schlafgemach der Königin. Allein an dem tapfern Widerstande einiger weniger Hellebardiere scheiterten die Anstrengungen der Angreifenden, bis diese durch Espartero's besonnene und energische Maßregeln, durch die treugebliebene Garnison und die schnell aufgebotene Nationalgarde umringt und am

folgenden Morgen genöthigt wurden, sich zu ergeben. Sobald diese Versuche in der Hauptstadt vereitelt waren, eilte Espartero in die baskischen Provinzen und machte auch hier dem Aufstand bald ein Ende. Schon am 20. Octbr. räumten die Insurgenten die Citadelle von Pampeluna; die Stadt Bilbao sandte ihre Unterwerfung ein und am folgenden Tage wurde Vittoria besetzt. Durch Milde nach dem Siege befestigte der Regent seine Triumphe, benutzte aber auch klug den günstigen Augenblick, die Douanen von der spanischen Grenze des Baskenlandes an die französische des Reichs zu verlegen. Die baskischen Provinzen verloren ihre exceptionelle Stellung zum Reiche und traten in den allgemeinen Staatsverband ein. Mit dem größten Enthusiasmus wurde der doppelte und dreifache Retter des Landes in der Hauptstadt empfangen.

Doch seine Siege und die großen Anstrengungen, die er machte, das materielle und geistige Wohl des Volkes zu befördern, an dessen Spitze ihn das Glück und Talent gestellt hatten, konnten nicht verhindern, daß die verschiedensten Parteien immer von Neuem sich wider seine Regierung erhoben und die Ruhe des Landes störten. Es schien, als wenn alle Parteien ihren Privathaß gegen einander verlören, sobald es galt denjenigen zu stürzen, der aus ihrer Mitte hervorgegangen, mit so seltenem Geiste das Geschick des Landes leitete. Freilich darf man dabei nicht vergessen, daß die Königin Christine in Paris nicht müde ward, mit ihren Anhängern Pläne auf Pläne zu ersinnen, um wieder zu der verlornen, schmerzlich vermißten Macht zu gelangen, und darin von der treulosen Politik Louis Philipp's kräftig unterstützt ward. Catalonien und die baskischen Provinzen waren ihrer Lage nach trefflich geeignet, diese Umtriebe zu unterstützen. Die aufgelösten Privilegien der letztern und die stets unruhigen und zahlreichen Fabrikarbeiter in Niedercatalonien und besonders in Barcelona, waren immer bereite Werkzeuge, die Ruhe des Landes zu stören. So kam es denn, daß in den Nordprovinzen es fast nie ruhig ward während der drei Jahre, in welchen Espartero das Geschick Spaniens leitete. Ein Aufstand reichte hier dem andern die Hand und einer war immer blutiger als der andere. Vergeblich suchte Espartero durch Milde und Gerechtigkeit, die selbst seine ärgsten Feinde ihm nicht streitig haben machen können, zu versöhnen. Die Moderados sehnten sich nach der verlorenen Herrschaft wieder, die Exaltados bedauerten, daß ihr thörichter Traum einer Republik, der Spanien ins Verderben gestürzt haben würde, nicht in Erfüllung gehen sollte, und beide Parteien nahmen zu den seltsamsten Beschuldigungen ihre Zuflucht, den Regenten bei der Nation verhaßt zu machen. Dazu kam noch ein anderer Gegner, der Espartero in einen sehr bedenklichen Zwiespalt verwickelte. Eine päpstliche Allocution vom 1. März 1841 erklärte, daß die Madrider Regierung aus der Unterwerfung der nördlichen Provinzen nur größern Muth geschöpft habe, um die Rechte der spanischen Kirche und des heiligen Stuhls mit Füßen zu treten. Sie protestirte besonders gegen die Decrete vom Decbr. 1840 über Einziehung der Klöster in den unterworfenen Provinzen und gegen Versteigerung der dazu gehörigen Kirchen; gegen das den Cortes vorzulegende Gesetz über Einziehung aller Güter der Weltgeistlichkeit und deren Verwendung zur Staatsschuldentilgung, wogegen der Staat die Besoldung des Clerus übernehmen sollte; gegen die Absetzung mehrerer Geistlichen und mehrerer Richter des vom Papst und König gemeinschaftlich zu besetzenden Tribunals de la Rota; gegen die neue Ertheilung von Pfarreien durch die weltliche Behörde; gegen die Verhaftung und Verbannung des päpstlichen Viceuntius zu Madrid, der wider jene Beschlüsse der Regierung Verwahrung eingelegt hatte und gegen andere Punkte.

Diese Allocution wurde in vielen Exemplaren in Spanien verbreitet und von mehreren Geistlichen selbst von der Kanzel verlesen. Mehrere Mitglieder des Capitels der Erzdiöces Saragossa reichten am 25. Juli 1841 eine Adresse bei der Regierung ein, worin sie diese zwar ihres Gehorsams in weltlichen Dingen versicherten, aber in geistlichen Sachen sich dem Papste unterthänig erklärten, weshalb sie jede weltliche Einmischung in kirchliche Angelegenheiten als verabscheuungswürdige Usurpation betrachten müßten. Dagegen erließ das Ayuntamiento von Madrid eine äußerst heftige Erklärung gegen die päpstliche Allocution, der sich andere Gemeinderäthe anschlossen, und ein Mitglied in den Cortes verlangte

sogar die öffentliche Verbrennung des päpstlichen Erlasses durch Henkershand. Die Regierung veröffentlichte aber zwei merkwürdige Antwortsmanifeste auf die päpstliche Allocution, worin sie, gestützt auf kirchlich-historische Grundlagen, für Spanien eine eben so außerordentliche kirchliche Freiheit in Anspruch nahm, als die Verfassung ihr in politischer Hinsicht giebt. Namentlich wurde hier der römischen Curie das Recht eines Patronats über Spanien abgesprochen, da Rom die Königin Isabella, ihrer Legitimität ungeachtet, noch immer nicht anerkannt habe. Der Papst erwiederte darauf durch ein encyklisches Schreiben vom 22. Februar 1842, worin er Gebete für die Wohlfahrt der bedrohten spanischen Kirche anordnete und die früheren Allocutionen in Erinnerung brachte. Die Regierung ließ sich dadurch nicht beirren, in ihrem eingeschlagenen Wege fortzugehen. Widersetzliche Geistliche wurden verbannt oder auch mit Freiheitsstrafen belegt; alle Geldsendungen nach Rom für Erlangung kirchlicher Indulgenzen verboten; dem hohen Clerus befohlen, allen von fremden Prälaten ordinirten oder der Partei des Prätendenten angehörenden Geistlichen die Erlaubniß zu Beichte und Messe zu entziehen; und durch ein Gesetz, das die allgemeine Zustimmung der Cortes erhielt, alles Kirchengut für Nationalgut erklärt, der Verkauf der Güter des Clerus angeordnet und dem Cultus und der Geistlichkeit eine jährliche Summe von etwas mehr als 75 Mill. Realen vom Staate zugewiesen. Zugleich wurden die außerordentlichen kirchlichen Tribunale, und die päpstliche Nunciatur aufgehoben und mehrere andere Veränderungen in der kirchlichen Organisation herbeigeführt. Doch so sehr alle diese Schritte der Regierung den Beifall eines großen Theils der Nation erwarben, so viele Feinde erweckten sie ihr in einem anderen Theile derselben. Schon das J. 1842 war sehr unruhig, namentlich zeichnete sich ein Aufstand in Barcelona im Novbr. dieses Jahres aus, der nur mit Gewalt und durch Herbeiziehung bedeutender Truppenmassen unter Espartero selbst unterdrückt werden sollte. Das Jahr 1843 sah noch größere Unruhen. Die Moderados nahmen an Stärke immer zu und wußten durch Gerüchte, daß Espartero beabsichtige, sich mit Beseitigung der jungen Königin auf den Thron zu setzen, immer mehr zu verstärken. Fast in allen bedeutenden Städten des Reichs erhoben sich eigenmächtige Juntas, die der Regierung den Gehorsam aufkündigten. Endlich that Lopez in den Cortes den Vorschlag, die Königin, die am 10. Novbr. 1844 volljährig werden sollte, schon jetzt dazu zu erklären. Der Antrag ging in den Cortes durch und am 10. Novbr. 1843 legte die jugendliche Königin öffentlich den Eid auf die Verfassung ab. Espartero hatte sich schon früher aus Madrid entfernen müssen, hatte sich einige Zeit in Cordova gehalten, war endlich der Uebermacht gewichen und hatte sich mit seiner Gemahlin nach England eingeschifft.

Noch im Laufe des Jahres 1843 unterwarfen sich alle aufständischen Städte und Junten der moderatistischen Regierung; etwas längern Widerstand leistete Catalonien, namentlich Barcelona; doch wurde auch hier die republikanische Partei bis zum Beginn des J. 1844 unterdrückt. Ueberall wurden die Anhänger Espartero's aus ihren Stellen verdrängt, welche Moderados einnahmen, und von dem Ministerium Gonzalez Bravo 1844 auch die zu progressistisch gesinnten Cortes aufgelöst. Im Febr. 1844 kam Marie Christine, die Anstifterin aller dieser Umwälzungen, nach Spanien und führte von jetzt an statt ihrer Tochter die Regierung. Ihre erste Maßregel war die Erlassung eines Ayuntamientogesetzes, ähnlich dem, das ihre Vertreibung veranlaßt hatte, sowie eines beschränkenden Preßgesetzes. Zugleich suchte sie Spanien mit dem Papste wieder auszusöhnen, rief mehrere verbannte hohe Geistliche zurück, ließ den Verkauf der Kirchengüter einstellen und begann Unterhandlungen wegen eines Concordats. Am 13. Octbr. 1844 ließ sie ihre seit 1834 mit Muñoz bestehende morganatische Ehe feierlich einsegnen und bewog ihre Tochter, denselben zum Herzog von Rianzares zu ernennen. Das Ministerium Gonzalez Bravo mußte Narvaez, dem Haupte der Militärpartei, Platz machen, in welchem Christine ein stets bereites Werkzeug ihrer absolutistischen Pläne fand. Narvaez umgab sich mit lauter Moderados, indem Mon das Finanzministerium, Martinez de la Rosa das Ministerium des Auswärtigen erhielt, und begann seine Herrschaft sogleich mit einer Gesetzwidrigkeit, indem

er die Erhebung unbewilligter Steuern ausschrieb. Mit Hülfe der im Octbr. 1844 zusammenberufenen Cortes wurde darauf die Verfassung in dem Maße verändert, daß der Ausdruck der Volkssouveränetät aus der Verfassungsurkunde gestrichen, die Nationalgarde, das Selbsteinberufungsrecht der Cortes und der Gebrauch der Geschwornengerichte bei Preßvergehen aufgehoben, die Organisation des Senats fast ganz nach dem Muster der französischen Pairskammer umgeändert, die Unterhaltung der Geistlichkeit von Seiten des Staats ausgesprochen, die Königin in Betreff ihrer Vermählung von den Cortes ganz unabhängig gestellt und die Bestimmungen über die Minderjährigkeit und die Thronfolge zum Nachtheil der Cortesrechte verändert wurden. Wie hier bei den Verfassungsveränderungen Frankreich als Musterstaat angenommen wurde, so zeigte sich der französische Einfluß auf die spanische Politik immer mehr vorherrschend, besonders seit der schlaue Graf Bresson als französischer Botschafter nach Madrid gekommen und die Seele der ganzen Politik des spanischen Cabinets geworden war. Es zeigte sich jetzt immer deutlicher, daß Spaniens angeblicher Kampf um Constitutionalismus und Absolutismus wohl weit weniger aus den Bedürfnissen und Neigungen des Volks als durch Frankreich und England hervorgerufen worden war, die sich gegenseitig die Herrschaft in diesem Lande streitig machten, die Aufstände in den Provinzen aber lediglich den mehr oder weniger bedrohten Particularinteressen gegolten hatten.

Frankreich herrschte jetzt vermittelst Maria Christina's, die ihre Tochter vollkommen beherrschte und durch ihre Ränke mit Narvaez die ganze spanische Politik leitete. Eine Zeitlang schien das System der Narvaez'schen Gewaltherrschaft zu glücken. Aufstände, die in den J. 1844 und 1845 an verschiedenen Orten ausbrachen, wurden mit dem Heere, das Narvaez treu ergeben und von ihm vielfach bevorzugt wurde, unterdrückt und gegen Ende des Jahres 1845 konnte Spanien für beruhigt gelten. Aber die Unterhandlungen wegen des Abschlusses eines Concordats mit Rom führten zu keinem Ziele, weil die Cortes es mit mißtrauischen Augen ansahen und die fortwährende Finanznoth versprach auch diesem kräftigen Ministerium keine Dauer. Auch konnte sich wohl Narvaez nicht lange unter der Königin-Mutter Marie Christine halten, da beide von derselben Herrschsucht beseelt waren. Die Verheirathung der Königin Isabella führte endlich einen Bruch herbei. Marie Christine hatte diese Angelegenheit, gemeinsam mit dem König der Franzosen, mit machiavellistischer Schlauheit zu ihrem beiderseitigen Vortheil geleitet und ausgebeutet. Erst wurde Neapel, durch die Aussicht den Grafen von Trapani zum König von Spanien erhoben zu sehen, zur Anerkennung der Königin Isabella vermocht. Dann machte man dem in Bourges festgehaltenen Don Carlos Hoffnung auf eine Beilegung des Streites zwischen ihm und der spanischen Regierung durch Verheirathung seines ältesten Sohnes mit der Königin, wodurch er bewogen wurde, seine Ansprüche auf Spanien zu Gunsten dieses Sohnes aufzugeben, der nun den Namen eines Grafen von Montemolin annahm (18. Mai 1845). Weder Ludwig Philipp noch Marie Christine dachten aber im Ernste daran, diese Hoffnung zu verwirklichen, weil sie dadurch all' ihren Einfluß in Spanien verloren haben würden. Aehnliche Intriguen wurden mit England begonnen, das zwei Heirathscandidaten in den Personen des Infanten Heinrich, zweiten Sohnes des Infanten Franz von Paula, und des Prinzen von Koburg-Kohary, aufstellte und begünstigte. Beide wurden von Marie Christine verworfen. Dagegen kamen endlich Frankreich und England darin überein, daß die Königin Isabella zwar einen Bourbon, aber keinen Prinzen aus dem Hause Orleans heirathen, ihre Schwester, die Infantin Luise, aber den Herzog von Montpensier, jüngsten Sohn des Königs der Franzosen, heirathen solle, doch nicht eher, bis ihre Schwester, die Königin Isabella, Nachkommenschaft zur Thronfolge erhalten. Statt diesen Vertrag zu halten, verabredete Ludwig Philipp mit Marie Christine einen kühnen Staatsstreich, um dem Herzog von Montpensier die Anwartschaft auf den spanischen Thron zu sichern. Am 28. August 1846 declarirte nämlich die Königin-Mutter plötzlich die Doppelvermählung des Infanten Franz von Asis, ältesten Sohnes des Infanten Franz von Paula, mit der Königin Isabella und des Herzogs von Montpensier mit der Infantin

Luisa, die auch am 10. Oct. vollzogen wurde. Narvaez, der mit diesen Vorgängen unzufrieden war, ward aus dem Ministerium entfernt und als Gesandter nach Paris gesandt. Aber auch die Königin Mutter fand nicht die Vortheile, die sie aus diesem Intriguenspiel gehofft hatte. Ihre Tochter, die Königin Isabelle, suchte sich mehr und mehr von ihrem Einflusse zu emancipiren und als auch im Lande selbst wieder häufige Unruhen entstanden und der kaum gefesselte Parteigeist, theils durch den Grafen von Montemolin, theils durch die Exaltados angestachelt, immer kühner hervortrat, entwich Marie Christine im Febr. 1847 mit ihrem Gemahl und ihren durch die unlautersten Mittel erworbenen großen Schätzen nach Paris. Unterdessen waren verschiedene Ministerien in schneller Reihenfolge an die Spitze der Geschäfte gelangt, ohne daß einem einzigen es möglich geworden wäre, sich festzusetzen, bis endlich im Oct. 1847 die Königin dem General Narvaez abermals die Regierung übertrug, der sich in Paris mit der Königin-Mutter wieder ausgesöhnt hatte. Das Jahr 1848 brachte keine ruhigern Zeiten, obgleich Narvaez schon im März den Kriegszustand über ganz Spanien verhängte. Selbst unter den Truppen brachen Meutereien aus, die nur mit äußerster Strenge unterdrückt werden konnten. Daneben gingen die Palastintriguen ihren Gang und richteten sich namentlich gegen Narvaez, der denn auch im Nov. 1850 seine Entlassung erhielt. Erst im J. 1851 kehrte die Königin-Mutter wieder nach Madrid zurück und wie sehr sie ihre Tochter, die Königin Isabella, beherrscht, zeigt der Umstand, daß Narvaez wieder zur Ministerpräsidentschaft berufen wurde (Nov. 1851). Auch das vielbesprochene Concordat ist mit Rom abgeschlossen worden. Vgl. Morvan „Histoire générale d'Espagne" (9 Bde., Par. 1726); Dietze „Geschichte von Spanien und Portugal" (Lpz. 1774); Gifford „Geschichte S.'s bis zum Tode Ferdinand's des Weisen" (deutsch, 3 Bde., Lpz. 1796); Bossi „Storia della Spagna" (8 Bde., Mail. 1821) und Lembke „Geschichte von S." (Hamb. 1831; fortgesetzt von H. Schäfer, 2 Bde., Hamb. 1844), sowie die spanischen Geschichtschreiber in dem Artikel Spanische Sprache und Literatur.

Spanien (Geographie). Das Königreich Spanien, seiner Größe nach das 6. der europäischen Reiche, umfaßt bei weitem den größten Theil, über $^5/_6$, der pyrenäischen Halbinsel, liegt zwischen 8° 17′ 42″ — 20° 59′ 56″ L. und 36° 0′ 40″ — 43° 46′ 40″ Br. und wird im Osten vom mittelländ. Meere, im Süden vom mittelländ. Meere, der Straße von Gibraltar und dem atlant. Ocean, im Westen von Portugal und dem atlant. Ocean und im Norden von dem biscayschen Meerbusen und Frankreich begrenzt. Sein Areal beträgt 8447 QM., seine Ausdehnung von O. nach W. 130, von NW. nach SO. 121, und von N. nach S. 117 Meilen. Seine Hauptbestandtheile sind zufolge der historischen Gestaltung des Reichs: 1) das castilische Reich, dessen Hauptprovinzen, Alt- und Neucastilien, die Mitte des ganzen Landes einnehmen, wo sich dann dem nördlich gelegenen Altcastilien nach NW. hin Leon, Gallicien und Asturien, dem südl. Neucastilien, im W. Estremadura, im SW. Andalusien, im S. Granada und im SO. Murcia anschließen; 2) das aragonische Reich, das die östlichen Länder umfaßt, nämlich die Küstenprovinzen Valencia und Catalonien und das denselben westlich anliegende Aragonien; 3) das Königreich Navarra, im NW. von Aragonien, und endlich 4) Biscaya oder die baskischen Provinzen, im NW. von Navarra und im NO. von Altcastilien gelegen.

Was die physische Beschaffenheit Spaniens betrifft, so hat das Land fast überall steile, von einem tiefen Meere umgebene Küsten, deren zahlreiche Vorgebirge, wie Creus, St. Martin und Palos im O., Gata, Gibraltar und Trafalgar im S., Finisterre im W. und Ortegal und Pennas im N., zum Theil weit in das Meer hinausstarren, während dagegen eine Menge Busen und Baien wieder in das Land eingreifen, von denen unter andern die von Rosas, Barcelona, Valencia und Alicante im O., Carthagena, Malaga, Algesiras und Cadix im S., Coruña und Ferrol im W. und Santander und St. Sebastian im N. wichtige Häfen und Rheden abgeben. Das Innere des Landes ist fast nichts als Hoch- und Gebirgsland. Die Mitte nehmen kahle, steppenartige Hochebenen ein, die, von O. nach W. durch das castilische Scheidegebirge (Sierra de Guadarama) gesondert und von verschiedenen Höhenzügen durchstrichen, sich nach Westen hin allmählich senken, im O. dagegen sich in

einzelne Berggruppen auflösen und im N. und S. von wilden Randgebirgen umsäumt sind, die, theils plateauartig, theils zerklüftet und mit zackigen Gipfeln gekrönt, nach außen hin steil abfallen. Das südliche dieser Gebirge, das andalusische Scheidegebirge (auch Sierra Morena genannt, was aber nur Specialname ist), streift im N. des Guadalquivir, mit dem mittleren Laufe dieses Stromes parallel, in südwestlicher Richtung hin und setzt sich im O. bis zum Cap St. Martin und im W. bis zur Südwestspitze Portugals fort; das nördliche, mit einem allgemeinen Namen das cantabrische Gebirge genannt, zieht sich mit seinem Hauptkamm in einer mittlern Entfernung von etwa 6 Meilen längs der Küste des biscayischen Meerbusens hin, bis zu welcher es mit seinen Vorbergen herantritt und steigt nach W. zu in Galicien, das es zu einem wilden Gebirgslande macht, in terrassenförmigen Abstufungen zum atlantischen Meere hinab, während es sich im O. an das mächtige Gebirge anlehnt, von welchem die Halbinsel bei uns den Namen führt. Dieses, die Pyrenäen, vermauert mit seinen wilden Massen das Land gegen Frankreich, als ob es die Halbinsel ganz von dem Festlande Europas isoliren wollte, und greift mit zahlreichen Armen in den NO. Spaniens hinein. Hier bilden diese Höhenzüge bei allmählicher Verflachung zum Theil sehr anmuthige Hügellandschaften, denen sich dann am untern Laufe des Ebro ziemlich ausgedehnte Ebenen anschließen, die wieder im W. und S. von den Hügellandschaften ergänzt werden, welche das westliche Hochland umziehen. Das einzige Tiefland, das Spanien hat, ist die andalusische Tiefebene im S. des andalusischen Scheidegebirges zu beiden Seiten des wasserreichen Guadalquivir. Begrenzt wird diese Niederung wieder im S. durch das Südrandgebirge Spaniens, die Sierra Nevada (eigentlich auch nur Specialname), das höchste und wildeste aller spanischen Gebirge, das von der Küste wie von der andalusischen Tiefebene aus in phantastischen Formen steil emporsteigt und mit zahlreichen Gipfeln die Schneelinie überragt, die sich hier in einer Höhe von 8200 Fuß hinzieht. Demnach gibt es hier auch ewigen Schnee und Gletscher, die sich außerdem auch in den Pyrenäen und auf einigen Punkten des cantabrischen Gebirges finden, übrigens von geringer Bedeutung sind. Als die höchsten Gipfel der spanischen Gebirge führen wir nur an: in der Sierra Nevada den 10,824 Pariser Fuß hohen Cumbre de Mulhacca, den höchsten Berg auf der ganzen pyrenäischen Halbinsel, in den spanischen Pyrenäen den 10,722 Par. Fuß hohen Pic de Nethou und in dem asturischen Gebirge die 10,322 Fuß hohe Peña de Peñaranda. Die Wegsamkeit der spanischen Gebirge beschränkt sich meist auf einzelne Pässe, von denen auch nur die wenigsten fahrbar sind; in den Pyrenäen z. B. nur die von Irun, Roncesvalles und Bellegarde. Die Verbindung der isolirten Provinzen durch Kunst zu vermitteln, ist im Ganzen wenig geschehen. Nur für Madrid ist eine leidliche Communication mit den meisten Gegenden bewerkstelligt, indem von hier aus 7, aber zum Theil noch nicht vollendete Kunststraßen nach verschiedenen Richtungen geführt sind. Als die wichtigsten derselben bemerken wir: 1) die über Guadalaxara, Saragossa und Lerida nach Barcelona und von da durch den Paß Bellegarde nach Perpignan; 2) die über Burgos, Vittoria und Tolosa durch den Paß bei Irun nach Bayonne; 3) die über Astorga, Villefranca und Lugo nach Coruña; 4) die über Talavera de Reyna und Badajoz nach Elvas und von da nach Lissabon, und 5) die über Aranjuez, Carpio, Cordova, Sevilla und Xerez de la Frontera nach Cadix, welche letztere unter großen Schwierigkeiten durch mehrere Sierren geführt ist, wo sie oft durch Felsen gesprengt und über Abgründe hinweggeleitet werden mußte.

An Wasser sind die spanischen Gebirge, mit Ausnahme der Sierra Nevada, arm; denn wenn die Anzahl der Flüsse, die ihnen entströmen, auch ziemlich bedeutend ist, so pflegen doch die meisten während des Sommers zu versiegen. Die beträchtlichsten sind der Duero, der Tajo, die Guadiana, der Guadalquivir und der Ebro, die bis auf den letzten, der südöstliche Richtung hat, sämmtlich der Hauptabdachung des Landes nach Westen folgen. Für die Schiffahrt sind auch von diesen Hauptströmen der Duero, der Tajo und die Guadiana, die überdies nur in ihrem obern Laufe Spanien angehören, wegen ihrer Untiefen und Stromschnellen ganz bedeutungslos und auch der Ebro, bei welchem dieselben Uebelstände

obwalten, ist nur durch den Kaiserkanal zu einer brauchbaren Wasserstraße gemacht. Durch ähnliche Werke, wie dieser Kanal, der übrigens seit 1538 bis zur Stunde noch nicht ganz vollendet ist, wäre für Spanien sehr viel gewonnen; aber wenn auch noch mancher andere Kanalbau begonnen ist, so fehlt es doch in Spanien zu sehr an Fleiß und an Geld, um dergleichen Werke zu Stande zu bringen. Nur Bewässerungskanäle sind in ziemlicher Anzahl vorhanden, namentlich in Valencia und Catalonien, übrigens meist noch Geschenke der betriebsamen Mauren. Seen von größerem Umfange fehlen Spanien ganz, nur die Strandseen Albufera in Valencia und Mar Menor bei Carthagena dürften etwa Erwähnung verdienen. Mineralquellen gibt es in großer Anzahl, und nicht wenige werden als Bäder benutzt, aber meist nur aus der nächsten Umgebung besucht. — Das Klima ist in den verschiedenen Gegenden des Landes höchst verschieden, im Allgemeinen aber angenehm warm und gesund. Auf den Hochebenen beträgt die mittlere Wärme 15, an den Küsten 20° R. Die Durchschnittstemperatur des Sommers ist 24—25, die des Winters 6—7° Wärme. Die Nächte sind besonders auf den Hochebenen empfindlich kalt, was den Spanier selbst im heißen Sommer zum Gebrauche eines wollenen Mantels nöthigt und dem Fremden, der diese Maßregel versäumt, oft tödtlich wird. Die gesundesten Gegenden des Landes sind die nördlichen Küstenstriche, die aber in dem kalten Gallego ihre eigene Plage haben. An dem südlichen Küstensaume und in der andalusischen Tiefebene herrscht oft afrikanische Hitze, wobei nicht selten epidemische Krankheiten, namentlich das gelbe Fieber, furchtbar wüthen. Auch haben diese Gegenden ihre Plage in dem ausdörrenden und fast erstickenden Solano und zahllosen Schwärmen Muskitos. Höchst angenehm ist das Klima in den Ostküstenprovinzen Murcia und Valencia, die sich immer fast ununterbrochenen Frühlings erfreuen. Der ganze Süden des Landes ist von vulkanischer Beschaffenheit, wobei bisweilen Erdbeben vorkommen. Gewitter sind in ganz Spanien selten, sowie im Sommer auch aller Regen, der oft erst nach einer anhaltenden Dürre von 6—7 Monaten erfolgt. Deshalb liefert denn auch der Boden, so fruchtbar er an sich auch ist, im Ganzen nur einen geringen Ertrag, während er da, wo es nicht an Schatten und Bewässerung fehlt, ganz außerordentlich ergiebig ist. Die vorzüglichsten Produkte des Landes sind: vortreffliche Pferde (in Andalusien), die bei vielem Feuer doch so folgsam sind, daß die spanische Cavallerie mit Hengsten beritten ist; die feinwolligen Merinos, deren Zucht aber leider auf Unkosten des Ackerbaues zu sehr begünstigt wird; vorzügliche Weine, Südfrüchte mancherlei Art, ungemein viel Salz und große metallische Schätze, namentlich an Blei und Quecksilber.

Die Bevölkerung Spaniens ist nach der Zählung von 1833, mit Einschluß der 229,197 Bewohner der balearischen Inseln, 12,388,841 Köpfe stark und wohnt in 18,871 Kirchspielen, 12,495 Dörfern, 4,350 kleinern und 145 größern Städten, von welchen letztern Madrid, Barcelona, Sevilla, Granada, Cadix, Valencia, Malaga und Cordova über 50,000 Einw. zählen. In den nördlichen Gebirgsprovinzen bilden den Hauptstock der Bevölkerung die Basken, wahrscheinlich Abkömmlinge der alten Iberier, gegen 500,000 Köpfe stark, und durch Körperkraft, Fröhlichkeit und Freiheitsliebe, so wie durch eigenthümliche Sprache, Sitten und Trachten ausgezeichnet; in Granada und Castilien machen sich noch die Modejares, etwa 60,000 Köpfe stark, durch südliche Gluth und dunklere Farbe als Reste der Mauren kenntlich, und im ganzen Lande zerstreut finden sich gegen 45,000 Zigeuner, hier Gitanos genannt: die gesammte übrige Bevölkerung bilden dagegen die eigentlichen Spanier. Diese sind ein Gemisch aus den Abkömmlingen der alten Iberier und Celten und der später eingedrungenen Punier, Römer, Vandalen, Alanen, Sueven, Gothen und Araber, deren Verschmelzung der spanischen Nationalität ein höchst eigenthümliches Gepräge gegeben hat, das sich übrigens bei dem Vorwalten der einzelnen Elemente in den verschiedenen Provinzen höchst mannichfach nüancirt. Als das Hauptelement hat sich das römische geltend gemacht, wie schon die spanische Sprache deutlich beweist, zu der zwar ein jedes der betheiligten Völker seinen Beitrag geliefert hat, in der aber doch das Lateinische entschieden den Hauptstamm bildet. So weist auch der charakteristische National-

stolz und der würdevolle Ernst des Spaniers, so wie seine Ausdauer in wichtigen Unternehmungen auf die römischen Vorfahren hin, wogegen die Leidenschaftlichkeit das maurische Geblüt kund gibt und in den bürgerlichen Verhältnissen der Germanismus hervortritt. Es ist ein reiches, eigenthümliches Leben in Spanien, das in der katholischen Religion, zu der sich Alles bekennt, seinen Mittelpunkt und Träger hat. Voll Sinn für das Höhere, findet der Spanier bei geringer Verstandescultur und lebhafter Einbildungskraft in dem sinnlich ergreifenden Kirchendienst des Katholicismus seine höchste Befriedigung, und läßt sich um so lieber in allen Stücken von der Kirche leiten, da diese als zärtliche Mutter ihren frommen Kindern alle mögliche Nachsicht beweist, auch wohl ihren Schwächen Vorschub leistet. Dies ist bei der Menge der Kirchenfeste besonders mit der Trägheit der Fall, die ganz national ist, übrigens durchaus nicht in Stumpfheit des Geistes, sondern in der großen Genügsamkeit des Volkes ihren Grund hat, die mit dem, was die Natur bei sehr geringer Anstrengung bietet, vollkommen zufrieden ist. Dabei treten denn auch überhaupt die materiellen Interessen in Spanien sehr in den Hintergrund, was dem ganzen Leben einen idealern Anstrich gibt. Es ist noch ein Nachgeschmack des Jugendlebens, dessen sich die spanische Nation erfreut, wobei der Genuß als die mächtigste Triebfeder erscheint. Doch hält sich der Spanier, trotz seiner sinnlich-frohen Südländernatur, von eigentlicher Genußsucht fern, und behauptet auch noch in seinen Vergnügungen immer einen gewissen Ernst, wenigstens in den höhern Ständen. Nationalvergnügungen sind Musik, Gesang und Tanz, von denen die Ersteren bei großer Einfachheit die tiefste Empfindung ausdrücken, der Letztere aber, namentlich in dem beliebten Fandango und Bolero, einen leidenschaftlich-sinnlichen Charakter hat. Die größten Volksfeste sind die Stiergefechte, ein Erbstück der Römer, die Alt und Jung, Reich und Arm in den Amphitheatern versammeln. In der Liebe ist der Spanier höchst feurig und schwärmerisch, wobei denn die südliche Natur auch leicht zu leidenschaftlichen Ausbrüchen der Eifersucht und Rachsucht verführt. Geselligkeit ist für die Spanier die Hauptwürze des Lebens und es gibt keinen Ort in S., der nicht seinen Platz hätte, wo sich in der Kühle des Abends Alles versammelt. Dabei geben Höflichkeit, Gutmüthigkeit und Offenheit dem geselligen Leben der Spanier einen besondern Reiz. — In Hinsicht der körperlichen Bildung sind die Spanier ein wohlgebautes, kräftiges Volk von mittlerer Größe, dunkler Gesichtsfarbe, schwarzen Haaren und schwarzen, lebhaften Augen. Die Spanierinnen sind meist durch schönen Wuchs und edle Haltung ausgezeichnet, dabei geistreich und voll tiefen Gefühls. Die Kleidung ist im Allgemeinen reich und prunkvoll, und trotz des fremden Einflusses noch immer national. Ueberhaupt ist treue Anhänglichkeit an den alten Gebräuchen und Sitten immer ein Hauptzug in dem Charakter der Spanier gewesen, den freilich jetzt der Einfluß des modernen Liberalismus zu verwischen beginnt. Leider hat dieser bei seiner so plötzlichen und so gewaltsamen Einwirkung überhaupt auf das spanische Volksleben in jeder Beziehung furchtbar störend gewirkt, was freilich eine natürliche Strafe der frühern Ausschließung alles Fremden ist, und hoffentlich nach überstandener Krisis eine Emancipation des Volks von der Herrschaft der Sinnlichkeit und des religiösen und politischen Despotismus zur Folge haben wird.

Was den Ständeunterschied betrifft, so tritt dieser wenig hervor; denn so viel auch der Spanier auf Rang und Geburt gibt, so bildet doch der Hang zur Geselligkeit und der Nationalstolz ein mächtiges Gegengewicht gegen den Rangstolz, und dann haben auch in diesem Ahnenlande, wie es Kant nennt, zu Viele Anspruch auf eine edle Geburt, als daß der Einzelne zu stolz hervortreten dürfte. Der spanische Adel macht nämlich nicht weniger als den 21., ja nach Andern gar den 15. Theil der ganzen Nation aus, wobei es aber freilich mit dem niedern Adel (Hidalgos) nicht viel besser als mit den polnischen Schlachtschitzen steht, wogegen der höhere (Titulados, Grandes) zum Theil ungeheure Besitzungen hat. Noch höheres Ansehen als der Adel genoß aber bisher der geistliche Stand, dem auch schon Anzahl und Besitzthum einen bedeutenden Einfluß sicherten. Er zählte nach dem Correo literario de Madrid im Jahre 1830 8 Erzbischöfe, 51 Bischöfe, 2393 ordentliche Domherren, 1869 Vicedomherren, 16,481 Pfarrer, 4,929 Pfarrvicare, 60,183 andere zum Säcu-

larclerus gehörige Personen, 61,727 Mönche und 24,007 Nonnen, also zusammen 171,651 Personen, wonach auf 75 Köpfe in Spanien ein Geistlicher kam. Der Primas der spanischen Kirche ist der Erzbischof von Toledo. Die Zahl der Klöster, die sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf 2126 belief, betrug um die Mitte des Jahres 1835 noch 1940, und der Gesammtbetrag der kirchlich-geistlichen Einkünfte ward auf 80 Mill. Thaler geschätzt, konnte übrigens schon zufolge eines Concordats von 1753 bis zum 3. Theil zu gemeinnützigen Zwecken von der Krone beansprucht werden. Durch ein Decret vom 25. Juli 1835 wurden alle Klöster, die weniger als 12 Mönche zählten, aufgehoben, was 848 traf, und durch ein anderes vom 9. März 1836 sind geradezu alle für aufgehoben erklärt, was aber nicht überall executirt ist. — Der Bürgerstand, der bei der jetzigen Verfassung seine Vorrechte verloren hat, ist nun mit dem Bauernstande zu einem dritten Stande verschmolzen. Sehr groß ist die Anzahl der Dienstboten und noch größer die der Bettler, da die Bettelei durch die Menge milder Stiftungen und die Gutmüthigkeit des Volks sehr begünstigt wird.

Was die physische Cultur in Spanien betrifft, so ergibt sich nach den amtlichen Angaben der Junta de medios folgendes Verhältniß für den Anbau des Landes. Von 187,554,456 preuß. Morgen, welche das Areal S.'s mit Einschluß der balearischen und canarischen Inseln enthält (auf die Inseln kommen 6,038,473 Morgen), sind angebautes Land 99,000,000 Morgen, Wiesen 27,000,000, brachliegendes Land 23,400,000, unfruchtbares 7,200,000, und Unland an Bergen, Flüssen, Morästen (im Gebiete der Guadiana), Seen, Wegen ꝛc. 30,954,496 Morgen. Der Ackerbau, der sich übrigens in der letzten Zeit vor dem unglücklichen Bürgerkriege so sehr gehoben hatte, daß er nicht nur den Bedarf des Landes deckte, sondern auch noch eine ziemliche Quantität Getreide zur Ausfuhr lieferte, ist am blühendsten in den durch ihre Bewässerungskanäle gesegneten Provinzen Valencia und Catalonien und in den durch den Fleiß ihrer Bewohner ausgezeichneten nördlichen Landstrichen, jedoch mit Ausnahme Galiciens, das noch sehr in der Cultur zurück ist. Der Weinbau, den Spaniens Boden und Klima vorzüglich begünstigt, blüht besonders in Granada (Malaga), Andalusien, La Mancha und in Catalonien und liefert im Durchschnitt jährlich 8 Mill. Eimer, wovon neben 200,000 Ctr. Rosinen, gegen 568,000 Eimer ausgeführt werden. Der Anbau der Südfrüchte, namentlich der Oliven, ist ebenfalls in den südlichen Provinzen sehr beträchtlich, und nicht minder in den Küstenländern des mittelländischen Meeres der Obstbau. In den nördlichen Provinzen ist besonders der Kastanienbau zu Hause, und man trifft hier nicht selten ganze Wälder von Kastanienbäumen an. Außerdem gehören noch Hanf und Flachs, die sich durch Güte auszeichnen, so wie Safran und Färbekräuter zu den wichtigsten Gegenständen der spanischen Bodencultur, und als wichtige Produkte des Pflanzenreiches, welche das Land von selbst erzeugt, sind die Espartobinsen in Valencia und Murcia und die längs des östlichen Küstensaumes in bedeutenden Massen vorkommende Sodapflanze zu nennen. Noch schlechter als der Ackerbau betrieben, aber dennoch sehr wichtig ist ferner die Viehzucht, namentlich die Schafzucht, die noch vor wenigen Jahren für den wichtigsten Zweig der physischen Cultur in Spanien galt, durch den französischen Krieg und die Verbesserung der Schafzucht in andern Ländern aber sehr herabgedrückt ist.

Man rechnet jetzt auf Spanien noch 8 Millionen gemeine Schafe und 4 Mill. Merinos, von deren Ertrage das Ausland etwa 1,250,000 Pfd. Wolle bezieht, wogegen sich die frühere Wollausfuhr auf 8 Mill. Pfd. belief. Neben der Schafzucht ist die Ziegen- und Eselzucht sehr verbreitet, während die Schweinezucht nur in Estremadura und den Nordküstenländern, und die Pferdezucht, die im Mittelalter in ganz Spanien von der größten Bedeutung war, nur noch in Andalusien mit Eifer betrieben wird. Der Letztern hat die Verbreitung des Gebrauchs der Maulthiere sehr geschadet, die allerdings dem gebirgigen Boden Spaniens besonders angemessen sind, übrigens großen Theils (jährlich 15—20,000 Stück) aus Frankreich eingeführt werden. Die Rindviehzucht steht noch auf einer ganz niedrigen Stufe der Cultur. Das meiste Rindvieh findet man in Galicien, Asturien, Estremadura

und Altcastilien, das beste in Andalusien, von wo auch vorzugsweise die Amphitheater mit Stieren versorgt werden. — Seiden- und Bienenzucht, wozu sich das Land auch ganz besonders eignet, stehen ebenfalls auf einer sehr niedern Stufe; am beträchtlichsten ist die Erstere in Valencia, Murcia, Granada, Andalusien und Aragon, die Letztere in Leon, Castilien und Estremadura. Von Forstzucht kann in Spanien kaum die Rede sein. Zwar haben die Sierra Morena, Sierra Nevada, Alpujarras und das asturische Gebirge beträchtliche Waldstrecken; sie sind aber ungemein gelichtet und die innern Provinzen, so wie die Ostküstenländer leiden einen empfindlichen Mangel an Holz. Ausfuhrartikel liefern die Kork- und Kermeseichen und die Sumachbäume der westlichen Wälder. Die Jagd ist nur in den Pyrenäen von einigem Belang, die Fischerei dagegen bedeutend, obwohl für den ungeheuern Bedarf an Fischen, den die häufigen Fasten veranlassen, nicht hinreichend. Der Bergbau, der im Alterthume Phöniziern und Carthagern so reiche Schätze aus Spanien zuführte, und der auch im Mittelalter noch lebhaft betrieben zu sein scheint, hat sich zwar aus dem gänzlichen Verfall, in welchen er nach der Entdeckung Amerikas gerieth, neuerdings wieder etwas erhoben, jedoch bei weitem nicht die Bedeutung, welche er bei den reichen Mineralschätzen des Landes haben sollte. Am beträchtlichsten ist die Ausbeute an Blei in Granada, besonders bei Adra, die jetzt auf 500,000 Ctr. gestiegen ist. Quecksilber (Almaden) gewinnt man jährlich gegen 22,000 Ctr., Eisen, das sich überall in Spanien findet und in den baskischen Provinzen, Aragonien und Granada am stärksten gebaut wird, gegen 400,000 Ctr.; Kupfer in den nämlichen Provinzen gegen 1000 Ctr.; Vitriol 2500 Ctr.; Alaun 1350 Ctr.; Schwefel 750 Ctr.; Steinkohlen 80,000 Ctr.; Salz, das als Quell-, Stein- und Baisalz mit sehr leichter Mühe in ungeheurer Masse gewonnen werden kann, etwa 5,500,000 Ctr. (in Puerto-Real gegen 5 Mill. Ctr.). Außerdem findet man auch viel Zinn, Galmei, Kobalt, Wismuth, trefflichen Marmor (in Catalonien), Alabaster, Jaspis, Edel- und Halbedelsteine, Braunkohlen ꝛc., aber nichts wird gehörig benutzt, die Letztern zur Zeit noch gar nicht. Silber, Gold und Platina wird nur beiläufig in sehr geringer Masse aus den Kupfer- und Bleierzen ausgeschieden. Der Gesammtwerth der Produkte des Mineralreichs beträgt jährl. über 20 Mill., der des Thierreichs über 104 Mill. und der des Pflanzenreichs über 515 Mill. Thaler.

Was die technische Cultur in Spanien betrifft, so steht diese noch auf einer sehr niedrigen Stufe, so daß sie den Bedarf des Landes lange nicht deckt, und ihre Fabrikate weder in Hinsicht der Güte noch des Preises mit den ausländischen Concurrenz halten können. — Am wichtigsten sind noch die Fabriken in Seide und Leder, die noch aus der maurischen Zeit ziemlich gleichmäßig über das Land verbreitet sind, wovon aber die Erstern noch nicht dem inländischen Bedarfe abhelfen. Die Leinenfabrikation hat ihren Hauptsitz in Galicien und Catalonien, die Wollenfabrikation in Guadalarara, die Baumwollenfabrikation in Catalonien, die Metallwaarenfabrikation in den nördl. Provinzen, die Papierfabrikation in Catalonien, und Porzellan von vorzüglicher Güte liefert die große königliche Fabrik in Madrid. Der jährliche Durchschnittsertrag der gesammten Fabrikation beträgt nach Borrego gegen 99 Mill. Thaler. — Der Handel Spaniens ist im Innern des Landes bei dem Mangel an gehörigen Straßen, niemals lebhaft gewesen, der Seehandel aber, den Spaniens Lage so sehr begünstigt, ist seit dem Verluste der meisten amerikanischen Colonien fast nur passiv und die Bilanz für das Land höchst ungünstig. Die wichtigsten Ausfuhrartikel bestehen in Wolle, Seide, Wein, Rosinen, Branntwein, Kastanien, Südfrüchten, Safran, Barilla, Salz und Metallen, namentlich Blei und Quecksilber; die wichtigsten Einfuhrartikel in Fabrikaten aller Art, Zucker, Cacao, Gewürzen, Butter, Käse und Fischen. Im J. 1826, wo man die letzte offizielle Handelsübersicht hat, betrug die gesammte Ausfuhr $12^1/_2$ und die Einfuhr 25 Mill. Thlr. Die Hauptconcentrationspunkte des Seehandels sind Cadix, Barcelona, Malaga und Alicante, die wichtigsten Marktplätze im Innern Medina del Rioseco und Medina del Campo, die aber Madrid, als der gewöhnliche Aufenthaltsort der reichsten Grundbesitzer und als Sitz des großen Handelsvereins der Greños und der St. Ferdinandsbank noch an Einfluß auf Belebung des innern Verkehrs übertrifft.

Mit der geistigen Cultur steht es in Spanien eben so schlecht wie mit der physischen und technischen. Zwar hat das Land 774 lateinische Schulen, 56 Collegien und Seminarien und mit Einschluß von Palma auf Majorca 15 Universitäten, von denen Valencia, Valladolid, Saragossa, San Jago di Compostella, Sevilla, Granada, Cervera und Salamanca die wichtigsten sind; auch fehlt es nicht an Schulanstalten aller Art für besondere Fächer, Akademien, Kunstsammlungen und gelehrten Gesellschaften: aber es fehlt der wissenschaftliche Geist, der seit der Zeit Philipp's II. geflissentlich unterdrückt ward und an den Nachwehen des geisttödtenden Mönchsdespotismus auch jetzt wohl noch eine ziemliche Zeit lang zu laboriren haben wird. Der wohlthätige Einfluß des jetzigen Zeitgeistes auf die Geistescultur in Spanien ist übrigens nicht zu verkennen, und seit Napoleon die Nation aus ihrem lethargischen Schlummer aufgerüttelt hat, ist schon sehr viel geschehen. Das Wichtigste dieser Art ist die Vermehrung der Elementarschulen, deren man im Jahre 1832 für Knaben 9558 und für Mädchen 3070 zählte, jene von 410,946, diese von 110,202 Kindern besucht, wonach freilich kaum der 4. Theil der Jugend den nothwendigen Elementarunterricht genießt. Die Klosterschulen, die es daneben noch gab, waren schon längst in gänzlichem Verfall, und haben in der letzten Katastrophe ganz aufgehört.

Die Verfassung Spaniens ist seit 1837 eine Modification der Verfassung des Jahres 1812, doch hat sie später noch mehrere Abänderungen und Beschränkungen erfahren. Spanien bildet darnach eine durch Volksrepräsentation beschränkte, in männlicher und weiblicher Linie erbliche, untheilbare Monarchie, deren Regentin seit 1844 Isabelle II. ist (geb. den 12. Oct. 1830). Die Nationalrepräsentation der Cortes besteht aus 2 Kammern (Estamientos), der Kammer der Proceres, und der Kammer der Procuradores, die in verschiedenen Wahljunten vom Volke gewählt werden. Die Zusammenberufung der Cortes geschieht durch die Königin, die Dauer der Versammlungen bestimmen die Geschäfte, den Vorsitz dabei führt ein von der Königin aus 5 von der Kammer vorgeschlagenen Mitgliedern ernannter Präsident und ein Vicepräsident, und die wichtigsten Gegenstände der Berathung bilden die Steuern, die nicht ohne Bewilligung der Cortes aufgelegt werden können, und Vorschläge in Betreff der Legislation und Administration. Die Initiative hat die Regentin, der auch das Recht des absoluten Vetos, so wie der Vertagung oder Auflösung der Kammern zusteht. Die Centralbehörden des spanischen Staates sind, außer dem Regierungsrathe, der nur interimistisch besteht und überdies in der gegenwärtigen Verwaltungspraxis wenig bedeutet, 1) als oberste Regierungsbehörde das in 7 Departements getheilte Staatsministerium, dessen Präsident immer einer der Fachminister ist; 2) der aus dem königlichen Rath von Spanien und Indien hervorgegangene Staatsrath, seit 1845 neu organisirt; 3) das Obertribunal für Spanien und beide Indien, als höchste Appellationsbehörde. In jeder Provinz steht an der Spitze der Verwaltung ein Civilgouverneur, Delegado del Fomento genannt und ein Gefe politico für Handhabung der Polizei, die unmittelbar dem Minister der innern Angelegenheiten, jedoch in mancher Beziehung auch dem Generalcapitän, zu dessen Verwaltungsbezirk die Provinz gehört, untergeordnet sind. Die Provinzen zerfallen wieder in 2—6 Partidos, unter Leitung eines Subdelegato del Fomento. Die Verwaltung in den Gemeinden geschieht durch Ayuntamientos (Municipalitäten) unter einem Alcalden, dem zugleich auch die Polizeiaufsicht und die Justizpflege in Bagatellsachen zusteht. In den größern Städten ist ein Corregidor der Vorstand der Municipalität, der zugleich auch die erste Instanz in wichtigern Rechtsfällen und die Appellationsbehörde bei Appellationen gegen Entscheidungen der Alcalden bildet. Die Corregidoren werden vom Könige ernannt, alle übrigen Municipalbeamten gewählt, können aber von der Regierung abgesetzt werden. Ueber den Gerichten der Corregidores stehen 11 königliche Gerichtshöfe, in den meisten Provinzen Audiencias reales genannt, die in 2. und 3. Instanz entscheiden und von denen die Appellationen an das Obertribunal für Spanien und beide Indien gehen. Als Quelle des Rechts gelten noch die Gesetzbücher des Königs Alfons, die Gesetze unterliegen aber jetzt einer umfassenden Revision der Cortes. — Die Finanzverwaltung Spaniens ist nie nach einem bestimmten Principe geordnet gewesen, indem

die alten Einrichtungen der allmälich zu einem Staatskörper zusammengewachsenen Provinzen meist fortbestanden, wonach z. B. die baskischen Provinzen ihre Abgaben nur in der Form freiwilliger Geschenke entrichteten. Die ordentlichen Einkünfte des Staats wurden auf 1177, die Ausgaben auf 1147 Mill. Realen berechnet, die Schuld im Jahre 1850 auf mehr als $15^1/_2$ Milliarden (über 1 Milliarde Thaler). Wie die Finanzverwirrung seitdem noch gestiegen ist, lehrt die Geschichte. — In Betreff der Verwaltung des Kriegswesens ist das Königreich seit 1833, ohne Rücksicht auf die frühere Provinzial-Eintheilung, in 12 Militärgouvernements getheilt, von denen ein jedes unter einem Generalcapitän steht. Der Etat für die Landmacht ist 100,000 Mann Linientruppen, mit Einschluß von Garde, Artillerie, Cavallerie rc., 30 Commandancias Carabiniers, welche den Dienst der Gensdarmerie versehen und 43,000 Mann Nationalmilizen. Für militärische Ausbildung ist in Spanien schlecht gesorgt; denn wenn auch seit der Regierung Karl's III. manche zweckmäßige Anstalten, wie die königliche Akademie zu Segovia, das Corps der Staats-Ingenieur-Geographen zu Madrid, die Ingenieur-Akademie zu Barcelona und das Collegium zur Bildung junger Offiziere der übrigen Truppenabtheilungen, eingerichtet sind, so sind diese Anstalten doch sämmtlich seit 20 Jahren wieder sehr in Verfall gerathen. Das Kriegsmaterial des Heeres ist gut, denn die spanischen Stückgießereien, Gewehr- und Degenfabriken liefern treffliche Waaren. Die Zahl der Festungen und Forts ist höchst bedeutend, denn die 100jährigen Kämpfe gegen die Mauren haben fast jede größere Stadt in eine Festung verwandelt, aber bei gar vielen sind die Werke in späterer Zeit wieder gänzlich verfallen. Die Hauptfestungen liegen nach der franz. Grenze hin, wo wir namentlich Pampeluna, San Sebastian, Figueras und die Citadellen von Barcelona erwähnen. Gegen Portugal sind die wichtigsten: Badajoz, Ciudad-Rodrigo und Tuy. Namhafte Forts sind: Rosas, Hostalrich, Vique und Seu de Urgel. Von den in der neuern Geschichte durch merkwürdige Belagerungen bekannten Städten Cadix, Carthagena, Saragossa und Bilbao ist nur die erste als Festung wichtig. Der gegenwärtige Zustand der Seemacht S.'s ist traurig; ihr Gesammtbestand ist auf 25 Schiffe reducirt, worunter 2 Linienschiffe von 74 Kanonen und 5 Fregatten.

Die spanischen Ritterorden sind: 1) der ursprünglich burgundische, 1430 gestiftete Orden des goldnen Vließes und 2) der Maria-Louise-Orden für adlige Frauen, gestiftet 1793 und erneuert 1816, beide als Hofehren; 3) der 1771 gestiftete Karlsorden und 4) der 1816 gestiftete Isabellenorden für allgemeine Verdienste; 5) der Orden des heiligen Ferdinand (gestiftet 1815); 6) der Orden der heiligen Hermenegilde (gestiftet 1815) und 7) der Marine-Orden (gestiftet 1816) für militärische Verdienste. Dazu kommen noch die geistlichen Ritterorden, deren Großmeisterthum seit der Regierung Ferdinand's des Katholischen und Isabellens mit der Krone vereinigt ist, nämlich: 1) der Orden von Calatrava, gestiftet 1158; 2) der Orden von San Jago de Compostella, gestiftet 1170; 3) der Orden von Alcantara, gestiftet 1177 und 4) der Orden von Montesa, gestiftet 1319. Die drei erstern dieser geistlichen Orden waren castilianische, der letzte ein aragonesischer. Die geistlichen Gelübde ihrer Würdenträger wurden 1740 auf Gehorsam gegen den Großmeister, Bewahrung der ehelichen Treue und Verpflichtung zur Armuth beschränkt, die reichen Einkünfte verblieben ihnen aber und wurden bis 1834 durch eine eigene Behörde el consejo de ordines verwaltet.

Das Wappen des Staats ist ein quadrirtes Schild mit einem Mittelschilde. Das erste wieder quadrirte Viertel enthält im 1. und 4. Felde ein goldenes Castell in Roth, wegen Castilien, im 2. und 3. einen rothen gekrönten Löwen in Silber wegen Leon; zwischen den beiden untersten Feldern ist das Wappen von Granada, ein grüner Granatapfel mit grünem Zweige in Silber. Das 2. Viertel ist gespalten und enthält zur Rechten das Wappen von Aragon, 4 rothe Pfähle in Gold, und zur Linken das sicilische, ein schräg geviertetes Schild, das oben und unten 4 rothe Pfähle, auf beiden Seiten aber einen schwarzen Adler in silbernem Felde zeigt. Das 3. Viertel hat oben den silbernen Balken von Oesterreich in Roth, unten ein von Blau und Gold fünfmal durchschnittenes und roth

eingefaßtes Schild wegen Altburgund. Das 4. Viertel enthält das neuburgundische Schild, goldne Lilien in Blau mit Silber und Roth umsäumt und unten das Wappen von Brabant, einen goldnen Löwen in Schwarz. Das Mittelschild zeigt das spanische Familienwappen, 3 goldene Lilien in Blau mit rother Einfassung. Das ganze Schild wird von 2 Löwen gehalten, ist mit einer Königskrone bedeckt und mit der Ordenskette des goldnen Vließes umgeben.

Nach dem Decret vom 30. Nov. 1833 zerfällt jetzt Spanien mit Ausschluß der Inseln in folgende 47 nach ihren Hauptstädten benannte Provinzen: Madrid, Toledo, Guadalaxara, Cuença, Ciudad Real, Burgos, Logroño, Santander, Soria, Segovia, Avila, Leon, Palencia, Valladolid, Zamora, Salamanca, Oviedo, Coruña, Lugo, Orense, Pontevetra, Badajoz, Caçeres, Sevilla, Cadix, Huelva, Cordova, Jaen, Granada, Almeria, Malaga, Murcia, Albaçete, Valencia, Alicante, Castellon de la Plana, Saragossa, Huesca, Teruel, Barcelona, Tarragona, Lerida, Gerona, Pampeluna, Bilbao, San Sebastian und Vittoria. — Die balearischen und canarischen Inseln bilden Provinzen für sich und werden in gleicher Weise wie die des Festlandes verwaltet. Außerdem gehören noch zum Königreich Spanien: 1) in Amerika das Generalcapitanat Havanna, das die Inseln Cuba, Portorico und einige kleinere mit 2504 QM. Flächeninhalt und einer Bevölkerung von 1,020,862 Seelen umfaßt; 2) in Asien und Australien das Generalcapitanat der Philippinen, das die Hälfte der Insel Manila, die Bissayerinseln, die Babuyanen und Baschi-Inseln, einen Theil von Magindanao und die Marianen in sich begreift, die zusammen 2507 QM. Flächeninhalt und 2,679,500 Einw. haben; 3) in Afrika die Presidios, winzige Ueberreste der Eroberungen des Ximenes im Umfange des Gebietes von Fez und die Guineainseln, zusammen $24^1/_2$ QM. mit 17,071 Einwohnern. Sämmtliche auswärtige Besitzungen Spaniens, mit Ausnahme der canarischen Inseln, haben demnach einen Flächeninhalt von 5036 QM. und eine Bevölkerung von 3,707,643 Einw., so daß der ganze spanische Staat noch 13,634 QM. Flächeninhalt und 15,995,584 Bewohner enthält.

Spanische Befestigungsart, zuweilen auch die alte italienische genannt, nach der alle alte Festungen in Italien und in den ehemals spanischen Niederlanden erbaut sind, unterscheidet sich dadurch von der alten französischen und von der niederländischen, daß sie keine Außenwerke und keine Erdwälle kennt, sondern nur Bastionen oder Bollwerke, die anfangs die Form eines Lindenblattes, bald aber eine geradlinige Form hatten. Die Geschützstände waren offen, und wurden erst gewölbt, als der Gebrauch der Bomben häufiger wurde.

Spanischer Erbfolgekrieg, s. Erbfolgekrieg.

Spanische Fliegen, Canthariden, sind käferartige Insecten von gelbgrüner, schillernder Farbe, mit 6 Füßen und vier Flügeln. Die Torsen sind tief zweispaltig, die Fühlfäden kürzer als der Körper, ihr drittes Glied länger als das vorhergehende, die Freßspitzen am Ende etwas dicker, der Körper cylindrisch, der Kopf groß, herzförmig, das Brustschild klein. Die Larve lebt unter der Erde von Wurzeln, ist weich, gelblich weiß, aus 13 Ringen zusammengesetzt, hat einen rundlichen Kopf, 2 kurze, fadenförmige Fühlhörner und 6 kurze, schuppige Füße. Sie gehören zur Ordnung Coleoptera und bilden nach Latreille eine ziemlich zahlreiche Familie von 6 Gattungen: Cerocoma Geoff. mit 6 Species; Mylabares mit 107 Species, Lydas mit 3, Oenas Latr. mit 6 und Cantharis Geoffr. mit 120 Species — vergl. J. B. Fischer „Tentamen conspectus Cantharidorum" (Münch. 1827) — welche alle mehr oder weniger gleiche Wirkung haben. Die gewöhnlich benutzte Art ist Meloe vesicatoria L., Lytta vesicatoria Fab., Cantharis vesicatoria Oliv. Sonst erhielt man sie besonders aus Spanien, daher ihr Name; jetzt werden sie besonders in Sicilien gesammelt, wohin sie gegen Ende Mais in großen Zügen aus Kleinasien und Aegypten kommen. Im Juni und Juli fallen sie auch in Deutschland in großen Haufen auf gewisse Bäume, besonders Weiden, Eschen, Ahorn, Oelbäume etc. und der sicherste Weg sie aufzufinden ist der üble, schierlingähnliche, ekelhaft süßliche, etwas betäubende Geruch,

Digitized by Google

welchen sie verbreiten. Man schüttelt sie bei trübem Wetter vor Sonnenaufgang, wo sie noch erstarrt sind, von den Bäumen, auf unter tiefen ausgebreitete Tücher, wobei Gesicht und Hände gegen ihre Schärfe geschützt werden müssen, erstickt sie durch Essigdämpfe in leinenen Säckchen, trocknet sie an der Sonne, oder in einer warmen Stube und bewahrt sie in hölzernen Kasten auf, um sie gegen das Licht zu schützen. Von den so getrockneten gehen 50 Stück auf ein Quentchen. Die Chemie hat das wirksame Princip der Canthariden, welches besonders die weichen Theile des Hintertheiles enthalten, unter dem Namen Cantharidin dargestellt (Robiquet). Es ist ein weißer, glimmerartiger, in der Wärme flüchtiger Stoff, welcher im heißen Alkohol, Aether und fetten Oelen auflöslich ist, und besitzt namentlich die blasenziehende Eigenschaft im höchsten Grade. Außer dieser haben die Canthariden eine besondere Wirkung auf das Harnsystem, dessen Thätigkeit sie vermehren, und zwar in starken Gaben so stark, daß Blutharnen und Brand der Theile entsteht. Gleichzeitig werden auch die Geschlechtstheile stark angeregt, daher sie auch wohl als Aphrodisiacum benutzt werden. Die Medicin benutzt die Canthariden in Substanz, sowohl innerlich als äußerlich, gegen eine Menge Krankheitszustände; innerlich jedoch häufiger die mit Weingeist bereitete Spanische-Fliegen-Tinctur (Tinctura cantharidum). Aeußerlich besonders das Spanische-Fliegen-Pflaster (Emplastrum cantharidum), um Blasen zu ziehen (gewöhnliches Spanisches-Fliegen-Pflaster Vesicans, Vesicatorium, Empl. cantharid. ordinarium) oder um die Hautstelle nur stark zu reizen (immerwährende spanische Fliege, Janin'sches Pflaster). Kürzere Zeit mit der äußern Haut in Berührung gebracht, röthet das Spanische-Fliegen-Pflaster nur dieselbe gleich dem Senfpflaster, nach längerer Zeit (6—12 Stunden) dagegen bewirkt es Lostrennung der Oberhaut und Erguß lymphatischer Flüssigkeit, welche die Epidermis, dem Umfange des aufgelegten Pflasters entsprechend, blasenförmig in die Höhe hebt. Man wendet dasselbe daher da an, wo man den Strom der Säfte, welcher aber bereits durch Blutentziehung u. s. w. gebrochen sein muß, von innern Organen nach der äußern Haut leiten will; ferner zur Wiederherstellung unterdrückter Ausscheidungen oder Steigerung der Resorption krankhaft angehäufter Flüssigkeiten, endlich überhaupt um das vegetative Leben einzelner Gebilde zu erhöhen. Da, wo die Haut wenig zellige Unterlage hat, wenig von Knochen entfernt ist, darf man sie eben so wenig legen als bei Frauen auf Nacken, Hals und Arme, wenn nicht dringende Nothwendigkeit dies fordert. Im erstern Falle wird die Stelle, zumal bei schwächlichen Subjecten, namentlich atrophischen Kindern, leicht brandig, im andern gibt es leicht entstellende Flecke und Narben, welche man jedoch dadurch verhüten kann, daß man die Hautstelle vorher mit etwas Milchflor bedeckt. Um die beabsichtigte Wirkung schneller herbeizuführen, soll man etwas mit Oel getränktes Löschpapier auf das Pflaster legen. Hat sich die Blase gebildet, so öffnet man sie an der Stelle, wo der Abfluß der Feuchtigkeit am leichtesten geschieht, reinigt die Hautstelle sorgfältig von jeder Spur des Pflasters, damit es nicht tiefer wirkt, und legt nun, je nach dem beabsichtigten Zweck, Kohlblätter, Talgläppchen, Schmelzbutter oder reizende Salben auf. Bei dem immerwährenden Spanischen-Fliegen-Pflaster hat man nichts der Art nöthig; es bleibt so lange liegen, bis es von selbst abfällt. Doch gibt es Individuen, bei denen selbst dieses Blasen zieht und wo meist das gewöhnliche Pflaster schnell bösartige Geschwüre veranlaßt! Hier dürfen spanische Fliegen nur im höchsten Nothfalle angewendet werden.

Spanische Kunst. Trotz der ungünstigen äußern Verhältnisse, die auf Spanien namentlich in der neuern Zeit lasteten, steht es in den Künsten würdig neben den bevorzugten Nationen, den Italienern, Deutschen und Franzosen da. Namentlich in der Architektur bietet Spanien das seltene Schauspiel, daß es herrliche Denkmäler aus dem Alterthume, wie aus dem Oriente und der christlichen Zeit enthält. Die römischen Baudenkmale schreiben sich meist aus der spätern Kaiserzeit her, sind aber zum Theil noch wohl erhalten. So besitzt Evora einen sehr wohl erhaltenen korinthischen Tempel; Tarragona einen Palast und cyklopische Mauern; Sagunt ein Theater und einen Circus; Segovia einen schönen Aquäduct; Capara einen Triumphbogen; Alcantara einen Tempel; Merida mehrere Tempel,

Theater, Amphitheater u. s. w. Von den sehr beträchtlichen Bauten der westgothischen Könige hat sich fast nichts erhalten, um so mehr und Herrlicheres aber aus den Zeiten der Araber (711—1492). Das größte ältere Bauwerk dieser Art, zum Theil noch aus dem 8. Jahrhundert, ist die große Moschee von Cordova mit ihren 19, auf unzähligen Säulen mit Hufeisenbogen ruhenden Schiffen, welche seit 1236 Kathedrale ist. Die Verzierung ist bei allem Reichthum doch noch streng und einfach im Verhältniß zu den spätern Werken. In Girona findet sich ein sehr zierliches maurisches Bad, Aehnliches in Barcelona und Valencia. Von dem um 950 erbauten herrlichen Palast Azzara unweit Cordova, mit 4312 Säulen, ist leider keine Spur vorhanden, dagegen ist das berühmte Schloß der Könige von Granada, die Alhambra (s. d.), ein Werk der letzten Hälfte der maurischen Zeit, noch theilweise wohl erhalten. In Sevilla ist der großartige Palast Alkazar und der untere Theil des Thurmes Giralda ein Werk der Araber. Die allmälig mit den christlichen Königreichen wieder südwärts rückende romanische Baukunst hat nur wenig Bedeutendes aufzuweisen, wie die Kathedrale von Tarragona, bestehend in einer Basilika mit Gewölbe, einige Bauten in Barcelona u. s. w. Um so reicher ist Spanien an prächtigen gothischen Bauwerken, wenn auch dieselben meist aus der letzten Hälfte des 15. Jahrh., also erst aus einer Zeit des bunten, gesunkenen gothischen Geschmacks herrühren und von maurischer Einwirkung nicht frei sind. Zu den ältesten und edelsten gehört der Dom von Toledo (begonnen 1227); schon willkürlicher sind die Dome von Burgos (1299) und von Segovia; ganz spät und vielfach überladen und verwildert, aber imposant und malerisch die Dome von Barcelona und Sevilla und die prächtige Kirche de los Reyes zu Toledo (1494 bis 98). Treffliche goth. Klosterhöfe finden sich in Guadalupe und bei den Dominicanern in Valladolid, herrliche goth. Handelsbörsen in Valencia und in Palma auf Majorca. In Portugal ist vorzüglich rein und reich in den Formen die 1383 gegründete Kirche des Klosters Batalha (s. d.), während die 1499 erbaute Klosterkirche von Belem (s. d.) zwar prachtvoll, aber schon sehr barbarisch erscheint. Aus der guten antikisirenden Zeit des 16. Jahrh. ist in Spanien wenig erhalten; das 1563—84 durch Juan de Toledo und Juan de Herrera erbaute Escurial (s. d.) macht mehr den Eindruck düstern, gewaltigen Ernstes als heiterer Schönheit. Auch das von Herrera erbaute Aranjuez (s. d.) läßt die letztere völlig vermissen. Von dieser Zeit an herrscht in Spanien der italienische Baustil; nur sind die span. Bauten meist noch um einen Grad schlechter als ihre ital. Vorbilder. Einzelne tüchtige Talente wie Filippo Ivara, 1685—1735, konnten der Verderbniß nicht steuern. Auch die neuesten span. Bauten sollen an innerm Gehalte nur wenig bedeutend sein, doch nennt man mit Achtung Don Mariano Lopez Aguado, Isidro Gonzalez Velasquez (s. d.) und Custodio Teodoro Moreno, den Erbauer des Theaters de la plaza de oriente, den auch als Schriftsteller dieses Faches bekannten Juan Miguel de Inclan Valdes und Anibal Alvarez. — In der Sculptur hat das an antiken Vorbildern arme Spanien nur wenige Namen aufzuweisen. Bis auf die neuere Zeit arbeiteten sehr oft Ausländer für Spanien. Erst seit dem Ende des 18. Jahrh. tauchten Künstler auf wie José Alvarez (s. d.). Ihm eiferten nach Don Antonio Solá, dessen vorzüglichste Werke die Gruppe der beiden im Mai 1802 gefallenen Patrioten Daoiz und Velarde und die Statue des Cervantes sind, sowie Alvarez' Schüler Medina und Ponzano, ferner Francisco Perez del Valle, Esteban de Agreda und Franc. Elias.

In Bezug auf die Malerei ist Spanien vom Auslande, erst von Niederländern, dann von Italien abhängig gewesen, wenn sich auch in der Nachahmung eine originelle Richtung kund gibt. Von Niederländern, welche im 15. Jahrhundert in Spanien ansässig gewesen, werden unter Andern Rogel (vielleicht Roger (s. d.) von Brügge) und Juan Flamenco, vielleicht Hans Memling (s. d.) genannt; auch schreiben die Spanier den Werken Albr. Dürer's eine nicht geringe Einwirkung zu. In diesem nord. Stil arbeitete Luis de Morales (s. d.) und es haben diese ältern Werke bei harten Formen doch einen milden, oft schönen Ausdruck und weiche Farben. Von den Malern des 16. Jahrh. bildeten sich Pablo de Aregio und Francisco Neapoli bei Leonardo da Vinci, dem sie hier und da auf

das glücklichste nacheiferten; Alonso Berruguette, geb. 1480, und der treffliche Pedro Campana, geb. 1503, waren Schüler Michel Angelo's; Luis de Vargas, geb. 1502, eignete sich die Größe und Anmuth der röm. Schule bei Perin del Vaga an; Vincente Joanes (s. d.), geb. 1523, scheint sich die spätern Florentiner zum Muster genommen zu haben. Am bedeutendsten aber war der Einfluß der venet. Schule, zumal Tizian's, von dessen Werken mehrere der ausgezeichnetsten für Spanien gemalt und dessen Schule von vielen Spaniern besucht wurde. So von Alonso Sanchez Coello, der nachmals Hofmaler Philipp's II. war und von Juan Fernandez Navarette, genannt el Mudo, geb. 1526, der sogar den Beinamen des span. Tizian führt. Auf diesen Grundlagen, wovon das venet. Colorit die wesentlichste ist, entwickelten sich die großen Schulen des 17. Jahrh., die von Madrid, welche sich hauptsächlich an den Hof anschloß, und die von Sevilla. Ihr gemeinsamer Charakter ist ein gesunder Naturalismus, der sich zuweilen zur höchsten Schönheit erhebt, unterstützt von kühner, aber keineswegs willkürlicher Zeichnung und Composition und einem Colorit, welches zwar düstere, ja schwarze Schatten, aber auch die wärmsten, durchsichtigsten Lichter und Reflexe und eine große Weichheit besitzt und somit etwa zwischen dem der Venetianer und jenem der neapolitanischen Naturalisten in der Mitte steht. Die Carnation ist dem spanischen Körper gemäß blaß, aber dennoch lebendig und warm; die Gewänder sind meist etwas flüchtig; das Ganze ist selten mit gleichmäßiger Sorgfalt, sondern meist mit offenbarer Bevorzugung einzelner Theile ausgeführt. Der Schule von Sevilla gehörten an Francisco Pacheco, geb. 1571, Juan de las Roelas, geb. 1558, die beiden Herreras (s. d.), die drei Castillos, wovon Juan als Lehrer Murillos' der berühmteste geworden; sodann Franc. Zurbaran, geb. 1598, gest. 1662, durch dessen Ernst und Energie der Stil der Schule sich erst feststellte; endlich Velasquez (s. d.), der als Hofmaler später den größten Einfluß auf die Schule von Madrid gewann, Alonso Cano (s. d.), 1601—67, der bei van Dyk gebildete Pedro de Moya, 1610—66, und der größte von allen, Murillos (s. d.), nach dessen Tode im Jahre 1682 die Schule zu Sevilla bald zur Bedeutungslosigkeit herabsank. Aus der Schule von Madrid sind hervorzuheben Luis Tristan, geb. 1586, und die beiden Carduchos, Florentiner von Geburt; dann die Schüler des Velasquez, Juan de Paraja el esclavo und Mazo Martinez; ferner Antonio Pereda, 1590—1669, der im Colorit selbst Murillos übertraf, Juan Careno de Miranda, geb. 1614, Franc. Rizi, Juan Antonio Escalante, 1630—70, Claudio Coello u. A. Eine besondere, noch mehr von Italien abhängige Richtung entwickelte sich in der mit Aregio, Neapoli und Joanes beginnenden Schule von Valencia, deren berühmteste Meister Franc. Ribalta, 1551—1628, und seine Schüler Pedro Orvente, geb. 1550, und Jusepe Ribera (s. d.), das spätere Oberhaupt der neapolitanischen Schule, waren. Mit dem Erlöschen des eigenthümlichen Lebensprincips der spanischen Schule am Ende des 17. Jahrhunderts trafen auch sonstige ungünstige Umstände, namentlich das Aussterben der habsburgischen Dynastie, die zunehmende Verarmung des Landes und die Berufung des Schnellmalers Luca Giordano (s. d.), zusammen, dessen Beispiel die verderblichste Wirkung hatte. Unter den spätern Malern ist Ant. Palomino de Velasco (s. d.), 1653 bis 1728, weniger durch seine eigenen Werke als durch seine Notizensammlung über ältere spanische Künstler „El museo pictorico y escala optica" (3 Bde., Madr. 1715—24, Fol.) bedeutend. Auch Ant. Villadomat, geb. 1678, und Alonso de Tobar erreichen die frühern Meister nicht. Vergebens stiftete König Karl III. Akademien und berief Rafael Mengs (s. d.); die Kunst sank immer tiefer, und unter Karl IV. war das rein persönliche Talent des Humoristen Franc. Goya y Lucientes (s. d.) die einzige namhafte Erscheinung auf diesem Gebiete. Erst die Einwirkung des Classicismus der franz. Schule, namentlich David's (s. d.), brachte wieder ein neues Lebenselement in die spanische Kunst. Ihm hängen noch die meisten jetzigen span. Maler an; wir nennen nur Vincente Lopez y Portana (s. d.), Joze und Federico Madrazo y Ayudo (s. d.), Juan Ant. und Carlos Luis Ribera (s. d.), Rivelles y Helip (s. d.), den Porträt- und Historienmaler Ant. Maria Esquivel, der sich indeß streng nach der alten Schule von Sevilla gebildet hat, den

trefflichen Landschafter Genaro Perez Villamil, den in der Luft- und Linealperspective ausgezeichneten Pedro Kuntz und den als Kunstschriftsteller und Historienmaler gleich tüchtigen Valentin Carderera. Außer diesen verdienen noch genannt zu werden José Gutierrez de la Vega, José Elbo, Tegeo, Agapito Lopez San-Roman, Alenza, Caraña, Candereta, Benito Sanz, Ferran, Ortega, van Halen, der Sohn des Generals Juan van Halen, Buccelli und die Frauen Weis und Nicolau. Endlich hat auch die Lithographie in Spanien bedeutende Fortschritte gemacht, wie z. B. das von Joze Madrazo, dem Director der königlichen lithographischen Anstalt, herausgegebene Prachtwerk „Coleccion litográfica de cuadros del rey de España etc." beweist. Vgl. Cean Bermudez „Diccionario historico etc." (6 Bde., Madr. 1808); Schepeler „Beiträge zu der Geschichte Spaniens" (Aach. u. Lpz. 1828) und Schack „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" (2 Bde., Berl. 1845).

Spanischer Pfeffer, s. Pfeffer.

Spanische Reiter sind Balken, welche mit zwei und mehr Fuß langen hölzernen Stacheln besetzt sind, und welche man im Kriege, namentlich bei Verschanzungen zum Aufhalten der Reiterei auf den Boden legt. Sie heißen auch Friesische Reiter (Cheval. de Frise).

Spanische Sprache und Literatur. Nachdem die Völkerschaften der pyrenäischen Halbinsel der Herrschaft der Römer unterworfen worden waren, fanden bei ihnen auch römische Sprache und Bildung Eingang. Nach und nach verschwand in beiderlei Beziehung das Altvolksthümliche so sehr und das Fremde ward so herrschend, daß schon von den ersten Zeiten der römischen Kaiserherrschaft an Italien vor Spanien in Beziehung auf römische Cultur zurücktrat und in vielen Zweigen der Wissenschaft und Kunst in Rom selbst nur Spanier sich auszeichneten. So glänzte als Philosoph L. A. Seneca (s. d.) aus Corduba; Fabius Quintilianus aus Calagurris gründete zu Rom eine Schule der Beredsamkeit; Caj. Jul. Hyginus, einer der vorzüglichsten Gelehrten seiner Zeit, war Vorsteher der palatinischen Bibliothek; Lucanus aus Corduba besang in einem trefflichen Gedichte die pharsalische Schlacht; Martialis aus Bilbilis war unübertroffen im Epigramm, und Columella aus Gades (Cadix) schrieb über Landwirthschaft und entfaltete als Dichter die Reize der Gärten. Als das Christenthum durch Constantin im römischen Reiche herrschende Religion ward, waren es spanische Dichter, welche zuerst in den begeistertsten Hymnen den Gottessohn, seine Apostel und duldende Märtyrer verherrlichten. Unter ihnen tritt besonders hervor Aurelius Prudentius Clemens (gest. nach 405). In den Stürmen der Völkerwanderung ging die hohe geistige Bildung, welche bis dahin in Spanien geherrscht hatte, unter; die öffentlichen von den römischen Kaisern angelegten Schulanstalten verschwanden; es trat allgemeine Barbarei ein; nur in den bei den Hauptkirchen für Erziehung von Geistlichen angelegten Schulen erhielten sich einige Kenntnisse, die indessen so gering waren, daß zu Ende des 6. Jahrh. nach dem Zeugnisse des Bischofs Licinian von Neucarthago kein Priester Spaniens mehr wußte, als Christus sei am Kreuze für die Welt gestorben. Einiges Licht brach erfreulich wieder hervor im Laufe des 7. Jahrh. Schon zu Anfange des 5. Jahrh. hatte ein Schüler des Augustin, der Priester Orosius, eine rühmliche Ausnahme gemacht und eine christlich-apologetische Weltgeschichte, historia adversus paganos, in 7 Büchern verfaßt. Ihm folgend verzeichnete der westgothische Bischof von Gerundum, gebürtig aus Santarem und zur Zeit König Leovigild's (starb 586) lebend, die von ihm selbst erlebten Ereignisse. Gleichfalls noch im 6. Jahrh. zeichnete sich aus der heilige Martin von Dumium, der in für seine Zeit vortrefflichem Latein gedankenreiche Werke schrieb. Der höhere geistige Aufschwung im folgenden Jahrh. ward großentheils veranlaßt dadurch, daß die Könige Sisebut (612—620), Chindasvinth (642—649) und Recesvinth (649—672) die Wissenschaften begünstigten und sogar selbst, wie wenigstens von den beiden Ersten bekannt ist, als Schriftsteller auftraten. Unter Sisebut lebte der Bischof Isidor von Sevilla, der gelehrteste Mann seiner Zeit, der das ganze damalige menschliche Wissen umfaßte, die lateinische, griechische und hebräische Sprache verstand und

in allen Schriften des Alterthums ungemein belesen war. Zeugniß hiervon geben seine zwanzig Bücher Etymologien, außer denen er noch eine freilich trockne Chronik von Erschaffung der Welt bis zu den Zeiten Sisebut's, eine Geschichte der vandalischen, westgothischen und suevischen Könige und mehreres Andere schrieb. Zeitgenossen von ihm waren die Bischöfe von Saragossa, Maximus und Braulio. Ersterer schrieb eine jetzt verlorene Geschichte der Westgothen, Letzterer, nicht unerfahren in der griechischen Sprache, vertraut mit den lateinischen Dichtern Virgil, Ovid u. a., verbesserte für König Recasvinth fehlerhafte Handschriften. Andere mit und nach ihnen lebende hohe Geistliche könnten außer ihnen noch als Gelehrte aufgeführt werden. Wir nennen von ihnen nur noch den Bischof von Toledo, Julianus, der den Feldzug seines Königs Wamba (672—680) gegen einen Empörer, Namens Paulus, beschrieb, auch als Dichter sich versuchte und eine große Anzahl Abhandlungen theologischen Inhalts verfaßte. Was diese Männer, unter denen einige von westgothischer Abkunft waren, an Gelehrsamkeit besaßen, hatten sie aus Büchersammlungen geschöpft, deren es schon zu ihrer Zeit in Spanien nicht wenige und an Umfang und Werth nicht unbedeutende gab. In jedem Kloster wurden Handschriften aufbewahrt und benutzt, und selbst die westgothischen Könige legten Bibliotheken an. Aber nur Werke der alten Literatur, und neuere griechische und lateinische Schriften waren in diesen Büchersammlungen enthalten. Eine westgothische Literatur gab es nicht; Alles, was die genannten Schriftsteller schrieben, war in lateinischer Sprache verfaßt und es ist durchaus keine Spur vorhanden, daß die gothische Sprache in Spanien zu schriftlichem Gebrauche benutzt worden sei. Das Volk hatte daher an der vorhandenen Bildung keinen Theil; es war dieselbe ein ausschließliches Eigenthum des Clerus, und zwar eines geringen Theiles desselben. Aber auch bei diesem mußte sie verschwinden, als die Araber in die Halbinsel eindrangen und mit ihrer Herrschaft zugleich ihre Religion und Sprache in derselben ausbreiteten. Als bei den Siegern Wissenschaft und Kunst anfingen auf das herrlichste sich zu entfalten, ward durch den Glanz beider auch die christliche Bevölkerung erleuchtet, und während der eine Theil derselben völlig arabisirt ward, mit der arabischen Bildung zugleich arabische Sprache, zum Theil sogar Mohamed's Religion annahm, ward bei dem andern Theile, der im Kampfe gegen die Ungläubigen seine Freiheit und seinen Glauben bewahrte, wie durch die Frühlingssonne in der Natur ein eigenthümliches geistiges Leben hervorgerufen, das in einer nationalen Poesie zuerst zur Erscheinung kam. Den Inhalt dieser Poesie bildeten Produkte jener inneren Gluth für Unabhängigkeit und Religion, welche nach und nach sich auflöste in die Elemente der Liebe, der Ehre und der Treue, die auch den Glauben mit in sich begriff; die Form derselben war Erzeugniß des arabischen Einflusses, der bei dem stets dauernden theils feindlichen, theils freundlichen Verkehr nothwendig stattfinden mußte und, sofern er die Grundbestandtheile des nationalen Bewußtseins nicht antastete, auch gar nicht abgewiesen ward, wie schon daraus hervorgeht, daß Franzosen und Deutsche die arabischen Bildungsanstalten zu Cordova ꝛc. besuchten; das Medium endlich, durch welche Form und Inhalt sich darstellte, war die spanische Sprache. Die spanische Sprache ging hervor aus einer Mischung der lingua romana rustica (d. h. der unter dem Volke üblichen lateinischen Sprache) mit Bestandtheilen der ursprünglich einheimischen und der germanischen, namentlich der gothischen. Als die Araber das Land inne hatten, wurden auch arabische Ausdrücke, Wendungen und Bilder in jenes Gemisch aufgenommen. Im Laufe von Jahrhunderten gestaltete sich das sprachliche Chaos zur limousinischen und catalonischen Sprache, welche mit der provençalischen verschwistert war, und zur galicisch-castilischen und portugiesischen. Neben diesen Dialekten der neu entstandenen spanischen Sprache erhielt sich und erhält sich noch unvermischt und rein von uralter Zeit her die bilderreiche schwer auszusprechende Sprache der Basken (s. d.) in den Provinzen Biscaya, Alava und Guipuzcoa. Grammatisch und lexikalisch behandelte das Spanische zuerst Ant. de Lebrija (1492). Gesetzgebend wurde für dasselbe die Grammatik und das Wörterbuch der spanischen Akademie (zuerst 1771 und dann in wiederholten Auflagen); Zusätze und Verbesserungen gab zu letzterem Salva (s. d.), der auch die beste spanische Grammatik für Einheimische und

nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauche verfaßte. An einer historischen Grammatik fehlt es noch den Spaniern, treffliche Beiträge zu einer solchen finden sich in Diez „Grammatik der romanischen Sprachen". Für Deutsche sind sehr brauchbar die Grammatik von Franceson (neueste Aufl., Berl. 1842), von Keil (2. Aufl., Lpz. 1837) und von Fuchs (Berl. 1837); ferner das „Handlexikon" von Franceson (2. Aufl., Lpz. 1846) und das vollständigere von Seckendorf (3 Bde., Hamb. 1823). Den Versuch eines etymologischen Wörterbuchs machte Covarrubias (Madr. 1674) und Cabrera (Madr. 1837); die spanische Synonymik bearbeiteten Huerta (4. Aufl., Valencia 1811) und March (Barcel. 1834); die Orthographie die Akademie in einem besondern „Tratado" (die letzte zur Norm gewordene Ausgabe 1815), Jose Maria Gonzalez (Madr. 1833) und Jimenez (Madr. 1832). Wichtige Beiträge zur Etymologie enthält Fermin Caballero's „Nomenclatura geografica de España" (Madr. 1834); veraltet sind die historisch-etymologischen Untersuchungen von Aldrete „Del origen y principio del romance" (Madr. 1674) und Mayans y Siscar „De las origines de la lengua esp." (Madr. 1737). Neben der sogenannten spanischen oder eigentlich castilischen Sprache giebt es in Spanien noch zwei Hauptmundarten, die galicische, welche mit der portugiesischen nahe verwandt ist, und die catalonisch-valencianische, welche beide auch literarisch cultivirt wurden. Vergl. A. Fuchs „Ueber die sogenannten unregelmäßigen Zeitwörter in den romanischen Sprachen, nebst Andeutungen über die wichtigsten romanischen Mundarten" (Berl. 1840).

Was die Spanier auf dem Gebiete der Poesie geleistet haben, bildet nicht nur der Zeit, sondern auch dem Werthe nach den ersten Theil ihrer Literatur, d. h. des Inbegriffs dessen, was sie in ihrer Sprache producirt und durch die Schrift aufbewahrt haben. In der Poesie hat die spanische Productivität sich in ihrem höchsten Glanze, in ihrer schönsten Eigenthümlichkeit gezeigt; durch die Poesie hat die spanische Nation einen ehrenvollen Platz erhalten unter den Nationen, welche in Beziehung auf geistige Cultur als die bedeutendsten hervorgetreten sind. Daher muß auch bei einer kurzen Uebersicht der spanischen Literatur die poetische Literatur besonders hervorgehoben werden, während die übrigen Theile derselben, in denen sich das geistige Gepräge der Nation durch Materie und Form, Gedanken und Sprache, nicht in gleicher Vollkommenheit ausdrückt, nur berührt zu werden brauchen. Daß es eine celtiberische und eine westgothische Poesie in Spanien gegeben habe, läßt sich auch ohne weitere Bestätigung behaupten; aber es ist nichts davon übrig geblieben. Wenn bei dem Einfall der Araber Lieder der Westgothen, die auf ihre früheren Thaten und Schicksale Bezug hatten, sich erhalten hatten, so wurden sie seitdem vergessen, da von dieser Zeit an die Interessen der Gegenwart und die Vertheidigung derselben im Kampfe gegen die eingedrungenen Feinde der politischen Freiheit und des Glaubens die Nation, soweit dieselbe noch nicht unterworfen war, so völlig in Anspruch nahm, daß die Vergangenheit durchaus in den Hintergrund treten mußte. Ging doch selbst der Name des Volkes unter. Denn die einzelnen seit dem 8. Jahrh. allmählich sich bildenden Reiche erhielten früher unbekannte Benennungen und als dieselben später zu einer Monarchie zusammenschmolzen, war dies keine westgothische, sondern eine spanische und das Volk derselben kein westgothisches, sondern ein spanisches. Und in der That war dieses spanische Volk mit seiner ganzen Eigenthümlichkeit, mit seiner Verfassung, seinem Glauben, seiner Sprache, die Frucht eines Jahrhunderte lang fortgesetzten Kampfes, der begonnen ward von dem gefeierten Pelayo oder Pelagius und geendigt durch Ferdinand's des Kathol. großen Feldherrn Gonzalvo von Cordova im J. 1492. Wie hätte das frühere Dasein, die Zeit, wo westgothische Könige herrschten, anders als gleichgiltig erscheinen können, da ohne die Tapferkeit und den Muth des kleinen christlich-gothischen Restes, der in den asturischen Gebirgen seine Unabhängigkeit bewahrte, ohne die Großthaten einzelner Helden und des ganzen Volkes seit der ersten siegreichen Schlacht in jenen Gebirgen die ganze spätere Existenz gar nicht möglich gewesen wäre? Das Heiligste und Theuerste, was es für ein Volk und in dem Volk für den Einzelnen geben kann, ward durch jene Großthaten errungen, und wenn die Poesie hervorgeht aus der Begeisterung für das Erhabene und Schöne, so mußte sie hervorgerufen

werden in dem heldenmüthigen Freiheits- und Glaubenskampfe, der durch die Art und Weise, wie er, und durch die Interessen, wofür er geführt ward, das Erhabene und Schöne in reichster Fülle, in größter Herrlichkeit darbot. Der Kampf und die Helden, die in demselben hervortraten, die einzelnen das Gemüth ergreifenden Begebenheiten, die mit demselben in Verbindung standen, mußten von der Poesie ergriffen, mußten in Liedern dargestellt werden. Wenn hieraus deutlich wird, daß ein ganz neues Leben den Spaniern eine eigenthümliche Poesie erzeugen und durch die Bedeutung dessen, was dieselbe verherrlichte und in der Erinnerung festhielt, die Vergangenheit als unbedeutend aus dem Gedächtniß verschwinden mußte, so zeigt sich zugleich, daß die erste spanische Poesie episch sein mußte und durchaus national oder Volkspoesie. Und hiermit haben wir den Charakter derselben in ihrer ersten vom 8. bis zum Ende des 15. Jahrh. oder bis zur Eroberung von Granada reichenden Periode bezeichnet. Die epische Poesie strebt nach Einheit. Dies zeigt sich bei den Griechen im homerischen Epos, bei den Persern im Kampfe zwischen Iran und Turan. Ebenso war bei den Bretonen Artus, bei den Franken Karl der Große ein Mittelpunkt, auf den alle Sagen, alle Erinnerungen der früheren Geschichte bezogen wurden. Bei den Spaniern konnte etwas Aehnliches nicht stattfinden, da bei ihnen die eigne wirkliche Geschichte den Stoff der Poesie darbot, nicht ein verklärtes, nur noch in Sagen vorhandenes Dasein, von welchem eigentlich nur die geistigen Bestandtheile übrig geblieben und die Personen und Verhältnisse, in welchen diese zur Erscheinung kommen, Schöpfungen der Phantasie sind. Die Geschichte aber selbst bildete keine Einheit. Verschiedene kleine Reiche gingen nebeneinander im Kampfe gegen die Araber hervor, Leon, Castilien, Navarra, Aragonien und Catalonien bildeten von einander unabhängig sich fort, und oft waren sie unter einander selbst im Kampfe, wo dann die streitenden Parteien vielfach wieder mit streitenden Parteien unter den Arabern in Verbindung traten. Das Vereinigende bildeten unter solchen Umständen nur die von den verschiedenen christlichen Kreisen, mochten diese verbunden, oder mit einander im Kampfe und mit den Mauren vereinigt sein, allgemein respectirten Forderungen der Tapferkeit, welche die persönliche Ehre begründete, der Reinheit des Geblütes und des Glaubens. Eine Persönlichkeit, welche diese Forderungen am herrlichsten erfüllte, mußte für die verschiedenen Kreise gleiches Interesse haben und zugleich, indem sie den spanischen Nationalcharakter durch Erfüllung jener Forderungen repräsentirte, den Arabern imponiren. Fand sich eine solche Persönlichkeit, so konnte sie, von der Poesie aufgefaßt und verherrlicht, dieser eine gewisse Einheit geben, indem sie jedem Spanier, mochte er Aragonese oder Castilianer sein, das Ideal darstellte, dem er nachzustreben hatte, um dem Christenthum über den Muhamedanismus, der Freiheit über die Abhängigkeit von den Mauren den Sieg zu verschaffen. Und dieses Ideal stellte dar der tapferste Ritter des 11. Jahrh., Ruy Diaz de Vivar, von den Arabern der Cid genannt.

In Folge ihres Ursprunges, ihres Zusammenhanges mit der naheliegenden Geschichte, konnte die spanische epische Poesie nicht in einem zusammenhängenden Gedicht auftreten, sondern nur in einer Menge kleinerer Gesänge. Diese Gesänge führen den Namen Romanzen. Die Romanze war eine schlichte Darstellung irgend eines bedeutenden Factums ohne alle phantastische Begeisterung und ihre Poesie lag darin, daß sie aus der Wirklichkeit das Element heraushob, in welchem sich die geistige Bedeutung desselben concentrirte. Sie begründete dem Inhalt und der Form nach die spanische Volkspoesie. Die Form derselben ist die der redondillas, bestehend aus kurzen vier Trochäen enthaltenden Versen, von denen die ersten ohne Reim sind, die zweiten auf Assonanzen ausgehen. Bis in das 15. und 16. Jahrh. waren die Romanzen nicht schriftlich aufgezeichnet, sondern lebten nur im Gedächtnisse des Volkes fort. Erst in dieser Zeit kam es zu Sammlungen derselben, zu den sogenannten Romanceros, und Vieles mochte seit ihrer ersten Entstehung bis dahin an ihnen verändert worden sein. Zu den ältesten ihrem Ursprunge, ihrer bei der Sammlung vorhandenen Gestalt nach (dem Stoffe nach sind andere, welche z. B. vom Könige Rodrigo und von Karl dem Großen und dessen Paladinen handeln, älter) gehören von denselben die Romanzen vom Cid, deren wohl an hundert sind, woraus sich die oben bezeichnete Bedeu-

tung dieses Helden für das spanische Volk ergiebt. Sie umfassen alle Hauptmomente seines Lebens. Verschieden von diesen den Cid feiernden Romanzen, die nur ihrem Ursprunge nach, nicht ihrer jetzigen Form nach dem Helden gleichzeitig sind, ist das bis jetzt älteste Denkmal castilischer Sprache und Poesie — beiden gehören auch die Romanzen an —, nämlich das „Poema del Cid", ein ungefähr um die Mitte des 12. Jahrh. verfaßtes Epos, das den Anfang der spanischen Kunstdichtung macht. Es herrscht in demselben eine schlichte, treuherzige, oft naive und körnige Darstellung, und an gut gewählten Situationen, sowie an trefflichen Schilderungen, die zugleich auch geschichtlich wichtig sind als treue Abbilder damaliger Zustände, ist ziemlicher Reichthum. Der metrischen Form nach besteht es aus längeren, bald 10, bald 15, bald 20 Sylben enthaltenden und in der Mitte gleich den Alexandrinern getheilten Versen, deren bald mehr bald weniger durch den Reim, welcher oft in die Assonanz übergeht, mit einander verbunden sind. An der noch ungelenken, gehöriger Präcision und Klarheit entbehrenden Sprache sieht man, daß sie erst seit Kurzem zur Schriftsprache erhoben worden sei. Da der Gegensatz zwischen der spanischen und maurischen Nation nicht blos politisch, sondern auch religiös-kirchlich war, so mußte nothwendig in der epischen Richtung der Poesie neben der Romanze eine zweite Gattung von Gedichten hervortreten, welche vorzugsweise auf die Kirche sich bezog, und dies war die Legende. In dieser, in welcher das Wunderbare und Mystische in höchster Erhabenheit und Tiefe hervortritt, zeichnete sich besonders aus Gonzalo de Berceo (1198—1268), von dem wir besitzen: „La vida del glorioso Confesor Santo Domingo de Silos"; „La vida de San Millan de la colgolla", tornada de latin en romanze; ferner ein Buch „Del Sacrificio de la Misa", worin die mystische Bedeutung der Opfer des alten Testaments und die der katholischen Kirche, nebst der Symbolik der dabei beobachteten Ceremonien, enthüllt wird; außerdem eine Beschreibung der wunderbaren Begebenheiten und Naturerscheinungen, welche dem letzten Tage des Gerichts vorangehen sollen (de los signos que apariceran ante del juicio), nebst einer Schilderung des letzten Gerichtes selbst, der Freuden der Frommen und der Strafe der Bösen — und noch mehreres Andere. Die Gedichte des Berceo athmen einen Geist inniger Frömmigkeit und zeugen im Ausdruck, in der Schilderung und allegorischen Einkleidung von hohem poetischem Talente. Sie sind zugleich die ersten, welche in vollkommenen Strophen von vier durch denselben Reim gebundenen Alexandrinern gedichtet sind.

Ein Produkt der Gelehrsamkeit ist das „Poema de Alexandro", das Gedicht von Alexander dem Großen, das in der Mitte des 13. Jahrh. nach den französischen Vorbildern Alexander's von Paris und Lambert's li Cort ein gewisser Juan Lorenzo Segura bearbeitete. Es enthält eine chronologisch geordnete Geschichte der Geburt, Erziehung, Regierung, Kämpfe und Eroberungen Alexander's, durchwebt mit langen, ganz andere Begebenheiten (z. B. den trojanischen Krieg) darstellenden Episoden und voll von Anachronismen, wie denn der Verfasser seine Zeit mit ihren Einrichtungen, Sitten und Kenntnissen ganz auf die seines Helden übertragen hat. Durch diese Uebertragung erhält das sonst flache, im Ton einer Reimchronik gehaltene Epos, dem es indessen nicht an einzelnen dichterischen Stellen fehlt, eine gewisse historische Wichtigkeit. Zur förmlichen Reimchronik sank die epische Darstellung herab unter dem um Wissenschaften und Künste verdienten Könige Alfonso X. von Castilien (1221—1284), der zugleich dadurch wichtig ist, daß er die castilische Sprache, welche die Grundlage des heutigen Spanischen bildet, an der Stelle der lateinischen i. J. 1260 zur Gerichts- und schriftlichen Geschäftssprache erhob. Auf seine Veranlassung ward zur einfachen geschichtlichen Ueberlieferung eine „Cronica general" verfaßt und eine Menge von Chroniken wurden seitdem durch das Vorbild derselben hervorgerufen. Unter diesen zeichnet sich aus die, welche dem Könige Alfonso XI. dem Guten, Alfonso's X. Enkel, als Verfasser zugeschrieben wird, aber wahrscheinlich von Juan Nuñez de Villasan herrührt. Sie stellt die Begebenheiten dar in einfacher, fließender und edler Sprache, und schildert Einzelnes, z. B. Turniere, Schlachten u. s. w. auf eine anziehende und veranschaulichende Weise. In ähnlicher Art ward in der 2. Hälfte des 14. Jahrh. die „Historia del Conde

Fernan Gonzalez", eines vielgefeierten Nationalhelden des 10. Jahrh., dessen Andenken das Volk in seinen Romanzen bewahrte, dargestellt. Aber nicht blos in die Reimchronik ging das Epische über, sondern es brachte in fortschreitender Entwickelung auch noch zwei andere poetische Gattungen hervor, das Didaktische nämlich und die sogenannten Amadis-Romane (s. d.). Die Erscheinung des Didaktischen bildete gewissermaßen mit der Reimchronik eine chemische Zerlegung des eigentlichen Epischen in seine Grundelemente. Denn während die Reimchronik sich an das Aeußere der Erscheinungen oder Begebenheiten hielt, stellte im Didaktischen sich, wenn man so sagen darf, die Seele der Erscheinungen dar, insoferne man darunter die allgemeinen Elemente des geistigen Lebens versteht. Wie aber Alfonso X. die Ausbildung des einen der beiden Grundelemente, des Körperlichen, veranlaßte, so ging er mit seinem eigenen Beispiele auch für die Auffassung des zweiten voran, indem er in castilischer Mundart ein Gedicht über die Kunst Gold zu machen schrieb, unter dem Titel: „Libro del Tesoro ó del Candado", zum Theil in coplas de arte mayor (versos de arte mayor hießen die Verse, in welchen das Poema del Cid geschrieben ist, und die nach und nach zu Alexandrinern sich ausbildeten), zum Theil in achtsylbigen Versen. Die vorzüglichsten Dichter auf dem Gebiete des durch Auffassung der geistigen Grundlagen des Lebens vom Standpunkte der Reflexion aus hervorgegangenen Didaktischen waren der tapfere castilische Prinz Don Juan Manuel (starb 1347), der Erzpriester zu Hita Juan Ruiz (starb 1351) und der Jude Don Santo, endlich der berühmte Geschichtsschreiber, Großkanzler und Oberkammerherr von Castilien, Don Pedro Lopez de Ayala (geb. zu Murcia 1332 und gest. 1407). Don Manuel schrieb in klarer mit Versen durchwebter Prosa ein Werk „El Conde Lucanor", welches in der Entwickelung der castilischen Literatur dasselbe Moment bildet, wie in der italienischen die „Cento novelle antiche" und Bocaccio's „Decamerone". Lucanor wird als in mannigfaltigen politischen und moralischen Verlegenheiten sich befindend dargestellt, worin er seinen Freund und Minister um Rath fragt, welchen dieser jedesmal in einer kleinen anmuthigen Geschichte oder Novelle ertheilt. Die Moral, welche einer jeden dieser Novellen zu Grunde liegt, ist in zwei kleine Verse gebracht. Juan Ruiz stellt eine Reihe von Liebesabenteuern dar, an welche er dann Erzählungen, sinnreiche Fabeln, Lebensregeln, Schwänke und didaktische Gedichte anknüpft. Die Schwänke, Fabeln und Erzählungen sind entlehnt aus lateinischen und nordfranzösischen Quellen und der Eigenthümlichkeit des spanischen Volkes und Bodens angepaßt. Auch lyrische Partien kommen vor und diese bestehen zum größten Theil aus sechs- und achtsylbigen Versen, während die Form der Erzählung und Belehrung die Alexandrinerstrophe ist. Von dem Juden Don Santo aus Carrion wurde ein Gedicht verfaßt unter dem Titel: „Consejos y Documentos al Rey Don Pedro", welches Lehren und Rathschläge an den König Pedro den Grausamen (reg. von 1350—1369) enthält und aus 476 vierzeiligen Strophen von siebensylbigen Versen und wechselnder Reimverschlingung — ein im 16. Jahrh. unter dem Namen italiano quebrado viel gebrauchtes Metrum — besteht. Das Werk des Ayala führt den Titel: „Libro o Rimado el Palacio" und giebt in Versen theils Lehren über eine gute Einrichtung von Kirche und Staat, theils bittere satyrische Schilderungen von damaligen Zuständen, welche oft einen wichtigen Beitrag zur Geschichte seiner Zeit liefern. Auch sind Lieder verschiedener Art, Cantares, darin enthalten, die bald moralisch-didaktisch, bald lyrisch sind. Auszüge aus Juan Ruiz und Ayala findet man bei Ferd. Wolf „Beiträge zur Geschichte der castilischen National-Literatur" (Wien 1832).

Die Ausbildung des Epos in seinen verschiedenen Erscheinungen und Entwickelungen gehört, wie bemerkt, Castilien an, und die castilische Sprache war vorzugsweise für dasselbe geeignet. Für die lyrische Poesie dagegen hatte sich in den östlichen Marken und in Aragonien das Limousinisch-Catalonische und im westlichen Theile der Halbinsel durch die provençalische Hofpoesie, welche Heinrich von Burgund in Portugal einführte, das Galicische gebildet. Daher dichtete auch König Alfonso X., der doch die castilische Sprache sonst so begünstigte, seine lyrischen Gedichte, Cantigas, im galicischen Dialekt, weil er die

castilische Sprache für den lyrischen Ausdruck nicht geeignet fand. Dadurch aber, daß er in dem, was er in castilischer Mundart dichtete, kürzere Versmaße einführte an die Stelle des bis dahin herrschenden Alexandriners, daß er zu einem ausgedehnteren Gebrauch der castilischen Sprache, und in Folge davon zu einer höhern Ausbildung derselben Veranlassung gab, war er der Erste, der zur Hebung jenes Uebelstandes beitrug. Bereits im 15. Jahrh. konnte Castilien die in Catalonien vorzugsweise ihren Sitz habende Lyrik aufnehmen und sie als Kunstpoesie, die durch künstlich metrische Form, durch Schärfe im Gegensatz der Gedanken, durch mythologische aus dem Studium der Alten hervorgegangene Gelehrsamkeit und Bedeutsamkeit eines großen allegorischen Planes, worin man sich in Folge der Lectüre italienischer Dichter, besonders des Dante, gefiel, in einen scharfen Gegensatz zur Einfachheit der Volkspoesie trat, weiter fortbilden. In Catalonien war, da die Könige von Aragonien zugleich über einen Theil des südlichen Frankreichs herrschten, und dadurch ein fortwährender geistiger Verkehr zwischen beiden Ländern möglich war, die Poesie der provençalischen Troubadours von höchstem Einfluß auf die poetische Production gewesen. Einer der bedeutendsten Lyriker des 15. Jahrh. war Ausias March von Valencia (gest. 1450). Seine Gedichte, die in Werke der Liebe, worin eine geliebte Dame verherrlicht wird, in Werke des Todes, die auf den Tod dieser Dame gedichtet sind, und in moralische Werke zerfallen, zeichnen sich aus durch Tiefe des Gefühls, Gedankenreichthum, sinnige Bilder und Wahrheit des Ausdrucks. Neben ihm werden als catalonische Dichter genannt Jaume Royg aus Valencia, zwei Jordi u. A. Der Catalonier Juan Martorell begründete eine leichte anmuthige Prosa und bildete den Roman fort durch seinen Tirante den Weisen, der nicht die phantastische Uebertreibung der Amadisse, sondern eine durchaus verständige Entwickelung der Geschichte und eine poetisch wahre Schilderung des Ritterlebens enthält. Den Vermittler zwischen catalonischer und castilischer Poesie, welche Letztere im 15. Jahrh. als Kunstpoesie am Hofe Johann's II. (1407—1454) blühte, bildete Don Enrique von Aragon, Marquis von Villena (gest. 1434), dessen Besitzthum auf den Grenzen von Castilien und Valencia lag, und der beide Königreiche während der Minderjährigkeit ihrer Fürsten regierte. Er gründete nach dem Muster der Akademie von Toulouse eine ähnliche zu Barcelona, und obwohl dieselbe nicht lange bestand, war die Aufmunterung der Dichter, die von ihm ausging, gleichwohl nicht ohne Folgen. Auch schrieb er selbst eine Poetik, worin er das Verhältniß des castilischen und limousinischen Dialekts auseinander setzte, ferner ein allegorisches Schauspiel und einiges Andere, z. B. einen Commentar zur Aeneis. Sein Zögling war Don Inigo Lopez de Mendoza, Marquis von Santillana (1398—1458), ein als Mensch, Krieger und Staatsmann gleich ausgezeichneter Mann. Er dichtete auf den Tod Villena's einen Trauergesang von 25 Strophen in versos de arte mayor, der voll ist von Gelehrsamkeit; außerdem „El doctrinal de privados", bestehend aus 53 Strophen in Redondillen, und durch das unglückliche Ende des Don Alvaro de Luna, eines Günstlings Johann's II., veranlaßt; ferner für den Kronprinzen, den nachmaligen Heinrich IV. von Castilien, eine Sammlung von 100 moralischen und politischen Grundsätzen, das literarisch berühmte, an Erfahrung reiche, aber an Poesie arme „Centiloquio"; endlich erotische und kriegerische Lieder, die, wenn auch gelehrt, doch zugleich voll sind von der innigsten Zärtlichkeit und wahrer lyrischer Begeisterung. Neben ihm ist zu nennen sein Freund Juan de Mena, geb. 1412 zu Cordova, gebildet auf der Universität zu Salamanca und durch eine Reise nach Italien, und gest. 1456 zu Guadalaxara. Er ward vom Könige Johann II. in den ihn umgebenden literarischen Kreis aufgenommen und zum Historiographen der Landeschronik ernannt. Von ihm ist das Gedicht „El Labyrintho", oder die 300 Stanzen, „Las Trecientas", worin er in Versen de arte mayor die Komödie des Dante nachahmt. In seiner Poesie ist ebenfalls die lyrische Seite vortrefflich, und dies entschädigt für die dürre Reflexion der didaktischen Partien und die kalte, hauptsächlich mit Mythologie prunkende Gelehrsamkeit. Dieselbe Richtung wie Mena verfolgten Fernan Perez de Guzmann, Garci Sanchez von Badajoz und mehrere Andere.

Aus der eigenthümlichen Verbindung von Gefühl und Reflexion, Lyrik und Didaktik,

die wir bei diesen Dichtern gerade wie bei den Troubadouren, welche ihre ursprüngliche Quelle waren, bemerken, ging die Glosse hervor, worin ein Thema in mehrfachen Wendungen, in welche die ursprünglichen Worte desselben verflochten werden, variirt wird. Zunächst trat diese Form in den Canciones und Villancicos hervor. Die Ersteren sind kleine Lieder, meist von 12 Zeilen, von denen die ersten 4 den Grundgedanken, die letzten 8 die weitere Ausführung und Anwendung enthalten. Die Villancicos stellen den Grundgedanken in 2 oder 3 Zeilen voran und es folgt in einer oder mehreren Stanzen, jede von 7 Zeilen, die Ausführung. Wie fruchtbar die lyrische Begeisterung dieser Zeit gewesen sei, geht daraus hervor, daß das Cancionero general, das allgemeine Liederbuch, worin eine bedeutende Anzahl der vorhandenen religiösen, moralischen und erotischen Lieder gesammelt wurde, 136 Dichter nennt und doch noch sehr viele Lieder von Unbekannten enthält. Neben dieser Kunstpoesie, von welcher nur ein Theil der lyrischen Gedichte, der einfacheren Lieder, dem Volke genießbar waren, entwickelte sich noch fort die Volkspoesie in den ihr eigenthümlichen Romanzen. Die äußere Form derselben war ihrem Grundcharakter nach noch die frühere, allein die kunstvollere Behandlung in Sprache und Metrum verrieth den Einfluß, den die Kunstdichtung auch auf das Volk ausgeübt hatte. Der Stoff der Romanzen ward bis zur Eroberung von Granada, die den letzten Act des großartigen Kampfes bildete, entlehnt aus der Geschichte. Als Granada gefallen war, als in dem schönen Andalusien Spanier und Mauren zu Einem Volke vereinigt wurden, ward die maurische Geschichte und das maurische Leben Gegenstand derselben, indem man die lieblichen Lieder der Besiegten erst übersetzte und dann nachahmte. Andere gingen hervor aus der Bekanntschaft mit den französischen Sagenkreisen und eine große Masse derselben bezog sich auf die Schlacht von Roncesvalles, in der sich ja das spanische Volk nicht weniger verherrlicht fand, als in seinen Kämpfen mit den Mauren. Die Bekanntschaft mit den französischen Sagenkreisen wurde in gleicher Weise wie die provençalische Poesie vermittelt durch das Königreich Aragonien. Dies war auch der Fall mit einer eigenthümlichen Gattung von Romanzen, den Schäferromanzen, die ihre erste Pflege dem nördlichen und südlichen Frankreich verdanken und von da nach Spanien, nach Castilien verpflanzt worden sind. Wie diese Romanzen, die außer den genannten Stoffen auch noch Gegenstände aus der biblischen Geschichte, aus der Mythologie und aus dem Volksleben behandelten, in Sammlungen (Romanceros) vereinigt wurden, ist schon oben angegeben. Um von der Mannigfaltigkeit, der schönen Sprache und der süßen Anmuth derselben ein Bild zu erhalten, vergl. man Depping „Sammlung der besten alten spanischen historischen Ritter- und maurischen Romanzen", wozu noch Romanzen und Lieder verschiedenen Inhalts gefügt sind (Altenb. u. Lpz. 1817).

Eine dritte Bedeutung der Kunstpoesie des 15. Jahrh., die wir zuletzt in ihrer wohlthätig zurückwirkenden Kraft auf die Volkspoesie der Romanzen erblickten, liegt darin, daß durch sie die Anfänge eines gebildeteren Drama hervorgerufen wurden. Die populäre Grundlage des Drama waren, wie überall im neueren Europa, die den kirchlichen Festen sich anschließenden Mysterien, Autos Sacramentales von den Spaniern genannt. Diese fanden die Kunstdichter vor und ihre Bemühungen erstreckten sich zunächst darauf, den Dialog, der in den Mysterien roh und unvollkommen war, strenger auszubilden. So entstand der aus 32 Couplets bestehende Dialog Mingo Rebulgo, benannt nach den Namen der beiden sich Unterredenden, welche Schäfer sind, und in ähnlicher Weise wurden eine Menge solcher Schäfergespräche gedichtet. Mehr dem Drama sich nähernd, als diese Gespräche, die ganz den Idyllen des Theokrit zu vergleichen und blos Vorübungen des Drama zu nennen sind, waren die zu Ende des 15. Jahrh. von Encina gedichteten geistlichen und weltlichen Schäferspiele, die in der Christnacht, in der Carnevalszeit, oder bei andern feierlichen Gelegenheiten vor einem vornehmen Publikum aufgeführt wurden. Einen andern Stoff, der im Gegensatz zu der idealen Schäferwelt der gemeinen Wirklichkeit angehörte, behandelte die aus 21 Acten bestehende Tragikomödie „Kallistus und Meliböa" (Callisto y Melibea), eine dialogisirte Geschichte von Fernando de Rojas (zwischen 1481—

1492), die die moralische Tendenz hat, durch Schilderung der Liederlichkeit einen Spiegel vorzuhalten, übrigens durch gut gezeichnete Charaktere und durch Leichtigkeit des Dialogs sich auszeichnet. Solche Dramen mit moralischer Tendenz wurden in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. in Menge nachgeahmt. Dieser Richtung stellte sich zunächst eine gelehrte entgegen, welche das antike Drama zum Vorbild nahm, und zunächst suchte man durch Uebersetzungen antiker Dramen, wie in Frankreich und Italien, zu wirken. Villalobos, Karl's V. Leibarzt, übersetzte den Amphitruo des Plautus, Perez de Oliva, Professor zu Salamanca (gest. 1533), die Elektra des Sophokles, Petro Simon de Abril den Terenz und Andere andere Stücke. Aber diese Bemühungen erreichten ihren Zweck nicht. Desto mehr Beifall fanden die Dramen, welche gleichzeitig der Geistliche Torres Naharro (s. d.) und Lope de Rueda (s. d.) dichteten, und worin die Grundlage des späterhin volksthümlichen Drama, Knüpfung und Lösung einer interessanten Intrigue und Mischung des Tragischen mit dem Komischen schon bestimmt hervortrat. Rueda schrieb seine Lustspiele in Prosa; auch dichtete er Schäferspiele mit eingewebten Liedern. Cervantes achtete ihn sehr, und daß seine Stücke ganz volksmäßig waren, zeigt der Umstand, daß ein Gelehrter aus Sevilla, Juan de la Cueva, der den Dichter nicht kannte, in einer Theorie der dramatischen Dichtkunst ganz die von ihm befolgten Grundsätze aussprach. Soweit hatte in ihrer ersten Periode die spanische Poesie sich entwickelt. Streng genommen wird diese Periode begrenzt durch die Beendigung des Kampfes mit den Mauren, und ihr eigenthümlich angehörend sind die schönsten Blüthen des Epischen und Lyrischen, die Romanzen und Lieder, welche dem durch den Kampf, durch den Gegensatz der Nationalität und des Glaubens, bedingten und gebildeten Volksgeiste entsprossen.

Das glänzendste Erzeugniß der zweiten Periode, die bis zur Einführung des französischen Geschmacks in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. reicht, war das Drama, dessen Anfänge und allmähliche Weiterbildung noch in die erste Periode fallen und den Uebergang derselben zur zweiten bilden. Daneben erreichten ihre Vollkommenheit der Roman und die Novelle. Als ein einflußreiches Moment erscheint aber wiederum die lyrische Kunstpoesie, die in eine italienische und eine nationale sich spaltete und in ihren schönsten Resultaten in den Romanen des Cervantes und den Dramen des Vega und Calderon erscheint. Die frühere Kunstpoesie war hervorgegangen aus der Poesie der provençalischen Troubadours. Jetzt begann man, ausschließlich der italienischen Poesie, deren allmähliche Einwirkung auch früher schon eintrat, sich anzuschließen und versuchte, die Klarheit und den Wohllaut ihrer Formen in der spanischen einheimisch zu machen. Auf Santillana und Mena hatte Dante einen außerordentlichen Einfluß ausgeübt; Boscan (s. d.) und Garcilaso de la Vega (s. d.), welche an der Spitze der angegebenen neuen Richtung standen, nahmen vorzüglich Petrarca sich zum Vorbilde. Außerdem aber ward auch die lateinische Poesie studirt und nachgeahmt, während früher das Antike nur in der Form der Gelehrsamkeit aufgenommen worden war. Aehnlich war die Lyrik der Portugiesen Sa de Miranda (geb. 1495, gest. 1558), welcher 6 spanische und 2 portugiesische Idyllen in italienischem Stil dichtete, und Jorge de Montemayor, der geb. war um 1520 und 156½ in Italien starb. Montemayor war lange als Musiker in der Ober-Kapelle des Infanten Philipp, des nachmaligen Philipp II. und begleitete ihn auf seinen Reisen. Er dichtete einen Hirtenroman, der als solcher selbst zwar weniger bedeutend, aber durchwebt ist mit den herrlichsten Novellen in Prosa und den seelenvollsten Liedern in italienischer und altcastilischer Form. Von den übrigen dieser Richtung angehörenden Dichtern erwähnen wir noch Garcilaso's Freund, Fernando de Acuña aus Madrid, der zwischen der italienischen Canzone und dem spanischen Liede einen Mittelton anstimmte, und Gil Polo aus Valencia (gest. 1572), welcher Montemayor's Diana in einem Roman unter dem Titel: „La Diana enamorada" meisterhaft und das Vorbild übertreffend fortsetzte. Ein männlicher Geist herrscht in der Poesie des Don Diego Hurtado de Mendoza (s. d.) aus Granada (geb. 1503, gest. 1575), ein durch Wissenschaft und Leben höchstgebildeter Mann, der neben großer Thätigkeit im Staatsdienst noch Zeit genug finden konnte, um als einer der

ersten Classiker seiner Nation aufzutreten. Er dichtete weniger bedeutende Episteln, Sonette und Canzonen in italienischem Stil, bessere, den altcastilischen Liederton nachahmende Lieder, theils in vierzeiligen Strophen (Redondillas), theils in fünfzeiligen (Quintas oder Quintillas), machte sich aber unsterblich durch den prosaischen Roman Lazarillo de Tormes, den wir verbessert und mit einem 2. Thl. vermehrt, von einem gewissen Luna (Saragossa 1652) besitzen. Es gehört dieser Roman zu der Gattung, welchen die Spanier Romane del gusto picaresco, Schelmenromane, genannt haben, und enthält mit meisterhafter Laune und Schärfe durchgeführte Schilderungen der Sitten und Mängel der Castilianer. Eine der vielen Nachahmungen ist die schelmische Justina von Don Guzman de Alfarache. Zu denen, die in der italienisch-antiken Lyrik sich auszeichneten, gehören hauptsächlich noch die Odendichter Fernando de Herreras (s. d.), ein Geistlicher aus Sevilla (geb. 150²/₄, gest. 1578), von seinen Verehrern der Göttliche genannt; Luis Ponce de Léon (s. d.) und die Gebrüder Argensola (s. d.).

Im Gegensatz zu dieser italienisirenden und antikisirenden Richtung, deren Verfolgung viel zur Reinheit und Mannigfaltigkeit der Sprache und des Rhythmus beitrug, wurden von einer andern Classe von Kunstdichtern die dadurch zurückgedrängten nationalen Formen wieder zu Ehren gebracht und kunstvoll weiter gebildet. An der Spitze derselben stand Cristóval de Castillejo (s. d.), dessen Gedichte meist aus witzigen Spöttereien über die Nachahmer des Fremden und Antiken und aus burlesken Parodien ihrer Schöpfungen bestehen, zum Theil jedoch auch wahrhaft poetische Lieder in altcastilischem Tone sind. Der berühmteste seiner Nachfolger war der Geistliche Luis Góngora de Argote (s. d.) aus Cordova (1561—1627). In Romanzen und Liedern setzte er anfangs die burleske Satyre Castillejo's fort, den er durch pikante Natürlichkeit, präcise Sprache und schöngebaute Verse übertraf, und brachte außerdem in Liedern des altspanischen Stils Vortreffliches hervor. Bald aber führte er, aus Sucht berühmt zu werden, die Richtung, der er angehörte, zu einem unnatürlichen, alles Gehaltes entbehrenden, durch übertriebene Künstelei im Ausdruck und Ueberladung mit mythologischer Gelehrsamkeit die wahre Poesie ertödtenden Extrem. Dies geschah, indem er für die ernste Poesie einen höher gebildeten Stil, den Estilo culto, der in Verzerrung der Sprache, Verkrüppelung des Satzbaues und Umdeutung des gewöhnlichen Sinnes der Worte bestand, einführte. Hieraus ging die Schule der Culturisten oder Gongoristen hervor, die die Pedanterie ihres Lehrers eine geraume Zeit hindurch fortsetzten. Eine andere Schule, die der Concettisten, vereinigte die Sprache Gongora's mit dem Außerordentlichen, Ueberspannten der Gedanken der Concetti's, und fand ebenfalls Anhänger, z. B. Felix de Artega (gest. 1633). Was neben der Lyrik auf dem Gebiete des Epos geleistet wurde, war bloße Nachahmung, hervorgegangen aus der Bekanntschaft mit der italienischen und antiken Literatur. Es waren todte, jetzt längst vergessene Produkte, die auf diese Weise entstanden. Der Kampf mit den wilden Völkern in Amerika, das glorreiche Leben Karl's V. ersetzte nicht den Kampf mit den Mauren. Eine zahllose Masse von Caroleen und Mexicaneen wurden zwar gedichtet, aber man hatte darin nichts weiter als metrische Reisebeschreibungen und Kriegsgeschichten. Am bekanntesten ist geworden die „Aruncana" des Alonzo de Ercilla y Zuñiga aus Madrid (geb. 1540, gest. 1595), eine mit malerischen Naturschilderungen durchwebte, in correcter Sprache geschriebene Darstellung der Unterjochung der amerikanischen Chili'schen Provinz Arauco in 37 Gesängen. Sie ist darum nicht ohne Interesse, weil der Dichter von Allem, was er besang, Augenzeuge war. Wahrhaft lebendige, organisch erwachsene epische Bildungen sind in dieser Periode der Ritterroman, der zuerst im Tirante dem Weisen auftrat, dann der Schäfer- und Schelmenroman, endlich die italienischen Mustern nachgebildete Novelle, die zuerst bearbeitet ward durch den für die Nationalliteratur vielthätigen Juan Timoneda, Buchhändler in Valencia. Und diese Elemente wurden erfaßt und zur Vollendung gebracht von Spaniens größtem Dichter, Miguel Cervantes de Saavedra, geb. 1547 (s. d.). In seiner Galatea zeigt sich in vollkommenster Ausbildung der Schäferroman; im Don Quixote ist die Innigkeit der Schäfer-

dichtung mit dem Komischen und Derben des gemeinen Lebens, wie es in den Schelmenromanen erscheint, und zugleich mit dem Phantastischen des Ritterthums vereinigt; im Persiles und Sigismund endlich, in den „Novelas exemplares" und in den im Don Quixote vorkommenden Novellen erscheint die höchste Meisterschaft in der Novellendichtung. Berücksichtigt man daneben die reichlich eingestreuten und trefflichen Lieder und Romanzen, die Vortrefflichkeit der Sprache und des Verses, die reizende Schilderung des spanischen Landes und des spanischen Lebens nach seinen verschiedensten Seiten hin, so kann man sagen, Cervantes habe Alles auf dem Gebiete der Poesie, dem Inhalt und der Form nach, zusammengefaßt und wie Bausteine zu einem unvergänglichen königlichen Denkmal verarbeitet. Nur das Dramatische muß hiervon ausgenommen werden. Zwar dichtete auch er mehrere Schauspiele, aber das Drama zur Vollendung zu bringen, war den beiden Heroen der spanischen Poesie, Lope de Vega (s. d.) und Pedro Calderon de la Barca (s. d.), von denen der Erstere auch treffliche Novellen, Romane, Eklogen, Epen, Romanzen, Lieder, Sonette, kritische Gedichte und Episteln schrieb, vorbehalten.

Die Grundlage des spanischen Drama ist schon oben angedeutet. Sie kehrt auch in der höchsten Ausbildung desselben wieder. In dieser sind Glaube, Liebe und Ehre, wozu bei Calderon noch die Treue kommt, gleichsam mythologische Figuren geworden, die in allen Stoffen wiederkehren. Die Hauptaufgabe war dabei, diese Begriffe in den mannigfaltigsten Verwickelungen und Collisionen unter einander erscheinen zu lassen, um sie durch die verschiedensten, bald förderlichen, bald hinderlichen Verhältnisse des äußern Lebens hindurch zu führen. Daneben war es zugleich nothwendig, um bei der steten Wiederkehr jener geistigen, nach bestimmten systematisch entwickelten Regeln wirkenden geistigen Grundlagen die Trockenheit zu vermeiden, den Stoff auf das mannigfaltigste auszuschmücken und durch diesen Schmuck, sowie durch kühne und freie Zusammenstellungen ihn bedeutend, allegorisch zu machen. Aus diesem Streben erklärt sich zugleich die metrische Mannigfaltigkeit der Sprache. Nationale und italienische Versmaße, wie sie bis dahin ausgebildet worden waren, zum Theil auf dem Gebiete der dem Volke unzugänglichen Kunstpoesie, wurden nun für das volksmäßige Drama, das die früheren Leistungen in gleicher Weise in sich vereinigte, wie wir es bei den Werken des Cervantes gesehen haben, verwandt. Der Dialog ist in der Regel in Redondillas von verschiedener Form; in großartigeren, würdevolleren Partien tritt der große heroische Vers der Italiener entweder in Octaven oder Terzinen ein; wo die Empfindung vorherrscht, wird das Sonett gebraucht. Kurz, die bunte äußere Fülle giebt dem spanischen Drama etwas Zauberartiges, das über alle innere Einförmigkeit hinweghebt. Es spiegelt sich hierin gewissermaßen das eigene Leben der bedeutendsten spanischen Dichter ab, die fast Alle dem Kriegerstande angehören und auf den Zügen der Heere zu Wasser und zu Lande die verschiedenartigsten Verhältnisse und Lagen kennen lernen. Seit Lope unterschied man die Schauspiele in geistliche und weltliche (Comedias divinas y humanas) und letztere wieder in heroische, historische oder mythologische und in die sogenannten Schauspiele im Mantel und Degen (de capa y espada), welche die Sitten und conventionellen Verhältnisse der Gegenwart darstellen. Die geistlichen Schauspiele zerfielen in Lebensgeschichten der Heiligen, nach dem Muster der alten in den Klöstern heimischen Mysterien gebildet, und in sacramentarische Handlungen, autos sacramentales, allegorische Verherrlichung des Frohnleichnamsfestes. Unzählige Nachahmer Lope's und Calderon's traten auf, von denen wir nur wenige anführen. Ein Zögling Lope's war Juan Perez de Montalvan (gest. 1639), der außer Schauspielen auch treffliche Novellen schrieb. Als komischer Dichter zeichnete sich aus Augustino Moreto, dessen beliebtestes Lustspiel „El desden con el desden", im Deutschen unter dem Titel: „Donna Diana" oder „Stolz und Liebe", sich großen Beifall erworben hat. Philipp IV. war sein, wie auch Calderon's Begünstiger. Von diesem Fürsten aufgemuntert, waren außerdem Antonio de Solis und mehrere Andere. Neben diesem reichen Wirken auf dem Gebiete des nationalen Schauspiels gingen die Leistungen der Kunstpoesie in Episteln, Satyren, Romanzen, Liedern ꝛc. fort. Der Graf von Rebolledo (gest. 1676) schrieb militärische und politische Wälder

(Selvas, eine von Gongora, dessen Estilo culto noch immer sein Wesen trieb, eingeführte Gattung der Poesie), d. h. eine metrische Darstellung der Kriegs- und Staatswissenschaften, und Aehnliches entstand in Menge. Den Namen des spanischen Anakreon verdiente sich Estévan Manuel de Villégas (1595—1669), welcher Oden und Anakreontische Lieder dichtete, auch einen Theil der Horazischen Oden frei übersetzte. Treffliche satyrische und komische Lieder und Romanzen dichtete neben Sonetten, Canzonen, Oden, Idyllen und Xacaras (altcastilischen Liedern in der Sprache der spanischen Zigeuner) Francisco de Quevédo aus Madrid (1580—1645), der in Prosa auch einen vorzüglichen Schelmenroman (vom großen Tacaño) und Sueños (Träume) schrieb, sowie mehreres Andere. Quevédo war der spanische Rabelais.

Allmählich entwich immer mehr der schöpferische Geist, man ahmte nur noch nach und am Ende der Periode tritt, da aller Gehalt fehlt, fast allein herrschend der Schwulst und die Unnatur des Gongorismus hervor. Die zweite Periode begann mit dem Gegensatze des Italienischen, dessen Einfluß durch die Verbindung Spaniens mit Neapel und Sicilien, sowie mit ganz Italien unter Karl V. entstand, und des Nationalen; die dritte beginnt mit einem Gegensatz des Französischen, neben welchem sich gegen Ende des 18. Jahrh. das Englische geltend machte, und des Nationalen. Theils wegen der Erschöpfung aller nationalen Formen, theils aber auch wegen der Erhebung einer französischen Dynastie auf den spanischen Thron, fand die französische Poesie Eingang und Nachahmer. Der Adel, der am Hofe lebte, die Gelehrten, die vom Hofe abhingen, die Dichter, welche Neues leisten wollten, huldigten ihr, und ihre Verständigkeit und rhetorische Symmetrie fesselte Viele bald so, daß sie das seltsame Gemisch von Scherz und Ernst, von gemeiner Wirklichkeit und einer wunderbaren, von Ehre, Liebe und Glauben getragenen Welt, wie es im Lope'schen und Calderon'schen Nationaldrama hervortrat, als armselig verhöhnten. Den meisten Einfluß auf die Geltendmachung des Französischen hatte der königliche Staatsrath und Handelsminister Ignacio de Luzan (s. d.) aus Barcelona, und zwar nicht sowohl durch eigne Gedichte, als durch eine Poetik (herausgeg. 1737), in der er aristokratische und französische Grundsätze über Dichtkunst, verbunden mit seinen eignen Ansichten, vortrug, und namentlich Natürlichkeit und Eleganz der Sprache als Hauptsache aufstellte. Ihm folgte Augustin de Montiano y Luyando in seinen Trauerspielen, Virginia (1750) und Ataulpho (1753). Ein späterer Dichter von regelmäßigen moralisirenden Trauerspielen im französischen Geschmack war Nicolás Fernandez de Moratin (s. d.), dem in der neueren Zeit sich anschließen: Man. Quintana („Pelayo"), Don Nicasio Alvarez de Cienfuegos („Idomeneo", „Patticus", „Zoraide", aus dem Anfange des 19. Jahrh.), Martinez de la Rosa („la vidua de Padilla," „Morayma", „Oedipus"), Joaquin de Mora (s. d.), Angel de Saavedra (s. d.), der fruchtbare Lustspieldichter Berton de las Herreres (s. d.), Hartzembusch (s. d.), Zorilla (s. d.), Espronceda (s. d.), Gorostiza (s. d.) und viele Andere. Im französischen Lustspiel zeichnete besonders sich aus Leandro Fernandez de Moratin (starb zu Paris 1828), der zugleich ein guter Lyriker war, und der geistreiche Martinez de la Rosa. Man hat den ersten den spanischen Molière genannt. Am Anmuthigsten stellte sich die französische Einfachheit dar in den Fabeln des Tomas de Iriarte (geb. 1750, gest. 1794), von dem auch eine Uebersetzung der Horazischen Dichtkunst und ein Lehrgedicht über die Musik verfaßt wurde. Iriarte verschmähte indessen nicht, altspanische Metra anzuwenden, und Vieles von den alten Formen zeigt sich auch in den Lustspielen des Moratin und des Ramon de la Cruz y Cano (gest. 1795). Das Volk ward von dem neuen Geschmack so gut wie gar nicht berührt; ihm gefielen seine Romanzen, Cantigas und Intriguenschauspiele. Ein Vertreter des Nationalen war der königliche Bibliothekar Vicente Garcia de la Huerta, der mit Vermeidung aller Künstelei und Schwulst der Gongoristen angenehme lyrische und epische Romanzen, Glossen und Sonette und außerdem Schauspiele, von denen das erste, Raquel (Rahel), ein wahrhaft ungeheures Aufsehen machte, dichtete. Das Gute der französischen Schule sich aneignend, vertheidigte er in mehreren Vorreden die spanische Bühne in ihrer Hoheit und ihrem orienta-

lischen Zauber gegen die kalte Verständigkeit der französischen. Nach englischen Mustern, nach Pope, Milton u. A., deren Weise er mit dem Altspanischen zu vereinigen suchte, dichtete der Stifter einer neuen lyrischen Schule, der gedankenvolle Don Juan Meléndez Valdez (geb. 1754 im altcastilischen Ribera, gest. 1817 im Exil zu Montpellier). Sein Freund war der unglückliche Schauspieldichter Jove Llanos. Neben ihm sind noch als neuere Lyriker zu nennen Jose Iglesias (1753—1791), Quintana, Eugen, Tapia und der feurige F. de Heredia. Ein heroisches Gedicht „Mexico conquistada", verfaßte der Uebersetzer von Young's Nachtgedanken und Milton's Paradiese, Juan de Escoiquiz (geb. 1762, gest. 1817). Reich war seit dem Ende des 18. Jahrh. die Romanliteratur. Es erschienen, um nur wenige zu nennen: „Los enamorados" (Madrid 1798) von Trigueros; „El Don Quixote de la Cantabria" (1800) von Ribero y Lanes; „Cornelia Bororquia ó la victima de la inquisicion" (1820); „Irene y Clara ó la madre imperiosa" (Paris 1830). Seitdem man anfing, die Werke von Scott, Cooper und Irving, wie früher Young, Milton, Thomson u. A. zu übersetzen, fand auch der historische Roman Eingang. Dahin gehört: „Ramiro conde de Lucena" (Madrid 1828) von Humara, „El conde de Candespina" (Madr. 1832) u. A. Vergl. über die neuere spanische Poesie V. A. Huber „Gründliches spanisches Lesebuch" (Bremen 1832, 8.). Durch einzelne Beiträge zu den in London seit 1823 herauskommenden spanischen Journalen haben u. A. J. J. Mora, J. L. de Villanueva (Verfasser von vortrefflichen geistlichen Liedern und Nachahmungen der Psalmen) und Angel de Saavedra (Lyriker und Dramatiker) schöne dichterische Talente gezeigt. Endlich muß erwähnt werden, daß in der neueren Zeit auch sehr tüchtige Uebersetzungen alter Dichter, z. B. des Aristophanes und Sophokles (von Estala), des Horaz (von Burgos, Madrid 1820—23), des Homer (von Hermosilla, 1831) geliefert worden sind. Die Vereinigung vereinzelnder, Hoffnung erregender Elemente, wird vielleicht eine moderne spanische Poesie, die der alten an die Seite sich stellen darf, hervorbringen.

In der spanischen Prosa, deren ältestes Denkmal die von Ferdinand dem Heiligen von Castilien (1236—1252) veranstaltete castilische Uebersetzung der westgothischen Gesetze (lex Visigothorum), die bekannt sind unter dem Namen Fuero Juzgo (forum judicum), ward das Trefflichste geleistet im Roman, der Novelle und der Geschichtsschreibung. Ueber die beiden ersten dieser drei Gattungen der prosaischen Literatur ist schon oben das Hauptsächlichste mitgetheilt und es bleibt nur noch übrig, die dritte kurz zu berühren. Chroniken begannen in spanischer Sprache seit dem 13. Jahrh. verfaßt zu werden; doch wurden zunächst die meisten in epischer Form geschrieben und waren Reimchroniken. Die prosaische Geschichtsschreibung trat in edlerer Sprache erst seit Ayala auf, welcher die Geschichte Castiliens von 1350—1406 mit Gründlichkeit und Geschick darstellte. Was sich bei diesem noch von sprachlicher Unbeholfenheit findet, findet sich beseitigt in der an anziehenden Schilderungen reichen Geschichte Ferdinand's des Kathol. und Isabellen's (Cronica de los R. catol. D. Fernando y D. Isabel.) von dem hochgebildeten und der Sprache vollkommen mächtigen Hernando del Pulgar aus Toledo (gest. 1490). In Hinsicht der Anordnung und Darstellung des Stoffs herrschte indeß bis auf Diego Hortado de Mendoza, dessen bereits gedacht ist, noch der Chroniken-Ton vor. Durch Mendoza wurde zuerst historische Kunst, gewonnen durch das Studium der antiken Vorbilder, in Anwendung gebracht, und zwar mit solcher Meisterschaft, daß seine in antiker Würde und rednerischer Gediegenheit verfaßte Geschichte des 1568 geführten Kriegs gegen die Moriskos in Granada (vollst. mit Ergänzungen des Gr. J. Silva Portalegre, herausgegeben von G. Mayans, Valencia 1776. 4.) von keinem der nachfolgenden Geschichtsschreiber übertroffen ward. Mit ihm beginnt die glänzendste Periode der spanischen historischen Literatur, die bis gegen das Ende des 17. Jahrh. durch Werke von wahrhaft classischer Gediegenheit bereichert ward. Ausgezeichnet durch reiche und tiefe Forschung, sowie durch rednerischen Ausdruck ist der vorzüglich um Aufklärung städtischer Alterthümer verdiente Ambrosio de Morales aus Cordova (geb. 1513, gest. 1590). Er setzte u. A. die älteste spanische Geschichte des Florian de Ocampo aus Zamora (gest. 1578) bis zum Jahre 1037 fort. Ein überaus sorgfäl-

tiger und tiefer Forscher war auch sein Zeitgenosse Geronymo Zurita aus Saragossa (geb. 1512, gest. 1580), der als ständischer Historiograph von Aragon die aragonische Geschichte von 710—1516 in 30 Bänden schrieb. Die allgemeine Geschichte Spaniens von den ältesten Zeiten bis 1516 verfaßte in einfacher körniger Sprache der helldenkende Jesuit Juan Mariana aus Talavera (geb. 1537, gest. 1623). Die mit Mendoza beginnende Reihe der classischen Geschichtsschreiber schließt Antonio de Solis y Ribadeneira aus Placencia (geb. 1610, gest. 1686), der die Eroberung Mexico's durch Cortez beschrieb. Von den folgenden heben wir heraus: Vicente Bacallar y Saña Marques de San Felipe (gest. 1726), Verfasser einer Geschichte des spanischen Erbfolgekriegs und der damit zusammenhängenden Ereignisse, welche ein Muster altcastilischen Stils ist; Juan Bautista Muñoz (geb. 1745, gest. 1799), von dem die beste Geschichte der Entdeckung und Unterwerfung Amerikas ist; Jos. Ant. Conde aus Peraleja (geb. 1770, gest. 1820), Verfasser der „Hist. de la dominacion de los Arabes en España"; Llorente („Kritische Geschichte der Inquisition", Paris 1818); Villanueva (wichtig für die Geschichte seiner Zeit durch seine „Vida literaria", London 1825); Ascargota („Historia de España") und Quintana („Vida de Españoles celebres"). Während der Regierung Karl's III., die den Anfangspunkt bezeichnet eines neuen Auflebens der spanischen Literatur und für Bearbeitung der Wissenschaften und Künste außerordentlich ersprießlich war, war man auch für die Geschichte der Literatur thätig und es entstand die „Historia literaria de España" (12 Bde., Madr. 1776—91) und ein „Ensayo historico apologetico de la literatura española", von welchen Werken das eine von Mohedano, das zweite von Campillas war. Etwas früher gab L. J. Velasquez (gest. 1772) seine „Origines de la poesia Castellana" (Mal. 1754) heraus (deutsch von Dieze, Göttingen 1769) und daran schloß sich an M. Sarmiento „Memoria para la historia de la poesia y poetas Españoles." In neuester Zeit lieferten J. G. de la Cortina und N. Huguelde de Molinedo eine Uebersetzung von Bouterwek's Geschichte der spanischen Literatur, versehen mit Anmerkungen und Zusätzen (Madr. 1828).

Seit der Mitte des 18. Jahrh. erscheinen in Spanien auch eine Menge zum Theil recht tüchtiger Journale, von denen zu nennen sind: „Diario de los literatos de España" (Madr. 1737—43), „Memorial literario o bibliotheca periodica de ciencias y artes" (Madr. 1784—1807), „Semanario erudito de Salamanca" (1795), ferner mit Uebergehung von einer Menge mitten inne liegender gelehrter und politischer Journale, die von spanischen Flüchtlingen in England und Frankreich herausgegebenen Zeitschriften: „Ocios de Españoles refugiados en Londres", „Miscèlanea escogida americana" und „Correo literario y politico de Londres", welche sämmtlich nach 1823 erschienen. Seitdem der unglückliche Bürgerkrieg begonnen hat, ist die Journalliteratur, namentlich die politische, die eine Zeit lang durch harte Censur gedrückt war, überaus bereichert, neben vielem Tüchtigen aber freilich auch vieles Zügellose geschrieben worden. — Eine Uebersicht der spanischen Cultur überhaupt zu geben, erlaubt der Raum nicht. Einiges deuten wir an. Das Studium der lateinischen und griechischen Schriftsteller war im 16. und 17. Jahrh. ziemlich lebhaft, doch nur bei Einzelnen, namentlich Ordensgeistlichen. Tüchtige Philologen dieser Zeit waren Aelius Anton. Nebrissensis (gest. 1522), Lehrer in Salamanca und Alcala, Erklärer römischer Dichter, Verfasser mehrerer grammatikalischer Lehrbücher; Nonnüy Pincianus, eigentlich Fern. Nuñez (gest. 1552), Lehrer der griechischen Sprache in Salamanca und Alcala; Peter Ciacconius, eigentl. Chacon von Toledo (gest. 1581), ein guter Archäolog; Antonio Angostino, Bischof von Taragona (gest. 1586), der geistreichste und gelehrteste der spanischen Philologen, auch tüchtiger Kenner des Civil- und canonischen Rechts; J. Sanchez oder Sanctius (gest. 1600), Lehrer in Salamanca und bekannt als Latinist; der Jesuit J. L. de la Cerda (gest. 1643). Gegen Ende des 18. Jahrh. blühte die Philologie von Neuem und es wandten namentlich mit Eifer sich ihr zu Fr. Perez Bayer, die Staatsmänner Campomanes (der auch historische Untersuchungen über den Tempelherrnorden lieferte) und Azara u. A. Tüchtiges ward seit jener Zeit (der

Zeit Karl's III.) auch geleistet in den medicinischen, Natur-, mathematischen, Kriegs- und Staatswissenschaften. Dasselbe gilt von der Geographie und Länderkunde, für welche die Spanier durch ihre Entdeckungsreisen Veranlassung hatten, wichtige Beiträge zu liefern. Die dahin gehörige Literatur ist sehr reich. Nennenswerth sind die „Historia general de los viages" (23 Bde., Madr. 1794); „Viage de España, Francia e Italia" von Cruz y Bahamonde; „Geografia universal, fisica, politica e historica" (Madr. 1827—28) von Torrentes, und „Descripcion de España" von Verdejo Parez. In der Theologie und Philosophie ist in Spanien im Verhältniß zu den übrigen europäischen Staaten, namentlich zu Deutschland, wenig und in der neuen Zeit so gut wie gar nichts geleistet worden. Gleichwohl stand die Erstere während der Glanzperiode der arabischen Herrschaft in Spanien bei den Arabern in ihrer schönsten Blüthe. Die Philosophie des Aristoteles wurde nirgends gleichzeitig so eifrig studirt, als bei ihnen, und es ist bereits erwähnt, wie viele hochbegabte Männer des christlichen Abendlandes des wissenschaftlichen Rufs der Araber wegen die spanisch-arabischen Hochschulen besuchten. Zwar ging auch auf die Spanier das Studium der Philosophie über, und die aristotelische Scholastik wurde bei ihnen das ganze Mittelalter hindurch gepflegt, aber der eigentliche Sitz derselben war in Frankreich. Einer der merkwürdigsten spanischen Philosophen ist Raymund Lullus (gest. 1315), ein sehr gelehrter und thätiger Mann, der von der Bekanntschaft mit der Kabbala und von tüchtigen Kenntnissen in den Naturwissenschaften angeregt, und von supranaturalistischen Ideen geleitet, eine Reform der herkömmlichen philosophischen Methode beabsichtigte. Die berühmteste seiner vielen Schriften ist eine dialektische Topik, oder logisch-mechanische Combinationslehre zur Erlangung der Fertigkeit, über jedes aufgegebene Wort oder Thema einen philosophischen Vortrag halten zu können. Gegen die starr gewordene Scholastik, die allein in den Händen von Ordensgeistlichen war, erhoben sich die Philologen Vives aus Valencia (gest. 1540) (schrieb de disciplinis mit Gelehrsamkeit, Schärfe und Klarheit), Sepulveda (gest. 1572) und Osorio (gest. 1580); allein Alles, was sie erreichten, war eine verbesserte Darstellungsweise. Auch das gleiche Streben des scharfsinnigen Cisterziensers Joh. Caramuel von Lobkowitz aus Madrid (gest. 1682) war fruchtlos. Einiges ward im Sinne des liberalen Empirismus geleistet von den Jesuiten. Seit der Zeit Karl's III., der bekanntlich den modernen philosophischen Ansichten sehr zugethan war, kamen die Ansichten der französischen Encyklopädisten in Spanien in Umlauf, als deren Frucht man die Constitution von 1812 ansehen kann. Der lange Aufenthalt vieler Geflüchteten und Verbannten in Frankreich trug in der neuesten Zeit viel dazu bei, daß die liberale Staatstheorie eine bedeutende Anzahl von Anhängern erhalten hat. Auch auf einen Theil der Geistlichkeit haben jene französischen Ansichten eingewirkt, bei der sie auf die Gestaltung der Theologie von Einfluß sein werden. Sonst ist die spanische Theologie von allen großen Bewegungen, die seit dem 16. Jahrh. stattgefunden haben, frei geblieben. Die Inquisition und der abgeschlossene, an dem Alten und Volksthümlichen haltende spanische Volkscharakter, wie er sich aus dem langen Kampfe mit den Mauren erzeugte, machte eine organische Weiterentwickelung unmöglich und das Vorhandene erstarren. Selbst nicht einmal in der Kanzelberedsamkeit haben die Spanier etwas Tüchtiges hervorgebracht. Als ein vorzüglicher geistreicher Dogmatiker muß indeß genannt werden der in dieser Hinsicht vereinzelt stehende gelehrte und durch classische Studien gebildete Dominikaner Melch. Canus in Salamanca (gest. 1560), und als tieffühlende und begeisterte Verfasserin von Werken moralischen und mystisch-religiösen Inhalts die heilige Therese, mit dem Beinamen de Jesus (gest. 1582). Aus der Zeit der wieder erwachten wissenschaftlichen Bestrebungen ist die „Historia ecclesiastica" von Torres Amat (Madr. 1806, 13 Bde.), der auch eine Uebersetzung der Bibel lieferte (Madr. 1823—25). Ueberhaupt ist bei einem Theile des spanischen Clerus eine größere Regsamkeit in der neuesten Zeit unverkennbar. Auch tüchtige Kanzelredner haben sich erhoben. In der Jurisprudenz hat sich seit dem vorigen Jahrh. nicht minder wissenschaftlicher Eifer und schriftstellerische Betriebsamkeit gezeigt. In früherer Zeit zeichnete sich in dieser Hinsicht namentlich das 16. und 17. Jahrh.

aus, wo theils das Studium der Alten mehr tüchtige Männer dem (übrigens in Spanien ohne Einfluß gebliebenen) römischen Rechte, theils die historische Forschung und die Geschichtsschreibung dem vaterländischen Rechte zuführte. Was das Letztere betrifft, so müssen hier außer dem schon genannten „Fuero-juzgo“ noch drei wichtige Sammlungen genannt werden. Die eine ist die unter dem Namen „Siete Partidas“ bekannte Sammlung der castilischen Gesetze, welche von Ferdinand dem Heiligen und Alfons X. veranstaltet wurde (vergl. J. Martinez Mariana „Ensayo sobra la ant. legislacion de los R. de Leon y Castilla,“ Madr. 1808), die zweite die Gesetzsammlung „de Toro“, welche von den Cortes von Toledo 1502 bestätigt wurde, die dritte endlich die „Novissima recopilacion“, welche die von den verschiedenen Cortes gegebenen Gesetze enthält und noch jetzt die Grundlage des allgemeinen spanischen Rechts bildet.

Spannung entsteht, wenn die Theilchen eines Körpers durch irgend eine Kraft von einander entfernt werden, ohne dadurch ihren Zusammenhang zu verlieren. So befinden sich Fäden, Darmsaiten, Metalldrähte ꝛc. in Spannung, wenn man Gewichte daran hängt und dadurch die gegenseitige Lage ihrer Theile verändert, ohne sie gleichwohl zu zerreißen. (S. Dehnbarkeit u. Elektricität.) Unter elektrischer Spannung versteht man den Zustand der Elektricität in einer geöffneten galvanischen Kette oder überhaupt jeden Leiter, auf dem sie sich in Ruhe befindet, im Gegensatz zu dem Zustande der Strömung oder Bewegung, in den sie bei Schließung der Säule, d. h. bei Verbindung ihrer Pole durch einen Leiter, oder bei Herstellung des Kreises zwischen beiden Belegen einer Leydner Flasche geräth.

Spargel ist der Name für ein mehrere Gattungen umfassendes Pflanzengeschlecht (Asparagineae Just.), welches zur ersten Ordnung der sechsten Classe L. gehört. Die bekanntesten Arten desselben sind Asparagus acutifolius, der spitzblättrige Spargel, in Portugal und Spanien wachsend; Asp. albus, weißer Spargel, und der Asp. officinalis, gemeiner Spargel, welcher in Deutschland, England, Lief- und Kurland, sowie auch in andern europäischen und asiatischen Ländern auf trocknen, sandigen Anhöhen wild wächst. Von ihm giebt es mehrere Varietäten: Asp. maritineas, polnischer oder holländischer Spargel, welcher nach Decandolle die Stammart sein soll. Asp. silvestris, der wilde Wald- oder Wiesenspargel und Asparago officinalis sativa, der eigentliche Gartenspargel, welchen man wiederum in weißen, grünen und rothen, je nachdem die Farbe der Köpfe der Sprößlinge ist, unterscheidet. Die Wurzel des Spargels, welcher schon den Alten in verschiedenen Arten bekannt war, und die 15—20 Jahre ausdauert, besteht aus vielen weißlichen, langen, fleischigen Fasern, die aus einem gemeinschaftlichen Knollen kommen. Sie ist geruchlos, schmeckt aber süßlich scharf und war früher als ein harntreibendes Mittel in der Medicin gebräuchlich. Aus dem obern Theile desselben treiben, je nachdem die Witterung mehr oder weniger günstig ist, im April oder Mai dickere oder dünnere Keime (Sprößlinge, Turiones) hervor und diese sind es, welche ihres Wohlgeschmacks wegen als Speise benutzt werden, wozu die Kochkunst mannigfache Anleitung giebt. Die Fortpflanzung geschieht theils durch Samen, theils durch Wurzeltheilung und erfordert eigenthümliche Vorsichtsmaßregeln und Kunstgriffe, ebenso wie die Behandlung der Spargelbeete und das sogenannte Stechen des Spargels in der Keimzeit. Letzteres darf nicht zu tief geschehen und zu lange in der Jahreszeit fortgesetzt werden. Am besten werden die einzelnen Stengel gestochen, wenn sie das Erdreich eben dachförmig in die Höhe heben; sie sind dann am schmackhaftesten, was weniger der Fall ist, wenn sie erst mit der Luft in Berührung kommen. Nach dem zweiten Tage ihres Aufschießens sind sie fast immer bitter und holzig. Man unterscheidet weißen und grünen Spargel. Ersterer treibt dicke weiße Keime, die über der Erde röthlich werden, weshalb man ihn den rothköpfigen Spargel nennt; Letzterer treibt nicht so starke, aber zartere Keime. Am geschätztesten ist der weiße dicke Darmstädter und der weiße holländische Spargel.

Sparkassen oder Sparbanken heißen diejenigen Anstalten, in welche kleinere Geldsummen eingelegt und verzinst werden und ihr Zweck besteht darin, der arbeitenden Classe

und überhaupt ärmeren Personen einerseits Gelegenheit zu geben, ihr erübrigtes Geld sicher aufzubewahren, und andererseits von diesen kleinern Summen Zinsen zu erhalten. Der ökonomische und moralische Nutzen der Sparkassen liegt auf der Hand. Denn durch die Sparkassen wird der arbeitenden Classe nicht nur die Möglichkeit dargeboten, ihre geringen Ersparnisse zu nützen, wozu sich sonst selten Gelegenheit findet, sondern auch selbst die Sparsamkeit erzielt, insofern arme Personen von momentanen, oft unnützen und zwecklosen Ausgaben abgehalten werden, da das Geld nicht augenblicklich zur Disposition steht, und man sicherlich nur nach reiflicher Ueberlegung das Capital einzieht und angreift, während hingegen da, wo wirkliche Noth eintritt, das in die Sparkasse eingelegte Geld entweder sogleich oder nach einer kurzen Aufkündigungsfrist ausgezahlt zu werden pflegt. Vor Allem ist nun aber nöthig, daß das der Armuth gehörende Geld vollkommen garantirt ist, einerseits um dem Volke Zutrauen zu diesen Anstalten einzuflößen, andererseits um das so mühsam Erworbene und Erübrigte auf keinen Fall verloren gehen zu lassen. Darum sollten Sparkassen nie von einem Einzelnen errichtet werden; zweckmäßiger ist es vielmehr, daß Vereine oder Communalbehörden dergleichen Anstalten unternehmen und verwalten. Die Schwierigkeit, das augenblicklich angelegte Geld gehörig zu nützen, wird es solchen Vereinen selten gestatten, auch wenn die Verwaltung der Gelder gratis geschieht, mehr als höchstens $3^1/_2$ Procent Zinsen zu zahlen. — Die Sparkassen sind Anstalten unseres Jahrhunderts und verdanken ihren ersten Ursprung dem um Menschenwohl hochverdienten Wilberforce, auf dessen Vorschlag die erste Sparkasse 1810 errichtet ward und bald in den großen Städten Britanniens Nachahmung fand. (Vgl. Richardson's „Annals of Saving-Banks“, deutsch von Krause. Breslau 1821.) Seitdem sind ähnliche Anstalten in Frankreich, Holland, Italien und besonders in Deutschland entstanden.

Sparr, Otto Christoph, Freiherr von, kaiserlicher General, geb. am 13. Novbr. 1593, trat frühzeitig in kaiserl. Dienste, nahm als Oberst an der Schlacht bei Lützen Theil und wurde 1638 Commandant von Landsberg an der Warthe. Nach dem westfälischen Frieden trat er 1649 als Generalmajor in brandenburgische Dienste und baute mehrere Festungen in Westfalen. Im J. 1651 wurde er den in der Pfalz hart bedrückten Protestanten zu Hülfe gesendet, mußte aber auf Befehl des Kaisers bald wieder zurückkehren. Beim Ausbruche des Krieges mit Schweden im J. 1655 erhielt S. den Oberbefehl über das Heer; im folgenden Jahre aber, als der Kurfürst ein Bündniß gegen Polen mit dem Könige von Schweden einging, mußte S. dahin aufbrechen, wo er an der Schlacht bei Warschau vom 18—20. Juni 1656 großen Antheil hatte. Bald nachher erhielt er das Commando über die ganze brandenburgische Armee und 1657 die Würde als Generalfeldmarschall. Im J. 1659 leitete er die ersten Entwürfe zur Befestigung von Berlin. Im J. 1663, wo der Kurfürst den Kaiser Leopold mit einem Hülfsheere gegen die Türken unterstützte und ihm den Generalfeldmarschall S. zur Dienstleistung überließ, zeichnete sich Letzterer namentlich in der Schlacht bei Sanct-Gotthard im J. 1664 aus. Die letzten Jahre verlebte S. in der Zurückgezogenheit, gründete viele fromme Stiftungen und starb am 9. Mai 1668.

Sparta war, als das alte Griechenland blühte, die Hauptstadt der peloponnesischen Landschaft Lakonien oder Lacedämon. Oft versteht man darunter den Staat, den die dorischen Einwanderer in jenem Theile der Halbinsel gründeten, und in diesem Sinne spricht man von einer Geschichte Spartas häufiger, als von einer Geschichte Lacedämons. Es kommt dies daher, weil in der Stadt Sparta der eigentliche Sitz der Herrschaft, der bürgerlichen Freiheit war und die übrigen Ortschaften in einem mehr oder weniger strengen Abhängigkeitsverhältnisse lebten. Auch wir wollen den Namen zunächst in dieser Bedeutung fassen und hiernach eine kurze Uebersicht der die ganze Landschaft umfassenden historischen Momente nebst einer gedrängten Darstellung der Institute des öffentlichen und Privatlebens zu geben versuchen. Die ältesten Einwohner Lakoniens waren die Leleger, die zu dem pelasgischen Stamme gehörten, und ihre Könige Personificationen des Landes, einzelner Ortschaften und physischer Vorkommenheiten. So hieß einer der-

selben, nach dem Hauptflusse des Landes, Eurotas, und dessen Tochter, die Nymphe Taygete, heirathete den Lacedämon, der dem Lande seinen Namen gab. Die Leleger wurden unterworfen von den zu den tyrrhenischen Pelasgern gehörenden Minyern. Die Könige derselben, unter denen Tyndareus, der Vater der Helena, der bekannteste ist, hatten ihren Sitz in dem festen hochgelegenen Therapne und die ältesten Städte mögen unter ihrer Herrschaft gegründet sein. Einige Menschenalter vor der dorischen Wanderung drangen die Achäer ein, und ihre Fürsten, die Pelopiden, brachten die Oberherrschaft, die bis dahin die Minyer gehabt hatten, an sich. Ihre Residenz war Amyklä und der berühmteste derselben Menelaos, der Gemahl der Helena, der nach Homer's unrichtiger Angabe seinen Sitz in dem von den Minyern zwar bereits von Amyklä aus gegründeten, aber vor der Dorier Ankunft noch unbedeutenden Sparta hatte. Nach Menelaos Tode kam die Herrschaft desselben an den Gemahl seiner Tochter Hermione, Orestes, Agamemnon's Sohn. Als des Orestes Sohn, Tisamenus, von Mycenä aus Argos, Messenien und Lacedämon beherrschte, fand jene bekannte Wanderung der Dorier statt, welche um das J. 1100, nachdem sie den Tisamenus in einer großen Schlacht überwunden hatten, im Peloponnes sich festsetzten und nach und nach alles Land einnahmen, was die Achäer früher besessen hatten. Es ward dasselbe an die Anführer des Zuges vertheilt und Lacedämon kam an die Söhne des gefallenen Aristodemus, Eurysthenes und Prokles. Doch kam nicht sogleich das ganze lakonische Gebiet in ihre Hände, sondern zunächst nur Sparta und die Umgegend. Die übrigen Städte wurden erst in der spätern Zeit allmälig erobert, meist aber nach vorhergegangener Capitulation, die den Einwohnern eine bedingte Freiheit verschaffte, von welcher die ohne Capitulation Unterworfenen, die Heloten, ausgenommen waren. Am längsten hielten sich die achäischen Städte Pharis, Geronthrä, Amyklä und Helos. Die drei erstern fielen erst kurz vor den messenischen Kriegen, und Helos noch später, unter die Botmäßigkeit der Spartiaten, wie die dorischen Eroberer in Lakonien genannt wurden. Die Ursachen dieser Verzögerung waren theils Kriege mit den Nachbarn, namentlich mit Argos und Arkadien, theils Uneinigkeit der beiden Könige, die nach dem Vorgang der Doppelherrschaft des Eurysthenes und Prokles an der Spitze des Volks standen und den Geschlechtern jener beiden angehörten, aber nicht deren Namen führten, sondern Agiden (von des Eurysthenes Sohn Agis) und Eurypontiden (von Eurypon) genannt wurden, theils endlich hieraus und aus dem Mangel einer festen gesetzlichen Ordnung entspringende innere Unruhen und sittliche Auflösung. Und doch konnte die kleine Anzahl der Spartiaten äußern und innern Feinden gegenüber sich nur durch enges Zusammenhalten, durch sittliche Energie und durch Tapferkeit in ihrer Stellung als herrschende Gemeinde erhalten. Dies erkannte Lykurgus (s. d.) und gab die nach ihm benannte Verfassung, welche die Grundlage der nachmaligen Größe und Macht des spartiatischen Staats ward. Der Nutzen derselben erwies sich sogleich dadurch, daß bald nach Lykurg die oben genannten Städte erobert und darauf auch die Nachbarn mit Glück bekriegt wurden. Unter den Kriegen mit den Nachbarvölkern sind am bedeutendsten die zwei messenischen, von 742—722 und von 683—668, von welchen der zweite die völlige Unterwerfung Messeniens zur Folge hatte. Den Argivern ward später die Landschaft Kynuria entrissen und in Arkadien Tegea erobert. Im 7. Jahrh. erhoben sich in den von Doriern ebenfalls colonisirten Staaten Korinth, Sikyon, Megara, Epidaurus und Aegina Tyrannenherrschaften, die hauptsächlich gegen den dorischen Adel gerichtet waren. Letzterer fand in Sparta Aufnahme und Schutz, und als im 6. Jahrh. die Möglichkeit sich darbot, die Tyrannen zu stürzen und aristokratische Verfassung wieder einzuführen, auch kräftige Unterstützung. Indem aber der dorische Adel durch Spartas Hülfe wieder zu seiner frühern Stellung gelangt war und an diesem Staate fortwährend eine Stütze fand, entstand auf ganz natürliche Weise im Peloponnes ein Staatenbund, in welchem die Spartiaten den Vorort bildeten. Dieser Bund, welcher bekannt ist unter dem Namen des peloponnesischen, umfaßte mit Ausnahme der Stadt Argos und des achäischen Städtebundes, alle Staaten des Peloponneses, sowie Megara und Aegina als dorische Länder. Sparta ward dadurch der mächtigste und angesehenste Staat nicht blos im Pelo-

ponnes, sondern in ganz Griechenland. Dies drückt man so aus, daß es über die griechischen Staaten die Hegemonie erhalten habe, eine Stellung, die am deutlichsten sich zeigt in den Perserkriegen, wo Sparta zu Wasser und zu Lande die oberste Leitung hatte. Seit dieser Zeit aber blühte immer herrlicher empor Athen, und während dasselbe noch längere Zeit, bis zu dem sogenannten dritten messenischen Kriege (465—455), den die Spartiaten gegen empörte Heloten und Periöken (so hießen die unterworfenen Einwohner Lakoniens und Messeniens) zu führen hatten und in demselben von athenäischen Hülfsvölkern unterstützt wurden, Sparta's Oberanführung zu Lande anerkannte, erhielt es bereits seit 476, namentlich in Folge des übermüthigen und die einheimische Verfassung bedrohenden Betragens des spartiatischen Königs Pausanias (s. d.) die Oberanführung zur See. Bald gewann dasselbe auch zu Lande immer größeres Ansehn und trat an der Spitze einer mächtigen, ursprünglich nur aus Seestaaten bestehenden, Bundesgenossenschaft, an welche sich bald mehrere früher mit den Spartiaten verbundene Staaten und Städte des Festlands anschlossen, Sparta und dem von ihm abhängigen peloponnesischen Bunde als gefährliche Nebenbuhlerin entgegen. Der so entstehende Gegensatz der griechischen Welt war zugleich ein Gegensatz der politischen Principien und darum um so furchtbarer. Denn wie Sparta überall aristokratische Verfassung begünstigte und festzuhalten suchte, so begünstigte Athen die alle Schranken niederwerfende, immer weiter sich entwickelnde Demokratie. Ein entscheidender, das innerste Dasein beider Hauptstaaten angreifender Kampf war unvermeidlich, und derselbe brach, nachdem es schon öfters zu Feindseligkeiten, welche kurze Zeit bestehende Friedensverträge endigten, gekommen war, aus, in dem von 431—404 dauernden, von Thucydides meisterhaft geschilderten peloponnesischen Kriege. Die Spartaner gingen aus demselben hervor als vollkommene Sieger und waren nach der Einnahme Athens durch Lysander allgemein anerkannte Oberherrn zu Lande und zur See. Das ganze eigentliche Griechenland und die thracischen und asiatischen Coloniestädte, sowie die Inseln wurden von ihnen in Abhängigkeit gehalten. So weit war das Vertrauen zu ihrer Macht gestiegen, daß sie es wagten, den Coloß des persischen Reichs selbst anzugreifen und erobern zu wollen, nachdem sie zuvor den jüngern Cyrus, welcher 401 bei Cunaxa fiel, in seinem Unternehmen gegen den König Artaxerxes Mnemon unterstützt und dadurch nicht nur des Letztern Feindschaft sich zugezogen, sondern auch der reichen zu ihrer Hegemonie nothwendigen Subsidien sich beraubt, die sie längst schon im Kampf mit Athen bezogen und von Cyrus im Fall seines Sieges in größter Fülle zu erwarten hatten. Die so verstopfte Quelle sollte durch Eroberung wenigstens eines Theiles des persischen Reichs wieder geöffnet und die in Asien über die dort wohnenden Griechen gegründete Herrschaft gegen die persische Macht geschützt werden. Deshalb ward der persische Krieg begonnen, der zuletzt vom König Agesilaus mit dem besten Erfolge geführt ward und gewiß mit Unterwerfung des Perserreichs geendigt hätte, wäre der tapfere Führer nicht, nachdem er bereits einen Theil Kleinasiens erobert, nach Griechenland abberufen worden, wo persisches Gold eine Verbindung der Städte Korinth, Theben, Argos und Athen gegen Sparta, das seine Herrschaft auf das drückendste ausübte, zu Stande gebracht hatte, und ein spartanisches Heer unter Lysander bei Haliartus in Böotien im J. 394 von den Verbündeten geschlagen worden war. Agesilaus siegte zwar bei Coronea noch in demselben Jahre, aber die Folgen dieses Triumphs wurden vereitelt durch die entscheidende Niederlage, welche die spartanische Flotte durch Konon bei Knidus erlitt. Die Spartaner mußten sich überzeugen, daß sie den Persern und Griechen zugleich nicht gewachsen waren und schlossen, um nicht unterzugehen, mit den erstern durch ihren Gesandten Antalcides im J. 387 den bekannten Antalcidischen Frieden, durch welchen die kleinasiatischen Griechenstädte an Persien zurückgegeben, die übrigen aber sämmtlich vereinzelt wurden, so daß sie dem im Verhältniß zu jedem einzelnen Griechenstaate immer noch mächtigen Sparta nicht gefährlich werden konnten. Bald erhob sich dies wieder mit neuem Uebermuth, den es besonders in Besetzung der thebanischen Burg (Theben) an den Tag legte. Aber der Frevel erweckte in Männern wie Epaminondas und Pelopidas furchtbare Rächer, und in der Schlacht von Leuktra (371) ward durch den

erstern der spartanische Waffenruhm gänzlich gebrochen. Der Aufstand der arkadischen Bergvölker und die Gründung einer arkadischen Hauptstadt, Megalopolis, wo gegen die spartanische Grenze hin eine bedeutende Macht sich sammelte, war dieses Sieges unmittelbare Folge. Bald darauf fiel Epaminondas in den Peloponnes selbst ein, wo die Arkadier, Eleer und Argiver ihn unterstützten, und stellte Messenien als einen unabhängigen Staat her, ein Unternehmen, dessen Gelingen Spartas Untergang hauptsächlich mit herbeiführte. Noch dreimal wiederholte Epaminondas die peloponnesische Expedition, zum viertenmal im J. 362, wo er siegend bei Mantinea fiel. Sparta, dessen ehrwürdige Verfassung schon seit längerer Zeit gelockert, dann durch die Gesetze des (zwischen 400 und 360 lebenden) Ephoren Epitadeus, Kraft deren es fortan gestattet war, das Eigenthum beliebig zu vererben und zu verkaufen, völlig untergraben worden war, dessen Bürger zum großen Theil durch die Befreiung Messeniens in drückende Armuth, in den Zustand gemeinen Pöbels herabsanken; Sparta ging unaufgehalten seinem Verderben entgegen. Die Zahl der grundbesitzenden und durch den Grundbesitz allein bedeutenden Spartiaten schmolz immer mehr zu einer verhaßten Oligarchengemeinde zusammen, in welcher, seit durch die Kriegszüge in das üppige Asien, durch den Aufenthalt spartiatischer Statthalter (Harmosten) in den unterworfenen Städten, Liebe zum Gelde, Luxus und Privatinteresse Eingang gefunden, aller Gemeinsinn, alle Aufopferungsfähigkeit, alle frühere Tugend vertilgt war; die brodlosen Bürger, immer mehr zunehmend, weil die reich gewordenen Familien allen Besitz an sich zu bringen wußten, zogen entweder als Räuber umher, oder schlossen sich selbst irgend einem Abkömmling der königlichen Häuser oder einem König selbst an, um in fremde Länder auf Kriegsabenteuer auszuziehn; an Erziehung zu der alten Tapferkeit und Energie war nicht mehr zu denken und das Leben ward um so gemeiner, als nicht, wie in Athen, die Pflege der Wissenschaft und Kunst die Mängel verdeckte und dafür entschädigte. Während der heiligen Kriege, an welchen es mittelbar Antheil hatte, versuchte Sparta die Arkadier in Megalopolis, Messenien und Argos sich zu unterwerfen, aber Philipp von Macedonien zwang es im J. 344, von seinem Unternehmen abzustehen. In Folge der Schlacht von Chäronea verlor es wie die übrigen griechischen Staaten, ebenfalls seine Unabhängigkeit und ward dem macedonischen Einflusse untergeordnet; die Versuche, sich demselben zu entziehen, mißlangen. Die späteren Schicksale Spartas hängen zusammen mit der Geschichte des **achäischen** und **ätolischen Bundes** (s. d.). Es schien sich wieder zu erheben, ja seine frühere Macht wieder gewinnen zu wollen, als König Kleomenes im J. 224 durch Herstellung der Gleichheit des Vermögens, durch Tilgung der Schulden, Vermehrung der Bürgerschaft, durch Aufnahme tüchtiger Metöken, durch eine neue Theilung des Landes und die Wiedereinführung der Lykurgischen Erziehungsmethode, endlich durch Hebung der königlichen Gewalt, indem er die Ephoren ermorden ließ und ihr Amt, der königl. Macht stets störend entgegentretend, aufhob, dem innern Verderben Einhalt that und nach außen mit glücklichem Erfolg die Waffen führte. Aber im J. 222 ward dieser König bei Sellasia von der vereinigten Macht des macedonischen Königs Antigonus und des achäischen Bundes völlig geschlagen, der Kern der Spartiaten ward vernichtet, und er selbst floh nach Aegypten. Seine Einrichtungen wurden von Antigonus wieder abgeschafft und das Amt der Ephoren wieder hergestellt. Zehn Jahre später regierte in der Weise eines Räuberhauptmanns in Sparta der grausame Tyrann Machonidas. Er stellte sich dem achäischen Bund entgegen, ward aber bei Mantinea von Philopömen, welcher 208 Strateg des Bundes ward, geschlagen und getödtet. Ein noch frevelhafterer Tyrann, Nabis, folgte ihm. Die Spartiaten wurden endlich genöthigt, dem achäischen Bunde sich anzuschließen. Als sie sich 189 wieder losreißen wollten, wurden sie 188 von Philopömen besiegt, und die Mauern ihrer damals wohlbefestigten, in früheren guten Zeiten offenen Stadt niedergerissen; die Trümmer der Lykurgischen Gesetzgebung, die sich noch erhalten hatten, schaffte der Sieger vollends ab, und nöthigte Sparta zur Annahme der achäischen. Nachdem der achäische Bund durch die Römer aufgelöst und Griechenland 146 zur römischen Provinz gemacht worden, trat Sparta, innerlich völlig zerrüttet und ohne

alle Bedeutung, unter römische Botmäßigkeit. Die Verfassung Lykurg's, durch welche Sparta groß geworden war, ging von dem Gedanken aus der Unterordnung des Interesses des Einzelnen unter das Interesse des Ganzen, neben strengem Festhalten an alter dorischer Sitte. Die Einwohner der ganzen Landschaft waren dreierlei Art: Periöken, Heloten und Spartiaten. Die ersten waren die auf Capitulation unterworfene frühere Bevölkerung, welche abgaben- und conscriptionspflichtig, aber ohne Antheil an den allgemeinen Staatsangelegenheiten war. Von ihnen wurden Gewerbe und Handel betrieben. Die Heloten waren unbedingt Unterworfene und Sclaven des Staates. Volle Bürger waren nur die Spartiaten, die Abkömmlinge der eingewanderten Dorier. Sie zerfielen in drei Abtheilungen (Phylen, Stämme), jede derselben wieder in 10 Oben, und die letzte Unterabtheilung waren *οἶκοι*, Familien. Jeder Familie war von dem Staatseigenthum ein Landgut (*κλῆρος*) zur Benutzung übergeben, das aber bis zur Zeit des Epitadeus weder veräußert noch getheilt werden durfte. Von dem Ertrage dieser Güter wurden Beiträge geliefert zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten der Syssitien. Diese Syssitien, öffentlichen Mahlzeiten, hoben alles Familienleben auf, und dienten zum Zeichen, daß nur ein gemeinsames Interesse, das Staatsinteresse, Alle beleben solle. Um durchaus kein Privatinteresse aufkommen zu lassen, war es auch jedem Spartiaten verboten, eigenes Gold- oder Silbergeld zu haben; nur Eisengeld durfte er besitzen. Von dem Gesichtspunkte der Unterordnung aller Interessen unter das des Staats war auch die Ehe angesehen. Sie war ein politisches Institut und das Walten der Willkür des Einzelnen von derselben ausgeschlossen. Ihr Zweck war: Erzeugung tüchtiger Spartiaten. Der Liebe war nur insoweit Raum gestattet, als diese zur Erreichung dieses Zweckes vorzüglich beitrug. Die Jungfrauen erhielten kein Vermögen und daher waren bei der Verheirathung keine Vermögensinteressen im Spiel. Waren es Erbtöchter, so verheirathete sie der Staat. Dieser leitete auch vom siebenten Jahre des Lebens an die Erziehung der Kinder, und moralische und physische Kraft, dabei Unterordnung und Fügsamkeit, war das Ziel derselben (s. Lykurg). An der Spitze des Staates standen zwei Könige, welche jedoch nur Anführer im Kriege, Besorger von Staatsopfern, Richter in gewissen Familienstreitigkeiten und Vorsitzer in der Gerusie oder dem Rathe der Alten waren. Dieser Rath bestand aus 30 Mitgliedern, mit Einschluß der Könige, und entsprach in seiner Zahl den 30 Oben. Er war ein Ausschuß der Volksversammlung, eine stehende Deputation des Volkes aus dessen ältesten und würdigsten Gliedern, die auf Lebenszeit gewählt wurden, und seine Thätigkeit bestand in Vorbereitung aller Angelegenheiten, die vor die Volksversammlung gehörten, und die diese dann mit einfachem Ja oder Nein entschied. Es waren dies Beschlüsse über Krieg, Frieden und längere Waffenstillstände, Ratification der Unterhandlungen mit fremden Staaten, Wahl der Obrigkeiten, Veränderungen in Beziehung auf den Rechtszustand und die Rechtsgeltung. Die Volksversammlungen fanden in der Regel im Vollmond unter freiem Himmel statt; in außerordentlichen Fällen auch zu andern Zeiten. Beschlüsse wurden in denselben gefaßt nicht nach der Kopfzahl, sondern nach der Stärke des Geschreies. Außerdem entschied der Senat über Leben und Tod, über Ehre und Unehre einzelner Spartiaten. In dieser richterlichen Thätigkeit handelten sie gemeinschaftlich mit den Ephoren, einer aus fünf Mitgliedern, die durch Wahl und Loos gewählt wurden, bestehenden Behörde. Zur Zeit Lykurg's hatten die Ephoren eine ganz untergeordnete Bedeutung; allmälich wurden sie die mächtigsten Beamten, Staatsrichter und Inhaber der hohen Polizei. Sie konnten jeden Beamten nach Niederlegung seines Amtes vor ihr Tribunal ziehen, ja sogar die Könige. Im Verein mit dem Senat konnten sie über dieselben das Todesurtheil aussprechen. Zugleich wachten sie über die Beobachtung der Lykurgischen Gesetze und richteten mit dem Senate Jeden, der sie übertrat, auch die also, welche gegen die Gesetze zu kleine Weiber heiratheten, weil hieraus keine tüchtigen Kinder zu erwarten waren. Sie waren es, welche allein neue Gesetze vorschlagen konnten, und zuletzt bekamen sie auch den größten Einfluß auf die Entscheidung über Krieg und Frieden, auf die Disciplin im Heere, auf die Unterhandlungen fremder Gesandten. Die Fünfzahl derselben entsprach den fünf Theilen, aus

welchen Sparta bestand. Es waren dies die Akropolis oder Burg, welches der älteste Stadttheil und die eigentliche Stadt, und vier Vorstädte: Pitana, Messoa, Kynosura und Limne. Auf der Akropolis befand sich der Tempel der Athene Polias und des Zeus Kosmetes. Unmittelbar an die Akropolis gegen Nordwesten stieß die Agora, auf welcher die Gebäude der Ephoren, Geronten und anderer Magistratspersonen sich befanden; in der Nähe war die Skias, der Versammlungsort der Volksversammlung. Die Ruinen der Stadt hat man in dem heutigen Mistra zu finden geglaubt; allein sie liegen beim Dorfe Magula, mehr als eine Stunde südöstlich von Mistra, und werden von den Umwohnenden Paläochori genannt. Die Landschaft Lakonien ist ein rauhes Bergland, das südlich ausläuft in die beiden Vorgebirge Tänarum (jetzt Matapan) und das durch Stürme bekannte Malea, der Insel Cythera gegenüber, zwischen welchen der durch seine Purpurschnecken berühmte und mit vielen Küstenstädten besetzte lakonische Busen liegt. Der Hauptfluß ist der Eurotas, mit klarem Wasser und berühmten weißen Schwänen. Sein zwischen zwei Gebirgszügen, von denen der eine der Taygetos mit schwarzem Marmor, liegendes Thal bildet den Haupttheil des Landes. Ein großer Theil der jetzigen Bevölkerung sind Nachkommen der Slawen, welche im 6. Jahrh. n. Chr. nach Griechenland eindrangen. In der Nähe von Sparta befindet sich ein Ort, der geradezu Slawendorf (Σκλαβοχωρὶ) heißt, und slawisch sind auch die Städte Kastanika, Sitina, Gorika und Prasto. (S. Mainotten.) Vgl. J. C. F. Manso „Sparta ꝛc." (Lpz. 1800 ff.); Dr. K. H. Lachmann „Die spartanische Staatsverfassung ꝛc." (Bresl. 1836), und die neueren das jetzige Griechenland berührenden Schriften von Falmereyer und Thiersch.

Spartacus, ein thracischer Sclave, der dem Lentulus angehörte und in Capua zu den Gladiatorenspielen eingeübt wurde. Mit verzweifelter Wuth befreite er sich 72 v. Chr. mit 70 Gefährten aus seiner Haft und zog sich mit ihnen an den Fuß des Vesuvs, wo sich um ihn eine täglich sich mehrende Anzahl von Sclaven sammelte, um mit ihren Unterdrückern, den Römern, einen Kampf auf Leben und Tod zu wagen. Es war, besonders seit dem Kriege mit den Cimbern und andern barbarischen Völkern, die Zahl der Sclaven, die in allen Städten Italiens zerstreut waren, beträchtlich gewachsen, und im Gefühl ihrer Wichtigkeit, die auf ihre große Menge und auf ihre zur Zeit großer Gefahr geleisteten Kriegsdienste sich gründete, empfanden sie desto bitterer ihre unwürdigen und drückenden Verhältnisse. Muthig zerrissen sie jetzt ihre Ketten; sie strömten aus allen Gegenden zu der Fahne des S. zusammen, besonders seitdem dieser den römischen Prätor Varinius geschlagen und sich der Waffen und des Lagergeräths der Römer bemächtigt hatte. Es zeigte sich deutlich, was verzweifelter Muth und die Führung eines talentvollen und tapfern Feldherrn vermochte, der zugleich uneigennützig jeden Antheil an der Beute ausschlug. Er disciplinirte in Kurzem sein aus den verschiedensten, aber größtentheils naturkräftigen Nationen zusammengesetztes Heer, das bald bis auf 70000 Mann sich vermehrte, und führte mit diesem drei Jahre lang im Herzen Italiens einen verheerenden und mörderischen Krieg. Er wollte zuerst über die Apenninen bis zu den Alpen vordringen, von wo aus seine Gefährten sich in ihr Vaterland nach Thracien, Gallien ꝛc. begeben könnten. Aber ihr Kriegsglück gegen die römischen Feldherrn, wie die Consuln Lentulus und Gellius, machte ihnen Muth, gegen Rom selbst vorzurücken. In dieser Bedrängniß wählten die Römer den Licinius Crassus zum Feldherrn, 71 v. Chr., welcher den Krieg vorsichtiger führte, und das Hauptheer bis an die südliche Spitze von Italien, nach Bruttium drängte, wo er es durch einen langen Graben auf der Halbinsel der Rheginer einschloß. Doch S. brach sich tollkühn Bahn durch die römische Linie, wurde aber dann von seinen eigenen Leuten genöthigt, unter ungünstigen Verhältnissen den Römern eine Schlacht zu liefern, welche diese erst nach beträchtlichem Verlust gewinnen konnten, als der Sclavenfeldherr, mit Gladiatorenmuthe zuletzt noch auf den Knien kämpfend, unter den Leichenhaufen der Römer hingesunken war. Diejenigen Sclaven, welche dem Schwerte entrannen, erlitten die für die verbrecherischen Sclaven gewöhnliche Strafe, und wurden als abschreckende Warnungszeichen auf der Straße von Capua nach Rom in geringen Zwischenräumen ans Kreuz geschlagen. Die Ueberreste, welche entkamen,

wurden von Pompejus gänzlich aufgerieben, weshalb dieser sich prahlerisch rühmte, den Krieg mit der Wurzel ausgerottet zu haben.

Spartianus, Aelius, der bedeutendste unter den Scriptores historiae augustae (s. d.), lebte am Ausgange des 3. Jahrh. nach Chr. wahrscheinlich am Hofe des Diocletian und verfaßte, wie Salmasius behauptet, die Geschichte der römischen Kaiser von Cäsar bis auf seine Zeit in einzelnen Biographien, von denen aber nur die des Hadrianus, Aelius Verus, Julianus, Septimius Severus, Pescennius Niger, Caracalla und Geta seinen Namen tragen, obgleich einige andere ihm noch zugeschrieben werden.

Spath, eine Pferdekrankheit, die aus einer harten Geschwulst an dem Fuße besteht, und in der Regel sich da entwickelt, wo der Schienbeinknochen sich mit den Knochen des Sprunggelenkes vereinigt. Die Krankheit entwickelt sich theils im Gelenke selbst, theils an dem einen von den bezeichneten Knochen, wo sich kleine, griesartige, knochichte Körner ansetzen und allmälich die Geschwulst bilden. Man kann als sichres Zeichen des Spaths annehmen, wenn das Pferd, wie man sagt, den Fuß gern schont, wenn man eine heftige und plötzliche Bewegung des Gelenkes bemerkt, und wenn man die Zwischenräume der Knochen nicht ganz deutlich fühlt. Wird der Spath nicht schon im Entstehen geheilt, so wird er leicht unheilbar und das Pferd bekommt ein steifes Gelenk und hinkt. Die Ursachen des Spaths sind zu schwere Arbeit, das sogenannte Verschlagen u. a.

Specht, der, gehört zu den Klettervögeln, hat einen langen und an der Spitze keilförmig gebildeten Schwanz, eine sehr lange spitzige, vorn mit Widerhaken versehene Zunge und kurze, scharfkrallige Kletterfüße. Seine Nahrung besteht in Insecten, die er aus alten und morschen Bäumen hervorholt, indem er vermittelst seines Körperbaues geschickt an den Bäumen herumklettert und die Rinde derselben aufzuhacken vermag. Durch die Vertilgung vieler Insecten ist er von großem Nutzen. Am bekanntesten sind bei uns der Schwarzspecht, auch der gemeine S. genannt, von der Größe einer Krähe, nur am Kopfe roth, sonst ganz schwarz; der Grünspecht (Grasspecht), einer Drossel an Größe gleichkommend, von gelblich grüner Farbe mit einer carmoisinrothen Haube, und der Buntspecht, schwarz und weiß gezeichnet und mit rothen Flecken am Hinterkopfe.

Species nennt man eine Mengung trockner Pflanzenstoffe, welche gröblich zerschnitten oder zerstoßen sind, und welche zur Bereitung von Abkochungen, Aufgüssen, Umschlägen, Kräuterkissen rc. zu innerlichem oder äußerlichem Gebrauch behufs eines beabsichtigten Heilzwecks verwendet werden. — Im Allgemeinen versteht man unter Species eine Unterabtheilung einer Gattung, welche der letztern eben so untergeordnet ist, wie das Besondere dem Allgemeinen. Specificiren nennt man daher das Einzelne, was unter einen allgemeinen Begriff gehört, aufzählen oder vom Allgemeinen zum Besondern fortgehen.

Species, die vier, sind in der Arithmetik die vier einfachsten Rechnungsarten, Addition, Subtraction, Multiplication und Division.

Speciesthaler oder Species, auch harte Thaler, nannte man die in neuerer Zeit nach dem Muster der früher üblichen Reichsthaler ausgeprägten Thaler. Den Namen haben sie von species, d. i. Gesicht oder Brustbild, welches zuerst auf diese Münzen geprägt wurde. Der durchschnittliche Werth des Speciesthalers ist 1 Thlr. 10 Ngr. Es gab auch halbe Species, welche gewöhnlich Speciesgulden hießen, von denen 20 auf die feine Mark gingen. — Nicht zu verwechseln sind damit die Speciesmünzen, worunter man gewöhnlich alles conventionsmäßiges grobes Courant von $^1/_3$ bis zum Species versteht. Im südlichen Deutschland, namentlich in den österreichischen Staaten, rechnet man dazu auch die Stücke von 20 Kreuzern Conv.-Münze.

Specifica (scil. medicamina) sind eigentlich solche Arzneimittel, welche eine gewisse, bestimmte Wirkung auf einen Theil des Organismus allemal, bei jedem Individuum, unter allen Umständen hervorbringen. So z. B. werden die Knochen nach dem fortgesetzten Genuß der Färberröthe roth gefärbt; der Harn nimmt nach dem Genuß des Terpentins einen Veilchengeruch, nach dem Genuß des Spargels einen Geruch wie Katzenharn an.

Indessen ist die Anzahl solcher Mittel im Ganzen gering, und auch sie kennen wir noch zu wenig, um sie zu bestimmten Heilzwecken unter allen Verhältnissen benutzen zu können. Man schränkt daher den Begriff des Specifischen weniger ein, und versteht alle Mittel darunter, welche in der Mehrzahl der Fälle eine bestimmte Wirkung auf den Organismus, und eine in demselben vorhandene Krankheit zeigen, wie die China gegen Wechselfieber. Die Anwendung solcher Mittel wird mit dem Namen der specifischen Heilmethode belegt.

Specification heißt die einzelne Aufzählung, das namentliche Verzeichniß aller einzelnen Gegenstände, dann auch die Handlung, wenn Jemand absichtlich die Materie eines Andern umgestaltet oder durch Zusammenmischung verschiedener Materien einen neuen Körper bildet.

Specifisch nennen wir alles Das, was irgend einem Dinge eigenthümlich zukömmt, was dasselbe unabhängig von andern Dingen besitzt; so sprechen wir von specifischem Gewicht, specifischer Wärme. Man unterscheidet in der Physik das specifische Gewicht vom absoluten. Ermittelt man z. B. das Gewicht eines Cubikzolls Quecksilber auf der Wagschale, so erhält man sein absolutes Gewicht; findet man aber durch Versuche, daß dasselbe 14 Mal schwerer ist, als eine gleich große Menge reinen Wassers, welchen letztern Körper man bei diesen Versuchen als Einheit zum Grunde zu legen pflegt, so heißt dies das specifische Gewicht des Quecksilbers.

Speckbacher, Joseph, die wichtigste Person neben Andreas Hofer (s. d.) in der tyroler Revolution. Er war den 14. August 1768 in dem Dorfe Rinn, zwischen Innsbruck und Hall geboren. Als Wildschütze ward er bald durch sein helles Falkenauge, durch seine körperliche Kraft und Behendigkeit in seinem Lande berühmt, und während er später in friedlicher Ruhe seine kleine Wirthschaft zu besorgen schien, bereitete er mit seinem Vertrauten, dem bekannten Sandwirth Hofer, die 1809 ausbrechende Revolution vor. Gleich am ersten Tage des Ausbruches, den 12. April 1809, trat S. energisch hervor. Er überfiel die bayersche Garnison von Hall, und vereint mit dem Haller Kronenwirthe, Joseph Straub, befreite er durch ein Treffen gegen die Bayern (25. und 26. Mai) ganz Tyrol zum zweiten Male von dem bayerschen Joche. Ebenso sehr trat er bei der Blokade von Kufstein durch geistige und körperliche Ueberlegenheit hervor. Nicht minder thätig war er in den Gefechten am 4., 6. und 7. August und in der Schlacht bei Innsbruck den 13. August, wodurch Tyrol sich zum dritten Male befreit sah. S. zog nun auch das salzburgische Gebirgsland in die erneuten revolutionären Bewegungen, und bei Lofer und Luftenstein (16. Septbr.) erkämpfte er sich viele Vortheile, die freilich durch die Niederlage bei Melleck (16. Octbr.), wobei sein Sohn gefangen ward, wieder verloren gingen. Den Nachstellungen der Feinde entging er durch seine List, Gewandtheit und Ausdauer, indem er in den tyroler Alpen sich lange Zeit unter Schnee und Eis, und sieben Wochen in seinem eigenen Stalle versteckt hielt, bis er im Mai 1810 nach Wien flüchtete. Er erhielt hier den Rang und Sold eines Obersten, und ward vom Hofe beauftragt, die für die Tyroler im Banat Temeswar gestiftete Colonie zu leiten. Im J. 1813 fand er sich wieder in Tyrol ein, und zeichnete sich im Kleinen aus, da die Umstände es nicht zu etwas Bedeutendem und Entscheidendem kommen ließen. Bei der dem Kaiser Franz geleisteten Erbhuldigung in Tyrol wählte man ihn zum Anführer der Schützenmannschaft. Er wurde zum Major ernannt, reiste dann nach London und starb nach seiner Rückkehr im J. 1820. Seine Wittwe starb am 6. Januar 1846 zu Hall in Tyrol, 83 Jahre alt.

Speckstein, s. Steatit.

Speculation. Besonders in neuerer Zeit pflegt man häufig von speculativer Philosophie zu sprechen, und setzt dieser gewöhnlich eine Verstandes- oder Reflexionsphilosophie entgegen; erst durch diesen Gegensatz bekommt die Speculation, mit welcher auch wohl die systematische Philosophie überhaupt, also die Philosophie als Wissenschaft im Unterschiede von einem Philosophiren über einzelne Probleme, bezeichnet wird, eine besondere Bedeutung. Unter Speculation versteht man im Allgemeinen die Philosophie, welche eine wirkliche Erkenntniß der Dinge in der Idee behauptet, welche also nicht den

Gegensatz zwischen Subject und Object, Denken und Sein, als unauflösbaren festhält; in dem Festhalten dieses Gegensatzes besteht vielmehr das Wesen der Reflexionsphilosophie. Hier kann nun der Unterschied eintreten, daß entweder die Philosophie jenen Gegensatz als Princip festhält, also das vollkommene Bewußtsein darüber hat; dies thut z. B. die Kantische Philosophie, welche in der Behauptung, daß das Ding an sich nicht erkannt werden könne, die objective Wahrheit und das subjective Erkennen fest auseinander hielt; dieser Ansicht erscheint nothwendig dasjenige Denken, welches sich speculativ nennt, und damit die wirkliche Erkenntniß der Idee behauptet, als überfliegend oder transcendent, d. h. als ein unberechtigtes Hinausgehen über die Schranken der Endlichkeit. Oder aber jener Gegensatz wird nicht mit Bewußtsein festgehalten, aber das Denken bleibt, in der Meinung, einen Gegenstand wirklich zu erkennen, doch innerhalb jenes Gegensatzes stehen, indem es diesen Gegenstand nicht seinem Wesen nach und in der Idee, also nicht auf wahrhafte unendliche, sondern auf endliche Weise betrachtet; einer solchen Betrachtung pflegt man denn das Speculative abzusprechen und sie als ein bloßes Reflectiren zu bezeichnen. Diese allgemeine Bedeutung der Speculation, daß sie also die Betrachtung des Objectes in der Idee ist, wird nun natürlich durch die bestimmte Auffassung der Idee näher bestimmt, also durch die verschiedenen Systeme der Philosophie verschieden modificirt. Indem es nun z. B. das Eigenthümliche der Hegel'schen Philosophie ist, die Idee als Einheit unterschiedener Momente zu fassen, so gilt eben diese in sich selbst unterschiedene Einheit als das Speculative; darum bezeichnet denn auch die Hegel'sche Philosophie die Ansicht Schelling's, daß das Absolute die absolute Indifferenz sei, als nicht speculativ, weil hier die Idee den Unterschied von sich selbst nur außer sich, nicht in sich hat. Hegel nennt daher auch das dritte Moment der dialektischen Methode, welches die Seiten eines Gegensatzes zu einer concreten, d. h. jene Seiten selbst als unterschiedene Momente in sich enthaltenden Einheit aufhebt, das speculative oder positiv-vernünftige Moment.

Spedition, s. Durchfuhrhandel.

Spee, Friedrich von, ein geistlicher Liederdichter aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh., auf dessen fast in Vergessenheit gerathenes Verdienst Friedr. Schlegel und Wessenberg mit Recht aufmerksam gemacht haben. Seine Jugendgeschichte ist in Dunkel gehüllt, und unbestimmt bleibt es, ob sein Geburtsjahr 1591 oder 1595 anzunehmen sei; aber gewiß ist es, daß er aus dem altadeligen Geschlechte der Spee von Langenfeld stammt und zu Kaiserswerth am Rheine geboren ist. Er trat 1610 oder 1615 in den Jesuitenorden und hielt dann zu Köln eine Zeitlang Vorlesungen über philosophische und theologische Gegenstände. Frei von den Vorurtheilen seiner Zeitgenossen, bestritt er mit großem Eifer und nicht geringem Erfolge das Unwesen der Hexenprocesse in seiner „Cautio criminalis sive de processu contra sagas" und zog sich dadurch manche Verfolgungen seiner Gegner zu. Ein Denkmal echt religiöser Gesinnung liefern S.'s Schriften, namentlich die Sammlung geistlicher Lieder „Trutznachtigall" (neu herausgegeben von Brentano, Berl. 1817), worin er in lieblicher, bilderreicher Sprache fromme, tiefempfundene Wahrheiten über Gott und Natur aushaucht. Von geringerer Bedeutung ist sein in Prosa geschriebenes „Güldenes Tugendbuch" (Köln 1647, neu bearbeitet, 2 Bde., Coblenz 1829). S. ward ein Opfer seiner aufopfernden Menschenliebe; denn er erlag den rastlosen Anstrengungen, die er während der Belagerung von Trier den verwundeten Kriegern widmete, 1635 am 7. August.

Speichel ist eine Flüssigkeit, welche die Speicheldrüsen der Mundhöhle absondern. Er ist nie rein, sondern stets mit dem von der Schleimhaut der Mundhöhle abgesonderten Schleime vermischt. Wird er aufbewahrt, so fällt der beigemischte Schleim zu Boden; der darüber stehende Speichel ist ziemlich frei davon und zeigt dann folgende Eigenschaften. Er ist bei gesunden Menschen geschmacklos, bei Fleischfressern schärfer und etwas salzig, wenig schwerer als Wasser. Mitunter zeigt er freies Alkali, röthet in der Regel das Lackmus nicht. Berzelius fand bei der Analyse Wasser, Speichelstoff, Schleim, salzsaure Alkalien, milchsaures Natron; Mitscherlich außerdem noch phosphorsauren Kalk und

Kieselerde. Die Quantität des täglich abgesonderten Speichels bei Gesunden läßt sich schwer bestimmen; Nuck gab 12 Unzen, Andere einige Pfunde an. Zur Zeit der Speiseaufnahme ist die Absonderung bedeutend verstärkt, da der Speichel dazu bestimmt ist, die Speisen nicht nur anzufeuchten und schlüpfrig zu machen, sondern auch chemisch umzuwandeln, mithin die eigentliche Assimilation einzuleiten. Außerdem wirken zur Vermehrung der Speichelmittel auch mehrere Stoffe direct, wenn sie in den Mund genommen werden (Sialagoga), wie Pimpinelle, Tabak ꝛc., selbst der bloße Anblick oder die Vorstellung einer Lieblingsspeise vermag die Speichelabsonderung anzuregen. Da der Speichel einen nicht unwesentlichen Antheil an der Verdauung hat, ist es auch sehr nachtheilig, denselben häufig auszuwerfen, und der Nachtheil, den man dem Tabakrauchen zugeschrieben hat, kommt größtentheils auf die üble Gewohnheit einzelner Raucher, fortwährend dabei zu speien.

Speichelfistel nennt man denjenigen Zustand, in welchem die natürlichen Ausführungsgänge einzelner Speicheldrüsen in der Mundhöhle, besonders der Ohrspeicheldrüse, mehr oder weniger unwegsam geworden, an deren Stelle sich aber ein anderer, auf der äußern Fläche der Wangen oder des Halses mündender krankhaft gebildet hat, welcher besonders während des Kauens und Sprechens den Speichel nach außen fließen läßt. Die widernatürlichen Oeffnungen, von welchen in einzelnen Fällen 6—8 dicht neben einander münden, sind meistens klein und von einem etwas aufgeworfenen callösen Rande umgeben. Außer der durch den fortwährenden Abfluß des Speichels entstehenden Excoriation, ist es besonders der Verlust eines zur Verdauung so nöthigen Saftes, welcher dem Kranken Nachtheil bringt, seine Verdauung stört und selbst Abzehrung herbeiführen kann. Verletzungen, Wunden, Geschwüre sind die häufigsten Ursachen dieses lästigen Uebels, dessen gründliche Heilung meistens die Hand des Chirurgen verlangt.

Speichelfluß, Salivation, nennt man die krankhaft vermehrte Absonderung des Speichels, wobei die absondernden Theile selbst mehr oder weniger schmerzhaft und angeschwollen sich zeigen. Er ist entweder Zeichen eines anderweitigen krankhaften Zustandes des Körpers, der Würmer, der chronischen Entzündung aus Degeneration des Magens, der Blattern ꝛc., oder Folge eines eigenthümlichen, direct auf die Speicheldrüsen eingewirkt habenden Reizes, der Sialagoga, und somit nicht selten ein absichtlich vom Arzte herbeigeführter Zustand, um eine krankhafte Affection des Organismus zu beseitigen. Namentlich ist dies der Fall mit der sogenannten Salivationscur, welche zur Heilung der Lustseuche und anderer Krankheiten benutzt, und durch den Gebrauch des Quecksilbers, vorzüglich des Calomels, herbeigeführt wird. Da der Speichelfluß aus sehr verschiedenartigen Ursachen entstehen kann, so ist die Beseitigung desselben, sofern er nicht Heilzweck ist, oder dies zu sein aufgehört hat, auch sehr verschieden, und kann nur durch ärztliche Hülfe vermittelt werden.

Speier, 1) ehemaliges Bisthum von 28 □M. Areal mit 55,000 Einw., im oberrheinischen Kreise zwischen Kurpfalz, Baden, dem Elsaß und der Grafschaft Leiningen gelegen, eins der ältesten in Deutschland, das bis zum Jahre 1808 79 unter dem Erzbischof von Mainz stehende Bischöfe zählte. Während der französischen Revolution ward kraft des Friedens von Lüneville der auf dem linken Rheinufer gelegene Theil des Landes ($12^1/_2$ □M.) zu Frankreich geschlagen, von dem es 1814 an Bayern abgetreten wurde. Der größere Theil auf dem rechten Rheinufer kam 1802 an Baden und ist zum Mittelrheinkreise geschlagen. 2) Landcommissariat des bayerschen Rheinkreises, die Cantone Speier und Mutterstadt mit $5^7/_{10}$ □M., und 36,580 Einw. umfassend, mit der Hauptstadt gleiches Namens, die in einer reizenden Gegend, am Einflusse des Speierbachs in den Rhein, liegt. Speier ist eine der ältesten Städte Deutschlands, von den Römern Noviomagus und Spira genannt, hat ein schönes Rathhaus und merkwürdige Denkmäler des Alterthums, unter denen vorzüglich der Dom mit den Grabmälern acht deutscher Kaiser (auch Rudolf's von Habsburg), die Ruinen des Ritschers, worin einst die Reichstage gehalten wurden, und die Börse zu merken sind. Der Dom wurde zuerst vom König Dagobert erbaut; ein neuer Bau desselben wurde von Kaiser Konrad dem Salier 1030

begonnen und von Heinrich IV. vollendet; da er mit der Zeit sehr in Verfall gerathen war, wurde er in der neuern Zeit wieder erbaut, doch nur der hohe Chor im ursprünglichen Stile wiederhergestellt. Die zahlreichen alten marmornen Grabmäler in demselben, die silbernen Särge, die Statuen und die Gebeine der hier begrabenen Kaiser und Kaiserinnen wurden von den Franzosen 1689 theils zerstört, theils geraubt, theils zerstreut und später nur die Denkmale Rudolf's von Habsburg, Adolf's von Nassau und Albrecht's I. wieder erneuert. Außer dem Dom giebt es 15 katholische und 2 protestantische Kirchen, ein katholisches Lyceum, ein protestantisches Gymnasium, ein Priesterseminar, ein Bürgerhospital und ein Waisenhaus. Das ehemalige Jesuitencollegium ist in eine Caserne verwandelt. Die Stadt hat 9500 Einw., worunter 3700 Katholiken, und ist der Sitz der Kreisregierung, eines katholischen Bischofs und eines protestantischen Consistoriums. Auch hat sie einen botanischen Garten, eine schöne Sammlung römischer Antiquitäten, Fabriken verschiedener Art und Vieh- und Getreidemärkte. Im J. 1830 ist Speier zu einem Freihafen für die Rheinschifffahrt erklärt. Merkwürdig ist es auch durch den Reichstag von 1529, der den Protestanten den Namen gab, und als Sitz des Reichskammergerichts bis zum J. 1689, wo es nebst der ganzen Pfalz von den Franzosen verwüstet wurde. Vergl. Geißler „Der Kaiserdom zu Speier“ (2 Bde., Mainz 1828) und Zeuß „Die freie Reichsstadt Speier vor ihrer Zerstörung“ (Speier 1843, 4.).

Speiseröhre (Oesophagus) ist ein zwischen dem Schlundkopf und dem Magen liegender, häutiger, fast cylinderförmiger, röhrenartiger Theil des Darmkanals. Er beginnt unter dem Schlundkopfe hinter dem Kehlkopfe, und geht von dem 4—5. Halswirbel an durch die für ihn bestimmte Speiseröhrenspalte des Zwerchfells in die Unterleibshöhle zum Magen. Oberhalb des Zwerchfells ist er fast von gleicher Weite, welche im nichtausgedehnten Zustande etwa $^1/_2$ Zoll beträgt; von hier bis zu seinem Uebergang in den Magen wird er etwas enger. Er besteht aus der Muskelhaut, Schleimhaut und dem Epithelium, und durch ihn gleiten die Nahrungsmittel vom Schlunde in den Magen; indem sich die Längen- und Querfasern der Muskelhaut abwechselnd zusammenziehen, werden die Bissen nämlich nach abwärts in den Magen gepreßt. Bei den Vögeln wird durch die Erweiterung der Speiseröhre der sogenannte Kropf gebildet.

Spelz, s. Dinkel.

Spencer, George John, Graf, Sohn des (seit 1764) Viscount Althorp und Grafen Spencer, war am 1. Septbr. 1758 geboren. Gebildet zu Cambridge unter William Jones und auf Reisen durch mehrere Länder Europas, gelangte er zu ziemlicher Berühmtheit, weniger durch seine politische Thätigkeit, als durch die Gründung der größten Privatbibliothek in Europa, welche theils zu Althorp in Northamptonshire, dem Stammsitze der Spencer, theils in London aufgestellt ist. Der hauptsächlichste Werth dieser Sammlung besteht in der großen Anzahl seltner und kostbarer Drucke (z. B. 1004 Incunabeln), zu deren Besitze S. theils durch den Ankauf der an sich schon bedeutenden Bibliothek des Grafen Rewiczki, theils durch die großartigsten eignen Bemühungen gelangte. Verbunden mit dieser Bibliothek war eine ausgezeichnete Gemäldesammlung. Ueber den Inhalt und den Werth dieser beiden Institute kann man sich genugsam unterrichten aus Th. F. Dibdius „Bibliotheca Spenceriana“ (Lond. 1814, 4 Bde.) und eben desselben „Aedes Althorpianae“. — Nachdem S. seit dem Tode seines Vaters (1783) Parlamentsmitglied des Oberhauses geworden war, verließ er beim Ausbruch der französischen Revolution die Opposition und trat unter Pitt auf die Seite der Minister. Von 1794—1800 war er erster Lord der Admiralität, zog sich jedoch seit Pitt's Zurücktritt ebenfalls von den Staatsgeschäften zurück, zu welchen er nur auf kurze Zeit unter Fox's und Grenville's Ministerium als Staatssecretär des Innern zurückkehrte. Er starb den 10. Novbr. 1834. — Eine größere Consequenz in dem Festhalten an seinen politischen Grundsätzen und wärmerer Eifer für die höheren Interessen der gemäßigten Whigs bezeichnet das reichhaltige Staatsleben seines ältesten Sohnes John Charles S. (Lord Althorp). Geb. den 30. Mai 1782 und in Cambridge gebildet, trat er 1803 in das Parlament. Seinen Ruf begründete die Wärme

und unerschrockene Freimüthigkeit, durch welche er bald mehr als durch rednerisches Talent seinen Bemühungen einen nachhaltigen Erfolg sicherte. Als Lord der Schatzkammer und namentlich seit 1830 als Canzler der Schatzkammer, hat er sich durch weise Sparsamkeit und strenge Ordnung große Verdienste um die Verwaltung der Finanzen erworben, sowie er stets als bestimmter Gegner eingeschlichener Mißbräuche und siegreicher Verfechter derjenigen Anträge auftrat, welche die Anwendung des Whigprincips, die Gleichstellung in Staat und Kirche, bezweckten. Daher der warme Antheil, welchen er 1828 an dem Antrage Russel's nahm auf die Aufhebung der Corporations- und Testacten. Bis zu dem Tode seines Vaters, wo er in das Oberhaus trat, war er der kundige und besonnene Wortführer der Regierung im Unterhause, hat aber von dieser Zeit an, in welcher das Ministerium an die Tories kam, sich mehr oder weniger von den Staatsgeschäften fern gehalten. Sein Bruder, George S., trat zum Katholicismus über und erhielt 1822 in Rom die Priesterweihe. — Ein Bruder, William Robert S., der weniger dem öffentlichen Leben angehört, machte sich als Dichter bekannt und übersetzte namentlich einzelne deutsche Gedichte ins Englische, wie Bürger's „Leonore" ꝛc. Er starb zu Paris am 15. Octbr. 1834.

Spener, Philipp Jacob, ward den 13. Januar 1635 zu Rappoltsweiler im Ober-Elsaß geboren, wo sein Vater, Joh. Ph. S. aus Straßburg, Rath und Registrator des Grafen von Rappoltstein war. Er studirte seit 1651 zu Straßburg Philosophie und Theologie, erhielt 1653 die Magisterwürde und zugleich das ehrenvolle Amt eines Erziehers der Prinzen von der Pfalz, welches letztere ihn dann neben seinen philosophischen Arbeiten auch noch zu Reisen und zu geschichtlichen, geographischen und genealogischen Studien nöthigte, in Folge welcher er durch mehrere Schriften („Schauplatz des europäischen Adels", 1668; „Historia insignium illustr.", 1680; „Theoria ins. illustr.", 1690) Gründer einer systematischen Wappenkunde in Deutschland geworden ist. Doch wendete er sich 1656 wieder ganz zur Theologie, besuchte noch mehrere Jahre andere Universitäten (Basel, Tübingen, Freiburg, Lyon, Genf) und erhielt 1663 eine Freipredigerstelle und 1664 das Doctorat der Theologie zu Straßburg. Im J. 1666 wurde er Senior des geistlichen Ministeriums und erster Pfarrer zu Frankfurt a. M.; nahm 1686 die Stelle eines Oberhofpredigers, Beisitzers des Consistoriums und Beichtvaters Kurfürst Johann Georg's zu Dresden an, zog sich aber hier durch freimüthige Aufforderung zur Buße die Ungnade des Kurfürsten zu, und erhielt 1691 mit seiner verlangten Entlassung zugleich die Vocation als Inspector, Consistorialrath und Propst an der Nicolaikirche zu Berlin, wo er 1705 am 5. Februar starb. — Durch unermüdlichen Fleiß mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet, trat S. in glühendem Jünglingseifer seinen Beruf an, und mit Scharfblick seine Zeit beurtheilend, machte er es sich zur Aufgabe, dem Wissen und dem Glauben mehr Einfluß auf das Leben zu verschaffen, was ihm denn auch durch ein langes, segensreiches Wirken in christlicher Frömmigkeit, Weisheit und Liebe, trotz harter Kämpfe, glücklich gelang. Seine nächste Sorge, wo er auch wirkte, war immer Verbesserung des Schul- und Predigtwesens, wovon er sich mit vollem Rechte Rückwirkung auf das christliche Leben im Volke versprach. Den Unterricht, besonders den Religionsunterricht, brachte er zu Ehren, indem er selbst Katechisationen mit der Jugend hielt, wobei er die Freude hatte, daß in Frankfurt bald auch Erwachsene aus freiem Antriebe an den Unterrichtsstunden Theil nahmen, und in Sachsen sogar ein Landtagsbeschluß erfolgte, welcher die Einführung der Predigerkatechisationen gebot. So wurde S. Begründer des Confirmandenunterrichts in der evangelischen Kirche und der noch an einigen Orten üblichen Katechismusprüfungen. Ebenso hatte die neue Art seiner Predigten, welche fern von dogmatischen Subtilitäten, einfach, verständlich und erbaulich, rein aus der Fülle des göttlichen Wortes entnommen, mächtig in die Herzen der Hörer drangen, überall in seinen nächsten Umgebungen so das Bedürfniß nach Förderung des religiösen Lebens geweckt, daß schon seit 1670 ohne S.'s besonderes Dazuthun sich in seiner Gemeinde außerkirchliche Zusammenkünfte zur Erleuchtung und Erbauung in christlicher Wahrheit (collegia pietatis) bildeten, die er später, weil sie Anlaß gaben zu Separatismus und

jenem berüchtigten **Pietismus** (s. d.), in die Kirche verlegte. Die guten Folgen seines Wirkens in der Nähe und Ferne veranlaßten ihn zu der berühmten Schrift „Pia desideria", Vorschläge zu einer Reformation des ganzen Lebens damaliger Zeit. Die Kirche sollte dem apostolischen Vorbilde wieder näher gebracht werden. Mittel dazu seien: reichlichere Vorbereitung des Wortes Gottes durch erbauliche, biblische Predigten, auch über freie Texte, durch Absehen von dogmatischen Streitigkeiten auf den Kanzeln, durch Besserung des geistlichen Standes, durch außergewöhnliche religiöse Versammlungen, durch zweckmäßigere, namentlich religiösere Bildung auf Schulen und Universitäten; und von Seiten des Volkes: regere Theilnahme und Ausübung eines allgemeinen Priesterthums. — Mit ungeheurem Beifall wurde diese Schrift in ganz Deutschland aufgenommen, zog ihm aber den Haß der meisten Theologen zu, die ihn von nun an in unzählige Streitigkeiten verwickelten. Als er dazu noch von Dresden aus auf Verbesserung des Universitätswesens (in Leipzig), besonders des theologischen Studiums, indem die Exegese gänzlich vernachlässigt war, hinwirkte (1690 de impedimentis studii theol. etc.); als er zu Leipzig durch Anregung mehrerer Männer die Collegia philobiblica hervorgerufen; als er sogar eine Vereinigung der evangelischen und katholischen Kirche zu hoffen wagte — da erhoben sich gegen ihn und seine Anhänger die Beschuldigungen der Unwissenschaftlichkeit, gefährlichen Neuerungssucht, des Socinianismus, Arminianismus, Synkretismus, Separatismus, Pietismus; ja die Universität Wittenberg, nicht zufrieden mit dergleichen Vorwürfen, beschuldigte ihn 1695 in einer besondern Schrift 283 Irrthümer. Doch blieb S., obwohl nicht so seine Anhänger, in der Volksmeinung siegreich gegen seine gehässigen Gegner (Carpzov, Meyer, Deutschmann, Löscher u. A.), weil er den Streit mit Weisheit, Mäßigung, Besonnenheit und christlicher Sanftmuth führte. Noch in den letzten Jahren seiner reichen Wirksamkeit, in denen er zu Berlin mit besonderem Erfolge sich auch des dortigen Armenwesens unterzog, stiftete König Friedrich I. 1694 in seinem Sinne und auf seinen Betrieb die Universität Halle, von der S. daher mit vollem Rechte hoffen konnte, daß sie Träger und Fortbilder des von ihm ausgegangenen neuen religiösen Lebens sein werde. — Bei alle dem aber ist es nicht zu leugnen, daß er in seiner christlichen Milde oft zu viel Nachsicht gegen Schwärmer bewies, und daß er bei Reformation der Wissenschaft die praktische Tendenz zuweilen auf Kosten der Wissenschaft zu stark hervortreten lassen wollte, was noch in seinen „Theologischen Bedenken", die seit 1700 erschienen, deutlich wahrzunehmen ist. Doch kann dies den Ruhm eines Mannes nur um Weniges schmälern, welcher unter den hemmendsten Verhältnissen so viel und so heilsam gewirkt hat. Vgl. „Phil. Jac. Spener und seine Zeit", von W. Hoßbach (2 Thle., Berlin 1828).

Spenser, Edmund, englischer Dichter und Zeitgenosse Shakspeare's, wurde 1553 zu London geboren. Wenn wir den Anspielungen, die in seinen Gedichten vorkommen, trauen dürfen, so war er mit den Lords Spencer verwandt, genauere Nachrichten über seine Familie und erste Jugendgeschichte sind uns nicht überliefert. Er scheint sich anfangs eine gelehrte Laufbahn vorgesetzt zu haben. Denn er erwarb sich in seinem 20. Jahre zu Cambridge den Grad eines Baccalaureus und Magisters der freien Künste; bald darauf finden wir ihn aber gänzlich der Poesie ergeben, und mit allen seinen Hoffnungen auf sie gerichtet, ein gefährliches Spiel, das ihm aber doch zuletzt noch glückte. Nachdem er lange Zeit ohne alle Aussicht bei Verwandten in Nordengland ein unselbständiges Leben geführt, verbesserten sich plötzlich seine Umstände wesentlich durch die Freundschaft des berühmten Staatsmanns und Belletristen Philipp Sidney, eines Neffen des hochgestellten Grafen von Leicester, des Lieblings der Königin Elisabeth. Die Anknüpfung dieses Verhältnisses geschah auf eine für S. höchst ehrenvolle und zugleich in solchen Angelegenheiten seltene Weise. Spenser, heißt es, ging zu Sidney und ließ, um sich bei ihm einzuführen, einige Stanzen aus seinem Gedichte „The Fairy Queen" (die Feenkönigin) überreichen, welche einen so bezaubernden Eindruck auf Sidney machten, daß er bei der ersten Stanze sogleich 50, bei der zweiten 100 und bei der dritten 200 Pfund dem Verfasser zum Geschenk bestimmte, dann aber die Blätter zuschlug, um nicht, wie er sagte, sein ganzes Vermögen zu

verlieren. Aufgemuntert durch diesen Erfolg, gab S. nun, im J. 1579, sein erstes Gedicht, welches er Sidney widmete, heraus. Es ist „The sheperds calendar“, ein Schäfergedicht, worin er den beschränkten Kreis seiner bisherigen Erlebnisse verarbeitete, besonders seine erste Liebe, welche beglückend und neckend sein müßiges Landleben ausgefüllt hatte. Der zarte Ton sanfter Idyllen, eine blendende Form und der frische Hauch der ersten Liebe, die sich darin abspiegelte, erwarben ihm einen ausgebreiteten Beifall und guten Namen. Er wurde Leicester vorgestellt, wurde Secretär des Lord Statthalters von Irland, des Grafen Grey, und versah diesen Posten aufs befriedigendste, so daß er auf diese geleisteten Dienste weitere Ansprüche bauen konnte, als er im J. 1582 mit seinem Beschützer wieder nach London zurückkehrte. Indessen mußte er mehrere Jahre die Rolle des ambirenden Höflings spielen. Dieses neue Leben finden wir wieder in seinem Gedicht „Mother Hubbard's tale“. Viele Güter irischer Großen waren in den ewigen Unruhen an die Krone England gefallen und wurden nun wieder an die Getreuen und Günstlinge vertheilt. Im J. 1586 wurde S. mit dem Gute und Schlosse Kilcolman in der Nähe von Cork in Irland belohnt. Er lebte nun hier wieder sein Schäferleben und besang es von Neuem. Aber auch seiner Freunde am Hofe und seiner höchsten Gönnerin vergaß er nicht. Walther Raleigh, den muthigen Entdecker Virginiens, feierte er als „Schäfer des Oceans“ und der Königin Elisabeth selbst eignete er die „Feenkönigin“, welche auch von Anfang an auf sie gerichtet war, zu, sobald er die ersten Gesänge erscheinen lassen konnte, worauf ihn die Königin mit 50 Pfund zu ihrem Hofpoeten ernannte. Er verheirathete sich nun mit einer Irländerin, mußte sich aber, da in demselben Jahre, wo er sich verheirathete, 1591, der Bürgerkrieg von Neuem ausbrach, nach England begeben. Hier dichtete er fort in der „Fairy Queen“ und schrieb gegen die Irländer ein Gutachten, wie sie am besten zu unterdrücken wären („View of the state of Ireland“), welches aber erst 40 Jahre später öffentlich erschien. Diese Verhältnisse rissen ihn aber dennoch in ihren unglückseligen Strudel hinein. Er kehrte 1597 zurück, in der Meinung, das Land wäre nun beruhigt und er könnte seines Eigenthums froh werden. Aber kaum war angekommen, so entbrannte der Krieg und die Empörung von Neuem, und als er selbst und seine Gattin sich durch eiligste Flucht gerettet hatten, brannten die Eingebornen seine Gebäude nieder und verheerten seine Besitzung, bei welcher Gelegenheit auch eins seiner Kinder, das in der Eile der Flucht zurückgeblieben, mit ums Leben gekommen sein soll. So war sein Glück, sein Wohlstand und seine Gemüthsruhe zerstört. Er starb bald darauf im J. 1600, wurde in der Westminsterabtei beigesetzt und mit einem Denkmal geehrt. S.'s Ruhm als eleganter Verskünstler hat sich sogar darin erhalten, daß die öfters von ihm angewendete neunzeilige Stanze von ihm den Namen S p e n s e r s t a n z e führt. Sonst aber setzt er die Bedeutung seiner Gedichte selbst damit herab, daß sie noch etwas Anderes bedeuten sollen. Seine Werke wurden herausgegeben von Hughes (6 Bde., Lond. 1715; 8 Bde. 1778), Todd (8 Bde., Lond. 1805) und Aitkin (5 Bde., Lond. 1843). Vgl. Warton „Observations on the Fairy Queen“ (Lond. 1782) und Duff „Critical observations“ (Lond. 1770).

Speransky, Michael, kaiserl. russischer Geh. Rath und Chef der Commission für die russische Gesetzgebung, geboren 1771 im Gouvernement Wladimir, Sohn eines Geistlichen in demselben, widmete sich auf der Akademie den mathematischen Wissenschaften und wurde schon im 21. Jahre seines Alters Professor der Mathematik und Physik. Allein eine überwiegende Neigung zur Politik vermochte ihn, seine bisherige Stellung nach 5 Jahren wieder aufzugeben und es gelang ihm auch durch sein umsichtiges Talent, Staatssecretär im Reichsrathe zu werden im J. 1801; kurz darauf ward ihm der ehrenvolle Auftrag, mit dem thätigen Grafen Kotschubey das Ministerium des Innern zu organisiren, und 1808 wurde er Chef der Gesetzcommission. Nachdem er nun sogar dem Justizminister als College adjungirt worden war und die oberste Administration von Finnland überkommen hatte, wurde er außer mit einer neuen Einrichtung der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, welche er durch seine ihm übertragene Direction der Universität Åbo kennen gelernt hatte, und einiger andrer Staatsverwaltungszweige mit der Einrichtung

sämmtlicher Ministerien beauftragt, mit welcher er zwei Jahre darauf fertig war. Er vereinigte nämlich die Thätigkeiten sämmtlicher Ministerien in einem großen Reichsrathe, wie in einem Brennpunkte, als dessen Secretär er einen bedeutenden Einfluß auf die ganze Staatsverwaltung des großen Reichs erlangte, aber auch sich viele Neider und Feinde seiner Neuerungen zuzog. Denn ungeachtet seine Verbesserungen sich auf alle Theile des Staatswesens, und insbesondere auf die Finanzen und die Gesetzgebung segensreich erstreckten, ungeachtet er das unbedingteste Vertrauen seines Monarchen genoß, der ihn vom Staatsrath bald zum geheimen Rath und zum Ritter des Alexander-Newsky-Ordens erhob, so beschuldigte man ihn doch des Hochverraths, als der Krieg im Jahre 1812 Rußland bedrohte. Er ward zunächst nach Nischney Nowgorod, ein halbes Jahr später aber, weiter nach Sibirien herein, nach Perm transportirt. Nach dem Kriege ward er jedoch zurückgerufen und 1816 zum Gouverneur von Pensa und 1819 zum Gouverneur von Westsibirien ernannt. Nachdem er als solcher alle Provinzen auf mühsamen Inspectionsreisen selbst besucht und nach dem von ihm geprüften Zustande derselben einen Plan zur Anordnung der Verwaltung bis ins Kleinste entworfen hatte, so reiste er, um denselben prüfen und genehmigen zu lassen, 1821 endlich nach Petersburg zurück, wo er von seinem Monarchen auf das ehrenvollste empfangen und zum Mitgliede des von ihm selbst organisirten Reichsraths erhoben wurde. Bald wurde ihm die Oberaufsicht über die Gesetzcommission übertragen und er als Chef derselben auch von dem jetzt regierenden Kaiser Nikolaus 1826 bestätigt. Er starb 1839 am 23. Febr. Gediegen ist sein Werk „Précis des notices historiques sur la reformation du corps des lois russes“ (Petersb. 1833).

Sperber (Falco Nisus), ein kleiner, aber sehr muthiger und dreister Raubvogel aus der Gruppe der Habichte, der besonders kleinern Vögeln nachstellt, aber auch Heuschrecken frißt, ist in Deutschland überall gemein. Er wird kaum größer als einen Fuß, ist oben schwärzlich braun, theilweise etwas grau, unten weiß; über Brust und Bauch laufen wellenförmige Querlinien. Seine Schwingen reichen bis zur Hälfte des langen gebänderten Schwanzes; der Schnabel ist kurz, stark gebogen und mit sehr spitzigem Haken versehen. Man richtet ihn zur Jagd ab.

Spergel oder Spurgel (Spergula arvensis) ist eine häufig auf sandigen Aeckern als Unkraut vorkommende einjährige und sehr geschätzte Futterpflanze, gedeiht am besten auf leichtem, sandigem aber kräftigem Boden und kann in einem Jahre mehrere Male auf einer Stelle gebaut werden, da er sehr schnell wächst. Als Futter soll er den Milchertrag erhöhen. Namentlich in Holland und Brabant spielt er im Ackerbau eine große Rolle; doch ist er auch in den sandigen Gegenden Deutschlands sehr geschätzt.

Sperling heißt ein zur Finkengattung gehöriger Vogel. Am bekanntesten sind bei uns zwei Hauptarten; nämlich die Feld- und die Haussperlinge. Jene, kleiner als die Haussperlinge, sind am Kopfe und Schwanze braun, auf dem Rücken grau und schwarzbunt, an der Kehle schwarz und am Bauche und an der Brust weißlich; sie nisten in hohlen Bäumen, wo sie jedesmal 5 bis 7 marmorirte Eier legen. Diese, die Haussperlinge, von denen es, außer den gewöhnlichen, auch bunte und weiße gibt, nisten unter den Dächern von Häusern, Scheunen, in Mauerlöchern, und nähren sich wie die Feldsperlinge von Raupen und andern Insekten, aber auch von Getreidekörnern, Weintrauben, Kirschen u. s. w., weshalb sie zuweilen, besonders weil sie sich so ungeheuer vermehren, zur wirklichen Landplage werden und die Dorfbewohner einen Vertilgungskrieg gegen sie unternehmen müssen.

Spermaceti, s. Wallrath.

Spessart, ein Waldgebirge Deutschlands, das im S. und W. vom Main, im O. vom Main und der Sinn, im NW. von der Kinzig begrenzt wird, und als eine Fortsetzung des Odenwaldes erscheint. Der Hauptrücken des Spessart, im S. die Eselshöhe genannt, streicht anfangs in nördlicher, dann in nordöstlicher Direction, in einer Höhe von 1400—1800 Fuß, bis in die Gegend von Schlüchtern. Der östliche Abfall ist steil und felsig, während der westliche kaum bemerkbar in ein wellenförmiges Hügelland übergeht, dessen

waldbestandene Anhöhen gruppenartig an einander gereiht sind. Hohe Bergspitzen sind der Geiersberg 1900 F., der Lerchengarten 1800 F., die Hockihöhe 1800 F. und die Hirschberger Höhe 1732 F. hoch. Die Granit-Gneisformation ist im S. vorherrschend, untergeordnete Bestandtheile bilden darunter Sandstein und Glimmerschiefer. Die Hauptart des Holzes ist die Eiche und Rothbuche. Bedeutend ist die Ausfuhr des Nutzholzes nach Holland; außerdem werden im Lande selbst mancherlei Arten von Holzarbeiten fabricirt, die einen beträchtlichen Ausfuhrartikel bilden. Nach Würzburg, Frankfurt und Mainz werden große Quantitäten Brennholz ausgeführt. Der Bergbau im S. geht auf Kupfer, Kobalt und Eisen. Die Heerstraße von Frankfurt nach Würzburg führt durch den Spessart. Vgl. Behlen „der Spessart, Versuch einer Topographie dieser Waldgegend" (3 Bde., Lpz. 1823—27).

Speziale, Jacopo, Mitglied der Regierungsjunta oder Inquisition, die seit 1799 zu Neapel bestand, geb. um 1760, war der Sohn eines Bauern aus Borghetto in der Nähe von Palermo. Von seinem Vater zum Studiren bestimmt, ward er bald der wissenschaftlichen Beschäftigung überdrüssig und fand bei der Corte pretoriana e capitanale zu Palermo eine Anstellung. Sein niedriger, kriechender, jeder Verstellung fähiger Charakter verschaffte ihm Zutritt bei dem Hofe, der in Folge der französischen Invasion damals Neapel verlassen und sich nach Palermo begeben hatte. Indem er hier sich als einen entschiedenen Gegner der Franzosen zeigte und der französisch gesinnten Partei in Sicilien offen entgegentrat, erwarb er sich rasch das unbedingte Vertrauen der Anhänger der Regierung, vorzüglich auch der Königin Karoline selbst und des Ritters Acton, durch dessen Ansehen er Mitglied der Commission ward, die zur Verurtheilung der revolutionär Gesinnten niedergesetzt worden war. In dieser Stellung verfolgte Speziale mit dem größten Eifer und unmenschlicher Grausamkeit alle Anhänger der Franzosen, indem er ohne Untersuchung Schuldige und Unschuldige zum Tode verurtheilte, wobei er kein Alter und Geschlecht verschonte. Eine große Menge Unglücklicher fielen als Opfer seines Blutdurstes auf der Insel Procida, noch mehrere in Neapel, wohin er sich sogleich nach der Besitznahme der Stadt durch Cardinal Ruffo verfügte. Vergebens suchten die übrigen Mitglieder der Junta ihn zu mildern Gesinnungen zu bewegen; S. fuhr fort, mit derselben Härte und Unmenschlichkeit sein Richteramt auszuüben und begleitete 1806 den neapolitanischen Hof, als er von neuem gezwungen war, sich nach Palermo zu flüchten. Bald nach seiner Ankunft daselbst zeigten sich deutliche Spuren von Verstandesverwirrung, und in diesem traurigen Zustande brachte er bis 1813 zu, wo er in vollkommener Raserei starb, nicht blos von den Gegnern, sondern auch von den treuesten Anhängern der Regierung gehaßt und verabscheut.

Spezzia, eine zum Königreich Griechenland gehörige, 3 □M. große Insel, am Eingange des Meerbusens von Nauplia gelegen, wird von 15,000 Einw. bewohnt, die sich durch ihre Handelsthätigkeit und besonders als Seeleute auszeichnen und mit den Hydrioten im griech. Befreiungskriege durch ihre Heldenthaten zur See berühmt machten. Die Insel hieß im Alterthum Icomenos und war lange Zeit ein Sitz von Seeräubern. Erst im franz. Revolutionskriege wurde die Schiffahrt bedeutender und durch Gründung von Schulen die Bewohner gebildeter. Die Hauptstadt gleiches Namens hat einen Hafen, 17 Kirchen, 1 Kloster und 8000 Einw.

Sphäre heißt eigentlich Kugel, bezeichnet aber oft nur die krumme Oberfläche derselben; daher bedeutet es in der Astronomie das Himmelsgewölbe, welches dem Auge sich als eine hohle Kugel darstellt, wovon wir aber nur die eine Hälfte auf einmal übersehen können. Bildlich bedeutet Sphäre so viel als Gesichtskreis, Wirkungskreis, Fassungsvermögen.

Sphäroid heißt der durch Umdrehung einer Ellipse um ihre kleine Axe entstandene Körper, der also die Gestalt einer auf entgegengesetzten Seiten etwas abgeplatteten Kugel hat. Unsere Erde ist ein solches elliptisches Sphäroid und keine vollkommene Kugel, indem sie eben an den Polen abgeplattet ist, und aller Wahrschein-

lichkeit nach haben auch die übrigen Himmelskörper, die sich um ihre Axe drehen, eine ähnliche Gestalt.

Sphärometer, Kugelmesser, ist ursprünglich ein Instrument, welches dazu dient, die Genauigkeit einer Kugel zu untersuchen, doch wird es auch gebraucht, die Dicke anderer, und zwar sehr dünner Körper zu bestimmen. Das Instrument besteht gewöhnlich aus einer in Grade eingetheilten Scheibe, welche auf drei unten abgerundeten Füßen ruht und in deren Mitte sich eine lange, feine, unten ebenfalls abgerundete Schraube befindet, unter welche der zu messende Körper gelegt wird. Die Anzahl der Umdrehungen der Schraube, von welcher bekannt sein muß, um wie viel sie sich bei jeder ganzen Umdrehung erhebt, gibt dann die Dicke des zu messenden Körpers an.

Sphinx. Ein dunkler Mythus, der Aegypten und Griechenland angehört, dessen Ursprung wohl unstreitig in jenem zu suchen ist. Die griechische Sphinx war ein Ungeheuer mit Löwengestalt und Mädchengesicht, die von Juno, die von den Thebanern beleidigt war, geschickt wurde und sich auf dem Berge Sphingion bei Theben lagerte, worauf sie den Thebanern das bekannte Räthsel aufgab, welches Thier am Morgen auf vier, Mittags auf zwei und Abends auf drei Füßen gehe, und wenn es nicht gerathen wurde, einen zerriß. Oedipus errieth es, daß es der Mensch sei, und die S. stürzte sich von dem Berge herab. Die ägyptische S. hat dieselbe Gestalt, welche bei der Verbindung von Löwe und Jungfrau sehr leicht auf die Erklärung der Fruchtbarkeit, Weisheit und Stärke führt. Denn wenn die Sonne in die Zeichen von Löwe und Jungfrau tritt, so ergießt sich der Nil befruchtend über das Land. Bei den Aegyptern standen S. häufig vor den Tempeln. Es haben sich mehrere erhalten. In der Nähe der Pyramidengruppe von Kairo befindet sich eine aus einem einzigen Felsenstücke gehauene S., 148 F. lang und vorn 62 F. hoch; sie ragt aber jetzt nur noch 27 F. aus dem Sande hervor. Die kolossale Sphinx bei der Pyramide des Kephrenus, nahe bei Theben, hat Belzoni 1817 entdeckt. Die S. von Sais, ein rosenfarbner Granitblock von 22 F., befindet sich jetzt in der ägyptischen Sammlung des Louvre.

Sphragistik, s. Siegelkunde.

Spiegel wird jede glatte Fläche genannt, welche die von irgend einem Gegenstande auf sie fallenden Lichtstrahlen so zurückwirft, daß durch dieselben ein Bild des Gegenstandes hervorgebracht wird. Alle Körper haben die Eigenschaft, von dem auffallenden Lichte eine verschiedene Menge zurückzuwerfen. Sind die Oberflächen eines Körpers aber rauh, so wird das auffallende Licht nach allen Richtungen zerstreut, und das Auge empfängt durch das reflectirte Licht nur ein Bild des Körpers selbst, auf welchen es gefallen; ist ein Körper durchsichtig, so läßt er das auf ihn fallende Licht durch sich hindurch; ist hingegen die Oberfläche eines Körpers glatt, so werden die auffallenden Bilder unmerklich verändert in das Auge zurückgesendet. Daher können nur undurchsichtige und glatte Körper spiegelnde Oberflächen haben, und daher eignen sich auch die Metalle unter allen Körpern am besten zu Spiegeln, zumal da sie auch einen sehr hohen Grad von Politur anzunehmen vermögen. Die Metallspiegel werden aus verschiedenen Metallcompositionen gemacht, z. B. aus 64 Th. Kupfer und 29 Th. Zinn, oder aus 32 Th. Kupfer, 15 Th. Zinn, 1 Th. Messing, 1 Th. Arsenik, und andern ähnlichen Mischungen. Doch werden die Metallspiegel im gewöhnlichen Leben selten, und meist nur zu wissenschaftlichen Zwecken gebraucht, denn sie sind kostbar und verderben leicht durch Oxydation des Metalls. Dagegen bedient man sich im gemeinen Leben gewöhnlich der Glasspiegel. Das Glas, welches wegen seiner Durchsichtigkeit nicht dazu geeignet ist, das Bild eines Gegenstandes abzuspiegeln, wird durch eine dunkle, meist metallene Unterlage undurchsichtig gemacht. Man nimmt dazu Zinnfolie, benetzt sie mit Quecksilber und reibt es ein, damit es sich mit der Zinnfolie amalgamire, legt dann Fließpapier darauf und über dieses eine reine und trockene Spiegelplatte. Hierauf entfernt man durch langsames Wegziehen des Papiers den Schmutz vom Quecksilber und drückt die Glasplatte fest an. Das Amalgama hängt dann am Glase fest und der Spiegel ist fertig. Nach der Form ihrer Oberfläche gibt man den Spiegeln verschiedene

25*

Namen; ist nämlich die Oberfläche eines Spiegels vollkommen eben, so heißt er ein ebener oder Planspiegel; ist hingegen die Oberfläche gekrümmt, so nennt man ihn einen krummen Spiegel (sphärischen Spiegel, Hohlspiegel, Cylinderspiegel). Für ebene Spiegel gilt nun das Gesetz, welches für die Zurückstrahlung des Lichts überhaupt gilt, daß nämlich der Ausfallswinkel eines Lichtstrahls seinem Einfallswinkel völlig gleich ist. Auch behalten die Lichtstrahlen nach der Brechung ihren Parallelismus unverändert bei. Die Bilder der Gegenstände werden daher auf der spiegelnden Fläche gleichsam abgebrochen und dem Auge zugeworfen, welches dann nach optischen Gesetzen das Bild dahin setzt, wohin die Lichtstrahlen hinter dem Spiegel verlängert das Object treffen würden. Daher liegt das Spiegelbild ebensoweit hinter dem Spiegel, als das Object vor demselben, und daher hat es auch dieselbe Größe, wie das Object. Es folgt zugleich, daß im Spiegelbilde das Rechts in Links umgewandelt wird; und ebendaher ist es schwer, nach dem Bilde im Spiegel bei nicht gewohnten Verrichtungen den Ort am Gegenstande zu finden. Wenn ein Spiegel einen Gegenstand vollständig abspiegeln soll, so muß er wenigstens halb so groß als der Gegenstand selbst sein. Stellt man zwischen zwei gegen einander geneigte Spiegel, deren Neigung in 360 dividirt eine ganze Zahl geben muß, einen Gegenstand, so sieht man denselben wegen der fortdauernden Zurückstrahlung des einen Spiegels auf den andern unzählige Male; und schließt man diese Spiegel in eine Röhre ein, und legt mehrere bunte Gegenstände zwischen sie, so sieht man sie in sehr schönen und mannichfaltigen Gruppen geordnet. Diese Vorrichtung bildet das von Brewster erfundene Kaleidoskop (s. d.). Die gemeinsten Spiegel mit krummen Flächen sind die sphärischen, welche als ein Segment einer hohlen Kugel betrachtet werden können. Wenn man dieses auf der innern concaven Seite polirt, so bekommt man einen concaven Spiegel, welcher auch Hohlspiegel, Sammlungsspiegel, und wegen seiner Kraft, die Sonnenstrahlen auf einen kleinen Raum zu concentriren, Brennspiegel (s. d.) genannt wird. Wird dagegen die äußere convexe Seite des Kugelabschnittes polirt, so erhält man einen convexen Spiegel, welcher auch Zerstreuungsspiegel genannt wird, weil er die auf ihn fallenden Lichtstrahlen nicht in einen Punkt vereinigt, sondern sie zerstreut. Die S. waren schon den Alten bekannt, doch wurden sie damals nur aus Metall gefertigt; die Angabe, daß schon in Sidon gläserne gemacht worden seien, ist unerwiesen. Glasspiegel werden zuerst im 7. Jahrh. v. Chr. erwähnt. Damals schmolz man das Glas, warf gepulvertes Harz oder Colophonium hinein und setzte Blei und Spießglanz zu der Mischung, um dem Glas seine Durchsichtigkeit zu nehmen und es schwarz zu machen. Im 13. Jahrhundert erfanden die Venetianer die geblasenen S. und im 14. Jahrhundert das Amalgamiren und die Spiegelfolie; doch waren die ersten S. klein und schmal. Im 17. Jahrhundert (1688) erfand der Franzose Abr. Thowart die gegossenen Spiegel; auch vervollkommneten sich um diese Zeit die englischen Spiegelfabriken. Bis zu Ende des 17. Jahrhunderts versorgte Venedig fast ganz Europa mit Spiegeln. Die vorzüglichste Fabrik war dort auf der Insel Murano. Zu Anfange des 18. Jahrh. wurden in Deutschland zu Nürnberg Spiegelfabriken errichtet, welche bald ihre Waaren durch ganz Europa, nach Asien, Afrika und Amerika versendeten. Jetzt gibt es in vielen Städten Spiegelfabriken.

Spiegel zum Desenberg und Canstein, Ferdinand August Maria Joseph Anton, Graf, Erzbischof von Köln, verstorben am 2. August 1835, wurde auf dem Stammschlosse seiner Familie, Desenberg bei Warburg am 25. Dec. 1764 geboren, bezog das adelige Convict im bischöflichen Seminar zu Fulda, studirte dann auf der dasigen Akademie Theologie, kanonisches und römisches Recht und erhielt 1782 eine Präbende am Domstift zu Münster. Im Jahre 1790 begleitete er als Domherr den damaligen Kurfürst von Köln und Fürstbischof von Münster, Maximilian Franz, zur Krönung Kaiser Leopold's II. nach Frankfurt a. M.; war schon damals zugleich Domherr in Osnabrück, womit er zwei Jahre später eine Dompräbende zu Hildesheim verband, und erhielt 1794 vom Kurfürsten das Vicedominat in Münster und das damit verbundene Archidiaconat. Im Jahre 1796 ward er wirklicher Münsterscher Geheimrath und erhielt dadurch unmittelbaren Antheil an der

Landesverwaltung; im Jahre 1799 ward er zum Domdechanten gewählt und der Kurfürst übertrug ihm die Verwaltung der Archidiaconate Bocholt und Dülmen, so wie die Probstei in dem Collegiatstift des letztern Orts. Als der Kurfürst am 27. Juli 1801 starb, übernahm das Domcapitel, also S., die Regierung des Hochstifts Münster, und als dasselbe nach der Säcularisation 1802 an Preußen fiel, hatte sich S. bereits durch seine Geschäftskunde einen solchen Ruf erworben, daß die preußische Regierung ihn bei dem zu Münster errichteten Curatorium über die dortige Universität anstellte. Im Jahre 1813 ernannte Napoleon ihn zum Bischof von Münster, S. aber, welcher wußte, daß Pius VII. dasjenige Concordat zurückgenommen hatte, welches die Ernennung der Bischöfe dem päpstlichen Einfluß entzog, weigerte sich, die Ernennung anzunehmen und ging nicht eher nach Paris, bis der Präfect Dussaillant ihm erklärte, daß er ihn mit Gewalt dahin schaffen werde. Auch in Paris legte er den vorgeschriebenen Eid nicht eher in die Hände der Kaiserin Marie Louise ab, als nach der erhaltenen feierlichen Versicherung, der Kaiser werde diesen Schritt beim Papste vertreten und für alle Folgen einstehen. Nach Napoleon's Fall und der Auflösung des Königreichs Westfalen trat S. in seine frühere Stellung als Domdechant zurück, stand aber in enger Verbindung mit dem Minister von Stein und durch diesen mit dem Fürsten von Hardenberg. Von ihm forderte man bei den Verhandlungen mit der päpstlichen Curie im Jahre 1811 ein Gutachten und seinem Einflusse ist es wohl zum Theil zuzuschreiben, wenn die Rechte der Krone gegen unbefugte Eingriffe gesichert wurden. Die Anerkennung von Seiten des Staats blieb nicht aus. Im J. 1804 erhielt er den rothen Adlerorden; 1816 erhob der König von Preußen ihn, seinen Bruder und dessen Nachkommenschaft in den Grafenstand, 1817 ward er Mitglied des Staatsraths, 1819 wirkl. Geheimrath. Doch war auch sein Wirken schon damals in Münster theils für die Wissenschaft im weitesten Sinne, theils für seine näheren Umgebungen in Westfalen von dem größten Segen. Sein Haus war der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Männer; er unterstützte die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica auf die freigebigste Weise und verfolgte alle Erscheinungen der Literatur, selbst die ihm anscheinend ziemlich fern liegenden mit immer gleichbleibendem Interesse. Sobald man in Folge des Concordats im Jahre 1822 von preuß. Seite an Besetzung der hohen geistlichen Aemter denken konnte, suchte die Regierung den Domdechanten S. für das Erzbisthum Köln zu gewinnen; doch die Stellung, in welche ihn diese Erzdiöces zur ultramontanen Partei bringen mußte, machte ihm diese Erhebung so wenig wünschenswerth, daß er erst am 20. Dec. 1824 vom Papst dazu ernannt wurde, worauf am 31. Januar 1825 die königliche Bestätigung und am 25. Juni die Inthronisation erfolgte. Von München aus suchten Denunciationen gegen ihn in Rom eine feindliche Stimmung zu erregen; der Papst sandte ihm diese zu und S. nahm keine andere Rache an seinen Feinden, als daß er die hinterlistigen Anklagen an ihre Urheber zurückgehen ließ.

Seine Aufgabe als Erzbischof war eine sehr schwierige. Einestheils sollte er dem kirchlichen Indifferentismus, der noch aus der französischen Occupationszeit herstammte, steuern, den kirchlichen Formen und Gebräuchen wieder das nöthige Ansehen verschaffen, während anderntheils die Regierung von ihm hoffte, daß er ihre Pläne für eine wahrhafte Verjüngung des Katholicismus, für höhere geistige Bildung des Clerus und der Laien und für Toleranz, deren der Katholicismus nur sehr selten und bei fast nie zu findender Reinheit fähig ist, unterstützen würde. Dieser Aufgabe war S. vollkommen gewachsen, insofern man den Adel seiner Gesinnung, seine seltene Geschäftsgewandtheit und das unbeschränkte Vertrauen berücksichtigte, das ihm die preußische Regierung schenkte; aber um dieser großen Aufgabe zu genügen, bedurfte er geschickter Werkzeuge und diese fand er weder in dem ungebildeten Clerus, noch in den Mönchen, die nach Aufhebung der Klöster zu Pfarrern gewählt und dieser Bestimmung für das Leben durchaus nicht gewachsen waren. Dazu kamen noch die Bestrebungen der ultramontanen Partei, die ihn auf allen Schritten bewachte und geradezu erklärte, er sei von der protestantischen Regierung gedungen, um ihr die katholische Kirche in die Hände zu spielen. Alle seine Amtshandlungen wurden mit der böswilligsten Feindseligkeit belauert, in auswärtigen Blättern, namentlich in denen der gleichgesinnten

französischen Partei verketzert und zu feindseligen Angriffen gegen ihn in Rom benutzt. Demungeachtet kann die Regierungsperiode S.'s für die Rheinlande als eine ungemein segensreiche bezeichnet werden. Um das Denunciationswesen, das besonders über München nach Rom ging, zu hemmen, verbot er gleich bei der ersten Uebernahme des Erzbisthums jeden Briefwechsel mit auswärtigen Behörden. Darauf suchte er vor Allem die äußeren Zustände der katholischen Kirche in bessere Regeln zu bringen. Während der französischen Herrschaft hatte sich das Uebergewicht der Regierung über die Kirche auch in den Rheinlanden festgestellt; die meisten Feste waren auf die Sonntage verlegt, in Städten, wo protestantische Gemeinden waren, auf Umgänge innerhalb der Kirchen beschränkt, die Wallfahrten fast ganz abgeschafft worden. Um den Rheinländern zu zeigen, daß die Regierung den katholischen Principien, so weit es mit der Ordnung des Staates verträglich sei, völlig Freiheit lasse, erlaubte Preußen diese Gesetze zum größern Theil wieder abzuschaffen und die alte Form in Geltung zu bringen. Eine neue Festtagsordnung des Erzbischofs erhöhte die Zahl der Kirchenfeiertage, die unter Napoleon nur fünf gewesen waren, auf acht; die Wallfahrten wurden zum Theil wieder gestattet und nur solche verboten, welche nach entfernten Orten gingen und die Wallfahrer nöthigten, über Nacht aus ihrem Wohnorte entfernt zu bleiben; auch die Prozessionen wurden wieder erlaubt, jedoch aller unangemessene Lärm, besonders durch die sie begleitenden Schützengesellschaften, bei ihnen abgestellt, und das Umhertragen der pomphaft ausgeschmückten Heiligenbilder untersagt. Vor Allem aber richtete der Erzbischof seine Aufmerksamkeit auf die Hebung der Intelligenz aller Volksclassen. Ihm verdankten die Pfarrer und Schullehrer eine bessere Besoldung; unter seiner Pflege gediehen die Bürger-, Pfarr- und Landschulen auf das Trefflichste und seit der Stiftung der Universität zu Bonn nahm auch die Bildung des Clerus zu. An jener Universität wirkte seit 1821 der Professor Hermes (s. Hermes und Hermesianismus), mit dem er schon in Münster in engfreundschaftliche Verbindung getreten war; und sein Schutz verhinderte auch die Ultramontanen während seines Lebens anders als mit auswärtigen Denunciationen aufzutreten. Erst acht Wochen nach seinem Tode, am 26. Sept. 1835 erschien die Verdammungsbulle gegen Hermes. Für die höhere Bildung des Clerus wirkte namentlich die erzbischöfliche Verordnung vom 16. Aug. 1828 und vom 20. Sept. 1830, welche für die höheren geistlichen Würden einen vorschriftsmäßig absolvirten Gymnasialcursus und ein Maturitätszeugniß als unerläßliche Bedingung forderte. Der Bischof von Trier schloß sich diesen Maßregeln bereitwillig an, nur der Bischof von Ledebur in Paderborn blieb gleichgültig gegen wissenschaftliche Bildung und nahm Subjecte, die in der Erzdiöcese Köln als Ignoranten abgewiesen worden, in seinem Sprengel gern auf. Zur Hebung der clerikalischen Bildung betrieb der Erzbischof die Stiftung eines Convictoriums für katholische Theologen in Bonn, organisirte 1827 das Priesterseminarium in Köln von Neuem, unterstützte die von Hermes begründete und in seinem Geiste fortgesetzte „Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie" und begünstigte jedes Unternehmen, das zu gemeinnützigen Zwecken, namentlich wissenschaftlichen und kirchlichen Bestrebungen diente; so z. B. die Gründung eines Vereins zur sittlichen Besserung der Gefangenen, Unternehmungen zur Beförderung der städtischen Industrie, den Kölner Dombau u. s. w. Eben so mild und aufmerksam auf die Forderungen der Zeit handelte er bei der Ausgleichung der Zerwürfnisse über die gemischten Ehen, die später zu einem so großen Conflict der Staatsgewalt mit der Kirche führten. Bei der Ausführung des päpstlichen Breve vom 25. März 1830 und bei der Einigung darüber mit dem geheimen Legationsrath Bunsen vom 22. Oct. 1834 hatte er in seiner Instruction an die Generalvicare große Umsicht bewiesen und obgleich er die Ansprüche der katholischen Kirche nie aus den Augen verlor, doch den Staat der Kirche gegenüber nicht als rechtlos behandelt. Daß seine Saat nicht die erwarteten Früchte trug, kann ihm nicht aufgebürdet werden, sondern demjenigen, der mit fanatischem Starrsinn die Forderungen der Zeit verkannte und Reibungen und Mißverhältnisse herbeiführte, die bei redlichem Willen sich von selbst hätten vermeiden lassen. Unverdrossen wirkte S. während seiner 10jährigen Amtsführung in seinem Berufe. Häufige Amtsreisen erlaubten ihm

überall selbst an Ort und Stelle die Bedürfnisse wahrzunehmen und für ihre schnelle Abstellung zu sorgen. Auf einer dieser Amtsreisen erkrankte er plötzlich am 21. Mai 1835 zu Uerdingen. Nach Köln zurückgekehrt, machte die Krankheit so gewaltige Fortschritte, daß die Kunst der Aerzte vergeblich dagegen kämpfte. Was die katholische Kirche an ihm verlor, zeigte sich am besten durch das Wirken seines Nachfolgers, Clemens August, Freiherrn von Droste zu Vischering (s. d.). Beide suchten, aber von ganz verschiedenen Standpunkten aus, ihrer Amtspflicht zu genügen und stehen einander so schroff gegenüber, daß man in ihnen die Repräsentanten der beiden einander bekämpfenden Richtungen des gegenwärtigen Katholicismus betrachten kann. Die kirchliche Rechtgläubigkeit Ferdinand August's, seinen Eifer für Cultus und Disciplin hat selbst die Verleumdung nicht anzutasten gewagt. Er hielt streng auf kirchliches Dogma, Ritus und Gebrauch, theilte aber die engherzige Ansicht jener Katholiken nicht, welche die Form mit dem Wesen verwechseln und in der katholischen Form den alleinigen und privilegirten Weg zum Himmel erkennen. Deshalb war er der wahrhaften Toleranz fähig, welche auch in der fremden Form die christliche Berechtigung ehrt, und deshalb konnte es ihm gelingen, jenes friedfertige Zusammenleben zwischen Katholiken und Protestanten in den Rheinlanden auf einer sicherern Basis zu begründen, als es dem Indifferentismus der französischen Zeit möglich gewesen war.

Spiegelkreis, s. Sextant.

Spiegelteleskop, Reflector, auch katoptrisches Fernrohr, heißt ein Fernrohr, welches statt des Objectivglases einen oder mehrere Spiegel enthält. Die erste Idee dazu gab zu Anfang des 17. Jahrhunderts der italienische Jesuit Vater Zurchi, die später der franz. Vater Mersenne (um 1689) weiter ausbildete. In den gewöhnlichen dioptrischen Fernröhren erschienen nämlich die Bilder durch die Farbenzerstreuung und die Abweichungen in Bezug auf die Gestalt sehr undeutlich, daher kam Vater Zurchi auf den Gedanken, ein Fernrohr zu bauen, bei dem er mit einem metallenen Hohlspiegel ein Hohlglas als Ocularglas verband; Mersenne aber brachte zwei Hohlspiegel an, von denen der größere das Object auffängt und das Bild davon dem ihm gegenüber gestellten zuwirft, welcher das Bild wieder durch das Loch des größern Spiegels in das Loch des Beobachters reflectirt. Newton und nach ihm Cassegrain, Gregory, Hadley und später Herschel haben wesentliche Veränderungen an der Einrichtung des Instruments angebracht. Newton wies dem Luftbilde, mittels einer zweiten Reflexion durch einen geneigten Planspiegel, einen solchen veränderten Platz in der Röhre des Teleskops an, daß es mit mehr Bequemlichkeit von der Seite durch ein planconvexes Augenglas betrachtet werden kann, in dessen Brennpunkt es gebracht ist. Gregory durchbohrte den großen Spiegel, stellte demselben einen zweiten, kleinern Hohlspiegel gegenüber und betrachtete das auf diese Weise mittels doppelter Reflexion entstehende Luftbild durch ein oder mehrere in der Richtung der Oeffnung oder auch in dieser selbst angebrachte Augengläser. Herschel vereinfachte die Einrichtung wieder, ließ den kleinen Spiegel weg und gab dem großen Spiegel eine solche Stellung, daß der Brennpunkt desselben nach dem untern Rande der obern Oeffnung fällt, damit der Beobachter, wenn er oben hineinsieht, sich die Bilder der Gegenstände nicht selbst verdunkele. Weil die Größe der Spiegel und somit ihre Brennweite auf die Größe des Bildes von Einfluß sind, so haben deshalb die neuern Astronomen dergleichen Instrumente von ganz außerordentlicher Größe angewendet. Herschel's (s. d.) sogenanntes Riesenteleskop hatte 40 F. Länge und 4 F. 10 Zoll im Durchmesser; der Spiegel wog über 20 Ctr. Dieses Teleskop, welches leider sehr bald unbrauchbar wurde, ist in der neuesten Zeit durch das 1845 vollendete Riesenteleskop des schottischen Lords Rosse weit übertroffen worden, dessen Spiegel eine Focallänge von $4^1/_2$ F., einen Durchmesser von 6 F. und ein Gewicht von 75 Ctr. hat. Die S. sind besonders in England in Gebrauch, in Deutschland und auf dem Continente kommen sie ziemlich selten vor, wo man lieber achromatische Fernrohre gebraucht.

Spicker, Christian Wilhelm, Professor, Superintendent und Oberpfarrer zu Frankfurt a. O., wurde am 7. April 1780 zu Brandenburg an der Havel geboren, studirte in Halle die Theologie und wurde 1804 ordentlicher Lehrer am königl. Pädagogium zu

Halle, 1805 Feldprediger beim dortigen Infanterieregiment von Renouard. Die Schlacht von Jena raubte ihm seine Stellung, worauf er in Dessau privatisirte und mehere seiner Jugendschriften schrieb, die noch immer in neuen Auflagen erscheinen, z. B. „Louise von Thalheim, oder das Hausmütterchen“, eine Bildungsgeschichte für Töchter (Lpz. 1807), „Die glücklichen Kinder“ (4 Bde., Lpz. 1808), „Vater Helwig unter seinen Kindern“ (2 Bde., Nürnb. 1808—10). Auf Wilhelm von Humboldt's Veranlassung wurde er 1809 als Diakonus an der Oberkirche und als Professor der Theologie nach Frankfurt a. O. gerufen, wurde 1812 Archidiakonus, begleitete 1813 und 14 die kurmärkische Landwehr als Geistlicher auf den damaligen Feldzügen und wurde 1818 Superintendent und Oberpfarrer. Unter seinen gelehrten theologischen Schriften nennen wir seine „Geschichte Dr. Martin Luther's und der durch ihn bewirkten Reformation der Kirche in Deutschland“ (Bd. 1, Berl. 1818), die aber nicht fortgesetzt worden ist; „Ueber die ehemalige und jetzige Lage der Juden in Deutschland“ (Halle 1809); „Kirchen- und Reformationsgeschichte der Mark Brandenburg“ (Bd. 1, Berl. 1839); „Geschichte der Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg“ (Berl. 1839); „Lebensbeschreibung des Herzogs Leopold von Braunschweig“ (2. Aufl., Frankf. 1839). Besonders verbreitet sind seine ascetischen und praktisch-theologischen Schriften, wie sein „Andachtsbuch für gebildete Christen“ (6. Aufl., Berl. 1839); „Christlicher Glaube, ein Confirmationsbuch für die reifere Jugend“ (Berl. 1840); „Christliche Morgenandachten“ (2. Aufl., Berl. 1835); „Christliche Abendandachten“ (Berl. 1840, 2. Aufl.); „Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände“ (5. Aufl., Lpz. 1837) u. s. w.

Spiel, ist die allgemeine Bezeichnung für alle der ernsten Arbeit entgegengesetzte Beschäftigungen. Näher jedoch ist Spiel keineswegs blos die anstrengungslose, auf Erholung berechnete Thätigkeit des Geistes oder Körpers — in welchem Falle z. B. Spaziergänge, Unterhaltungslectüre u. s. w. gleicherweise zu den Spielen gehören würden —, vielmehr erscheint das Spiel, etwa wie die Poesie, als eine nothwendige Lebensäußerung, welche ergötzt, als die leichte Nachahmung wirklicher Zustände und Begebnisse des ernsten Lebens selbst, weshalb es denn auch zu diesem in ganz analogem Verhältnisse steht. Als nothwendige Lebensäußerung wird das Spiel sogleich durch die anziehende Betrachtung erwiesen, daß die Spiele, bei verschiedenen Völkern und Individuen in verschiedenen Zeiten und Lebensaltern verschieden, durchaus stets den Charakter an sich tragen, der das jedesmalige Volk oder Individuum, das jedesmalige Zeit- oder Lebensalter selbst bezeichnet, in welchem diese Spiele gespielt werden. So haben also die Spiele ganzer Völker sowohl als auch der einzelnen Menschen ihre Geschichte, deren Epochen die Entwickelungsstufen Jener selbst sind. Das Ergötzliche des Spieles aber besteht darin, daß der Spielende einen, an sich leichten und gefahrlosen Kampf zu gewinnen strebt, zu welchem er den Zufall herausgefordert hat. Der Conflict also der blinden Nothwendigkeit des Ungefährs mit der freien menschlichen Thätigkeit, wie er von gewissen Anfängen und Mittelzuständen zu einem gewissen Ende gelangt, ist das Wesen desselben. In höchster Anwendung heißt darum das Drama mit Recht Schauspiel (Trauerspiel oder Lustspiel). Der Sieg der einen oder andern Partei bedingt den Gewinn oder Verlust, und Ersterer besteht auch eigentlich blos in der reinen Freude über das gewonnene Spiel. Als Anerkennung jedoch des Sieges bedarf es an der andern Partei eines Symbols, dessen Werth keineswegs in materiellen Vorzügen zu bestehen braucht. Darum ist auch ein solcher reiner Gewinn das Ziel der natürlichsten und einfachsten Spiele, der Kinder sowohl als der Menschen überhaupt in ihrem Jugendalter, bei den alten Völkern. Erst die raffinirte neuere Zeit führte an dessen Statt eine, vom Spiele selbst unabhängige, Prämie ein, ganz ähnlich, wie etwa der Preis von 100 Ducaten bei Pferderennen u. s. w. an die Stelle des ehemaligen Oliven- oder Fichtenkranzes getreten ist. Gemäß den gegebenen Bestimmungen zerfallen die sehr verschiedenen und mannichfachen Spiele leicht in gewisse Classen. Je nachdem nämlich dem Zufall ein größerer oder kleinerer Spielraum gelassen ist, jenachdem die mit diesem in Conflict gebrachte Kraft eine geistige oder körperliche (mechanische) ist, wird der Charakter des Spieles sich ändern.

Als zwei Pole, zwischen welchen die ganze Reihe der Spielwettereien liegt, mag man auf der einen Seite die Olympischen, Isthmischen und Nemäischen Spiele der Hellenen betrachten, und auf der andern Seite die öffentliche Lotterie oder das Lotto bei uns. Bei jenen ist die Einwirkung des Zufalls gänzlich ausgeschlossen und nur die größere Geübtheit und Kunstfertigkeit gibt den Sieg; darum heißen sie auch nur uneigentlich Spiele; es waren Wettkämpfe (ἀγῶνες, certamina). Bei diesen ist der Combination oder körperlichen Gewandtheit gar kein Spielraum verstattet, und der Gewinn wird blos von außen ertheilt, ohne daß das Spiel selbst interessirte. Diejenigen Spiele nun, bei denen körperliche Geschicklichkeit die Macht des Zufalls zu überwinden strebt, werden der Einfachheit des Kindesalters ganzer Völker sowohl wie der Individuen am meisten entsprechen. Diesen schlichten Charakter tragen daher die Spiele der Griechen, in überraschender Aehnlichkeit mit unsern Knabenspielen. Schon bei Homer finden wir bei den glücklichen Phäaken auf Hyperia das Ballspiel (σφαῖρα), das Tanz und Gesang verschönt, wie ihr ganzes Leben. Das einfache Brettspiel verdankt seine Erfindung dem Palamedes im trojanischen Kriege, und auch die übrigen griechischen Spiele tragen denselben Charakter. (S. das Verzeichniß derselben bei Pollux onomast. lib. IX. c. VII. und die Schriften von Boulenger, Meursius u. A. in Gronov's Thesaurus Ant. Graec. T. VII.) Bei uns gehören hierher die sämmtlichen Knabenspiele, das Kegelspiel und vor vielen andern das Billard. Spiele dagegen, bei denen der Combination dem Zufall gegenüber eine gleiche Wirksamkeit gelassen ist, dürften bei weitem als die interessantesten gelten. Bei ihnen steht geistige Anstrengung und Erholung in gleichem Verhältniß. Zu ihnen gehören eine Menge Kartenspiele als: Solo, Whist, Boston, l'Hombre, Tarok. Ist der Zufall überwiegend, so kann die Rücksicht auf den Gewinn der leichten Unterhaltung untergeordnet sein, etwa bei vingt-un, preche en ville u. A. Waltet aber die Rücksicht auf Gewinn und zwar durch reinen Zufall, durchaus vor, so ist das Spiel Glücksspiel oder Hazard: wie das Würfeln, Pharo u. s. w. Ist dagegen die Wirkung des Zufalls gänzlich ausgeschlossen und der Sieg blos der tieferen und richtigeren Combination gesichert, so ist dies ein reines Verstandesspiel und interessirt blos durch seinen eigenen Verlauf, ist schwer und setzt einen bedeutenden Aufwand anstrengender Geistesthätigkeit voraus: dies ist namentlich der Charakter des Schachspieles. Der Zweck der sämmtlichen Spiele ist Erholung durch leichte und anziehende Beschäftigung; nur die Hazardspiele verfehlen gewöhnlich dieses Zweckes und werden oft zu verderblicher Leidenschaft.

Spielarten heißen die abweichenden Verschiedenheiten in Naturbildungen.

Spielberg, s. Brünn.

Spielkarten sind geglättete Blättchen, auf deren einer Seite allerhand bunte Figuren, auf der andern aber Wellenlinien, bunte Sterne oder Punkte gezeichnet sind. Die älteste ist die italienische oder Trappolierkarte (Carta di Trappola), genannt nach dem Spiele, das damit gespielt ward. Die 4 Farben werden hier durch Becher (Copi), Pfennige (Denari), Schwerter (Spadi), Stäbe (Bastoni) bezeichnet. Statt der Damen sind Reiter (Caval). Aus dieser Karte bildete sich die Tarokkarte von 78 Blättern. In der Mitte des 15. Jahrhunderts kam die jetzt gewöhnliche französische Karte von 52 Blättern (Whistkarte) auf, welche zu den meisten Spielen gebraucht wird. Sie besteht aus 4 Farben, nämlich zwei schwarzen (Treste und Pik) und zwei rothen (Coeur und Caro). Zu jeder Farbe gehören 13 Blätter, nämlich: As, König, Dame, Bube, Zehn, Neun, Acht, Sieben, Sechs, Fünf, Vier, Drei und Zwei. Zum Piketspiel nimmt man die Sechs bis Zwei, zur L'hombrekarte die Acht, Neun, Zehn heraus, so daß dort die Karte nur noch 32, hier 40 Blätter zählt. Die deutsche Karte, mit welcher man Scat, Solo, Casco ꝛc. spielt, enthält dieselben Blätter wie die Piketkarte, nur von anderer Form. Die Blätter heißen Daus, König, Ober, Unter, Zehn, Neun, Acht, Sieben (Spitze); die 4 Farben haben andere Bezeichnungen: Eicheln, Grün, Roth und Schellen. Sonst gab es noch eine 5. Farbe, Blau, in der deutschen Karte, die dann 40 Blätter zählte und mit der man eine Art Deutsch-Solo unter 5 Personen spielte. Die S. wurden außer zum Kartenspiel auch zu manchen Kartenkünsten und von den ältesten Zeiten her zum Wahrsagen gebraucht.

Darauf deutet schon der älteste Name, unter dem sie zu Ende des 13. Jahrhunderts in Italien bekannt waren. Sie hießen damals Naibi, ein Wort, das in Indien Wahrsagen bedeutet und das zugleich auf den ältesten Ursprung der Spielkarten in Indien hinweist. (S. Kartenspiel.)

Spielwaaren sind der Gegenstand eines besondern Zweiges der Holzarbeiten und von großer Wichtigkeit im Handel. Nürnberg war von jeher berühmt in diesem Industriezweige und verdankt einen großen Theil seines Reichthums diesem Handel; außerdem werden aber auch auf dem Schwarzwalde, in dem sächs. Erzgebirge und in Thüringen dergleichen Artikel in großer Menge und von vorzüglicher Güte gefertigt. Ausgezeichnet sind die schwarzwälder und tiroler geschnitzten Thiere und menschlichen Figuren, die sehr oft, trotz ihres billigen Preises, in der That einen nicht unbedeutenden Kunstwerth haben. In neuerer Zeit sind diese Spielwaaren bedeutend vorgeschritten und mitunter, namentlich die in Wien und Nürnberg gefertigten, ebenso geschmackvoll als künstlich, da manche nach Art der Automaten zusammengesetzt sind. Die Fabrik von Kummer in Berlin zeichnet sich durch ihre naturgetreuen Thiere von Papiermaché aus. Von bedeutendem Rufe ist die Fabrik von Fleischmann in Sonnenberg, deren Besitzer ein sehr gebildeter Künstler ist und namentlich in einer eigenthümlichen Composition, die er Steinpappe nennt, sehr schöne Arbeiten liefert, denen es durchaus nicht an Kunstwerth fehlt. Auch Bilderrahmen, sogenannte Jagdrahmen, welche ebenso geschmackvoll als künstlich gemacht, Laubwerk, Aeste, Thiergruppen u. dgl. zeigen, und Carricaturfiguren von einem bis zwei Zoll Höhe, nach Art derer von Dantan in Paris, werden dort gefertigt, die auf Ausstellungen in Deutschland und in England die größte Anerkennung gefunden haben und bei alledem zu sehr billigen Preisen geliefert werden. Die Anfertigung der Spielwaaren geschieht oft fabrikmäßig durch ein sehr sinnreiches Verfahren, um dergleichen Sachen in Menge zu verfertigen.

Spieren nennt man 30—40 F. lange gerade Fichten oder Tannen von zwei bis acht Zoll Stärke, die zu den Masten der Boote, zur Ausbreitung der Leesegel (s. Lee) und verschiedenen anderen Zwecken sich auf Schiffen befinden. Bei weiten Reisen nimmt man stets einige derselben in Reserve mit.

Spieß, Christian Heinrich, geb. zu Freiberg in Sachsen 1755, war lange Zeit Schauspieler und Schauspieldichter, wurde sodann im Jahre 1788 Gutsinspector zu Betdiekau in Böhmen und starb daselbst im Jahre 1799. S. hatte sich als Schauspieler nicht nur in den Geschmack des Publikums fügen gelernt, er wußte auch den Punkt zu finden, wo seine vorzüglichste Schwachheit liegt, die es gerne mit Beifall und Gelde bezahlt. Diesen rein praktischen Ausgang im Auge, nahm er nun alle seine Kräfte zusammen, um Geschichten, Verwickelungen, Situationen, Abenteuer vorzutragen, wie sie der gemeine Leser auch wohl aus schönen und tiefen Dichtungen als sonderbare Facta sich rasch zusammensucht, die Schönheit und den Geist aber ohne weiteres dahingestellt sein läßt. S. erfreute sich eines entschiedenen Glücks und Aufsehens mit dem ersten Auftreten seiner „Clara von Hoheneichen", welcher er dann eine Masse Schriften voll bunter Begebenheiten folgen ließ. Die Schauspiele sind „Die drei Töchter" (1782), „Maria Stuart" (1784), „General Schlenghein" (1795), „Das Ehrenwort" (1790), „Clara von Hoheneichen" (1790), „Die Folgen einer Lüge" (1792), „Liebe und Muth macht Alles gut" (1793), „Oswald und Mathilde" (1795), „Friedrich Graf von Toggenburg" (1794). Die Romane: „Biographien der Selbstmörder" (4 Thle., 1785), „Das Petermännchen", „Der Alte überall und nirgends", „Die Löwenritter", „Die zwölf schlafenden Jungfrauen", „Biographien der Wahnsinnigen", „Reisen durch die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers" u. s. w.

Spieß, Phil. Ernst, Archivar, geb. am 27. Mai 1734 zu Ettenstatt, einem ansbachischen Dorfe, wo sein Vater Pfarrer war, studirte seit 1752 auf der Universität zu Jena Rechtswissenschaft und Geschichte, ward aber von seinem Vater schon nach zwei Jahren wieder nach Hause gerufen, wo ihn der Markgraf Karl Wilhelm Friedrich, dem seine hohe

Gestalt aufgefallen war, zur Annahme von Militärdiensten zwang und als Cadet in seine Leibcompagnie zu Gunzenhausen einreihen ließ. S. vernachlässigte auch als Soldat seine wissenschaftlichen Studien nicht. Er wußte sich Zutritt zu dem fürstlichen geheimen Archiv und zur Bibliothek zu verschaffen und studirte besonders das Staats-, Lehn- und deutsche Recht, sowie vaterländische Geschichte. Wegen seiner gründlichen Kenntnisse in diesen Fächern wurde er ohne sein Zuthun im Jahre 1769, wo das Fürstenthum Baireuth an Ansbach fiel, mit ansehnlichem Gehalte und mit dem Titel eines Hof- und Regierungsraths als erster Archivar des geh. Landesarchivs zu Plassenburg bei Kulmbach angestellt und bald erwarb er sich den Ruf eines der ersten Archivare seiner Zeit. Mehrere Reichsstände schickten ihre Archivare zu ihm, um sie im Archivwesen durch ihn unterweisen zu lassen und die ersten deutschen Fürsten schätzten den sehr bescheidenen und anspruchslosen Gelehrten. So nahm ihn der Kaiser Joseph mit großer Auszeichnung auf, als er ihm 1785 eine Menge im ansbachischen Archive entdeckter ungarischer Urkunden persönlich überbrachte, und wünschte ihn auch in Wien zu behalten, allein der seinem Vaterlande und Landesherrn ganz ergebene Mann schlug dieses Anerbieten aus. Nicht mindere Gunst fand er bei dem Könige von Preußen, als er 1790 seinen Landesherrn nach Berlin begleitete. Bereits 1788 hatten ihn die Conventualen des Klosters Sanct-Blasien im Schwarzwald zu sich eingeladen, um sich mit ihm über die Herausgabe der „Germania sacra", zu deren erstem Theile er auch später Beiträge lieferte, zu besprechen. Er folgte dieser Einladung und durchreiste bei dieser Gelegenheit ganz Schwaben, einen Theil des Elsasses und der Schweiz, lediglich der Erforschung von Klöstern und Archiven sich hingebend. Eine Frucht jenes Besuchs in Sanct-Blasien war seine vertraute Freundschaft mit dem spätern Fürstabt Moritz. Dieser veranlaßte ihn 1793 noch einmal zu einem Besuche seines Klosters behufs literarischer Besprechung über das erwähnte Werk. S. kam von dieser Reise krank zurück und starb in Baireuth, wo er seit 1783 seinen Wohnsitz hatte, am 5. März 1794. Es erschienen von ihm, außer vielen andern kleinen Schriften, „Archivarische Nebenarbeiten" (2 Bde., Halle 1783—85. 4.); „Aufklärungen in der Geschichte und Diplomatik" (Bair. 1791) und „Geschichte des kaiserlichen 9jährigen Bundes von 1535—44" (Erlang. 1788).

Spießglanz, Spießglas, Antimon, ein Metall, welches gediegen, häufig mit Schwefel verbunden vorkommt. Das reine Metall hat zinnweiße, ins Bleigraue spielende Farbe, starken Glanz, strahligkleinblättriges Gefüge und ein specifisches Gewicht von 6,5—6,8. Es krystallisirt in Rhomboedern und deren Abänderungen, ist sehr spröde und leicht pulverisirbar, schmilzt etwas schwerer als Blei, und verflüchtigt sich in höherer Temperatur beim Zutritt der atmosphärischen Luft in weißen geruchlosen Nebeln. Findet sich in Frankreich am häufigsten. Es gibt mehrere antimonhaltige Mineralien, ziemlich häufig wird aber nur der Antimonglanz gefunden. Dieser, eine Verbindung von Antimon und Schwefel, hat eine mehr bleigraue Farbe, starken Glanz und strahlige Structur, die Krystalle sind zum Theil klein und undeutlich, und gehören dem prismatischen Systeme an, das specifische Gewicht ist 4,2—5,8. Findet sich am Harze, im Erzgebirge, Ungarn, Frankreich u. s. w. Das metallische Antimon wird vorzüglich zu Buchdruckerlettern gebraucht, indem es, dem Blei beigemischt, diesem eine größere Härte und Sprödigkeit ertheilt. Seine Verbindungen mit Sauerstoff, Stickstoff, Chlor, Schwefel, Kalium und andern Substanzen sind größtentheils officinell und wirken theils brechenerregend, theils schweißtreibend.

Spießruthenlaufen, eine ehedem gewöhnliche Militärstrafe, welche gemeine Soldaten wegen Verübung größerer Verbrechen traf, jetzt fast überall abgeschafft, da solche grausame und empörende Barbarei dem civilisirten Zeitgeiste ganz und gar widerspricht. Die Execution dieser Strafe bestand darin, daß der Delinquent mit kreuzweise auf der Brust zusammengebundenen Armen und entblößtem Rücken, ein von 100—300 Soldaten gebildetes Spalier langsamen Schrittes durchgehen mußte, während dessen er von jedem Soldaten einen derben Schlag mit einer Haselnußruthe erhielt. Ein Unteroffizier ging voran,

um den Verbrecher zu verhindern, den Streichen sich durch zu rasches Gehen zu entziehen; der Major und Unteroffizier hatten darauf Acht, daß von den Soldaten recht derb zugehauen wurde. Gewöhnlich mußte der Delinquent 3—6 Mal diese Gasse durchschreiten und wurde dies in drei auf einander folgenden Tagen fortgesetzt, so erfolgte meistens der Tod. Selbst dann, wenn ihm die Kräfte das Gehen versagten, wurde er nicht von der empörenden Strafe befreit, sondern erlitt, auf eine Schütte Stroh gebunden, die zuertheilten Schläge.

Spike, s. Lavendel.

Spill ist eine starke, eichene achteckige Welle, welche vorn quer über die Breite des Schiffs, auf eisernen Wellen so in Lagern liegt, daß sie sich leicht um ihre Achse dreht. Sie dient vorzugsweise zum Lichten des Ankers (s. d.) und überhaupt zur Bewegung schwerer Lasten. Zur Bewegung des Spills dienen die Handspaaken, 5—6 Fuß lange Hebel, welche durch die Löcher gesteckt werden, die auf vier diametral gegenüberstehenden Flächen des Spills durchgestemmt sind; die Pallen (s. d.) dienen dazu, um seinen Rücklauf zu hindern. Jetzt wird das S. mit gußeisernen Satteln bekleidet, weil man sich jetzt häufig der Ketten statt der Ankertaue bedient. Auf Kriegsschiffen gebraucht man statt des Spills ein oder zwei Hangspille, d. h. achteckige senkrecht stehende Wellen, in deren Kopf die Spaaken von der Seite hineingesteckt werden und die nun im Kreislaufe die Mannschaft in Bewegung setzt. Auf Linienschiffen ist das große oder hintere Spill doppelt, d. h. ein und dieselbe Welle steht hinter dem großen Maste so, daß an ihr auf zwei Decken zugleich gearbeitet werden kann.

Spillgelder, s. Nadelgelder.

Spillmagen, s. Cognaten.

Spinat (Spinacea oleracea), ein 1—2jähriges Gartengewächs, stammt aus dem Orient und ist seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in ganz Europa bekannt. Die Blätter des Spinats sind nicht nur ein beliebtes und gesundes Gemüse, sondern sie gewähren auch ein vorzügliches Viehfutter. Der neuseeländische Spinat (Tetragonia expansa) wurde in Deutschland längere Zeit nur als Zierpflanze in den Gärten gezogen. In neuerer Zeit hat man sie aber auch als eine sehr schätzbare Gemüsepflanze kennen gelernt. Auch der malabarische Spinat (basella rubra et alba), der englische, indische und wilde S. geben durch die Bereitung ihrer Blätter ein wohlschmeckendes Gemüse.

Spindler, A. R. Karl, ein beliebter Romanschriftsteller, wurde um das Jahr 1795 zu Breslau geboren, aber in Straßburg erzogen, wo sein Vater als Tonkünstler lebte. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt, man weiß nur, daß er lange ein ruheloses Wanderleben führte, auch Schauspieler war und einige Zeit in sehr gedrückten Verhältnissen in Hanau zubrachte. Gegenwärtig lebt er in Baden-Baden in genußreicher Zurückgezogenheit nach Art der Süddeutschen. Er hat in kurzer Zeit eine erstaunliche Productivität entwickelt. Seine ersten Romane und Erzählungen: „Eugen von Kronstein, oder des Lebens und der Liebe Masken" (2 Bde., Konst. 1824), „Blümlein Wunderhold" (Straßb. 1825), „Freund Pilgram" (Aarau 1825, 2. Aufl. 1830) sind theils unreif, theils äußerst schwach. Erst „der Bastard" (3 Bde., Zürich 1826, 2. Ausg. 1829) machte allgemeines Glück; noch gelungener ist sein Roman „der Jude" (4 Bde., Stuttg. 1827). Dieser letztere Roman begründete für ihn den Ruf eines gewandten Erzählers und Romanschriftstellers und machte ihn zu einem Liebling des Lesepublikums; seine späteren Dichtungen: „Der Jesuit" (3 Bde., Stuttg. 1829), „Der Invalide" (5 Bde., Stuttg. 1831), zeigten eine bedeutende Abnahme an Talent und Dichtungsvermögen, obgleich der letztere zugleich den Anfang seiner sämmtlichen Werke machte, ein Beweis, daß er in den Rang der gern gelesenen Schriftsteller eingetreten sei. Von da an zersplitterte und mißbrauchte S. sein Talent, wie so mancher unserer begabteren Romandichter, des äußeren Vortheils wegen. Seine spätern Erzählungen, wie „Kettenglieder" (3 Bde., (Stuttg. 1829, 2. Aufl. 1832), „Lenzblüthen" (2 Bde., Stuttg. 1834), „Tag und Nacht" (2 Bde., Stuttg. 1836) u. s. w. liefern nur noch Mittelmäßiges, obgleich sich im

Einzelnen sein Talent immer noch geltend macht. Von seinen größeren Arbeiten in der späteren Zeit sind „Die Nonne von Gnadenzell" (3 Bde., Stuttg. 1833), „Der König von Zion" (Stuttg. 1840) von tieferem Inhalt; ein anderer Roman „Boa Constrictor" (2 Bde., Stuttg. 1836) zeigt zum Theil den unglücklichen Einfluß der französischen Qualromantik. Sein 1830 gestiftetes Taschenbuch „Vergißmeinnicht" enthält nur Novellen aus seiner eigenen Feder. Auch im dramatischen Fache hat sich S. versucht, indem er ein vaterländisches Lustspiel „Gott beschert über Nacht", mitgetheilt in den „Alpenrosen" 1824, und ein historisches Schauspiel „Hans Waldmann" (Stuttg. 1837) verfaßte; doch verrathen beide wenig dramatische Fähigkeit des Verfassers. Die Vorzüge Spindler's sind besonders eine scharfe Charakterzeichnung und ein unerschöpflicher Reichthum der Erfindung, dagegen fehlt es ihm gänzlich an philosophischer und historischer Tiefe. Vielleicht gerathen ihm eben deswegen Darstellungen aus dem Mittelalter am besten, wie er überhaupt für historische Erzählungen, die von jedem philosophischen Durchdringen und tieferen Auffassen der Geschichte sich fern halten und die Aufmerksamkeit des Lesers durch bunte Mannichfaltigkeit der Bilder und den spannenden Reiz der Intrigue fesseln, ganz geschaffen zu sein scheint; seine Erzählungen, die er in die neuere Zeit verlegt, sind meist flach und ungenügend. S.'s Hauptwerke sind durch Uebersetzungen auch dem Auslande zugänglich geworden.

Spinell, ein Edelstein, der zur Kernform das regelmäßige Oktaeder hat, von starkem Glasglanze, muscheligem Bruch und rother, violetter, blauer, grüner, gelber und auch brauner Farbe. Er kommt an Härte dem Topas gleich, und dient, besonders der rothe, zum Putz. Gefunden wird er in Ostindien, namentlich auf Ceylon, dann auch in Pegu, in Schweden und am Vesuv.

Spinett (clavicordium oder épinette) heißt ein mit Drahtsaiten bezogenes Instrument, das von Joh. Andr. Stein (s. d.) erfunden wurde und seit allgemeiner Verbreitung des Fortepiano nicht mehr im Gebrauch ist.

Spinne, s. Arachniden.

Spinnen, die bekannte Geschicklichkeit, flockige Stoffe zu Fäden auszudehnen und zu drehen. Das geschieht auf mancherlei Weise; die älteste schon bei den alten Indiern u. s. w. bekannte und unnachahmlich ausgeübte ist mit der Spindel, die aber, seit der Steinmetz Jürgens in Wolfenbüttel 1530 das Spinnrad erfand, sehr aus dem Gebrauch gekommen ist, obgleich durch sie der Faden gleichmäßiger, feiner und fester gesponnen werden kann. Der mannichfache Gebrauch der Leinen- und besonders Baumwollenzeuge und der Mangel an spinnenden Händen machte bald eine Vervollkommnung des Spinnens wünschenswerth und so entstanden die Spinnmaschinen, s. Baumwollenmanufaktur und Flachsspinnerei.

Spinola, Ambrosius, Marquis von, einer der größten Feldherrn des 17. Jahrh., gehörte einer, nach einer Burg im Mailändischen benannten und seit dem 12. Jahrh. in Genua ansässigen, sehr reichen Familie an. Geboren 1571, lebte S. wie seine Vorfahren dem Handel, den Künsten und Wissenschaften, bis er, durch seinen Bruder Friedrich, der als Befehlshaber der spanischen Flotte an den niederländischen Küsten stand, bewogen, obwohl schon 30 Jahre alt, sich dem Kriege, den er bis dahin nur aus historischen und theoretischen Werken kennen gelernt und liebgewonnen hatte, ganz widmete. Er ging mit einer auf eigene Kosten geworbenen Schaar von 8—9000 Mann nach den Niederlanden und eröffnete damit ein interessantes und großartiges Kriegsschauspiel, denn er fand als Gegner dort einen Feldherrn, den die Geschichte auch den größten seines Jahrhunderts zugezählt, Moritz von Nassau. Damals belagerte Albrecht von Oesterreich, Philipp's II. Schwiegersohn, Ostende. S. erhielt nach einigen kleinen glücklichen Gefechten die Leitung dieser Belagerung, die damals schon fast 3 Jahre gedauert hatte. Diesem gelang es in 3 Monaten, während der er mit ganz besonderer Kunst Moritz am Entsatze hinderte, im Jahre 1604 die Festung zu nehmen, vor der 100,000 Menschen gefallen und 800,000 Kanonenschüsse abgefeuert waren. Spinola, dessen Ruhm nun begründet war, reiste jetzt selbst nach Madrid

und wurde von Philipp III. mit Auszeichnung aufgenommen und zum Oberbefehlshaber aller spanischen und italienischen Truppen in den Niederlanden ernannt. S. spielte nun den Krieg von der See fort mehr nach dem nordöstlichen Theil des Landes und in die feindlichen Provinzen, doch hielten sich beide Feldherrn die Wage, und ein 12jähriger Waffenstillstand machte 1609 dem Kriege ein Ende. S. benutzte diese Zeit zu Reisen durch Europa. Im Jahre 1621 trat er wieder mit Moritz in die Schranken und war noch glücklicher als früher. Seine glänzendste That war die Einnahme von Breda 1625, zu deren Entsatz Moritz so viel Anstrengungen machte, daß er sich durch Unmuth über das Mißlingen derselben selbst den Tod zugezogen haben soll. Gegen die sich ergebende Besatzung zeigte S., wie immer, die größte Menschlichkeit. Doch war er selbst jetzt krank und begab sich nach Spanien zurück. Auch wurde er von dem damaligen Könige, Philipp IV., nicht gehörig unterstützt und undankbar behandelt, obwohl er $^2/_3$ seines großen Vermögens, fast ganz ohne Ersatz, in diesen Kriegen aufgeopfert hatte. Noch einmal trat er auf den Kampfplatz in dem Kriege des Herzogs von Savoyen gegen den Herzog von Nevers wegen der Mantuanischen Erbfolge und starb bei der Belagerung von Casale, am 25. Sept. 1630. Viel über ihn enthalten die Werke von Bentivoglio, Grotius, de Thou.

Spinoza, Baruch (nach seiner Trennung von dem Judenthume nannte er sich Benedict), ist den 24. Nov. 1632 in Amsterdam geboren. Seine Aeltern waren Juden aus portugiesischem Geschlecht und wohlhabende Kaufleute, welche ihm eine mehr als gewöhnliche Erziehung geben ließen. S. zeigte schon in seiner frühesten Jugend bedeutende Geistesanlagen, besonders eine lebendige Phantasie und einen scharfen, durchdringenden Verstand. Seine Studien bezogen sich zunächst vorzugsweise auf die hebräische Sprache und auf das Lesen der Bibel, und sein Lehrer Rabbi Moses Morteira hatte bald genug Gelegenheit, die ungewöhnlichen Geistesanlagen seines Schülers an dessen Fragen über religiöse Gegenstände zu bemerken, durch welche Spinoza den gelehrten Rabbi vielfach in Verlegenheit brachte. Von dem Lesen der Bibel ging er zu dem Studium des Talmud über, und damit war die eigentliche jüdische Bildung in ihren wesentlichen Punkten vollendet. Jedoch war die jüdische Religion mit ihren Satzungen und Traditionen, und mit den spitzfindigen aber doch leeren Zusätzen der Rabbinen nicht ausreichend, den freien philosophischen Geist des S. zu befriedigen; und sehr früh schon scheint es diesem lebendig in das Bewußtsein getreten zu sein, daß er die Wahrheit, welche zu suchen sein Geist ihn antrieb, in der Weisheit der Väter nicht finden werde, sondern daß er darin seinen eigenen Weg einschlagen müsse. In der jüdischen Gemeinde war jedoch S., besonders seiner Gelehrsamkeit und seines Scharfsinnes wegen, sehr geachtet, und zugleich wegen seiner Bescheidenheit und seines reinen Wandels geehrt und geliebt. Die Veranlassung zur Störung dieses guten Verhältnisses mit der jüdischen Gemeinde gaben zwei Jünglinge, welche S.'s Umgang suchten und von ihm die Lösung ihrer religiösen Zweifel verlangten. Jedoch in der Zudringlichkeit dieser Leute nichts Gutes ahnend, gab er ihnen die Antwort, daß sie ja Moses und die Propheten hätten, daran sollten sie sich als gute Israeliten halten. Die Jünglinge, durch S.'s Verschlossenheit beleidigt und noch mehr gereizt, als sie sahen, daß S. ihren Umgang ganz und gar zu meiden bemüht war, suchten sich dadurch an ihm zu rächen, daß sie ihn heimlich bei seinen Glaubensgenossen verketzerten, und hinter seinem Rücken erzählten, wie er die Juden wegen ihres Glaubens und ihres Festhaltens an alte vererbte Irrthümer verspottet habe. S. mußte in der Synagoge erscheinen, und als hier die beiden zudringlichen Freunde die Keckheit hatten, offen ihre Anklage gegen ihn auszusprechen, sah S. bald, daß er mit seiner Vertheidigung zu spät komme; auch Rabbi Morteira war empört über den Unglauben und die Frechheit seines Schülers, und so hielt es S. für das Gerathenste, sich von der Gemeinschaft seiner Glaubensgenossen immermehr zurückzuziehen. Der Umgang mit Christen ließ ihn zuerst den Mangel an Kenntniß der lateinischen Sprache schmerzlich empfinden; um diese zu erlernen, begab er sich, als er zuerst einen deutschen Lehrer gehabt, zu dem berühmten Arzt van den Ende, dem wegen seiner tiefen Gelehrsamkeit damals viele reiche Kaufleute der Stadt ihre Kinder anvertrauten, ehe sie in Erfahrung brachten, daß van den Ende

nebenher seinen Schülern Zweifel und irreligiöse Meinungen beizubringen bemüht war; gewiß ist, daß van den Ende das Vertrauen seiner Mitbürger in kurzer Zeit verlor und sich nach Frankreich begab, wo er in ein Complott gegen die französische Regierung verwickelt und gehängt wurde. Erzählt wird ferner, daß S. für die Tochter des van den Ende eine innige Neigung faßte, diese ihm aber einen gewissen Kerkering, seinen Mitschüler, vorzog. S. wandte sich bald von dem Studium der Theologie zu der Naturwissenschaft hin, und wählte hier vorzugsweise den Cartesius zu seinem Führer; dessen Werke waren es denn auch, besonders die principia philosophiae, welche den philosophischen Geist des Spinoza anregten und zu seiner Entwickelung verhalfen; denn das philosophische System desselben ist die consequente Ausbildung der Cartesischen Philosophie, und geht mit dialektischer Nothwendigkeit aus dieser hervor. Die Juden zweifelten nicht, daß S. förmlich aus der jüdischen Gemeinschaft austreten und zum Christenthum übergehen würde; um dies zu verhüten, boten sie ihm eine jährliche Pension von 1000 Gulden an, welche jedoch S. ausschlug. Hierdurch noch mehr gereizt, sollen sie ihm sogar nach dem Leben gestellt haben, so daß er sich aus der Stadt zu entfernen genöthigt sah. Kurz darauf wurde auch der förmliche Bannfluch gegen S. ausgesprochen, wogegen dieser, wiewohl vergebens, schriftlich protestirte. Was jedoch die Juden vermuthet hatten, nämlich den Uebertritt S.'s zu dem christlichen Glauben, geschah nicht, wenigstens hat sich derselbe nie durch irgend einen kirchlichen Act förmlich der christlichen Kirche angeschlossen, vielmehr ist nur aus seinen Briefen, in welchen er den Mahnungen der Katholiken, sich zur alleinseligmachenden Kirche zu bekennen, eine sehr entschiedene Antwort ertheilt, ersichtlich, daß er den positiven Dogmen der christlichen Kirche eben so wenig seine Zustimmung gab, als der Lehre seiner Väter. Im Jahre 1660 ging S. nach Rynsburg nahe bei Leyden, von dort nach Vorburg, bis er sich etwa nach 4 Jahren auf Bitten seiner Freunde in Haag niederließ. Hier ernährte er sich vorzugsweise vom Schleifen optischer Gläser, welche ihm seine Freunde verkaufen halfen; mit Wenigem zufrieden und seiner Selbständigkeit froh, schlug er eine Pension von 2000 Gulden, welche Simon von Vries ihm anbot, aus, und konnte schwer dazu bewogen werden, wenigstens einen Theil, 300 Gulden, anzunehmen. Diese Genügsamkeit und Liebe zur Selbständigkeit, verbunden mit dem Bewußtsein, daß er in seinen philosophischen Ansichten dem positiven Glauben der Zeit nur feindlich gegenüber treten könne, war denn auch der Grund, daß S. die Professur in Heidelberg, welche ihm Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, mit dem Versprechen totaler Lehrfreiheit antrug, nicht annahm, sondern in seinem stillen eingezogenen Leben bis an seinen Tod verblieb. S. starb den 21. Febr. 1677 an der Schwindsucht, an welcher er 20 Jahre hindurch gekränkelt hatte. S. zeigte in allen seinen Lebensverhältnissen, welche Ruhe und Klarheit er durch philosophisches Denken gewonnen hatte; ein heiterer Ernst lag immer auf seinen männlichen Zügen, ein Gleichmuth, welcher aber, weit entfernt von stoischer Interesselosigkeit, vielmehr an den Ereignissen des Staats ebenso Antheil nahm, als an den kleinen Bekümmernissen und Freuden seiner Umgebung. So sehr auch die Feinde S.'s darauf bedacht waren, Makel an seiner Gesinnung und seinem Wandel aufzufinden, so ist ihnen dies doch nicht gelungen; jedoch scheint durch S.'s Charakter ein Zug der Wehmuth hindurchzugehen und man möchte behaupten, daß dies eine nothwendige Folge seines Systems sein müsse, indem es dem Herzen und dem Gemüthe gar Vieles nimmt, ohne es wieder herzustellen. — S.'s Schriften in lateinischer Sprache sind folgende: 1) Principien der Cartesischen Philosophie, nebst Anhang metaphysischer Gedanken; erschien zuerst 1664 (Renati Descartes Principiorum Philosophiae pars prima et secunda more geometrico demonstratae, cogitata metaphysica); 2) theologisch-politische Abhandlung (tractatus theologico-politicus) a. 1670. Seine nachgelassenen Werke erschienen in seinem Todesjahre, mit einer Vorrede von Ludw. Meyer, einem Arzte und Freunde Spinoza's. Sie enthalten 1) Ethik. Ethica more geometrico demonstrata. 2) Politische Abhandlung (tractatus politicus) unvollendet. 3) Ueber die Berichtigung des Verstandes (de emendatione intellectus) unvollendet. 4) Briefe. 5) Hebräische Grammatik (compendium Grammatices linguae hebraeae). — Neuere Ausgaben von

Spinoza's Werken sind von Paulus (2 Bde., Jena 1802—3) und von Gfrörer (Stuttg. 1830) u. A. — Die Hauptquelle für das Leben Spinoza's ist „La vie de B. de Spinosa par Jean Colerus, ministre de l'église Luthérienne de la Haye" (Haag 1706).

Dasjenige Werk, in welchem die eigenthümliche philosophische Ansicht Spinoza's enthalten, ist die Ethik, und mit dieser sind besonders die Briefe zu vergleichen, in welchen Spinoza, veranlaßt durch Fragen und Einwürfe, manche Punkte seines Systems weiter entwickelt. Daß derselbe häufig für einen Gottesleugner angesehen wird, ist bekannt genug, und lange Zeit hindurch hat man wegen dieses einmal feststehenden Vorurtheils sich auf das Studium der Philosophie Spinoza's nicht weiter eingelassen; vor Allem hat Jacobi das Verdienst, dies Studium wieder rege gemacht zu haben, und damit ist denn auch die Scheu, welche man vor Spinoza hatte, so ziemlich verschwunden. Allerdings muß zugegeben werden, daß die Philosophie desselben dem christlichen Bewußtsein immer anstößig bleiben wird; auch ist der Mangel seiner Principien zur Zeit klar genug eingesehen und dargestellt; dennoch aber enthält seine Ethik die tiefsten speculativen Gedanken, welche nur durch ihre weitere Entwickelung von ihrer Einseitigkeit befreit werden können, die aber als wesentliche Momente der Wahrheit, wenn auch nicht als die ganze Wahrheit, anerkannt werden müssen. — Das Wesen seiner Philosophie kann einfach dahin ausgesprochen werden, daß in ihr das Absolute, Gott, nur als die absolute Substanz gefaßt wird mit unendlichen Attributen, von denen der Mensch nur zwei, nämlich das Denken und die Ausdehnung, erkennen kann. Gott oder die eine, untheilbare Substanz ist die innere (immanente), nicht äußere (transcente) Ursache alles Dessen, was ist und geschieht; frei, weil sie nur nach den Gesetzen der eignen Natur handelt. Die Einzelndinge oder das Endliche sind nichts als wechselnde Bestimmungen (modi, accidentia) der unendlichen Ausdehnung und des unendlichen Denkens. So liegt allem Körperlichen die unendliche Ausdehnung, allem Geistigen das unendliche Denken zum Grunde, ja Verstand und Wille, die wir den Seelen beilegen, wie Bewegung und Ruhe, die wir den Körpern zuschreiben, sind nur Modificationen des Unendlichen als der Natura naturans im Gegensatze zur Natura naturata oder dem Inbegriff aller Einzeldinge. Daher läugnet S. auch die freie Selbstbestimmung des Menschen, denn Alles geht aus Gott mit eiserner Nothwendigkeit hervor, doch so, daß diese Nothwendigkeit selbst die höchste Freiheit ist, da Gottes Wesen und Wirkung ein völlig unabhängiges und absolut freies sein muß. Daneben behauptet S. aber auch, daß die höchste Seligkeit des Menschen in der lebendigen Erkenntniß Gottes beruhe und daß er um so tugendhafter sein werde, je vollkommener diese Erkenntniß ist. Ueber die Philosophie des S. vgl. F. H. Jacobi „Ueber die Lehre des S. in Briefen an Mendelssohn" (Berl. 1785); Heydenreich „Natur und Gott nach S." (Lpz. 1789); Herder „Gott; einige Gespräche" (Gotha 1787); Schlüter „Die Lehre des S." (Münst. 1836); Sigwart „Der Spinozismus historisch und philosophisch erläutert" (Tübing. 1839); Saintes „Historia de la vie et des écrits de S." (Par. 1842); Thomas „S. als Metaphysiker" (1840). S.'s Lehre hat schon von ihrer Entstehung bis auf die neuesten Zeiten ebenso viele Freunde als Gegner gefunden. Unter den erstern sind zu nennen Ludwig Meyer, Fr. von Leenhof, Pontianus von Hattem, Lucas Graf von Boulainvilliers, Kuffelare, H. Wyermars und unter den Neuern besonders Schelling; unter den letztern Chr. Willich, J. Melchior, Poiret, Chr. Wolff u. A.

Spira, Johannes de, oder Johann von Speier, gehört wahrscheinlich ebenfalls zu jenen deutschen Buchdruckern, welche nach der Eroberung von Mainz durch Adolf von Nassau im Jahre 1462 auswanderten und ihre Kunst in alle Länder Europas verpflanzten. Von seinem Leben ist sehr wenig bekannt, nur so viel weiß man, daß er der erste Typograph war, welcher seine Kunst nach Venedig verpflanzte; doch druckte er daselbst nur zwei Jahre lang. Vgl. Denis „Suffragium pro Joanne de S., primo Venetorum typographo" (Wien 1794). Sein erstes Werk waren die „Epistolae" des Cicero von

1469, ein Werk, das jetzt so selten ist, daß es in Frankreich schon mit 2000 Francs bezahlt wurde. Ihm folgte in demselben Jahre die nicht minder seltene „Historia naturalis" des Plinius, welche nur in 100 Exemplaren abgezogen wurde. Seine undatirte Ausgabe des Tacitus, zugleich die princeps dieses Schriftstellers, ist das erste mit arabischen Blattziffern bezeichnete Buch. Ueber den Druck der Schrift des Augustinus „De civitate Dei" überraschte ihn der Tod. — Sein Bruder, Wendelin von S., ein gleich geschickter Buchdrucker, führte seine Offizin fort, war aber eine kurze Zeit in Geschäftsgemeinschaft mit Johann von Köln. Er vollendete 1470 die von seinem Bruder begonnene Ausgabe des Augustinus, dann druckte er den Virgil, wahrscheinlich auch den Sallust; gab 1471 die erste ital. Bibel nach der Uebersetzung von Niccolo Malermi heraus; 1472 den Strabo u. s. w. Nach 1477 wird sein Name nicht mehr genannt.

Spiralgefäße heißen die feinen bündelartig aneinanderstoßenden Röhren der Pflanzen, durch welche der Saft nach allen Theilen der Pflanze sich verbreitet.

Spirallinie, Spirale, Schneckenlinie, ist eine krumme Linie, welche in einer Ebene unendlich viele sich immer vergrößernde Umläufe um einen festen Punkt macht, sei es nun, daß sie in diesem ihren Anfang nimmt, oder demselben sich in unendlich vielen sich immer verengernden Umläufen immermehr nähert. Spiralen können auch auf einer Kegelfläche von der Spitze aus, oder auf der Oberfläche einer Kugel oder eines Sphäroids gezogen werden.

Spiritualen (Spirituales d. h. Geistige) heißt die strengere Partei der Franziskaner (s. d.), welche sich 1245 vom Orden losriß, als Papst Innocenz IV. die Ordensregel des heiligen Franziskus milderte. Der kühne Geist des Stifters war zum Theil aus dem Orden verschwunden, der Enthusiasmus, der alles Irdische verschmähte, gewichen und die Klöster des Bettelordens mit Macht und Reichthum überladen, was auch die Päpste billigten und Innocenz IV. mit der strengen Ordensregel in Einklang zu bringen suchte, indem er dem Orden nicht den Besitz, sondern nur den Nießbrauch der Güter zuschrieb. Da klagte die strengere Partei über Verfälschung der Statuten des heiligen Franziskus, und mit dem Muthe oder dem Fanatismus, der, alles Irdische als Plunder von sich werfend, nichts zu verlieren hat, trat sie auf gegen den Papst und die altrömische Kirche, und von Weissagungen des Abtes Joachim von Floris erfüllt, verkündete sie in apokalyptischen Bildern der ganzen Kirche den Untergang. Barfuß und schlecht gekleidet, flüchtig und verfolgt, ohne Geld, ohne Vermögen, imponirten diese Männer durch dies karge Leben dem Volke und gelangten dadurch zu solchem Ansehen, daß Cölestin V. sie zu einem besondern Orden, der Cölestiner-Eremiten, vereinigte. Nach seines Gönners raschem Sturz ward der Verein von Bonifacius 1302 wieder aufgehoben und die Mitglieder von Neuem den Verfolgungen preisgegeben. Viele starben freudig als Märtyrer für ihren Wahn, als Papst Johann XXII. den Bann über sie aussprach und sie der Inquisition überlieferte, die Ueberlebenden mischten sich als Fratricellen unter die ketzerischen Begharden, nachdem sie aus der Kirche ausgestoßen waren.

Spiritualismus bezeichnet theils diejenige philosophische Ansicht, wonach die Seele als Princip des geistigen Lebens angesehen wird, theils aber auch die Meinung, daß es überhaupt keine Körper, sondern nur Geister, d. h. denkende und vorstellende Wesen gebe. (S. Berkeley.) In der letztern Beziehung ist der Spiritualismus mit dem Idealismus verwandt; in beiden Beziehungen ist ihm der Materialismus entgegengesetzt. (S. Materie.)

Spiritus, im Allgemeinen Hauch, wird vorzugsweise in der griechischen Grammatik als Bezeichnung des starken oder scharfen und gelinden oder schwachen Hauchs, lat. spiritus asper und spiritus lenis, gebraucht, der über jeden Vocal und Diphthong zu Anfang eines Wortes gesetzt und im ersten Falle durch das Zeichen ʽ, im zweiten durch ʼ ausgedrückt wird. Erst zu Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. wurde diese Bezeichnung durch den Alexandrinischen Grammatiker Aristophanes von Byzanz (s. d.) eingeführt,

früher wurde der scharfe Hauch, der ganz dem lateinischen und deutschen H-Laute entspricht, in den griechischen Schriftdenkmälern stets durch ein H bezeichnet, während der gelinde Hauch früher äußerlich gar nicht dargestellt und, wie es scheint, zu keiner Zeit in der Aussprache gehört wurde.

Spiritus, s. Alkohol und Branntwein.

Spital, s. Hospital.

Spithead, s. Portsmouth.

Spittler, Ludw. Timotheus, Freiherr von, ein berühmter Historiker, aus Stuttgart gebürtig, wo er am 10. Nov. 1752 geboren wurde, legte den Grund zu seinen ausgebreiteten Kenntnissen auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dann auf den 2 Hochschulen zu Tübingen (1771—75) und Göttingen (1775—77), worauf er als Repetent im theologischen Stift zu Tübingen seine öffentliche Wirksamkeit und schriftstellerische Laufbahn, begann. Ein Talent, wie es S. besaß, mit eisernem Fleiße und Beharrlichkeit gepaart, mußte Vortreffliches schaffen, wenn es ein Gebiet der Wissenschaften zu durchdringen und zu beharren sich entschloß. Dies Feld bot ihm die Geschichte, namentlich die Kirchengeschichte dar, als deren scharfsinnigen Kritiker und freisinnigen Forscher die beiden Schriften „Kritische Untersuchung der 60 Laodicäischen Kanons“ (Bremen 1777) und „Geschichte des kanonischen Rechts bis auf die Zeiten des falschen Isidor's“ (Halle 1778) ihn ankündigten. Im Jahre 1779 erhielt S. eine ordentliche Professur der Philosophie zu Göttingen und bekam 1788 den Charakter eines königlich großbritannischen Hofraths. Mißverhältnisse und Zerwürfnisse mit Heyne, mehr aber noch das Streben nach höherer politischer Wirksamkeit, die seine Meinung mehr ansprach als der akademische Lehrstuhl, veranlaßte S. im Jahr 1797 den Ruf eines wirklichen Geheimraths in Stuttgart, der ihm vom Herzoge Friedrich Eugen angetragen wurde, anzunehmen, und nach seiner Vaterstadt zurückzukehren. Er wurde 1806 in den Freiherrnstand erhoben, zum königlich würtembergischen Staatsminister, Präsidenten der Oberstudiendirection und Curator der Universität Tübingen befördert, und wirkte in diesen hohen Aemtern außerordentlich viel für Wissenschaft und Aufklärung, obschon seine Wirksamkeit leider oftmals gehemmt und seine Kraft durch unüberwindbare Hindernisse gelähmt und gebrochen wurde, weshalb denn auch der Gram über getäuschte Hoffnungen, der Kummer über verunglückte Pläne, und das Bewußtsein, trotz des besten Willens vielfach verkannt zu sein, S.'s Gesundheit untergruben und am 14. März 1810 sein Lebensende herbeiführten. Ungeachtet S. nach dem Abgange von Göttingen seine schriftstellerische Thätigkeit beendigte, so ist doch die Zahl seiner Werke, die während seiner akademischen Wirksamkeit erwuchsen, nicht gering. Sie tragen den Stempel der kritischen Vorsicht und beurkunden die große, fast alle Fächer des menschlichen Wissens umfassende Gelehrsamkeit des Verfassers. Die Fülle der Gedanken erscheint in kräftiger, ansprechender Form; scharfsinnige und geistreiche Bemerkungen sind gewandt mit den Thatsachen verwebt. Die wichtigsten Schriften S.'s sind: „Grundriß der Geschichte der christl. Kirche“ (Gött. 1782; 5. Auflage bis auf unsere Zeit fortgeführt von G. J. Planck, ebend. 1812); „Geschichte Würtembergs unter den Grafen und Herzögen“ (Götting. 1782); „Geschichte Würtembergs“ (Götting. 1783); „Geschichte des Fürstenthums Hannover“ (Götting. 1786); „Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten“ (2 Bde., Berl. 1793, 3. Aufl., von Sartorius 1823); „Geschichte des Kelchs im Abendmahl“ (Lemgo 1780); „S.'s Vorlesungen über die Geschichte des Papstthums“ haben Gurlitt und Paulus mit Anmerkungen herausgegeben (Hamb. 1824—28 und Heidelberg 1826) und „die Geschichte der Kreuzzüge“ nebst der „Geschichte der Hierarchie von Gregor VII. bis auf die Zeit der Reformation“ L. Müller aus Gurlitt's literarischem Nachlasse (Hamb. 1828). Spittler's sämmtliche Werke sind von C. Wächter edirt (Stuttg. 1827—36, Band 1—11). Ueber ihn vergleiche Planck: „Ueber Spittler als Historiker“ (Götting. 1811), Heeren und Hugo (Berl. 1812) und Woltmann in den „Zeitgenossen“ (Heft 6).

Spitzbergen, Inselgruppe im nördlichen Eismeere, nördlich von Grönland, ist das nördlichste Land, das man kennt, und liegt zwischen 26° 34′ — 39° 35′ Länge und

76° 30′ — 80° 40′ Breite. Es umfaßt 1390 □M. und besteht aus den drei großen Inseln Spitzbergen, Nordostinsel und Südostinsel, nebst vielen kleinen Inseln. Sie sind alle mit nackten pyramidenförmigen Granitfelsen, von 4500 Fuß Höhe, furchtbaren Gletschern und Eisbergen bedeckt und haben weder Quellen noch Flüsse. 4 Monate hindurch geht die Sonne hier nicht auf, wo denn eine fürchterliche Kälte herrscht, dagegen ist es während der 4 Sommermonate, wo die Sonne nie untergeht, sehr heiß, aber abwechselnd. Nur wenige Zwergpflanzen kommen hier fort, die sich kaum einige Zoll über die Erde erheben. Desto reicher sind diese Inseln an Pelz- und Seethieren, weshalb jährlich von den russischen Städten Mesen, Onega, Archangel und Kola Schiffe auf den Walfisch- und Robbenfang dahin gesandt werden. Spitzbergen ist die größte unter der Inselgruppe, und hat an der Westküste den guten Hafen Schmeerenberg, ein Sammelplatz der Walfischfänger. Entdeckt ward die Inselgruppe 1553 von dem Briten Willoughby. Die erste Beschreibung davon lieferte ein Niederländer, Namens Barentz, welcher 1596 daselbst überwinterte. Neuere Nachrichten haben wir vom schottischen Naturforscher Will. Scoresby „Beschreibung der Nordpolarländer“ (deutsch, Hamb. 1825).

Spitze heißt der Theil eines Dinges, welcher nach einem Punkte zu immer schmaler und dünner wird. In der Mathematik ist Spitze eines Winkels s. v. a. Scheitel (s. Winkel); Spitze einer Curve ein Punkt, in dem zwei Zweige einer Curve zusammenstoßen, so daß Beide der in diesem Punkte gezogenen Berührenden die convexe Seite zukehren. —

Spitzen. Die bekannten zarten Gewebe von allerlei Stoff, Muster und Breite, die zu Verzierungen von Damenkleidern auf das Mannichfaltigste verbraucht werden. Die Spitzen werden entweder geklöppelt oder genüppelt, als welche sie den französischen Namen dentelles haben, oder mit der Nadel gemacht und dann points genannt. Die Erstern werden vorzugsweise in Frankreich, Letztere in den holländischen Staaten verfertigt. Von diesen sind die berühmtesten die Brabanter, Brüsseler, die von Mecheln und aus der Provinz Hennegau. Besonders die Brüsseler sind schon seit Jahrhunderten wegen ihrer Feinheit, Schönheit und Haltbarkeit die geschätztesten. Noch jetzt beschäftigen sich in Brüssel über 10,000 Menschen mit Verfertigung solcher Spitzen. Mecheln hat 10 Spitzenmanufakturen. In Deutschland ist der Hauptsitz der Spitzenfabrikation das sächsische und böhmische Erzgebirge, wo fast ausschließlich geklöppelte S., zum Theil von hoher Vollendung, gefertigt werden. Vielen Eintrag thun dem Absatz dieser S. die engl. Maschinenspitzen. Der neuern Zeit ist es nämlich gelungen, den sogenannten Spitzengrund auf sehr complicirten Maschinen zu fertigen und man nennt diesen Maschinenspitzengrund Bobbinet, der, wenn er gemustert ist, den Namen Fancynet erhält. Die Spitzengrundstreifen heißen Entoilages. Seidene und halbseidene Spitzen heißen Blonden.

Spix, Johann Baptist von, berühmter Naturforscher und Zoolog, geb. zu Höchstadt an der Aisch in Bayern am 9. Febr. 1781, ward in dem Bamberger Erziehungsinstitut erzogen, studirte ebenda auf dem Gymnasium und Lyceum, erhielt von der Universität die philosophische Doctorwürde, worauf er 2 Jahre in dem geistlichen Seminar zu Würzburg Theologie studirte. Dann trieb ihn sein Geist zu dem, was eigentlich seine Bestimmung war, zum Studium der Natur. Er studirte Medicin, und 1806 gab ihm die Würzburger Universität die medicinische Doctorwürde. Er widmete sich hauptsächlich der vergleichenden Anatomie in der besondern Absicht, die allmähliche Stufenfolge der organischen Gebilde bis zum vollkommensten Organismus, dem Menschen, aufzufinden. Die bayersche Regierung ließ ihn, nachdem er 1808 eine Prüfung in der Anatomie zu München bestanden hatte, reisen. Er begab sich zunächst nach Paris, wo er die naturhistorischen Institute und den großen Zoologen Cuvier, dem er Vieles verdankte, kennen lernte. Unter Leitung Cuvier's arbeitete er in der vergleichenden Anatomie, besuchte den botanischen Garten, das Museum der Künste, bereiste dann das südliche Frankreich, besonders die Meeresküsten, um die Seethiere kennen zu lernen, dann Italien, von wo aus er über Neapel (in dessen Nähe er den Vesuv bestiegen hatte), Rom, Florenz, Bologna, Pavia, Mailand und die Schweiz nach

München zurückkam. Hier ward er Adjunct bei der Akademie der Wissenschaften, und nach der Herausgabe seines Werkes: „Geschichte und Beurtheilung aller Systeme der Zoologie von Aristoteles bis jetzt" (Nürnb. 1811) Conservator der zoologisch-zootomischen Sammlungen, 1813 wirkliches Mitglied der Akademie. In seiner „Kephalogenesis cet." (Münch. 1815, Fol.) betrachtet er den Kopf in seiner fortschreitenden Entwickelung vom Wurm und Insect durch alle Thierclassen hindurch bis zum vollkommensten, dem Kopfe des Menschen, und diesen als die Blüthe des ganzen menschlichen Körpers. Der König von Bayern war dem Plane Oesterreichs, Brasilien wissenschaftlich zu untersuchen, 1817 beigetreten. Im Gefolge der Kaiserin von Brasilien, einer österreichischen Prinzessin, sollten mehrere Gelehrte dahin geschickt werden. Für Bayern traf die Wahl Dr. Spix und den Adjunct Dr. Martius. Beide traten ihre Reise 1817 den 8. April an, schifften sich in Triest mit dem österreichischen Personale nach Brasilien ein, und landeten den 14. Juli in Rio Janeiro. Während ihres 5monatlichen Aufenthalts in der Hauptstadt entwarfen sie den Plan, von der südlichen Hemisphäre durch das Innere bis an den Aequator vorzudringen. Sie gingen von Rio Janeiro nach S. Paul und Porto-Felix, durch die Capitania von Minas-Geraës, untersuchten in Villa-Rica die Gold-, in Fejuco die Diamantengruben und in Minas-Novas die andern Edelsteine, dann gingen sie über Rio S. Francisco in das Thal des Flusses Tocantin, von da über den Fluß Formoso und Carinhanha über Villa de Rio das Contas nach der Hauptstadt Bahia. Von hier drangen sie weiter ins Innere, untersuchten den großen Meteoreisenstein auf dem Monte-Santo, setzten bei Joazeiro wieder über den Fluß S. Francisco, fuhren auf dem Flusse Itapicura durch die Capitania Piauhy in die Stadt Maranhas, und von da auf dem Meere nach Gram-Para. Im Juli 1819 fuhren sie auf dem Amazonenstrome zur Mündung des Tocantin, zur Festung Gurupa und zur Mündung des Xinge Tapajos und der Flußenge Pauxis, dem Orte Villa nuova da Rainha, der Mündung des Madeira, des Negro und dem Orte Ega. Hier trennten sich Beide. Dr. Martius fuhr auf dem Yapura bis zu dem Wasserfalle von Araracoara bis zur Grenze von Popayan; Dr. Spix auf dem Solimaëns (Amazonenstrome) über die Mündung des Yarua, Jury, Içájavarry bis zu dem Orte Tabatinga, der Grenze von Brasilien und Para, von da den Içajavarry herab u. s. w., bis sich beide Freunde in der Villa des Rio Negro trafen; von da machten sie mehrere Reisen gegen Guyana hin, bis sie von Para aus nach Europa zurückfuhren. Die Resultate dieser wissenschaftlichen Reisen sind: „Reise in Brasilien" (mit einem pittoresken Atlas und einer Karte von Südamerika), so wie 5 Prachtwerke über die Affen, Fledermäuse, Vögel und Reptilien, die er in Brasilien gesammelt hatte und zum Theil mit andern Zoologen gemeinschaftlich ausarbeitete. Alle Werke sind mit colorirten Abbildungen versehen. Spix vermachte bei seinem Tode, 13. Mai 1826, sein Vermögen von 45,000 Gulden der bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Splanchnologie oder Eingeweidelehre, ist derjenige Theil der Anatomie, welcher besonders die in den drei großen Höhlen des Körpers mit ihren Anhängen befindlichen Organe (Eingeweide) beschreibt und kennen lehrt.

Spleen, Milzsucht der Engländer, ist eine denselben eigenthümlich zugeschriebene Art von Hypochondrie, in welcher das daran leidende Individuum bald die anfangs nur auf seine Umgebung gerichtete Unzufriedenheit auf sich selbst wendet, und dadurch oft verleitet wird, seinem Leben eigenmächtig ein Ende zu machen. Der beständig zählende und rechnende Egoismus scheint mehr Antheil an der Hervorbringung dieser Krankheit zu haben, als die klimatischen und sonstigen Verhältnisse des Landes, welche man früher häufig beschuldigte.

Splint heißt der weichere Theil des Holzes zwischen Rinde (s. d.) und Kern.

Splügen, Berg der lepontinisch-rhätischen Alpen, auf der Grenze des Schweizercantons Graubünden und der Lombardei, dessen höchste Spitze, das Tombenhorn, 9800 Fuß hoch ist. Ueber diesen Berg führt eine erst 1821 vollendete Kunststraße in einer Höhe von

6500 F., mit 4 gewölbten Gallerien, zum Schutze gegen Lawinen, einem Gasthofe und verschiedenen Zufluchtshäusern.

Spohn, Friedrich August Wilhelm, wurde den 16. Mai 1792 zu Dortmund geboren; seinen Vater, welcher bald nach seiner Geburt einem Ruf als Professor an die Universität Wittenberg gefolgt war, verlor er sehr frühzeitig, fand aber einen ebenso sorgsamen und liebevollen Vater an dem Professor Dresde zu Wittenberg, welcher später seine verwittwete Mutter geheirathet hatte. Dieser entwickelte durch Erziehung und häuslichen, zum Theil selbst gegebenen Unterricht, seine nicht gewöhnlichen Anlagen des Geistes so weit, daß er im 12. Jahre seines Alters auf der damals in der schönsten Blüthe stehenden Schulpforte aufgenommen wurde, woselbst er bis zum Jahre 1810 blieb. Schon hier hatte er sich mit entschiedener Vorliebe und nie erkaltendem Eifer dem Studium der classischen Literatur zugewandt; höher ausgebildet aber wurden seine Ansichten und erweitert seine Kenntnisse in derselben durch die treffliche Anleitung Lobeck's, welcher damals noch in Wittenberg lehrte, wohin sich Spohn begeben hatte, um seinen akademischen Cursus als Philolog zu machen. Nach glücklicher Beendigung desselben ward er durch die von ihm vertheidigte Dissertation über die Homerische Geographie ebendaselbst Privatdocent. Ueberhaupt war seine literarische Thätigkeit jetzt meistentheils dem Homer zugewandt, dessen Studium ihn auch für die Bedrängnisse und Mühsale der Kriegsjahre 1813 und 14 entschädigen mußte, von denen auch er heimgesucht wurde. Denn als Wittenberg belagert wurde, zog er mit dem größten Theile der dortigen Professoren nach Schmiedeberg. Von seinen damals gemachten Homerischen Studien zeigt nicht nur seine Schrift „De agro Troiano" (Lpz. 1814), sondern namentlich die behufs der Erlangung der Doctorwürde zu Leipzig geschriebene „Commentatio de extrema Odysseae parte" (Lpz. 1815), durch welche er die Unechtheit des letzten Buchs der Odyssee darzuthun suchte, und welche durch die glückliche und kühne Anwendung Wolfischer Grundsätze großes Aufsehen machte. Nachdem er 2 Jahre mit Beifall Vorträge gehalten hatte, erhielt er einen Ruf nach Rinteln in Hessen, wurde aber dadurch für Leipzig erhalten, daß man ihm 1817 eine außerordentliche Professur gab. Schon früher hatten ihn seine Homerischen Studien auf geographische Untersuchungen geführt, und diese war er jetzt um so mehr im Stande fortzuführen, als er sich in Besitz des Nachlasses von Bredow gesetzt hatte. Eine Frucht dieser Beschäftigungen waren: „Nicephori Blemmidae duo opuscula geogr." Im J. 1819 erhielt er einen zweiten Ruf nach Kiel, in Folge dessen er zum ordentlichen Professor der griechischen und römischen Literatur befördert wurde. Später beschäftigte er sich auch mit der Entzifferung der Hieroglyphen, wozu ihn zwei Abdrücke der berühmten Inschrift von Rosette führten. Aus seinem Nachlasse gab sein Schüler Seyffarth die Schrift: „Spohn de lingua et literis veterum Aegyptiorum" (Lpz. 1825) heraus. Spohn's Gesundheit hatte schon seit längerer Zeit gelitten, so daß er genöthigt war, mehrere Reisen ins Bad zu machen; er unterlag endlich am 17. Jan. 1824.

Spohr, Ludwig, der als Violinvirtuose und Componist allgemein bekannte und verehrte und als Mensch geachtete und geliebte Mann, ist zu Gandersheim im Braunschweigischen 1783 geboren. Der Violinist Maucourt bildete ihn auf der Violine. Nach einiger Thätigkeit als Kammermusikus am Hofe des Herzogs von Braunschweig begleitete er seinen zweiten Lehrer, den berühmten Violinspieler Eck, auf seinen Reisen bis nach Rußland. Nach einer Kunstreise durch Deutschland ward Spohr 1805 zu Gotha herzoglicher Concertmeister, wo er mehrere Compositionen schuf, größtentheils für Instrumente, Concerte für Violine und Clarinette (für seinen Schüler Hermstedt), Quartetten und Quintetten, Variationen, Sonaten, Potpurri's, Ouvertüren u. s. w., besonders aber das große Oratorium: „Das jüngste Gericht" und die Oper: „Der Zweikampf der Geliebten". 1813 ward er Capellmeister an der Wien in Wien. Hier schrieb er seinen „Faust" (1814), seine erste große Symphonie und: „Das befreite Deutschland", eine Cantate. Er hatte sich mit einer ausgezeichneten Virtuosin auf der Pedalharfe verheirathet, mit der er 1817 eine Kunstreise nach Italien unternahm, die seinen Ruhm ungemein förderte und

ausbreitete. Nach seiner Rückkehr ward er Musikdirector am Theater zu Frankfurt a. M., welche Stelle er aber schon 1819 verließ und nach London ging, wo seine zweite große Symphonie entstand. Er kehrte aber bald nach Deutschland zurück, lebte einige Zeit in Dresden, bis er dem Rufe zum Kapellmeister in Cassel folgte, welches Amt er noch rühmlich verwaltet. Seine hier geschaffenen Compositionen haben ihn, wenn nicht zum ersten, doch unter die ersten Tonkünstler Deutschlands versetzt. Außer seinen schönen Instrumentalstücken, Concerten, dem berühmten Notturno, seiner Musik zum Macbeth, einer dritten großen Symphonie u. A. sind es besonders die dramatischen Compositionen, die die Bewunderung von ganz Deutschland erweckt haben. Obenan steht seine „Jessonda“, die durch tiefe Poesie, Weichheit und einen eigenthümlichen elegischen Hauch seine ganze schöne Eigenthümlichkeit am gediegensten offenbart. Ebenso tief und rührend ist seine Oper: „Zemire und Azor“. Die späteren Opern: „Der Berggeist“, „Peter von Abano“, „Alruna“ und „Der Alchimist“ zeigen, daß Spohr seine Blüthenzeit hinter sich hat. Die Oratorien: „Die letzten Dinge“ und „Die letzten Stunden des Erlösers“ haben gezeigt, daß er auch in der rein christlich-religiösen Musik ein Meister ist. Ueber die vierte Symphonie: „Die Weihe der Töne“ ist das Urtheil noch zweifelhaft. An den frühern Compositionen hat man das weichliche und häufige Moduliren getadelt, weshalb auch seine spätern Werke ziemlich frei davon sind. Als besonders Charakteristisches seiner Musik und auch als Vorzüge hat man die eigenthümliche Harmonie, die fließende Modulation und Stimmführung anerkannt. Als Violinvirtuos wird er wegen seiner Reinheit, Sicherheit, wegen seines seelenvollen, poetischen Vortrags mit Recht um so mehr bewundert, da die sonstigen Virtuosen sich gewöhnlich nur durch äußerliche technische Fertigkeit auszeichnen, wobei die eigentliche Seele der Musik, ihre Poesie, gänzlich verschwindet oder doch nur Nebensache wird.

Spolēto, die Hauptstadt der gleichnamigen Delegation im Kirchenstaate an der Mareggia, auf einer Anhöhe, eine alte, schmutzige Stadt mit zum Theil steilen Straßen, ist reizend gelegen und der Sitz des Delegaten und eines Bischofs, zählt gegen 8500, mit den dazu gehörigen Landgütern 14,000 Einw., wird durch ein Castell beschützt und hat ansehnliche Paläste, eine schöne Kathedrale und 22 andere Kirchen, sowie viele Klöster und andere geistliche Stiftungen und eine merkwürdige Wasserleitung, die, 900 F. lang, über ein 300 F. tiefes Thal führt. Die frühere Bedeutsamkeit der Stadt beweisen eine Menge Trümmer, darunter die Ruinen eines römischen Theaters, von Hannibal's Triumphbogen, von Tempeln der Concordia, des Jupiter und des Mars, sowie die des vom König Theodorich erbauten Palastes. Die Bewohner verfertigen Hüte und Wollenzeuge. Spoleto war im Alterthume eine bedeutende Colonie. Von den Gothen wurde die Stadt zerstört, durch Narses aber wieder aufgebaut. Während der longobardischen Herrschaft in Italien erhob sie sich zum Herzogthum, das am Ende des 9. Jahrh. einen Theil des alten Picenum, das Sabinerland mit dem Haupttheile Umbrien, den nördlichen Theil des jetzigen Abruzzo und einen Theil des Kirchenstaates begriff. Das spätere Herzogthum Spoleto umfaßte die den Griechen entrissene Mark Camerino, die dann Mark Fermo hieß. Die Herzoge nahmen später den Markgrafentitel an. Durch Kaiser Heinrich II. kam das Herzogthum an Toscana. Später bildete sich aus dem Herzogthum Spoleto die Mark Ancona, deren Grafen zeitweise das ganze Herzogthum unter ihrer Botmäßigkeit hatten. Seit dem 13. Jahrh. gehörte es zu dem Kirchenstaate, nachdem die Päpste schon frühzeitig als Herrn desselben sich betrachtet hatten.

Spolien (spolia) hießen bei den Römern die Waffen und die Rüstung, die der Soldat dem erschlagenen Feinde abnahm und die er dann entweder in dem Tempel eines Gottes, dem er sie weihte, oder als ein werthes Zeugniß seiner Tapferkeit im eigenen Hause aufhing. Spolia opima hieß die Rüstung des getödteten feindlichen Feldherrn, die nach der gewöhnlichen Meinung der römische Feldherr selbst erbeutet haben mußte, nach Perizonius konnte sie aber jeder Soldat erbeuten, nur mußte sie zuerst, nachdem das Heer in Schlachtordnung gestellt war, bevor andere Spolien genommen waren, erkämpft sein. Sie

waren nach einem alten Gesetze in drei Classen geschieden, von denen die der ersten Classe in dem kleinen Tempel aufgehängt wurden, den Romulus auf dem Capitol zu dieser Bestimmung dem Jupiter Feretrius erbaute, nachdem er den König der Canienser Akron getödtet hatte; nur noch zwei Römern nach ihm glückte es, solche Spolien zu weihen, dem Aulus Cornelius Cossus, als er im J. 428 den Vejenterkönig Tolumnius, und dem Marcus Claudius Marcellus, als er im J. 222 den König der gallischen Insubrer Virdumar bei Clastidium getödtet hatte.

Spondeus heißt ein aus zwei langen Sylben (- -) bestehender Versfuß, der anfänglich bei den Spondä oder Libationen der Griechen, wobei man eine langsame und ernste Melodie liebte, dann aber namentlich mit dem Daktylus (s. d.) abwechselnd im Hexameter (s. d.) angewendet wurde.

Sponheim, eine ehemals reichsunmittelbare Grafschaft im oberrheinischen Kreise, vom Gebiete der Wild- und Rheingrafen, dem Herzogthum Zweibrücken, dem Fürstenthum Simmern, den Erzstiften Trier und Mainz begrenzt, zerfiel in die vordere und hintere Grafschaft, von denen die erstere seit dem Erlöschen der Grafen von S. (1437) zu Baden und Kurpfalz, die letztere zu Zweibrücken und Baden gehörte. Durch den Frieden von Lüneville wurde die ganze Grafschaft zu Frankreich geschlagen und gehörte zum Rhein- und Moseldepartement. In Folge des Wiener Congresses kam der größere Theil derselben an Preußen und gehört jetzt zum Regierungsbezirk Koblenz. Da Baden dafür bedeutende Entschädigungen erhielt, so machte Bayern nach dem Tode des Großherzogs Ludwig 1830, dem Leopold, der vormalige Graf von Hochberg, aus morganatischer Ehe entsprossen, folgte, Ansprüche auf diese, da es seine Ebenbürtigkeit bezweifelte. Da aber die Großmächte, besonders Rußland, diese Erbfolge schon 1818 garantirt hatten, so blieb die Sache auf sich beruhen, obschon Bayern seine Ansprüche nicht aufgegeben hat. — Burg Sponheim ist ein Dorf im Kreise Kreuznach des preuß. Regierungsbezirks Koblenz mit 200 E. Hier ist das Stammschloß der Grafen von S. und war vormals eine berühmte Benedictinerabtei, die 1044 von den Grafen gestiftet wurde. Ihr berühmtester Abt war Tritheim.

Sponsalien oder Verlöbnisse heißen die Verträge, wodurch die künftige Vollziehung einer Ehe zwischen zwei bestimmten Personen festgesetzt wird. Verlöbnisse können als Verträge nur von solchen Personen geschlossen werden, die das Recht und die Fähigkeit haben, Verträge einzugehen; doch bedürfen minderjährige Personen des Vormunds Einwilligung zu gültigen Verlöbnissen nicht, sobald sie die Mannbarkeit erreicht haben; wohl aber müssen Söhne und Töchter, die unter väterlicher Gewalt stehen, zu ihren Verlöbnissen die Einwilligung des Vaters haben. Betrug, Gewalt und Furcht machen jeden Vertrag, also auch jedes Verlöbniß nichtig. Auch der Irrthum kann, wenn er die Person betrifft, die Sponsalien ungültig machen. Zur Verbindlichkeit der Verlöbnisse wird gegenseitige Einwilligung, welche sowohl mündlich als schriftlich oder auch durch Handlungen erklärt werden kann, erfordert. Manche Provinzialgesetzgebungen schreiben gewisse Feierlichkeiten sowie andere Bedingungen vor, die zur Gültigkeit der Sponsalien als nothwendig betrachtet werden. Die nach den Vorschriften solcher Gesetze vollzogenen Verlöbnisse heißen öffentliche (sponsalia publica), die ohne Beobachtung der vorgeschriebenen Feierlichkeiten geschlossenen aber heimliche (sponsalia clandestina). Die letzteren sind an einigen Orten ungültig, an andern blos strafbar. Aus dem öffentlichen Verlöbnisse entspringt die Verbindlichkeit zur Eingehung der Ehe. Der sich weigernde Theil kann nach gemeinem Rechte dazu gerichtlich gezwungen werden. Doch ist diese Zwangsklage als der Ehe unwürdig in mehreren deutschen Staaten in neuerer Zeit aufgehoben worden.

Spontaneität, Selbstthätigkeit, nennt man diejenige Thätigkeit, in welcher der Reiz und die Reaction im Geiste selbst verbunden ist und sich wirksam beweist. Ihr entgegengesetzt steht die Receptivität oder Empfänglichkeit, welche darin besteht, daß der Geist einen Reiz von außen empfängt und sich dadurch an das ihm gegenüberstehende Object gebunden und gefesselt fühlt. Die S. kommt der Vernunft zu, kann also erst dann eintreten, wenn das Subject über Anschauen, Wahrnehmen und Vorstellen sich zum Denken erhoben

hat und in diesem Denken von jeder Schranke sich frei weiß, weshalb denn der Begriff der S. mit dem der Freiheit zusammenfällt.

Spontini, Gasparo, der berühmte Kapellmeister und Generalmusikdirector in Berlin und originelle Operncomponist, ist im Kirchenstaate zu Jesi am 14. Novbr. 1784 geboren. Zum geistlichen Stande bestimmt, erhielt er eine gelehrte Erziehung, die soweit ging, daß er latein. Gedichte verfertigte; doch trieb ihn seine innere Neigung zur Musik. Zu Lehrern hatte er im Contrapunkte den berühmten Martini, in der Theorie Sala, auch stand ihm Cimarosa in Neapel mit seinem Rathe bei. Schon im 12. Jahre führte er eine komische Oper mit großer Anerkennung in Rom auf. Nachdem er in Venedig gewesen, dann nach Rom zurückgekehrt war, wurde er als Operndirector nach Neapel berufen. Hier entstand seine Oper „L'eroismo ridicolo", und in Rom, Palermo und Venedig mehrere andere, die aber alle noch ohne den Geist sind, den seine spätern Opern athmen, und denen er seinen Ruhm verdankt. Erst als er in Paris, wohin er sich 1804 begab, den classischen, alten Ritter Gluck kennen lernte und durch dessen Umgang und Musik geistig umgewandelt war, entstanden seine weltberühmt gewordenen Opern: „Die Vestalin", „Cortez" und die „Olympia", aus denen uns bald rauschend gewaltig, bald kriegerisch wild, aus der ersten die colossale Römerwelt, aus dem Cortez die neue und wunderbare transatlantische und aus der Olympia die asiatische Welt, wie sie nach Alexander des Großen Tode von Kriegs- und Parteiengetümmel gährend und kämpfend mit sich selbst im Widerspruche erscheint, auf eine echt poetische Weise entgegentönt. Die Partitur zur Vestalin schickte er 1807 der Kaiserin Josephine, wofür er den 10jährigen Preis von 10,000 Livres erhielt, obgleich das Kunsturtheil diesen Preis den „Barden" von Lesueur zuerkannte. Die 1809 erschienene Oper: „Ferdinand Cortez" machte nicht solchen Knalleffect, wie die Vestalin. Sie hat aber nach der (1824) dritten Umarbeitung so viel gewonnen, daß sie der Vestalin würdig zur Seite steht. Die 1819 in Paris zuerst aufgeführte Oper „Olympia" ward sehr lau aufgenommen, weshalb er dem Rufe nach Berlin (1821) um so lieber gefolgt zu sein scheint. Hier hat er sich seitdem als tüchtiger, feuriger und umsichtiger Director und Kapellmeister und durch seine Persönlichkeit großes Renommée erworben. Denn seine hier entstandenen Compositionen, die Opern: „Nurmahal" (1822), „Alcidor" (1825) und die erste Hälfte von „Agnes von Hohenstaufen" haben wenig dazu beigetragen, seinen Ruhm zu befestigen, da sie sämmtlich tiefer stehen, als die drei obigen Meisterwerke, und mehr durch äußerlichen Pomp als durch innere Poesie sich auf der Bühne erhalten. In Berlin hatte S. übrigens viel von einer scharfen Opposition der Kritik, besonders Rellstab's zu leiden, dem selbst Gefängnißhaft den Eifer nicht milderte. S. wies stolz den Kampf zurück. Seine Opposition gegen Weber vermehrte seine Feinde. Um 1840 wurde er wegen eines für unziemlich gehaltenen Ausdrucks gegen den König angeklagt, 1841 verurtheilt, 1842 aber begnadigt und als er im Theater, wo er den „Don Juan" dirigiren wollte, ausgepfiffen wurde, verließ er Berlin, ging nach Paris und nach einigen Reisen in Deutschland nach seinem Geburtsort im Kirchenstaate, wo er im Februar 1851 starb.

Sporaden heißen im Gegensatze zu den Kykladen (d. i. im Kreise liegenden), die zerstreut liegenden Inseln des griechischen Archipelagus. Sie werden in Ost-, Nord- und Westsporaden getheilt. Die Ersteren liegen nach den neuesten Bestimmungen der drei großen Mächte außerhalb der Grenze des griechischen Staates. Die wichtigsten derselben sind: Chios, Samos und Pathmos, wo Johannes im Exil lebte und seine Apokalypse schrieb; ferner Tenedos, Ipsara, Stanchio, Rhodos, Zypern ꝛc. Die Nordsporaden sind: Skiatho, Skopelo, Dromi, Pelagnisi und die Teufelsinseln. Zu den Westsporaden gehört Hydra, Spezzia, Poros, Aegina und Salamis (s. Koluri).

Sporadische Krankheiten nennt man diejenigen, welche blos einzelne Menschen befallen und aus besondern, blos auf einzelne Menschen wirkenden Ursachen entspringen. Ihnen sind die epidemischen und endemischen entgegengesetzt.

Sporteln heißen die Gerichtsgebühren, welche der öffentlichen Behörde, geführter Geschäfte wegen, bezahlt werden. Um den Mißbrauch zu vermeiden, der mit solchen Ge-

bühren getrieben wird, sind in den meisten Staaten gesetzliche **Sporteltaxen**, über das, was verlangt werden kann, gegeben. Der Name ist aus dem latein. Worte Sportula, d. i. Körbchen, entstanden. In diesen Körbchen ward nämlich bei den Römern denjenigen, welche an den öffentlichen Festivitäten nicht Theil nehmen konnten, namentlich den Clienten und geringen Leuten, ihr Antheil an Speisen nach Hause gesandt. Im Kirchenlatein bezeichnet sportula die nicht festgesetzte, sondern dem Belieben des Gebers überlassene Einnahme des Geistlichen, daher die Accidenzien unserer Geistlichen noch Sporteln genannt werden.

Spottmünzen nennt man diejenigen Medaillen, welche lediglich zu dem Zwecke geprägt sind, Personen oder einzelne historische Begebenheiten ins Lächerliche zu ziehen. Der Gebrauch derselben stammt aus neuerer Zeit und hat sich vorzüglich in den Niederlanden ausgebildet. Der dabei an den Tag gelegte Witz ist oft sehr gezwungen und artet selbst in Unanständigkeit aus. Besonders reich ist die Regierung Ludwig's XIV. und die Zeit des 7jährigen Krieges an solchen Münzen. Vergl. Klotz „Historia numorum contumeliosorum et satyricorum" (Altenb. 1756) und Menestrier „Histoire du roi Louis le Grand" (Paris 1691, Fol.). Hierher gehören auch viele engl. Tokens in der ersten franz. Revolution und Parteimünzen in den Vereinigten Staaten Nordamerikas.

Sprache ist in der allgemeinsten Bedeutung das Mittel, durch welches ein Inneres, eine Empfindung, ein Gedanke äußerlich kundgegeben wird, so daß ein Individuum im andern dieselbe Vorstellung, Empfindung erweckt. Ist dieselbe Vorstellung u. s. w. erweckt, so ist der Ausdruck des Innern verstanden. Mithin ist es klar, daß selbst bei dieser allgemeinsten Bedeutung von Sprache dieselbe nur möglich ist unter denjenigen Gliedern der Schöpfung, bei denen ein Inneres dem Äußeren entgegensteht. Das unorganische, todte Ding kann weder sprechen noch verstehen; ebenso wenig das organische aber nicht selbstfühlende: nur die selbstfühlenden, vorzüglich und selbstbewußten Geschöpfe sind der Sprache fähig. Jene Ersteren können, selbst unbewußt, nur Zeugniß ablegen, das der Mensch zu deuten vermag. Ja! man mag bildlich von der Sprache der Natur reden; aber es ist wiederum nur der Mensch, und zwar der zu einem höheren Bewußtsein fortgeschrittene, der in den Wundern der Schöpfung die göttliche Allmacht ausgeprägt findet, die in der Blüthenpracht wie im Kampfe der Elemente den berührt, der von Gott weiß. Aber ist es die Absicht der Natur, dies verkünden zu **wollen**? Es bleibt also die gezogene Grenzlinie, und wir nehmen als wesentliche Bestimmung hinzu, daß der Sprechende dabei ein **Inneres** äußerlich kund geben **wolle**. Ausgeschlossen bleiben daher Fälle, wie wenn ein Papagei Wörter nachsprechen lernt. Ihm mangelt doch die entsprechende Vorstellung, und lernte er wirklich ganze Sätze und Perioden nachsagen, er würde dennoch nicht sprechen können. Der Ausdruck des Innern wird vermittelt durch die Sinne, und in der angenommenen allgemeinsten Bedeutung ist die Sprache nicht auf einen Sinn berechnet. Ein naturgemäßer, selbst den Thieren nicht fremder Ausdruck des Innern geschieht durch Gesten, Bewegungen des Körpers und andere Geberden, wodurch man die eigene Vorstellung im Bilde wiedergiebt. So unterhalten sich rohe Völker noch oft unter einander; so Personen, die ihre Sprachen gegenseitig nicht verstehen; so unterhalten wir uns mit Taubstummen. Diese Geberdensprache begleitet fast überall noch, verschieden nach Nationen, Individualitäten, Vortragsweisen, die geregelte Sprache, und auf der richtigen Wahl des Bildes beruht die ganze Mimik. Vieles ist conventionell beibehalten. So unser Nicken oder Schütteln mit dem Kopfe, das Händeklatschen in Concerten, das Trommeln mit den Füßen in Theatern und Auditorien, unsere bis zum Kopfnicken zusammengeschrumpften Reverenzbezeugungen, die im Oriente noch ein Niederwerfen in den Staub sind, und im Grunde betrachtet nichts Anderes als das Heranrutschen des Hundes auf dem Bauche, der sich vor Prügeln fürchtet. Nicht minder ist der stumme Blick des Neidischen, Betrübten, Betenden, Verliebten unter Umständen eine beredte, verständige Sprache; indeß eine vollständige Klarheit ist auf diesem Wege nicht zu erlangen, namentlich nicht für zusammenhängendere Reihen von Vorstellungen. Ein deutlicheres Bild giebt hier die Stimme, der in der Wahl des Lautes und des ihn begleitenden Tones eine große Mannigfaltigkeit zu Gebote steht.

Sie ist vornämlich geeignet, Empfindungen auszudrücken, und auf dieser Stufe theilt die ganze thierische Welt eine Sprache mit dem Menschen. Ueberall wird Angst, Furcht, Schmerz, in klagenden, schreienden, Freude in jauchzenden Lauten wiedergegeben, und hier spricht die Thierwelt unter sich wie für den Menschen vollkommen verständlich. Eine genauere Beobachtung der Thiere hat noch gezeigt, daß, je isolirter das Thier liebt und je enger der Kreis seiner Bewegung ist, um so geringer auch die Fähigkeit desselben ist, sich durch Laute verständlich zu machen, daß dagegen aber das Vermögen sich mitzutheilen stärker hervortritt, je weiter die Sphäre wird, in der sich das Thier bewegt. Namentlich gelingt es dem Menschen, Thiere zu verstehen, mit denen er oft zusammen ist. So versteht der Lappländer sein Rennthier, der Araber sein Kamel gar wohl, und der Dichter verschmäht es nicht, von da her seine Bilder zu entnehmen, wie wenn Tharafa (Moall., S. 52) den schmelzenden Gesang der Bajadere, die ihm sein Festmahl verschönt, mit den Klagetönen des Kamels, das sein Füllen verloren hat, zusammenstellt. Das Alterthum hatte den Glauben, daß die Thiere eine Sprache besäßen, die zu verstehen nur wenigen Menschen verstattet sei. Nach orientalischer Sage soll Salomo diese seltene Gabe besessen haben. In neuerer Zeit hat sich in diesem Theile der Philologie besonders Dupont ausgezeichnet, der 11 Wörter aus der Tauben-, ebenso viel aus der Hühner-, 14 aus der Katzen-, 22 aus der Rinder-, 33 aus der Hundesprache und die Raben vollständig verstehen will. Doch wenden wir uns ausschließlich zu dem organischen Ganzen von Stimmlauten, die dem Menschen zum Ausdrucke seiner Gedanken dienen.

Die erste Frage, die uns hier begegnet, über den Ursprung der Sprache und Sprachen, hat die Speculation aller Zeiten in Anspruch genommen. Der bekannte alttestamentliche Mythus (Gen. 2.) läßt von Adam alle Wesen benannt sein, woraus der Schluß gezogen werden konnte, daß der Mensch, der ohne Sprache nicht vorstellbar war, von Gott mit allen seinen Fertigkeiten geschaffen, die Sprache mithin etwas von Gott dem Menschen Angeschaffenes, oder, was dasselbe besagt, göttlichen, nicht menschlichen Ursprungs sei. Obgleich nun zwar sehr zu bezweifeln ist, ob jener mythische Zug dies aussagen solle, da er zu ganz andern Zwecken dort steht, so knüpfte sich doch hieran der fromme Glaube, der bis in die neuesten Zeiten herab die biblische Theorie festhielt, daß, wie die Menschen alle von Adam und Eva entsprossen seien, so auch alle diese angeschaffene Sprache gesprochen hätten, bis ihr selbstsüchtiges Streben beim babylonischen Thurmbau (Gen. 11.) den Zorn Gottes rege machte, der die Sprachen verwirrte und so Völkerschaften schied. Diese Theorie des Alterthums, die nicht blos biblisch ist, sondern einem weiter verbreiteten mythologischen Systeme Westasiens angehört (vergl. Whiston zu Mose Chorenensis S. 24), findet ihr Analogon im griechischen Mythus bei Plato (Polit. S. 272 ed. Steph.), zu jenem bereits von Philo (Thl. 1., S. 406 ed. Mang.) verglichen, nach welchem die Götter die menschliche Sprache theilen, als sie anmaßlich Unsterblichkeit und ewige Jugend fordern. Doch fand sich bei den Griechen bald die entgegengesetzte Ansicht, die unter Andern Diod. Sic. I, 8. dahin ausspricht, daß die Sprachen das Werk der Menschen seien, die zu gemeinsamem Schutze sich zusammengefunden und sich der Stimmlaute zum gegenseitigen Verständnisse bedient hätten, woraus im Verlaufe der Zeit Sprachen mit Völkern erwachsen wären. Vergl. R. Simon „l'Histoire critique du V. T." S. 85. ff. Nachdem Plato im Cratylus der Möglichkeiten viele offen gelassen hatte, stritt die Folgezeit bis in unser Jahrhundert herab, ob die Sprache von einer innern Nothwendigkeit bedingt sei; ob sie aus Nachbildung von Naturlauten erwachsen sei, und die Meisten folgten der oberflächlichsten aller Ansichten Rousseau's, und erklärten den Ursprung der Sprachen aus gegenseitiger Uebereinkunft, ohne zu bedenken, daß eine solche bereits eine Sprache voraussetzt, mittelst deren man zur Convention hätte gelangen müssen. Schon Gregorius Nyssenus (orat. 12. gegen Eunomius, Thl. 2., S. 778 der Paris. Ausg. 1638) äußert den für seine Zeit bewundernswerth richtigen Gedanken: „Gott verlieh der Natur Kräfte, und so ist die Kraft oder Anlage der Rede (ἡ τοῦ λόγου δύναμις) das Werk dessen, der dem Menschen seine Natur gegeben hat, wogegen aber die Wahl des Wortes für die ihm unterliegende Bedeutung

Sache des Menschen ist". Jetzt kann als unangefochten der Satz gelten: die Sprache ist das Correlat der Menschheit; sie ist der Abdruck des menschlichen Geistes und mit der Idee der Menschheit nothwendig gegeben; dem Vermögen nach mithin dem Menschen angeschaffen, in ihrer Entfaltung aber erst Werk des Menschengeistes. So richtig sich nun eine aus Individuen zusammengesetzte Menschheit denken läßt, ebenso richtig ist von einer menschlichen Sprache die Rede. Aber so wenig eine Menschheit gedacht werden kann, ohne daß sie in ihrer endlichen Erscheinung auseinander ginge in Völkerschaften, Stände, Familien, Individuen; ebenso wenig kann die eine menschliche Sprache gedacht werden, ohne daß sie in Sprachfamilien, besondere Sprachen einzelner Völker, Mundarten u. s. w. bis zum Stil des Individuums sich sondernd zerlegte. Die menschliche Geisteskraft ist also die Wurzel, welche den Stammbaum der menschlichen Sprache hervortreibt, der sich entwickelt und entfaltet, stets entsprechend dem sich entwickelnden und entfaltenden Geiste. Gleichwie nun dem einzelnen Menschen die Jahre seiner Kindheit dazu dienen, den Geist zu wecken, daß er die Muttersprache erlerne, ebenso ist das Jugendalter der Völker die Zeit der Sprachschöpfung, und die Sprachen sind in der primitiven Bildung des Menschengeschlechts die erste Stufe, welche jede höhere menschliche Richtung der Völker vermittelt. Doch ist der Gedanke aufzugeben, als könnten wir irgend einer Sprache in ihrer primären Gestalt begegnen. Selbst die ältesten und einfachsten haben eine lange Vergangenheit hinter sich, in der sich bereits der Cyclus der Urformen geschlossen hat, und die historisch jüngeren Nebenschößlinge (wie die romanischen Sprachen) erwuchsen durch ein allmäliches Umbiegen und mehr verfolgbares Uebergehen. Die Sprache, als Erzeugniß des menschlichen Geistes, ist auch eng mit der geistigen Entwickelung der Menschheit verwachsen, und sie begleitet dieselbe auf jeder Stufe ihres Vor- oder Rückschreitens, als ein getreuer Abdruck, der den jedesmaligen Culturzustand zu erkennen giebt. Die Sprache ist aber auch zu betrachten als die nothwendige Vollendung des Denkens und natürliche Entwickelung einer den Menschen bezeichnenden Anlage. Die Entwickelung bleibt der innere Act des Bewußtseins und der Freiheit, und geht deshalb aus der Individualität und Thätigkeit der dem mit Bewußtsein und Freiheit begabten Menschen verliehenen Kräfte hervor. Mithin ist die Sprache eine Prärogative des Menschen allein. Aber sie entwickelt sich in der concreten Menschheit, die in Nationen u. s. w. sich gegenseitig begrenzt. Daher müssen die Sprachen abhängig sein von den nationalen Geisteseigenthümlichkeiten, auf deren Differenzen die Verschiedenheiten der Sprachen beruhen. Letztere sind gleichsam die Formen, in denen der Geist der Nationen zur Erscheinung kommt und im Baue seiner Sprachen seine Eigenthümlichkeiten abdrückt. Ohne leugnen zu wollen und leugnen zu können, daß die fortschreitende Cultur und Civilisation nicht ohne Einfluß, wie auf den Geist, so auf die Sprache ist, so darf man doch nie verwechseln, was der Cultur und was dagegen der innern Kraft des sich im Volksleben manifestirenden Geistes angehört. Nimmermehr darf man Ersterer allein die Vorzüge und die Erweiterungen des Gebiets der Sprache beimessen, was sich schon historisch als falsch erweisen dürfte; sondern vornämlich ist es die höhere oder geringere Sprachanlage, durch welche eine höhere oder geringere Sprachausbildung möglich wird. Auch an einen Abschluß der Sprache ist nicht zu denken, darum nicht, weil sie nicht sowohl ein Erzeugtes, als ein fortgesetztes Erzeugen ist, indem die stets wiederkehrende Thätigkeit des Geistes den articulirten Laut fähig macht, den Gedanken zu repräsentiren.

Die Sprachfähigkeit selbst nun steht zunächst mit dem Gehöre im unmittelbarsten organischen Zusammenhange, daher nicht nur die eigentlichen, dem Schalle nachgebildeten Wörter (s. Onomatopöie), sondern auch andere hörbare Erscheinungen, die man lebendig in sich aufnahm und nachgebildet zur Kenntniß Anderer brachte, das älteste Sprachmaterial ausmachen. In Verbindung damit stehen die frühesten Stammwörter und Interjectionen (s. d.). Allein der wahre Sprachkörper, welcher zur grammatischen Gliederung und Ausprägung führte, erwuchs aus der scharfen Articulation an den Consonanten, und hier hat vor Allem das Gesicht eingewirkt; indem man sich gewöhnte, die Gegenstände sorgfältig zu beobachten, zu sondern und ihre Merkmale durch die geeignetsten

Consonanten malerisch auszudrücken, wie noch jetzt die consonantischen Wurzelwörter zeigen. Doch fand auch hier in der Wahl und Zusammenstellung der Laute eine große Verschiedenheit unter den Völkern statt. Nachdem nun diese Sprachelemente, die vereinzelt und ärmlich das menschliche Denken und Empfinden unterstützten, in Folge natürlicher Eindrücke entstanden waren, mußte, um diese Vereinzelung aufzuheben, die Formenbildung eintreten, die langsam auf eine bald zufällige bald künstliche Weise sich entfaltete, bis sie zum vollständigsten Organismus sich erweiterte, der wiederum die mannigfachsten Stufen der Bildung durchläuft. Scharfe Auffassung der sinnlichen Dinge, der dem menschlichen Geiste eingepflanzte Trieb zur Vergleichung, Phantasie und Verstand sind hierbei gleich thätig gewesen, und man sieht, wie bei einigen Völkern, z. B. den Hebräern und Arabern, die Phantasie oder poetische Auffassung, bei andern mehr der Verstand oder die Abstraction das Uebergewicht hat, wie endlich andere, namentlich die Griechen, die gemäßigte Mitte hielten. Da es sich der organische Bau der Sprache zur Aufgabe gemacht hat, die geistige Thätigkeit nach allen Seiten hin zu regeln und Das, was sie hervorgebracht hat, klar und erschöpfend darzustellen, so ist die Sprache zugleich der sicherste Abdruck und gleichsam der Spiegel der Nationalität geworden. Jede Gesammtsprache, je nachdem sie in verschiedenen Landestheilen und von verschiedenen Stämmen gesprochen wird, zerfällt in der Regel wieder in verschiedene Mundarten (s. Dialekt) von ungleichem Gehalte.

Betrachten wir den geschichtlichen Gang der Sprachen, so werden wir auf Hochasien, als den Sitz der ursprünglichen Menschenbildung, hingeführt. Hier begegnen uns noch die frühesten Erzeugnisse redender Nationen, nämlich die einsylbigen Sprachen des südöstlichen Asiens, von China, Thibet und Ava, deren stumpfe Wurzellaute nur durch den Ton und die logische Ordnung der Begriffe sich gestalten. Einen weitern Fortschritt finden wir bei den nomadischen Ost- und Nordasiaten, besonders bei den sehr gemischten mongolischen und tatarischen Völkerstämmen, bei denen die einsylbige Härte schon durch größere Biegsamkeit gemildert erscheint. Eine größere Gelenkigkeit in Grammatik und Satzbau und einen gewissen rhythmischen Tact zeigt bei aller Einfachheit und Beschränktheit der sogenannte semitische Sprachstamm, der in seiner Ausdehnung vom Mittelmeere bis nach Armenien drei Hauptdialekte, den aramäischen mit dem chaldäischen und syrischen, den kanaanitischen (phönizischen und hebräischen) und den arabischen, umfaßt. Die größte Bedeutsamkeit erhielt der sprachliche Hauptstamm, aus dem in nächster Verwandtschaft fünf große Schwestersprachen entsprossen, die der Inder, Perser, Griechen, Lateiner und Germanen. Unter diesen Sprachen hat die indische Schriftsprache oder das Sanskrit (s. d.) eine hohe Vollendung erreicht; daran reiht sich zunächst das Latein, während das Griechische schon mehr selbstständig sich entwickelte. Am entferntesten stehen in Hinsicht der Wohnsitze und Anschauung die germanischen Völker, obgleich in dem ältesten Dialekt derselben, dem gothischen, noch unzweideutige Anklänge an die asiat. Muttersprache sich wahrnehmen lassen. Eine große Mischung findet sich in dem Sprachstamm der Slaven, in welchem fast nur die Aehnlichkeit von Wurzeln mit dem Grundstoff der alten Sprachen nachweisbar ist. Ziemlich ganz dunkel ist dagegen der keltische Sprachzweig. In größerer Freiheit und Eigenthümlichkeit entfalten sich später die german. und roman. Sprachen. (S. Sprachenkunde.) Vergl. Dorsch „Philosophische Geschichte der Sprache und Schrift“ (Mainz 1791).

Außerdem theilt man alle Sprachen in gebildete und ungebildete, d. h. in Sprachen gebildeter und ungebildeter Völker, ferner in todte, wie die altgriechische und lateinische, und lebende, wie die französische und deutsche, je nachdem das Volk, dem sie angehört, entweder untergegangen oder noch vorhanden ist. Eine solche Sprache heißt eine gelehrte Sprache, richtiger Gelehrtensprache, wenn sie der gelehrten Welt als Hülfsmittel und Organ dient, wie die beiden classischen Sprachen, oder sie ist eine ausgestorbene S., wenn nur noch einzelne Wörter auf Münzen, Denkmälern ꝛc. von ihr vorhanden sind, wie von der phönizischen und medischen S. Nach ihrem Verhältnisse zu einander sind die Sprachen Schwestersprachen, wie die roman. Sprachen, d. h. die italienische, spanische, französische u. s. w., als Tochtersprachen der lateinischen. Mutter-

sprache ist diejenige, die Jemand von Jugend auf durch Hören gelernt hat; fremde S., die man aus Büchern ꝛc. erlernt. In sehr beschränkter Weise nur kann man von einer Geberden=, Mimen= und Bildersprache reden, da diese sichtbaren Zeichen nur uneigentlich eine Sprache genannt werden können. (S. Mimik, Hieroglyphen und Rebus.) Der bis jetzt oft wiederholte Versuch, eine allen Nationen der Erde zugleich verständliche Allgemeinsprache herzustellen, hat bis jetzt zu keinem Resultate geführt. (S. Pasigraphie.)

Schließlich geben wir eine Uebersicht der bekanntesten Sprachen der Erde, wobei wir die ethno=geographische Methode zum Grunde legen, da die Eintheilung der Sprachen in die Sprachen der Semiten (orientalisch=vorderasiatische Sprache), der Hamiten (oriental.=afrikanische Sprache) und der Japhetiten (europäische Sprache) nach den Söhnen Noah's sehr ungenügend ist, weil sie die weitverbreiteten und radical=verschiedenen ostasiatischen und amerikanischen Sprachstämme nicht in sich aufnimmt. Bei weitem der wichtigste Sprachstamm ist:

I. Der Sprachstamm der Sanskritsprachen, oder der indogermanischen, indoeuropäischen. Geographisch erstreckt er sich von Ceylon und dem östlichen Indien bis westlich zu den Säulen des Herkules und zerfällt in fünf besondere Familien: die indische, medopersische oder arische, die griechisch=lateinische, die germanische und lithauisch=slawische. Wir bezeichneten schon oben diesen Sprachstamm als den bei weitem vollkommensten, der am meisten Klarheit und Schönheit in seiner Flexion und Satzbildung entwickelt. In ihm ragt an Alter, wie an innerer Vollkommenheit 1) die Sanscrita hervor, die altindische Sprache, nicht als ob sie die primäre Gestalt der dieser Sprachfamilie zum Grunde liegenden Einheit erhalten hätte — ein Irrthum, den Ignoranz und böser Wille oft dem wissenschaftlichen Sprachstudium aufbürden — ; sondern wegen ihrer durchsichtigen Klarheit und ihres verhältnißmäßig treuen Bewahrens des meisten gemeinsamen Stoffes in einer der primären Gestalt nahekommenden Weise verdient sie diese Stelle, obgleich Manches in ihr den selbstständigen weiteren Fortschritt deutlich zu erkennen giebt und sie vom Ursprünglichen weiter entfernt hat, als z. B. das Zend, Lateinische, Griechische. An das Sanskrit schließt sich zunächst der Kreis der indischen Mundarten, die man Prakritsprachen, d. h. Vulgärsprachen nennt. Es ist dies aber ein sehr unbestimmter Name, der theils die Töchter der Sanskrita als indische Dialekte, theils die Vulgärsprache in den indischen Dramen, theils den Dialekt der Dschainas, einer Buddhasekte bezeichnet. Vorzugsweise hat der Buddhismus den indischen Mundarten eine große Ausdehnung gegeben, einerseits nach Thibet, von wo aus zahlreiche Sanskritwörter in Folge der sich verbreitenden Nation zu anderen Völkern, z. B. den Mongolen, gelangten; andererseits über Ceylon hinaus in das Gebiet einsylbiger Sprachen. Dahin gehört das Pali, ein nach dem Princip der Erweichung umgestaltetes Sanskrit, die Kavisprache auf Java. Ferner gehört zu dem Sanskritstamme unzweifelhaft die Sprache der Zigeuner. Außerdem finden sich auf indischem Boden, die späteren Eindringlinge abgerechnet, Völkerstämme mit Sprachen, die keineswegs zu dem Bereiche der Sanskrita gerechnet werden dürfen, und die Sanskritelemente, die sie enthalten, erst aufgenommen haben. So das Mahrattische, Telinga und manche Alterthumsforscher haben zwei vom Sanskrit wesentlich verschiedene Stämme im Norden und Süden des Krischnaflusses angenommen. Das eigentliche Stammland des Sanskrit scheinen die Thalebenen des Ganges und Jamuna zu sein, von wo aus Sprache, Cultur und Religion sich über das Hochland Dekan verbreiteten. Die Urvölker haben dagegen ihren Einfluß in physischen Verhältnissen, wie dunklere Färbung u. a., wodurch sich die reineren und edleren Kasten selbst von den benachbarten Afghanen und Persern unterscheiden, geltend gemacht. 2) Die arischen Sprachen, die im Westen des Indus seit den Zeiten der vorgeschichtlichen Welt ihren Sitz haben, in Südwest von Semiten begrenzt im Ganzen und Großen längs des Laufes des Tigris. Höher hinauf im Westen und Norden bilden im Alterthume wandernde Nomaden eine unbestimmte Grenze, jetzt Armenier, Georgier, Türken. Die weite Verbreitung und Verwandtschaft der arischen Sprachen

kennt schon Eratosthenes, s. Fragmenta ed. Seidel S. 174. Vor Allem zeichnet sich aus die Zendsprache, eine alte Schwester der Sanskrita, die Sprache der heiligen Bücher, die erst jetzt durch Bopp, Burnof u. A. bekannter zu werden anfängt. Ihr steht gegenüber das Pehlvi oder Huzwaresch, die Heldensprache, wie es scheint, die Sprache des gemeinen Lebens. Ein ethnographischer Unterschied ist zwischen Beiden nicht. Die Nähe semitischer Völker und der gegenseitige Verkehr hat eine große Menge semitischer Wörter in das Pehlvi gebracht, doch so, daß sie dem grammatischen Principe des Arischen untergeordnet werden. Spätere Mundarten sind: das Persische, das in seiner nachislamischen Gestalt mit einer großen Anzahl arabischer Wörter bereichert ist, aber obschon hinsichtlich seiner Structur verkümmert und vertrocknet, dennoch seinen Charakter als Sanskritsprache, aller fremden Beimischungen ungeachtet, treu bewahrt hat; das Bucharische; das Afghanische und die Sprache der Beludschen. Ferner das Kurdische und die Sprache der in den Kaukasus verschlagenen Osseten, die sich immer noch Irenier nennen. Das Armenische kann streng genommen den arischen Sprachen nicht beigesellt werden. Eine Menge von Beziehungen mit indogermanischen Sprachen ist indeß nachgewiesen, woneben das Armenische, durch Einfluß stammverschiedener Sprachen, im Fortgange der Zeit eine merklich verschiedene Gestalt angenommen hat. 3) Der griechisch-lateinische Sprachstamm umfaßt zunächst die beiden Hauptsprachen, die griechische und lateinische, die nicht in dem Verhältnisse wie Mutter und Tochter zu einander stehen, sondern in einem geschwisterlichen. Das Griechische, selbst wieder getheilt in besondere Mundarten, verbindet Asien mit Europa. Es hat sich durch den klaren Geist des hellenischen Volkes unter den günstigsten Verhältnissen zu einer ungemeinen Vollkommenheit, Schärfe, Bestimmtheit und Schönheit entwickelt, in dieser selbstständigen Entwickelung indeß oft weit von der ursprünglichen Einheit entfernt, welche auf dem Wege grammatischer Analysis zu finden Aufgabe des Sprachforschers ist. Namentlich muß hier darauf hingedeutet werden, daß es nicht darauf ankommen kann, die mundartlichen Abweichungen in Rücksicht auf einen Dialekt, den attischen namentlich zu zeigen, sondern die ursprüngliche Gestalt aufzufinden, die nicht immer in einem Dialekte liegt, oftmals in keinem enthalten ist. Vergl. √ as = esse in den Formen S. asi, Gr. *εἶς* und *ἐσσί*, S. santi, Gr. *εἰσί, ἐντί, ἐόντι*. Das **Lateinische** dagegen, minder individualisirt, überhaupt unter andern Verhältnissen entwickelt, hat im Ganzen genommen die alterthümliche Gestalt treuer bewahrt, obschon die Entwickelung der Sprache historisch später fällt, als die der griechischen. Es ist im Vergleich zu der Letzteren flexionsärmer, aber markiger und kräftiger. Die weite Verbreitung griechischer Bildung machte auch die griechische Sprache bekannter, die in der Gestalt des Hellenistischen lange noch lebte und im Neugriechischen aus den eigenen Trümmern ein neues Gebäude errichtet hat. Die römische Sprache dagegen fand namentlich im Westen und Norden Eingang, soweit die römische Weltherrschaft und Verfassung reichte. Sie verschlang in ihrem Aufkeimen die altitalischen Sprachen, das Hetrurische, Oscische, Sabinische, von denen wir nichts wissen, verdrängte das Griechische aus Italien und breitete sich über Hispanien, Gallien u. s. w. aus. Hieraus entsprangen, als die Einheit gebrochen war, die sogenannten romanischen Sprachen, welche aus den Trümmern der altrömischen, dem Neugriechischen vergleichbar, sich neu und selbstständig entwickelten und unter dem Einflusse fremder Elemente eine verschiedene, zuweilen buntscheckige Gestalt erhielten. Dahin gehören: das Spanische, in welchem arabische Wörter die jüngsten Incremente sein dürften, neben alten baskischen Ueberresten, das Portugiesische, Französische, Italienische, Rhätische, in Graubünden, Walachische. 4) Der **germanische** Sprachstamm ist oftmals fälschlich als Tochter des persischen angesehen, oder auch als Mutter des Lateinischen, was sich nur dadurch von der Ableitung desselben aus dem Hebräischen unterscheidet, daß darin die Stammverwandtschaft mit dem Arischen wie Lateinischen anerkannt wird. Man unterscheidet darin das Gothische, das Alemannische, das Hochdeutsche mit seinen zeitlich verschiedenen Abstufungen, das Sächsische, Angelsächsische, mit dem daraus hervorgegangenen Mischlinge dem Englischen, Niedersächsische, Friesische und Holländische. Sodann die skandinavischen Sprachen, welche das Schwedische und Dänische mit

ihren Abstufungen umfassen. 5) Der slawische Sprachstamm. Zuvörderst ist hierbei dem Irrthume zu begegnen, als seien das Altpreußische, das Lithauische mit dem vermischteren Schamaitischen, und das Lettische vom Kreise der slavischen Sprachen auszuschließen. Die neuern Untersuchungen von v. Bohlen und F. Pott darüber haben das Gegentheil dargethan und namentlich erwiesen, daß keine der Sanskritsprachen sich so treu erhalten hat, wie namentlich das Lithauische. Der ostsüdliche Sprachstamm slavischer Abkunft begreift in sich: das Russische, Bulgarische, Serbische, Dalmatische, Slowenzische; der binnenländische umfaßt die Sprachen der Tschechen, d. i. der slavischen Bewohner von Böhmen und Mähren, der Slowaken Ungarns, der Sorben in der Lausitz, der Polen und Wenden. Insulanern gleich liegen zwischen dem weiten Ländergebiete von Europa, über welches der indogermanische Sprachstamm seine Zweige ausgebreitet hat, die Trümmer der baskischen Sprache als Ueberreste der altiberischen; die Abkömmlinge der keltischen in Irland und Schottland; das Kymrische in Wales, Cornwales und Nieder-Bretagne; der weit verbreitete und tief in Nordasien hinein sich erstreckende finnische Stamm sammt dem damit in Verbindung stehenden magyarischen in Ungarn; das Albanische und das erst spät eingewanderte Osmanli. Mit Recht können also die Sprachen Europa's a potiore sich als späte und entfernte Verwandte der ehrwürdigen Sanskrita betrachten, und der ganze Stamm kann den Namen des Indoeuropäischen führen. Von nicht minderer Wichtigkeit ist:

II. Der semitische Sprachstamm. Er hat nichts mit dem vorhererwähnten gemein. Charakteristisch für ihn ist die Dreiconsonantigkeit seiner Stämme, welche allerdings oft aus zweiconsonantigen erwuchsen, aber in dieser primäreren Gestalt nicht in die Sprache eingeführt sind. Die drei Consonanten repräsentiren die reine Bedeutung allein, so daß der Vokalismus der inneren Flexion vorzugsweise angehört, um die näheren Beziehungen anzudeuten. Im Sanskrit dagegen einsylbige Wurzeln mit wurzelhaften Vokalen, was allein schon hinreicht, alle Gleichklänge in Wurzellauten als nichtsbeweisend bei Seite zu schieben. Charakteristisch ist ferner bei vielen Feinheiten und Reichthümern in der Ableitung die wenig vollendete Flexion, die Verbindung des Pronomen personale mit Verbum und Nomen, der Ansatz zur Composition im s. g. Status constructus, überhaupt in der Satzbildung die sich bis zur vollkommenen Syntaxis nicht erhebende Parataxis. Wie beim Sanskritstamme ist auch hier eine ursprüngliche Einheit vorauszusetzen, welche die Nationalsagen der Hebräer an die Völkerscheide setzen, indem sie Sem's Nachkommen von Arpachschad aus über Mesopotamien nach Canaan vordringen und sich von hier aus über Arabien und alle anderen Länder semitischer Zunge verbreiten lassen. Doch ist diese eine semitische Ursprache nicht rein mehr zu finden, sondern sie lebt in ihren Töchtern und Enkeln, welche sich im Westen vom Tigris von Armenien bis südlich zum pers. Meerbusen, zur arab. Halbinsel und bis nach Habessinien hinein, westlich bis zu den Küsten des Mittelmeeres ausgedehnt haben. Wie in dem ersteren Sprachstamme die Sanskrita, ohne selbst mit der Ursprache identisch zu sein, an Alterthümlichkeit vor allen andern hervorragte, so ist es hier die hebräische Sprache, die, wenngleich sie auch eine lange Vergangenheit hinter sich hat und rücksichtlich mancher Bildungen in Vergleich zum Aramäischen und Arabischen im Nachtheil steht, dennoch die am wenigsten verknöcherte, im Ganzen als die alterthümlichste und klarste sich zu erkennen giebt. Ueberhaupt scheidet sich der semitische Sprachstamm in drei Hauptlinien: 1) die aramäische, welche das Syrische und Chaldäische in sich begreift. Beide sind zwei sich bestimmt gesondert habende Formen eines Dialekts, der sich im Wesentlichen durch mindere Geschmeidigkeit und Biegsamkeit, namentlich durch Mangel an Vokalreichthum, mithin durch rauhere Consonantenhäufungen auszeichnet. In sich hat sich dieser Dialekt wieder in die genannten geschieden, von denen der syrische durch dunkleren Vokalismus vornehmlich wiederum der rauhere ist. Vergl. Syr. k'tobo (Buch), chald. k'taba. Deutlich ist übrigens in beiden im Fortgange der Zeit der Vokalismus immer mehr erstorben, wie noch aus der alten, später beibehaltenen Orthographie ersichtlich ist. Außerdem muß bemerkt werden, daß bei dem längeren Leben der syrischen Sprache manche fremde

Elemente aus dem Griechischen, Persischen und Arabischen eingedrungen sind. Andererseits hat das Chaldäische wieder entschiedenen Einfluß auf das Hebräische gehabt. Eine spätere Abzweigung des syrischen Dialekts ist das Zabische, die Sprache der s. g. Johanneschristen, ein überaus entstellter semit. Dialekt. 2) Die canaanitische Linie. Ihr Hauptdialekt ist das Hebräische, die ältere Landessprache und die ältere Sprache des A. T. Daß es sich selbst wieder in Dialekte theilte, ist bekannt, und Spuren des unreineren, dem Aramäischen näher kommenden Dialekts des nördlichen Palästina sind noch zu erkennen. In späterer Zeit gewann das Chaldäische Einfluß auf das Hebräische und die alte kräftige, originelle Sprache verlor an Schönheit und Reinheit, gewann dagegen an Verständlichkeit. Neben dem Hebräischen gehört zu dieser Linie ohne Zweifel die Sprache der übrigen Canaaniter, als der Philistäer, deren noch vorhandene Namen semitisch sind, namentlich der Phönicier und der Punier, deren Abkömmlinge. Von den Letzteren sind nur wenige Fragmente auf Inschriften, Münzen und anderwärts zerstreut vorhanden, welche durch Hamarker, Lindberg, Gesenius erst in unserer Zeit bekannter zu werden anfangen. Ein mit dem Chaldäischen sehr gemischter, späterer Dialekt ist die Sprache der Samaritaner (s. d.), wie sie in der samar. Uebersetzung des Pentateuch, den Hymnen u. A. uns vorliegt. Ebenso das Rabbinische oder Neuhebräische, die Sprache der späteren jüdischen Lehrer. 3) Die arabische Linie. Diese geht ungefähr so über die canaanitische Linie hinaus, wie diese über die aramäische. Sie zeichnet sich aus durch Formenreichthum, größeren Wörtervorrath, schärfere Satzverbindung und ist die durch ihren Vokalreichthum bei weitem wohlklingendste. Hierher gehört zunächst die arabische Sprache, die in der langen Zeit, in welcher das Volk, ununterjocht, sich selbstständig entwickelte, sich zu einer solchen Schönheit entfaltet hat, daß sie Trägerin der herrlichsten Dichterproducte in einer wohlgebildeten metrischen Form wurde. Die spätere weite Verbreitung hat vielerlei individuellere Dialekte erzeugt. Namentlich kommen aber in Betracht: a) die Sprache der Himjariten (Homeriten bei den Alten), d. i. der Bewohner des südlichen Arabiens. Von ihr ist wenig bekannt und nur so viel noch deutlich zu erkennen, daß sie in ihren Bildungen oft dem Aramäischen näher stand, als der zweite Hauptdialekt, und dadurch eben den Nichthimjariten oft unverständlich war. Dieser Dialekt starb durch den Einfluß des Islam gänzlich aus in Arabien. b) Der koreischitische Dialekt, in welchem Mohammed den Koran schrieb. Er wurde in vielen Abstufungen der ausschließliche Dialekt für alle Länder, soweit das Schwert dem Islam Eingang verschaffte. Das Neuarabische geht von letzterem Dialekte aus und ist lange so sehr nicht verschieden vom Altarabischen, wie etwa das Neugriechische vom Altgriechischen. Dagegen blieb ein Stamm des Himjaritischen unangetastet in Habessinien, vornämlich im aruhmitischen Reiche unter dem Namen des Geez. Es ist entschieden arabisch, hält aber etwa die Mitte zwischen dem Koreisch und der hebräisch-aramäischen Linie. Im Fortgange der Zeit ist der Dialekt bei seiner gleichsam insulirten Lage zwischen stammverschiedenen Sprachen vom alten präsumtiven Urdialekte sehr abgewichen, untermischt mit manchen fremden, wahrscheinlich afrikanischen Wörtern, neben vielen durch das Christenthum eingedrungenen griechischen und manchen eigenthümlichen, selbstständigen Bildungen. Die alte Geezsprache hat sich aber wieder auseinander begeben in mehrere Dialekte, von denen der Tigre-Dialekt ihr noch am ähnlichsten ist. Die Amharasprache ist gleichfalls aus ihr hervorgegangen, aber sehr entstellt und vermischt. Sie ist die jetzt übliche Sprache. Falsch hat man aus Gen. 10, 22 geschlossen, daß in Elymais und Assyrien semitische Sprachen gesprochen seien. Ueber das Erstere wissen wir gar nichts; dem Zweiten widerspricht die Bibel selbst Jes. 28, 11. 33, 19. Um diese beiden Stämme, den sanskritischen und semitischen, dreht sich vornämlich alle Cultur und höhere Entwickelung. Diese beiden Sprachstämme verdienen daher auch vor allen eine besondere Aufmerksamkeit von Seiten der Sprachkritik. Kürzer können wir bei den folgenden sein.

III. Finnische Sprachen. Sie sind bis tief nach Asien hinein verbreitet. Sie wurzeln am Uralgebirge, von wo sie nach Ost und West sich ausgedehnt haben. Zu ihnen gehören die Hunnen, Avaren, Chasaren des Mittelalters. Ihre Sprache hat sich in viele

Dialekte getheilt, die wiederum sehr vermischt sind. Wir nennen das Tschudische im Großfürstenthum Finnland, das manches Slawische aufgenommen hat und wieder in sich vielfach variirt; das Esthnische in Esthland; das Livische, noch in einem kleinen Theile Liefland gesprochen und fast ganz vom Lettischen verdrängt; das Lappische, sehr untermischt mit dänischen, schwedischen und russischen Substanzen. Ferner die Dialekte der wolgaischen Finnen, das Mordwinische, Mokschanische, Tscheremissische, welche viel Türkisches enthalten. Ferner das Ungarische, welches durch fremde Beimischungen sehr entartet ist. Die Sprachen der permischen Finnen und Wogulen. Auch im Armenischen sind finnische Bestandtheile bemerkt worden.

IV. Kaukasische Sprachen. Dies ist nur eine ungefähre, geographische Bestimmung. Man rechnet zu ihnen: 1) das Georgische, von welchem Dialekte eine Bibelübersetzung aus dem 4. Jahrh. vorhanden ist. Die Volkssprache ist später sehr abgewichen und man unterscheidet neben dem eigentlichen Georgischen die Sprache der Mingrelier, der Suanen und Lashen. 2) Das Lesghische mit vier Dialekten. 3) Das Kistische an den Quellen des Terek. 4) Das Tscherkassische. 5) Das Abassische an der Nordküste des schwarzen Meeres, mit vielen tscherkassischen Wörtern.

V. Tatarische Sprachen. Von ihnen sind nur zwei bekannter geworden: das Türkische der Osmanen und das Mandschu in China. Hierher gehören die türkisch-tatarischen Sprachen am kaspischen Meere, von denen die wichtigste die türkische ist, die mit dem 16. Jahrh. auch nach Europa vordrang und mit steigender Ausbildung vieles Fremdartige in sich aufgenommen hat (s. türkische Sprache). Von den Sprachen in der großen Tatarei ist noch wenig bekannt, wie von den Turkestanen, Turkomanen, Usbeken, Bucharen, Karamanen. Bekannter sind die Stämme im Norden des schwarzen und kaspischen Meeres vom Ausfluß der Donau bis nach Sibirien. Doch ist hier das Tatarische schon sehr mit dem Mongolischen untermischt. Man unterscheidet die Sprache der Bewohner der Krim, der Bewohner von Kasan, Astrachan und Orenburg, der Baschkiren und Kirgisen. — Ferner das Mongolische, schon seit alter Zeit in drei Mundarten getrennt, in die Sprache der eigentlichen Mongolen, die der Kalmüken und die der Buriäten. — Ferner das Tungusische, die Sprache der Nomaden, die das östliche Sibirien vom Jenisei an und einen Theil von China durchwandern. Ihre Sprache ist mit mongolischen und buriätischen Wörtern untermischt. Endlich das Mandschu, worüber neuerdings von der Gablentz interessante Untersuchungen angestellt hat. Es ist Sprache der Völker, die theils innerhalb, theils im Osten der großen Tatarei, theils auf der Halbinsel Korea wohnen. Die gebildetsten sind die Nutschen, die eine Literatur haben.

VI. Sibirische Sprachen zwischen den tatarischen Gebirgen und dem Eismeere. Ueber sie ist man noch wenig im Klaren. Mongolen drangen bis dorthin vor, aber wie viel von jenen Völkern den Mongolen beigezählt werden müssen, ist noch nicht zu ermitteln gewesen. Andere gehören entschieden zum finnischen Stamme. Wir nennen hier die Sprache der Samojeden, der Urbewohner des oberen Jenisei und des sajanischen Schneegebirges. Sie ist kurz und ohne zusammenhängenden Satzbau und theilt sich in mehrere Mundarten. Die Sprache der Kamtschadalen in mehrere Dialekte getheilt, der Korjäken, südwestlichen Tschuktschen, die im gegenseitigen Verkehre manchen Austausch sprachlich getroffen haben.

VII. Chinesische Sprache und andere einsylbige. Die erstgenannte ist trotz aller Einfälle stammverschiedener Völker unwandelbar fest geblieben und hat ihre Herrschaft behauptet, was leicht erklärlich wird, da der Charakter der einsylbigen Sprachen so weit von dem der mehrsylbigen, flexivischen Sprachen abweicht, daß eine gegenseitige Annäherung absolut unmöglich wird, ohne daß die eine Sprache in die andere übergeht, d. h. sich selbst vernichtet. Neben dem Chinesischen gehört hierher das Japanische, das rauhe Tibetanische, Ananäische, Siamesische, Birmanische in Ava und Pegu. Letztere nennt man auch transgangitanische Sprache.

VIII. Malaiische Sprachen. Sie herrschen von der Ostküste Afrikas und Mada-

gaskars über die ostindischen Inseln bis zur Osterinsel in der Südsee. Der bekannteste Dialekt ist der von Malakka. Man hat diese Sprachen sogar zu den Sanskritsprachen rechnen wollen. So viel ist aber gewiß, daß viele indische Wörter darin aufgenommen sind, aber auch viele persische und arabische. Außerdem giebt sie viele Anklänge an andere asiatische Sprachen. Sogar Aehnlichkeit mit slawischen Wörtern will man bemerkt haben.

IX. Afrikanische Sprachen. Unter diesem Namen müssen, in Ermangelung genügender Eintheilungsgründe, die Sprachen zusammengefaßt werden, die sich in Afrika finden. Ausgeschlossen bleibt das Aethiopische oder Geez, welches wir oben als semitische Sprache kennen lernten, welche von asiatischem Boden nach Afrika verpflanzt ist. Indeß dies war nicht die einzige Uebersiedelung, welche fremde Sprachen dorthin brachte, denn schon in vorhistorischer Zeit steht Afrika mit Indien in Verbindung. In Meroë ist ein alter Priesterstaat, der stromabwärts nach Aegypten seine Cultur mit seinem Cultus des Amun brachte, aber wir wissen nicht, woher diese räthselhaften Fortschritte mitten unter Barbaren stammten, ob fremde Sprachen unter ihnen herrschten u. s. w., denn die colossalen, für die Größe und hohe Bildung beredten Trümmer von Meroë geben über diese wichtige Frage keinen Aufschluß. Einzelne indische Wörter im Geez für indische Gegenstände, wie nagê (Elephant) = nâga im Sanskr., oder daru (Baum) im Amharischen beweisen so wenig dafür, als pil (Elephant) im Arab. = pilu im Sanskr., oder kôph (Affe) im Hebr. = kapi im Sanskr. Gewisser aber ist der griechische Einfluß auf Cultur und Sprache in der späteren Zeit, nicht blos in Aegypten, sondern bis tief nach Habessinien hinein, so daß um die Zeit der Einführung des Christenthums ein axumitischer Regent im Herzen seines Reiches seine Großthaten in griechischer Sprache auf einen Stein verzeichnen ließ, den Salt (s. d.) wiederfand, ebenso wie auf dem Marmor adulitanum bei Cosmas, dessen eine Hälfte sicher axumitischer Abkunft ist. Früher schon hatten Phönicier die Nordküste besetzt. Später drang der Islam in Afrika ein, mit ihm das Arabische, und der gegenseitige Verkehr hat außerdem arabische Wörter weit nach Afrika hinein verschleppt, wohin nie sich die arab. Herrschaft erstreckt hat. Europäer endlich machten Eroberungen in Afrika, siedelten sich an, und man findet daher Portugiesisch, Holländisch, Englisch, Spanisch, Dänisch, Französisch in diesem Welttheile. Die Zahl der einheimischen Sprachen ist daher von je an verkümmert, und die originellsten vielleicht sind dazu noch gar nicht bekannt. Die noch sehr unbekannte und in gewisser Hinsicht doch wichtigste Sprache ist 1) die altägyptische, die in neuerer Zeit Gegenstand vielfacher Untersuchungen geworden ist. Manche haben geglaubt, engere Verwandtschaft mit dem Sanskrit finden zu können und Aegyptus aus agupta (beschützt), Nilus aus nila (blau) erklären zu dürfen, doch sind solche Aehnlichkeiten immer täuschend, und auf diese allein kann kein Gewicht gelegt werden. Mit dem alten Glanze starb auch die alte Sprache aus. Mit Einführung des Christenthums tritt das Koptische an die Stelle, das aber ein Schößling aus dem alten Stamm ist, aber viele fremde Bestandtheile enthält. Jetzt wird arabisch in Aegypten gesprochen. 2) Das Nubische kann kaum als besondere Sprache genannt werden, denn es ist ein mit Wörtern aus benachbarten Negersprachen gemischtes Arabisch. 3) Die Berbersprache ist in der Wüste Nordafrikas zu Hause, besonders auf den Oasen. Die Berbern sollen Abkömmlinge der alten Mauritaner, Numidier und anderer Bewohner Nordafrikas sein. Die Sprache auf den canarischen Inseln ist der der Berbern sehr ähnlich. 4) Die Mandingosprache herrscht vom Senegal bis zum Niger. 5) Die eigentlichen Negersprachen sind noch sehr unvollkommen durch Berichte von Missionären bekannt. 6) Die Sprache der Kaffern hat kurze, meist paroxytonirte Wörter, wenig Nasale und Gutturale. Sie soll sich bis Quiloa erstrecken. 7) Die Hottentotten haben eine eigenthümliche, arme, aber schwer auszusprechende Sprache.

X. Amerikanische Sprachen. Sie hat das Schicksal der afrikanischen Sprachen in einem noch höheren Grade getroffen. In Nordamerika sind die einheimischen Sprachen fast ganz erloschen und durch die erobernd einwandernden Europäer verdrängt, was hinlänglich bekannt ist. Ueber historische Verbindungen Amerikas mit Asien vor der Zeit

Columbus schweigt natürlich die Geschichte ganz. Die einzige Auskunft könnten hier noch die Sprachen geben, doch hat sich bis jetzt daraus noch nichts Erhebliches ergeben wollen. Der Gedanke, daß die amerikanischen Sprachen Aehnlichkeit mit dem Hebräischen hätten, geht von unwissenden Missionären aus, die aus dogmatischen Gründen gern das Hebräische in Amerika wieder gefunden hätten, wie im mexikanischen Thurme eine Copie des babylonischen. Andere suchten verständiger hindostanische, chinesische, malaiische Elemente. Doch, wie gesagt, dies bedarf Alles noch besonderer Untersuchungen. 1) Die Sprachen von Südamerika sind fast ganz unbekannt, wie die der Pescheräs, Patagonier. 2) Die chilischen Sprachen zerfallen in mehrere Dialekte. Das eigentliche Chilische oder Araukanische hat sich ziemlich rein erhalten, und für Poesie, Rhetorik und wissenschaftlichen Ausdruck ausgebildet. Durch spanischen Einfluß hat sich daneben eine Mischsprache, die spanisch-chilische gebildet. 3) Die Sprachen der Peruaner, deren man 40 zählt, sind zum Theil nicht ganz uncultivirt und durch Poesie gehoben. 4) Brasilianische Sprachen zählt man fast 100. Unter ihnen sind die der Guaranier ziemlich cultivirt und in ihrer Structur der chinesischen nicht unähnlich. 5) Sprachen von Colombia, an 70, wozu die Dialekte der Caraiben gehören, sind ziemlich ungebildet. 6) Die von Guatemala, unter denen die Sprache der Bewohner von Yukatan als eine reiche und biegsame Sprache bekannt ist. 7) Mexicanische Sprachen, 17 an der Zahl, waren früh ausgebildet. Das eigentlich Mexicanische hat, wie das Volk, ziemlich die erste Stelle, und es ist durch Vergleichung der benachbarten Dialekte der Einfluß nicht zu verkennen, den dieses auf jene ausgeübt hat. Hier findet sich das enge Zusammenhalten des ganzen Satzes in einer möglichst zusammen ausgesprochenen Form. Verwandt damit sind Dialekte auf dem Mittelplateau von Nordamerika, von denen wir den der Tarahumara-Indianer nennen. Von minderem Belang sind 8) die missuri-colombischen Sprachen. Dagegen reich und ausgebildet sind 9) die Sprache der Irokesen, die Mohawksprache und die der Huronen. 10) Die Sprachen an der Westküste von Amerika wurden auf 30 angeschlagen, von denen die der Bewohner um St. Barbara Auszeichnung verdient, und hinsichtlich der Reinheit und consequent durchgeführten Unvermischtheit das Koluschische. 11) Die Sprachen des nördlichen Nordamerika führen den gemeinsamen Namen Karalit. Dahin gehören die Sprachen der Eskimos, die unter einander entschieden verwandt sind. Zu ihnen im engeren Sinne gehören auch die Grönländer. Bei ihnen findet sich die massenhafte Einverleibung des Polysynthetismus wie im Mexicanischen. Verschieden davon sind die Sprachen der Aleuten und der amerikanischen Tschuktschen. — Ehemals zählte man nach dem Völkerkatalog der Genesis 72 Sprachen. Jetzt veranschlagt man ihre Zahl, die vorzüglichsten Dialekte mitgerechnet, in Asien auf 937, in Europa auf 587, in Afrika auf 226, in Amerika auf 1264, d. i. 3014 Sprachen.

Sprachgebrauch umfaßt die besonderen Weisen, wie man das Gemeingut einer Sprache speciell anwendet, und beruht daher theils namentlich darauf, was bei der Entwickelung der Sprache unter den möglichen Fällen allein in Gebrauch geblieben ist, theils darauf, daß das stete Individualisiren Besonderheiten für besondere Sphären geltend macht. Man unterscheidet den gemeinen Sprachgebrauch, welcher sich in der Conversation vorfindet, von dem wissenschaftlichen, der dadurch entsteht, daß man Wörter, die in ihrer gewöhnlichen Bedeutung zu unbestimmt und nicht bezeichnend genug sind, in anderer tieferer Bedeutung gebraucht. Der Sprachgebrauch ändert sich mit der Zeit und Vieles kommt in der Sprache außer Gebrauch, was früher gefiel, Anderes dagegen wird neu aufgefunden.

Sprachlehre (allgemeine und vergleichende). Beide sind nicht identisch und doch erst dann auf ihrem Gipfel angelangt, wenn sich beide so ausgleichen, daß sie sich nicht mehr als fremd oder gar ausschließend gegenüber stehen. Deshalb dürfen beide auch nie getrennt werden. Die Ausbildung der allgemeinen Grammatik ging von der richtigen Betrachtung aus, daß, wie alle Sprachen dem menschlichen Geiste entsprossen sind, so auch alle der Gesetzmäßigkeit des Wirkens folgen müssen. Letztere rein aufzufassen und höchstens noch aus der Verendlichung der Idee der Sprache zu belegen, ward die Aufgabe der allgem.

Sprachl., die mithin die allgemeinen Bestimmungen angeben sollte, welche auf alle Sprachen Anwendung erleiden müssen. Sie erhebt sich mithin über die empirischen Grundlagen und hat im Philosophischen ihr eigentliches Gebiet. Daher auch der Name philosophische Grammatik, nicht zu verwechseln mit der Philosophie der Sprache. Indem nun mit Verweisung alles Besonderen in die besonderen Grammatiken nur das Allgemeine hier erörtert werden sollte, so blieb der philos. Sprachl. über, die Grundelemente aller Sprachen zu eruiren, das Dasein der grammatischen Formen aus der Nothwendigkeit des Denkens abzuleiten und die Verbindung derselben zu Sätzen und Satzreihen logisch zu begründen. Sie hat ferner die Formen der Rede nicht nur aufzuzählen, sondern auch das Wesen und die Bedeutung derselben darzustellen, die Grundsätze der Wortfügung zu geben, indem sie das nothwendige Abhängigkeitsverhältniß einzelner Redetheile von einander darthut und dann die Verbindung derselben zu ganzen Sätzen und Satzreihen nach allen logisch-möglichen Beziehungen durchgeht. Das klingt nun auf dem Papiere wunderschön! doch wie verhält sich dazu das Jammerbild von allgemeiner Sprachlehre, das man häufig genug a priori mit Verachtung aller empirischen Grundlagen durch reine philos. Analysis gewonnen hat? Gott sei Dank, daß er den Menschengeist reicher schuf, als ihn diese Art der allgemeinen Grammatik darstellt! Zuvörderst ist es als Anmaßung der philos. Wissenschaften abzuweisen, wenn sie glauben, aller empirischen Grundlagen entbehren zu dürfen und die wirklich ausgeprägten Formen als etwas betrachten zu können, das nur beispielsweise bestätigend beiherspielt. Es ist eine Anmaßung, sagen wir, und ein schnöder Undank dazu, da jene Speculationen sämmtlich von empirischen Grundlagen factisch ausgehen und zunächst sich immer an die bekannteren Sprachen, das Griechische, Lateinische, Deutsche, Slawische mit wenigen Streifzügen ins Hebräische oder Chinesische anschlossen. Man fand in jenen, wohlverstanden stammverwandten Sprachen Gleichheiten, und diese begründeten den Schluß auf das Allgemeine. Kann es wohl Jemanden beikommen, eine allgemeine Physiologie a priori construiren, oder aus der angenommen nur bekannten Natur der Säugethiere ableiten zu wollen? Glaubt man, daß der Menschengeist minder reichhaltig, minder ergiebig an unendlicher Formation ist? So wenig Jemand den Erdball überschauen kann, könnte er alle Berge der Erde auf einander thürmen und sich noch einmal so hoch als diese in die Luft erheben, ebenso wenig kann man die Welt von Sprachen überblicken, wenn man sie auch wirklich vom Standpunkte des ausgebildetsten Stammes, des sanskritischen, ansieht. Oft liegt die Widerlegung der aufgestellten Theorien sehr nahe, wie z. B. die Casustheorie, die immer auf die 6 Casus des Lateinischen gebaut wird, aber schon durch den Locativ in domi, Romae (= Roma-i), Tusculi umgestoßen wird und sich durch Vergleichung des Sanskrit als ganz unhaltbar beweist, des gänzlich verschiedenen Verhältnisses in den semit. Sprachen gar nicht zu gedenken; oder die Modustheorie, die schon im Semitischen keine Anwendung mehr erleidet; oder die Satztheorie, zu der die einsylbigen und amerikanischen Sprachen nicht passen. Wollen wir also den Himmel über uns nicht mit dem Aether des Universums verwechseln, so können wir in Wahrheit erst dann zu einer allgemeinen Grammatik gelangen, wenn alle Sprachen bekannt, historisch verfolgt und ihrem inneren Organismus nach erfaßt sein werden: eine ungeheuere Aufgabe, die das so nahe gewähnte Ziel unendlich weit hinausschiebt. Die Ausrede, daß die allgemeine Sprachlehre sich nicht anmaße, zu bestimmen, was allen Sprachen gemein sein müsse, sondern nur darthun wolle, was allen gemein sein sollte, ist eine schale Ausflucht, die nicht weniger das Individuelle mit dem Allgemeinen verwechselt. Nothwendige Grundlage für die allgem. Sprachlehre bleibt mithin die vergleichende. Sie geht durchaus von der Empirie aus, scheidet das Stammverwandte vom Stammverschiedenen, verfolgt, wie die einzelne Sprache, so die Familien stammverwandter Sprachen historisch, stellt die vorhandenen Bildungen einander gegenüber, abstrahirt daraus die übereinkommenden Erscheinungen und strebt danach, die ursprüngliche Einheit, die der ganzen Familie zum Grunde liegen muß, durch grammatische Analysis zu gewinnen. Das Besondere ist ihr ein Schößling aus einer gemeinsamen Wurzel, die besondere Sprache ein Abkömmling einer Urstammsprache. Soll indeß das Ergebniß

dieser Studien nicht zu einem todten und wenn auch noch so nützlichen Aggregat sprachlicher Erscheinungen werden, so muß die vergleichende Grammatik danach streben, den inneren Organismus des Sprachstammes zu durchdringen, das historisch Gegebene auf seine inneren, nothwendigen Gesetze zurückzuführen, d. h. sie muß das historisch Vorliegende zum Gegenstand der Speculation machen und aus seinen inneren Gründen erklären. Es kann daher die vergleichende Grammatik nie der sogenannten philosophischen entbehren, so wenig, wie diese jener. Die Ausgleichung beider wird die höchste Spitze beider sein müssen. Die Grammatik der besonderen Sprache wird sich nothwendig hierzu verhalten, wie das Besondere zum relativ Allgemeinen, und die Forderungen für die vergleichende Grammatik kehren hier in der Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere wieder. Eine höhere Stufe der vergleichenden Grammatik wäre die Zusammenstellung stammverschiedener Sprachen, um daraus eine höhere Einheit zu abstrahiren. Im wissenschaftlichen Sinne konnte dies noch nicht durchgeführt werden. Den ersten Versuch zu einer allgemeinen Grammatik machte der Engländer Jam. **Harris** (s. d.) in seinem „Hermes oder philosophische Untersuchung über die allgemeine Grammatik"; ihm folgten J. Sev. Vater mit seinem „Versuch einer allgemeinen Sprachlehre" (Halle 1801) und dem „Lehrbuch einer allgemeinen Grammatik" (Halle 1806); Bernhardi mit seiner „Allgemeinen Sprachlehre" (2 Bde., Berl. 1801—3) und den „Anfangsgründen der Sprachwissenschaft" (Berl. 1805); Sylv. de Sacy mit „Principes de la grammaire générale" (Par. 1803; deutsch von Vater, Halle 1804); ferner gehören hierher Faber's „Synglosse oder Grundsätze der Sprachforschung" (Karlsr. 1826) nebst deren „Rechtfertigung" (Karlsr. 1828); de Montlivault's „Grammaire générale et philosophique" (Par. 1829); K. Hoffmeister's „Erörterung der Grundsätze der Sprachlehre" (2 Bde., Essen 1830), sowie die Untersuchungen von **Reinbeck** (s. d.), W. v. **Humboldt** (s. d.), **Schmitthenner** (s. d.) und K. Ferd. **Becker** (s. d.). Die vergleichende Sprachlehre bearbeiteten besonders Adelung im „Mithridates", W. v. Humboldt „Ueber das vergleichende Sprachstudium" (Berl. 1822) und „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues" (Berl. 1836), Murray „History of the european languages" (2 Bde., Edinb. 1823; deutsch von Wagner, 2 Bde., Lpz. 1825), Bopp „Vergleichende Grammatik" (3 Bde., Berl. 1833—37). Vgl. Michelsen „Philosophie der Grammatik" (Berl. 1843 fg.), Bindseil „Zur allgemeinen vergleichenden Sprachlehre" (Hamb. 1838) und Wocher „Allgemeine Phonologie oder natürliche Grammatik der menschlichen Sprache" (Stuttg. 1844).

Sprachreinigung heißt die Ausscheidung fremdartiger Beimischungen aus der Sprache, und das Streben, diese durch einheimische Elemente zu ersetzen. (S. **Purismus**.) Dieses Streben muß aber mit der größten Vorsicht gepaart sein, denn das Fremdartige kann, wenn es vor der Entstehung der eigentlichen Schriftsprache eingeführt wurde, nur zur wahren Bereicherung dienen, da es in dem Munde des Volkes bald alle Zeichen fremder Herkunft verloren und in Bau, Klang und Endung sich den schon vorhandenen Endungen und Bildungen völlig assimilirt hat. So sind z. B. die Ausdrücke Fenster, Pforte, Nase, Wein u. s. w. römischen Ursprungs, aber seit frühester Zeit eingebürgert, haben sich dieselben mit den Urstoffen der Sprache verbrüdert und gleiche Rechte mit diesen erworben, so daß es mehr als lächerlich sein würde, statt „Nase", wie einige Deutschthümler wollten, „Gesichtserker" zu gebrauchen. Andererseits sind in viele lebende Sprachen eine Anzahl von wissenschaftlichen und technischen Bezeichnungen aufgenommen worden, die, mit einheimischen vertauscht, häufig unverständlich und nicht erschöpfend sind oder gar erst umschrieben werden müssen. Nur bei einigen ist der entsprechende deutsche Ausdruck erschöpfend genug, wie „Zeitwort" statt „Verbum", „Fall" statt „Casus" u. s. w. Dagegen ist die Sprachreinigung vollkommen an ihrem Orte, wenn aus bloßer Nachlässigkeit oder Bequemlichkeit, oder aus einer übertriebenen und fehlerhaften Neigung zur Ausländerei ohne alle Nöthigung Fremdwörter eingeschwärzt werden, vielleicht gar mit der Einbildung, daß man so sich zierlicher und edler ausdrücke. Einen solchen Kampf hatte namentlich die deutsche Sprache seit dem Anfange des 17. Jahrh. zu bestehen, als der Verkehr mit den Franzosen zunahm und

der Deutsche die größere Feinheit und Gewandtheit derselben auch durch Nachäffung ihrer Sprache sich anzueignen und dadurch gleichsam zum gebildeten Weltmann sich zu stempeln suchte. Gegen dieses Unwesen lehnte sich schon Mart. Opitz (s. d.) in seinem Buche „Von der deutschen Poeterei" auf, dem sich später Phil. v. Zesen (s. d.) anschloß, theils durch seine Schrift „Rosenmond", theils durch Stiftung eines besondern Vereins, der unter dem Namen der „Deutschgesinnten Genossenschaft" von 1643 bis zum Beginn des 18. Jahrh. in Hamburg bestand. Eine ähnliche Tendenz hatte die „Fruchtbringende Gesellschaft" zu Weimar seit 1617, der „Blumenorden an der Pegnitz" zu Nürnberg seit 1644, der „Schwanenorden an der Elbe" seit 1660 und die „Deutsche Gesellschaft" zu Leipzig seit 1696. Erfolgreicher aber als diese Verbindungen wirkten einzelne für die Sache begeisterte Männer, besonders Leibnitz (s. d.), der, obgleich er nur selten in deutscher Sprache schrieb, dennoch dieselbe in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache" als die geeignetste für die Darstellungen einer wahren Philosophie erklärte. Die Wahrheit dieser Behauptung bewährte sich bald in den rechtswissenschaftlichen und philosophischen Werken des Christ. Thomasius (s. d.) und Christ. v. Wolf (s. d.). In der folgenden Zeit erwarben sich Klopstock (s. d.), besonders aber J. H. Voß (s. d.) durch seine Uebersetzungen große Verdienste um allseitige Sprachbereicherung, und seit der Befreiung von der französischen Herrschaft bis auf die Gegenwart sah man das Ausländische auch in der Sprache zurückgedrängt. Insbesondere aber sind durch lexikalische, grammatische und ähnliche Arbeiten Adelung (s. d.), Campe (s. d.), Heynatz (s. d.) durch den „Versuch eines deutschen Antibarbarus" (2 Bde., Berl. 1797); ferner Fr. Ludw. Jahn (s. d.), K. W. Kolbe (s. d.), Th. Heinsius durch sein „Volksthümliches Wörterbuch der deutschen Sprache" (4 Bde., Lpz. 1818—22), Joh. Chr. Aug. und K. Wilh. Ludw. Heyse (s. d.), Jak. Ludw. und Wilh. Karl Grimm (s. d.), Graff (s. d.) und viele Andere, Manche auch mit Uebertreibung, wie Wolke (s. d.), für die Sprachreinigung thätig gewesen.

Sprachrohr ist ein Werkzeug, wodurch Gesprochenes viel weiter als gewöhnlich, zuweilen über eine Stunde weit gehört werden kann. Die zweckmäßigste Form für ein solches Sprachrohr scheint die eines abgestumpften Kegels zu sein. Es pflegt an seinem engern Ende ein Mundstück, am weitern einen trompetenförmigen Fortsatz, ein sogenanntes Schallstück zu haben, durch welches letztere die Schallfortpflanzung bedeutend vermehrt wird. Man verfertigt ein solches Instrument gewöhnlich aus Weißblech, seltener aus Kupferblech an, doch kann auch Pappe dazu genommen werden. Wesentlichen Einfluß auf die Verbreitung des Schalls hat die Länge, je größer das Rohr ist, desto wirksamer ist das Instrument. In England hat man Sprachrohre bis zu 24 F. lang verfertigt; die auf Schiffen gebräuchlichen haben gewöhnlich 4 — 6 F. Länge, während der Durchmesser an beiden Enden 2 Zoll und 6 — 10 Zoll beträgt. Die größte Entfernung, bis zu welcher eine starke Mannsstimme sich mittels eines Sprachrohrs von 18—24 F. Länge vernehmlich machen kann, beträgt schwerlich mehr als 18,000 F.; die bequeme Rufweite eines 4—6 F. langen beträgt höchstens 5—6000 F. Der Erfinder des Sprachrohrs ist nach Einigen Ath. Kircher 1650, nach Andern der engl. Ritter Sir Sam. Morland, welcher im Jahre 1670 die ersten Sprachrohre aus Glas, später aus Kupfer verfertigen ließ und damit zahlreiche Versuche anstellte. Die Theorie des Sprachrohrs entdeckte Lambert (s. d.).

Sprachstudium heißt im Allgemeinen das sich Beschäftigen mit einer oder mehreren Sprachen. Es können dabei zwei nicht zu verwechselnde Gesichtspunkte genommen werden: Dem Einen ist es Zweck, eine fremde Sprache oder auch die Muttersprache zu können, um sich geläufig in ihr, mündlich wie schriftlich, auszudrücken und literarische Erzeugnisse zu verstehen. Dies ist ein rein praktisches Interesse. In diesem Sinne wird das Lateinische, Französische, Englische von der Mehrzahl erlernt und vom Griechischen heißt es schon: graeca sunt, non leguntur. Ihm gegenüber steht der zweite Gesichtspunkt: ein wesentlich theoretischer. Auch er hat eine praktische Seite, in sofern das philologische Forschen dazu dient, die literarischen Erzeugnisse eines Volkes aufzuschließen, sie selbst zu

säubern und aus ihnen den Geist und das Leben der Nation zu schöpfen. Diese bereits höhere (philologische) Stufe der Sprachstudien ordnet dieselben aber immer noch individuellen Zwecken unter, und die sogenannten Realphilologen können sie nur als lästige Nothwendigkeit betrachten. Aber jede Wissenschaft soll, wenn sie Wissenschaft heißen will, ihren Zweck in sich selbst haben. Die Sprachwissenschaft ist erst in den letzten Decennien dahin erhoben, daß als ihr Zweck das Kennen der Sprache angesehen wird, d. h. das Kennen der Sprache überhaupt, dann der Einzelnsprachen nach ihrer philosophischen, philologischen und historischen Begründung, die Einsicht in die Gesetze ihres Baues und der Verwendung ihres Materials zur Gedankendarstellung und Verknüpfung, die Kenntniß ihrer Mittel und der Art und Weise, wie sie der Idee der Sprache nachzukommen suchen, ihrer Physiognomie und ihres Geistes, ihrer Geschichte, ihrer ethnographischen und verwandtschaftlichen Beziehungen zu andern u. a. m. Dieser Standpunkt konnte erst in Folge vieler verschiedener Richtungen gewonnen werden, überhaupt erst Resultat sein einer erweiterten Sprachkunde. Diese gewinnt erst mit dem 16. Jahrh. eine weitere Sphäre, als die erweiterte Schifffahrt nie geahnte Sprachen kennen lehrte. Man fing nun an, Wörterverzeichnisse zu sammeln, wie der Thesaurus polyglottus von Megiser 1603, oder das Vater Unser in viele Sprachen übersetzt zusammenzustellen, worin Hervas in seiner „Idea dell' universo" (1778 ff.) das Meiste leistete, indem er 307 Uebersetzungen und 63 Wörter in 154 Sprachen zusammenstellte. Durch Unterstützungen der Kaiserin Katharina kam das Werk von Pallas „Slowar s. linguarum totius orbis vocabularia comparativa" (1787—1789, 2 Bde.) zu Stande. Vor Allem aber förderte Adelung's von Vater fortgesetzter „Mithridates" die neugewonnene Richtung, ein Werk, welches, wenn gleich gegenwärtig kaum die ersten Bedürfnisse befriedigend, dennoch der Haupthebel blieb und durch Balbi's „l'Atlas ethnographique du globe" (1826), Kennedy „Researches into the origin and affinity of the principal languages of Asia and Europa" (1828), v. Klaproth „Asia polyglotta" nicht überflüssig wurde. Die immer mehr sich aufschließenden Schätze des indischen Alterthums, das Bekanntwerden des Zend, die wissenschaftlichen Bearbeitungen des Sanskrit, Chinesischen, die rückwirkend auf andere Sprachen, wie die Semitischen durch Ewald, Einfluß gewannen, die Forschungen Grimm's auf deutschem Grund und Boden und tausend Anderes, verwickelten endlich den wissenschaftlichen Standpunkt, den wir hier und in den vorausgehenden Artikeln bezeichneten. Ob diese Richtung könne Philologie genannt werden, ist eine leicht zu beantwortende Frage. Nur wolle man diese universelleren Studien nicht mit dem verwechseln, was sich in einem äußerst beschränkten Kreise nicht ohne Ostentation ausschließlich Philologie nennt.

Sprechvereine, s. Redeübungen.

Spree, Fluß in der preuß. Provinz Brandenburg, entspringt aus mehreren Quellen in dem lausitzer Gebirge an der Grenze Böhmens, die sich bei Taubenheim vereinigen, fließt bis unterhalb Cottbus in nördlicher, dann in nordwestlicher Richtung, meist in wiesiger oder morastiger Niederung durch waldige Gegenden, bildet das große Bruch, Spreewald genannt, mehrere Seen, wie den Prahm-, Schwielung-, großen Müggel- und Strahlauer-See, durchfließt Berlin und fällt bei Spandau in die Havel. Die Spree ist $21\frac{1}{2}$ Meile weit schiffbar und durch den Friedrich-Wilhelms-Canal mit der Oder verbunden.

Spreewald heißt eine Niederung, welche in der preuß. Niederlausitz in den Kreisen Cottbus, Lübben und besonders Kalau des preuß. Regierungsbezirks Frankfurt a. d. Oder liegt, 6 Meilen lang und $1\frac{1}{2}$ Meilen breit ist, und von der Spree vielarmig durchschnitten, bei hohem Wasserstande fast ganz überschwemmt wird. Er theilt sich in den obern und untern Spreewald und enthält außer 7 Dörfern viele einzelne Colonien, bedeutende Holzungen und zahlreiche Wiesen, Hutungen und Aecker. Ein Theil des sumpfigen Bodens ist durch Canäle entwässert und in Felder und Wiesen verwandelt, der andere mit Holz bestandene Theil im Sommer nur auf Kähnen, im Winter auf dem Eise zugänglich. Die meist wendischen Einwohner treiben, außer beträchtlicher Viehzucht und Fischerei, auch starken Gemüsebau an Zwiebeln, Meerrettig, Gurken u. s. w., die nach Berlin und Dresden

verfahren werden. Der größte Theil des Spreewaldes gehört zur Standesherrschaft Lübbenau, welche die ältere Linie der Grafen zu Lynar besitzt. Vgl. Franz „Der Spreewald in physikalischer und statistischer Hinsicht" (Görlitz 1800).

Spremberg, 1) Kreis im preußischen Regierungsbezirk Frankfurt, $6^1/_2$ Quadratmeilen groß, mit 12,000 Einw. 2) Kreisstadt darin, auf einer Spreeinsel, mit 4000 Tuch- und Leineweberei treibenden Einwohnern, hat ein königliches Schloß, auf dem bis 1731 Heinrich, der letzte Herzog von Merseburg, residirte, und eine unter dem Namen Amalienschule bekannte Töchterschule, eine Stiftung für Fräuleins aus der Familie von Löben.

Sprengel, Karl, Professor der Landwirthschaft und Generalsecretär der pommerschen ökonomischen Gesellschaft, geb. 1787 zu Schillerslage bei Hannover, besuchte das Thaer'sche Institut zu Celle und zu Möglin und war seit 1808 als Oekonomieconsulent großer Gutsbesitzer in Sachsen und Schlesien angestellt. Im Jahre 1817 bereiste er Deutschland, die Niederlande, Frankreich und die Schweiz, errichtete 1819 eine Flachsfabrik und erfand mehrere Maschinen für dieselbe. Von 1821—24 studirte er in Göttingen Naturwissenschaften und habilitirte sich darauf daselbst als Privatdocent der Oekonomie und Chemie. Im Jahre 1831 folgte er dem Rufe als Professor der Landwirthschaft an das Karolinum zu Braunschweig und 1839 als Generalsecretär der ökonomischen Gesellschaft in Pommern, wo er zu Regenwalde seinen Aufenthalt genommen und eine höhere landwirthschaftliche Lehranstalt, die er selbst leitet, eine Ackerwerkzeugfabrik und andere ähnliche Anstalten gegründet. S. hat viel für die Praxis der Landwirthschaftswissenschaft gewirkt, besonders der Bodenkunde und Düngerlehre eine bedeutende Erweiterung gegeben. Noch vor Liebig (s. d.) wendete er die Lehren der Chemie in fruchtbringender Weise auf den Ackerbau an, auch ist er, da er mit reichen agricultur-chemischen Kenntnissen auch solide Kenntnisse von der Praxis der Landwirthschaft verbindet, als Agriculturchemiker weit bedeutender und einflußreicher als Liebig. Außerdem hat sich S. noch verdient gemacht durch Erfindung mehrerer landwirthschaftlicher Maschinen und Ackergeräthe und als landwirthschaftlicher Schriftsteller. Seine vorzüglichsten Schriften sind „Chemie für Landwirthe" (Braunschw. 1831—32); „Die Lehre vom Boden" (2. Aufl., Lpz. 1844); „Die Lehre vom Dünger" (2. Aufl., Lpz. 1845) und „Die Lehre von den Urbarmachungen" (2 Aufl., Lpz. 1845). Seit 1840 giebt er die „Allgemeine landwirthschaftliche Monatsschrift" (Köslin 1840—44 und Berl. 1844 fg.) heraus.

Sprengel, Kurt, wurde am 3. Aug. 1766 zu Boldekow bei Anclam geboren, woselbst sein Vater, der ihn selbst zu den Universitätsstudien vorbereitete, Prediger war. Im J. 1784 ging er nach Halle, um dort Theologie und Medicin zu studiren, gab aber bald das erstere Studium auf, um sich ganz dem letzteren zu widmen. Schon 1787 promovirte er und schrieb bei dieser Gelegenheit „Rudimenta nosologiae dynamicae". Da er die classischen Schriften des Alterthums von Jugend auf liebgewonnen und selbst in den Sprachen des Orients sich nicht unbedeutende Kenntnisse erworben hatte, so war es besonders der geschichtliche Theil der Medicin, dessen Studium er sich ernstlich und vorzugsweise zuwandte, und so trat er bald nach seiner Promotion als Docent derselben an der Universität zu Halle auf, ward 1789 außerordentlicher und 1795 ordentlicher Professor, als welcher er neben den fortgesetzten Vorträgen über Geschichte der Medicin auch dergleichen über Pathologie und Semiotik hielt. 1797 erhielt er neben der Professur der Medicin auch die der Botanik, mit welcher er sich schon von Jugend auf eifrig beschäftigt hatte, und welche er seit 1817 neben der Geschichte der Medicin unausgesetzt allein vortrug. Im J. 1803 erhielt Sprengel einen Ruf nach Marburg, an Baldinger's Stelle, 1809 nach Dorpat und 1812 nach Berlin nach Wildenow's Tode, lehnte aber jeden derselben ab und zog es vor, in Halle zu bleiben. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit verbreitete sich bald fast über ganz Europa; an 70 gelehrte Gesellschaften und Akademien sandten ihm ihre Diplome, mehrere Monarchen ihre Orden; Auszeichnungen, für welche er keineswegs unempfindlich war. Ein angeborner Frohsinn ließ ihn selbst drückende Verhältnisse besiegen, und rastlos forschte er

gleich emsig in Büchern aller Zeiten und Nationen, wie in dem großen Buche der Natur, das er nie ohne innere Rührung vor sich aufgeschlagen sehen konnte. Sein „Handbuch der Pathologie", seine „Institutiones medicae", seine Herausgabe des Linné'schen „Systema vegetabilium", die Uebersetzung des „Theophrast", die „Apologie des Hippokrates", seine „Geschichte der Botanik und Chirurgie", vor Allem aber sein classischer Versuch einer „Pragmatischen Geschichte der Arzneikunde", welche er 1792 zuerst herausgab, und welche 1821—28 die dritte Auflage in 5 Bänden erlebte, sicherten ihm einen dauernden Ruhm bei der Nachwelt, den er noch im späten Alter durch die Herausgabe des „Dioskorides" zu krönen wußte. Die Kraft des rüstigen Greises ward durch den Tod seines ältesten Sohnes Wilhelm (Professor der Chirurgie zu Greifswald) im J. 1828 gebrochen. Ein unglücklicher Fall streckte ihn längere Zeit aufs Krankenlager und wiederholte apoplektische Anfälle endeten am 15. März 1833 das Leben einer der größten Zierden der Universität wie der Wissenschaft.

Sprengen heißt feste Massen durch Gewalt der Luft zertheilen. Gewöhnlich sprengt man im Kriege Festungswerke, wenn sie auf andere Weise nicht zu zerstören sind. Man gräbt Minen unter der Erde, füllt diese mit Pulver und schlägt ringsherum feste Erde darüber. Durch ein bis zum Pulver führendes Loch, das ebenfalls mit Pulver gefüllt ist, wird dasselbe durch die Zündwurst entzündet, worauf das Pulver, da es in einem Augenblicke einen viel tausendmal größern Luftkörper entwickelt, als es selbst ist, mit einer furchtbaren Gewalt alles über sich Befindliche auseinander streut. In Bergwerken werden die festen Massen auf dieselbe Weise zertheilt. Auch ist es sonst gewöhnlich, in Steinbrüchen die Steinmassen durch hineingeschlagene Löcher, die man mit Pulver füllt, dann fest verstopft, bis auf ein kleines Loch, wodurch man das eingeschlossene Pulver entzündet, auseinander zu reißen.

Sprengwerk ist ein Zimmerverband, dessen man sich zum Ueberspannen von leeren Räumen bedient, welche weiter sind, als daß man sie mit einem einfachen Balken überlegen könnte, weil dieser sich in der Mitte durch sein eigenes Gewicht krümmen würde. Sie haben mit dem Hängewerke (s. d.) gleichen Zweck, nur mit dem Unterschiede, daß dieses den Balken von oben in der Mitte oder in mehreren Punkten hält, während beim Sprengwerke diese Unterstützung von unten her stattfindet, indem schräge Stützen von den fest zu legenden Punkten nach andern Punkten hingezogen werden, welche nicht ausweichen können.

Springbrunnen oder Fontainen werden die entweder durch die Natur oder durch Kunst bewirkten Vorrichtungen genannt, durch welche das Wasser, oder auch jeder andere tropfbar flüssige Körper, mit Ueberwindung seiner Schwere und des atmosphärischen Druckes in die Höhe getrieben wird, so daß es aus einer Oeffnung frei in einem Strahle emporsteigt. Es ist nämlich ein bekanntes Gesetz der Lehre vom Gleichgewichte tropfbar flüssiger Körper, daß das Wasser in Folge des lothrechten Druckes, welchen dasselbe ausübt, in zwei mit einander in Verbindung stehenden Röhren gleich hoch steigt. Denkt man sich also eine Röhre in Form eines U gebogen und mit Wasser gefüllt, so steht dasselbe in beiden Schenkeln in gleichem Niveau. Wird nun der eine Schenkel dieser Röhre plötzlich verkürzt oder abgeschnitten, so muß das Wasser aus demselben nach dem eben erwähnten Gesetze in Folge des Druckes, welchen die Wassersäule im andern Schenkel ausübt, zu derselben Höhe steigen, d. h. in die Höhe springen. Dadurch erklärt sich die Erscheinung des Springbrunnens. Doch erreicht der springende Wasserstrahl nie völlig die Höhe, von welcher er herabgefallen ist, was theils durch den Widerstand der Luft, theils durch die Adhäsion des Wassers an die Wände, theils durch den Gegendruck der herabfallenden Wassertropfen bewirkt wird. Bei allen Arten von Springbrunnen nun wird die Kraft, welche das Wasser in die Höhe treibt, entweder durch den Druck einer stets wieder ersetzten Wassersäule in einem verschlossenen Canale, bei welchem indeß nicht die Länge, sondern nur die lothrechte Höhe in Rechnung kommt, oder durch einen pressenden Kolben, wie bei den Feuerspritzen (s. d.), oder durch die Elasticität der zusammengepreßten Luft, wie beim Heronsball und Heronsbrunnen (s. d.), bei den natürlichen heißen Spring-

brunnen endlich durch die Gewalt der Dämpfe erzeugt. Ueberhaupt kommt aber bei jedem Springbrunnen Dreierlei in Betracht, nämlich 1) der Behälter, in dem sich das Wasser befindet, und aus welchem es abgeleitet wird; 2) die Leitungsröhren, durch welche das Wasser bis zum Orte seiner Bestimmung gelangt, und 3) die Oeffnung, aus welcher das Wasser emporspringt. Der Behälter muß bei solchen Springbrunnen, wo die Sprungkraft durch den Wasserdruck hervorgebracht wird, höher gelegen sein, als der Ort, wo das Wasser in die Höhe springt, damit oben eine drückende Wassersäule vorhanden sei. Hinsichtlich der Oeffnung aber ist zu bemerken, daß ein kegelförmiger Aufsatz einen größern Aufwand giebt, als ein cylindrischer; den größtmöglichen Aufwand aber erhält man, wenn man zwei entgegengesetzte Kegelstücke zu einer Aufsatzröhre verbindet. Unter die bekanntesten Springbrunnen gehören die zu Versailles, unter Ludwig XIV. erbaut, bei welchen das Wasser durch 14 unterschlächtige Räder und eine sehr große Menge Druckwerke auf einen 500 Fuß hohen Thurm gebracht wird, und aus dem daselbst befindlichen Behälter den verschiedenen Fontainen zuströmt. Die große, 80 Fuß Sprunghöhe erreichende Fontaine auf Wilhelmshöhe bei Kassel erhält ihre Sprunghöhe durch den Fall des Wassers von dem benachbarten Berge herab. Interessanter ist die Fontaine zu Herrenhausen bei Hannover, welche ihre Steigkraft durch ganz in der Ebene liegende, vermittelst 5 unterschlächtiger Wasserräder getriebene Druckwerke erhält, und in größter Höhe über 100 Fuß erreicht. Eigentliche Springbrunnen sind auch die sogenannten artesischen Brunnen (s. d.).

Spring-Rice, Thomas, Lord Monteagle, gehört einer angesehenen, reichen, aber protestantischen Familie in Irland an, die mit dem vornehmsten Adel verschwägert ist. Durch seine Verbindungen erhielt er bald nach beendigten Studien einen Sitz im Unterhause, wo er sich den Whigs anschloß und bei dem Eintritt derselben in die Regierung im J. 1830 erhielt S. eine nicht unbedeutende Stellung in der Verwaltung. Im J. 1834 wurde er zum Staatssecretär der Colonien ernannt, verlor die Stelle aber beim Sturz der Whigregierung im November desselben Jahres wieder und wurde im Frühjahr 1835, als Lord Melbourne zum zweitenmal ein Ministerium bildete, Kanzler der Schatzkammer. Da er zu schwach war, um seinem wichtigen Amte vollkommen vorzustehen und das Ministerium Melbourne immer mehr die Nothwendigkeit einsah, sich durch kräftige Männer am Ruder zu erhalten, wurde S. der Vorschlag gemacht, seine einflußreiche Stellung aufzugeben und dagegen die Pairswürde und die Anwartschaft auf die Stelle eines Controleurs des königlichen Schatzes anzunehmen. Da diese letztere Stelle lebenslänglich und von der Regierung ganz unabhängig ist, auch der hochbetagte Inhaber derselben sich im December 1839 dazu verstand, sein Amt gegen eine angemessene Pension niederzulegen, so ging S. in diesen Vorschlag ein, wurde im Herbst 1839 unter dem Titel eines Lord Monteagle zum Pair von England erhoben und trat bald darauf auch in die ihm versprochene Stelle. Dieser Stellenhandel rief aber der Whigregierung nur noch größere Feinde hervor; S. mußte wegen seiner Ernennung zum Pair sehr bittere und beißende Spottreden hören und hat sich seitdem ganz von dem öffentlichen Leben zurückgezogen.

Springzeit, s. Ebbe und Fluth.

Spruchgroschen nennt man alle groschenförmigen Medaillen, welche mit frommen Sprüchen, aus der Bibel ꝛc., versehen sind. Vorzüglich zahlreich sind diese Spruchgroschen aus der Mitte des 17. Jahrh. vorhanden, wo namentlich der Herzog Wilhelm zu Sachsen-Weimar sie in großer Menge prägen ließ.

Sprüchwörter sind ebenso wenig für bloße Erzeugnisse des menschlichen Witzes und der Laune, als für Ergebnisse der Erfahrung und reifer Einsicht zu halten, vielmehr sind sie zu betrachten als der genaueste Abdruck der gesammten Denk- und Handlungsweise eines Volkes, als der innerste Kern der Eigenthümlichkeit einer wahrhaft gesunden jugendlichen Nation. Daher erkennt man aus den Sprüchwörtern am deutlichsten, welche Stufe der Bildung und Humanität ein Volk erreicht hat; der Spruchwitz ist eben deshalb ein immer gültiger, untrüglicher Spiegel der ganzen Natur und Geschichte eines Volkes. So mannigfaltig als das Leben selbst ist, so reich ist auch der Inhalt der Sprüchwörter. Der

Spruchwitz bietet daher bald religiöse und moralische Wahrheiten, Lehren der Weisheit und Tugend dar, indem sich hier, wenn irgendwo, das alte Sprüchwort „des Volkes Stimme ist Gottes Stimme“ deutlich bewährt; bald spricht er Bemerkungen über öffentliche und politische Verhältnisse aus, indem er sich an die Erlebnisse des Volkes anknüpft; bald erscheint er als praktische Lehre der Klugheit und verbreitet sich über alle die mannigfachen Verhältnisse des Lebens, über Erziehung vornehmlich, Freundschaft und Liebe, über die Sitten aller Stände der menschlichen Gesellschaft; kurz das Sprüchwort umfaßt in seinem unendlichen Reichthum von Wahrnehmungen und Bemerkungen alle Richtungen und Beziehungen des volksthümlichen Lebens und Denkens. Ebenso wie der Inhalt des Sprüchwortes reich ist, erscheint auch die äußere Form höchst vielgestaltig. Aber ungeachtet der Mannigfaltigkeit der Form läßt sich doch Alles auf wenige hervorstechende Züge zurückführen. Zum Charakter des Sprüchworts gehört nothwendig treffender Witz, kecke, oft übersprudelnde Laune, Klarheit und Bestimmtheit und vor Allem eindringliche, geistreiche Kürze. Ebenso ist tief im Wesen des Sprüchworts eine frische, lebendige, selbst dichterische Auffassung und Einkleidung des Gedankens begründet. Denn der menschliche Geist, indem er im Sprüchworte unmittelbar die Sprache schafft, mit dem Ausdrucke ringt, um die entsprechende, dem Gedanken angemessene Form zu gewinnen, kann seine Vorstellungen nicht anders, als in sinnlicher, bildlicher und eben deshalb dichterischer Rede ausprägen. Daher sind jene kurzen sinnreichen Sprüche, je älter sie sind, desto poetischer und frischer, und bald alliterirend, bald gereimt, wie z. B. „Borgen macht Sorgen“; „Ehestand, Wehestand“; „Wahl macht Qual“; „Trunkener Mund spricht Herzensgrund“, u. a. Die Entstehung des Sprüchwortes fällt allemal mit der Jugendzeit, mit der ersten Entwickelung eines Volkes zusammen. Je reicher das Dasein eines Volkes ist, je tiefer und ernster es alle Beziehungen des Lebens seiner Betrachtung unterwarf, einen desto größeren Reichthum von Sprüchwörtern hat es auch aufzuweisen. Daher bieten auch ausschließlich die Völker, die die Träger aller Bildung waren, den größten Schatz dieser Weisheit dar, d. h. in der alten Welt die Griechen, in der neuen Zeit die Deutschen; und zwar bildet sich der Spruchwitz vorzugsweise bei denjenigen Stämmen eines Volkes, die am ersten zu geistiger Reife und Mündigkeit gelangen, wie in Griechenland bei den Doriern und Attikern. Diesen Schatz zu bereichern, trugen in Griechenland nicht wenig die Orakel, die ältesten Dichter und Philosophen bei; man erinnere sich an die sieben Weisen und ihre bekannten Wahlsprüche; oftmals knüpfen sich die Sprüchwörter an irgend ein historisches Ereigniß, an etwas wirklich Erlebtes an, wiewohl sich nicht immer ein zuverlässiger Aufschluß gewinnen läßt, da Vieles auf Sagen beruht. Aehnliche Ursachen trugen bei den Deutschen zur Bildung einer fast unglaublichen Fülle von Sprüchwörtern bei. Die Sprüchwörter sind demnach als ein großartiges Vermächtniß der Vorzeit an die späte Nachwelt zu betrachten, welches fort und fort seine belebende Kraft äußert. Denn der Nutzen dieses Spruchwitzes ist nicht blos ein historischer, indem wir dadurch eine genaue Einsicht in das ganze Leben und Denken des Volkes, sowie eine klare Erkenntniß der gesammten Sprache und ihrer Bildung erlangen, sondern auch unmittelbar bietet uns die Spruchweisheit den reichsten Gewinn dar, indem jene Wahrheiten bei allen Vorkommnissen des Lebens sich als trefflich bewähren und eben sowohl Verstand und Einsicht schärfen, als das Gemüth erfreuen und erheben. Daher ist die Anwendbarkeit des Sprüchwortes auch jetzt noch nicht allein zulässig, sondern durchaus empfehlenswerth, nur ist bei dem Gebrauche desselben das gehörige Maß nicht zu überschreiten; das Sprüchwort muß die Rede nur würzen, nicht als Speise gebraucht werden; ebenso ist es nicht für jede Gattung der Rede gleich angemessen: am passendsten in der leichtern Darstellung, im Briefstil, in vertraulicher Rede, als Motto &c. Auch ist natürlich bei dem Gebrauche der Sprüchwörter eine umsichtige Auswahl zu treffen, da einzelne, wenn auch nicht dem Gedanken, doch der Form nach, den niederen Kreisen ausschließlich angehören. Verwandt mit dem Sprüchworte ist der Denkspruch, die Sentenz, der Apolog, die Fabel. — Höchst bedeutsam und interessant sind vollständige Sammlungen der Sprüchwörter eines Volkes; solche entstanden bei den Griechen in großer Menge, wie von

Aristophanes aus Byzanz, Didymus, Plutarch, die verloren gegangen sind; andere haben sich erhalten, wie die des Diogenianus und Zenobius, beide aus dem 2. Jahrh. n. Chr., desgleichen die Sammlungen von Michael Apostolius und seinem Sohne Arsenius, die in den letzten Jahren des griechischen Kaiserreichs verfaßt wurden. Auf diese Werke gründet sich die großartige Sammlung griechischer Sprüchwörter von Erasmus von Rotterdam, dem geistreichen und gelehrten Zeitgenossen Luther's. Um dieselbe Zeit erschien auch in Deutschland die erste Sammlung des volksthümlichen Spruchwitzes von Johann Agricola (1528, 1529 und 1548), mit trefflichen Auslegungen in körniger, echt deutscher Sprache begleitet, in der Absicht, wie er selbst in der an den Kurfürsten Johann Friedrich gerichteten Vorrede sagt, ein Nationaldenkmal deutscher Sprache und Sitte zu liefern; eine andere, nicht minder bedeutende Sammlung verfaßte Sebastian Franke (1541) mit einem Commentar in seiner gewandten, witzigen, prägnanten Weise; ferner J. W. Zinkgref (1626), Gruten u. A.; die neueste von Sailer („Die Weisheit auf der Gasse", Augsb. 1810); einzelne schätzenswerthe Beiträge bei Nopitsch („Literatur der Sprüchwörter", Nürnb. 1820).

Spulwürmer, s. Askariden.

Spurinna, Vestricius, ein als Feldherr und Dichter bekannter Römer, lebte in der Mitte des 1. Jahrh. n. Chr., als Zeitgenosse des jüngern Plinius und des Tacitus, und war einer der Anführer der Othonianischen Partei (s. Otho). In der Folge bestand er siegreiche Kämpfe gegen die Germanen am Rhein, wurde bei seiner Rückkehr nach Rom mit Auszeichnung überhäuft, zog sich aber später vom öffentlichen Leben ganz zurück. Die Alten rühmen die Anmuth seiner lyrischen Poesien, doch hat sich von ihnen nur Weniges erhalten. Kasp. Barth machte in der Sammlung der „Poetae venatici et bucolici" (Hannov. 1613) vier Oden unter S.'s Namen aus einer Marburger Handschrift bekannt, doch sind sie wohl nur zum Theil aus echten Gedichten desselben zusammengesetzt, oder gehören vielleicht einem ganz andern Verfasser an. Die neueste und beste Ausgabe aller Fragmente besitzen wir von Art unter dem Titel „Spurinnae reliquiae lyricae" (Frankf. 1840). — Spurinna hieß auch der Haruspex oder Wahrsager, der den Cäsar (s. d.) vor dem für ihn so verhängnißvollen 15. Tage des März warnte.

Spurius, s. Uneheliche Kinder.

Spurzheim, Kaspar, geb. am 31. Decbr. 1776 in Longwich bei Trier, studirte in Wien Medicin, wo er 1800 den bekannten Doctor Gall und seine Schädellehre kennen lernte. S. wurde für diese Lehre so gewonnen, daß er zeitlebens ein treuer Anhänger und Verbreiter der sogenannten Kraniologie und Kranioskopie (die Lehre und Kunst, aus dem Baue des Gehirns besondere geistige Thätigkeiten, Neigungen, Triebe, Leidenschaften, Anlagen ꝛc. zu erkennen) ward. Er machte mit Gall 1805—7 Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Holland und Frankreich, wo Gall überall Vorlesungen über seine Lehre hielt und ihn S. eifrig unterstützte. Gemeinschaftlich gaben sie in Paris Memoiren heraus, und S. verbreitete später allein auf seinen Reisen in England, Schottland und Irland das System, sowohl durch öffentliche Vorlesungen als auch durch Werke, in denen er in mehreren Punkten von Gall abweicht. Er fand viele Gegner, aber auch eifrige Anhänger. In Edinburgh bildete sich 1820 ein Verein (Phrenological society) zur Untersuchung der Gehirnlehre, der 1821 das erste Resultat drucken ließ. S. gab heraus „The physiognomical system of Dr. Gall and S." (Lond. 1815); „On insanity" (Lond. 1817); „Examinations of the objections cet." (Edinb. 1817); „A view of the elementary principles of education" (Edinb. 1821). In Paris: „Sur la folie"; ferner: „Sur la Phrénologie" und einen „Essai philosophique sur la nature morale et intellectuelle de l'homme". Im J. 1832 ging er von Paris nach Boston in Nordamerika, wo er mit seinem System großes Aufsehen machte, aber schon am 10. Novbr. 1832 starb.

Ssufismus heißt das Lehrsystem der Ssufis, einer pantheistisch mystischen Sekte des Orients, die besonders in Persien und Indien sehr zahlreich ist. Der Name Ssufi wird vom griechischen σοφός (weise), richtiger aber wohl vom arabischen Ssuf, d. i. Wolle, hergeleitet, weil die Anhänger dieser Sekte wollene Gewänder tragen. Der Ursprung der

Sekte wird von Einigen, die sich durch die Aehnlichkeit gewisser Lehren mit denen griechischer Philosophen täuschen lassen, aus Griechenland, von Andern mit demselben Recht oder Unrecht aus Indien abgeleitet. Die einzig wahre Meinung darüber ist die, daß diese Sekte, wie historische Zeugnisse bestätigen, selbständig unter den Bekennern des Islam sich entwickelte, denn schon vor und zu Muhamed's Zeit hatten die Araber so große Neigung zum religiös anschaulichen Leben, daß der Stifter des Islam, dadurch veranlaßt, das Mönchsthum ausdrücklich verbot, und dafür die Wallfahrten nach Mekka einsetzte. Dessen ungeachtet bildete sich schon im ersten Jahre der Hedschira eine Art von Brüderschaft, deren Zweck dieser war, Gütergemeinschaft einzuführen, und täglich gewisse Religionsgebräuche gewissenhaft zu vollziehen, und nach diesem Muster entstanden unter Abubekr's Leitung viele ähnliche Congregationen, von denen Muradgea d'Ohsson 32 als die berühmtesten bezeichnet. Und mußten doch auch in dem Gewirre theologischer Ansichten und bei den vielfachen Zweifeln über Religionswahrheiten fromme Gemüther vorzugsweise in der Mystik Beruhigung suchen. Daß dies im S. vom J. 200 der Hedschira geschehen, erwähnen arabische Schriftsteller, die als den Stifter dieser Sekte den Abu Ssaid Abu'l Cheir nennen. Die eigenthümlichen Elemente der Ssufi bildeten sich allmälich zu einem bestimmten Systeme aus, dessen Hauptdogmen folgende sind. Sie betrachten den Menschen als einen Ausfluß der Gottheit und bezeichnen als das eigentliche Ziel des menschlichen Strebens die Wiedervereinigung mit Gott, wozu man dadurch gelangen könne, daß man durch Gebet und anhaltende Meditation sich völlig von den äußern Eindrücken, mögen sie angenehmer oder unangenehmer Art sein, befreie und dann in einen Zustand der Ruhe gelange, worin man sich mit der Gottheit völlig identisch fühle. Alles Seiende halten sie für die Gottheit und sind deshalb Pantheisten, die auf ihrem Standpunkte Alles in der Welt, Gutes und Böses, Lebendiges und Todtes identificiren. Die Schriften, welche von dieser Sekte handeln, sind theils orientalische, theils occidentalische; die erstern, von Persern, Arabern und Türken verfaßt, findet man in Tholuck's Schrift S. 1—25 mit kurzer Angabe ihres Inhalts. Von den occidentalischen bemerken wir: die Abhandlung Graham's „Ueber die mystische Lehre der Ssufi“ (im 1. Bd. der Schriften der gelehrten Gesellschaft zu Bombai, Lond. 1819); Tholuck „Ssufismus sive theosophia Persarum pantheistica“ (Berl. 1821); Silvestre de Sacy im „Pend Nameh“; Hammer in seiner „Geschichte der schönen Redekünste Persiens“; Jones in seinen „Abhandlungen über die Geschichte und Alterthümer, die Künste, Wissenschaften und Literatur Asiens“ (I. Bd. 4. Abthl.) und d'Herbelot's „Orientalische Bibliothek“ unter dem Worte Sofi.

Staal, Marguerite Jeanne Cordia, Baronin von, geboren 1693, eine witzige und geistreiche Schriftstellerin unter der Regierung Ludwig's XIV. und seines Nachfolgers, Tochter eines Pariser Malers de Launai, dessen Verbannung aus Frankreich sie in die größte Noth versetzte, in welcher sie in das Stift St. Louis in Rouen kam. Aber weil bald nach ihrem Eintritte die Priorin dieses Stifts starb, mußte sie wieder ausscheiden, und war so dürftig, wie vorher. In diesem Zustande war sie gezwungen, einen Dienst als Kammerjungfer bei der Gemahlin des Herzogs du Maine anzunehmen. Anfangs achtete man auf sie um so weniger, als sie äußerlich ungeschickt war und an Kurzsichtigkeit litt; aber durch ein witziges Billet, welches sie bei einer Veranlassung an den berühmten Fontenelle richtete, zog sie dieses Philosophen und ihrer Herrin Aufmerksamkeit dergestalt auf sich, daß sie zu mehreren Festen, welche zu Sceaux gegeben wurden, gezogen und dazu bestimmt wurde, dieselben durch dramatische Stücke zu verherrlichen. Diese Lustspiele, von denen wir nur zwei in dem 4. Band ihrer Werke haben, zeichnen sich durch einen rasch fortschreitenden witzigen Dialog aus, während an der Anlage des Ganzen Manches zu tadeln ist. Durch diese poetischen Hervorbringungen wurde sie bald den bedeutendsten Personen des Hofes und diesem selbst bekannt und von Allen hochgeachtet. Allein nach dem Tode Ludwig's XIV. fiel sie nebst ihrer Herrin bei der für den minderjährigen Ludwig XV. eingesetzten Regentschaft in Ungnade, so daß sie mit jener 2 Jahre in der Bastille gefangen gehalten wurde; nach Verlauf dieser Zeit wieder in Freiheit gesetzt, wurde sie durch die Gunst der Prinzessin

1720 an den Baron von Staal, den Maréchal de camp und Hauptmann bei der Schweizergarde, verheirathet. Außer jenen Lustspielen hat man noch 3 Bände Memoiren von ihr, welche nach ihrem Tode, und Briefe an den Marquis von Sully und an d'Hericourt, welche erst 1806 zu Paris herausgekommen und mit gleichem Witze, gleicher Lebhaftigkeit und Freiheit geschrieben sind, als ihre Lustspiele. Sie starb 1750 am 15. Juni zu Gennevilliers in der Nähe von Paris.

Staar (Sturnus vulgaris), ein im mittlern Europa gemeiner Zugvogel aus der Familie der Rabenvögel, mit schwarzem, stark metallisch schimmerndem und mit gelblichen runden Flecken übersäetem Gefieder. Er lebt nur gesellig, fliegt und läuft mit Schnelligkeit, scheut den Menschen nicht, sondern hält sich am liebsten in der Nähe von Dörfern auf; frißt Insecten, Würmer und mancherlei Früchte; baut ein unkünstliches Nest in hohlen Bäumen, brütet zweimal im Jahre, kommt im März in Deutschland an und zieht im October davon. Er wird leicht gezähmt, ist gelehrig, lernt menschliche Laute nachahmen, empfiehlt sich aber seiner Unreinlichkeit wegen nicht als Stubenvogel. Man fängt ihn theils am Tage in sogenannten Staarheerden, grünen auf einer Wiese aufgestellten verdeckten Schlagwänden, theils des Nachts durch Rohrfänge.

Staar. Man hat den Namen Staar im gewöhnlichen Leben drei verschiedenen Krankheitszuständen des Auges beigelegt, welche weiter nichts mit einander gemein haben, als daß bei allen dreien das Sehvermögen geschwunden ist, um sie jedoch zu unterscheiden, den einen den grauen, den zweiten den schwarzen und den dritten den grünen Staar genannt, weil die hinter der Pupille gelegenen Theile diese Farbe darbieten. Unter grauem Staar, oder Cataracta, versteht man die hinter der Pupille befindliche Verdunkelung und Trübung, welche in der Linse, oder in den dieselbe umschließenden zu dem Linsensystem gehörenden Theilen ihren Sitz hat, und da diese Theile dadurch undurchsichtig werden, das Sehvermögen beschränkt oder ganz aufhebt. Ist die Linse der primäre Sitz der Trübung, so nennt man die Affection Linsenstaar (Cataracta lenticularis), ist es die umschließende Kapsel, Kapselstaar (C. capsularis). Sind Linse und Kapsel gleichzeitig afficirt, was fast immer in der Folge beim Kapselstaar geschieht, so entsteht der Kapsellinsenstaar (C. capsulo-lenticularis). In seltenen Fällen entsteht der Staar durch Trübung der Morgagnischen Feuchtigkeit allein, und dies ist der Morgagnische Staar (C. Morgagniana s. interstitialis); er geht meist in Linsenstaar über. Dies sind indessen nur die allgemeinen Namen, welche durch nähere Angabe der Beschaffenheit der erkrankten Theile näher bestimmt werden. Wird die Linse hart, so entsteht der harte Staar (C. dura, solida), verwandelt sie sich dagegen in eine weiche, breiartige Masse, der weiche Staar (C. mollis), ist diese Masse flüssig und milchartig, der Milchstaar (C. lactea), welcher meistens angeboren ist. Die Farbe der Verdunkelung verhält sich verschieden; sie ist bläulichweiß, grau, kreideweiß, schmutziggelb, grünlich, dunkelgrau, selbst schwarz. Die Verdunkelung ist bald allgemein, bald gestreift, wolkig, und nimmt zuweilen nur den Mittelpunkt ein (C. centralis). Aehnlich ist es beim Kapselstaar. Wenn ein einzelner weißer Streif in Form eines Balkens in perpendiculärer oder horizontaler Richtung über die vordere getrübte Kapselwand verläuft, so nennt man ihn Balkenstaar (C. trabecularis); ähnlich entstehen der Sternstaar (C. stellata), gefensterte Staar (C. fenestrata), baumförmige oder dendritische Staar (C. arborescens, dendritica); Pyramidenstaar (C. pyramidalis). Je nachdem die hintere oder vordere Kapselwand getrübt ist, hat man einen vorderen und hinteren Kapselstaar. Beim hülsenförmigen Staar (C. siliquata) ist die Linse mehr oder weniger verschwunden und die Kapsel eingetrocknet. Beim Balgstaar (C. cystica) hat sich die Kapsel gänzlich oder zum Theil von ihren Verbindungen gelöst, die Linse ist verflüssigt; macht der Staar dabei zitternde Bewegungen von vorn nach hinten, so wird dies Zitterstaar (C. tremula) genannt. Das Individuum, bei welchem sich der Staar zu bilden beginnt, bemerkt die Gegenstände wie in einem Nebel eingehüllt, nachdem es häufig längere Zeit Mückentanz vor den Augen beobachtet hat. Der Nebel ist anfangs dünn, verdichtet sich nach und nach immer mehr, und

ist besonders stark, wenn der Kranke helle, glänzende Gegenstände, oder bei starker Beleuchtung, geringer, wenn er dunkle Dinge, oder bei schwacher Beleuchtung betrachtet. Die Verdunkelung der Linse beginnt nämlich meistens von der Mitte aus, während die Ränder gewöhnlich noch durchsichtig bleiben, daher können die Lichtstrahlen bei erweiterter Pupille, wie sie bei schwacher oder mäßiger Beleuchtung ist, in die Tiefe des Auges gelangen, und gewölbte Brillen verbessern palliativ das Gesicht. Bei zunehmendem Uebel nehmen die Gegenstände scheinbar eine andere Farbe an, die Flamme des Kerzenlichts ist mit einem farbigen Dunstkreise umgeben. Anfangs in das Auge der Kranken gesehen, findet man kaum einen Unterschied vom normalen Zustande; allmälich trübt sich der mitlere Theil der hintern Augenkammer, die Trübung ist in der Regel weißgrau, die sonst schwarze Augenkammer zeigt einen weißen Nebel, der sich ausdehnt, so daß, wenn man anfangs einen schwarzen Rand erblickt, endlich auch dieser verschwindet und es unmöglich wird, in die hintere Augenkammer zu sehen. Die Iris hat ihre gehörige Beweglichkeit, die Farbe derselben ist nicht verändert, der schwarze Ring, welchen man am Rande der Pupille bemerkt, ist nichts als der dunkel gefärbte Saum der Iris, welcher bei reiner Pupille seiner Schwärze wegen nicht gesehen werden kann, jetzt aber, da er eine graulichte Unterlage hat, deutlich zum Vorschein kommt. Das Gesicht schwindet in dem Maße, als die Trübung zunimmt, immer mehr, selbst aber bei totaler Verdunkelung der Linse, wenn nicht Verknöcherung derselben, oder Amaurose gleichzeitig stattfindet, hat der Kranke noch einen Schimmer von Licht. Was die Ursachen des Staars betrifft, so kann er angeboren sein und in Folge erblicher Anlage entstehen, am häufigsten wird er jedoch erworben. Hierzu wirken entweder allgemeine Krankheitszustände des Körpers, Dyskrasie, besonders aber Gicht oder örtliche Krankheit des Auges, wie Entzündungen rc. Als locale äußere Momente betrachtet man Verwundungen, scharfe Dämpfe, grelles Licht, daher die Krankheit so häufig bei Schlossern, Schmieden, Bäckern und in den südlichen Gegenden. Hat sich in einem Auge der Staar aus innern Ursachen gebildet, so befällt er meistens später auch das andere; nicht so bei Einwirkung äußerer Ursachen. Die Behandlung muß zunächst die Ursachen zu entfernen suchen; da diese oft aber unbekannt, öfter allen Kunstmitteln trotzen, so läßt sich im Ganzen wenig thun, als zur Operation zu schreiten, wenn nicht Dyskrasien vorhanden sind, die jedenfalls erst zu tilgen sind, da sonst auf keinen sichern Erfolg zu rechnen ist. Soll der graue Staar aber operirt werden, so muß er reif sein, d. h. er muß sich vollständig entwickelt haben, der krankhafte Proceß, welcher ihn hervorbrachte, muß vollendet sein, da er sich sonst auf einen andern Theil des Auges werfen würde. Ehe man zur Operation schreitet, muß man die Constitution des Kranken und seines Auges in eine solche Stimmung versetzen, in welcher dem operativen Eingriff die geringste Reaction folgt. Um den grauen Staar zu entfernen, hat man verschiedene Operationswege, welche alle auf Entfernung der kranken Linse und ihrer Kapsel aus der Sehaxe des Auges beruhen; man entfernt nämlich 1) die Linse aus dem Auge ganz durch Ausziehung (Extraction) derselben, und zwar entweder durch einen Schnitt oder Stich in die Hornhaut (Keratotomia), oder in die Sklerotica (Scleroticotomia). 2) Man läßt die Linse und ihre Kapsel zwar im Auge, aber entfernt sie aus der Sehaxe (Dislocatio), durch Einführung eines dazu dienenden Instruments durch die Hornhaut (Keratonyxis), oder durch die Sklerotika (Scleroticonyxis), wobei die erkrankten Theile aber übrigens nicht weiter verletzt, sondern entweder durch Druck einfach in den Grund des Glaskörpers herabgesenkt (Depression), oder durch vorhergehende Umdrehung der Linse um ihre Axe (Reclination) dahin gebracht werden. Zerstückelt man gleichzeitig die Linse und ihre Kapsel, um sie im Innern des Auges resorbiren zu lassen, so macht man die Zerschneidung oder Zerstückelung der Linse (Discisio). Die zur Operirung des grauen Staars erforderlichen Instrumente sind das Staarmesser und die Staarnadel, von denen es eine Menge Varietäten giebt. Nach der Beschaffenheit der Katarakte, des Auges, der örtlichen oder allgemeinen Complication, wählt der Operateur unter diesen verschiedenen Methoden und Instrumenten. Nach der Operation des grauen Staars, auf welche Art sie auch verrichtet sein mag, treten beträchtliche Verän-

derungen in dem brechenden Median des Auges ein, da die Brechung der Lichtstrahlen durch die Linse wegfällt. Man hat geglaubt, daß in diesem Falle die hintere Scheibe der Linsenkapsel durch den Glaskörper nach vorn gegen die Pupille gedrängt werde und bis auf einen gewissen Punkt die Linse ersetzen könne; allein immer erleidet das Gesicht eine mehr oder weniger beträchtliche Schwächung, und viele Personen mußten sich nach der Operation zweckmäßig geschliffener Gläser, welche den Verlust der Krystalllinse ersetzen, oder sogenannter **Staarbrillen** bedienen. — Der **schwarze Staar** (Amaurosis, Cataracta nigra, Gutta serena) bezeichnet die partielle oder totale Blindheit in Folge von Affection der Retina, der Nerven oder des mit dem Auge in Verbindung stehenden Theils des Gehirns, also in Folge anderer Ursachen, als des verhinderten Einfallens der Lichtstrahlen in den Grund des Auges, wie dies beim grauen Staar der Fall ist. Die Affection der Nervengebilde ist entweder eine rein dynamische und hat dann meistens den Charakter der Lähmung, oder sie ist eine materielle und wird dann durch Degeneration der Nerven selbst oder ihrer Umgebung bedingt; in welchem letzteren Falle sie gewöhnlich eine Folge des ausgeübten Drucks ist, wozu auch die sogenannte congestive Amaurose gehört. Hellere Augen haben eine größere Geneigtheit zum schwarzen Staar, als dunkle; ebenso Individuen mit reizbarem Nervensystem. Alles, was deprimirend auf letzteres einwirkt, Congestionen zum Kopf und zu den Augen besonders veranlaßt: consensuelle Reize des Darmcanals, Metastasen, sowie Dyskrasien, welche besonders Degenerationen veranlassen, sind die hauptsächlichsten Momente zur Erzeugung der Amaurose, welche demnach auch idiopathisch, consensuell oder metastatisch sein kann. Entweder wird nur ein Auge oder es werden beide vom schwarzen Staar befallen, entweder die ganze Retina (Amaurosis completa) oder nur ein Theil derselben ergriffen. Im erstern Falle ist der Kranke ganz blind, im letztern Falle sieht er die Gegenstände nur theilweise. Das Erlöschen des Sehvermögens findet entweder plötzlich statt oder nur allmälich. Bei dem allmälichen Auftreten zeigt sich Abnahme der Sehkraft; Trockenheit der Augen, Ausdehnung derselben, spannender Schmerz in der Augengegend, Kopfschmerz und Sinnestäuschungen, neben andern Zeichen von Congestionen zum Kopfe, bezeichnen den Eintritt der **entzündlichen Amaurose**. Bei der erethischen Amaurose zeigt sich vermehrte Empfindlichkeit des Auges, Lichtscheu, ein Farbenkreis um glänzende Gegenstände und zuweilen eine außerordentliche Gesichtsschärfe (Oxiopie) im Anfange. Häufig fängt der Kranke an zu schielen und es bildet sich Doppeltsehen. Die Pupille ist gewöhnlich oval verzogen, zuweilen verengt und die Bewegungen der Iris sind träge. Die beginnende torpide Amaurose spricht sich durch Sinnestäuschungen, häufiges Mückenfangen (Myodesopia), und Eingehülltsein der Gegenstände in nebligte Wolken und Entstellungen derselben (Metamorphosia) aus. Die Kranken sind lichthungrig und können oft die Farben nicht unterscheiden (Achromatopsia). Schreitet die Amaurose in ihrer Ausbildung fort, so wird die Iris in ihren Bewegungen immer träger, die Pupille verliert ihre reine Schwärze, wird erweitert, der Augapfel verläßt die Sehaxe des gesunden, und zuweilen stellt sich Lösung des obern Augenlides und der Augenmuskeln ein, die Entwickelung macht übrigens oft Pausen und zeigt also nicht selten einen intermittirenden Charakter. Freilich sind die meisten Zeichen des schwarzen Staars nur solche, welche von dem Kranken allein wahrgenommen werden, indessen nimmt selbst die ganze Physiognomie des Kranken einen solchen Charakter an, daß schon aus dieser häufig das Leiden erkannt werden kann. Besonders auffallend ist der stiere hohle Blick, das Hineinstarren ins Blaue, wenn man sich so ausdrücken darf, welches den Amaurotischen schon in der Ferne bezeichnet. Die Vorhersage ist bei dem schwarzen Staar ungünstiger, als bei den meisten andern Augenkrankheiten, da die Ursachen häufig unbekannt bleiben, oder von der Art sind, daß die Kunst kein Mittel zu ihrer Entfernung besitzt. Die **Behandlung** muß namentlich zunächst auf Entfernung der Ursachen bedacht sein, da hiervon allein etwas zu erwarten ist. Bei der congestiven und erethischen ist dies weniger schwierig, da sich die Congestionen zum Kopf und zu den Augen durch passende Mittel beseitigen und der Erethismus entfernen läßt. Bei der schlimmsten Art, der torpiden Amaurose, gelingt es selten, die dynamisch depri-

mirten Nervengebilde zu erhöhter Thätigkeit zu steigern, fast nie aber, die materiellen Veränderungen derselben oder ihrer Umgebung zu entfernen. Die Zahl der empfohlenen Mittel ist zwar sehr groß, indessen die Gewißheit ihrer zweckentsprechenden Einwirkung sehr gering. Am leichtesten noch läßt sich der consensuelle schwarze Staar beseitigen, zumal wenn Unterleibsstörungen, Würmer ꝛc. das Grundleiden bilden; immer aber ist die Cur sehr langwierig. — Dem schwarzen Staar nahestehend ist der grüne Staar (Glaucoma) oder die Verdunkelung des Glaskörpers, der meist eine graugrünliche Farbe zeigt. Diese Krankheit entsteht durch gichtische, rheumatische oder syphilitische Grundübel und kann nur in ihrem Entstehen durch Bekämpfung der zum Grunde liegenden Disposition aufgehalten werden, zur Blindheit ausgebildet ist sie unheilbar.

Staat ist der Inbegriff der öffentlichen Einrichtungen eines Volks (s. d.). Die Geschichte und die Länderkunde kennt die Menschen nur als Angehörige eines Gemeinwesens, das vielfach verschieden nach Bildung und Sitte, doch überall in denselben Grundprincipien übereinstimmt. Einen sogenannten Naturzustand, ein Leben der Menschen ohne Staat, wie ihn die verschiedenen Philosophien bis in die neueste Zeit herab in ihren Staatsrechtstheorien vorausgesetzt haben, aus welchem die Menschen durch einen Vertrag sich zu einem Staate gebildet hätten, hat es nie gegeben. Uebrigens wurde die Theorie von einem im Naturzustande abgeschlossenen Vertrag erst im Gegensatz zu andern, nicht weniger unhaltbaren Theorien des Staatsrechts erfunden, wonach der Staat nur aus dem Rechte des Herrschers abgeleitet wurde, worauf z. B. Hobbes (s. d.), Filmer und Haller (s. d.) ihre Staatsrechtstheorien gründeten. Dem Rechte des Einzelnen wurden die Rechte der Einzelnen gegenübergestellt, das eigentliche Wesen des Staats aber dabei ganz außer Acht gelassen. Dieses besteht aber wesentlich in dem dem Menschen innewohnenden Trieb der Geselligkeit, die aber ohne Ordnung und Regel nicht zu denken ist. Wie diese Ordnung und Regel entstand, darüber giebt die Geschichte keinen factischen Aufschluß, wohl aber über ihre Entwickelung, Fortbildung und Aenderung im Einzelnen, denn darin besteht eben die Geschichte der Völker. Der Staat an sich ist also eine Naturnothwendigkeit, zugleich aber auch ein Gebot der menschlichen Pflicht, denn nur unter seinem Schutze, nur in rechtlich geordneter Geselligkeit kann der Mensch seine Bestimmung erfüllen, nämlich Fortschreiten in Erkenntniß und Sittlichkeit. Der Zweck des Staats an sich ist, die vereinzelten Kräfte zum Besten des Volks in geordneter Weise zusammenzufassen und dem Volke, in seiner Totalität und als dauernder und gegliederter Organismus genommen, jeglichen Dienst zu leisten, der im Interesse des Volks liegt und nur durch vereinigte Kraft geleistet werden kann. Dem Einzelnen hilft er nicht, wo es nicht das Ganze berührt. Seine Rechte beruhen auf seinen Pflichten. Was er soll, muß er dürfen. Das Ideal seiner Gestaltung ist diejenige Einrichtung, welche am besten die Verwirklichung der Aufgabe des Staats verbürgt. Diese Idee des Staats liegt jedem einzelnen, concreten Staate zum Grunde, selbst wo seine Bildung scheinbar der neueren Zeit angehört, wird aber in den einzelnen Staaten nur nach Maßgabe des Grades der Bildung des Volks realisirt, wobei auch die örtlichen und zeitlichen Verhältnisse von wesentlichem Einflusse sind. Daher giebt es auch keine normale Staatsform, keine immer und überall gleichmäßig geltenden Regeln, wie die Idee des Staats in der Zeit verwirklicht werden soll.

Im Allgemeinen heißt die Art und Weise, nach welcher ein Staat regiert wird, die Staatsform, und gewöhnlich nimmt man als die verschiedenen, geschichtlich aber vielfach modificirten Formen die Monarchie, Aristokratie und Demokratie an. Das Resultat der Staatsform heißt Staatsverfassung und das Gesetz, worauf diese zuweilen beruht, Staatsgrundgesetz. Das Staatsoberhaupt ist der Träger der gemeinschaftlichen Obergewalt oder Staatsgewalt, welche die Mittel zur Erreichung des Staatszwecks zu wählen hat und so den Gesammtwillen der Staatsgesellschaft verwirklicht. Zugleich vertritt es den Staat nach außen, gegenüber andern Staaten. Es soll die ihm anvertraute Gewalt nur zur Erreichung des Staatszwecks anwenden, nicht aber zur Befriedigung seiner Launen und Leidenschaften oder zu andern Privatzwecken. Die Anwendung

der Staatsgewalt heißt Staatsverwaltung, welche nach ihrer Ausführung entweder eine bureaukratische oder collegialische sein kann (s. Bureau) und im Namen und Auftrag des Staatsoberhaupts durch die Staatsbehörden ausgeübt wird, deren Träger die Staatsbeamten (s. d.) sind. Den Gegensatz zu den letzteren bilden die Staatsbürger oder Staatsgenossen, d. h. alle diejenigen Mitglieder eines Staats, welche das Staatsbürgerrecht genießen. (S. Bürgerrecht.) Die Thätigkeit der Staatsbürger, die in Verfolgung ihrer subjectiven und particularen Interessen zugleich den allgemeinen Zweck des Staats erfüllen und die sie begleitenden Entwickelungen der Staatsgewalt bilden den Inbegriff des Staatslebens, das nur dann ein gesundes und kräftiges sein kann, wenn der Rechtszustand gesichert und die Regierung einem zeitgemäßen Fortschritt nicht hemmend entgegentritt.

Staatenbund, s. Bundesstaat.

Staaten-Flandern gehört gegenwärtig zur Provinz Seeland im Königreiche der Niederlande und begreift denjenigen Theil derselben, welcher, ein schmaler Streifen Landes, auf dem linken Ufer der Schelde an deren Mündung liegt. Früher gehörte das Land zur Grafschaft Flandern und wurde von den Spaniern im westfälischen Frieden an die Generalstaaten der Vereinigten niederländischen Provinzen abgetreten, wovon es den Namen erhielt. Die bedeutendsten Städte Staaten-Flanderns sind Sluys mit Hafen und 2100 Einw., Hulst mit 3000 Einw. und Axel mit 2800 Einw.

Staatenkunde, s. Statistik.

Staatsadreßbuch oder Staatsadreßkalender nennt man im Allgemeinen ein gedrucktes Namensverzeichniß der Staatsbeamten und umfaßt theils mehrere Staaten, theils auch nur einen einzelnen. Im engern Sinne versteht man unter Staatsadreßbuch die amtlich abgefaßte Uebersicht des Staats- und Hofhaushalts und aller Verwaltungsbehörden, unter Hinzufügung genealogischer und statistischer Notizen. Der erste Staatskalender ist wohl der französische „Almanach royal", der 1679 von dem Buchhändler Laurent Houry in Paris gegründet wurde und den Beifall Ludwig's XIV. in dem Grade erhielt, daß er nicht nur 1699 das Privilegium darauf erneuerte, sondern sich auch den Almanach dediciren ließ, der seitdem den Beinamen „royal" bekam. Im 18. Jahrh. erschienen ähnliche Almanache nach und nach in allen, selbst in den kleinsten europäischen Staaten, sowie in den verschiedenen Gebieten des Deutschen Reichs. Die ersten darunter waren das „Namenregister für die Vereinigten Niederlande" im J. 1700; der „Preußisch-brandenburgische Staatskalender", seit 1704; der „Regensburger Comitialkalender", seit 1720; der „Kursächsische Staatskalender", seit 1728; der englische „Royal calendar", seit 1730 ꝛc. Manche dieser Staatsadreßbücher haben auch wissenschaftlichen Werth, wie der „Almanach royal", der „Royal Calendar", der „East-India calendar", der „Mecklenburg-schwerinsche Staatskalender", der „Herzoglich nassauische", der „Sachsen-weimarische" und andere. Vgl. Schwarzkopf „Ueber Staats- und Adreßkalender" (Berl. 1792).

Staatsanleihen, s. Anleihen und Staatspapiere.

Staatsanwalt ist der Titel desjenigen Staatsbeamten, welcher die Rechte des Staats und des Fiscus vor den höheren Gerichten als Anwalt vertritt und im Criminalverfahren das Amt des öffentlichen Anklägers übernimmt. Am frühesten und vollkommensten hat sich dieses Amt in Frankreich ausgebildet. Schon im 14. Jahrh. finden wir daselbst und fast gleichzeitig in Spanien die bis zum J. 1789 mit dem Namen gens du roi bezeichneten Beamten, an deren Stelle, aber im Wesentlichen mit denselben Functionen, seitdem die Kronanwälte, procureurs du roi, traten. Auch in den deutschen Rheinlanden, wo das französische Recht in Gebrauch geblieben ist, finden wir diese Einrichtung unter dem Namen von Staatsprocuratoren oder Staatsanwälten. Nach den Bewegungen des J. 1848 wurden sie fast in allen übrigen deutschen Landen mit dem Schwurgerichte eingeführt, doch sind sie in mehreren Ländern, namentlich in Sachsen, wieder bei Seite gesetzt worden, wo man sie überhaupt nur versuchsweise annahm und zunächst bei Preßvergehen anwandte. Die mannichfaltigen Functionen des öffentlichen Ministeriums lassen

sich unter folgende allgemeine Gesichtspunkte bringen, im Criminalprocesse: Verfolgung der Verbrechen, Vergehen und Polizeiübertretungen (bei den Gerichten der einfachen Polizei vertritt der Polizeibeamte die Stelle des öffentlichen Ministeriums), Vollstreckung aller in das Criminalgebiet einschlagenden Urtheile; im Civilprocesse: Einleitung und Verfolgung gewisser, der öffentlichen Ordnung angehörigen Civilklagen, Ueberwachung des Interesses von Abwesenden und Unmündigen, Stellung von Anträgen in Civilsachen, wobei der Staat, Corporationen, Minderjährige, Interdicirte, verheirathete Frauen oder die öffentliche Ordnung betheiligt sind, sowie Befugniß, in allen übrigen Civilprocessen Conclusionen zu ertheilen; außerdem: Beaufsichtigung sämmtlicher zur Justiz gehörigen Personen und Verfolgung der Fehler gegen die Disciplin, Controle der Civilstandsregister (d. h. der Kirchenbücher in den übrigen deutschen Ländern), Führung der amtlichen Correspondenz mit den untergebenen, coordinirten und höhern Behörden. Die Stellung der Staatsanwälte im Criminalprocesse hängt genau mit dem Wesen des Anklageprocesses (s. d.) zusammen und ist in dieser Hinsicht bereits vielfältig besprochen worden; weniger ist dies zur Zeit der Fall rücksichtlich der Stellung derselben im Civilprocesse. Ist hier auch der Wirkungskreis des Staatsanwalts mit Ausnahme der von ihm im Interesse der öffentlichen Ordnung anzustellenden Civilklagen mehr beschränkt, indem er in der Regel nur Anträge stellt, welche das Gericht befolgen oder unbeachtet lassen kann, so übt er doch theils durch die Befugniß, gegen Civilurtheile letzter Instanz die Cassation (s. d.) im Interesse des Gesetzes in Vorschlag zu bringen, theils durch das Bestreben, die von den Sachwaltern der Parteien entwickelte Sache von einem unbefangenen Standpunkte aus klar und bündig nochmals zu erörtern, einen sehr heilsamen Einfluß auf das Urtheil der Richter aus. Vgl. Alex. Müller „Das Institut der Staatsanwaltschaft" (Lpz. 1825) und Thesmar „Die Staatsanwaltschaft, ihr Werth im Civil- und Criminalrechte" (Bonn 1844).

Staatsarzneikunde oder Staatsarzneiwissenschaft ist die Lehre von der Anwendung der Medicin auf das Wohl der Gesammtmasse der Individuen, welche als solche einen Staat ausmachen. Was der einzelne Arzt dem einzelnen Individuum ist, das soll er hier Allen zu werden suchen, indem er durch Hervorrufung allgemeiner Gesetze und Vorschriften das öffentliche Gesundheitswohl zu wahren strebt. Da es aber nicht hinreicht, daß Gesetze und Vorschriften gegeben werden, sondern auch darauf gesehen werden muß, daß sie befolgt werden, so hat die Staatsarzneikunde eine legislative und eine executive Seite; jene fällt der eigentlichen Staatsarzneiwissenschaft oder Sanitätsgesetzgebung anheim, diese der medicinischen Polizei. Die Maßregeln, welche der Staat, seiner Verpflichtung nach, für das Wohl und den Schutz seiner Bürger in jeder Beziehung zu sorgen, in Bezug auf das allgemeine Gesundheitswohl zu nehmen hat, bestehen entweder in Abwendung alles dessen, was auf die Menge wie auf Einzelne nachtheilig einwirken kann, die eigentliche Diätetik des Staates, oder in der Entfernung bereits eingetretenen Nachtheils des öffentlichen Gesundheitswohls, die eigentliche Staatstherapie, welche besonders bei epidemischen und contagiösen Krankheiten in Anwendung kömmt. Mit Recht hat man von diesen Disciplinen die gerichtliche Arzneiwissenschaft (Medicina forensis) getrennt, da sie die Lehren der Medicin nur in Anspruch nimmt, um einen dem Gemeinwohl wie dem Wohle eines Einzelnen absichtlich zugefügten Nachtheil zu entdecken, und das den Schaden zugefügt habende Individuum angemessen zu bestrafen; die Bestimmung der Strafe selbst liegt außer dem Kreise der Medicina forensis und fällt dem öffentlichen Richter anheim, welcher des Gerichtsarztes nur als eines Sachverständigen bedarf, der einen in dem Bereich seiner Kenntnisse liegenden Thatbestand feststellt und beurtheilt, unbekümmert um die daraus entstehenden Folgen.

Staatsbankrott heißt die vorgebliche oder wirkliche Unfähigkeit eines Staats, als Ganzes oder als moralische Person betrachtet, seine Verbindlichkeiten gegen seine Gläubiger zu erfüllen. Der Staatsbankrott ist materiell, wenn die Zahlungsunfähigkeit in der That stattfindet, formell dagegen, wenn der Staat dies nur vorgiebt, um die Nachwehen trauriger Krisen weniger empfindlich zu machen; er ist total, wenn der Staat

sich geradezu weigert, seinen Verbindlichkeiten zu genügen, wie dies 1795 in Frankreich geschah, partiell, wenn ein Staat seine Staatspapiere auf einen geringern Werth herabsetzt. Bekennt der Staat geradezu seine Zahlungsunfähigkeit, so entsteht ein offener Staatsbankrott, versteckt oder heimlich ist derselbe aber, wenn durch allerhand Finanzmanipulationen oder Vorgeben die traurige Lage der Finanzen verheimlicht wird, wie Verschlechterung des Münzfußes ꝛc.

Staatsbeamte, Staatsdiener oder Staatsorgane heißen alle diejenigen, welche ein öffentliches, d. h. ein auf den Zweck des Staates unmittelbar oder mittelbar bezügliches Amt bekleiden, oder mit andern Worten, wo Jemand von Rechtswegen für öffentliche Zwecke handelt, da handelt er als Organ der Staatsgewalt (s. d.), und den Auftrag dazu soll ihm der geben, der am besten geeignet ist, den Geeignetsten zu finden. Unter einem Staatsamte denkt sich die Vernunft den nothwendigen, von dem Regenten nach seinem Umfange, nach seiner Macht und nach seiner Würde genau bestimmten Wirkungskreis eines für irgend einen Zweck des Staates angestellten Individuums. Die Uebertragung des Amtes und die Uebernahme desselben vermittelst des Diensteides bildet den Amts- oder Dienstvertrag, auf welchem die Fortdauer des gegenseitigen Wechselverhältnisses zwischen Berechtigung und Verpflichtung beruht. Der Ursprung der Staatsbeamten ist eben so natürlich, als die Entstehung des Staates selbst, und ihr Verhältniß zum Staate, zum Volke und zur Staatsgewalt ist sowohl nach dem Zeitalter und der Bildung des Volkes, als nach den Verfassungsformen wesentlich verschieden gestaltet. In der alten Welt, als die Menschheit der patriarchalischen Gemächlichkeit entwachsen war, galt die Uebernahme eines öffentlichen Amtes zum Theil für eine Art Staatsleistung, zu welcher der Gewählte oder Berufene ohne Aussicht auf andern Gewinn, als auf Ehre verpflichtet war. Es gab keine Besoldung und deswegen war es auch natürlich, daß die Aemter nur auf kurze Fristen zur Verwaltung übertragen wurden. Nur die Priester wurden ernannt lebenslänglich oder für ein Menschenalter, weil den Göttern öfterer Wechsel unangenehm war. Wer in den politischen Aemtern Gehalt erhielt, gehörte in der alten Welt in die verächtliche Classe der Lohndiener und Söldlinge. Ueberhaupt fand im Alterthum bei den Staatsämtern das umgekehrte Verhältniß von dem statt, was jetzt gilt. Während Rom aus den Wurzeln des kühnsten Staatsrechts erwuchs und das Privatrecht vor den Kaisern fast völlig vernachlässigte, hatten doch die Staatsämter besonders seit der Eroberung von weit entlegenen Provinzen privatrechtliches Ansehen, dergestalt, daß sich die Staatsdiener gewöhnlich für den namenlosen Aufwand, den der Mißbrauch bei Erlangung und Verwaltung der Staatswürden eingeführt hatte, in den Provinzen entschädigten und diese ausplünderten und auspochten. Auch im Mittelalter hatten die öffentlichen Geschäfte, aus denen die gegenwärtige Staatsverwaltung sich gebildet hat, einen mehr privatrechtlichen als öffentlichen Charakter. Die Fürsten hielten sich Canzler zur Berathung und Ausfertigung in großen Staatshändeln, Richter, Vögte ꝛc., die meist auf bestimmte Zeit ernannt, von den Fürsten erhalten wurden. Sowie die Fürsten wenig von Regierung verstanden, so machten sich die Diener derselben wenig Sorge mit der Verwaltung. Dieser Uebelstand war in der Regel ein Ergebniß des Lehnswesens, nach welchem die Reichsfürsten, zumal in Deutschland, nur Beamte des Kaisers hießen. Daneben gab es aber auch die sogenannte Ministerialität mit erblichen Aemtern, auf der anderen Seite mit Unfreiheit und Beschränktheit des Eigenthums, des Erbrechts und der Ehen; die Ministerialen waren adeliger Abkunft und bekleideten hohe Posten, z. B. Gau-, Burg- und Vicegrafschaften mit verliehenen Territorien und Besitzungen; aber sie waren doch eine Art Hörige der Fürsten, zur Verwaltung von Hof- und Ehrendiensten, zur Führung des fürstlichen Haushalts und zur Verherrlichung der Pracht und des Glanzes am lehnsherrlichen Hofe verpflichtet. Als die Idee des Staatsoberhauptes die landesherrliche Gewalt durchdrang und die letztere in erbliche Souveränetät überging, entließen die Fürsten ihre Ministeriale dem drückenden Verhältnisse, und räumten ihnen mit dem freien Adel gleiche Rechte ein. Die Ansicht, welche auch dem Alterthume nicht fremd war, machte sich geltend, daß der Adel vor

Allem zur Besetzung der Staatsämter geeignet sei, und daß er vorzugsweise die Fähigkeiten zur Verwaltung besitze. So verkehrt diese Meinung ist, so ist sie doch bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz verdrängt, ja in Deutschland war sie fast allgemein bis zum J. 1806 herrschend. Die Quelle dieses Uebels lag allein in dem Mittelalter, in welchem das ritterliche Schwert allein noch etwas galt. Die Fürsten sahen in dem alten Ritter- und Adelstande, zur Zeit, als man noch nicht zwischen Staats- und Fürstengewalt unterschied, eine feste Säule für ihre Throne und darum trachteten sie, den Adel zum Werkzeuge der Fürstenmacht zu erniedrigen, indem sie ihm Vorrechte vor den andern Ständen einräumten. Von da an kamen alle Staatsämter, die aus der Bedienstung bei den Fürsten entstanden waren, und alle öffentlichen Geschäfte in die Hände fürstlicher Diener, und die Volksmasse theilte sich factisch in die zwei zerklüfteten Classen, von denen die eine regiert, die andere regiert wird. Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß die Gesammtheit der Staatsbeamteten, die man in ihrer Gliederung und Unterordnung auch die politische Hierarchie nennt, einen merkwürdig geschlossenen Phalanx und die Druckherrschaft der Büreaus (s. d.), oder die Büreaukratie und Amtsaristokratie bildeten. Das freiere Volksleben, wie es sich in den Staaten mit parlamentarischer Verfassung entwickelte, konnte nicht aufkommen, weil es gezwungen war, einem ihm fremden Staatsinteresse zu dienen. Die neuere Zeit, durch große Thaten belehrt und an allgemeinen die öffentlichen Angelegenheiten betreffenden Kenntnissen gewachsen, ist darin weit über die vergangenen Jahrhunderte und der Staatsdienst ruht jetzt auf einer mehr rationalen Basis. Die Staatsbeamten sind erstlich keine Diener des Fürsten, sondern Organe des Staats und der Staatsgewalt, sie sind aus dem Vermögen des Staates besoldet und ihr Amt ist, wo es nicht im voraus auf eine gewisse Zeit beschränkt ist, wie bei Deputirten, Commissarien rc., lebenslänglich. In einem gut organisirten Staate muß jedes vorhandene Staatsamt nothwendig sein, weil das Gesetz der Sparsamkeit theils in Hinsicht auf die Bewirthschaftung der geistigen Kräfte im Staate, theils in Beziehung auf die für das Staatsamt auszumittelnde Besoldung alle überflüssigen und entbehrlichen Stellen ausschließt. Der Titel der Staatsbeamten ist nicht erblich, wie er es zum Theil im Mittelalter war, und darf kein leeres Wort, kein Scheinen, kein bedeutungsloser Laut sein, der etwas bezeichnet, was außerhalb des Wirkungskreises des Amtes liegt. Der Rang der Staatsbeamten in den beiden großen und gesonderten Abtheilungen im Militär- und Civildienste, richtet sich nach dem Grade und der Stufe der Wirksamkeit. Der Staatsdiener muß besoldet werden, ohne daß sein Gehalt als eine Bezahlung für gethane Arbeit erscheine: denn Pflichttreue, Geist, Einsicht, Kenntniß und die Anwendung höherer Fähigkeiten sind an sich unschätzbar und unbezahlbar. Der Gehalt ist bei den Staatsorganen nur ein Mittel, sorgenfrei ihre gesammten Kräfte dem öffentlichen Berufe und dem allgemeinen Wohle zu widmen, und versetzt auch den Unbegüterten in den Stand, mit seinen Fähigkeiten und Talenten für öffentliche Zwecke wirken zu können. Die Besoldung, überall nach rechtem Maße, nach der Würde und der Wirksamkeit des Staatsamtes, sowie nach den örtlichen Lebensverhältnissen des Beamteten vertheilt, ist eins der unentbehrlichsten Werkzeuge, die Intelligenz zur Herrscherin und Verwalterin des Staats zu erheben, zumal wenn der Zugang zum Staatsdienst jedem Befähigten ohne Rücksicht auf den Geburtsstand offen steht. Mit der Idee besoldeter Staatsämter steht die Idee der Lebenslänglichkeit ihrer Bekleidung in innigster Verbindung. Die lange Vorbereitung auf den künftigen Beruf knüpft die Existenz des Staatsdieners an die Dauer der Verwaltung seines Amtes, und deswegen ist es natürlich, daß er bei Uebernahme seiner Stelle die Aussicht auf lebenslänglichen Besitz derselben habe. Allzu ofter Wechsel ist gegen das Interesse des Geschäftes, wie des Volkes und des Staates. Ist ein Beamter unbrauchbar geworden, so hat die Staatsgewalt die Pflicht, ihn zu quiesciren, zu pensioniren, je nach den darüber geltenden Gesetzen. Dienstuntreue und Schuldbeladenheit zieht nur nach rechtlicher Entscheidung Verstoßung nach sich. Dabei ist zwischen Hofdiensten und Staatsdiensten genau zu unterscheiden; jene sind persönliche Dienste, aus denen

der Inhaber ohne Urtheil, blos weil er z. B. die Gunst des Regenten verloren hat, entlassen werden kann; diese sind öffentliche Functionen, bei denen blos die Gerechtigkeit, nicht wie in Privatverhältnissen, die persönliche Neigung entscheidet. Jeder Anstellung in Staatsdiensten liegt ein Vertrag zum Grunde, der einseitig gebrochen wird, wenn der Beamte willkürlich und ohne die vorschriftsmäßige Untersuchung entlassen wird. Auch das ist ein Act der Rechtswidrigkeit, wenn Staatsdiener ohne einen andern denkbaren Grund dimittirt werden, als weil ihre politische Gesinnung der Regierung mißfällt. Die Regierung hat nie das Recht, eine politische Ueberzeugung vorzuschreiben, weil es widernatürlich ist, daß man eine Ueberzeugung anders woher, als aus sich selbst schöpfe. Wäre dergleichen Verfahren gegen politisch Andersgesinnte recht, so wären alle Vorschriften für Untersuchungen überflüssig. Pflichttreue, Pünktlichkeit, Kenntniß, Sittlichkeit &c. sind der einzige Prüfstein für die Tüchtigkeit der Staatsbeamten, nicht ihre politische Ueberzeugung. Außerdem ist es dem Diener des Staates auch unmöglich, das jedesmal geltende politische System der Regierung zu treffen und in ihrem Sinne zu wirken. Was Gesetz, Verfassung, Instruction und Dienstpflicht ist, weiß er, aber den Plan, die Absicht, die Ueberzeugung, das politische System seiner Chefs in allgemeinen Regierungssachen kann er nicht wissen, weil dergleichen nicht einmal in geheimen Befehlen kund gethan wird. Seit etwa 50 Jahren haben die Systeme der Politik in ganz Europa so oft gewechselt, daß, wenn man verlangen wollte, der Staatsdiener solle sich nach diesem Treiben der Meinungen richten, der Staatsdienst wirklich eine Wetterfahne wäre, die sich nach jedem Winde dreht. „Freuen sollten sich die Regierungen“ — schreibt Bülau — „recht viele Staatsdiener zu haben, die in allen ihren Handlungen nicht auf fremde Einflüsterungen, sondern nur auf ihre innere Ueberzeugung hören und redlich genug sind, ihre Pflichten als Menschen, Bürger und Beamte, ohne Rücksicht auf Menschengunst zu thun“. Vgl. Seuffert „Von dem Verhältnisse des Staates und der Diener des Staates gegen einander im rechtlichen und politischen Verstande“ (Würzb. 1793); Fr. Ar. von der Becke „Von Staatsämtern und Staatsdienern“ (Heilbr. 1797); N. Th. Gönner „Der Staatsdienst aus dem Gesichtspunkte des Rechts und der Nationalökonomie betrachtet“ (Landsh. 1808); Janke „Die Politik des Civildienstes“ (Potsd. 1836).

Staatsbürger, s. Bürgerrecht.

Staatsfinanzwissenschaft ist ein Theil der allgemeinen Staatswissenschaft und genau von der Nationalökonomie (s. d.) und Staatswirthschaftslehre zu unterscheiden. Die Lehre von der Staatswirthschaft enthält die wissenschaftliche Darstellung der Grundsätze des Rechts und der Klugheit, nach welchen theils der Einfluß der Regierungen im Staate auf die Leitung des Volkslebens und der Volksthätigkeit in Hinsicht auf Production und Consumtion bestimmt, theils das zur Erhaltung des Staates nothwendige Staatsvermögen aus dem Volksvermögen gebildet und verwendet wird. Sie zerfällt daher in zwei besondere Theile, deren einer die Grundsätze aufstellt, nach welchen der Einfluß der Regierung auf die Leitung des gesammten Volkslebens und der Volksthätigkeit bestimmt wird. Das ist die Staatswirthschaftslehre im engern Sinne. Der andere Theil entwickelt die Grundsätze, nach welchen das Staatsvermögen aus dem Volksvermögen genommen und angewendet wird. Das ist die Staatsfinanzwissenschaft. Den Ausdruck Finanz haben Einige von dem lateinischen finem facere, finire, finare, welches im Mittelalter eine Leistung oder einen Schadenersatz in Gelde bezeichnet habe, ableiten wollen; Andere leiten es von dem altsächsischen Finna, Finne, Fine ab, welches im Englischen noch jetzt Abgabe und Steuer bezeichnet. Finanzwissenschaft wäre daher wörtlich Steuer- oder Abgabenwissenschaft, und umfaßt die systematische Darstellung der Grundsätze des Rechts und der Klugheit, nach welchen die anerkannten Bedürfnisse des Staates für die ununterbrochene Verwirklichung des Staatszweckes im Allgemeinen und im Einzelnen gedeckt und befriedigt werden sollen, oder kurz, sie ist die Lehre von den sämmtlichen Ausgaben und Einnahmen des Staates. Unter allen Theilen der Staatsadministration ist nächst der Pflege der Gerechtigkeit die Finanzverwaltung einer der allerwichtigsten. Ihre

Grundsätze beruhen auf dem Staatsrechte, auf der Volks- und Staatswirthschaft, d. h. auf der Berücksichtigung und Anwendung aller der Lehren von den Quellen, Bedingungen der Vertheilung, Vermehrung und Verwendung des Volksvermögens, sowie auf dem Einflusse, den die Regierung auf die Leitung des Nationalvermögens ausübt. In älterer und in ältester Zeit war die Finanzwissenschaft und die Finanzverwaltung ein leeres Aggregat von Erfahrungen, die der tiefern Grundlagen entbehrten, weil man entweder gar keinen oder einen völlig falschen Begriff von Staats- und Volkswirthschaft hatte und noch am Ende des vorigen Jahrhunderts verhinderte das Merkantilsystem (s. d.) die bessere Ausbildung des Finanzwesens. Vor der Ausbreitung des physiokratischen (s. d.) und Smith'schen Systems bestand die Kunst der Finanzverwaltung gewöhnlich in bloßer Routine, und wie man sich vorstellte, die einzige Glückseligkeit des Staates und der wahre Volksreichthum bestehe darin, daß nur recht viel Metallgeld coursire, eben so beschränkt glaubte man auch, daß, jemehr Abgaben aus dem Vermögen des Volkes genommen würden, die Finanzen des Staates auch in desto besseren Zuständen wären. In solchen verkehrten Ansichten bestand das goldene Zeitalter der Finanziers und der Plusmacher, die nur darauf ausgingen, die Ausgaben, auf welche Art es auch sei, stets zu vermehren, ohne Rücksicht auf die natürliche Verschiedenheit der Staaten nach Oertlichkeit, Boden, Betriebsamkeit und Cultur und das davon abhängende Verhältniß der directen Steuern zu den indirecten. Es würde ungereimt und für das Volk insofern verderblich sein, als alle Abgaben im Staate, aus dem Nationalvermögen aufgebracht, in den Wohlstand des Volkes unverkennbar eingreifen, wenn man ein Finanzsystem, das in Portugal oder in England wohlthätig ist, in Polen oder in Siebenbürgen einführen wollte. Deshalb muß das Budget bei einem ackerbauenden Staate anders, als bei einem Fabrik- und Handelsstaate, anders bei einer Seemacht, als in einem Binnenlande, anders bei einem aufgeklärten und reichen Volke, als bei einem geistig unterdrückten und armen Staate lauten. Der oberste Grundsatz für die Finanzkunst jedes Staates ergiebt sich aus dem Wesen des Staates, in welchem die unbedingte Herrschaft des Rechts und die individuelle wie allgemeine Wohlfahrt verwirklicht werden sollten. Daraus folgt, daß aus dem Volksvermögen soviel aufgebracht werden muß, als zur Verwirklichung des Staatszweckes nothwendig ist. Die Abgaben müssen nothwendig und unentbehrlich sein, doch ohne daß auch die zufälligen und entbehrlichen ausgeschlossen sind; sie dürfen nicht vom Capitale, auch nicht vom rohen oder Bruttoertrage, sondern vom reinen Einkommen, und zwar nur der achte, höchstens der fünfte Theil genommen werden; die übrigen vier Theile sind für die Erhaltung der steuernden Staatsbürger und zur Vermehrung des Volksvermögens nothwendig. In Zeiten, wo der Staat mehr als diesen Betrag genommen hat, oder gar das Capital der Nation angriff, mußte diese verarmen und die Regierung verlor ihren Credit oder ward bankrott. Je größer der Reinertrag eines Volkes, d. h. je wohlhabender es ist, und je mehr dieses in seiner Cultur und Arbeit fortschreitet, desto leichter bringt es auch größere Abgaben auf, und Völker mit mehr politischer Freiheit geben reichere Steuern als Völker mit beschränkten öffentlichen Rechten. Dabei ist die Regierung verpflichtet, den reinen Ertrag der gesammten Staatsbürger auszumitteln und die Abgaben gleichmäßig, d. h. nach der Größe des Ertrages vertheilt, so niedrig als möglich zu stellen, weil es weit vortheilhafter ist, ein reiches Volk, als einen gefüllten Fürstenschatz zu besitzen, und weil ein vermehrtes Capital in den Händen eines betriebsamen Volkes in einem ganz anderen Verhältniß zur vorhandenen Güterwelt steht, als der todte Staats- und Fürstenschatz, dessen Summen auf andere der Nation nicht vortheilhafte Weise in Umlauf gesetzt werden können. Was nun die anerkannten Bedürfnisse des Staates betrifft, so sind die Ausgaben dafür 1) ordentliche und bleibende. Dahin gehört die Civilliste (s. d.), die Unterhaltung der Volksrepräsentation (s. d.) und die nach den einzelnen Ministerien (s. d.) bearbeiteten Uebersichten der Bedürfnisse derselben. 2) Außerordentliche Staatsausgaben. Dahin werden gerechnet: die Zinsen der fundirten Staatsschuld (s. d.), der Amortisationsfond (s. d.), die Pensionen (s. d.), und für namenlose außer-

ordentliche Ereignisse. Die Staatseinnahmen zur Deckung dieser genau zu ermittelnden Bedürfnisse bestehen in Personalleistungen, in Naturalleistungen, in Domänen (s. d.), Regalien (s. d.) und in directen und indirecten Steuern (s. d.), oder Geldabgaben. In jedem wohlgeordneten Staate steht ein Finanzministerium mit einem Finanzminister an der Spitze dieses Verwaltungszweiges, und untergeordnet sind ihm 1) die Centralämter der Einnahme, der Ausgabe und der Rechnungen, 2) die finanzwirthschaftlichen Behörden in den Provinzen, Kreisen und Gemeinden. Daneben ist in der Regel eine festgestaltete, von allen Ministerien unabhängige General- oder Staatscontrole, wie in Preußen seit dem 3. Novbr. 1817, eingesetzt, welche die stete Uebersicht über das innere Verhältniß der Staatseinnahme und Staatsausgabe gegen einander, nach dem ihr vorgelegten Ergebnisse aller von den Mittel- und Unterbehörden angestellten Revisionen der einzelnen Gemeinde-, Kreis- und Provinzialkassen leitet. Vgl. von Sonnenfels „Grundsätze der Polizei, Handlung und Finanz" (7. Aufl., Wien 1804); Stockar von Neuforn „Vollständiges Handbuch der Finanzwissenschaft" (2. Aufl., Nürnb. 1819); L. H. v. Jakob „Die Staatsfinanzwissenschaft, theoretisch und praktisch dargestellt und erläutert aus der neuern Finanzgeschichte europäischer Staaten" (2 Thle., Halle 1821); Fr. v. Schuckmann „Ideen über Finanzverbesserungen" (Tüb. 1808); J. P. Harl „Das Finanzideal" (2. Aufl., Erlangen 1810); Keßler „Dynamik der Finanzwirthschaft" (Tübingen 1819).

Staatsgebiet heißt der von sämmtlichen Unterthanen und Bürgern eines Staates bewohnte Landesbezirk. Es ist entweder ein geschlossenes (territorium clausum), wenn es von fremden Gebietstheilen (Enclaven und dgl.) nicht unterbrochen wird, oder im Gegenfalle ein nicht geschlossenes. Zur Erleichterung der Verwaltung wird das Staatsgebiet eingetheilt in Provinzen, Bezirke, Kreise, Aemter rc. Da, wo die Civilisation der Bürger sehr gesteigert ist, pflegt das Eigenthum des Bodens sehr vertheilt zu sein oder sollte es wenigstens sein, um der Gefahr zu vieler eigenthumlosen Staatsbürger zu begegnen. Die Grundeigenthümer und unter diesen die größern erhalten gewöhnlich gewisse Begünstigungen von Seiten des Staats und nehmen vorzugsweise an der Volksvertretung Theil.

Staatsgerichtshof nennt man denjenigen Gerichtshof, welcher die politischen Verbrechen der höchsten Staatsbeamten, namentlich der Minister zu beurtheilen hat. In England, wo man sonst viel in politischen Processen that, war die Pairskammer ein solcher Gerichtshof; doch hat man sich jetzt über diese Stufe erhoben und glaubt etwas Besseres erreicht zu haben, indem man es dahin zu bringen wußte, daß kein Minister sich länger im Amte behaupten kann, als es gut ist. Gewiß ist es, daß ein Minister, der die Verfassung stürzen will, sich schwerlich vor politischen Processen fürchten wird, zu denen es, wenn sein Plan gelingt, gar nicht kommen kann. Der Minister müßte aber sehr ungeschickt sein, welcher anderweite Plane nur durch grobe Verletzung der Verfassung zu verwirklichen wüßte, und Irrthümer können nicht bestraft werden. In einigen deutschen Ländern hat das oberste Gericht des Landes die Function des Staatsgerichtshofs. In andern, namentlich in Sachsen und Würtemberg, hat man einen eigenen Gerichtshof, unter gleichmäßigem Einflusse der Krone und der Stände auf seine Besetzung, gebildet. Vgl. Mohl „Die Verantwortlichkeit der Minister" (Tüb. 1837).

Staatsgewalt nennt man diejenige Kraft, welche alle im Staate wirkenden Kräfte in sich als in einem Mittelpunkte vereinigt und dadurch jeder einzelnen Kraft überlegen ist, die etwa das Gesetz, als den Ausdruck des gemeinsamen Willens, übertreten und das Recht verletzen möchte. Sie repräsentirt die Gesammtkraft, wie das Staatsgesetz den Gesammtwillen der Staatsbürger, ohne deren Kraft es eben so wenig eine Staatsgewalt, wie ohne deren Willen ein Staatsgesetz geben kann. Sie ruht in dem Volke, als dem Inbegriffe der Staatsbürger, und ist an sich eine bloße Idee, die, wenn sie in der Wirklichkeit erscheinen und sich geltend machen soll, irgend einer bestimmten, zum ganzen Volke mitgehörigen moralischen oder individuellen Person als dem Staatsoberhaupte, Regenten oder Souverän übertragen werden muß. Dieses Oberhaupt besitzt alsdann die Souve-

ränetät im Staate und steht über, aber nicht außer dem Volke und dessen Gesetzen. Zweige der Staatsgewalt sind die sogenannten Hoheitsrechte, in deren Ausübung die Staatsregierung oder die bürgerliche Oberherrschaft besteht. Im Allgemeinen sind die Hoheitsrechte 1) wesentliche und außerwesentliche oder zufällige, und 2) einheimische und auswärtige. Sie umfassen das Recht der Oberaufsicht, der Gesetzgebung, des Obergerichts, der Vollziehung, oder die Befugniß, das Verhalten aller auf dem Staatsgebiete lebenden einzelnen wie der mystischen Personen in Bezug auf den Staatszweck und den gesammten Zustand der bürgerlichen Gesellschaft zu beachten, den gemeinsamen Willen als eine Richtschnur für jeden einzelnen Willen in Hinsicht auf alle bürgerlichen Verhältnisse auszusprechen, auszulegen, oder bestehende Gesetze abzuschaffen und abzuändern; ferner die Befugniß, über Rechtsstreitigkeiten und Rechtsverletzungen nach den Gesetzen in höchster Instanz zu urtheilen und alle Beschlüsse der aufsehenden, gesetzgebenden und richtenden Gewalt in Ausführung zu bringen. Die in allen diesen Geschäften nothwendigen Mittelspersonen des mit der Staatsgewalt bekleideten Staatsoberhauptes sind die öffentlichen Behörden oder die Staatsbeamten, die zu ernennen dem Staatsoberhaupte das Recht zusteht. Der höchsten Gewalt im Staate kommt endlich auch die Polizei- und Strafgewalt mit dem damit zusammenhängenden Begnadigungsrechte, das Recht der Unterhandlung mit Auswärtigen, der Absendung von Bevollmächtigten, der Kriegsführung und Friedensschließung, der Abgabenerhebung, das Reservationsrecht und die außerwesentlichen Hoheitsrechte, oder die schlechthin sogenannten Regalien (s. d.), nämlich das Berg-, Salz-, Forst-, Jagd-, Münz-, Postregal u. s. w. zu. Durch alle diese Prärogativen ist die Staatsgewalt, was sie sein soll, wenn sie zum Wohl des Volkes wirken will, einzig, unabhängig, unverantwortlich, unwiderstehlich, unverletzlich und mit einem Worte heilig, doch keineswegs unumschränkte Beherrscherin der Unterthanen, denn Rechte und Pflichten beschränken sich nach dem natürlichen Rechtsgesetze gegenseitig im Wechselverhältnisse vernünftiger Wesen und die höchste Gewalt nebst allen darin begriffenen Rechten ist, wie Krug sich ausdrückt, dem Staatsoberhaupte nur darum anvertraut, damit es den Staatszweck verwirkliche.

Staatsgrundgesetze, s. Verfassungen.

Staatshaushalt und **Staatsökonomie**, s. Nationalökonomie.

Staatspapiere oder Staatsschuldscheine, Staatsschuldverschreibungen, Staatsobligationen, Staatseffecten, öffentliche Effecten, oder kurzweg Effecten, im Franz. fonds publics, effets publics, im Holländ. Staatspapieren, Effecten, Obligatien und Fondsen, im Engl. funds, public funds oder stocks, wiewohl stock ursprünglich Banknote und Compagnie-Papier bezeichnet, sind Schuldverschreibungen eines Staates, welche eine Geldforderung an denselben ausdrücken. Der Name „Staatspapiere" war früherhin schon bekannt, aber er bezeichnete keine öffentlichen Schuldscheine, sondern er bezog sich ausschließlich auf Staatsurkunden oder Staatsakte im staatsrechtl. und diplomat. Sinne. Was die Entstehung der Staatspapiere anlangt, so hat wohl der äußerst lebhafte Verkehr mit Actien (s. d.) die erste Veranlassung zum Verkehr mit jenen gegeben, indem man bei Anlage der Capitalien zu mehr Vertrauen in den Staat und die Kräfte desselben berechtigt sein darf, als man den vereinigten Kenntnissen und Geldkräften einer, wenn auch von der Regierung autorisirten und beschützten, Handelscompagnie vertraut. Der ehedem weit verbreitete Handel mit Actien ist in neuerer Zeit zwar nicht abgekommen, aber doch keineswegs mehr so wichtig, so allgemein und so einflußreich, seitdem die Staatspapiere der Speculation ein ergiebigeres und geräumigeres Feld geboten haben. Der Uebergang von dem Verkehr mit Actien zu den Speculationen in Staatspapieren erklärt sich hauptsächlich aus der Geschichte des Anlehens- und Schuldentilgungssystems der europäischen und amerikanischen Staaten, das sich durch allmähliche Anhäufung der Staatsschulden mit wahrer Nothwendigkeit bildete und eine ansehnliche Zahl von Handelspapieren einführte; ferner aus der ungeheuern Masse von Staatsschulden, welche dem Verkehre mit Staatspapieren fortwährend kräftiges Leben ertheilen.

Das Alterthum kannte, wie die Finanzgeschichte z. B. der Römer und der Staatshaushalt der Athener lehrt, ebensowenig ein geregeltes Anlehnssystem, als das Mittelalter, dessen Basis der Verfassung nur allein der Grundbesitz war, mit einiger Ausnahme der italienischen Handelsstaaten, die, wie die Florentiner, Genueser und Lombarden, in der Erkenntniß der wahren Natur und innern Kraft des Geldes den übrigen Staaten Europas voraneilten. Die mittelalterlichen Anleihen waren in der Regel wenig von Privat-Schuldcontracten verschieden. Ein festes Anlehnssystem konnte nicht eher entstehen, als bis Staatscredit vorhanden war, d. h. das Vertrauen in eine Regierung, daß sie Kraft und guten Willen haben und behalten werde, die von ihr eingegangenen Schuldverbindlichkeiten zur gehörigen Zeit richtig zu erfüllen. Wenn auch England das Mutterland des wahren Staatscredits ist, so schreibt sich doch die Befestigung des Staatsvertrauens in Geldoperationen im Allgemeinen erst von den Tagen der französischen Revolution her. Seitdem ist nicht mehr derjenige Staat der mächtigere, welcher die meisten Unterthanen, das größte Gebiet oder die stärkste Heeresmacht besitzt, sondern derjenige, welcher den meisten Credit hat, der also seine Anlehen am leichtesten und wohlfeilsten aufbringen kann; alle Politik fußt seitdem auf diesem Vertrauen. Dasselbe hängt aber ab von dem Benehmen der Regierung nach innen und nach außen, von ihrem Staatshaushalt und von der Art, wie sie diesen zu verwalten pflegt, namentlich ob sie dessen Grundsätze öffentlich darlege, alle Bedingungen eines Anlehns gewissenhaft erfülle, alle Anleihen gehörig sicher stelle, für einen tüchtigen Tilgungsstock sorge, dessen Verwaltung ganz selbständig mache, jeden Eingriff für fremdartige Zwecke vermeide, nirgends einen Schleier des Geheimnisses überdecke, überhaupt den Credit nicht als eine Kunst, Schulden zu machen, betrachte, sondern ihn überall auf das Vertrauen zu ihrer Kraft und ihrem guten Willen stütze, von der Ueberzeugung ausgehend, daß sich Credit niemals erzwingen lasse. Sehr richtig bemerkt Nebenius in seinem durchdachten Werke „Der öffentliche Credit“ (Karlsr. 1829): „Nur was die Hilfsquellen der Regierung vermehrt und den Glauben an treues Worthalten nährt und stärkt, vermag den Staatscredit zu heben und zu befestigen“. Von dem Credit, als der besten Quelle des mittelbaren Staatseinkommens, macht die Regierung auf doppelte Weise Gebrauch, entweder durch das Ausgeben von **Papiergeld** (s. d.), oder durch **Anleihen** (s. d.). Der Staat lieh zuerst wohl in England, dann auch in Frankreich, auf **Annuitäten** (s. d.) kürzerer und längerer Zeit, bis zu 99 Jahren, auch auf **Leibrenten** (s. d.), **Tontinen** (s. d.), **Zeit-** und **ewige Renten**. Unter Wilhelm III. von England kommen schon **Lotterie-Anleihen** vor, die er übrigens den Holländern nachahmte, sowie er das Leihen auf immerwährende Renten der Amsterdamer Bank entlehnte und dieses System erweiterte. Dieselbe Art des Anlehens kam auch in Frankreich unter dem Minister de Pontchartrain (1688—1698) in Schwung. Montague, nachheriger Lord Hallifax, brachte 1696, um der zu Ende des Jahres 1697 glücklich vollendeten Münzumprägung ihren ungestörten Lauf zu erhalten, die Exchequer Bills auf, Schatzkammerscheine, womit seitdem die Regierung ihre außerordentlichen Bedürfnisse für den laufenden Dienst zu decken pflegt, indem sie eine hinreichende Zahl an die Bank verkauft, welche sie dann in Umlauf setzt. Die verschiedenen Arten von Anleihen haben nach und nach zu gewissen Formen der Staatsschuld geführt, wodurch auch der Verkehr mit Staatspapieren an innerer Festigkeit gewann. Alle Staatsschuld ist entweder eine fundirte oder schwebende, dette fondée ou flottante. Unter fundirter Staatsschuld verstand man früher diejenige, zu deren Sicherheit besondere Unterpfänder verschrieben wurden; jetzt aber versteht man unter ihr eine solche, welche auf die Gesammtkräfte eines Staates und die Gewähr der Landstände, wo dergleichen vorhanden sind, eingegangen und förmlich in das Staatsschuldenbuch eingetragen, auch wegen der Zinsen und Abtragung, oder doch wenigstens hinsichtlich der Zinsen, durch Anweisung eines besondern Capitalstocks gehörig sicher gestellt wird. Schwebende oder nicht fundirte Staatsschuld heißt jede bald vorübergehende, die man mit den Einkünften der nächsten Jahre schon gänzlich zu tilgen gedenkt und darum gar nicht in das Staatsschuldenbuch einträgt. Zu der nicht fundirten Staatsschuld gehört das gesammte Papiergeld, welches freilich, soferne es einen Zwangscours hat, durch diesen

und nicht durch den Staatscredit gehalten wird. Andere, wie Bender in seinem umfassenden Werke „Der Verkehr mit Staatspapieren im In- und Auslande" (2. Ausg., Gött. 1830), theilen die Staatsschuld auch in geschlossene und offene, je nachdem Umfang und Tilgungszeit eines Anlehens von vorn herein fest bestimmt ist, oder der Staat sich die Befugniß zur Ausgabe weiterer Massen von Papieren derselben Art vorbehalten hat. Das Schuldenwesen der europäischen Staaten hat in der neuern und neuesten Zeit eine so schwindelnde Höhe erstiegen, daß diesem Zustande der Finanzverfassung kein anderer aus der Vergangenheit verglichen werden kann. Mit diesem modernen Riesen wuchs auch die lernäische Schlange des Handels mit Staatspapieren auf und es ist sehr zu zweifeln, ob jemals ein Herkules kommen wird, dieses Ungethüm zu tödten. Die vereinigten Freistaaten von Nordamerika hatten 1791 eine Staatsschuld von 75,169,974 Doll., die 1816 ihren höchsten Stand, nämlich 123,016,375 Doll. erreichte, aber 1829 auf 58,362,135 Doll. gesunken und 1835 gänzlich getilgt worden ist. Dabei bedenke man, wie gefüllt die Arsenale dieser Staaten für Marine und Landheer sind und daß über 400 Banken vorhanden sind, die alle auf Industrie und Geldumlauf sehr vortheilhaft einwirken. Dagegen haben die europäischen Staaten, die großen fast nicht zu berechnenden Communal-, Kreis-, Landschafts- und Departementsschulden nicht mitgezählt, mehr als 15,000 Millionen Fl. Staatsschulden zu tragen, eine ungeheure Summe, die stets wächst und niemals bezahlt werden kann. Wie die Erhöhung der bisherigen Steuern, Anticipationen der Abgaben, die Creirung des Papiergeldes oder die Vermehrung desselben, so gehört das Schuldenmachen der Staaten in gezwungenen oder freiwilligen Anleihen zu den Mitteln, welche ein Staat in Zeiten der Noth ergreift. Das gelindeste, aber auch langsam wie ein schleichendes Gift verzehrende Uebel ist unter allen den genannten Nothmitteln das Schuldenmachen, wenn es ohne gezwungene Anleihen geschieht. Wird die Anleihe im Inlande eröffnet, so hat dies Verfahren den einzigen, aber vorübergehenden Vortheil, daß entbehrliche Capitale, und zwar gewöhnlich die der reichern Classen, der Regierung zugeführt werden, und durch den Umlauf derselben dem Volksvermögen für den Augenblick einigen Gewinn verschaffen. Allein jede Schuldenlast ist doch an sich eine Uebertragung des Drucks der Gegenwart auf die Zukunft, welche dadurch mit unverdienten Lasten beschwert wird. Napoleon hatte hierin ganz recht, wenn er sagte: „Jedes selbst wohlberechnete Anleihesystem ist ein Mittel, unmoralisch und verderblich zugleich. Es besteuert im voraus die künftigen Generationen; es opfert dem gegenwärtigen Augenblicke das theuerste Gut der Menschheit, das Glück der Kinder; es untergräbt unvermerkt das Staatsgebäude und verdammt eine Generation zu den Verwünschungen der folgenden." Deshalb ist es, wie Pölitz in seiner „Finanzwissenschaft" bemerkt, „für Regierungen und Völker gefährlich, wenn man die einschmeichelnde Lehre aufstellt, der Volkswohlstand und Reichthum werde durch das Schuldenmachen vermehrt; es sei daher nicht blos unschädlich, sondern sogar nützlich. Die Jahrbücher der Geschichte haben doch wohl hinreichend über die Folgen des Schuldenmachens in dem innern und äußern Staatenleben entschieden. Denn die von der Regierung erborgten Capitale werden verzehrt, so daß ihr Werth verloren geht, während der Privatmann, wenn er Capitale aufnimmt, durch dieselben gewöhnlich neue Capitale erzeugt und außerdem die aufgenommenen zurückzahlen kann. Dagegen müssen von den Capitalien, welche die Regierung aufnimmt, die Zinsen von dem Volke durch gesteigerte Abgaben ausgemittelt und auch die Rückzahlung des Capitals gedeckt werden, ohne daß das aufgenommene Capital selbst zur Vermehrung des Nationalreichthums oder zur Erzeugung neuer Capitale für den Volkswohlstand angelegt worden ist". Außerdem darf man nicht vergessen, daß die über die öffentlichen Schulden ausgestellten Staatspapiere nur so lange und in dem Grade Werth haben, als der Staat selbst Credit besitzt; denn das Capital, worauf sie lauten, ist consumirt und beruht nicht auf festen Hypotheken und Verbriefungen, wie bei den Schulden der Privatpersonen. In diesem Falle verliert der einheimische Gläubiger selbst seine reellen Güter und der Staat büßt, wenn er im Auslande borgte, nicht blos sein ganzes Vertrauen ein, sondern er ist noch gezwungen, die von ihm aufgebrachten Zinsen von einem Capitale,

das auf einem Schlachtfelde vernichtet ward, ins Ausland zu senden. Staatsschulden, schreibt Jacob in seinen „Grundsätzen der Nationalökonomie“, sind immer ein Uebel, und die Staaten und Völker sind besser daran, die nie dergleichen haben. Die größte Staatsweisheit besteht inzwischen darin, dieses Uebel, wenn es einmal entstanden ist, oder entstehen muß, in ein Gut zu verwandeln. Dieses geschieht aber eben dadurch, daß man den Staatscredit befestigt und dessen Schuldpapieren den Charakter productiver Capitale verschafft, so daß dieselben, wie hauptsächlich in England geschieht, zum Mittel werden, die Staatskräfte zu beleben und die Schuld wieder zu tilgen. Dazu sind die sogenannten Tilgungsfonds angelegt. Das Verfahren, wie Staatsanleihen aufgebracht und Schulden contrahirt werden, hängt genau mit dem Verkehr in Staatspapieren zusammen. So lange es blos Landschafts-, Kreis- und Provinzialschulden gab, nahm die Regierung die Capitale jedesmal von den eigenen Unterthanen in der betreffenden Landschaft oder Provinz und schloß mit ihnen so, als wäre ein Darlehen unter Privaten in Ordnung zu bringen gewesen. Natürlich hatten diese Schuldpapiere im Handel keinen weitern Umlauf. Als aber die eigentlichen Staatsschulden entstanden, und es im Interesse des Staats lag, so rasch als möglich Deckung für außerordentliche Bedürfnisse zu finden, ohne den Bedenklichkeiten der Einzelnen oder der Saumseligkeit der Provinzialstände ausgesetzt zu sein, gewöhnte man sich bald daran, bei einzelnen reichen Häusern selbst des Auslandes Anleihen zu machen, d. h. baares Geld gegen eine Art von Certificaten, die die Regierung als Schuldnerin ausstellt, aufzunehmen. In England kündigt in der Regel der Minister an, daß ein Anlehn mit Bewilligung des Parlaments gemacht werden solle und ladet die Bankiers ein, um ihre Gebote zu vernehmen, und wer von ihnen die geringste Provision fordert, d. h. für 100 Pf. St. in Papier das Meiste in Baarem bietet, dem wird nach vorhergegangenem Ausweis über seine hinreichenden Zahlungsmittel das Geschäft, die Staatsanleihe zu besorgen, zugeschlagen. „Die Unternehmer erhalten, so wie sie den ersten der mehrern Einzahlungstermine, die nach der Größe der Anleihe gewöhnlich fixirt werden, z. B. monatlich 10, 12, 15% entrichten, Certificate, worin die weiteren Termine angegeben sind, mit einer Anweisung auf die Bank, ihnen so viel, als worauf man einig geworden, für 100 Pfd. St. im Staatsschuldbuche, nebst einer bestimmten Provision gut zu schreiben, so daß die Unterzeichner eine bestimmte Zahl älterer Papiere zu einem ihnen günstigen Preis zu beziehen haben, auf der einen, und die Quittung über die Einzahlung auf der andern Seite; will nun der Inhaber, um weitere Summen für die folgenden Termine zusammen zu bringen, sein Certificat verkaufen, so unterzeichnet er die Anweisung und girirt es auf den Käufer in blanco, der es nun eben so wieder verkaufen kann, bis die letzte Terminszahlung geleistet ist, worauf sämmtliche Certificate bei der Bank in wirkliche Stocks umgewandelt werden. So lange das Anlehn noch nicht ganz aufgebracht und eingezahlt ist, heißt man es Scrip, abgekürzt für Subscription“. Aehnlich ist das Verfahren in Frankreich und in mehrern deutschen Staaten, mit dem einzigen Unterschiede, daß in Deutschland besondere Schuldverschreibungen, Theilschuldscheine oder Partialobligationen neben der auf den ganzen Betrag lautenden Hauptverschreibung ausgefertigt werden. Die allmähliche Entstehung der Schulden in den einzelnen größern Staaten bedingt zugleich den Ursprung der Handels- und Staatspapiere.

Staatspapierhandel, s. Staatspapiere.

Staatsrath heißt in der Politik des 19. Jahrhunderts die höchste berathende Staatsbehörde, die, ohne Theil an der eigentlichen Verwaltung der Ministerien und an der Regierung, welche dem mit der Staatsgewalt bekleideten Regenten obliegt, zu haben, nur allein in der Prüfung der Gesetzvorschläge, in der Berathung des Regenten über Annahme oder Verwerfung derselben, in der Aufrechthaltung der Einheit zwischen den verschiedenen Ministerien und in der Ermittelung und Feststellung von Prinzipien für die Behandlung der wichtigen Staatsangelegenheiten ihre alleinige Aufgabe hat. Schon in den ältesten Staaten, und überall da, wo sich Staaten aus dem patriarchalischen Leben herausgebildet hatten, gab es ähnliche Behörden, wie sich denn der Senat im republikanischen Rom gleichfalls Staatsrath (publicum consilium) nannte, wiewohl der Wirkungskreis desselben sowohl

im Alterthume, wie auch in den Staaten der neuesten Zeit ganz verschieden und nach dem Charakter der Verfassung abweichend gestaltet hat. Der großbritannische Staatsrath (privy council) ist in der That nur ein Phantom, weil ihm das Recht der Gesetzprüfung, die den Parlamenten zugetheilt ist, nicht zukommt, und überhaupt durch die Volksrepräsentation fast überflüssig gemacht wird. Die reinste Idee eines Staatsrathes hatte Napoleon aufgefaßt, indem er 1799 eine solche Behörde schuf und ihr die gesetzgeberische Thätigkeit, die altgriechische Gewalt des Thesmotheten vindicirte. In dem Kreise von brauchbaren, eminenten politischen Talenten, entwickelte Napoleon seinen schöpferischen Genius mit gleichrichtigem Scharfblicke in die großen Staatsgeschäfte und mit eben so viel Kühnheit als auf dem blutigen Schlachtfelde. Nach dem Sturz Napoleon's verlor auch der Staatsrath seine Seele und sank allmählich zu einem administrativen Werkzeuge herab, das nach der Julirevolution zwar noch fortbestand, aber nicht leben und nicht sterben konnte, insofern er weder Gesetzvorschläge zu prüfen, noch den König zu berathen hatte, jenes war das Geschäft der Kammern, dieses hatte das Ministerconseil zu besorgen. In andern Reichen, die, wie Neapel, Spanien, Bayern, Baden am 21. Sept. 1811, Würtemberg am 1. Juli 1811 dem französischen Musterbilde folgten, ist der Staatsrath gleichfalls ein bloßes Schattenbild geworden, das nur noch beibehalten wird, weil die Mitglieder desselben nun einmal auf Besoldung gewiesen sind. Vollkommner und einflußreicher war der preußische Staatsrath, wie er seit dem 30. März 1817 bestand. Schon seit 1605 (nicht 1604) gab es hier einen Staatsrath, der aber Alles in Allem war und mit Antheil an der Regierung, an der Gesetzgebung und mit dem ganzen Umfange der Staatsverwaltung belastet war. Der frühere Staatsrath war nichts Anderes, als das Staatsministerium selbst, bis der große Kurfürst Friedrich Wilhelm und der große König Friedrich II. einige Aenderungen vornahm. Von 1817—1848 war er die höchste berathende Behörde unter dem Vorsitze des Königs und bestand aus den Prinzen des königlichen Hauses, wenn sie 18 Jahre alt waren, aus den Staatsdienern, die durch ihr Amt zu Mitgliedern berufen sind, aus Staatsministern, Feldmarschällen, dem Generalpostmeister, dem Chef des Obertribunals und der Oberrechnungskammer, den ersten geheimen Cabinetsräthen, aus dem Präsidenten der Staatsschuldenverwaltung, aus 7 commandirenden Generalen und aus den Provinzial-Oberpräsidenten, wenn sie in Berlin anwesend waren. Wenn man geglaubt hat, der Staatsrath, aus den höchsten Verwaltungsbehörden und aus der Elite des Staatsdienstes zusammengesetzt, bei dem großen Nutzen, den er dem Könige insofern leistete, als dieser Gelegenheit hat, außer dem Gutachten seiner Minister auch die Stimmen anderer von der Verwaltung unabhängiger und erfahrener Männer zu vernehmen, dieser Staatsrath sei ein Ersatz für den Mangel reeller Volksrepräsentation, so hat man in dem übereilten Schlusse vergessen, daß die rechtschaffensten Beamten doch nicht immer die besten Rathgeber in allen Angelegenheiten sind, und daß der Staatsrath, auf die Dauer erwählt, nicht vom Volke selbst berufen ist, mithin nicht wie der Landtag aufgelöst werden und auch keine Volksgewalt darstellen kann. Der Staatsrath ist weit abhängiger von Zusammensetzung durch die Regierung, und als besoldeter Diener der Staatsgewalt kann er geneigter sein, das Interesse der Regierung zum Nachtheil des Volksinteresses zu fördern. Wo, wie in England und Frankreich, eine kräftige Nationalrepräsentation sich um den Thron schützend und prüfend herumstellt, ist, wie es scheint, auch der beste Staatsrath überflüssig, zumal wenn ein Ministerconseil vorhanden ist. Vgl. Malchus „Der Organismus der Behörden", Murhard „Politische Annalen" (Jahrg. 1821, St. 13), Bülau „Behörden in Staat und Gemeinde" (Lpz. 1836).

Staatsrecht, s. Staatswissenschaft.

Staatsschatz nennt man eine aus dem Ueberschuß der jährlichen Staatseinnahme über die Staatsausgabe gebildete Ansammlung baaren Geldes in einer besondern Staatskasse, wodurch die Regierung sich für den Fall der Noth, besonders für unerwartete Kriege ausrüsten will. In früherer Zeit, als bei außerordentlichen Bedürfnissen das große Hülfsmittel beträchtlicher Staatsanleihen noch unbekannt war, mochte die Anlegung eines Staats-

schatzes für weise Maxime der Staatsregierung gelten, wie denn Preußen seine Macht bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auf sein Heer, auf protestantische Glaubensfreiheit und Intelligenz und auf den Reichthum eines Staatsschatzes gründete. Jetzt aber wird nach den Regeln der gesunden Volks- und Staatswirthschaft der Staatsschatz allgemein, zumal in den Staaten als schädlich verworfen, welche durch eigne Stärke, nicht allein durch Convenienz der größern Mächte, selbständig sind, oder da, wo die Staatsregierung in dem Bewußtsein ist, durch den allgemeinen Nationalwillen unterstützt zu werden, oder diesen beherrschen zu können. Ein Staatsschatz kann nur gesammelt werden, wenn die jährlichen Einnahmen größer als die jährlichen Ausgaben des Staates sind. Es wird mithin durch das Dasein eines Staatsschatzes zunächst der von Vernunft, Recht und Staatspraxis gebilligte und bewährte Grundsatz der Nationalökonomie: „daß aus dem Vermögen des Volkes nie mehr aufgebracht werden dürfe, als zur Deckung der ordentlichen und außerordentlichen Jahresbedürfnisse des Staates erforderlich ist“, aufgehoben. Die Mehreinnahme zu Gunsten des Staatsschatzes entzieht dem Nationalvermögen große Capitale, erleichtert also die Production nicht nur nicht, sondern erschwert sie sogar und vertheuert sie und macht das Volk ärmer, indem die Schätze, todt und nutzlos im Kasten liegend, die Ausbildung der Staatskräfte verhindern. Will aber die Regierung das baare Geld rentbar machen, so kann sie dies nur durch Anlegung in Staatspapieren; doch tritt in diesem Falle der nämliche Uebelstand ein, der vermieden werden sollte, daß die Regierung beim Ausbruche des Krieges gezwungen ist, Staatspapiere zu einem niedrigeren Curse zu veräußern, als sie dieselben in Friedenszeiten einkaufte.

In repräsentativen Staaten ist das Sammeln eines Staatsschatzes an sich unmöglich, weil nie eine Steuer zur Anlegung desselben auf das Budget aufgenommen und von den Ständen bewilligt werden kann. Es würde dieses Sammeln also nur auf die von der bewilligten Civilliste ersparten, oder auf die aus dem Ertrage der sogenannten fürstlichen Chatoullengüter fließenden Einkünfte sich beschränken müssen. Dagegen findet sich ein Staatsschatz in Autokratien und in Staaten, wo die Stände keine Stimme über den Geldhaushalt des Staats besitzen, wie in Rußland. Vgl. Gönner „Die Nothwendigkeit eines Staatsschatzes, staatswissenschaftlich und juridisch erwogen“ (Landsh. 1805).

Staatsschuld, s. Staatspapiere.

Staatsstreich, s. Coup.

Staatswirthschaft, s. Nationalökonomie.

Staatswissenschaften nennt man den ganzen Umfang aller derjenigen Wissenschaften, in welchen die Idee des Staates, als einer zur Erreichung der individuellen und allgemeinen Wohlfahrt bestimmten Rechtsgesellschaft, den alleinigen Grundbegriff bildet. Bezeichnet man alle einzelnen Theile der S. zusammengefaßt mit dem allgemeinen Namen der „Staatswissenschaft im weitesten Sinne“, so enthält diese als wissenschaftliche Darstellung die Lehre, theils wie die beiden höchsten Bestimmungen des Staatslebens, die absolute Herrschaft des Rechts und allgemeine Verbreitung der möglichst höchsten Wohlfahrt verwirklicht werden sollen und können, theils wie sie in den vormals bestandenen und noch bestehenden Staaten verwirklicht worden sind oder werden oder verfehlt wurden. Zu diesem Begriff ist erst die neuere Zeit gelangt; die ältere hatte und kannte zwar Staaten, die, so gut es ging, regiert und wohl oder übel verwaltet wurden, aber die klare und wissenschaftliche Kenntniß von der Kunst, wie Regierung und Verwaltung am zweckmäßigsten gehandhabt würden, besaß man nicht. In England, Frankreich und den Niederlanden fand die Liebe zur Staatswissenschaft weit mehr Eingang, als in Deutschland, vielleicht aus dem Grunde, weil der westfälische Frieden den deutschen Gelehrten von allem Antheil an den Staatsgeschäften ausschloß, oder weil die Verfassung der deutschen Staaten und das davon abhängende Volksleben die Aufmerksamkeit von den öffentlichen Angelegenheiten abwendete. Merkwürdig und der tiefern Untersuchung werth ist übrigens der Umstand, daß gerade die Staaten einen höhern Grad staatswissenschaftlicher Bildung erreichten, welche in ihrem Schooße alle Gräuel und Erschütterungen einer furchtbaren Staatsumwälzung erlebt haben.

Inzwischen war es doch Deutschland, wo sich die kräftigsten Stimmen für politische Studien zuerst vernehmen ließen, indem Luther bereits vor mehr als 300 Jahren, freilich auch zur Zeit einer, wenn auch nur religiösen Revolution, in seiner Schrift „an die Rathsherrn aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten sollen", 1524, an die Nothwendigkeit und an den großen Nutzen erinnerte, die Kunst der Regierung auch wissenschaftlich zu erlernen. „Es muß doch" — schreibt der kräftige Mann — „weltlich Regiment bleiben. Soll man denn zulassen, daß eitel Rüllzen und Knebel regieren, so man's wohl bessern kann? So ist's auch ein unmenschlich Bosheit, so man nicht weiter denkt, denn also: wir wollen jetzt regieren, was geht uns an, wie es denen gehen werde, die nach uns kommen? Nicht über Menschen, sondern über Säu und Hunde sollten solche Menschen regieren, die nicht mehr denn ihren Nutzen oder Ehr im Regiment suchen. Wenn man gleich den höchsten Fleiß fürwendete, daß man eitel feine, geschickte Leute erzöge, zu regieren, es würde dennoch Mühe und Sorge genug haben, daß es wohl zuginge. Wie sollte es denn zugehen, wenn man da gar nichts zuthut?" Aber diese Stimmen und Mahnungen der übrigen Reformatoren verhallten und es geschah nichts für die höchst wichtige Wissenschaft vom Staate. Unterdessen erhoben sich die Kameralwissenschaften (s. d.), deren Name auf die Zeiten hindeutet, in denen die deutschen Staaten ihre gesammte Staatsverwaltung zunächst nur auf das fürstliche Kammercollegium bezogen. Friedrich Wilhelm I. von Preußen war der Erste in Deutschland, den sein sparsamer Staatshaushalt und seine eminente Thätigkeit für Landwirthschafts-, Gewerbs- und Handelskunde dahin leiteten, eigne Lehrstühle für Kameralia auf den Universitäten Halle und Frankfurt 1727 zu stiften. Wiewohl das Beispiel in andern Staaten nicht ohne Nachahmung blieb, so hatte die Staatswissenschaft doch keinen Gewinn, weil man sie mit der Kameralwissenschaft verwechselte, Beide für gleichbedeutend hielt, und erst später schied man einzelne Theile von den Kameralien als selbständige aus, betrachtete und behandelte sie aber als einen lockern und haltlosen Anhang der Kameralwissenschaften. Die großen Bewegungen am Ende des 18. und im 19. Jahrhunderte haben auch in Deutschland die Umgestaltung der politischen Studien zur Folge gehabt und die Kameralwissenschaften sind nun zu den selbständig gewordenen und emancipirten, wenn auch nicht in allen Theilen gleich ausgebildeten Staatswissenschaften in das Verhältniß einer bloßen Hilfswissenschaft getreten. Der vielseitige Nutzen der Staatswissenschaften ist jetzt so allgemein anerkannt, daß man von dem Historiker, der früher seine ganze Kunst in die Fertigkeit setzte, die nackten Thatsachen ohne alle Kenntniß von dem Wesen des Staatslebens in der Erzählung aneinander zu reihen, nun mit Recht fordert, daß er mit Einsicht in die politische Natur des Volkes und aller öffentlichen Verhältnisse, mit der Kenntniß der natürlichen Elemente des Staates und den Bedingungen ihres Wirkens ausgerüstet sei. Um als guter Verwaltungsbeamter zu gelten, ist es für den Juristen nicht mehr allein hinlänglich, wenn er die Zwölftafelgesetze, den Codex Justinian's und das Landrecht kennt; er muß auch einzelne Theile der Staatswissenschaft genau, die andern wenigstens elementarisch studirt haben. Deswegen wurden selbständige Facultäten in Heidelberg, Würzburg, Tübingen u. a. O. errichtet, und die Regierungen ließen es nicht an Befehlen und Ermahnungen mangeln. Das dadurch hervorgerufene rührige Streben nach staatswissenschaftlicher Grundkenntniß ist nicht blos löblich, sondern eines der sichersten Mittel, die kraftvolle, aufstrebende Jugend durch Mittheilung deutlicher und richtiger Begriffe über den Staat, über seine Bestimmung und Bedingungen, über seine Anstalten und Bedürfnisse vor unzähligen Verirrungen zu bewahren. „Wäre das" — so schreibt Buchholz in seiner „Neuen Monatsschrift für Deutschland" (1822, S. 493), — „wornach das Jahrhundert strebt, die Staatswissenschaft bereits in einer solchen Vollständigkeit, daß die Organisationsprinzipe über alle Zweifel daständen, so würde darin, wenn in irgend etwas, das souveränste Gegenmittel gegen alle Umwälzungen gegeben sein. Sie wird sich aber, wie sehr sie verkannt werden möge, dazu emporarbeiten, weil sie das Kind des Jahrhunderts ist, d. h. diejenige Geburt, zu welcher in allen Zweigen menschlicher Erkenntniß Alles vorbereitet ist, Alles drängt". Mit derselben Energie, wie die Menschheit in den Tagen

der Reformation nach Aufklärung in den kirchlichen Angelegenheiten und nach Freiheit des Gewissens rang, ringt sie jetzt nach klaren Begriffen in den Staatsangelegenheiten und nach bürgerlicher Freiheit. Dieser Aufschwung kann wohl gehemmt, aber niemals durch irgend eine menschliche Macht unterdrückt werden, so wenig als die Stürme des 30jährigen Krieges den Segen der Reformation vernichten konnten. Die Unterdrückung des frischen Lebens ist darum menschlich unmöglich, weil dasselbe rein geistiger Natur ist, die wohl auf einige Zeit Schranken duldet, aber alsdann mit desto größerer Gewalt und Unwiderstehlichkeit durchbricht. Welche Gegenmittel auch angewandt sein mögen, um lebendig erwachte Theilnahme des Volkes an den höchsten Angelegenheiten des irdischen Daseins in das Bett der breiten Gemächlichkeit und des altväterlichen Herkommens zurückzudrängen, der Erfolg ist kein anderer gewesen und wird kein anderer bleiben, als mit verdoppelter Kraftanstrengung das Ziel zu erreichen. Ein gewaltiger Kampf um die Prinzipien und die aus ihnen hervorgegangenen Ergebnisse in den Systemen ist erhoben, und bei solchen gewöhnlich sich schnurgerade entgegengesetzten Theorien, die der Tag ins Leben ruft, aber auch wieder in Vergessenheit versetzt, gewinnt die Wissenschaft jedesmal, weil in der Regel keine Partei so voll von Vorurtheilen und Irrthümern ist, daß sie nicht auch etwas Gutes und Wahres schaffe. Wenn nun gleichwohl die Staatswissenschaft nicht in allen ihren Zweigen gleichmäßig ausgebildet und zu der rein wissenschaftlichen Höhe, zu der sie fähig, gediehen ist, so ist sie doch in ihrer gegenwärtigen Gestalt weit über den gebrechlichen Anfängen ihrer Jugend; und diese jugendliche Stärke hat sie allein in den letzten anderthalb Decennien gewonnen. Ihrem Wesen nach und bei der gegenwärtigen Gestaltung besteht sie theils aus philosophischen Wissenschaften, welche lehren, wie nach den Forderungen der Vernunft Recht und Wohlfahrt verwirklicht werden sollen und können; theils aus geschichtlichen, welche durch Thatsachen aus der Geschichte nachweisen, ob und wie Recht und Wohlfahrt vormals und jetzt verwirklicht worden sind, oder nicht; theils endlich aus gemischten oder solchen Wissenschaften, in denen, wie in der Politik, in der Staatswirthschaftslehre, in der Finanz- und Polizeiwissenschaft, die aus der Vernunft für die Verwirklichung des Staatszweckes stammenden Grundsätze mit geschichtlichen Thatsachen zusammengehalten, erläutert und versinnlicht werden. Die Theile der Staatswissenschaft sind: 1) die philosophische Rechtslehre im weiteren Sinne, oder das Natur- und Völkerrecht (s. d.). 2) Das Staats- und Staatenrecht. Das Ideal der unbedingten Rechtsherrschaft, wie es nach der unveränderlichen Gesetzgebung der Vernunft im Natur- und Völkerrechte entworfen ist, tritt im Staatsrechte der Wirklichkeit näher und wird hier auf die Gesammtzahl der Individuen angewandt. Das Staatsrecht ist zwar auch eine philosophische Wissenschaft, weil seine Unterlagen eben aus der Vernunft kommen, allein es nimmt, da der Staat eine aus der Erfahrung stammende Thatsache ist, immer die Menschen, wie sie sich als sittlich mündige und sittlich unmündige ankündigen, und macht den rechtlich gestalteten Zwang, ohne den der Staat als Rechtsgesellschaft nicht bestehen kann, nothwendig. Außerdem enthält das allgemeine Staatsrecht zugleich den wissenschaftlichen Maßstab für die Vollkommenheit oder Mangelhaftigkeit jedes positiven Staats- und Privatrechts aller sowohl erloschenen, oder noch bestehenden Staaten und Völker. Seinem Wesen nach ist das philosophische oder allgemeine Staatsrecht „die systematische Darstellung der Grundsätze, nach welchen das Gleichgewicht zwischen der äußern Freiheit aller zur bürgerlichen Gesellschaft vereinigten Wesen unter der Bedingung des rechtlich gestalteten Zwanges innerhalb des Staates begründet, erhalten und gesichert wird“. Unterabtheilungen des Staatsrechts sind das reine Staatsrecht, welches in der Lehre von Urverträgen des Staates, von den einzelnen Theilen der höchsten Gewalt und in der Lehre von der rechtlichen Verfassungs- und Regierungsform die Mittel aufstellt, durch die der Zweck des Staates und der Menschheit erreicht werden kann. Die zweite Unterabtheilung des Staatsrechtes ist das philosophische Staatsrecht oder die wissenschaftliche Darstellung der rechtlichen Gestaltung und Anwendung des Zwanges und namentlich der Strafe, als des nothwendigen und wirksamsten Mittels für die Erhaltung des bedrohten und für Wiederherstellung des verletzten oder gestörten Staatszweckes. Von dem Staatsrechte muß das

Staatenrecht unterschieden werden. Dasselbe verhält sich zu dem ihm zur Unterlage dienenden Völkerrechte, wie das philosophische Staatsrecht zu dem Naturrechte, und es ist in seinem Wesen die wissenschaftliche Darstellung der allgemeinen Grundsätze für das rechtliche Nebeneinanderbestehen mehrerer oder aller Staaten, unter der Bedingung des rechtlich gestatteten Zwanges nach vorhergegangener Rechtsverletzung. Das Nebeneinanderbestehen der Staaten wird durch Verträge, Verbindungen und Allianzen vermittelt; der andere Theil des Staatsrechts handelt von dem Zwange, nämlich von Repressalien (s. d.), Retorsionen und vom rechtlichen Kriege (s. d.), so wie von der Bundesgenossenschaft, von Neutralität und vom Frieden. Wie man früherhin das philosophische und das praktische europäische Völkerrecht mit einander vermengte, so hielt man auch bis in die neuern Zeiten das Völker- und Staatsrecht für identisch, obwohl Kant schon in den „metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre" das Recht der Staaten im Verhältniß zu einander oder das „jus publicum civitatum" von dem Völkerrechte zu unterscheiden mahnte. 3) Die Staatskunst oder Politik ist eine gemischte Wissenschaft, da sie eines Theils auf das im allgemeinen Staatsrechte entworfene Ideal eines vollkommenen Staates gestützt ist, andern Theils aber aus der Geschichte die Beweise entlehnt, durch welche die theoretischen Grundsätze für die Verwirklichung der Rechtsherrschaft im äußern und innern Leben des Staates und für die Erreichung der individuellen und allgemeinen Wohlfahrt erläutert und bethätigt werden. Der weitere Inhalt dieses Zweiges der Staatswissenschaft ist unter dem Artikel Politik genauer auseinandergesetzt. 4) Die Nationalökonomie (s. d.), oder Volkswirthschaftslehre. 5) Die Staatswirthschaftslehre und Finanzwissenschaft. 6) Die Polizei-Wissenschaft oder Polizei (s. d.). 7) Die Geschichte der Staatensysteme Europas und Amerikas aus dem Standpunkte der Politik oder der Staatskunst u. A. 8) Die Staatenkunde oder Statistik (s. d.). 9) Das positive Staats- oder das Verfassungsrecht. 10) Das praktische Völkerrecht (s. d.), oder die Wissenschaft von den in christlichen Staaten und von gesitteten Völkern angenommenen Grundsätzen des Rechts und der Klugheit für die Erhaltung und Behauptung der in ihrem gegenseitigen Verkehr bestehenden politischen Formen. 11) Die Diplomatie (s. d.). 12) Die Staatspraxis, deren Aufgabe es ist, die Theorie und die Praxis des Staatsmannes mit einander zu verbinden. Wenn sie zu einer Wissenschaft aufgewachsen sein wird, wird sie die zusammenhängende und systematische Anweisung zur zweckmäßigen Betreibung der Staatsgeschäfte sein. Ihr nothwendiger Zweck ist kein anderer, als daß Alles im Staatsleben verwirklicht, oder wenn es schon besteht, erhalten, fortgebildet und verstärkt werde, was Vernunft, Geschichte und Völkerrecht wie Völkersitte als den Rechten der Wohlfahrt der Staaten gemäß erkannt haben, und was als wesentliche Bedingung des rechtlichen Daseins, der Fortdauer und der Vervollkommnung der Staatsorganismen erscheint. In diesem Sinne ist sie von der Staatskunst oder Politik als einer Art theoretischen Wissenschaft, die praktische Seite und gleichsam die Krone aller Staatswissenschaften. Vgl. Vollgraff „Ueber den heutigen Begriff, Umfang und Gegenstand der Staatswissenschaften" (Marb. 1825); von Jakob „Einleitung in das Studium der Staatswissenschaften" (Halle 1819); Alex. Lips „Die Staatswissenschaftslehre oder Encyklopädie und Methodologie der Staatswissenschaften" (Erlang. 1813); Alb. Fritot „Science du publiciste ou traité des principes élémentaires du droit consideré dans ses principales divisions; avec des notes et des citations tirées des auteurs les plus célèbres" (11 Bde., Paris 1820—1823). Außerdem die Werke der bedeutendsten deutschen Publicisten Buchholz, Lotz, Rau, Graf von Soden, Sartorius, Pölitz, Murhard u. A. m.

Stab ist in Frankreich, der Schweiz und den Rheingegenden ein Längenmaß, das zum Abmessen von Schnittwaaren gebraucht wird. Seine Länge beträgt in Frankreich $526^5/_6$ Par. Linien, oder 1188 Metres, in Frankfurt a. M. $2^3/_{16}$ Frankf. Ellen, in St. Gallen $1^5/_9$ Wiener Ellen; in Tirol kommt der Stab als Bergwerksmaß vor und ist $1^3/_{20}$ Wiener Ellen lang. Als Zeichen der Macht ward im Alterthume der Stab den Herrschern vindicirt (s. Scep-

ter), desgleichen den Herolden und Friedensboten; der den Hirten beigelegte Stab ward im Mittelalter als ein symbolisches Zeichen und zugleich als eine Auszeichnung auf die Bischöfe übertragen. Beim Militär bezeichnet der S. die nicht zu den eigentlichen Compagnien, sondern zu dem Commando eines Bataillons, Regiments, einer Brigade oder Division gehörigen Personen, weshalb es einen Bataillons-, Regiments-, Brigade- und Divisionsstab gibt.

Stabat mater, ist der Anfang einer sogenannten Sequenz des katholischen Kirchengesanges, und ein berühmt gewordener Gesangtext in lateinischen Terzinen, der besonders an dem Feste der 7 Schmerzen der Maria gesungen ward. Der wahrscheinlichste Verfasser, ein gelehrter Jurist, Jacobus de Benedictis, gewöhnlich Jacoponus genannt, der durch den Tod seiner Gattin bewogen, 1268 in den Orden der Tertiarier trat, und mit Bußübungen und Gebet den Rest seiner Tage beschloß. Der Text ist vielfach verändert worden, oft ins Deutsche übertragen, und von den besten Kirchencomponisten in Musik gesetzt, besonders von Palestrina (achtstimmig), von Pergolesi zweistimmig mit Begleitung, von Haydn mit Orchesterbegleitung, am besten wohl von Stunz. Vgl. Lisco „Stabat mater etc." (Berl. 1843, 4.).

Staberle ist die Benennung eines stehenden Charakters der Wiener Localposse, in welchem ein ächter Wiener Spießbürger dargestellt und durchgeführt wird.

Stabiä, eine in Campanien, südlich von Pompeji an der Küste gelegene Stadt, die nach dem Bundesgenossenkriege, wo Sulla sie zerstörte, zu einem Flecken herabsank, und endlich beim Ausbruch des Vesuvs, 79 nach Chr., verschüttet ward. In neuerer Zeit hat man angefangen, ebenso wie in Pompeji und Herculanum, die Gebäude auszugraben.

Stabilität, entstanden aus stabilis, d. i. stehend und beständig, nennt man namentlich in der Politik die starre Beharrlichkeit bei dem Bestehenden, im Gegensatze zu der Bewegungspartei, und Stabilitätssystem das systematische Bestreben, das Bestehende zu erhalten.

Stablo, Stavelot, Hauptort eines Kantons der belgischen Provinz Lüttich, im Bezirk von Verviers, auf beiden Seiten der Amblere, die bei dem neuen Weiler Grand-Coo einen merkwürdigen Wasserfall bildet, hat eine Kirche, 5 Schulen, vorzügliche Lederfabriken (man zählt 2543 Lohgruben), Bräuereien, Leimsiedereien, 5 große Jahrmärkte, 638 Häuser und 3681 Einwohner. In der Nähe der Stadt gibt es Torfschachte und einige Mineralquellen. Stablo hat seinen Ursprung durch eine schon 657 von Sigibert, König von Austrasien, gegründete Abtei erhalten, deren Abt später in die Reihe der deutschen Reichsfürsten trat. Von dem alten Schlosse dieser geistlichen Fürsten sind nur noch Ruinen vorhanden.

Staccato nennt man die kleinen Punkte oder Striche über manchen Noten, welche ohne Verbindung und einzeln abgestoßen vorgetragen werden sollen. Diese abgestoßene Art zu spielen heißt dann ebenfalls S.

Stachelbeere ist die Frucht des Stachelbeerstrauchs (Ribes). Man unterscheidet deren zwei Hauptarten. Die rauhe Stachelbeere (Ribes grossularia) und die glatte Stachelbeere (Ribes uva crispa). Durch Cultur hat man von diesen beiden Hauptarten gegen 300 Spielarten erhalten. Die rothen, und unter diesen wieder die dunkelrothe, sind die wohlschmeckendsten, nach ihnen kommen die grünen, die gelben und zuletzt die weißen. Je dunkler die Farben von jeder Sorte sind, desto süßer und wohlschmeckender sind auch die Früchte. Auch übertreffen die frühzeitigen Sorten die spätern an Wohlgeschmack. Man benutzt die Früchte sowohl in unreifem als reifem Zustande zu Brühen, Gemüsen, Kuchen, Compot rc.; auch werden sie zu Wein benutzt, der durch Vermischung mit Johannisbeerwein dem Madeira im Geschmacke ähnlich wird und, gut verwahrt, sich lange hält.

Stachelschwein (Hystria cristata), ein gegen 2 Fuß großes, mit langen, schwarz und weiß geringelten Stacheln am Oberleibe, und mit dichten Haaren am Unterleibe ver-

sehenes Thier, dessen Heimath die warmen Gegenden Asiens, Afrikas und Europas sind. Es wohnt in Erdhöhlen und nährt sich von Früchten und Baumrinden. Bei der Bewegung des Thieres rasseln die Stacheln, und bei Gefahren rollt es sich wie der Igel zusammen, um sich gegen den Angriff durch den Stachelwald zu schützen. Daß das S. die Stacheln gleich Pfeilen auf den Feind abschießen könne, ist eine alte und verlebte Fabel. Das Fleisch ist eßbar und die Stacheln werden zu Zahnstochern und Stielen der Malerpinsel benutzt.

Stachelschweinaussatz (Hystricismus), ist der unpassende Name einer sehr seltsamen, bis jetzt nur in einzelnen Familien, wie es scheint, erblichen, chronischen Hautkrankheit, welche dem Fischschuppenaussatz (Ichthyosis) nahe kommt und vielleicht nur ein stärkerer Grad desselben ist. Zwar hatte schon Stalpaart van der Wyl einen ähnlichen Fall beschrieben und abgebildet, allein erst in der Familie Lambert aus Suffolk lernte man das Uebel genauer kennen. Der Stammvater dieser Familie wurde 1731 in seinem 14. Jahre zuerst mit diesem Uebel von dem Astronomen Machin beobachtet; er zeugte späterhin 6 Kinder, unter denen die Krankheit nur auf die männlichen Glieder forterbte. Nur ein Sohn blieb lebend, und dieser hatte 7 Töchter und 2 Söhne in einer eingegangenen Ehe erzeugt, unter denen dasselbe Verhältniß stattfand. Diese zwei Brüder der dritten Generation: John Lambert, 22 Jahr alt, verheirathet, so wie Richard Lambert, 13 Jahr alt, erschienen 1802 in Deutschland, wo sie von Blumenbach, Autenrieth und Tilesius untersucht und beschrieben wurden. Einen ähnlichen Fall machte Brambilla und (1830) Schmidt von einem weiblichen Individuum, Namens Francisca Kroves, aus Utrecht, 22 Jahre alt, bekannt. Die Haut der Lambert's, mit Ausnahme im Gesicht, der Handtellern und Fußsohlen, zeigte eine graue, schwärzliche Kruste, welche aus rhomboidischen, prismatischen, konischen Erhabenheiten bestand, von denen die größten 4—5 Linien lang und etwa 3 Linien breit, am äußern Ende gespalten waren. Cylinderartige oder gar hohle Röhrchen, wie man angegeben hatte, fanden sich nirgends, daher auch der Vergleich mit den Stacheln des Stachelschweins ganz unpassend war; vielmehr zeigte die Haut eine Aehnlichkeit mit der der Elephanten. Des Nachts, namentlich im Herbste, fielen mehrere Reihen Krusten von selbst ab. Als beide Brüder, so wie auch der Vater, die Blattern hatten, verloren sie im letzten Stadium derselben die Krusten, die sich aber bald nachher wieder bildeten. Uebrigens waren die Individuen alle wohlgewachsen, ganz gesund, von athletischer Constitution und als vorzügliche Boxer bekannt. Die Krankheit besteht offenbar in einem Leiden der Epidermis, ohne daß man jedoch über die bedingenden Ursachen Aufschluß erhalten hat. Ein Versehen der Mutter an Fischen, welches van der Wyl und Schmidt angeben, fand bei den Lambert's nicht statt, bei welchen das Uebel erst 5—6 Wochen nach der Geburt begann. Kunsthülfe zeigte sich fruchtlos. Um die Fortpflanzung des Uebels zu hindern, soll den Lambert's übrigens das Heirathen durch eine Parlamentsakte untersagt worden sein. Das Nähere sehe man in: W. G. Tilesius „Ausführliche Beschreibung und Abbildung der beiden sogenannten Stachelschweinmenschen ɀc." (Altenb. 1802, Fol. mit colorirten Kupfern); Schmidt „Descriptio Ichthyosis corneae congenitae in virgine observatae" (Bremen 1830, Fol., mit 3 illuminirten Steindrucktafeln).

Stackelberg, Otto Magnus, Baron von, ein berühmter Alterthumsforscher und Kunstkenner, wurde zu Reval den 25. Juli 1787 geboren, und 1801 auf das Pädagogium zu Halle, das damals unter Herm. A. Niemeyer's Leitung blühete, gebracht; er verließ dasselbe aber bald wieder, um in Göttingen und Genf das classische Alterthum und besonders die Archäologie der Kunst zu studiren, zu welcher ihn schon frühzeitig Neigung und Erziehung hingezogen hatte. Nach mehreren Reisen begab er sich 1808 nach Dresden, um sich daselbst praktisch in der Kunst auszubilden, und machte von da aus mit Tölken eine Fußreise nach Rom, von wo gerade damals Nors, Brondstedt, von Haller und Cockerell zu wissenschaftlichen Zwecken nach Griechenland abgehen wollten. Er ergriff die günstige Gelegenheit, und seine Reise, so wie die ungewöhnlichen Anstrengungen, Hindernisse und

Fährlichkeiten wurden durch die trefflichsten Entdeckungen belohnt. Die Auffindung des Apollotempels zu Bassä führte ihn zu überraschenden Resultaten, welche er in einem eigenen nach Form und Inhalt gleich großartigen Werke mitgetheilt hat: „Der Apollotempel zu Bassä in Arkadien und die daselbst ausgegrabenen Bildwerke“ (Rom 1826; Frankf. a. M., gr. Fol. mit Kupfertafeln und Vignetten). Nach seiner Rückkehr im Jahre 1814 blieb er bis 1816 in Reval in seiner Familie, ging aber darauf wieder nach Italien, stets beschäftigt mit der Veröffentlichung seiner wichtigen Entdeckungen oder der Läuterung und Entwickelung seiner Ansichten über antike Kunst. Auf seinen weitern Reisen durch Italien aber kam er fast unwillkürlich auf Untersuchungen über die Kunst des Mittelalters und es gelang ihm im Jahre 1827, die berühmten Hypogäen von Corneto in Etrurien aufzufinden. Seit jener Zeit machte S. bedeutende Reisen durch einen Theil von Europa, hielt sich seit 1829 längere Zeit in Dresden und Manheim auf und starb am 23. März 1837 zu Petersburg. Seine vorzüglichsten Werke sind außer dem oben genannten: „Costumes et usages des peuples de la Grèce moderne“ (Rom 1825); „Trachten und Gebräuche der Neugriechen“ (Abth. 1 und 2, Berl. 1831—35, Fol.); „La Grèce, vues pittoresques et topographiques“ (2 Bde., Par. 1830, Fol.); und „Die Gräber der Griechen in Bildwerken und Vasengemälden“ (Berl. 1839, mit 80 Kupfern).

Stade, 1) Königl. hannöversche Landdrostei mit 123 □M. und 265,808 Einw., begreift die Herzogthümer Bremen und Verden nebst Hadeln, Würsten und Kehdingen in sich. 2) Hauptstadt dieser Landdrostei und Festung, an der Schwinge, die hier schiffbar und durch einen Kanal mit der Ostsee und Hamme verbunden ist. Sie liegt hart an der Grenze des Marsch- und Geestlandes, ist Sitz der Landdrostei, eines Consistoriums und einer Generalsuperintendentur, der Justizcanzlei, des Hofgerichts, hat ein Gymnasium, Schullehrerseminar, Handel, Walfisch- und Heringsfang und 5800 Einw. 1/4 Stunde von S. an der Mündung der Schwinge in die Elbe liegt die schwinger Schanze, und vor derselben die Elbfregatte. Die Stadt Stade, deren Name von Gestade auf die Gründung einer Schiffer- und Fischercolonie hinweist, wird im 11. Jahrhundert zuerst in der Geschichte erwähnt, wo sie Residenz der Grafen von Stade ward. Ihre Blüthe fällt in die Zeit des hanseatischen Bundes, zu dem sie gehörte. Bis zum westfälischen Frieden war Stade freie Reichsstadt, kam dann an Schweden und ward zur Hauptstadt des Fürstenthums Bremen erhoben. Im Jahre 1719 ward die Stadt mit dem Lande an Hannover abgetreten, bei dem sie bis 1807 verblieb, und nach kurzer Zeit, die sie unter westfälischer Herrschaft stand, 1813 wieder an Hannover kam. Im Jahre 1814 ist Stade von Neuem befestigt. Der Stader Elbzoll, der bei Brunshausen auf der Elbe erhoben wird, wurde bedeutend erhöht, als Stade an Hannover kam. Auf dem Wiener Congreß wurde die Aufhebung dieses Zolles in Aussicht gestellt, doch sind bis auf die neueste Zeit herab alle Verhandlungen hierüber mit Hannover erfolglos geblieben. Vgl. Soetbeer „Des Stader Elbzolls Ursprung, Fortgang und Bestand“ (Hamb. 1839).

Städel, Johann Friedrich, bekannt durch die Gründung des nach ihm benannten Kunstinstituts von Frankfurt a. M. und durch den aus seiner testamentlichen Bestimmung hervorgegangenen Prozeß, war ein reicher Banquier und Mitglied des Bürgercollegiums zu Frankfurt a. M., geb. 1727, gest. am 2. Dec. 1816. Er bestimmte nämlich durch sein Testament 1,300 000 Gulden zur Gründung eines Instituts, in welchem nicht nur Kunstgegenstände, wie Oelgemälde und Kupferstiche, Handzeichnungen, Antiken, Gypsabgüsse, alte Sculpturen u. s. w., so wie auch eine auf die Kunst sich beziehende Bibliothek angeschafft und unterhalten werden, und Künstlern und Kunstfreunden an bestimmten Tagen der Zutritt offen stehen, sondern auch Söhne unbemittelter Aeltern aus der Stadt Frankfurt selbst, welche Talente zur Kunst zeigen und entwickeln, in den sich darauf beziehenden Kenntnissen und Fertigkeiten unentgeltlich unterrichtet und auswärts unterstützt werden sollen. Zur Vollziehung dieses seines Willens bestimmte Städel 5 seiner Freunde. Allein bald nach seinem Tode fingen die eigentlichen Erben einen Prozeß an, und wollten das Testament, weil der durch dasselbe eingesetzte Erbe bei der Einsetzung selbst noch gar nicht vorhanden

gewesen sei, umstoßen. Erst im J. 1828 kam es zu einem Vergleiche, nach welchem die Erben 311,000 Gulden erhielten und somit zum Ende des damals in Deutschland vielbesprochenen Prozesses.

Stadion, eine alte Familie, deren Ursprung in Hohenrhätien zu suchen ist, wo sich gegenwärtig noch die Ruinen des Stammschlosses Stadion befinden, welche aber später nach Schweden ihren Wohnsitz verlegte. Der Kaiser wollte einen aus diesem Hause, Walther von Stadion, zum Vogt des Glarnerlandes, gleich Geßler, machen, allein in dem Treffen bei Näfels kam Stadion mit fast allen seinen Rittern um. Später kommen noch andere Glieder dieser Familie vor, welche in den Reihen der Habsburger besonders gegen die Schweizer kämpfen. Bemerkenswerth ist auch Christoph von Stadion, Bischof von Augsburg, welcher ein Freund der Reformation und in steter Correspondenz mit Melanchthon die streitenden Parteien zu vereinigen stets bemüht war, wozu er seinen Einfluß auf Karl V. und Ferdinand I. benutzte; er starb auf dem Reichstage in Nürnberg 1543. — Johann Caspar von S., österreichischer Feldzeugmeister und Kriegspräsident, focht mit bei Nördlingen und hat eigentlich die Schlacht entschieden. Der Grafentitel wurde der Familie zu Theil durch den thätigen und in dem spanischen Erbfolgekriege einflußreichen Mainzer Staatsminister Johann Philipp von Stadion, welcher durch den Kaiser Leopold I. 1705 zum Reichsgrafen erhoben wurde. Nach seinen Söhnen Friedrich und Philipp theilte sich dies Haus in die Friedericianische und Philippinische Linie. Aus der Friedericianischen ist bemerkenswerth: Johann Philipp, Graf von Stadion, österreichischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der Finanzen, geboren den 18. Juni 1763. Nachdem er auf der Universität Göttingen Diplomatie studirt, wurde er schon im 25. Jahre seines Alters als österreichischer Gesandter nach Stockholm und 1790 an den englischen Hof geschickt, von welchem er nach zwei Jahren wieder abging, da der bisherige österreichische Gesandte zu Paris wegen der französischen Revolution hatte fliehen müssen, und nun in England alle Angelegenheiten seines Staats leitete. Stadion ging auf seine Güter zurück, und nachdem er sich mit einer Verwandten verheirathet, nahm er 1797 wieder österreichische Dienste an, und vermittelte besonders das durch die damalige Theilung Polens zwischen Oesterreich und Preußen unterbrochene Einverständniß beider Staaten. Im Jahre 1804 ging er als Botschafter nach Petersburg und bewog den Kaiser zur Allianz mit Oesterreich, 1805 wurde er von diesem Posten abberufen, um das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen, welches er in den kritischen Zeiten des französischen Krieges mit Consequenz und Einsicht leitete bis zum Jahre 1809, wo er wegen des unglücklichen Ausgangs des Krieges, den er veranlaßt hatte, abzudanken und seine Stelle dem Grafen Metternich zu überlassen genöthigt war. Er zog sich darauf wieder auf seine Güter zurück, hatte sich aber durch seine Einsicht in die politischen Verhältnisse so unentbehrlich gemacht, daß er von 1812 an zu vielen überaus wichtigen politischen Commissionen gebraucht, und bald auch zum Finanzminister erhoben wurde, als welcher er eine Nationalbank und einen Tilgungsfond gründete und darauf hinarbeitete, das Papiergeld allmählich außer Cours zu bringen, den österreichischen Credit zu heben und zu begründen und die Ausgaben zu beschränken. Er starb den 15. Mai 1824 zu Baden bei Wien. Weniger ausgedehnt und einflußreich war die Wirksamkeit seines ältern Bruders, Friedrich Lothar Gr. von St., geb. am 6. April 1761, welcher sich anfänglich mehr dem Studium der Wissenschaften und namentlich der Geschichte als der Diplomatie widmete, so daß er Domcapitular von Mainz und Würzburg, später auch zum Vice- und ordentlichen Präsidenten von Mainz und Würzburg und zum Curator der Würzburger Universität und 1798 zum Gesandten dieser Stadt auf dem Rastadter Congresse erhoben wurde. Im J. 1805, nachdem er in den österreichischen Staatsdienst getreten, sollte er die verwickelten österreichisch-bayrischen Verhältnisse ins Gleiche bringen und unterhandelte mit großem Erfolge. Nachdem er vor dem unglücklichen Ausgange des Krieges 1809 die Generalintendantur bei der Armee des Erzherzogs Karl verwaltet hatte und diese von den Franzosen geschlagen worden war, lebte er mit seinem Bruder auf seinen Gütern bis zu seinem Tode, welcher

den 9. December 1811 erfolgte. — Der Sohn Johann Philipp's, **Franz Seraph, Graf von S.**, geb. am 27. Juli 1806, hat sich namentlich in der neuesten Zeit im österreichischen Staatsdienst ausgezeichnet. Er hatte sich als Gouverneur des Küstenlandes und später als Gouverneur von Galizien den Ruf eines großen Administrationstalentes erworben und wurde am 21. Nov. 1848 an die Spitze des Ministeriums des Innern berufen. Er war es vorzüglich, welcher die Verfassung vom 4. März 1849 ins Leben rief, wodurch die damalige österr. Regierung dem in allen Fugen erschütterten und wankenden Kaiserreich einen festern Halt zu geben gedachte. Ehe aber die neue Schöpfung völlig beendet war, erlag Graf S. den angestrengten Arbeiten (Andere sagen, das russische Bündniß zur Bezwingung der ungarischen Insurrection habe er nicht überwinden können) und zwang ihn am 28. Juni 1849 in den Bädern von Gräfenberg die Herstellung seiner völlig zerrütteten Gesundheit zu suchen. Erst im Frühjahr 1851 konnte er das Bad verlassen.

Stadium ist eigentlich die zum Wettlauf bestimmte Rennbahn (zu Pferde- und Wagenrennen ist der Hippodrom angewiesen), welche durch einen gewöhnlich 600 F. langen und verhältnißmäßig breiten Erddamm gebildet wurde, 2 parallel laufende Seiten hatte, die an dem einen Ende durch einen Halbkreis mit einander verbunden und geschlossen waren, während das andere Ende offen war. Neben solchen Stadien aus Erddämmen, wie zu Olympia, zu Epidauros, zu Theben, gab es auch schon frühzeitig in Griechenland Laufbahnen, die von Stein aufgeführt waren, wie zu Delphi. Der Redner Lykurg gründete das steinerne panathenäische Stadium an den Ufern des Ilissos im Jahre 350 v. Chr., welches 500 Jahre später durch Herodes Attikus zu einem Wunder der Baukunst ausgeführt wurde. Diese Stadien waren bisweilen mit den Gymnasien verbunden, bisweilen waren sie blos in deren Nähe oder ganz isolirt. Dem Delphischen soll Herkules selbst die Ausdehnung von 600 Fuß gegeben haben und dies wurde dann Normalbahn für die übrigen. In der Nähe des Ablaufstandes hatten die Kampfrichter (in Olympia die 3 Hellanodiken) ihren Sitz auf erhöheten Plätzen, welchen gegenüber ein Altar stand, wo die Priesterin der Demeter als Zuschauerin der Spiele saß. An den Seiten erhoben sich die Stufensitze der Zuschauer. Die Römer veranstalteten in den Stadien in der spätern Kaiserzeit auch Thierjagden, welche freilich besondere bauliche Veränderungen nothwendig machten, wie z. B. zu Laodicea 80 Jahre n. Chr., zu Aphrodisias u. s. w. In solchen Thierhetzen wurden oft später Christen den Thieren zum Kampfe entgegengestellt, oder gar vorgeworfen. In früheren Zeiten errichtete Julius Cäsar zu einer fünffachen Triumphfeier ein Stadium für die Athleten, aber nur für die Zeit des Festes. Auch Augustus errichtete auf dem Marsfelde ein Stadium mit hölzernem Beschlage. Unter den spätern römischen Kaisern werden die Stadien überhaupt allgemeiner: so gründete Domitian ein solches, in welchem unter seinem Vorsitze Jungfrauen den Wettlauf hielten. — Weil nun aber die gewöhnliche Länge dieser Laufbahnen 600 Fuß betrug, so wurde Stadium auch die Bezeichnung des Längenmaßes von 600 Fuß nach Herodot = 625 römischen Fuß oder 125 römischen Schritten oder einem Achtel einer römischen Meile = $94^1/_2$ Toise franz. Maßes. Doch waren die Stadien von verschiedener Länge; von den Herodotischen gehen 44.46, von den griechisch-olympischen 40.4 auf die geographische Meile, oder 233 Ruthen rheinländisch, wenn 49 Ruthen = 1 Stadium, und 8 Stadien machen etwas über 1 römische Meile. Ein längeres Stadium, wovon $7^1/_2$ auf eine römische Meile gehen, kommt zuerst bei Dio Cassius vor.

Stadler, Maximilian, geb. 1748 zu Melk an der Donau, bekam den ersten Unterricht in der Musik von seinem Vater, einem Bäcker, und in der Benedictinerabtei zu Melk, und ward später in das Stift Lilienfeld als Discantsänger aufgenommen, wo er zugleich eine höhere Schulbildung und Uebung im Orgelspiel bekam. Er entschied sich für den geistlichen Stand und studirte in Wien im Jesuitercollegium, begann 1766 sein Noviziat in Melk und ward 1772 Priester. Er machte als Componist und Orgelspieler bald Aufsehen. Er war 10 Jahre Lehrer der theologischen Facultät in Wien und zugleich Pfarrer, dann ward er 1786 Abt in Lilienfeld und 1787 in Kremsmünster. Nach Auf-

hebung der Klöster lebte er bis 1803 als Privatmann, dann bekleidete er mehrere Pfarrämter, die er 1815 wegen Kränklichkeit aufgab und sich bis an seinen Tod am 8. Nov. 1833 hauptsächlich mit Musik beschäftigte. Wir besitzen von ihm alle Arten von Compositionen, besonders Kirchenmusik, und in dieser Gattung ist er einer der besten Componisten der neueren Zeit. Sein Hauptwerk ist das Oratorium: das befreite Jerusalem, Text von Collin.

Stadt, ist der Inbegriff einer größern Häusermasse, die eine Gemeinheit von Menschen einschließt, welche unter der Regierung und unter dem Schutze einer Gemeindeobrigkeit stehen und bürgerliche Geschäfte zu treiben berechtigt sind. Die Städte entstehen in jedem Volke mit dem Anfange des politischen Bewußtseins desselben und meist zum Schutze nach außen, für welchen die größere Vereinigung von Menschen auf einem Punkte Gewähr leistet. Daher hat der Ursprung der Städte bei allen Nationen etwas Aehnliches gehabt. Im Oriente bildete sich anfänglich aus mehreren Familien eine Gemeinde unter einem gemeinschaftlichen Familienoberhaupte, und diese bauten sich, theils aus Hang zur Geselligkeit, theils aus der Sorge für ihre Ruhe und Sicherheit, feste Wohnsitze, welche sie später des größern Schutzes wegen mit Mauern umgaben. Nimrod soll die ersten Städte gegründet haben; allein vielleicht deutet schon der Thurmbau von Babel auf feste Wohnsitze und Vereinigung in denselben. Diospolis, später Theben, in Aegypten, hielten die Aegypter selbst für die älteste Stadt. Von Athen wird angegeben, daß es von Cecrops im Jahre 1583 v. Chr. gegründet worden sei, weshalb es anfänglich Cecropia hieß. Die eigentliche Gründung der Stadtgemeinde Athens aber ist erst von Theseus herzuleiten, welcher die zerstreuten Gemeinden von Attika in einer Stadt (Asty) am Fuße der alten cecropischen Burg (Akropolis) vereinigte. Daß Rom aus einem Zusammenfluß verschiedenartiger Elemente entstanden ist, ist bekannt. Wenn es im Mittelalter auch schon längst (z. B. von den Römern angelegte) Städte und Burgen gab, so waren dies doch bis Heinrich I. noch nicht feste und wohlverwahrte Plätze, und das eigentliche Städteleben beginnt erst während der Kreuzzüge. Der deutsche Kaiser Heinrich I. nämlich legte zum Schutze seines Landes gegen fremde Einfälle Schanzen an, andere bewohnte Ortschaften, wo sich vielleicht ansehnliche Kirchen und mehrere Häuser beisammen fanden, umzog er mit Mauern und Thürmen; jeder 9. Mann vom freien Landvolke mußte als Besatzung in der Stadt wohnen. Wahrscheinlich sind alle erhebliche Ortschaften auf diese Weise zu Städten (urbes) eingerichtet. Das Leben der Städte und das freistädtische Wesen derselben im Mittelalter hat seine Quelle schon in den Einrichtungen des karolingischen Reichs. In Italien erwuchs im 11. Jahrhundert eine Stadtgemeinde dadurch, daß alle freie, lehnsdienst- und zinspflichtigen Leute unter einem Richter vereinigt wurden. Die Vertreter dieser Gemeinde waren die sogenannten Gerichtsschöffen (scabini judices); wie aber die Bischöfe den schöffenbar freien Gemeinden ihre Hoheitsrechte schenkten, abtraten oder verkauften, so kam die Ausübung dieser Hoheitsrechte an mehrere Schöffencollegien, welche unter dem Vorsitze des Viccomes zu einem großen Collegium der Stadt vereinigt wurden; dieses Collegium erhielt allmählich fast alle höhere Staatsgewalt. Auch in Deutschland wie in Italien hatte die Exemtion vom Grafenbann die Vereinigung der verschiedenen Stadtgemeinden zu einer Stadtgemeinde zur Folge. Die Stände der Städte waren 1) Die Ministerialen, d. h. ritterliche Dienstleute des Stadtherren, 2) schöffenbar Freie, welche meist vom Handel lebten, und 3) zinspflichtige hörige Gewerbs- und Ackerleute. Nur die Ministerialen und schöffenbar Freien hatten Zutritt zu den Schöffencollegien, denen von den deutschen Fürsten freiwillig Hoheitsrechte geschenkt wurden, und welche unter dem Vorsitze von Vögten oder Schultheißen zu Gerichte saßen. Die höchsten Stadtbeamteten waren die Raths- oder Bürgermeister. In Frankreich war es ganz ähnlich; der Vorsteher der Stadtgemeinde hieß major (maire) des Stadtrathes, theils Voigt oder Burggraf, theils Schultheiß. Durch die roncalischen Beschlüsse aber suchte Friedrich I. diese republikanischen Einrichtungen zu beschränken, indem er in den ihm unterworfenen Städten zur Ausübung der kaiserlichen Hoheitsrechte kaiserliche Gewaltsboten (podestas) anordnete, welche allein vom Kaiser abhingen. Allmählich gelangte auch der

Handwerkstand, entweder mit Gewalt oder durch Uebereinkommen, zur Theilnahme am gemeinen Wesen, wodurch die Gemeinde in Italien eine militärische Form erhielt mit einem an der Spitze stehenden Hauptmann des Volkes (capitano del popolo), welcher dem Repräsentanten der Aristokratie, dem Podestaten fast immer feindselig gegenüber stand. Um diese Streitigkeiten zu schlichten, verliehen die Städte selbst einem benachbarten Kriegsoberst oder Fürsten die oberste politische Gewalt in der Stadt, die Signorie, indem sie ihn schwören ließen, die Rechte der einzelnen Stände zu schützen. Dadurch kamen namentlich die oberitalischen Städte später unter die Herrschaft einzelner Familien, wie der Visconti's und Sforza's in Mailand, der Este's in Ferrara, der Carrara's in Padua u. s. w. Auch in Deutschland bildete sich der 3. Stand allmählig so aus, daß er es im 14. Jahrh. dahin brachte, daß eine dritte Rathsbank hergestellt wurde; ja in mehreren Städten wurden die Stadtjunker oder schöffenbar Freien, die Patricier, geradezu vertrieben, oder wenigstens ihres Antheils an dem gemeinen Wesen beraubt. Je höher nun die Macht der Städte stieg, desto mehr suchten mehrere Kaiser, wie besonders Adolf von Nassau und Albrecht von Oesterreich, wenigstens die minder wichtigen zu unterdrücken. Deshalb argwöhnisch gemacht und zugleich nach größerer Selbständigkeit trachtend, vereinigten sich die größern wie die kleinern Städte zu Schutz- und Trutzbündnissen, besonders unter Karl von Lützelburg und seinem Nachfolger Wenzlav 1378, von denen 5 die bedeutendsten sind: 1) die deutsche Hanse, 2) die Vereinigung der friesischen Seelande, 3) der rheinische Städtebund, 4) die schweizerische Eidgenossenschaft, 5) der schwäbische Städtebund. Dadurch wurde Selbständigkeit des städtischen Lebens und besonders der bedeutende Handel begründet. Aber in der neuern Zeit, als sich seit der Reformation das monarchische Princip den Städten gegenüber mehr und mehr ausbildete und befestigte, sank auch das Ansehen dieser durch den westfälischen Frieden bestätigten freien Städte, deren viele in die Gewalt von benachbarten Fürsten kamen, bis sie durch den Reichsdeputationsabschied im J. 1803 mit Ausnahme von Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt a. M., so wie auch Krakau, welches durch den Wiener Congreß in seiner politischen Selbständigkeit anerkannt wurde, ihre Autonomie verloren.

Städteordnung, s. Gemeindeordnung.

Stadtrechte. Die ältesten Stadtrechte entstanden aus den Privilegien, welche die Herren der Städte ihnen ertheilten. Als sich aber die Städte zu größerer Selbständigkeit herausbildeten, sammelte man die einzelnen Satzungen und Sprüche nach und nach an, oder es erfolgten auch Aufzeichnungen des Rechts der Stadt nach Art der Rechtsbücher des Mittelalters. Diese Stadtrechte wurden nach der Aufnahme des römischen Rechts in vielen Städten umgearbeitet und kommen oft unter dem Namen der Reformationen vor. Die ältesten Stadtrechte reichen bis in das 12. Jahrhundert. Auch gegenwärtig noch gelten in vielen Städten, besonders unter dem Namen der Statuten eigene Stadtrechte. Die deutschen Stadtrechte haben eine besondere Wichtigkeit als Quellen des deutschen Rechts (s. d.).

Stägemann, Friedr. Aug. von, königl. preuß. geheimer Staatsrath, geb. den 7. Nov. 1763 zu Vierraden in der Uckermark. Sein Vater, ein Prediger, starb frühzeitig; Stägemann wurde als Knabe von 10 Jahren in die Schindler'sche Waisenanstalt in Berlin aufgenommen, erhielt seine weitere wissenschaftliche Ausbildung auf der Schule zum grauen Kloster daselbst, und begab sich 1782 nach Halle, um dort Jurisprudenz zu studiren. Im Jahre 1785 begann seine praktische Thätigkeit, indem er Auscultator bei der Regierung in Königsberg ward. Nachdem er daselbst mehrere bedeutende Aemter bekleidet hatte, ging er 1806 als geheimer Oberfinanzrath, Mitglied des Generaldirectoriums und Hauptbancocommissarius nach Berlin. Während des unglücklichen Jahres 1807 stand er dem Fürsten von Hardenberg zur Seite und genoß dessen unumschränktes Vertrauen; nach dem Tilsiter Frieden hatte er den thätigsten Antheil an der neuen Ordnung der Dinge, indem er Mitglied der Immediatcommission zur Verwaltung des Landes ward. Als im Jahre 1808 Freiherr von Stein wieder in den Staatsdienst trat und Premierminister

ward, war S. vortragender Rath und wurde mit mehreren wichtigen Geschäften beauftragt. Nachdem Stein im November 1808 aus seinem Wirkungskreise zu treten gezwungen worden war, wurde S. zum Staatsrath ernannt, seit 1810, wo der Fürst von Hardenberg die oberste Leitung der Staatsgeschäfte übernahm, war er ausschließlich in der Nähe des Fürsten beschäftigt und bewährte sich als ein ebenso eifriger, als kenntnißreicher Geschäftsmann, wie er auch den Fürsten bei fast allen diplomatischen Sendungen begleitete, und auch an dem Wiener Congresse Theil nahm. Während des Befreiungskrieges trug Stägemann zur Förderung des großen Werkes nicht nur durch seine Thätigkeit als Staatsmann bei, sondern auch durch seine vaterländischen Gedichte, die nicht wenig Einfluß auf die Erhebung des Volkes hatten. Stägemann hatte die Liebe zur Dichtkunst mitten unter den fremdartigsten Beschäftigungen bewahrt und so hauptsächlich durch seine große Vertrautheit mit den Dichtern des Alterthums genährt, wie sich denn auch seine eigenen Gedichte, sowohl der Form als dem Inhalte nach, als classisch bewähren. Sie erschienen unter dem Titel: „Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten" (Berl. 1828). Außerdem leitete S. seit 1819 eine Zeit lang die Redaction der preußischen Staatszeitung. Seiner Gattin, Elisabeth, geborene Fischer, geb. am 11. April 1761 zu Königsberg in Preußen, gest. am 11. Juli 1835, widmete er Sonette, welche er nach deren Tode unter dem Titel „Erinnerungen an Elisabeth" (Berl. 1835) herausgab. Stägemann starb am 17. Dec. 1840. Aus dem Nachlaß seiner Gattin gab Dorow „Erinnerungen für edle Frauen" (2 Bde., Lpz. 1846) heraus, die ihre seltene sittliche und geistige Trefflichkeit beurkunden.

Stael-Holstein, Anne Louise Germaine de, geb. Necker, hat sich durch ihre Schriften und ihre bedeutende Stellung in den großen Verwickelungen der französischen Revolution zu einem öffentlichen Charakter von europäischem Ruf erhoben und bis ans Ende mit Geist, Muth und Liebenswürdigkeit eine Rolle durchgeführt, die fast über die Kräfte des Weibes geht. Ihre Biographie ist daher wesentlich an die Begebenheiten jener großen weltgeschichtlichen Entwickelung geknüpft und gewinnt so ein Interesse, welches über die blos literärische Bedeutung hinausragt. Sie war am 22. April 1766 zu Paris geboren und von allem Glanz dieser bezaubernden Hauptstadt umgeben, konnte sie nicht leicht zu der strengprotestantischen verständigen Richtung ihrer Mutter, einer Pfarrerstochter aus der französischen Schweiz, gewöhnt werden; war die Mutter noch eine Schweizerin, so wurde sie nun eine Pariserin und es entstand eine desto entschiedenere Hinneigung zu ihrem Vater, dessen Ruhm und Stellung ihrer Eitelkeit und Phantasie gleiche Nahrung gab, während ihre frühzeitige Entwickelung und ihr entschiedenes Talent andrerseits seine Liebe zu der Tochter erhöhten. Dennoch soll er, ein entschiedener Gegner schriftstellernder Damen, ihre Neigung zur Literatur keineswegs begünstigt haben. Als aber die Mutter aus Protestantismus ihre Verbindung mit dem schwed. Gesandten Baron von S. einem Herzensbunde mit einem hochgestellten Manne kathol. Glaubens vorgezogen und die Tochter sich gegen ihre Neigung dem bedeutend älteren Manne verbunden hatte, da scheint das Bestreben, in den Kreis des Geisteslebens einzudringen, den die Natur den Frauen nicht angewiesen hat, neuen Reiz gewonnen zu haben und als nothwendiger Trost eifrigst genährt worden zu sein. Diese Stellung zur Häuslichkeit und dabei der zärtliche Rückblick auf ihren Vater sind das Fundament ihrer Geschichte, die diplomatische Stellung aber gab den Blitzableiter her, unter dessen Schutz sie, obgleich nicht ohne Theilnahme, dennoch ungetroffen von Dolch und Henkerbeil in den Revolutionsstürmen verweilte. Ihre frühesten Schriften sind belletristisch, Erzählungen und einige Dramen, die sie aber erst bekannt machte, nachdem sie schon durch ihre „Lettres sur les ouvrages et le caractère de J. J. Rousseau" (1788 und 89) die Theilnahme der damaligen Zeitrichtung in hohem Grade erregt hatte. Es ist bekannt, wie Rousseau und seine idealisirende Gesinnung, seine Rechts- und Freiheitsgedanken die Gemüther erfüllten; dazu kam der Freiheitskrieg in Nordamerika, in dem Lafayette eine so ehrenvolle und glückliche Rolle gespielt, und die Lage Frankreichs selbst, die schon damals entschieden eine kritische war, als Necker aus dem Comptoir ins Ministerium gerufen

werden mußte. Im Jahre 1787 hatte er durch seine Rechnungslegung (compte rendu) sich Vertrauen verschafft, zugleich aber auch factisch die Verwaltung unter Controle gestellt, aber seine Zeit war noch nicht gekommen; er wurde entlassen und im Jahre 1787 wegen einer Schrift gegen seinen Nachfolger Calonne sogar verbannt. Alle diese Ereignisse machten den tiefsten Eindruck auf das Gemüth seiner Tochter und die Schrift über Rousseau war gewissermaßen im Interesse der guten Sache geschrieben und erschien zu einer Zeit, als eben ihr Vater 1788 wieder ins Ministerium berufen wurde und seinen Bericht abgab über die Nothwendigkeit einer Zusammenberufung der Stände. Der Ruhm ihres Vaters und der Sieg der Freiheit waren der Genuß der nächsten Zeit, aber schon im September 1790 schob die Gewalt der Dinge Necker und seine guten Absichten bei Seite und nahm eine unheilvolle, unerwartete Richtung. Necker's Zeit war vorüber, er ging in die Schweiz auf sein Landgut Copet, welches er bei seiner ersten Entlassung gekauft hatte, und ließ seine bekümmerte Tochter mit ihrem Gemahl in Paris zurück. Die Revolution wurde nun immer drohender und blutiger, es war nichts mehr zu hoffen, nur zu fürchten, es galt kein Ansehen der Person mehr und seitdem sie zur Vertheidigung der gefangenen Königin zu schreiben den Muth gehabt, ihr Gemahl abgereist und die Septembertage hereingebrochen waren, sah sie sich fast schon zu spät zur Flucht genöthigt. Mitten durch den Aufruhr entkam sie dem wüthenden Pöbel und erreichte glücklich das rettende Copet, wo sie bis zum Jahre 1795 bei ihrem Vater lebte. Da wurde die Republik von Schweden anerkannt und der Freiherr von Stael-Holstein kehrte als Gesandter mit seiner Gemahlin nach Paris zurück. Sie gewann wieder Boden und durch Barras Freundschaft sogar einen nicht unbedeutenden Einfluß, den sie zum Schutz politisch Verfolgter, am glänzendsten aber zur Beförderung Talleyrand's ins auswärtige Ministerium anwendete. Der Dienst, den sie hiermit ihrem Vaterlande leistete, wandte sich später durch die neue Ordnung der Dinge, die Talleyrand durch Napoleon stiftete, gegen sie selbst, ganz das Schicksal ihres Vaters. In dieser Zeit schrieb sie über den innern und äußern Frieden und traf damit die Sorgen Frankreichs nach so langer Erschütterung und Aufregung. Das öffentliche Unglück schien zu weichen, dafür stellte sich häusliches ein; sie mußte sich von ihrem Gemahl trennen, um das Vermögen ihrer Kinder zu sichern, und als sie in einer Krankheit, die den alten Mann befiel, wieder zu seiner Pflege herbeieilte, ja sogar um seiner Genesung willen eine Reise nach Genf mit ihm antrat, da starb er unterwegs. Im Jahre 1797 schrieb sie ihr berühmtes Buch „Considérations sur la révolution française". Der Friede von Campo Formio war geschlossen, und Bonaparte kehrte siegreich zurück; bei Barras lernte sie ihn kennen, aber er liebte sie nicht, nannte sie zudringlich und lästig, und sie fühlte sich unheimlich in seiner Nähe. Ihren Vater dagegen behandelte er im Jahre 1800 vor der Eröffnung des italienischen Feldzuges, wo er ihm in Copet einen Besuch machte, mit der größten Auszeichnung, ja mit ganz ungewöhnlichem Vertrauen, legte aber gerade dadurch den Grund zu späterer Mißhelligkeit mit der Familie. Als nämlich Necker seine Mittheilungen auf indiscrete Weise veröffentlichte, setzte er sich selbst einem Verweise, seine Tochter aber der Verbannung aus. Denn Bonaparte, dem ihre vorlaute Bevormundung schon längst zuwider war, ergriff die Gelegenheit, sie zu beschuldigen, sie habe falsche Berichte über die Lage des Staats an ihren Vater geschickt. Hier beginnt ihre 10jährige Verbannung, wodurch aber das Interesse für sie sich noch steigerte. Sie lebte nun bei ihrem Vater und schrieb vielgelesene Bücher, unter andern den Roman „Delphine", eine treue Schilderung des Widerspruchs, in den das Verlassen des weiblichen Kreises durch vorherrschende Genialität ein Weib versetzt. Dies Bewußtsein wäre bewundernswürdig, wenn es nicht vielmehr eine unbewußte Darstellung der Wahrheit wäre, indem sie das Interessante suchte. Liebenswürdig verhielt sie sich bei dem Verlust ihres verehrten Vaters, der sie 1804 auf ihrer Reise in Deutschland betraf. Die Schilderung seiner Häuslichkeit macht ihrem Herzen Ehre. Hier suchte und fand sie, was ihr die Ehe nicht gewährt hatte. Im folgenden Jahre reiste sie in Begleitung A. W. Schlegel's, der längere Zeit bei ihr blieb, nach Italien, um sich erheiternde Eindrücke zu verschaffen, die das Gefühl ihres schmerzlichen Verlustes lindern könnten.

Berühmt ist der Roman „Corinne ou l'Italie", aber er ist bei allem Glanz der Schreibart in der Schilderung des Landes trivial, des Weibes unnatürlich, des Mannes unmännlich, während man allerdings zugestehen muß, daß die Scenerie, die hier Zweck zu sein scheint, durch die Geschichte ihre Dürrheit verliert. Das Werk hat viele Auflagen erlebt. Im Jahre 1810 reiste sie nach Wien, um zu ihrer Schrift über Deutschland neue Anschauungen und Materialien zu sammeln. Die französische Polizei confiscirte das Werk und verbannte nun die Verfasserin nicht blos aus Paris, sondern aus ganz Frankreich. Die Aufgabe auch dieses Buches liegt über den Gesichtskreis einer Dame und Französin hinaus, so belehrend A. W. Schlegel's Gesellschaft auch für sie gewesen sein mag. Dennoch findet sich hier die erste Anerkennung unserer Art und Tüchtigkeit von Seiten der Franzosen; die Schrift hat in leichter Weise neben manchem Verkehrten und Oberflächlichen viel Treffendes in Umlauf gesetzt und ist gewissermaßen eine Weissagung des jetzigen regen Wechselverkehrs der beiden Nationen in Wissenschaft und Kunst, aber ihre ganze Tendenz und manche bestimmte Aufmunterung der unterworfenen Deutschen wurde damals in Paris sehr übel genommen. Man hatte ihr indessen bei der Verbannung aus Frankreich den Aufenthalt zu Copet gestattet, und hier wollte das Schicksal, daß sie einen Ersatz für den Verlust ihres Vaters finden und die Erfahrung einer ungezwungenen Herzensverbindung machen sollte. Ein junger Mann, Herr de Rocca, welcher als Offizier in Spanien gedient und zur Genesung von seinen Wunden sich nach Genf begeben hatte, wurde von ihrer Freundlichkeit und Theilnahme so begeistert, daß er ernstlich um ihre Liebe warb. Was sie in ihrer Corinna vielleicht als Wunsch niedergelegt, einem edlen Engländer in seine freie Heimath zu folgen, das traf im Wesentlichen durch diese Werbung immer noch ein. Sie hatte das Interesse erregt, welches sie wünschte; sie fühlte jetzt mehr wie je das Bedürfniß, einem geliebten Mann anzugehören und hatte die Aussicht, sich durch die Flucht nach England ihrer Bewachung in Copet zu entziehen, nicht aufgegeben. Sie ging die neue Verbindung freudig ein und fühlte sich glücklich, wie sie gehofft hatte; aber ein Uebelstand und ein großer blieb wieder zurück. Sie war berühmt unter ihrem alten Namen, sollte sie den verlieren? die Ehe ward geheim gehalten und so der Widerspruch mit Sitte und Bestimmung des Weibes von Neuem und fast schlimmer als zuvor befestigt. Aus der Erzählung ihrer Freundin, der Mad. Necker de Saussure, geht hervor, welchen Kampf und welche Beunruhigung ihr dieser schlimme Punkt gekostet. Auch die Flucht, so lange sie auch schon die Nothwendigkeit davon eingesehen, kostete ihr schwere Ueberwindung. Endlich im Anfange des kritischen Jahres 1812 floh sie über Wien nach Moskau, und als Napoleon und die große Armee sie auch hier vertrieben, wandte sie sich nach Petersburg und von da nach Schweden, wo sie bei dem Kronprinzen eine freundliche Aufnahme fand. Endlich im Anfange des J. 1813 erreichte sie England, ließ nun ihr Werk über Deutschland unverstümmelt erscheinen, und wurde mit großer Auszeichnung behandelt. Das Unglück ihres Feindes war zugleich das Unglück ihres Vaterlandes, und so war die Frage eines Engländers, was sie unter diesen Umständen für wünschenswerth halte, allerdings pikant, aber auch ihre Antwort: Napoleon möge siegen und fallen, ist mit Recht berühmt geworden. Sie kehrte 1814 nach Paris zurück und nahm hier eine Stellung ein zu den Machthabern, in deren Händen das Schicksal Frankreichs lag, wie sie vorher und nachher keine Frau gehabt hat. Noch einmal sah sie die Freiheit verwirklicht, als Ludwig XVIII. eine Verfassung nach dem Muster der vielgepriesenen englischen mitbrachte; aber auch noch einmal sah sie sich mit allen ihren Freunden vertrieben. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, floh sie nach Copet und schlug seine Einladung nach Paris aus, weil sie von ihm kein Heil für die Freiheit erwartete, obgleich er eine Constitution versprach, und eben so wenig Gerechtigkeit für sich, denn Napoleon hatte die Forderung ihres Vaters an den Staatsschatz seit ihrer Verbannung nicht anerkannt. Im Jahre 1815 kehrte sie mit dem Könige nach Paris zurück, und von nun an fand sie sowohl in ihrer Familie als im Staate und ihrer eignen ehrenvollen Stellung eine langentbehrte Befriedigung. Die Trübung dieser Verhältnisse hat sie nicht erlebt. Sie beschäftigte sich mit ihrem wichtigen Werke: „Mémoires et considérations sur les

principaux événements de la révolution française", welches A. W. Schlegel ins Deutsche übersetzt, Bailleul aber mit einer gründlichen Prüfung begleitet hat. Ihre Darstellung und Schilderung der bedeutenden Ereignisse und Männer, in deren Nähe sie stand, ist lebendig und bedeutend für diesen Zeitabschnitt, wenn sie gleich gar zu sehr von der Begeisterung für die papierne Constitution erfüllt ist und alle Freiheit darin setzt, statt den Staat in den Grundlagen der Familie, der Corporation einerseits, und denen der eingelebten sittlichen Verhältnisse überhaupt andrerseits, als frei zu erkennen. Den 14. Juli 1817 machte eine Krankheit, an der sie seit Monaten litt, ihrem reichen Leben ein Ende; sie verfiel in einen tiefen Schlaf, aus dem sie nicht wieder erwachte. Sie wurde in ihrer Familiengruft zu Copet beigesetzt. Ihre geistvoll und anziehend geschriebenen Werke sind Eigenthum des ganzen gebildeten Europa geworden und sowohl ihr bewegtes Leben nach alle den großen Verwickelungen, als auch ihr Unglück, wie es aus der Eigenthümlichkeit ihrer Stellung zu Staat, Familie und Literatur hervorgeht, so wie die theilweise Versöhnung dieser Dissonanzen in den zwei letzten Jahren ihres Lebens, tritt jedem aufmerksamen Beobachter in einem deutlichen, lebensvollen und unterrichtenden Bilde daraus entgegen. — Ihr ältester Sohn, August Baron de S., Verfasser einer „Notice sur Mad. Necker" (Par. 1820) und werthvoller „Lettres sur l'Angleterre" (Par. 1826), starb am 17. Nov. 1827 zu Copet und sein Sohn folgte ihm im Nov. 1829 im Tode nach. Ihr jüngster Sohn Albert blieb im Duell während ihres Aufenthalts in Schweden 1812. Ihr zweiter Gemahl starb ebenfalls noch vor 1830 und ein Sohn aus dieser zweiten Ehe endete sein Leben zu Hières im J. 1815. — Ein Bruder des Gemahls der Frau von S., Joachim Freiherr von S., war Adjutant des Königs von Schweden und starb zu Torsebro in Schonen am 6. März 1836.

Staffa, kleine Insel an Schottlands Westküste, $^1/_4$ M. lang, ganz aus Basalt bestehend, der besonders an der Südseite prächtige Säulenwände bildet, die sich nach dem Laufe der Buchten und Landspitzen richten. Sie ist unbewohnt, kahl und bei stürmischem Wetter ganz unzugänglich und berühmt durch die Fingalshöhle (s. d.).

Staffage heißt bei den Malern ein Gemälde mit Figuren oder auch ganzen Gruppen von Menschen und Thieren besetzt, welche in den Vordergrund einer Landschaft zu stehen kommen.

Staffelei heißt in der Malerei das Gestelle, welches, aus einem Rahmwerk bestehend und hinten mit einer oder zwei Stützen versehen, so eingerichtet ist, daß die ausgespannte Leinwand oder das in Arbeit stehende Gemälde daran aufgestellt werden kann. Solche auf der Staffelei verfertigte Gemälde nennt man Staffeleigemälde.

Staffeln, s. Echelons.

Stage nennt man alle diejenigen starken Taue, welche von dem Top (s. d.) der Masten, Stangen und Bramstangen schräg nach vorn laufen und zur besondern Befestigung der ganzen Bemastung namentlich dann beitragen, wenn man in hohler See gegen den Wind ankämpft, oder bei hohem Wellenschlage vor Anker liegt. Die meisten Stage tragen Segel (s. d.).

Stagira, eine Stadt in Macedonien, zwischen Amphibolis und Akanthos, in der Nähe des Berges Athos, war berühmt als Geburtsort des Philosophen Aristoteles (s. d.), der deshalb noch jetzt häufig der Stagirite genannt wird.

Stagnelius, Erik Johann, berühmter schwedischer Dichter, 1793 zu Kalmar geb. und 1823 gestorben. Die Bibliothek seines Vaters, des nachmaligen Bischofs, bot dem hochaufstrebenden Jünglinge kräftige Nahrung, und das Studium von Dichtern und Philosophen entwickelte das große Talent schon früh zu Aller Erstaunen. Er studirte zu Lund und Upsala und erhielt dann eine Bestellung in der königl. Kanzlei. Früher nur durch Gelegenheitsgedichte bekannt, erwarb sich S. durch das 1817 erschienene und von der schwedischen Akademie gekrönte epische Gedicht „Wladimir der Große" einen gefeierten Namen. Leider hatte sich S. durch zu große Liebe zum schönen Geschlechte und zum Wein

schauderhafte Krankheiten zugezogen und gerieth in geistige Zerrissenheit, die oftmals an Wahnsinn grenzend, in einem Schwanken zwischen Verzweiflung und zwischen mystischer Erhebung zu Gott bestand. Aber gerade in letzterem Zustande hat S. seinen großen Dichtergeist offenbart und seine besten Werke gedichtet. S.'s Schriften gab nach dem Tode des Dichters Hammersköld heraus unter dem Titel „Samlade Skrifter“ (3 Bde., Stockh. 1824 ff.).

Stahl, Friedrich Julius, ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft in Berlin, wurde 1802 in München von jüdischen Aeltern geboren, trat 1819, mit Bewilligung seiner Aeltern, die später seinem Beispiel folgten, zu Erlangen zur evangelischen Kirche über und nachdem er in Würzburg, Heidelberg und Erlangen die Rechtswissenschaft studirt hatte, habilitirte er sich im Herbst 1827 als Privatdocent in München. Im Jahre 1832 kam er als außerordentlicher Professor nach Erlangen, wurde im November desselben Jahres als ordentlicher Professor der Rechtsphilosophie, Politik und Pandekten nach Würzburg versetzt und ging später in gleicher Eigenschaft nach Erlangen, wo seine Vorlesungen über Staatsrecht, Rechtsphilosophie und Kirchenrecht großen Beifall erhielten, bis ihm endlich in Folge seiner Theilnahme als landständischer Deputirter an den Verhandlungen wegen des Ueberschusses der Staatseinkünfte, und zwar nicht im Sinne der Regierung, die Vorlesungen über das Staatsrecht verboten wurden. Im Jahre 1840 folgte er einem Rufe nach Berlin, wo er sich seitdem seinem Lehrer, dem Geheimrath v. Schelling, angeschlossen hat. In Berlin fand er ein anderes Publikum und selbst ganz andere Verhältnisse, die Wissenschaft stand hier in einer ganz andern Ausbildung, als er sie in Bayern verlassen. Daher kann es nicht wundern, daß seine Vorträge in der Stadt, in welcher Hegel noch vor Kurzem gelebt hatte, wo man ganz andere Anforderungen an die Wissenschaft des Staates machte, als der einfache pietistische Standpunkt gewähren kann, sich nicht des Beifalls erfreuten, den sie in Erlangen gefunden hatten. Zudem trat er unglücklicher Weise zu einer Zeit in Berlin auf, wo die einzelnen Parteien in der höchsten Spannung einander gegenüber standen; um so mehr mußten seine vermittelnden Bestrebungen unbeachtet, wenn nicht gar verhöhnt, vorübergehen. Erst in der neuesten Zeit fand er in gewissen Kreisen größern Anklang durch die sogenannte Kreuzzeitungspartei, von der er eine der kräftigsten Stützen ist. Von seinen Schriften fand die „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht“ (2 Bde., Heidelb. 1830—37; 2. Aufl., 3 Bde., 1845—47) vielfache Gegner, wogegen die „Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten“ (Erl. 1840) die öffentliche Theilnahme in hohem Grade hervorrief.

Stahl, Georg Const., wurde zu Ansbach am 21. Oct. 1660 geboren, studirte zu Jena unter Wedel Medicin, promovirte daselbst 1683 und begann gleich darauf die akademische Laufbahn. Im Jahre 1687 ward er Hofmedicus des Herzogs von Weimar, und 10 Jahre darauf als ordentlicher Professor der theoretischen Medicin auf die neuerrichtete Universität nach Halle berufen. Nachdem er hier 22 J. mit großem Beifall gelehrt hatte, ging er (1716) als königl. Leibarzt nach Berlin und starb daselbst 1734 am 14. Mai. Von einer reizbaren Körperconstitution, fühlte er sich schon frühzeitig von der Gegenwart mit ihren Ansichten verletzt und überließ sich leicht trüben, melancholischen Grübeleien, welche die angeborne Körperschwäche noch mehr zu untergraben drohten. Ein nicht geringer Scharfblick ließ ihn dies bald bemerken, und führte ihn wahrscheinlich, in Verbindung mit dem Studium des Cartesius, zu der vor ihm wohl nie so lebendig geherrscht habenden Ueberzeugung von dem mächtigen Einfluß der Seele auf den Körper, welchen er zum Axiom seines physiologisch-medicinischen Systems machte, welches mit den damals herrschenden chemisch-mechanischen Ansichten eben so sehr, als mit der crassen Humoralpathologie in Zwiespalt stand. Selbst nicht überall klar und häufig nur das Rechte ahnend, war sein Einfluß in der Gegenwart nur vorübergehend, und erst der neuern Zeit, möchte man sagen, war es aufbehalten, seine Verdienste zu würdigen, welche in Bezug auf die Medicin noch besonders darin bestanden, daß er der Naturheilkraft ihre verdiente Anerkennung zu verschaffen suchte. Wie er hier gewissermaßen eine neue Schule begründete, so war dies noch

mehr in Hinsicht auf Chemie der Fall, wo er nicht nur zahlreiche Experimente anstellte, sondern auch in Folge dieser zuerst genauer die Gährung erörterte, die Elasticität der Gasarten bestimmte, vorzüglich aber die Lehre von dem Phlogiston schuf, einem Stoffe, der den Körpern die Fähigkeit ertheile, zu verbrennen, als Feuer von ihnen entweiche und nach dem Entweichen die Körper selbst als Erden oder Säuren zurücklasse, welche zugleich durch dieses Entweichen schwerer, durch den Hinzutritt des Phlogiston leichter würden, eine Ansicht, die ihm die nicht bestreitbare Gewichtszunahme des Verbrannten aufzwang. Dieses schon auf den ersten Blick einseitige phlogistische System hielt sich dennoch so lange in allgemeinem Ansehen, bis es durch Lavoisier's antiphlogistisches System gestürzt ward. Für seine chemischen Lehren sind seine „Experimenta et obs. chemicae" (Berl. 1731) und „Opuscula physico-chemico-medica" (Halle 1715, 4.) die wichtigsten; in medicinischer Hinsicht seine „Theoria medica vera" (Halle 1708, 4.); „Negotium otiosum etc." (1720, 4.). Zur vollständigen Würdigung S.'s und seiner Verdienste gehören: G. E. Stahl's „Theorie der Heilkunde", dargestellt von W. Ruf. Mit Vorrede von K. Sprengel (Halle 1802, 8.); E. Stahlii „Theoria medica vera" (herausgegeben von L. Choulant, 3 Bde., Lpz. 1831—33); G. E. Stahl's „Theorie der Heilkunde", herausgeg. von K. W. Ideler (3 Thle., Berl. 1831—32); Hartmann „Würdigung der Verdienste Stahl's um die Heilwissenschaften", in Hufeland's „Journal der praktischen Heilkunde" (1828, Stück 8, 9.).

Stahl heißt die chemische Verbindung des Eisens mit Kohlenstoff, von hellerer Farbe als das Eisen, härter, elastischer, dichter und von feinerer und körnigerer Textur. Wenn der Stahl glühend in kaltes Wasser getaucht wird, bekömmt er eine Härte und Sprödigkeit, daß er Glas ritzt und von keiner Feile angegriffen wird. Diese Härte kann man ihm durch mehrmaliges Glühen und langsames Erkalten an der Luft wieder nehmen. Nach der Farbe, die der St. beim Heißwerden oder Anlaufen annimmt, beurtheilt man den Zeitpunkt, in welchem er für einen bestimmten Gebrauch abgelöscht und gehärtet werden muß. Aus je höherer Hitze man ihn ablöscht, desto härter wird er. Nach der Verschiedenheit der Bereitungsweise erhält man verschiedene Stahlarten. Durch Eintauchen einer Eisenstange in geschmolzenes Roheisen wird erstere, indem sie sich mit Kohlenstoff verbindet, zu Stahl. Durch Schmelzen des Roheisens unter Schlacken erhält man Rohstahl. Dieser, in Stäbe geschmiedet und 10—15 derselben zusammengeschweißt, giebt den schon bessern, gegerbten Rohstahl. Manganhaltige Eisenstangen in Kohlenpulver eingeschichtet, luftdicht verschlossen und mehrere Tage der Weißglühhitze ausgesetzt (cementirt), geben Brenn- oder Cementstahl, dieser mit gepulvertem Glas geschmolzen, heißt Gußstahl. Der St. wird durch manche Beimischungen veredelt, durch Mangan, Phosphor, $^{1}/_{500}$ Silber, Silicium, Aluminium u. s. w. Eine Legirung aus kohlenstoffhaltigem Roheisen und reiner Thonerde, von welcher 6 Theile mit 50 Theilen gutem Brennstahl zusammengeschmolzen werden, giebt eine Masse, die dem ostindischen Wootz gleicht, der man durch Bestreichen mit verdünnter Schwefelsäure dunkele und helle Adern einätzen kann (Damascirung) und aus welcher die echten Damascener Klingen verfertigt werden. Im Handel unterscheidet man viele Stahlsorten; die wichtigsten sind: adoucirter Brennstahl, dessen Oberfläche cementirt ist; Damascener St., aus hartem und weichem Eisen, mit raffinirtem St. zusammengeschweißt, fein, sehr hart, höchst elastisch und geadert; Danziger St., sehr geschätzt in Stangen von 4—5 F. Länge und $^{1}/_{2}$ Zoll Dicke; eggerscher Gußst., dem englischen nicht sehr nachstehend; englischer St., theils Brennst. von dem besten schwedischen Eisen, sehr hart, theils Gußst. von sehr schönem feinem Korn und einerlei Härte, davon die besten Sorten: Hythmant und Martial; Feder- und Feilenstahl; französischer St., wovon die besten Sorten der Hühnerst. (acier poule), raffinirter St. (a. taillandier) und Stoffst. (a. en étoffe) sind; kärthner St., ein Schmelzst. von vorzüglicher Güte; Murauer Klingen-, Münz-, Brescianer- und Federstahl aus Steiermark; müßner St., aus dem Siegenschen, sehr zäh und hart, besonders zu Schneidewerkzeugen tauglich; Rosenst., zu Sensen, Sicheln u. s. w. verbraucht; schwedischer St., verschiedene, im Ganzen sehr gute Sorten; Sohlinger St.,

sehr elastisch; verschiedene Arten steiermärk. St.; Wolfstahl, wozu der Klumpen- oder Küchenstahl und der Wutz (Wootz, Wooty) gehören. Der Letztere, ein sehr harter, wenig elastischer, kommt in 5 Zoll breiten und 1 Zoll dicken Brettern aus Ostindien, der Bruch ist glatt, stellenweise strahlig und löcherig, nimmt eine schöne Politur an und ist besonders zu feinen, schneidenden Instrumenten brauchbar ꝛc. ꝛc. Stahl heißen ferner 1) die Dreheisen der Drechsler für Knochen, Metalle ꝛc. 2) Die eisernen Bolzen, welche zur Erhitzung der Platteisen und hohler metallner Cylinder gebraucht werden. 3) Ein Stückchen S., welches als Probe der Metallarten gebraucht wird. 4) Ein Läppchen bei den Färbern, das in die Blauküpe gehängt wird, um zu untersuchen, ob die Brühe verlangte Farbe giebt. Sie sagen, wenn sie die Untersuchung anstellen: „den Stahl abziehen". 5) Das gestempelte Stück Blei an einem Stück Tuch, welches für die Echtheit der Farbe bürgen soll. Gediegener Stahl findet sich nur in Frankreich im Depart. Allier, kugelich in größeren, unregelmäßigen Massen, inwendig blasig, sehr hart, besteht aus $9^1/_2$ Eisen und $^1/_2$ Kohlenstoff und Phosphor, findet sich unter Schieferthon, Erdschlacke u. s. w. Stahladern sind feste, stahlharte Streifen im Eisen, die von der Feile nicht angegriffen werden. Die berühmtesten Stahlfabriken, die den Stahl zu allerhand Instrumenten und Galanteriewaaren verarbeiten, sind in England in Sheffield, Birmingham und Soho; in Deutschland Suhl, Solingen u. s. w.; in Frankreich Paris, Lyon u. s. w.; in Holland Lüttich und Namur. In den Stahlhütten wird das Eisen in Stahl verwandelt, und in den Stahl- oder Cementiröfen cementirt. Der Stahlwein ist ein Rheinwein, der mit 12 Theilen Eisendraht und 24 Theilen Zimmt einige Tage digerirt und filtrirt ist und einen tintenartigen Geschmack hat. Er dient den Nervenschwachen als Medicin. — Stahlluppen (Stahlzegel) heißen die frischen Eisenstücke, die zur Verwandlung in Stahl bestimmt sind.

Stahlstich, eine Zeichnung, die ebenso wie der Kupferstich (s. d.) in Stahlplatten eingeschnitten ist. Der Stahl wird hierzu seiner Härte beraubt, oder auch noch nicht zu Stahl gehärtetes Eisen zu Platten genommen, die Zeichnung einradirt oder gestochen und dann erst gestählt. Schon Albrecht Dürer und Hopfer stachen in Stahl, so daß also der Stahlstich keine neuere Erfindung der Engländer ist, wiewohl diese in unserer Zeit die saubersten und feinsten St. verfertigen. Der Hauptvorzug der St. vor den Kupferstichen besteht in der längeren Dauer der Platten, da eine Stahlplatte 8 — 10 Mal mehr Abdrücke aushält, als eine Kupferplatte.

Stahr, Adolf Wilhelm Theodor, Conrector am Gymnasium zu Oldenburg, wurde am 22. Octbr. 1805 zu Prenzlow in der Uckermark geboren und bezog in der Absicht, Theologie zu studiren, 1825 die Universität Halle. Bald aber vertauschte er die Theologie gegen die Philologie, ward schon im folgenden Jahr 1826 als Hülfslehrer bei dem königl. Pädagogium angestellt, erwarb 1827 den von der philosophischen Facultät ausgestellten Preis durch die gekrönte Preisschrift „De Aristotelis tragoediae definitione" und ward 1828 zum philosophischen Doctor creirt und als ordentlicher Lehrer am Pädagogium zu Halle angestellt, wodurch er mit Echtermeyer und Ruge in ein enges Freundschaftsverhältniß trat. Im J. 1836 folgte er dem Rufe als Conrector an das Gymnasium zu Oldenburg. Das Studium der Aristotelischen Schriften und Philosophie ist ein Lieblingsgegenstand für ihn und seine ganze schriftstellerische Thätigkeit dreht sich ausschließlich um Aristoteles. Im J. 1830 gab er eine Schrift über das Leben des Aristoteles heraus unter dem Titel: „Aristotelia" (2 Bde., Halle 1831—32); darauf erschien später sein „Aristoteles bei den Römern" (Lpz. 1834); eine Bearbeitung der Aristotelischen Politik (Lpz. 1835 u. f.). In Oldenburg gab er eine auf der dasigen Bibliothek gefundene Handschrift von Goethe's Iphigenia mit einem trefflichen Vorworte heraus und beschäftigte sich später mit einer Ausgabe von Merk's auserwählten Schriften. S. ist ein gründlicher Philolog und überhaupt einer von den wenigen Menschen, bei denen Herz und Kopf, Vernunft und Verstand, Phantasie und Beurtheilung im schönsten Ebenmaß stehen.

Stainer, Jakob, ein geschickter Saiteninstrument-, besonders Geigenmacher, der

gegen Ende des 17. Jahrh. zu Absom bei Hall in Tirol lebte. Er war ein Schüler des berühmten Instrumentenmachers Amati zu Cremona. Seine Violinen, die wegen ihrer besondern Bauart einen ganz eigenthümlichen, angenehmen Ton haben, und deshalb besonders geschätzt und jetzt ungemein theuer bezahlt werden, trug er angeblich selbst herum und verkaufte das Stück zu 6 Fl. Sie sind, da St. selbst wenige verfertigt haben soll, sehr selten, und es werden viele als Stainer'sche verkauft, die St. nie in den Händen gehabt hat. Marcus Stainer, sein Bruder, war auch Saiteninstrumentenmacher zu Lauten in Oesterreich, hat aber nicht dessen Ruhm erlangt.

Stalaktit oder Sinter wird überhaupt jede Incrustation oder jedes steinige Gebilde genannt, welches sich aus Wasser krystallinisch und rindenförmig absetzt, gewöhnlich aber versteht man darunter den Kalksinter oder Tropfstein, welcher sich in den Höhlen von Kalkgebirgen in Frankreich, Schweden, dem Harz und auf der Insel Kreta häufig findet, aus übersaurer kohlensaurer Kalkerde besteht und in Wasser aufgelöst, von den Wänden und Decken herabtröpfelt, wobei er mannigfache Gestalten annimmt, besonders aber schöne Säulen bildet, welche beim Anschlagen einen hellen Klang geben. Künstler nennen ihn Marmo alabastrino; sonst heißt er auch Tropfstein.

Stallbaum, Gottfried, Rector der Thomasschule und außerordentlicher Professor der Philosophie zu Leipzig, wurde am 25. Septbr. 1793 zu Zaasch bei Delitzsch, in der preußischen Provinz Sachsen, auf dem Landgute seines Vaters geboren und theils durch den dasigen Schullehrer, theils auf der Thomasschule zu Leipzig gebildet. Seit 1815 studirte er daselbst Philologie, besuchte aber auch theologische und juristische Vorlesungen, wurde 1817 durch Hermann's und Beck's Empfehlung Lehrer am Pädagogium zu Halle und übernahm 1820 die vierte Lehrerstelle an der Thomasschule. Im J. 1822 rückte er in die dritte ordentliche Lehrerstelle ein, ward 1828 Conrector und erhielt 1835 nach Rost's Tode das Rectorat. Im J. 1840 wurde er außerordentlicher Professor bei der Universität. Schon in Halle hatte er sich mit besonderem Fleiße dem Studium des Plato zugewendet und gab als eine Frucht dieser Beschäftigung den „Philebus" (Lpz. 1820) mit reichen Prolegomenen und Anmerkungen heraus. Darauf übernahm er für den Buchhändler Weigel in Leipzig eine Textausgabe des gesammten Plato (12 Bde., Lpz. 1820—25), die letzten vier Bände enthalten kritische Anmerkungen, in denen S. eine große Umsicht und Sprachkenntniß niedergelegt hat. Diese kritische Arbeit führte zu einem genauern Studium der Kritiker und Grammatiker überhaupt. Er gab den „Eustathius" (5 Bde., Lpz. 1825—30), die Ruddimanischen „Institutiones grammaticae latinae" (2 Bde., Lpz. 1823), den „Terentius" mit des Donatus, Westerhoven's und Rhunken's Anmerkungen (2 Bde., Lpz. 1830—31) heraus und setzte dazwischen die Bearbeitungen einzelner Dialogen Plato's fort, so des „Eutyphro" (Lpz. 1823), des „Meno" (Lpz. 1827) und gab endlich von 1827—1838 eine vollständige Ausgabe des Plato in 8 Bänden, die seinen Ruf als bedeutender Philolog und Kritiker für immer begründete. In seinen Aemtern hat sich S. stets treu und eifrig gezeigt, im Umgange ist er ein heiterer und offener Mann, ein bewährter Freund und auch den andern Bewegungen seiner Zeit ganz fremd.

Stallfütterung, s. Rindviehzucht.

Stallschwamm nennt man einen äußerlichen Schaden bei den Pferden, der sich gewöhnlich oben am Hintertheile des Vorderbeins, gerade auf dem Ellenbogen findet. Er beginnt mit einer Geschwulst, die sich aber durch öfteres Baden mit kaltem Wasser zertheilen läßt. Ist die Zertheilung erfolgt, so bleibt auf dem Ellenbogen eine runde Erhabenheit zurück, die mit Wasser angefüllt ist und aufgeschnitten werden muß. Auch findet sich auf dieser Stelle zuweilen ein harter, runder, bis Wallnuß großer Knoten, den man ebenfalls aufschneiden muß. Da der Stallschwamm gewöhnlich dadurch entsteht, daß das Hufeisen auf dem inwendigen Stollen liegt, so muß das geheilte Pferd mit Eisen ohne Stollen beschlagen werden.

Stambul, s. Konstantinopel.

Stamm (in botanischer Beziehung) (truncus), auch Achse (axis, rhachis) genannt,

ist, wo er vorkommt, eine Verlängerung des Wurzelstockes über der Erdoberfläche und scheint daher allen Gewächsen zu fehlen, bei welchen er als bloßer Wurzelstock in der Erde zurückbleibt, weshalb man diese stengellose Gewächse (plantae acaules) genannt hat. Seinem Baue nach besteht der Stamm entweder blos aus Zellgewebe, wie bei den Moosen (Lagerstamm), oder er enthält außerdem noch Gefäßbündel in verschiedener Anordnung. Hier ist er theils blattlos (Strunk, caudex), theils mit Blättern besetzt, und dann saftig und einjährig (Krautstamm, Stengel, caulis), oder holzig und mehrjährig (Holzstamm, truncus). Häufig sendet er feine Fortsätze aus, welche dagegen an andern Stämmen als Aeste und Zweige (rami) wahrgenommen werden.

Stammbaum nennt man eine Zusammenstellung von Personen, welche von einander abstammen. Der Name kommt von der Darstellung einer solchen Abstammungsliste her, indem man ihr sonst die Form eines Baumes gab, auf dessen Stamm und Aesten Täfelchen mit den Namen der betreffenden Personen angebracht waren.

Stammeln ist ein Sprachfehler, welcher in einem Sprechen mit Verzögerung, Unterbrechung und Undeutlichkeit besteht, bei gemäßigter Stimme und ohne Uebereilung, ohne convulsivisches Herausstoßen der Laute, wodurch sich das Stottern (s. d.) charakterisirt, mit dem es häufig für gleichbedeutend genommen wird. Es findet sich bei Schwachköpfigen, Schlagflußkranken, Betrunkenen und Betäubten, und fast als natürliche Erscheinung bei kleinen Kindern, die erst zu reden beginnen. Häufig liegt ihm eine örtliche Schwäche der Sprachorgane zu Grunde, welche mit der Zeit und durch Uebung schwindet und als Folge anderweitiger Leiden mit diesen aufhört.

Stammgüter. Neben der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, nach welcher Stammgut dasjenige Besitzthum ist, welches lange Zeit Eigenthum der Familie war, zu der Jemand gehört, oder der Ort, wo er geboren ward, bezeichnet man damit Lehn- und Allodialgüter, welche nicht durch Kauf, sondern durch Vererbung auf die Nachkommen übergehen. In einigen Ländern können derartige Güter gar nicht, oder nur mit Zustimmung der Familienglieder und gewöhnlich unter der Bedingung des Wiedererlangungsrechts durch Kauf veräußert werden. Sollte die Unveräußerlichkeit solcher Güter bisher nicht festgestellt worden sein, dieselbe aber dem Besitzer aus Gründen nöthig erscheinen, so kann solches durch letztwillige Verfügungen ebenso geschehen, wie Erbfolge, Erstgeburtsrecht, Majorat, Ausschließung des weiblichen Geschlechts von der Successionsfolge in Stammgütern. Dies ist aber nur dann erlaubt, wenn es nicht mit den Staatsgesetzen streitet und die Gerechtsame des Volkes nicht beeinträchtigt werden. In Frankreich weiß man seit der Revolution, gleichfalls in England, von Stammgütern in diesem Sinne nichts, obgleich im Letzteren das Recht der Erstgeburt in Bezug auf Familienbesitz mehr als irgendwo von großem Einfluß ist. Vgl. Allodialgut, Lehngut.

Stammmelodien heißen die Melodien, welche zuerst auf einen Text (gewöhnlich Kirchenlied) componirt worden sind, und nach welchen später entstandene Lieder von demselben Versbau gesungen werden. Der größte Theil dieser Lieder und Melodien sind im 16. und 17. Jahrh. von nur noch zum Theil bekannten Erfindern entstanden. Ihre Anzahl ist sehr groß; so finden sich in Schicht's Choralbuch 1285. Zu manchem Liede hat man mehrere Melodien, und manche sind mit der Zeit verändert worden, ja die wenigsten werden noch in der eigentlichen, ursprünglichen Melodie gesungen. Luther selbst componirte und veränderte viele ältere Melodien mit Beihülfe seiner musikalischen Freunde Walther, Ruff, Sensel u. s. w. Zu dessen selbsterfundenen Melodien gehören: „Eine feste Burg ist unser Gott"; „Es woll' uns Gott gnädig sein" u. m. a. Von den andern genüge die Anführung der Componisten der beliebtesten Melodien: Valentin Hausmann, Componist in Nürnberg, die Melodie: „Wir glauben all' an einen Gott" (1520); Nic. Decius, Prediger zu Stettin: „O Lamm Gottes, unschuldig"; Joh. Polyander, Prediger zu Königsberg um 1540, verfaßte und componirte: „Nun lob' meine Seele den Herren"; Paul Speratus, Hofprediger und Bischof zu Liebmühl (1554) ist Verfasser des Textes und der Melodie von: „Es ist das Heil uns kommen her" ꝛc.; Nic. Herrmann, Cantor

zu Joachimsthal in Böhmen, um die Mitte des 16. Jahrh.: „Aus meines Herzens Grunde", „Lobt Gott ihr Christen allzugleich" ꝛc., „Wenn mein Stündlein vorhanden ist" ꝛc.; Herrm. Fink (1558): „Was mein Gott will, gescheh'" ꝛc.; Joh. Spangenberg, 1545 Superintendent zu Eisleben: „Allein Gott' in der Höh' sei Ehr'" ꝛc.; Philipp Nicolai: „Wachet auf, ruft uns die Stimme" ꝛc. und „Wie schön leucht't uns der Morgenstern", welche beide Melodien, wahrscheinlich wegen ihrer Schönheit, auch Andern zugeschrieben werden; Joh. Herrmann, Prediger zu Köben in Schlesien, gest. 1647, ist Componist der Melodien: „Herzliebster Jesu, was hast Du verbrochen" ꝛc., „Zion klagt mit Angst und Schmerzen" ꝛc., „Wo soll ich fliehen hin" ꝛc. und der alten Melodie des Liedes: „O Gott, Du frommer Gott", deren neuere Seb. Bach erfunden hat; Mart. Rinkart verfaßte und componirte: „Nun danket alle Gott" ꝛc.; Joh. Crüger, Musikdirector in Berlin um 1630: „Du, o schönes Weltgebäude" ꝛc., „Schmücke dich, o liebe Seele" ꝛc., „Jesu meine Freude" ꝛc., „Jesus meine Zuversicht" ꝛc.; Schop, Kapellmeister in Hamburg 1648: „Werde munter mein Gemüthe" ꝛc.; Heinrich Alberti, gest. 1668 als Organist in Königsberg, ist Verfasser des Textes und der Melodie von: „Christe, Du Lamm Gottes" ꝛc.; Joach. Neander, Prediger zu Bremen, gest. 1680: „Lobet den Herrn, den mächtigen König der Ehren" ꝛc.; Sev. Gastorius, Cantor zu Jena 1670: „Was Gott thut, das ist wohlgethan" ꝛc.; G. Neumark (s. d.) componirte und verfaßte: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" ꝛc.; und noch unzählige Andere haben sich durch Dichtung und Composition von Kirchenliedern verdient gemacht. In Betreff der Vor- und Nachspiele zu solchen Kirchenliedern haben sich Verdienste erworben: Bach, Christmann, Doles, Fischer, Häßler, Rink, Umbreit, Vogler und viele Andere.

Stammtafel nennt man im Allgemeinen jedes Geschlechtsregister, jede genealogische Tafel, folglich auch den Stammbaum. Gegenwärtig unterscheidet man 1) eigentliche Stamm- oder Geschlechtstafeln (tabulae stemmatographicae). Es ist dies die älteste Art aller genealogischen Tafeln, welche, mit Berücksichtigung beider Geschlechter, alle Personen verzeichnet, welche eine Familie bilden. Die Form ist absteigend, d. i. vom Vater auf den Sohn u. s. w. gehend und schließt alle Seitenlinien ein. 2) Ahnentafeln (tabulae progonologicae), welche die Abstammung einer einzelnen Person in aufsteigender Linie enthalten. (S. Ahnen.) 3) Synchronistische Stammtafeln, in denen die Geschlechtstafeln mehrerer Familien neben einander aufgestellt werden; und 4) historische Stammtafeln, welche neben der eigentlichen Geschlechtstafel noch historische Daten enthalten. Wesentlich verschieden von der Stammtafel ist die Stammliste, die blos die stammführenden Familienväter, d. i. die Reihenfolge aller dieselbe Familie fortpflanzenden männlichen Glieder, aufführt.

Standarte (die) ist bei der Reiterei dasselbe, was bei der Infanterie die Fahne, jedoch kleiner und hat ein kaum 1—2 Fuß in Quadrat haltendes Fahnenblatt. Dies ist gewöhnlich von heller Farbe und mit Goldstickereien verziert.

Standbild, s. Statue.

Ständchen, s. Serenade.

Stände sind diejenigen Abtheilungen in der menschlichen Gesellschaft, welche sich durch die natürliche und nothwendige Scheidewand der Geburt, der Beschäftigung und der Fähigkeiten von einander sonderten, mehr im Laufe der organischen Entwickelung der Staaten und Völker, als durch Gesetze und Verfassung. Diese haben keine St. schaffen, sondern nur denen aus dem Chaos der untergeordneten bürgerlichen Elemente Heraustretenden ihre Stellung und ihre Verhältnisse unter sich und zum Ganzen anweisen können. Die St. beruhen immer mehr auf innerlichen Verhältnissen, während Gesetze und Verfassung nur mehr die äußern Einrichtungen gestalten, ohne in den feinern Organismus jener bestimmt und entscheidend einzugreifen. Der Gang der Geschichte lehrt uns über die St. etwa Folgendes: Je roher das Volk ist, desto schärfer treten diese darin hervor, je mehr die Freiheit und Beweglichkeit des menschlichen Geistes gefesselt ist, in desto schroffer gesonderte Formen wird er eingezwängt, desto mehr nähert sich der Staatsorganismus einem

bloßen Staatsmechanismus. Die äußerste Spitze dieser falschen, jede freie Entwickelung des Staates ausschließenden Richtung sind die Kasten (s. d.) des Orients. Je höher der Staat ausgebildet ist, je mehr der Staatsorganismus zu einer freien Lebensthätigkeit wird, und je mehr freie, geistige Entwickelung darin waltet, desto mehr verwischt sich der durch unübersteigbare Schranken gesonderte Unterschied der St., desto mehr hört dieser auf, hemmende Fesseln dem geistigen Leben des Staates und der Individuen anzulegen. Schon das classische Alterthum kennt keine Kasten mehr, und vergeblich war das Bemühen, aus den Staatselementen des alten Athens, den Eupatridä, Geomoroi und Demiurgoi und ähnlichen Erscheinungen auf griechischem und römischem Boden eine Kasteneinrichtung beweisen zu wollen. Im Oriente entstand der Unterschied der St. gewöhnlich durch Bewahrung religiöser Geheimnisse und Erfindungen, die nicht Gemeingut wurden, sondern nur in der Familie forterbten, hier am häufigsten durch die Vorrechte, welche sich der siegende Stamm über den Besiegten herausnahm. So war in Sparta (s. d.) ein scharfer Unterschied zwischen den Spartanern (den dorischen Siegern), den Periöken oder Lacedämoniern und den Heloten. Sehr häufig finden wir es, daß sich nach einiger Zeit das Verhältniß zwischen den Siegern oder fremden Ansiedlern, welche durch größere Macht und überlegene Bildung ein natürliches Uebergewicht erhalten hatten, und den zurückgesetzten Ureinwohnern wieder umkehrt. So erlangten in Syrakus die Geomoroi wieder das Uebergewicht über die Kallikyrier. In Rom trat der anfängliche Unterschied zwischen den Patriciern und Plebejern immer mehr zurück; das Verbot der Heirathen zwischen beiden St. wurde aufgehoben, und Letzteren wurden allmählich alle Staatsämter, einige priesterliche Ceremonienämter ausgenommen, zugänglich. Dagegen sonderte sich die Nobilität, die Optimaten, diejenigen, welche schon von ihren Vorfahren her die höhern Aemter zu erhalten pflegten und dadurch einen Glanz an ihre Familien knüpften, aus der übrigen Bevölkerung hervor. Daneben bestand der mehr staatsrechtlich begründete Unterschied zwischen Senatoren-, Ritter- und Bürgerstand. Sittenverderbniß, ränkevolles Intriguenwesen und zuletzt Despotismus hinderte die Ausbildung der staatsbürgerlichen Gesellschaft zu dem Punkte, zu dem sie, nachdem die hemmende Scheidewand gefallen war, hätte gelangen können. Ein Hauptübel der Staaten des Alterthums war aber die Sclaverei. Dieser verderblichste aller Standesunterschiede, der zwischen Sclaven und Freien, hat erst durch das Christenthum und durch das Aufblühen der germanischen Welt auf den Trümmern des Alterthums aufgehört, obwohl die alten Deutschen in frühester Zeit selbst noch Unfreie hatten. Dem Sclaven ziemlich nahe stehen die Leibeigenen, woraus jetzt fast überall ein freier Bauernstand entstanden ist. Ein sehr wichtiges Moment für den Unterschied der St. war in den germanischen Staaten Lehnswesen und Adel (s. d.), welcher Letztere sich wieder in höhern und niedern Adel theilte. Daneben befand sich als besonderer St. die Geistlichkeit und der Bürgerstand. Der Bauernstand war im 18. Jahrh. noch nicht als besonderer Stand zu betrachten. Der Bürgerstand war noch im vorigen Jahrh. von den höhern Staatsämtern und in einigen Staaten von den höhern Offizierstellen ausgeschlossen. Keine Zeit, so lange die Geschichte spricht, befand sich in Bezug auf die St. in einem glücklichern Verhältnisse, als die unsrige; in keiner konnte man mehr sagen, als in der unsrigen, daß der Unterschied der St. keine Beschränkung der Menschenrechte hervorbringe, worauf ja alle Entwickelung des Staates hinauslaufen muß. Noch finden sich aber in Bezug auf die St. manche Unterschiede im bürgerlichen Leben, z. B. in Hinsicht der Gerichtsbarkeit, der Heirathen, manche Aemterbesetzungen u. A. Zum Theil sind es noch nicht ganz abgelegte Vorurtheile, und um gewisse Aemter, zu denen eine bevorrechtete Classe den Zutritt hat, wird diese Niemand beneiden. — Die allgemeinen Werke über die St. von Ferguson, Miller, Meiners u. A. sind veraltet; für Deutschland ist zu merken Hüllmann's „Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland“ (2. Ausg., Berl. 1830).

Standesherren, im Sinne der deutschen Bundesacte, sind die vormals reichsunmittelbaren, gewöhnlich auch reichsständischen Landesherren, welche 1806 bei der Errichtung des rheinischen Bundes mediatisirt (s. d.) und der Staatshoheit deutscher Souveräne

untergeordnet, und deren Rechtsverhältniß theils im Allgemeinen durch die Acte dieses Bundes und durch die deutsche Bundesacte (Art. 6. und 14.) 1815, wo ihre Zahl noch um einige wuchs, theils in den einzelnen Staaten noch durch besondere Verträge näher bestimmt wurde. Ihr Gebiet heißt Standesherrschaft, und diese kann ein Fürstenthum, eine Grafschaft oder eine Herrschaft sein, die man durch das Beiwort standesherrlich näher bezeichnet. In dieser Bedeutung ist das Wort St. neu, und vor 1806 findet sich keine Spur davon. Denn die St., die es schon früher in Oesterreich, in der Lausitz, in Sachsen und in Schlesien gab, waren nur gewöhnliche adelige Gutsherren, welche gewisse Regierungsrechte, adelige Vasallen, Jurisdiction in zweiter Instanz und Aehnliches besaßen. Man wählte für die jetzigen wohl darum den Namen St., weil sie die ersten gebornen und erblichen Landstände sind, so daß sie auch wirklich in allen Repräsentativ-Staaten mit zwei Kammern in der ersten Sitz und Stimme erhalten haben, den Pairs in Frankreich und England vergleichbar. Das Wesentliche der Standesherrlichkeit ist Folgendes: Im Verhältnisse zu sämmtlichen Bundesstaaten gehören die fürstlichen und gräflichen standesherrlichen Häuser zu dem hohen Adel, und haben das Recht der Ebenbürtigkeit. Sie haben einen ihrer Ebenbürtigkeit angemessenen Rang und Titel, die Häupter der fürstl. Häuser das Prädicat Durchlaucht (Beschluß der Bundesversammlung vom 18. Aug. 1825), der gräfl. das Prädicat Erlaucht (Beschluß der Bundesversammlung vom 13. Febr. 1829). Das Prädicat Durchlaucht wurde 1833 allen Mitgliedern der fürstl. Häuser zugestanden. Das Verlangen der St. um einige Curialstimmen in dem Plenum der Bundesversammlung ist, obwohl noch immer keine ganz bestimmte Entscheidung erfolgt ist, als abgelehnt zu betrachten. Im Verhältnisse zu den einzelnen Bundesstaaten, zu welchen die St. gehören, sollen, a) was ihren persönlichen Rechtszustand betrifft, die Häupter der standesh. Familien die ersten desselben Staates sein. Sie und ihre Familien bilden daselbst die privilegirteste Classe, insbesondere in Ansehung der Besteuerung, und genießen unbeschränkte Freiheit, ihren Aufenthalt in jedem zum Bunde gehörenden oder mit demselben in Frieden lebenden Staate zu nehmen; desgleichen privilegirten Gerichtsstand und Befreiung von Militärpflichtigkeit; jedoch sind sie den Landesgesetzen unterworfen. b) Im Betreff des Rechtszustandes der Standesherrschaften gebühren den St. bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit in erster, und wo die Besitzung (in demselben Lande) groß genug ist, auch in zweiter Instanz; ferner Forstgerichtsbarkeit, Ortspolizei, Aufsicht in Kirchen- und Schulsachen; die Einwohner der standesh. Bezirke, die standesh. Untersassen, sind der Militärverfassung unterworfen. c) In persönlich dinglicher Hinsicht sollen die noch bestehenden Familienverträge aufrecht erhalten werden, die standesh. Familien die Befugniß haben, über ihre Güter und Familienverhältnisse verbindliche Verfügungen zu treffen; ihnen sollen in Rücksicht ihrer Personen, Familien und Besitzungen alle diejenigen Rechte und Vorzüge zugesichert werden oder bleiben, welche aus ihrem Eigenthume und dessen ungestörtem Genusse herrührten und nicht zu der Staatsgewalt und den höhern Regierungsrechten gehören.

Die in 10 Bundesstaaten bestehenden St. sind folgende: In Preußen, und zwar a) in Westfalen, der Herzog von Arenberg, wegen der Herrschaft Recklinghausen, $7^1/_2$ QM., 32,000 Einw., der Fürst von Bentheim-Steinfurt, wegen der Grafschaft Steinfurt, $1^1/_8$ QM., 3800 Einw., der Fürst von Bentheim-Tecklenburg oder Bentheim-Rheda, wegen der Herrschaft Rheda, 3 QM., 11,300 Einw., und der Grafschaft Hohen-Limburg, $2^1/_4$ QM., 6500 Einw., der Herzog von Croy, wegen der Herrschaft Dülmen, 6 QM., 10,900 Einw., der Fürst von Kaunitz-Rietberg, wegen der Grafschaft Rietberg, 2 QM., 13,200 Einw., der Herzog von Looz-Corswarem, wegen seines Antheils an Rheina-Wolbeck, 8 QM., 16,000 Einw., der Fürst von Salm-Horstmar, wegen der Grafschaft Horstmar, $12^1/_2$ QM., 50,500 Einw., der Fürst von Salm-Salm, wegen der Herrschaft Anholt, $^7/_8$ QM., 1800 Einw., die Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, wegen der Aemter Ahaus und Bocholt, 27 QM., 62,600 Einw., der Fürst von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, wegen $^2/_5$ der Grafschaft Wittgenstein, $3^1/_2$ QM., 7200 Einw., der Fürst von Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, wegen $^3/_5$ der Grafschaft Wittgenstein, $4^1/_2$ QM.,

9250 Einw. b) In Niederrhein: der Fürst von Solms-Braunfels, wegen der Aemter Braunfels und Greifenstein, $4^1/_2$ QM., 15,000 Einw., der Fürst von Solms-Lich und Hohensolms, wegen des Amtes Hohensolms, $1^1/_4$ QM., 3000 Einw., und der Fürst von Wied, wegen eines Theils der niedern Grafschaft Wied, $3^1/_2$ QM., 11,300 Einw., und der obern Grafschaft Wied, $6^1/_2$ QM., 16,100 Einw. — In dem Königreiche Bayern: die Fürsten von Esterhazy von Galathan, wegen der kleinen Herrschaft Edelstetten, $^1/_{10}$ QM., 850 Einw., Fugger-Babenhausen, wegen seiner sämmtlichen ständischen Besitzungen, 7 QM., 11,000 Einw., Hohenlohe-Schillingsfürst, Leiningen, die beiden Linien von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, Oettingen-Spielberg, Oettingen-Wallerstein, Schwarzenberg (wegen Schwarzenberg und Hohenlandsberg), Thurn und Taxis, Waldburg-Zeil-Trauchburg und Waldburg-Zeil-Wurzach und die Grafen Castell-Remlingen, Castell-Rüdenhausen, Erbach-Wartemberg-Roth, Fugger-Glött, Fugger-Kirchheim, Fugger-Nordendorf, Ortenburg, Rechteren-Limpurg-Speckfeld, Schönborn (wegen Wiesentheid), Stadion-Tannhausen und Waldbott-Bassenheim. — In dem Königreiche Sachsen: die Fürsten Schönburg-Waldenburg und Schönb.-Hartenstein, und die Grafen Schönb.-Hinterglauchau, Schönb.-Rochsburg und Schönb.-Wechselburg. — In dem Königreiche Hannover: der Herzog von Aremberg, wegen des 1826 zum Herzogthum Aremberg-Meppen erhobenen vormals münsterischen Amtes Meppen mit ungefähr 31,000 Einw., der Herzog von Looz-Corswarem, wegen seines im Königr. Hannover liegenden Antheils von Rheina-Wolbeck, und der Fürst von Bentheim-Steinfurt, wegen der Grafschaft Bentheim, 19 QM., 24,250 Einw. — In dem Königreiche Würtemberg: die Fürsten Colloredo-Mansfeld, Dietrichstein, Fürstenberg, Hohenlohe-Kirchberg, H.-Langenburg, H.-Oehringen, H.-Waldenburg-Bartenstein, H.-Wald.-Jartburg, H.-Wald.-Waldenburg, Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, Löw.-Werth.-Rosenberg, Oettingen-Spielberg, Oett.-Wallerstein, Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, Solms-Braunfels, Thurn und Taxis, Waldburg-Wolfegg-Waldsee, Waldb.-Zeil-Trauchburg, Waldb.-Zeil-Wurzach und Windischgrätz; die Grafen Erbach-Wartemberg-Roth, Fugger-Kirchberg-Weißenhorn, Fugger-Nordendorf, Königsegg-Aulendorf, Neipperg, Plettenberg-Mietingen, Pückler-Limburg, Quadt-Isney-Rechberg und Rothenlöwen, Schaesberg-Tannheim, Stadion, Sternberg-Manderscheid, Törring-Guttenzell, Waldbott-Bassenheim, Waldeck und Pyrmont und Isenburg-Büdingen-Meerholz. — In dem Großherzogthume Baden: die Fürsten Fürstenberg, beide Linien von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, Löwenst.-Werth.-Rosenberg, Leiningen, von der Leyen und Salm-Reifferscheid-Knautheim; die Grafen Leiningen-Billigheim und Leiningen-Neidenau. — In dem Kurfürstenthum Hessen: der Fürst von Isenburg-Offenbach-Birstein, wegen der Aemter Birstein und Langenselbold, 2 QM., 5900 Einw., die Grafen von Isenb.-Büdingen zu Büdingen, Isenb.-Büding. in Wächtersbach und Isenb.-Büding. in Meerholz, und der Graf von Solms-Rödelheim. — In dem Großherzogthum Hessen: die Fürsten Isenb.-Offenb.-Birst., Leiningen, Löwenst.-Werth.-Freudenberg, Löwenst.-Werth.-Rosenberg, Solms-Braunfels und Solms-Lich, die Grafen Erbach-Erbach und Erbach-Fürstenau, Erbach-Schönberg, Isenburg, Leiningen, Schlitz genannt von Görtz, Solms-Laubach, Solms-Rödelheim, Solms-Wildenfels, Stolberg-Wernigerode und St.-Roßla. — In dem Herzogthume Nassau: der Graf von Leiningen-Westerburg, der Fürst von Wied (wegen seiner Besitzungen in den Aemtern Runkel und Selters), der Erzherzog Stephan Franz Victor von Oesterreich, wegen der Grafschaft Holzapfel und der Herrschaft Schaumburg, und der Graf von Waldbott-Bassenheim. — In dem Fürstenthum Hohenzollern-Sigmaringen: der Fürst von Fürstenberg und der Fürst von Thurn und Taxis. — In dem Großherzogthume Oldenburg, wo jetzt kein S. ist, war es früher der Reichsgraf von Bentinck, wegen der Herrschaften Varel und Kniphausen (gegen 4 QM. mit 9000 Einw.). Nach dem Vertrage von 1825 aber, den der Graf durch die Vermittelung der Höfe von Wien, Petersburg und Berlin mit dem Großherzoge abgeschlossen hat, ist ihm eine ganz eigenthümliche Landeshoheit zu Theil geworden und er dadurch in ein eigenthümliches Verhältniß zum deutschen

Bunde getreten. Der Reichsgraf ist Landesherr, Oldenburg aber hat über Kniphausen und Varel die ehemalige Reichshoheit, und das Oberappellationsgericht zu Oldenburg tritt an die Stelle der ehemaligen Reichsgerichte. Die Herrschaft Kniphausen hat ihre eigene Flagge. — In der österreichischen Monarchie sind keine St.; doch haben 14 dortige Fürstenfamilien das Prädicat Durchlaucht erhalten. Vgl. über die St. C. Vollgraff „Die deutschen Standesherren" (Gießen 1824), das aber mit Vorsicht zu benutzen ist; J. P. v. Sensburg „Entwurf für eine umfassende und gleichheitliche Bestimmung der standes- und grundherrlichen Rechtsverhältnisse" (Karlsruhe 1821) und L. v. Dresch „Von den Rechtsverhältnissen der St." in dessen Abhandlungen (München 1830), S. 119—208 und 237—243.

Ständeversammlungen, s. Landstände.

Standhaftigkeit ist diejenige Tugend, vermöge welcher man in consequentem Handeln das vorgesteckte Ziel verfolgt und mit Ruhe und Besonnenheit den von dem Ziele abführenden Reiz überwindet, mag Letzterer angenehmer Art sein, indem er Genüsse bietet, oder unangenehmer, Gefahren und Aufopferungen verlangend. Nothwendige Bedingung der St. ist Stärke des Geistes.

Standpunkt heißt der Ort, den man einnehmen muß, um einen Gegenstand an sich und im Verhältniß zu andern betrachten und erkennen zu lernen. Sich zum Standpunkt einer Person zu erheben oder herabzulassen, heißt nichts Anderes, als seine eigene Denkungsweise aufzugeben und in die einer andern Person einzugehen, um irgend eine Handlung derselben, als aus der Individualität nothwendig hervorgehend, sich zu erklären. Um den Werth einer Handlung zu beurtheilen, ist es nöthig, das Allgemeine oder Vernünftige selbst zum Gegenstande oder zum Maßstabe zu machen und darnach zu bestimmen, in wiefern das Einzelne mit dem Allgemeinen übereinstimme.

Standquartier nennt man den längern Aufenthaltsort einer Division, Brigade, Regiment, Bataillon und setzt es einerseits dem Marschquartiere, andererseits der festen Garnison entgegen.

Standrecht nennt man das Kriegsgericht, welches über geringere Vergehen entscheidet und zu welchem gewöhnlich ein Hauptmann zum Präses und zwei von jeder Charge zu Beisitzern gewählt werden. Das St. kann nur über Gemeine und Unteroffiziere urtheilen und zur Giltigkeit des Urtheils gehört noch die Bestätigung des Regimentscommandeurs. Den Namen hat es davon, daß es gewöhnlich stehend und mit kurzem Verfahren abgemacht wird. Eine andere Bedeutung des St. ist die, daß bei offenbarer Empörung ein außerordentliches Gericht angeordnet wird, welches, nach Verkündigung des Kriegsgesetzes, die im Aufruhr Beharrenden auf der Stelle verurtheilt und bestraft.

Standrede heißt erstlich eine solche Rede, welche stehend gehalten und angehört wird; dahin gehören namentlich die Grabreden. Ferner versteht man darunter jede aus dem Stegreif gehaltene Rede, zu der irgend eine Ehrenbezeugung, wie ein Vivat oder Toast, Veranlassung gegeben hat, worin die Absicht liegt, den Dank für die erwiesene Ehre auszudrücken.

Stanhope, Jack, erster Graf von, geb. 1673, stammte aus einer alten Familie der Grafschaft Nottingham und bildete sich auf mehrjährigen Reisen in Frankreich und Italien, nachdem er schon früher seinen Vater, Alexander S., nach Spanien begleitete, wohin dieser als Gesandter ging. Nach seiner Rückkehr trat er in Militärdienste, focht unter Wilhelm III. mit Auszeichnung in den Niederlanden, später im spanischen Erbfolgekriege als Generallieutenant in Spanien, wo er 1708 Port Mahon und die Insel Minorca eroberte und bei Almenara und Saragossa siegte. Kurz darauf gerieth er in französische Gefangenschaft, aus der er erst 1712 befreit wurde. Er trat jetzt in das Parlament und spielte unter der Königin Anna eine wichtige Rolle als Whig. Georg I. ernannte ihn zum Geh. Rath, Staatssecretär und später zum Schatzkanzler. Während der Regentschaft des Herzogs von Orleans schloß er die berühmte Triple- und Quadrupleallianz ab. 1718 erhob ihn der König zum Pair und Viscount von Mahon. S. starb plötzlich am 8. Febr. 1721. Sein Bruder war der Lord Chesterfield (s. d.). — Sein Enkel, Charles

Graf von S., wurde im Aug. 1753 zu Genf geboren, wo seine Aeltern seit 10 Jahren lebten. Anfänglich eifrig mit mechanischen, mathematischen und physikalischen Dingen beschäftigt, gewann er sogar schon im 18. J. seines Alters einen von der Stockh. Akademie für die beste Abhandlung über die Pendelschwingungen ausgesetzten Preis. Aber seit er 1780 in das Haus der Gemeinen und 1786 nach dem Tode seines Vaters in das Oberhaus eingetreten war, war seine Thätigkeit ausschließlich der Politik zugewandt. Seine politische Farbe war die demokratische; daher war er auf Seiten Pitt's, seines Schwagers, so lange dieser noch zur Opposition gehörte, und gegen ihn, als er die Sache derselben verlassen hatte. Aus demselben Grunde bekannte er sich als einen Freund der franz. Revolution und sprach zu Gunsten derselben in dem Parlamente, so daß er sogar die Anerkennung der franz. Republik verlangte. Von gleich republikanischem Sinne zeigt seine Unterstützung der von Fox eingebrachten Bill, die Erhaltung der Preßfreiheit betreffend, von seiner Humanität die an Condorcet gerichteten Briefe über die Unmenschlichkeit des Sclavenhandels. Die Suspendirung der Habeascorpusacte veranlaßte sein einstweiliges Austreten aus dem Parlamente, in das er 1800 mit der Motion zu Friedensunterhandlungen mit Frankreich und zur Abschaffung des Sclavenhandels wieder eintrat. Es folgten bis zu seinem Tode noch mehrere liberale Motionen und Friedensvorschläge; unter andern sprach er auch schon für die Emancipation der Katholiken in Irland und kurz vor seinem Tode trug er auf eine einfachere Codification der vielen und zerstreuten englischen Gesetze an. Dabei hatte er während seines ganzen Lebens seine Beschäftigung mit der Mechanik nicht aufgegeben, und machte manche neue Erfindung, unter denen die bedeutendste die sogenannte Stanhope'sche Presse ist. Er war eben so geistreich und scharfsinnig in seinen Reden, wie praktisch und liebenswürdig im Privatleben. Er starb am 1. Decbr. 1816. Dessen Sohn und Erbe ist: Graf Philipp Heinr. S., geb. 1781. Nachdem dieser lange Zeit in Deutschland, besonders in Dresden gelebt, und sogar ein Gebetbuch für Gläubige und Ungläubige, für Christen und Nichtchristen im J. 1800 herausgegeben hatte, trat er in das Oberhaus und sprach besonders heftig gegen Frankreich, dessen Theilung er sogar im J. 1818 zur Sicherheit Europas vorschlug. In der letzten Zeit hat er sich noch dadurch auch in Deutschland bekannt gemacht, daß er den unglücklichen Caspar Hauser zu sich nahm, ihn weiterbilden und ihn nach England mitnehmen wollte; ein Vorhaben, das durch Hauser's räthselhaften Tod vereitelt ward. Als mehrere Stimmen sich erhoben, welche Hauser der Betrügerei beschuldigten, so schlug sich auch S. zu ihnen und hat seine Ansicht in seinen „Materialien zur Geschichte Kaspar Hauser's" (Heidelb. 1835) zu begründen gesucht.

Stanhope, Lady Esther, geb. 1780, die Nichte Pitt's, durch ihre Eigenthümlichkeiten, ihren Reichthum und ihren ausgezeichneten Verstand von Einfluß auf die Einwohner der syrischen Wüste, wo sie sich aufhielt, und deshalb auch in Europa allgemein bekannt, wo besonders Lamartine in seinen Reisen Licht auf Charakter und Lebensweise dieser Abenteurerin geworfen hat. Nachdem Pitt gestorben war, reiste sie, mit ähnlicher Unstätigkeit als der Fürst Pückler, durch ganz Europa und blieb in Constantinopel einige Jahre, bis sie sich entschloß, auch Asien zu besuchen. Allein auf der Reise dahin litt das Schiff, auf welchem sie abfuhr, bei Rhodos Schiffbruch, welcher den Verlust aller ihrer auf dem Schiffe befindlichen Habe zur Folge hatte. Sie reiste daher nach England zurück, nur aber, um mit dem Reste ihres Vermögens wieder nach dem Oriente zu gehen und dort wohnen zu bleiben. In Syrien wieder angekommen, hielt sie sich eine Zeitlang in Haleb auf, um die arabische Sprache zu erlernen, machte dann Reisen durch das Land bis nach Palmyra, und überall begegneten ihr die Einwohner mit Erstaunen und Bewunderung, welche durch die äußern Reize und durch die sie erhöhende königl. prächtige Kleidung hervorgerufen wurde. Nachdem sie nun durch längere Reisen die Sitten des Landes und der Einwohner kennen gelernt hatte, wählte sie den Libanon, eine reizende Gegend in der Nähe von Said (dem alten Sidon), zu ihrem ferneren Aufenthalte, baute sich dort eine Art Burg, d. h. mehrere Häuser, welche von einer hohen Mauer eingeschlossen sind, auf einem verfallenen Maronitenkloster. Alles war auf morgenländische Art eingerichtet, und durch ihre Geschenke und

Persönlichkeit hat sie gewußt, Alles für sich einzunehmen; besonders hatten die Beduinen eine fast unterthänige Verehrung für sie. In der letzten Zeit ergab sie sich der Schwärmerei und der Astrologie, und ward häufig von den in den dortigen Ländern reisenden Europäern besucht, welche sie, besonders ihre Landsleute, nicht eben gastfrei aufnahm, nur Lamartine und der Fürst Pückler-Muskau machten davon eine Ausnahme. Ihr Ansehn auf dem Libanon war so groß, daß Ibrahim Pascha, als er in Syrien einfiel, sie bat, neutral zu bleiben. Ihre Verschwendung zerrüttete ihre Vermögensumstände und in Elend, abgezehrt und von Lumpen bedeckt, starb sie am 23. Juni 1839. Vergl. „Memoirs of the Lady Esther S.“ (3 Bde., Lond. 1845; deutsch, 3 Bde., Stuttg. 1846), die ihr Leibarzt, ein Engländer, nach ihrem Tode herausgab.

Staniol oder Zinnfolie nennt man das in dünne Blätter durch Walzen und Schlagen mit dem Hammer verwandelte Zinn, welches vorzüglich zum Belegen der Spiegel, aber auch zum Verschluß der Champagnerflaschen, Einpacken von Tabak, Elektrisirmaschinen ꝛc. angewendet wird. Das Zinn dazu muß möglichst rein sein. Nächst England liefert Deutschland, namentlich Nürnberg, Erlangen und die Umgegend, das meiste und vorzüglichste Staniol.

Stanislaw der Heilige, geb. 1030, aus adeligem Geschlechte zu Szczepanow, einem Gute unweit Bochnia in Galizien, studirte in Paris Theologie und wurde 1071 Bischof von Krakau. Den Märtyrertod erlitt er dadurch, daß er die Ausschweifungen des damaligen poln. Königs Boleslaw des Kühnen tadelte und den König mit dem Kirchenbann bedrohte. Dieser gerieth darüber in solche Wuth, daß er 1072 S. in der Michaelis-Kirche zu Krakau während der Messe überfiel und niederhieb. Papst Gregor VII. that Boleslaw in den Bann, S.'s Gebeine aber wurden in der Kathedrale zu Krakau beigesetzt, wo sie noch jetzt in einem prächtigen Sarkophage ruhen. Von Papst Innocenz IV. wurde S. 1248 als Schutzpatron Polens heilig gesprochen. Ihm zu Ehren stiftete Stanislaw August den Stanislawordeu.

Stanislaw I., Leszczynsky, König von Polen und Großherzog von Lithauen, später des poln. Thrones entsetzt und Herzog von Lothringen und Bar, wurde am 20. Octbr. 1677 zu Lemberg geboren, und hatte den Kronschatzmeister von Polen zum Vater. Er war ebenso gutmüthig, als schwach. Nachdem Karl XII., in der festen Absicht, dem Könige von Polen, August II., die Krone zu nehmen, im J. 1702 in Polen eingedrungen, Warschau weggenommen und den König selbst bei Clissow geschlagen, bis Krakau gedrängt, Thorn erobert und den Sachsen abermals bei Pultowsk 1703 eine Niederlage beigebracht hatte, so machte Karl den Vorschlag zur Absetzung des Königs August. Der anfangs noch schüchterne Reichstag wird durch die Eroberung von Thorn, wo sich August noch gehalten hatte, bestimmt, den Thron für erledigt zu erklären und nach Karl's Befehl den Woywoden von Posen, Stanislaw Leszczynsky zum König zu wählen, ungeachtet der Primas Radjinjowsky sehr dagegen war, welcher seine Jugend als Vorwand gegen die Wahl angab. Allein der König befahl nun dafür dem Reichstage, in 5 Tagen die Wahl zu vollziehen; dies geschah am 2. Juli 1704, ob sich gleich August noch immer in einem Theile von Polen hielt. Gegen S., der, ein ohnmächtiger König, sich nur durch Karl's Macht auf dem Throne erhalten konnte, setzte sich sofort zu Sendomir eine Conföderation des Adels nieder, welche den Reichstag des Hochverraths für schuldig erklärte und die europäischen Mächte ersuchte, S. nicht als rechtmäßigen König von Polen anzuerkennen. Des Königs August plötzlicher Aufbruch und unerwartete Ankunft in Warschau nöthigt den Gegenkönig, sich schnell von da zurückzuziehen. Allein auch Karl bricht nach Lemberg auf, um die Conföderation zu zerstreuen, und führt seinen König nach Warschau zur Krönung, welche am 4. Octbr. 1705 vollzogen ward. August, welcher nach Sachsen geflohen war, mußte nun, um nur Leipzig von einer Plünderung der Schweden zu retten, in dem Frieden von Altranstädt den 24. Septbr. 1706 der poln. Krone entsagen, und S., welcher seinem Protector der Sicherheit wegen nach Sachsen gefolgt war, zeigte den europäischen Höfen seine Thronerhebung an und wurde von den meisten aus Furcht vor Karl XII. anerkannt. Nicht so von der Sendomirischen Conföderation, welche nur den für den rechtmäßigen

König anzuerkennen erklärte, der ihr nicht durch Waffengewalt aufgedrungen, sondern durch die Wahl der Nation gegeben würde.

Um den Czar, welcher mittlerweile in Polen eingefallen war, daraus zu vertreiben, eilte Karl wieder nach Polen, und blieb daselbst ein ganzes Jahr, fast nur für Stanislaw beschäftigt, zu dessen Unterstützung er bei seinem Aufbruch aus Polen gegen Peter I. 10,000 Mann zurückgelassen hatte. Allein S. konnte sich nur bis zur Schlacht bei Pultawa (27. Juni 1709) halten, denn sobald sein Beschützer nach Bender zu den Türken geflohen war, kehrte August mit einer Armee von 20,000 Mann nach Polen zurück, wurde am 5. Octbr. 1709 zu Thorn von einem großen Theile der Nation als Erretter aus schwedischer Sclaverei begrüßt, und nachdem er eine Amnestie ausgeschrieben, auf den Thron zurückgeführt und von den Mächten anerkannt. Unter solchen Umständen mußte S. Leszczynsky Polen verlassen, nachdem er seine Familie nach Posnanien hatte bringen lassen. Er selbst ging mit seinen Schweden nach Pommern über, und von da begab er sich nach Schweden selbst. Von hieraus suchte er brieflich Karl XII. zu der Annahme der Friedensbedingungen zu bewegen, in welchen natürlich die Verzichtung des S. auf den polnischen Thron gefordert worden war. Allein da dieser im Gegentheil darüber in Zorn gerieth, so faßte S. den Entschluß, in eigner Person vor seinem Gebieter in Bender zu erscheinen. Unter dem Namen eines Franzosen im Dienste der Schweden, Haran, verließ er in der Nacht die schwedische Armee, welche er damals in Pommern commandirte, und kam mit dem Baron von Sparre und einem andern Offizier, mehrmals angehalten und in Gefahr erkannt zu werden, durch das feindliche Heer endlich an die Grenzen der Türkei. In der Moldau angekommen, entläßt er den Baron von Sparre wieder und in Jassy um seinen Namen gefragt, nennt er sich ohne Ahnung dessen, was ihm begegnen würde, Major eines Regiments Karl's XII. Sofort wird er gefangen genommen und zum Hospodar gebracht, welcher ihn erkennt und als König, aber als gefangenen König behandelt; der Sultan befahl, ihn nach Bender zu bringen, von wo man Karl hatte abreisen lassen. Endlich im J. 1714 verließ er die Türkei, wo er gut behandelt worden war, auf einem andern Wege, als der König von Schweden und begab sich nach dem damals den Schweden zugehörigen Herzogthume Zweibrücken, dessen Einkünfte (70,000 Thlr.) er zog, und wo er bis zum Tode Karl's (1719) blieb. Als aber darauf diese Provinz den Schweden wieder genommen wurde, so wies ihm die Regentschaft des Königs von Frankreich, Ludwig's XV., Weißenburg in dem französischen Elsaß zur Wohnung an, ungeachtet sich August darüber bei dem Regenten, dem Herzog von Orleans, beklagen ließ. Am 7. Jan. 1720 kam es endlich zu einem Waffenstillstande zwischen Schweden und Polen, welcher erst 12 Jahre später in einen ewigen Frieden verwandelt wurde, und nach welchem S. Leszczynsky mit dem Königstitel und einer Million Thaler, die ihm König August auszuzahlen hatte, befriedigt werden sollte. Hier zu Weißenburg zog ihn aus seiner Stille und Ungenanntheit die Vermählung seiner Tochter Maria 1723 mit dem König Ludwig XV. hervor, nachdem man die vorige Braut, die Infantin von Spanien, Victoria, wieder nach Hause geschickt hatte. Nach dem am 1. Febr. 1733 erfolgten Tode des bisherigen Königs von Polen, August II., glaubte S. Leszczynsky wieder Ansprüche auf den poln. Thron zu haben, weil der sächs. Kurprinz seines Protestantismus wegen von demselben ausgeschlossen schien. Für seinen Schwiegervater verwandte sich der König von Frankreich, und S. wird von der französischen Partei und dem Primas Theod. Potozki eingeladen, nach Polen zu kommen. Zwar wurde er auch von der stärkeren franz. Partei am 9. Septbr. 1733 zum König ausgerufen; aber die schwächere österreichische Faction, unterstützt von einer an der Grenze stehenden Armee, stellte ihm am 9. Octbr. August III. entgegen und drang durch. So mußte er sich nach dem französisch gesinnten Danzig zurückziehen, welches deshalb von den Russen 1734 eine harte Belagerung auszuhalten hatte. Um die Einwohner von derselben zu befreien, entband er dieselben des ihm geleisteten Eides der Treue und entfloh in Bauerkleidern unter manchen Abenteuern und mehrmals in Gefahr, erkannt und verrathen zu werden, nach Frankreich, von wo aus er an den poln. Adel die Aufforderung ergehen ließ, die Waffen

niederzulegen. Endlich am 3. Octbr. 1735 kamen die Wiener Präliminarien zu Stande, nach welchen August III. wirklicher König von Polen, S. aber nur Titularkönig blieb, dagegen aber zur Entschädigung Lothringen und Bar auf Lebenszeit erhielt, mit der Erklärung, daß diese Länder nach seinem Tode wieder an Frankreich fallen sollten. Lange und segensreich währte die Regierung dieses Königs, welcher seine Muße dem Studium der Philosophie und den Wissenschaften überhaupt widmete. Erst im 89. Jahre seines Alters verlor er sein Leben dadurch, daß das Kaminfeuer seine Kleider ergriff und ihn verbrannte. Er starb den 23. Febr. 1766. Seine Werke, welche ebenso sehr von philosophischem Geiste, als einer edlen Sinnesart zeugen, sind zu Paris 1765 in 4 Bänden herausgekommen.

Stanislaw II., August, König von Polen, s. Poniatowski.

Stanley, Edw. Geoffrey Smith, Lord, der Sohn des Lord St., welcher von Georg III. im J. 1761 als Friedensunterhändler nach Paris geschickt worden war, und der Enkel des reichen Grafen von Derby, wurde am 29. März 1799 geboren. Seit 1820 ist er im Parlamente thätig, und war anfänglich in den Angelegenheiten Irlands, wo er selbst Güter hat, Gegner von O'Connel. Im J. 1828 ward er Secretär des Statthalters Lord Anglesey, durch welches Amt ihm fast die ganze Verwaltung überlassen war. Unter dem Ministerium Grey wurde die ganze Verwaltung Irlands verändert, wobei S. zum ersten Secretär für Irland und bald darauf zum Mitgliede des Geheimrathes ernannt wurde. In dieser einflußreichen Stellung unterstützte er die Verhaftung O'Connel's und sorgte für den Frieden der Insel. Nachdem er später mit O'Connel für die Verbesserung der Geschwornengerichte in Irland, für die Reformbill im J. 1831 und für die Verbesserung der Volkserziehung und des Zehntenwesens in Irland mit größerer Ueberzeugungskraft und mit stärkerem Vertrauen auf sein Talent, als mit Wärme und Bewegung des Gemüths gesprochen hatte, so trat er 1833 in das Ministerium der Colonien, und brachte am 14. Mai 1833 den Antrag über die Abschaffung der Sclaverei vor das Unterhaus, welchen er kräftig unterstützte. Da aber Stanley dem Parlamente das Recht streitig machte, über die Verwendung der Einkünfte der irischen Kirche zu verfügen, und hierbei großen Widerspruch von Seiten mehrerer Mitglieder der Ministerien fand, so trat er mit mehreren Andern 1834 aus dem Ministerium aus. Die Aufforderungen Wellington's und Peel's, wieder in das Cabinet einzutreten, schlug er aus, und sprach und stimmte seitdem in dem Parlamente mit den gemäßigten Tories. Er bekämpfte das Ministerium Melbourne und war eine Hauptursache zum Sturz desselben im J. 1841. Unter dem Ministerium Peel übernahm er das Staatssecretariat für die Colonien, trennte sich aber, als eifriger Vertheidiger der aristokratischen Interessen, von Peel, als dieser die Abschaffung des Getreidezolls und die Herabsetzung der Abgaben auf den Zucker beantragte. Eine Folge davon war sein Austritt aus dem Ministerium im Novbr. 1845. Schon vorher war er 1844 als Lord Stanley ins Oberhaus getreten. Hier widersetzte er sich vergeblich der Durchführung jener Maßregeln im J. 1846 und war denn auch ein heftiger Gegner des folgenden Ministeriums Russell, weshalb er sich mit D'Israeli und andern Protectionisten verband. Als aber Lord John Russell im Febr. 1851 durch die Niederlagen im Unterhause sich bewogen fand, seinen Austritt anzuzeigen, konnte sich S., dem die Königin die Bildung eines neuen Ministeriums übertrug, die Unzulänglichkeit seiner Partei nicht verbergen und lehnte den Antrag ab.

Stanze ist eine den Italienern nationale Reimstrophe. Sie stammt aus Sicilien und ward, als sie durch Boccaccio im 14. Jahrh. ihre feste Gestalt als Ottava rima erhalten hatte, stehende Form für die epischen Gedichte der Italiener, Portugiesen u. s. w. Meisterhaft angewendet ward die S. sodann von Poliziano, Bojardo, Ariosto und Tasso; bei den Deutschen sowohl in Originalgedichten als Uebersetzungen von Wieland, Schlegel, Gries, Goethe, Tieck, E. Schulze, Apel, Streckfuß u. A. Die Ottava rima ist eine achtzeilige Strophe aus 5füßigen Jamben, in welcher wechselnd die 1., 3. und 5. Zeile und die 2., 4. und 6. mit einander reimen, die beiden letzten Zeilen aber, neben einander gereimt, den harmonischen Schluß des Ganzen bilden, indem dieses Reimpaar als die Aussöhnung des

Widerstreites erscheint, welchen die dreifache Wiederkehr der Wechselreime in den ersten 6 Zeilen darstellt. Das Haupterforderniß der schönen Stanze ist daher Einheit dem Inhalte und der Form nach (vergl. Strophe). Der Gedanke muß in der Regel mit der S. abschließen, sowie auch die S. die Form kleiner selbständiger Gedichte ist, und die Klänge der reimenden Vokale müssen alle, theils unter einander selbst, theils zu dem auszusprechenden Inhalte in einem harmonischen Verhältnisse stehen. Musterhaft ist in dieser Hinsicht z. B. die Zueignung von Goethe. Die südeuropäischen Sprachen bieten in den mannigfaltigen und klangreichen weiblichen Endungen ein vorzügliches Mittel, den musikalischen Reiz der S. zu erhöhen. Doch ist auch bei ihnen der männliche Reim nicht gänzlich ausgeschlossen. Bei den Deutschen macht die matte Einförmigkeit der weiblichen Endungen der Wörter (sie gehen fast sämmtlich auf en aus) eine Vertauschung der weiblichen Reime mit den kräftigen, wohltönenden männlichen nöthig. (Vgl. Donner in der Vorrede zur Uebersetzung der Lusiaden des Camoëns.) Mit noch größerer Freiheit behandelte schon Wieland die S.

Stanzen, s. Rafael Sanzio.

Stapel bedeutet einen Ort, wo Schiffe gebaut und reparirt werden. Eine solche Baustelle wird in der Nähe großer Flüsse und in Seehäfen errichtet, um die fertigen Schiffe mit geringerer Mühe, als wie bei weiterer Entfernung der Fall sein würde, ins Wasser zu schaffen. Man bewerkstelligt dies durch Unterlegung von Rollen oder Walzen. Der Name dafür ist: vom Stapel oder Werft laufen. Unter Stapel versteht man ferner eine Stadt oder Hafen mit Stapelgerechtigkeit. Letztere besteht darin, daß alle durch den Ort geführten oder in einer gewissen Entfernung vorbeigehenden Waaren an dem mit Stapelgerechtigkeit versehenen Orte abgeladen und einige Zeit feil geboten werden müssen. Bald ist dies Recht ein völlig unbeschränktes und bezieht sich auf alle Waaren und Zeiten; bald ein beschränktes, nur von gewissen Zeiten und Waaren geltendes. Das Drückende und Lästige solcher Privilegien ist allgemein anerkannt und an mehreren Orten, z. B. in Magdeburg, ohne Nachtheil des Verkehrs abgeschafft.

Stapf, Ernst, herzogl. sächs. Medicinalrath, geb. am 9. September 1788 zu Naumburg an der Saale, erwarb in Schulpforte seine Gymnasialbildung und studirte seit 1806 in Leipzig Medicin. Im J. 1810 erwarb er sich in Leipzig die medicinische Doctorwürde und kehrte 1811 als prakt. Arzt in seine Vaterstadt zurück. Er war der erste und einzige promovirte Arzt, der den Lehren der Homöopathie huldigte und blieb auch später, als diese neue Methode sich zahlreichere Freunde erwarb, fast der Mittelpunkt aller ihrer Bestrebungen. Im J. 1820 machte er, vom preuß. Kriegsminister aufgefordert, am Rhein und in Berlin in mehreren Krankenhäusern Versuche mit der Homöopathie und gründete in seiner Vaterstadt im Verein mit M. Müller und Groß das „Archiv für die homöopathische Heilkunst“, das im Laufe der Jahre immer mehr an Bedeutung gewann. Sein Wirkungskreis erweiterte sich jetzt immer mehr. Im J. 1830 begab sich der Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen, 1834 die damals regierende Königin von England in seine Kur, welcher Letztern er in Folge ihrer Aufforderung nach London folgte, wo er längere Zeit am königl. Hofe lebte. In der neuern Zeit hat man S. einen starren Dogmatismus in der Homöopathie vorgeworfen; gewiß mit Unrecht. Ohne Zweifel ist S. ein sehr talentvoller Arzt, der große Ideen aufzufassen und zu realisiren weiß. Als Schriftsteller hat er außer zahlreichen Aufsätzen in dem oben genannten Archiv, im Verein mit Groß und von Brunnow Hahnemann's „Materia medica pura“ (Bd. 1 u. 2, Dresd. 1828), dessen kleine medicinische Schriften (2 Bde., Lpz. 1829), und „Beiträge zur reinen Arzneimittellehre“ (Bd. 1, Lpz. 1836) herausgegeben.

Staphyliki, s. Phlius.

Staphyloma oder Traubenauge nennt man im Allgemeinen diejenigen krankhaften Zustände des Augapfels, welche mit einer unregelmäßigen, mehr oder weniger begrenzten Hervorragung einzelner Membranen desselben verbunden sind, und das Sehen mehr oder weniger beeinträchtigen. Je nachdem nun die Hornhaut, das Corpus ciliare,

oder die Regenbogenhaut oder Sclerotica die Hervorragung bildet, erhält man das Staphyloma corneae, corporis ciliaris, iridis und scleroticae. Sie sind meistens Folge von vorausgegangenen Augenentzündungen und weichen selten chemisch-dynamischen Arzneimitteln, erfordern vielmehr meistens den mechanischen Eingriff, die Operation, deren Ausführung die Akiurgie lehrt.

Stapß, Friedrich, ein Handlungsdiener, welcher Napoleon, den er für den Todtfeind seines deutschen Vaterlandes ansah, zu ermorden strebte, ward den 14. März 1792 zu Naumburg in der preuß. Provinz Sachsen geboren, wo sein Vater Pastor war. Er ging zur Vollziehung seines gefaßten Planes, sein Vaterland von seinem Tyrannen zu befreien, nach Wien, und von da am 13. Octbr. 1809 nach Schönbrunn, wo der Kaiser seine Truppen musterte. S. drängte sich an ihn heran, indem er ihn zu sprechen verlangte. Aber der General Rapp, welcher nebst Berthier um den Kaiser war, faßte Verdacht und ließ ihn deshalb arretiren. S. gestand, als man bei ihm ein Küchenmesser fand, sofort seine Absicht, Napoleon damit zu erstechen. Er ward vor den Kaiser selbst gebracht, welcher durch Fragen zu erfahren suchte, ob er Mitschuldige habe und aus welchem Grunde er ihn habe tödten wollen. Als S. aber auf die Frage, ob er es ihm Dank wissen würde, wenn Napoleon ihn begnadigte, mit gleicher Unerschrockenheit und Ruhe, wie auf die früher gestellten, antwortete, daß er ihn nicht minder ermorden würde, so wurde er abgeführt. Von dem General Bauer noch einmal verhört, bestätigte er nur, was er schon vorher ausgesagt hatte, und wurde deshalb am 17. Octbr. 1809, nachdem er schon seit dem 14. jede ihm angebotene Speise hartnäckig verweigerte, erschossen, indem er ausrief: „Es lebe die Freiheit! Es lebe Deutschland! Tod seinem Tyrannen!"

Staraja Rusa, eine Stadt im russischen Gouvernement Nowgorod, liegt an der Polista und an den äußersten Vorhügeln des Waldaigebirges und hat gegen 8800 Einw., die sich besonders mit Fischfang und Schifffahrt oder mit der Salzgewinnung beschäftigen. Die hiesige Saline hat 20 Gradirhäuser, aus welchen 1841 180,611 Pud Salz ausgebeutet wurden. In der Umgegend wird viel Flachs gewonnen. Die Stadt ist eine der ältesten Städte des Reichs, diente oft Großfürsten zum Aufenthalte und besitzt eine eigne Militärverfassung.

Stargard, 1) Stargarder Kreis, $45^1/_4$ QM. groß, mit 69,760 Einw. und der Hauptstadt Neustrelitz. Es ist das östliche Hauptland des Großherzogth. Mecklenburg-Strelitz. 2) Stadt in dieser Herrschaft, mit Tuchmanufacturen, Töpfereien und 1390 Einw. 3) Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Stettin, Saatziger Kreises, am linken Ihna-Ufer, mit einem Gymnasium, einer Realschule, mannigfachen Fabriken, Branntweinbrennereien, Getreidehandel und 11,500 Einw. Die Stadt ist sehr alt und soll schon von den Wilzen erbaut worden sein.

Starhemberg, ein altes gräfliches, jetzt zum Theil fürstliches Geschlecht, aus dem Geblüte der Ottokare, stammt her von den alten Herzogen, Fürsten und Markgrafen von Steyermark, deren Helm, Schild und Wappen es noch führt. Der Name S. kommt von der Veste, die Gundaccar I. 1176 im Lande ob der Enns auf dem Storchenberg (nachher Starhemberg) erbaute. Nach dem Tode des Grafen Erasmus 1560 entstanden 3 Hauptlinien, von denen die mittlere bald erlosch, die 1. und 3. aber noch bestehen, und jene (die Rüdiger'sche) 1765 von Joseph II. in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, jedoch mit der Beschränkung auf den jedesmaligen Besitzer des größten Starhemberg'schen Majorats. Der jetzige Fürst heißt Georg Adam, geb. am 1. Aug. 1785, k. k. Kämmerer, folgte seinem Vater, dem Fürsten Ludwig, am 2. Septbr. 1833. Diese Familie hat mehrere berühmte Feldherren erzeugt, darunter besonders:

Starhemberg, Ernst Rüdiger, Graf von, der Retter Wiens im J. 1683, dessen Andenken noch im Munde des Volkes lebt. Er war geb. 1635 und war k. k. wirklicher Geh. Staats- und Conferenzminister, Hofkriegsraths-Präsident, Generalfeldmarschall und Commandant von Wien. Nur seinen umsichtigen Vertheidigungsanstalten und seinem glücklichen Talente, die ermattende Besatzung aufzurichten und mit kleinen Mitteln viel

auszurichten, verdankte es die Stadt, die 1683 von einem ungeheuren Türkenheere belagert wurde, daß sie sich halten konnte, bis das polnische Heer unter Stanislaus Sobieski zum Entsatze ankam. Außer vielen andern Belohnungen und Auszeichnungen erhielt S. darauf den Stephansthurm in sein Wappen, und die Bürgerschaft machte sein Haus auf der Wieden von allen Abgaben frei. Bei dem nächsten Feldzuge gegen die Türken wurde S. vor Ofen verwundet. Er starb 1701, als Hofkriegsrathspräsident mit der Organisation des kaiserl. Heeres beschäftigt.

Starhemberg, Guido, Graf von, Vetter des Vorigen, geb. 1657, war auch k. k. Feldmarschall und ein gepriesener Kriegsheld. Als Generaladjutant seines Vetters zeichnete er sich bei der Vertheidigung Wiens aus, dann in den Schlachten vor Mohatsch, Salankemen und Zantha. Im spanischen Erbfolgekriege fand er einen Schauplatz seines Ruhmes zuerst in Italien und dann besonders in Spanien, wo er Philipp von Anjou jeden Schritt erschwerte, und auch den Namen el gran Capitan erhalten haben soll. Seine glänzendsten Thaten sind hier die Siege bei Almenara am 27. Juli und bei Saragossa am 20. August 1710. Als Spanien zuletzt von Oesterreich aufgegeben wurde, hielt er sich noch lange in Barcelona, das er in Folge des Neutralitätsvertrages vom 14. Mai 1713 räumte. Er starb 1737 in Wien.

Stark, Johann August, Freiherr von, Consistorialrath und Oberhofprediger zu Darmstadt, den 29. Octbr. 1741 zu Schwerin im Mecklenburgischen geboren und den 3. März 1816 gestorben, war bei seinen Zeitgenossen als Kryptokatholik berüchtigt, für welche Beschuldigung allerdings viele Thatsachen sprechen. Er studirte zu Göttingen orientalische Sprachen, bereiste Rußland, England und Frankreich und bekam zu Paris an der königl. Bibliothek die Stelle eines Interpreten der morgenländ. Handschriften mit 1000 Livres Gehalt und dies schien das allgemein verbreitete Gerücht, daß S. zur kathol. Kirche übergetreten sei, zu bestätigen. Von seinem Vater nach Deutschland zurückgerufen, erhielt S. die Conrectorstelle zu Wismar, gab diese indessen 1768 wieder auf, um nach Petersburg zu reisen, wie man sagte in geheimen Angelegenheiten. Im J. 1769 erhielt er die Professur der orientalischen Sprachen zu Königsberg, ward im folgenden Jahre daselbst Hofprediger, 1772 ordentlicher Professor und kurz darauf Doctor der Theologie und 1776 Oberhofprediger. Einige scharfe Angriffe auf seine herausgegebene Schrift „Hephästion“, worin er den Ethnicismus auf Kosten der Wahrheit hob, bestimmten S., seine Stelle niederzulegen, und nach Mitau zu gehen, wo er die Professur der Philosophie am akademischen Gymnasium erhielt. Schon 1781 kehrte er nach Deutschland zurück, indem er den Ruf als Hofprediger und Consistorialrath zu Darmstadt annahm. Der auf S. ruhende Verdacht eines heimlichen Katholiken ward 1786 von Gedicke und Biester in der Berliner Monatsschrift öffentlich ausgesprochen. Ein Proceß, den er deshalb mit genannten Männern anfing, und seine Schrift „Ueber Kryptokatholicismus, Proselytenmacherei, Jesuitismus, geheime Gesellschaften und die ihm selbst gemachten Beschuldigungen“ (2 Bde., Frankf. 1787), nebst einem „Nachtrag“ (Gießen 1788), die er zu seiner Rechtfertigung schrieb, hat den Verdacht des Kryptokatholicismus nicht von ihm abgewälzt, vielmehr haftete dieser ihm bis zu seinem Tode an, und fand allerdings eine neue Bestätigung darin, daß man in seinem Zimmer einen Meßapparat vorfand. In den Augen des Hofes scheint er gerechtfertigt gewesen zu sein, denn 1807 ward S. mit dem Großkreuz des herzogl. Ludwigsordens beschenkt und 1811 sogar in den Freiherrnstand erhoben. Außer den erwähnten Schriften bemerken wir noch die anonym erschienene „Theodul's Gastmahl, oder über die Vereinigung der verschiedenen Religionssocietäten“ (Frankf. 1809, 7. Aufl. 1828); „Freimüthige Betrachtungen über das Christenthum“ (Berl. 1780); „Geschichte der christl. Kirche der ersten Jahrhunderte“ (3 Bde., Berl. 1779—80); „Versuch einer Geschichte des Arianismus“ (2 Thle., Berl. 1783—84); „Geschichte der Taufe und der Taufgesinnten“ (Lpz. 1789).

Stark ist der Name mehrerer Aerzte. — Johann Christian S., geb. 1753 zu Osmannstädt im Weimarischen, ward 1777 zu Jena Privatdocent, 1779 ordentlicher Professor der Medicin, 1784 zweiter und später alleiniger Director der dasigen Entbin-

bungsanstalt, herzoglich sachsen-weimarischer Leibarzt und Hofrath, und starb 1811. Von seinen Schriften sind besonders zu bemerken das „Handbuch zur Kenntniß und Heilung innerer Krankheiten" (2 Bde., Jena 1799—1800); „Versuch einer wahren und falschen Politik der Aerzte" (Jena 1784) und die von ihm gegründete Zeitschrift „Archiv für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und neugeborner Kinder-Krankheiten" (6 Bde., Jena 1788—96; neue Folge, Bd. 1—3, Jena 1798—1804). — Joh. Christian S., der Neffe des Vorigen, geb. am 28. Octbr. 1769 zu Kleinfromsdorf bei Weimar, studirte seit 1790 in Jena, erst Theologie, dann Medicin, ward 1793 Doctor der Medicin, bereiste dann die vorzüglichsten Universitäten Deutschlands und wurde 1796 außerordentlicher Professor der Medicin, 1805 ordentlicher Professor der Chirurgie zu Jena, wozu er noch 1811 die Professur der Geburtshülfe übernahm, und 1829 Stadt- und Amtsphysikus. Außerdem hatte er noch das Landarmenhaus, das Hebammeninstitut und das Irrenhaus zu versorgen, sowie er auch 1812 zum ersten Leibarzt des großherzogl. Hauses ernannt wurde. Ein Schlagfluß endigte am 24. Decbr. 1837 sein thätiges Leben. Von seinen Schriften ist besonders sein „Lehrbuch der Geburtshülfe zum Unterricht für Hebammen" (Jena 1837) zu erwähnen. — Karl Wilhelm S., der Sohn des Erstgenannten, geb. am 18. Mai 1787 zu Jena, war seit 1814 außerordentlicher Professor der Medicin daselbst, begleitete in diesem und dem folgenden Jahre den Großherzog Karl August auf dem Feldzuge in den Niederlanden, auf der Reise nach England und auf dem Congreß zu Wien, und wurde 1817 zum Hofrath und Leibarzt ernannt. Nachdem er schon 1823 als außerordentlicher Beisitzer in die medicinische Facultät getreten, wurde er 1838 ordentlicher Professor und Mitdirector der Landesheilanstalten, der ambulatorischen Klinik, der Irrenanstalt und der Entbindungsanstalt. Als Lehrer und ausübender Arzt hoch geehrt, starb er am 15. Mai 1845. Besonders berühmt machte er sich durch seine „Allgemeine Pathologie" (Lpz. 1838; 2. Aufl., 2 Bde., 1844).

Starke, Gotthelf Wilhelm Christoph, ein verdienter praktischer Theolog, ward am 9. Decbr. 1762 zu Bernburg geboren, und genoß den ersten Unterricht im Hause seines Vaters, der Consistorialrath und Superintendent war, dann auf den Schulen zu Bernburg und Quedlinburg, bis er, gut vorbereitet, 1780 die Universität Halle bezog, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Nach dem Abgange von der Universität erhielt S. eine Lehrerstelle an der Stadtschule zu Bernburg und erlangte 1798 das Rectorat. Darauf ward er Oberprediger daselbst, folgte 1808 dem Rufe als Hofprediger nach Ballenstädt und wurde endlich 1817 zum Oberhofprediger ernannt. Im J. 1829 legte S. sein Amt Kränklichkeitshalber nieder und starb schon am 27. Octbr. 1830. S. besaß einen reinen Sinn, ein tiefes, besonders für häusliches Glück und häusliche Tugend empfängliches Gemüth; dies ist der Charakter seiner Predigten, Gedichte und anderer Schriften. Er genoß bis an seinen Tod die Achtung und das Vertrauen seiner Mitbürger und seines Fürsten, welcher Letztere ihm die Erziehung der Prinzessin, jetzigen Prinzessin Friedrich von Preußen, anvertraute. Er ist Verfasser von „Gemälde aus dem häuslichen Leben, und Erzählungen" (3. Aufl., 5 Bde., Braunschw. 1827); „Gedichte" (Bernb. 1788); „Predigten" (Berl. 1797) und „Kirchenlieder" (Halle 1804).

Stärke oder Kraftmehl, Satzmehl, Amylum (ἄμυλον) von den Griechen genannt, weil sie, wie Plinius berichtet, ohne auf Mühlen gemahlen zu werden, Pulvergestalt annimmt. Sie soll auf Chios entdeckt und daselbst am besten, außerdem auch auf Creta und in Aegypten bereitet worden sein. Es ist die Stärke ein Stoff, welcher den wesentlichsten Bestandtheil mehliger Wurzeln, Knollen (Orchisarten) und Samen der Getreidearten ausmacht, in welchen er in den Höhlungen der Pflanzenzellen in Gestalt kleiner, weißer, glänzender Körner liegt. Er wird mittelst Gährung oder bloßem Auswaschen gewonnen, gewöhnlich aber im Großen aus Weizen oder Kartoffeln in den sogenannten Stärkfabriken bereitet. Das Verfahren hierbei für die Weizenstärke ist folgendes: Man wäscht und schlemmt entweder den weißkörnigen, dünnschäligen Weizen und schrotet ihn dann auf der Schrotmühle, das Schrot aber wird mit einer bestimmten Quantität

Wasser übergossen, oder was jetzt gewöhnlicher geschieht, man weicht den Weizen gleich in kaltem Wasser, bis er stark aufgequollen, weich und, zwischen den Fingern gedrückt, milchigt ist; hierauf wird er unter senkrechten Mahlsteinen oder in Säcken unter Wasser (durch Treten) so lange ausgepreßt, als das Wasser milchigt ist. Dieses Wasser wird nun in Fässer gethan und einer Temperatur von 16—20° R. ausgesetzt, damit das Gemenge in Gährung gerathe. Nach 14—20 Tagen wird das Ganze durch ein Drahtsieb gegossen, wo das im Wasser gelöste Stärkemehl mit etwas Kleber und Kleien durchläuft. Man läßt dasselbe ruhig stehen, worauf das Stärkemehl zuerst zu Boden sinkt, Kleie und Kleber aber oben einen Schaum bilden, den man mit einer Schaufel wegnimmt. Das so gewonnene Stärkemehl wird mehrmals mit Wasser geschlemmt, nach der hierdurch bewirkten Reinigung, nachdem es einen festen Boden gebildet hat, in größern Stücken ausgestochen und an der Luft auf den Trockenböden getrocknet, wobei man die von Zeit zu Zeit sich auf der Oberfläche bildende gelbliche Decke abschabt. Weizen giebt 30—40 Procent Stärke. — Um die **Kartoffelstärke** zu bereiten, wäscht man die Kartoffeln sorgfältig und bringt sie bei Bereitung im Großen auf die Reibemühle, welche aus einem hölzernen mit einer Blechreibe beschlagenen Cylinder besteht, der sich unter einem mit Kartoffeln gefüllten hölzernen, umgekehrt pyramidalischen Kasten bewegt und die zwischen ihn gerathenden Kartoffeln zermalmt; während letzteres geschieht, wird ein ununterbrochener Wasserstrahl auf die Kartoffeln geleitet; der auf diese Weise geriebene Brei fällt nun in ein unter der Walze sich hin- und her bewegendes feines Sieb von Messingdraht, worin sich die Stärke von selbst ausscheidet, welche dann durch eine Rinne in den Satzbottich fließt. Der Satz wird dann durch Wasser mehrmals ausgewaschen und wie die Weizenstärke getrocknet. Die Abgänge von beiden geben Viehfutter. Das nach der Gährung des Weizens abgelassene Wasser nennt man **Sauerwasser**; es hat einen äußerst unangenehmen Geruch und erregt, auf die Haut gebracht, bei Solchen, die nicht damit umzugehen pflegen, leicht krätzeartige Hautausschläge.

Die auf die eine oder andere Weise gewonnene reine Stärke zeigt eine schöne weiße Farbe, und unter dem Mikroskope ein körniges, einigermaßen krystallinisches Gefüge, ist beinahe geruch- und geschmacklos, knirscht zwischen den Fingern gerieben, und löst sich in kaltem Wasser nicht auf, sondern bildet damit eine milchige Flüssigkeit, aus der sie sich bald wieder als ein weißes Pulver niederschlägt. Mit kochendem Wasser verbindet sich die Stärke zu einem dicken Brei, welcher nach dem Erkalten eine halbdurchsichtige Gallerte, den **Kleister**, bildet. Eigenthümlich ist das Verhalten des Jods gegen Stärkemehlauflösung, welche dadurch röthlich, violet oder indigblau, je nach der Menge des Jods, gefärbt wird, so daß beide Stoffe sich gegenseitig als Reagentien dienen. Wird die Stärke gelind geröstet, bis sie eine blaßgelbe Farbe erhält, so wird sie dem arabischen Gummi ähnlich, statt dessen sie dann auch in manchen Fabriken benutzt wird. Durch Digestion mit Salpetersäure wird das Stärkemehl in Sauerkleesäure und Aepfelsäure, und durch Kochen mit (4 Theilen) Wasser und (0,01 bis 0,1 Theil) Schwefelsäure oder Salpetersäure, Chlorwasserstoffsäure, Oxalsäure zuerst in Gummi und dann in Zucker, den **Stärkemehlzucker**, umgewandelt, welcher nach Saussure aus $37,^{29}$ Kohlenstoff, $6,^{84}$ Wasserstoff und $55,^{87}$ Sauerstoff besteht, während die Weizenstärke $43,^{55}$ Kohlenstoff, $6,^{77}$ Wasserstoff und $49,^{68}$ Sauerstoff giebt, woraus erhellt, daß bei der Zuckerbildung noch eine bestimmte Menge Krystallisationswasser aufgenommen wird, welches die Stärke nicht hat, was auch mit der Gewichtszunahme übereinkömmt, denn 10 Theile Stärke geben 11 Theile Zucker. — Die feingepulverte Stärke bildet den **Puder**.

Starkenburg, 1) Provinz im Südosten des Herzogthums Hessen, vom Rhein, Main und Neckar eingeschlossen, mit 54 QM. und 260,000 Einw. in 22 Städten und 406 Marktflecken und Dörfern. Der westliche Theil des Landes ist eben, fruchtbar, aber am Main und Rhein sandig; den östlichen durchzieht der Odenwald mit zum Theil rauhen und unwirthbaren Gegenden, fruchtbaren Thälern und schönen Wäldern, die $^2/_3$ des Landes bedecken. Hauptproducte sind Wild, Obst, Hirse, Mohn, Flachs, Hanf, Tabak, Wein,

Eisen, Braunkohlen und Salz (zu Wimpfen). Die Fabriken sind nur in Offenbach von Bedeutung. Die Provinz umfaßt die obere Grafschaft Katzenellenbogen mit der Hauptstadt des Großherzogthums Darmstadt und Theile von Kurpfalz, Kurmainz, dem Bisthum Worms, und wird in nachstehende 12 Landrathsbezirke getheilt: Darmstadt, Langen, Dornberg, Rheinheim, Lindenfels, Heppenheim, Bensheim, Seligenstadt, Dieburg, Hirschhorn, Offenbach und Breuberg. 2) Burgruinen in der großherzogl. hessischen Provinz Starkenburg.

Starosten nannte man in Polen diejenigen Edelleute, welche von dem Könige mit einem Schlosse oder Grundstücke belehnt worden waren. Hatte der König von seinen königl. Gütern Jemanden mit einem Grundstücke belehnt, so durfte er auch nach dem Tode des zeitherigen Starosten diese Güter nicht wieder den seinigen einverleiben, sondern mußte sie anderweitig verleihen. Die Starosten hatten theils eigene Gerichtsbarkeit oder Starosteigerichte, theils zogen sie nur die Einkünfte der Güter, mit denen sie belehnt waren.

Starrkrampf (Tetanus) ist eine in Absätzen erfolgende Erstarrung der Muskeln des Rumpfes und der Glieder, so daß der Körper der Länge nach ausgestreckt, hart und unbeweglich ist und gewöhnlich das Bewußtsein fehlt. Werden blos die Muskeln des Rückens und Nackens davon befallen, und der Oberkörper dadurch nach hinten gebogen, so entsteht der Opisthotonus; geschieht die krampfhafte Zusammenziehung nach vorn der Emprosthotonus, und nach der einen oder andern Seite, der Pleurosthotonus. Leiden blos die Kaumuskeln an Krampf, so daß der Mund nicht geöffnet werden kann, so ist dies der Kinnbackenkrampf, Mundklemme (Trismus); werden die Abductoren ergriffen, so entsteht die Mundsperre (Os hians). Die Krankheit beginnt in ihrer Totalität mit Spannung im Nacken und Rücken, der Kopf wird etwas nach hinten gezogen, die Mandeln werden hart, das Schlucken beschwerlich, die Zungenwurzel schmerzhaft und der Kranke fühlt einen eigenthümlichen Schmerz unter dem Schwertfortsatz des Brustbeins; es treten Sinnestäuschungen ein, erschwertes Athmen, Angst, Herzklopfen, kleiner, sehr frequenter, ungleichmäßiger, aussetzender Puls. Eine etwa vorhandene Wunde wird trocken und zuweilen verbreiten sich von ihr aus nach dem Verlauf des Nerven Schmerzen, Sehnenhüpfen, Zuckungen in den Muskeln. Die Se- und Excretionen sind im Ganzen wenig gestört, doch findet sich zuweilen Dysurie. Der Kranke seufzt und stöhnt kläglich bei vollem Bewußtsein. Nachdem dieser Zustand eine Stunde, selten einen ganzen Tag gedauert hat, verbreitet sich die Spannung vom Nacken aus immer mehr über den ganzen Körper, so daß dieser fast ganz steif und unbeweglich wird und die eine oder andere oben angegebene Form annimmt. Nicht selten tritt starker Speichelfluß, zuweilen mit Abscheu vor Flüssigkeit ein, die Sprache wird gehemmt und bei Männern tritt Priapismus mit Samenergießungen ein. Es treten deutliche Remissionen, welche aber selten länger als eine Stunde dauern, ein, und die Exacerbationen halten oft um $^1/_4$—$^1/_2$ Stunde an, während welchen der Kranke gewöhnlich stirbt, was sich selten bis den siebenten Tag hinzieht. Tritt ja Genesung ein, so erfolgt diese doch sehr langsam, und es bleibt lange große Reizbarkeit und Neigung zu Recidiven zurück. — Bei uns ist die Krankheit glücklicherweise nicht sehr häufig, und gesellt sich dann meistens zu Wunden (Wundstarrkrampf); oft wird sie dagegen in heißen Klimaten beobachtet. Als veranlassende Ursachen nimmt man plötzliche Erkältung, gastrische Reize, Metastasen, Mißbrauch von Narcoticis. Die Vorhersage ist im Ganzen sehr schlecht, da man über das eigentliche Zustandekommen des Krankheitsprocesses noch nicht hinlänglich aufgeklärt ist und bei den verschiedenartigsten Methoden die Kranken meistens sterben. Die Behandlung hat einmal die Aufgabe, die Krankheit zu verhüten, durch sorgfältige Behandlung der Wunden ꝛc., sodann die Ursachen zu entfernen und je nach diesen die Krankheit selbst zu beseitigen, wozu noch am besten das von Stütz angegebene Verfahren, der abwechselnde Gebrauch von Opium und Kali, geeignet ist.

Starrsucht (Catalepsis) ist eine eigenthümliche, mehr oder weniger schnell vorübergehende lähmungsartige Affection des Gehirns, wobei mit dem Bewußtsein auch der

Einfluß des Willens auf den Körper schwindet und letzterer in der Lage, wo er sich gerade zufällig befindet, verharrt. Nicht selten geht Schwindel, Ziehen im Nacken, Gefühl vom Aufsteigen eines Windes (Aura cataleptica) aus der Magengegend zum Kopf vorher; dann hört meistens das Bewußtsein auf, die Kranken bleiben in der Stellung, worin sie sich eben befinden, bis zu Ende des Anfalls. Dabei sind die Glieder biegsam wie Wachs (Flexibilitas cerea) und nehmen jede Form an, die man ihnen giebt, was das Hauptmerkmal der Krankheit und ihren Unterschied von Tod und Scheintod abgiebt. So schnell das Bewußtsein schwand, kehrt es auch zu Ende des Anfalls wieder, von dem die Kranken gar nichts wissen, und sie setzen ihre Rede, Gang ꝛc. fort, gleich als hätte sie nichts unterbrochen. Am auffallendsten ist dies in der Rede, wo sie in der Mitte eines Wortes beim Anfang des Anfalls plötzlich schwiegen und bei seinem Ende die letzten Sylben desselben sogleich aussprechen und ihre Rede den Gedanken, der Construction nach fortsetzen. Der Anfall selbst dauert von einigen Minuten bis zu mehreren Stunden, wo dann aber meistens die Kranken oft Bewußtsein haben, obschon sie sich nicht rühren können. — Schwache, reizbare Subjecte, namentlich hysterische Frauen, sind am meisten dazu geneigt. Gram, Kummer, Onanie, gestörte Menstruation, können die Krankheit veranlassen, deren Vorhersage an und für sich gut ist, obschon sie zuweilen in Schlagfluß oder Epilepsie übergeht. Die Behandlung ist nach den Ursachen verschieden, besteht aber meistens in der Anwendung von Antispasmodicis.

Staffart, Goswin Joseph Augustin, Baron von, geb. am 2. Septbr. 1780 zu Mecheln, widmete sich dem Rechtsstudium, wurde 1804 Auditeur im Staatsrath, 1805 Intendant in Tyrol und kam 1807 in derselben Eigenschaft zur großen französischen Armee in Preußen. Nach dem Aufhören der Besetzung dieses Landes durch die Franzosen kehrte er nach Frankreich zurück, wo er schnell zu höhern Stellen aufstieg, 1810 Präfect des Vauclüsedepartements und 1811 des der Maasmündungen wurde, wo aber sein bureaukratischer Despotismus ihm keine Freunde erwarb. Nach dem Sturze der franz. Kaiserherrschaft in den Niederlanden im Novbr. 1813 ging S. nach Paris zurück und schloß sich nach Napoleon's Abdankung, als geborener österreichischer Unterthan, wieder dem Hause Oesterreich an. Er wurde deshalb vom Kaiser Franz zum Kammerherrn ernannt, und hielt sich während des Congresses in Wien auf. Als er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, ging er wieder nach Belgien zurück und hörte auf seiner Rückreise die Nachricht von Napoleon's Rückkehr von Elba. Sogleich eilte er nach Paris und trug dem Kaiser von Neuem seine Dienste an. Dieser sendete ihn im April 1815 mit Depeschen an den Kaiser von Oesterreich, nebst der Vollmacht, über die Aufrechthaltung des letzten Pariser Friedens zu unterhandeln; allein in Linz wurde ihm die Weiterreise nach Wien untersagt. Er kehrte nach Paris zurück und lebte nach dem zweiten Sturze Napoleon's eine Zeitlang auf seinem Landgute bei Namur den Wissenschaften. Seiner französischen Gesinnung wegen wurde er von der niederländischen Regierung vernachlässigt; dagegen ernannte ihn die Stadt Namur seit 1822 fortwährend zu ihrem Abgeordneten in die zweite Kammer der Niederlande, wo er zur Opposition gehörte und eines der gemäßigtsten, aber talentvollsten Glieder war. Nach dem Ausbruche der Revolution in Brüssel im Sepbr. 1830 folgte er mit andern Abgeordneten der südlichen Provinzen, der Einberufung der Kammern nach dem Haag. Als aber die belgische Revolution mehr Consistenz gewonnen, begab er sich nach Belgien zurück, ward hier in den Congreß gewählt und Mitglied der provisorischen Regierung. Sein Eifer für den jungen Staat und seine anerkannte Geschicklichkeit verschafften ihm bald eine einflußreiche Stellung. Gleich bei der Gründung des Senats ernannte man ihn zum Mitgliede desselben, auch führte er in demselben sechs Sessionen hindurch das Amt eines Präsidenten; die Regierung ernannte ihn aber zum Gouverneur von Brabant. Beide Aemter verwaltete er mit großer Umsicht und Mäßigung. Als aber seit 1836 der Gegensatz zwischen der katholischen und liberalen Partei immer schärfer hervortrat, wurde er, vermöge seiner Stellung als Großmeister der belgischen Freimaurerei, gegen welche die belgischen Bischöfe in einem Rundschreiben und sonst auf alle Weise zu

Felde zogen, immer tiefer in den Meinungskampf hineingerissen, und von der liberalen Partei zu ihrem Parteihaupt erhoben. Er ward daher 1838 nicht wieder zum Präsidenten des Senats ernannt und da er sich auch mit der Regierung in Folge jenes Parteikampfes in Opposition setzte, seiner Stelle als Gouverneur von Brabant enthoben. Nach dem Sturze des de Theux'schen Ministeriums wurde er auf kurze Zeit mit einer Sendung an den Turiner Hof beauftragt. Im J. 1841 legte er seine Würde als Großmeister der belgischen Freimaurerei nieder. Als Schriftsteller ist S. durch seine „Fables" bekannt, die zu dem Besten dieser Gattung in der französischen Literatur gehören.

Staszyc, Stanislaw, 1755 zu Pils geboren, hat sich als Staatsmann wie als Schriftsteller durch Erweckung und Belebung des Nationalsinnes der Polen große Verdienste erworben. Er studirte zu Göttingen und Leipzig die Rechte, zugleich mit Vorliebe die Naturwissenschaften, weshalb er sich auch lange Zeit zu Paris aufhielt und endlich eine wissenschaftliche Reise durch Italien und die Schweiz machte. Nach der Rückkehr ins Vaterland suchte S. lange vergeblich ein Amt zu erlangen; er widmete deshalb seine Zeit den Wissenschaften und mehrere Schriften stammen aus dieser Epoche. Die Leibeigenschaft als ein Gebrechen des Vaterlandes erkennend, ermahnte er den polnischen Adel in den „Warnungen für Polen" (2 Bde. 1792) zur Aufhebung derselben und ging mit gutem Beispiel voran, indem er die Bauern auf seiner Herrschaft Rubieszow gegen eine mäßige Abgabe von Frohndiensten befreite. Die Hauptschrift von ihm bleibt eine 1805 herausgegebene Geognosie Polens, zu welchem Zwecke er mehrmals ganz Polen bereiste. Für die Begründung der königl. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, deren Präsident er späterhin wurde, und für Kopernikus Denkmal zu Warschau verwandte er einen großen Theil seines Vermögens. Anerkennung fand er beim Kaiser Alexander, der ihn vom Staatsreferendar zum Staatsrath und zum Director der Erziehungscommission erhob. Altersschwach bat S. 1824 um seinen Abschied und erhielt diesen mit dem Titel Staatsminister. Zwei Jahre darauf starb er am 20. Januar 1826. Seinem Testamente gemäß kam sein ganzes Vermögen an die Institute in Warschau und die Herrschaft Rubieszow ward unter die Bauern vertheilt.

Stater, s. Münze.

Statif nennt man das Gestelle, welches geometrischen und astronomischen Instrumenten zur Unterlage dient.

Statik ist die Lehre vom Gleichgewicht der Körper und zwar vorzugsweise fester Körper, indem die Lehre vom Gleichgewicht tropfbar-flüssiger Körper Hydrostatik und die Lehre vom Gleichgewicht elastisch-flüssiger Körper Aërostatik genannt wird. Die Statik hat demnach die Bedingungen und Gesetze aufzusuchen, nach welchen feste Körper, denen durch irgend eine Kraft Bewegung mitgetheilt ist, in den Zustand des Gleichgewichts, d. h. einer durch entgegenwirkende Kräfte hervorgebrachten Ruhe versetzt werden. Zunächst sind hier zwei Fälle zu untersuchen: 1) wenn Kräfte auf einen freien, in keiner Weise befestigten Körper, 2) wenn sie auf einen Körper wirken, der so befestigt ist, daß er sich um einen Punkt oder um eine Axe drehen kann. In Bezug auf den ersten Punkt bewirken z. B. zwei gleiche, aber in derselben Richtung entgegengesetzte Kräfte Gleichgewicht, oder wenn zwei Kräfte in verschiedenen Richtungen auf einen Körper wirken, so wird derselbe durch eine dritte Kraft im Gleichgewicht erhalten, wenn dieselbe die Richtung und Größe der Diagonale desjenigen Parallelogramms hat, welches aus jenen beiden Kräften, als Linien dargestellt, und dem Winkel, unter welchem sie auf den Körper wirken, construirt werden kann rc. In Bezug auf den zweiten Fall aber halten zwei Kräfte einen Körper, der sich um einen Punkt drehen läßt, im Gleichgewicht, wenn ihre statischen Momente, d. h. die Producte der bewegenden Kräfte und die Entfernung vom Umdrehungspunkte gleich sind. Auf diesen und ähnlichen daraus abgeleiteten Sätzen beruht nun die ganze Theorie vom Hebel, von der Wage, der Rolle, dem Rade; auch die Lehrsätze vom Schwerpunkte, der Zusammensetzung und Zerlegung der bewegenden Kräfte gehören zum Theil hierher, siehe die einzelnen Artikel.

Stationes heißen in der christlichen Kirche die fürs Fasten bestimmten Tage: Mittwoch (Feria quarta) und Freitag (Feria sexta). Späterhin fanden an diesen Tagen Umgänge oder Processionen statt, dabei machte man an bestimmten Orten, wo Crucifixe aufgestellt waren, Halt zum gemeinschaftlichen Gebete. Dies Anhalten bei der Procession nannte man ebenfalls Station, und so entstand die andere Bedeutung: Ruheplatz auf einem Umgange.

Statisten, s. Figuranten.

Statistik oder Staatenkunde heißt die Darstellung des innern und äußern Lebens der Staaten und Reiche im Kreise der Gegenwart, oder, nach einer wissenschaftlichern Definition, die Darstellung der zu einem bestimmten Zeitpunkte innerhalb eines gewissen politischen Bereichs vorhandenen Staatskräfte und der Gesetze ihrer Wirksamkeit, in der Art, daß dabei das wesentlich Gleichartige nach allgemeinen Gesichtspunkten zusammengefaßt wird. Sie bildet ein integrirendes Glied in der Reihe der Staatswissenschaften und unterscheidet sich von der Geschichte (s. d.), mit welcher sie den Gegenstand der Betrachtung gemein hat, dadurch, daß sie nur einzelne Momente des innern und äußern politischen Lebens der Völker, Staaten und Reiche hervorhebt, während jene dasselbe im vollständigen Abriß giebt. Von der Geographie (s. d.) ist die S. dadurch wesentlich unterschieden, daß jene mehr dem Oertlichen folgt und trocken das Vorhandene angiebt, die S. aber bei ihrem Zusammenstellen mehr einer leitenden Idee folgt. So nennt z. B. die Geographie die Berge, Flüsse, Wälder in den einzelnen Provinzen, wo sie sich finden, die S. aber gruppirt alle Berge, Flüsse und Wälder zu einer Uebersicht und nach einer Aufeinanderfolge ihrer politischen Wichtigkeit; so gedenkt die Geographie der Fabriken, Manufacturen, des Großhandels, der Behörden, der Universitäten, Gymnasien und anderer Bildungsanstalten eines Reichs, die S. hingegen ordnet diese Dinge unter wissenschaftliche Standpunkte. Auch mit der Ethnographie (s. d.) hat die S. Vieles gemein, doch unterscheidet sie sich von ihr dadurch, daß sie die durch jene gefundenen und gesammelten Stoffe verarbeitet und mit Beziehung auf eine höhere politische Einheit zu einem Ganzen verbindet. Berücksichtigt man die quantitative Beschaffenheit des Objects der Auffassung oder den äußern Umfang des der Darstellung der Statistik gegebenen politischen Bereichs, so wird man locale, provinziale und universale Statistiken annehmen und demzufolge z. B. von einer S. Berlins, der Provinz Preußen und des Königreichs Preußen sprechen können; betrachtet man dagegen den hierher gehörigen Stoff in qualitativer Beziehung, so wird man allgemeine und besondere Statistiken unterscheiden und in dieser Beziehung z. B., wenn alle in einer gewissen politischen Sphäre zusammenwirkenden Kräfte dargestellt werden, von einer allgemeinen Culturstatistik, wenn nur besondere Arten der Staatskräfte in Betrachtung kommen, von einer S. der materiellen Cultur, des Unterrichts, der Literatur, des Organismus der Staatsverfassungen reden können. Der Inhalt der S. oder die jeder vollständigen S. zu Grunde liegenden Stoffe sind sämmtlich dem Kreise der Erfahrung entnommen und fallen, nach den verschiedenen Lebensäußerungen, in welchen der Staat in der Erscheinung sich ankündigt, entweder in die Kategorie des innern oder des äußern Staatslebens. In Bezug auf das innere Staatsleben betrachtet die S. die Grundmacht des Staats, den Länderbestand und die physische Beschaffenheit desselben, das Volk nach Verschiedenheit der Nationen, nach seiner bürgerlichen (Adel, Bürger, Bauer und Militär) und nach seiner kirchlichen Verschiedenheit; ferner die physische und technische, ästhetische, intellectuelle und moralische Cultur des Volks, die Verhältnisse der Kirche zum Staate, die Staatsverwaltung und die Kräfte, Einnahmen, Erwerbsquellen des Volks, sowie die Lasten und Bedürfnisse, Schulden rc. des Staats. Von dem Standpunkte des äußern Staatslebens aus hat die S. den Einfluß, welchen das innere Leben eines Staats, nach der Cultur des Volks und den Bedingungen seines Staatsorganismus, auf dessen äußere Ankündigung andern Staaten gegenüber behauptet, zu bestimmen, und somit dessen Stellung in der Mitte des europäischen Staatensystems als Macht des ersten, zweiten, dritten oder vierten politischen Ranges; ferner bei Föderativstaaten,

wie Deutschland, der Schweiz und Nordamerika, das Verhältniß der einzelnen Staaten zur politischen Gesammtheit zu bezeichnen, sowie den Complex der für jeden einzelnen Staat in Beziehung auf alle Mächte und Staaten des Auslandes gültigen Verträge anzugeben.

Die Statistik hat sich als Wissenschaft erst nach und nach aus der Vermischung mit dem Staatsrechte und der Geographie abgegliedert. Den ersten Grund zu ihrer selbständigen Stellung legte Achenwall (s. d.) 1749; doch beschränkte sie sich anfangs nur auf ein bloßes Aneinanderreihen von Ziffern und Zahlen in tabellarischer Form, ein Verfahren, zu welchem sie sich um so mehr angewiesen sah, als der geheime Cabinetsstaat damaliger Zeit der Wissenschaft auf alle Weise aus sich ein Geheimniß zu machen strebte. Die weitere Ausbildung verdankt die Statistik A. Schlözer (s. d.) in Deutschland, welchem es durch seine zahlreichen literarischen Verbindungen gelang, den über diese ängstlich bewahrten Geheimnisse des Staats gebreiteten Schleier zu zerreißen und dieselben an das Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen, und der französischen Revolution. Uebrigens finden wir auch schon in frühern Zeiten eine unverkennbare Richtung einzelner Schriftsteller auf die Erfassung und Zusammenstellung statistischer Momente. Die Werke der Griechen Herodot, Aristoteles, Eratosthenes, Strabo und Pausanias, der Römer Tacitus und Plinius des Jüngern sind reich an statistischen Notizen. Im Mittelalter machte Aeneas Sylvius, der nachmalige Papst Pius II., in seiner „Descriptio Asiae atque Europae" und in der „Germania, Polonia, Litthuania et Prussia", sowie in seiner „Cosmographia" schätzbare Versuche zur Begründung der S. Später finden wir immer beachtenswerthere Versuche, die S. zu einer Wissenschaft zu erheben, in den Werken des Italieners Sansovino-Botero, des Franzosen d'Avity, der Deutschen Conring (s. d.) und Oldenburger, Conring's Zögling, gest. zu Genf 1678, Verfasser des „Thesaurus rerum publicarum" (4 Bde., Genf 1675). Hierher gehören ferner Joh. Andr. Bose, gest. zu Jena 1674, Verfasser der „Introductio in notitiam rerum publicarum orbis universi" (herausgegeben von Schubart, Jena 1676, 4.), Gastel durch sein Werk „De statu publico Europae novissimo" (Nürnb. 1675, Fol.) und von Zech, unter dem angenommenen Namen von Frankenberg, wegen seines „Europäischen Herold" (3 Bde., neue Aufl., Lpz. 1705, Fol.), sowie der Holländer de Luca wegen seiner „Descriptio orbis etc." (Leyd. 1655) und Everh. Otto wegen seiner „Primae lineae notitiae Europae rerum publicarum" (Utr. 1762). Mit Achenwall, der durch seine Vorträge zu Marburg und Göttingen und durch seine „Staatsverfassung der europäischen Reiche im Grundrisse" (7. Aufl., Gött. 1798) die S. auf den deutschen Universitäten einführte, begann ein höheres Leben und ein reicherer Anbau dieser Wissenschaft, so daß dieselbe von jetzt an durch die Bemühungen Walch's, Reinhard's, Toze's, A. F. W. Crome's (s. d.), durch den Sammlerfleiß A. F. Büsching's (s. d.) und die lichtverbreitenden Erörterungen Schlözer's in seinen Zeitschriften ersprießliche Förderung fand. Auf der von Achenwall betretenen Bahn gingen mit durch die Zeit gekräftigten Schritten fort Meusel in seinem „Lehrbuch der Statistik" (Lpz. 1792), Mannert in seiner „Statistik der europäischen Staaten" (2 Bde., Bamb. 1808), Milbiller in seinem „Handbuch der Statistik der europ. Staaten" (2 Bde., Landsh. 1811), Hassel in seinem „Lehrbuch der Statistik für die europ. Staaten" (Wien 1821), Fränzl in seiner „Statistik" (Wien 1838 fg.) und Schubert in seinem „Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa" (Bd. 1—6, Königsb. 1835—46). Die vergleichende S., von Büsching in den ersten rohen Anfängen begründet, bearbeiteten Niemann, dann in höherer Entfaltung Bissinger in seiner „Vergleichenden Darstellung der Grundmacht aller europ. Staaten" (Wien 1823) und auf noch ausgezeichnetere Weise Malchus in seiner „Statistik und Staatenkunde" (Stuttg. 1826) und Schnabel in seiner „Generalstatistik der europ. Staaten" (Wien 1833), unter den Franzosen Charl. Dupin (s. d.) und Bignon (s. d.) und unter den Italienern Balbi und Gioja. Für die tabellarische Behandlung der S., die allerdings nur einen subsidiarischen Werth hat, haben noch Gaspari, Randel, F. L. Brunn, Ockhart, Römer und Böttcher in neuerer Zeit, Ehrmann, Höck, Hassel (s. d.) und von Sydow Brauchbares geleistet. Auch die lexi-

kalisch-statistischen Werke, deren Reihe mit dem großen Zedler'schen „Universallexikon" beginnt, haben, obgleich hier das Statistische mit geographischen, geschichtlichen und andern Elementen vielfach gemischt erscheint, sichtbaren Nutzen geschafft. Bemerkenswerth in dieser Hinsicht sind auch die encyklopädischen Werke von Bruzen la Martinière, Hübner, Jäger, Winkopp, Ehrmann, Galetti, Stein, Hassel und von Ersch und Gruber und K. A. Müller's „Statistisches Jahrbuch" (Jahrg. 1 u. 2, Lpz. 1845—46). Nicht minder haben die der Ansammlung statistischen Materials gewidmeten Zeitschriften von Zimmermann, Brunn, Crome und Jaup, Canzler, Häberlin, Höck, Posselt und Murhard, Lüder, von Lichtenstern, Vogt, Voß, Kayser, André, Berghaus, Lüdde („Zeitschrift für vergleichende Erdkunde", Jahrg. 1—3, Magdeb. 1840 fg.) und Mahlmann („Monatsberichte über die Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde", 7 Bde., Berl. 1839—46), sowie die von den Franzosen Ballois, Deferrière und de Ferussac und von dem Schweden Gräberg de Hemsoe der Wissenschaft nützliche Dienste geleistet. Der erste europäische Staat, welcher das Einsammeln statistischer Nachrichten, wiewohl nur in beschränktem Maße, mit systematischer Genauigkeit anordnete, war Schweden, wo bereits seit der Mitte des 18. Jahrh. eine eigene Behörde eingesetzt war, die Tabellencommission, welche von fünf zu fünf Jahren Berichte über die Bevölkerungsverhältnisse des Landes bekannt machte. Eine für die Förderung der S. sehr segensreiche Wirksamkeit entwickelte seit längerer Zeit unter der Leitung sowol seines frühern Directors Hoffmann, sowie seines jetzigen, Dieterici, das statistische Bureau in Berlin, nach dessen Vorbild bereits mehrere andere Staaten, z. B. Oesterreich, Bayern, Würtemberg und selbst Neapel, ähnliche Institute gegründet haben. Verschieden davon sind die gleichfalls in mehreren Staaten entstandenen statistischen Vereine, welche den Zweck haben, statistische Notizen herbeizuschaffen und wissenschaftlich zu verarbeiten. Ein solcher Verein bildete sich 1831 auch für das Königreich Sachsen, wurde aber 1850 in ein statistisches Bureau umgewandelt und als Staatsanstalt betrachtet.

Statius, Cäcilius, ein komischer Dichter der Römer, aus Insubrien, Freigelassener und Zeitgenosse des Ennius, gest. 168 v. Chr. Unter seinen Dramen, welche freie Nachbildungen der griechischen Stücke Menander's waren, zeichnen sich vor allen „Plocium" und „Synephebi" aus, welche zwar den Reiz der Erfindung und Kraft mit den griechischen Vorbildern theilen, aber an dichterischer Fülle und lebendigem Schwung hinter jenen zurückblieben. Von denselben sind nur Bruchstücke übrig, welche L. Spengel sammelte in der Schrift „Caii Caecilii Statii deperditarum Fab. Fragm." (Münch. 1829, 4.).

Statius, P. Papinius, ein epischer Dichter des silbernen Zeitalters der römischen Poesie, geb. um 61 n. Chr. zu Neapel. Durch das Beispiel seines Vaters und durch eignen Trieb zur Poesie hingezogen, kam er als angehender Jüngling nach Rom und erweckte dort die Aufmerksamkeit des damaligen Kaisers Domitian, weil er ihm auf eine zügellose Weise in seinen Dichtungen schmeichelte. Durch dessen Gunst erhielt er dreimal in poetischen Wettstreiten den Preis. Später aber mit seiner Fabel „Thebais" zurückgesetzt, ging er auf sein Landgut bei Neapel, wo er in dürftiger Lage im 35. Lebensjahre sein Leben beschloß. Zwar zeichnet er sich durch üppige Erzählung und Malerei und durch eine fertige Diction und gefällige Versification aus, worin er sich mehr den Lucan, als den Virgil zum Muster nahm, allein dem Ganzen mangelte tiefere Bedeutung und Kürze. Von ihm haben wir noch: 1) die „Thebais" in 12 Büchern, worin der Krieg der Sieben gegen Theben geschildert ist; eine Nachbildung der Griechen, jedoch mit manchen Eigenthümlichkeiten in der Bildung der Fabel; 2) die „Achilleis" in 2 Büchern, unvollendet, von den Thaten des Achilleus vor dem Trojanischen Kriege. Beiden Gedichten sind an innerem Werthe vorzuziehen 3) die 5 Bücher „Silvarum" (Wälder), lyrische Gelegenheitsgedichte, deren Text freilich sehr verdorben ist. Die hauptsächlichsten Ausgaben des Statius sind von J. Fr. Gronov (Amsterd. 1653, 12.), von Casp. Barth (Zwickau 1664, 4.), von Jer. Markland (Cambridge 1728, 4., wiederholt Dresden 1827) und von F. Hand (Lpz. 1818).

Statthalter wird derjenige genannt, welcher in einem Lande oder Orte die Stelle

des eigentlichen Machthabers vertritt, dessen Hoheitsrechte ausübt und nur ihm Rechenschaft abzulegen verpflichtet ist. Es ergiebt sich daher schon aus diesem Begriffe, daß mehr von monarchisch oder oligarchisch regierten Staaten Statthalter in Städte und Länder geschickt wurden und werden, als von rein demokratischen, weil diese zur Aufrechthaltung ihrer Staatsverfassung darüber wachen müssen, nicht etwa durch die Gewöhnung an eine Alleinherrschaft außerhalb des Mutterlandes den Gedanken der Losreißung und der Erklärung der Unabhängigkeit von der vaterländischen Verfassung bei dem Einzelnen rege zu machen, und somit Tyrannis oder Monarchie herbeizuführen. Daher findet man in der ausgebildetsten Monarchie des Alterthums, in Persien, Satrapen über alle Provinzen des Reichs gesetzt, welchen mitunter ein sogenannter Karanos mit Militärgewalt (wie der jüngere Kyros) an die Seite gegeben wurde. Daher übertrugen auch die Lakedämonier, welche oligarchische Regierungsform hatten, einem sogenannten Harmosten (Ordner) die höchste Militärgewalt in den von ihnen eroberten Städten und Staaten, wie selbst in Athen nach dessen Fall im J. 404 dem Kallibios. Dagegen ist in den Athenischen Eroberungen nichts dem Aehnliches wahrzunehmen. Bei den Römern war die Verwaltung der Provinzen durch Proconsuln und Proprätoren wenigstens durch die Zeit von einem Jahre, sowie durch den Umstand eingeschränkt und für die Verfassung unschädlich gemacht, daß zu diesen Statthalterschaften in den Provinzen nur diejenigen gelangten, welche bereits die höchste Staatswürde des Consulats verwaltet hatten, und daß sie wohl die oberste richterliche Gewalt (potestatem), aber das Commando über eine Armee (imperium) nur alsdann erhielten, wenn man Ursache hatte, einen Feind in der Provinz zu fürchten. Unter den Kaisern hatten die Legati Augusti pro praetore oder Praesides nebst ihren Procuratoren und Rationalen nur noch für die Hebung und Lieferung der Einkünfte und Zölle in den Fiscus des Kaisers zu sorgen, in kleineren Provinzen die Procuratores Caesaris. Von größeren Statthaltereien im Mittelalter sind etwa die der Khalifen in Spanien zu merken, welche wieder von dem Oberstatthalter des östlichen Afrika abhingen, und die der österreichischen Vögte in der Schweiz. Nöthiger wurden dieselben zu Ende des Mittelalters und in der neuern Zeit, als die Ländermasse eines einzigen Herrschers sich vielleicht weit ausgedehnt hatte, und als die sich mehrenden Eroberungen eigenthümliche Regierungen in den eroberten Ländern erheischten. So mußten z. B. von Spanien und Portugal Statthalter nach Amerika und Ostindien geschickt werden. Auch die Republik der vereinigten Niederlande hatte Statthalter, welcher Name eigentlich unpassend ist, da kein Machthaber da war, an dessen Statt dieselben den Staat verwaltet hätten; allein der Name schrieb sich noch aus den Zeiten der spanischen und burgundischen Herrschaft, wo die Niederlande einen Oberstatthalter hatten, dem wieder die Statthalter der einzelnen Provinzen untergeben waren. Noch jetzt haben England, Frankreich, die Niederlande ihre Gouverneure in ihren außereuropäischen Besitzungen, sowie Rußland einen Generalgouverneur und Statthalter der einzelnen Provinzen in Sibirien, und seit der Besiegung Polens auch in diesem Lande einen Gouverneur hat.

Statue (statua), Standbild, Bildsäule, ist die durch künstlerische Nachahmung des äußerlich Geschauten und durch die geistige Erfassung desselben gewonnene und in einer natürlich damit verbundenen Form gebildete volle Gestalt, welche meist aufrecht stehend oder auch sitzend ist. Die Statue ist das vollkommenste Gebild der Plastik, weil sie als Hauptform den menschlichen Körper oder das nothwendige Correlat des Geistes hat. In dieser Form wurden wenigstens in der ältesten griechischen Zeit meist Götter dargestellt, theils wegen eines innern Bedürfnisses, das religiös Geglaubte auch äußerlich darzustellen, theils wegen der Freiheit, mit welcher man bei der Bildung selbst verfahren konnte. Erst in dem Zeitraume des Sinkens der griechischen Kunst (von Alexander's Tode an) und in der römischen Zeit kommen mehr Personificationen, Geschichtliches, Persönliches, als Statuen von Göttern vor. Diese Statuen wurden entweder wie in der frühesten Zeit in Holz oder in Marmor oder in Metall gefertigt, letzteres entweder mit dem Hammer gearbeitet oder gegossen oder (wie das Eisen) gelöthet. Zunächst waren es nur einzelne Personen,

welche dargestellt wurden, aber allmälich verband man mehrere derselben zu Gruppen (s. Symplegma), ein Fortschritt, zu welchem die Ausbildung des Dramas hauptsächlich Veranlassung gegeben haben mag. Zugleich wurden nicht nur allein mehr stehende, sondern auch sitzende, reitende oder fahrende Figuren, besonders bei den Römern, dargestellt. Mit Statuen wurden nicht nur öffentliche Plätze, sondern auch Gebäude, besonders die Giebel derselben, verziert. Zwar ist die Farbe als etwas Außerwesentliches von den Statuen eigentlich ausgeschlossen; dessen ungeachtet werden auch bei den Alten viele Statuen bemalt gefunden, wenn schon die Malerei dabei untergeordnet ist, und mehr theils zur Verwahrung, theils zur Verschönerung des Marmors beitragen sollte. (S. Polychromie.) In Betreff der Proportionen der Statuen war bei den Alten die Fußlänge das übliche Maß, während bei den Neuern die Kopfhöhe als Einheit angenommen wird. Im Allgemeinen nämlich nahm man an, daß der Fuß ein Sechstel der Gesammthöhe ausmache. Heut zu Tage theilt man den Kopf in Viertel: 1) vom Scheitel bis zu den Haarwurzeln über der Stirn; 2) bis zu der Nasenwurzel; 3) bis zu der Oberlippe; 4) bis zum Ende des Kinns; und jedes dieser Viertel theilt man wieder in 12 Minuten. Drei Distanzen pflegen sich ungefähr gleich zu sein: 1) die von dem obern Anfange des Brustbeins bis zum Ende des Abdomen; 2) die vom Nabel bis zum obern Anfange der Kniescheibe; 3) die von da bis auf die Sohlen.

Statut heißt der von den Mitgliedern einer Gesellschaft zum Grundgesetz der Gesellschaft erhobene Beschluß, zu dessen Gültigkeit nach römischem Rechte die Berufung sämmtlicher Mitglieder, das Erscheinen von zwei Drittheilen und Stimmenmehrheit erfordert wurde. Werden blos privatrechtliche Verhältnisse regulirt und wird nur über eigene, die Gesellschaft betreffende Zwecke etwas bestimmt, so bedürfen die Statuten keineswegs der Bestätigung des Staates, was aber nothwendig dann eintritt, wenn die Statuten auch für andere, nicht zur Gesellschaft gehörige Personen verbindlich sein sollen.

Stau nennt man den scheinbaren Stillestand des Meerwassers, welcher zur Zeit der höchsten Fluth und niedrigsten Ebbe, ehe das Wasser zu steigen oder zu fallen beginnt, eintritt.

Staubbach, ein Bach in dem reizenden Thale des Berner Oberlandes bei dem Dorfe Lauterbrunnen, der, über eine 925 Fuß hohe Felsenwand herabstürzend, während des Falls sich völlig in Staub oder vielmehr Dunst auflöst. Wird er von der Sonne beleuchtet, die ihn von früh 8 Uhr bis gegen 1 Uhr mit ihren Strahlen treffen kann, so bildet er schöne Regenbogen und über die von der Feuchtigkeit getroffenen Personen verbreitet sich eine Art Heiligenschein. Im Winter entsteht eine große Eispyramide. Nach Ungewittern schwillt das Wasser bedeutend an und richtet zuweilen, wie im J. 1791, große Verheerungen an.

Staubbäder, s. Regenbad.

Staubfäden (stamina), s. Blume.

Staudenmaier, Franz Anton, badenscher geistlicher Rath und ordentlicher Professor der katholischen Theologie an der Universität zu Freiburg im Breisgau, wurde am 11. Septbr. 1800 zu Danzdorf in der Grafschaft Rechberg im Würtembergischen geboren und erhielt bis zum 14. Jahre nur den gewöhnlichen Unterricht einer Dorfschule. Erst jetzt wurde das gräflich Rechberg'sche Haus auf den talentvollen Knaben aufmerksam und man brachte ihn auf das Gymnasium zu Schwäbisch-Gemünd, später nach Ellwangen und endlich auf das Wilhelmsstift zu Tübingen, wo er Philosophie und Theologie studirte. Nach beendeten Universitätsstudien trat er 1826 in das Priesterseminar zu Rottenburg am Neckar, wirkte eine kurze Zeit als Vicar zu Ellwangen und Heilbronn, erhielt aber schon im Herbst 1828 eine Repetentenstelle am Wilhelmsstift zu Tübingen. Im J. 1830 folgte er dem Rufe als ordentlicher Professor der neuerrichteten katholischen Facultät zu Gießen und vertauschte 1837 diese Stelle mit der zu Freiburg im Breisgau. S. hat sich als ein sehr thätiger Schriftsteller gezeigt. Schon als Zögling des Wilhelmsstifts gewann er den ersten Preis für die von der katholisch-theologischen Facultät gestellte Aufgabe und gab

die Schrift später deutsch unter dem Titel „Geschichte der Bischofswahlen mit besonderer Berücksichtigung der Rechte und des Einflusses christlicher Fürsten auf dieselben" (Tüb. 1830) heraus. Während seines Aufenthaltes in Gießen erschien von ihm „Johannes Scotus Erigena und die Wissenschaft seiner Zeit" (Bd. 1, Frankf. 1834); ferner „Encyklopädie der theologischen Wissenschaften als System der gesammten Theologie" (2 Bde., Mainz 1834, 2. Aufl. 1840); der „Pragmatismus der Geistesgaben oder das Wirken des göttlichen Geistes im Menschen und in der Menschheit" (Tüb. 1835); „Der Geist des Christenthums, dargestellt in den heiligen Zeiten, in den heiligen Handlungen und in der heiligen Kunst" (2 Bde., Mainz 1835, 3. Aufl. 1843); „Der Geist der göttlichen Offenbarung, oder Wissenschaft der Geschichtsprincipien des Christenthums" (Gießen 1837); „Die Philosophie des Christenthums, oder Metaphysik der heiligen Schrift, als Lehre von den göttlichen Ideen und ihrer Entwickelung in Natur, Geist und Geschichte" (Bd. 1, Mainz 1840); „Darstellung und Kritik des Hegel'schen Systems. Aus dem Standpunkte der christlichen Philosophie" (Mainz 1844); „Die christliche Dogmatik" (4 Bde., Freib. 1844 fg.); „Der Protestantismus in seinem Wesen und seiner Entwickelung" (Ebd. 1846 fg.) ꝛc. In allen diesen Schriften zeigt S., daß er sich die Aufgabe gestellt hat, der katholischen Kirche die Leistungen der Speculation neuester Zeit zugänglich zu machen und ihr dadurch ein geistiges Element zu ertheilen, das den Versuchen von anderer Seite zur Verdumpfung der Geister wohlthätig entgegenwirken muß. Er ist in Schelling's und Hegel's Schule gebildet, kennt die Leistungen ausgezeichneter protestantischer Theologen, wie Neander, Schleiermacher u. A. gründlich und genau und hat an der neuesten Schilderhebung des Ultramontanismus keinen Theil genommen.

Stäudlin, Karl Friedrich, geb. am 25. Juli 1761 zu Stuttgart, starb am 5. Juli 1826 zu Göttingen. Anfangs im Hause seines Vaters, der Regierungsrath war, dann auf dem Gymnasium zu Stuttgart herangebildet, bezog er 1779 die Hochschule Tübingen, und widmete sich nach der Rückkehr in seine Vaterstadt eine Zeitlang der Erziehung junger Leute. In den Jahren 1786—90 bereiste er Deutschland, die Schweiz, Frankreich, England und folgte im letzten Jahre dem Rufe eines ordentlichen Professors nach Göttingen, wo er 1792 die theologische Doctor- und 1803 die Consistorialrathswürde erhielt. S. hat die theologische Literatur durch zahlreiche Schriften vermehrt und repräsentirte darin den sich fortbildenden Zeitgeist in dem Ringen und Streben nach Vermittelung der heterogenen Elemente, zu welcher Versöhnung freilich S. selbst nicht gelangte, vielmehr im Durchgangspunkte stecken blieb. Früher mit dem Theologen Paulus befreundet und mit diesem geistesverwandt, huldigte er dem Rationalismus, den er, sobald er dessen Hohlheit und Nichtigkeit erkannt, mit dem Supernaturalismus vertauschte, ohne zu dem durchs Denken vermittelten Glauben zu kommen. Obgleich er auf dem Standpunkte der Kantischen Philosophie stehen blieb, so gebührt ihm doch das große Verdienst, die Kantische Philosophie in das ganze Gebiet der gelehrten Theologie übergetragen und geltend gemacht zu haben. Seine Schriften sind: „Geschichte und Geist des Skepticismus, vorzüglich in Rücksicht auf Moral und Religion" (2 Bde., Lpz. 1794); „Kirchliche Geographie und Statistik" (2 Bde., Tüb. 1804); „Beiträge zur Erläuterung der biblischen Propheten und zur Geschichte ihrer Auslegung" (Ebd. 1785); „Ideen zur Kritik des Systems der christlichen Religion" (Gött. 1791); „Grundriß der Tugend- und Religionslehre zu akademischen Vorlesungen über die Moral und Dogmatik für zukünftige christliche Religionslehrer" (2 Bde., Ebd. 1798—1800); „Lehrbuch der Dogmatik und Dogmengeschichte" (Ebd. 1801, 3. Aufl. 1822); „Philosophische und biblische Moral im Grundrisse, ein akademisches Lehrbuch" (Ebd. 1805); „Neues Lehrbuch der Moral für Theologen, nebst Anleitung zur Geschichte der Moral und der moralischen Dogmen" (Ebd. 1815, 3. Aufl. 1825); „Lehrbuch der praktischen Einleitung in die Bücher der heiligen Schrift" (Ebd. 1826); „Geschichte der Sittenlehre Jesu" (4 Bde., Ebd. 1799—1823); „Universalgeschichte der christl. Kirche" (Hannov. 1806, 5. Aufl. von Holzhausen fortgesetzt bis auf die neueste Zeit, Ebd. 1833); „Geschichte der christlichen Moral seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften" (Ebd. 1808);

„Geschichte der Moralphilosophie“ (Ebd. 1822); „Geschichte der theologischen Wissenschaften“ (2 Bde., Gött. 1810—11); „Geschichte und Literatur der Kirchengeschichte“, herausgegeben von Hemsen (Hannov. 1827). Außerdem gab S. heraus: „Die Göttingische Bibliothek der neuesten theologischen Literatur“ (5 Bde., Gött. 1794—1800); „Beiträge zur Philosophie und Geschichte der Religion und Sittenlehre überhaupt und der verschiedenen Glaubensarten und Kirchen insbesondere“ (5 Bde., Tüb. 1797—99); „Magazin für Religions-, Moral- und Kirchengeschichte“ (4 Bde., Hannov. 1801—6); in Verbindung mit Tzschirner das „Archiv für alte und neue Kirchengeschichte“ (5 Bde., Lpz. 1813—26), und im Verein mit Tzschirner und Vater das „Kirchenhistorische Archiv“ (Halle 1823—26).

Staufen, s. Hohenstaufen.

Staunton, Sir George Leonard, verdienstvoller Arzt und Schriftsteller, geb. 1740 in der irländischen Stadt Galway, studirte zu Montpellier Medicin und ging nach einem längern Aufenthalte zu London 1761 nach Westindien, wo er als praktischer Arzt einen großen Wirkungskreis fand. Hier ward er mit dem Gouverneur der Caraiben, Lord Macartney, bekannt und trat in dessen Dienste als Secretär, in welcher Eigenschaft er den Lord nach Madras begleitete, und sich hier bei mehreren Gelegenheiten, namentlich bei der Friedensunterhandlung mit Tippo Saib, durch praktischen Tact und Feinheit in politischen Unterhandlungen auszeichnete. Anerkennung seiner Verdienste fand er beim König und bei der ostindischen Compagnie. Ersterer erhob ihn zum Baronet von Irland und letztere sicherte ihm eine jährliche Pension von 500 Pfd. Sterling. Im J. 1792 begleitete er als Legationssecretär den Lord Macartney auf der Gesandtschaftsreise nach China, welche Reise er nach seiner Rückkehr ins Vaterland herausgab unter dem Titel „An authentic account of an embassy from the King of Great-Britain to the Emperor of China“ (2 Bde., Lond. 1797, deutsch erschienen 2 Bde., Zürich 1798). Er starb zu London 1801.

Staunton, Sir George Thomas, ein Freund und Beförderer der Wissenschaften und berühmter Reisender, ward am 26. Mai 1781 zu London geboren und von seinem Vater, Leonard, den er schon frühzeitig auf seinen Reisen begleitete, zum Gelehrten und Staatsmanne herangebildet. Jung kam er nach China und hatte hier Gelegenheit, die chinesische Sprache gründlich zu erlernen, und das Volk mit seinen Sitten und Gebräuchen und Einrichtungen kennen zu lernen. Nach kurzem Aufenthalte in England erhielt S. eine Anstellung von der ostindischen Compagnie bei der Factorei in Canton und verweilte, verschiedene Aemter bekleidend, in denen er durch Klugheit, Besonnenheit und Muth die verwickelten Angelegenheiten der Gesellschaft zu ordnen verstand, in China mit kurzen Unterbrechungen, die Reisen nach dem Vaterlande verursachten, bis zum J. 1817, seit dem er sich in England aufhält. Das größte Verdienst hat sich S. erworben durch Berichte über China und die Chinesen, und durch die Uebersetzung und Herausgabe chinesischer Werke. In ersterer Hinsicht sind interessant: „Miscellaneous notices relating to China and the british commercial intercourse with that country, including a few translations from the chinese language“ (Lond. 1823). Ferner lieferte er eine Uebersetzung aus dem Chinesischen: „Narrative of the chinese embassy to the Khan of the Tourgouth Tartares in the years 1712—15“ (Lond. 1821), und gab den Criminalcodex der Chinesen heraus (Lond. 1810). Die asiatische Gesellschaft zu London beschenkte S. mit seinen sämmtlichen chinesischen Werken. Sein Tagebuch über Lord Amhorst's Gesandtschaft ließ er für seine Freunde drucken; schrieb eine Schrift in chinesischer Sprache über die Schutzpockenimpfung, welche die Einführung der Impfung in China zur Folge hatte und beschrieb auch das Leben seines Vaters in „Memoirs of the life and family of the late Sir George Leonard Staunton“ (Lond. 1823).

Staupenschlag, eine entehrende Strafe bei Criminalverbrechen, die darin bestand, daß der Verbrecher vom Henker durch die Straßen geführt und mit einer Ruthe von zusammengewundenem Drahte (Staubbesen) auf den entblößten Rücken gepeitscht wird.

Staupitz, Johann von, aus Meißen gebürtig, ward zu Tübingen zum Doctor der Theologie creirt und war bei der 1502 errichteten Universität zu Wittenberg, deren erster Decan er ward, und für die er große Privilegien vom Papste auswirkte, von bedeutendem Einfluß. Ebenso wichtig ist seine Wirksamkeit für die hereinbrechende Kirchenreformation, deren Grundsätze er innerlich billigte, obschon er sich nicht offen dazu bekannte. Dies hat S. in seinem Verhalten zu Luther, dessen große Bestimmung er ahnte, bewährt. Als Generalvicarius in Meißen und Thüringen nahm er sich des Augustinermönchs an, berief ihn 1508 nach Wittenberg und ermuthigte ihn zur Ausdauer im Kampfe für Recht und göttliche Wahrheit. S. selbst war von zu sanfter und fast furchtsamer Gemüthsart, als daß er Theilnehmer an dem großartigen Streite hätte werden können; er zog sich deshalb, die Ruhe und den Frieden liebend, nach Salzburg zurück, als er einen unglücklichen Ausgang der von ihm selbst gebilligten Sache fürchten mußte, und starb daselbst als Abt eines Benedictinerklosters 1524. Einen mystischen Charakter haben die kleinen, von ihm verfaßten und von Joh. Arnd edirten Schriften, nämlich: „Von der holdseligen Liebe Gottes"; „Von der Aehnlichkeit des Todes Christi"; „Vom heiligen christlichen Glauben". Vgl. Götze „Comm. de Joa. Staupitzio" (Lubecae 1715) und Grimm „De Staup. in sacrorum instaurationem meritis" (Jena 1835).

Stauung heißt die Anordnung und Vertheilung der Ladung jedes Schiffes, so daß der richtige Gang des Schiffes befördert wird.

Stawropol, die befestigte Hauptstadt der Provinz Kaukasien, liegt in einer dürren und baumlosen Gegend, auf der Heerstraße von Rußland nach dem Kaukasus, und hat hierdurch eine nicht geringe Bedeutung, da alle Karavanen, die aus Grusien und Persien nach Rußland ziehen, diesen Weg einschlagen. Durch den lebhaften Verkehr, der hier Russen, Tataren, Armenier, Perser, Nogaier, Grusinier und andere Völkerschaften vereinigt, hebt sich die Stadt mit jedem Jahre und zählt bereits mehr als 8000 Einw. Sie hat einen schönen und geräumigen Bazar, drei Kirchen, zwei Schulanstalten, darunter ein im J. 1811 vom Adel und der Kaufmannschaft errichtetes Institut für den höhern Unterricht, 23 Fabriken und Manufacturen. Das Klima ist mild, doch bringen die Hitze des Sommers und die Nähe der Steppe, über welche oft glühende Winde streichen, öfter gefährliche Fieber hervor.

Stearin heißt der feste Bestandtheil der meisten Oel- und Fettarten, welcher von dem flüssigen, Elain (s. d.), durch Pressen bei angemessener Temperatur getrennt und dann vorzugsweise zur Kerzenfabrikation verwendet wird. Wenn das Stearin durch Verbindung mit Alkalien oder Kalk verseift und die erhaltene Seife dann wieder durch eine Säure zersetzt wird, so erhält man die sogenannte Stearinsäure, eine schneeweiße, feste und krystallinische Fettsubstanz, welche das Material zu den das Wachs fast ersetzenden Stearin- oder Millykerzen ist.

Steatit oder Speckstein ist ein Mineral, dessen Bestandtheile Kieselerde, Talkerde und Wasser sind, hat weiße, auch graue, grüne, gelbe und rothe Farben, splittrigen oder körnigen matten Bruch und ist sehr fettig, mild und weich. Der schönste wird in China gefunden, wo man ihn zu Theegeschirren, Flaschen ꝛc. verarbeitet, aber auch in Europa kommt er vor, z. B. bei Ehrenfriedersdorf in Sachsen, bei Wunsiedel und Göpfersgrün in Baireuth, in Piemont, in Spanien ꝛc.

Stechapfel (Datura stramonium) ist eine einjährige Pflanze, welche zu der natürlichen Familie der Solaneen gehört und amerikanischen, nach Bigelow orientalischen Ursprungs ist, obschon sie jetzt in Europa an unbebauten Orten in der Nähe von Dörfern gefunden wird, hat einen krautartigen Stengel, welcher die Höhe von 3—4 Fuß erreicht; die Blüthen sind veilchenblau oder weiß; die Früchte sind eiförmige, mit sehr spitzen Stacheln besetzte Kapseln, welche in vier Fächer getheilt, eine große Menge kleiner, bräunlicher, fast nierenförmiger und an der Oberfläche chagrinartiger Samenkörner enthalten. Alle Theile der Pflanze verbreiten einen betäubenden und unangenehmen Geruch, welcher sich noch stärker entwickelt, wenn man sie zwischen den Fingern reibt. Brandes stellte aus ihnen einen weißen, krystallinischen Stoff, das Daturin, dar. Die Pflanze gehört zu

den Giftpflanzen und der unvorsichtige Genuß des Samens, besonders von Kindern, wird nicht selten Veranlassung von Vergiftungen, welche denen von Belladonna ähnlich sind. Als **Gegenmittel** dienen schnellgereichte Brechmittel, Milch, Öl, vegetabilische Säuren von Citronen, Johannisbeeren, Weinsteinsäure, kühle, frische Luft, kalte Fußbäder, Klystiere.

Steckbrief heißt die von einem Gericht ausgehende und entweder in öffentlichen Blättern inserirte, oder den Behörden zugesandte Aufforderung, eine genau beschriebene Person zu verhaften und an das requirirende Gericht abzuliefern. Ein S. darf nur dann erlassen werden, wenn auf der requirirten Person ein hinreichender Verdacht zu einem Verbrechen, das dann angegeben sein muß, oder ein erwiesenes Vergehen haftet. Ist die durch Steckbriefe verfolgte Person unschuldig, so erfolgt auf demselben Wege der Bekanntmachung ein Widerruf, was auch dann stattfindet, wenn die requirirte Person verhaftet und an das Gericht abgeliefert ist.

Steding, Bogislaus, Graf von, schwedischer Feldherr und Staatsmann, in den 50ziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geboren, nahm frühzeitig Kriegsdienste in französischen Heeren und kämpfte unter Lafayette den Freiheitskrieg der Nordamerikaner mit, nach dessen Beendigung er, mit dem Cincinnatusorden beschenkt, nach Frankreich zurückkehrte und endlich, als Schweden mit Rußland in Krieg verwickelt ward, dem Vaterlande seine Erfahrungen und militärischen Kenntnisse anbot. Steding ward zum Generalmajor ernannt und rechtfertigte durch Tapferkeit und Besonnenheit das auf ihn gesetzte Vertrauen. Nach dem Frieden von Wärelä bis zum Tilsiter Frieden war er außerordentlicher Gesandter am Petersburger Hofe. Darauf nach Stockholm zurückberufen, wurde er eine Haupttriebfeder der Revolution. Hochbetagt erschien S. 1813 nochmals auf dem Felde der Ehre und befehligte in Deutschland und den Niederlanden die schwedische Armee unter dem Kronprinzen von Schweden; dann starb er einige Jahre darauf zu Stockholm. Er war Ritter des schwedischen Seraphinenordens und des russischen St. Andreas- und Alexander-Newsky-Ordens.

Stedinger hieß ein friesländischer Stamm, an den Niederungen der Weser seßhaft, da wo noch jetzt das Stedingerland in der oldenburgischen Grafschaft Delmenhorst dessen frühere Sitze beurkundet. Sie hatten seit uralter Zeit ihre deutsche freie Volksverfassung gegen weltliche und geistliche Despoten zu vertheidigen gewußt. Lange den Erzbischöfen von Bremen, denen sie den Zehnten verweigerten und deren Bann sie trotzten, ein Dorn im Auge und dem Adel verhaßt, da sie dessen Raubburgen zerstörten und somit sich für die Grausamkeit rächten, mit welcher ihnen die Burgmänner ihre Weiber und Töchter raubten, gelang es endlich dem Pfaffentruge, einen Kreuzzug gegen diese freie Nation als gegen die furchtbarsten Ketzer vom Papst Gregor IX. auszuwirken. Man klagte die S. an, daß sie das Abendmahl verachteten, die Geistlichen und Mönche umbrächten, statt Gott einen Frosch oder eine Katze verehrten u. s. f., wobei nur dies zum Grunde liegt, daß die S., welche als Seeleute Hollands und Frankreichs Küsten besuchten, vom Verfalle des Gottesdienstes und namentlich vom Verderben der Priester freie Begriffe sich gebildet. Im Jahre 1234 predigten die Bischöfe von Ratzeburg, Lübeck, Paderborn, Hildesheim, Verden und Osnabrück das Kreuz gegen die verstockten Ketzer, und es gelang im folgenden Jahre dem 40,000 Mann starken Heere, aus fernen Gegenden zusammengezogen, um durch den Mord ihrer Brüder sich Gnade vor Gott zu erwerben, die freisinnigen S. theils mit Feuer und Schwert, oder mittels durchstochener Deiche zu vernichten, theils dem Joche der Kirche zu unterwerfen. Vergl. J. L. Ritter „De pago Steding et Stedingis" (Wis. 1751); Scharling „De Stedingis" (Hafn. 1828).

Steele, Sir Richard, Journalist und dramatischer Dichter, ein Irländer, aber aus einer englischen Familie, geboren um das Jahr 1671, der Sohn eines Rechtsgelehrten. Nachdem er eine gründliche wissenschaftliche Bildung auf der Schule zu Charltonhouse und in Oxford erhalten hatte, sollte er sich der Jurisprudenz widmen, allein eine entschiedene, bei der Lebhaftigkeit seines Charakters leicht erklärbare Abneigung vereitelte den Wunsch des

Vaters, und nach langem Schwanken bestimmte er sich zum Militärstande. Durch Verwendung angesehener Freunde ward er bald Fähndrich bei der Garde. Durch sein geselliges Talent erwarb er sich bald allgemeine Liebe, gab sich aber dem zügellosen, ausschweifenden Leben der Hauptstadt hin, ohne jedoch in demselben unterzugehen, vielmehr veranlaßte ihn eine ernste Betrachtung dieses Treibens zur schriftstellerischen Thätigkeit. Schon 1695 hatte er einige Jugendversuche, meist Gelegenheitsgedichte, drucken lassen, die spurlos verschwanden; jetzt schrieb er ein moralisches Handbuch, „Der christliche Held“ betitelt, weshalb er vielfach Spott und Satyre ertragen mußte. Die Geschmack- und Geistlosigkeit, so wie die Unverständigkeit, die damals in der englischen dramatischen Poesie herrschte, war ihm schon längst nicht unbekannt, und er beschloß, durch Lustspiele eine Reform der Bühne herbeizuführen. Seine ersten vier Lustspiele fanden eine höchst kalte Aufnahme; er theilte in dieser Beziehung das Schicksal seines gleichgesinnten Freundes Addisson, und verließ bald diese Laufbahn; später, als er schon hinlängliche Achtung sich erworben hatte, versuchte er sich nochmals als dramatischer Dichter, mit besserem Erfolge, jedoch ohne daß er sich zum Liebling des Publikums erhoben hätte: seinen Lustspielen geht im Allgemeinen das dramatische Leben und die ächte Komik so wie der Humor ab, wiewohl es ihnen nicht an einzelnen komischen Scenen fehlt und sie sich von Unsittlichkeit frei halten. Eine Gesammtausgabe seiner Lustspiele erschien zu London 1761. Unterdessen war S. des unruhigen Soldatenlebens überdrüssig geworden und nahm seinen Abschied. Was er als dramatischer Dichter vergeblich versucht hatte, eine Reform des Geschmackes und der Sitten seiner Zeit herbeizuführen, erreichte er als Journalist, indem er im Jahre 1709 ein Wochenblatt „Der Plauderer“ (the Tatler) herausgab. Jetzt hatte er einen Wirkungskreis gefunden, der seinem literarischen Talente, über alle literarischen und sittlichen Verhältnisse des Lebens in gewandter, unterhaltender, geistreicher, ruhiger Rede sich auszusprechen, vollkommen entsprach; ein tieferes Eingehen in die behandelten Gegenstände darf man freilich nicht erwarten, da ihm ächte philosophische Bildung eben sowohl wie dichterischer Geist abging; aber in den höheren Kreisen der Gesellschaft hat er sein Talent zur Conversation ausgebildet, sich Eleganz und Leichtigkeit im Benehmen wie in der Rede erworben, und durch sorgfältige Beobachtung der Menschen sich einen reichen Schatz von Erfahrungen gesammelt: den Charakter und den Geist seiner Thätigkeit bezeichnet hinlänglich der Titel selbst, der Plauderer. Was die politische Richtung dieser Zeitschrift betraf, so schloß er sich dem Ministerium an, und erhielt auf diese Veranlassung eine Anstellung beim Stempelamte. Seit 1711 gab er den „Zuschauer“ (Spectator) heraus, eine Zeitschrift, die sich der allgemeinsten Theilnahme erfreute, so daß sie eine Zeitlang in mehr als 20,000 Exemplaren verbreitet war. An dieser Zeitschrift nahmen Addisson und andere ausgezeichnete Männer thätigen Antheil: ein Swift, Gay, Philips, Congreve. Indessen gewann S. seit seiner Verbindung mit Addisson, der denselben Weg eingeschlagen hatte, aber eine weit gründlichere und höhere geistige Bildung besaß, ungemein an Tüchtigkeit der Gesinnung, so wie an Würde und Kraft der Darstellung, ohne sich jedoch gänzlich von jenem Leichtsinne, dem Vermächtnisse seiner früheren Verhältnisse, befreien zu können, der sich eben sowohl in einer gewissen Flüchtigkeit seiner Arbeiten, als auch in seinem ganzen Leben zeigt, indem er trotz des großen Verdienstes nie Haus zu halten verstand, daher häufige sehr drückende Verlegenheiten, was natürlich von dem nachhaltigsten Einflusse auf seine schriftstellerische Thätigkeit war. Von politischen Tendenzen hielt er sich gänzlich fern. Auf den Zuschauer folgte der „Aufseher“ (guardian), anfangs in demselben Geiste fortgesetzt; bald aber, da der Beifall, mit dem man seine Leistungen in den Wochenblättern aufgenommen hatte, merklich abnahm, ergriff er die politische Richtung und setzte sein Blatt im Geiste der Opposition mit großer Heftigkeit fort, weshalb dasselbe nach Kurzem gänzlich aufhörte.

Diese drei Zeitschriften sind von Drake: „Essays, biographical, critical and historical illustrative of the Tatler, Spectator and Guardian by Nathan Drake“ (Lond. 1805) mit historischen Bemerkungen über die Entstehung und den Fortgang dieser literarischen Erscheinungen von Neuem herausgegeben. Jetzt trat S. immer rücksichtsloser als politi-

scher Schriftsteller auf, entsagte seinem Amte und einem Jahrgehalte, was er bisher von der Regierung bezogen hatte, ward Mitglied des Parlaments, aber bald, weil er sich durch das politische Wochenblatt, der Engländer (the Englishman), zu sehr verfeindet hatte, vom Parlamente ausgeschlossen. Von nun an gab er eine moralische Wochenschrift, den „Liebhaber“ (the Lovis) heraus, ohne Beifall zu finden; eben so unglücklich war der Versuch mit einer politischen Zeitschrift, der Leser (the Reader), hauptsächlich gegen Swift gerichtet, mit dem er gänzlich zerfallen war. Endlich als die Whigpartei, deren Sache er so treu verfochten hatte, obsiegte, und Georg I. den Thron bestieg, verbesserten sich seine Umstände; S. ward kurz nach einander Oberstallmeister zu Hamptoncourt, Friedensrichter in Middle-Essex, und Director des königlichen Theaters, Mitglied des Unterhauses, endlich 1715 ward er zum Ritter ernannt und erhielt außerdem eine Pension von 500 Pfd. St. Fortwährend war er als politischer Schriftsteller im Sinne der Regierung thätig und wurde von derselben mehrmals mit wichtigen Geschäften beauftragt. Auch begann er jetzt, da er seinen Ruf begründet hatte, mit mehr Glück für die Bühne zu arbeiten. Im Jahre 1721 erschienen „Die gewissenhaften Liebenden“, ein Lustspiel, das sich lange der ausschließlichen Gunst des Publikums erfreute; für die Zueignung erhielt er vom Könige 500 Pfd. St. Allein fortwährende Geldverlegenheiten zwangen ihn, seine Stelle am Theater zu verkaufen; ein vereitelter Proceß mit den Unternehmern desselben, der unglücklich endete, zerrüttete seine Umstände völlig; dies und seine geschwächte Gesundheit bewogen ihn, sich auf ein kleines Gut in Wales zurückzuziehen, wo er 1729 am Schlagflusse starb.

Steen, Jan, der Sohn eines Bierbrauers, wurde zu Leyden 1636 geboren. Da er viel Neigung zur Malerei zeigte, erhielt er den ersten Unterricht bei Knuffer, setzte dann seine Studien bei Brouwer fort und kam endlich zu Goyen, dessen Tochter er heirathete. Steen's munterer Charakter und die Neigung zum Trinken führte ihn endlich zu allerlei Ausschweifungen. Schon hatte sich dieser Künstler einen bedeutenden Namen erworben, und seine Scenen gemeiner Gattung waren treu aus dem Leben gegriffen und durch ein lebendiges und wahres Colorit gehoben; dessen ungeachtet schützte ihn seine Geschicklichkeit nicht vor einem liederlichen Leben; um seine Schwelgerei recht bequem zu üben, errichtete er eine Bierbrauerei und wurde Wirth und zugleich in seinem eigenen Hause Gast, indem er den eingelegten Wein größtentheils selber trank. Man sollte bei diesem Trunkenbolde glauben, er wäre völlig für die Kunst verloren; aber dem war nicht so; vielmehr dienten ihm die andern Betrunkenen, in der Erregung ihrer Leidenschaften, zu abwechselnden Mustern, und er führte, sobald er etwas nüchtern war, in dieser Gattung bewundernswürdige Gemälde aus; auch sprach er mit vieler Kenntniß von seiner Kunst und ihren Regeln. Ein solches wüstes Leben mußte natürlich seinen Hausstand herunterbringen; damit es ihm aber nicht am Trinken fehle, malte er für mehrere Weinhändler, welche ihm dafür den Wein lieferten. S. starb endlich im Elende, 1689, in seinem 53. Jahre. Zu den berühmtesten seiner Gemälde gehören die Kegelbahn, die kranke Dame, das Hochzeitsfest, das Dorffest, und vor allen das St. Niclasfest (im Museum zu Amsterdam), das Austerfest, die Familie des Meisters darstellend, und das Bild des menschlichen Lebens vom Kinde bis zum Greise (in der königlichen Galerie im Haag). Seine Zeichnungen sind außerordentlich selten und werden zu hohen Preisen bezahlt, desgleichen seine Aetzblätter. Zu seinen Nachahmern rechnet man Regner Brakenburg (s. d.) und Melonner. Ein anderer Jan Steen, von Alkmaar, lebte später und versuchte sich in ähnlichen Darstellungen, ohne den Delft'schen Steen zu erreichen.

Steenwijk, Hendrik, um 1550 zu Steenwijk geboren, soll den ersten Unterricht in der Malerei von seinem Vater erhalten haben; er vervollkommnete sich aber unter der Leitung des Johann de Vries, bei welchem er sich in Darstellungen des Innern von Kirchen vervollkommnete. Seine kleinen Gemälde, welche er im gothischen Geschmacke ausführte, sind mehrentheils durch Fackelschein erleuchtet, und zeigen von der großen Kenntniß des Helldunkels und der Perspective. Seine Werke sind mit der vorzüglichsten Sorgfalt aus-

geführt, und die angewendete Mühe verschwindet unter der Leichtigkeit des Pinsels. Die Kriegsunruhen, welche sein Vaterland heimsuchten, nöthigten ihn, dasselbe zu verlassen; in Frankfurt a. M. fand er einen sichern Aufenthalt, wo man auch seine Kunst würdigte. Er starb daselbst 1604. In den deutschen Galerien sind schöne Werke von ihm aufbewahrt. Sein Sohn, Hendrik S., der Jüngere, geboren 1585, erlangte durch den Unterricht seines Vaters große Geschicklichkeit, so daß man die spätern Werke des Sohnes zuweilen denen des Vaters vorzieht. In der Folge findet man diesen jungen Künstler in London mit Van Dyk befreundet, welcher Letztere ihn auch dem Könige Karl I. vorstellte. In mehrern Gemälden des Van Dyk sind die architektonischen Hintergründe von S. gemalt; aber er führte auch viele Kirchenstücke für den König aus, und man kann sagen, daß die besten Gemälde des Künstlers sich in England befinden, woselbst er auch starb. Der Unterschied dieser beiden Meister in ihren Ausführungen besteht darin, daß der Sohn seine Werke in einem hellern Ton malte. Mehrere deutsche Galerien besitzen Gemälde von ihm. Zu des Vaters Schülern gehörten die berühmten Neefs (s. d.), Vater und Sohn. — Nicolaus S. von Breda, angeblich des jüngern S. Sohn, soll ebenfalls viel für Karl I. von England gemalt haben. Auch er malte Stillleben.

Steffens, Henrich, wurde am 2. Mai des Jahres 1773 zu Stavanger in Norwegen geboren, wo damals sein Vater, welcher Districtschirurg in Odstherred war, ein neues Krankenhaus errichtete. Im Jahre 1779 kam er mit demselben nach Helsingör, und besuchte hier das Gymnasium; aber 1785 ging er nach Röskilde, und 1787 nach Kopenhagen. Hier bezog er die Universität im Jahre 1790, und ließ sich darauf von der Gesellschaft der Naturforscher daselbst 1794 prüfen, wofür er ein Stipendium erhielt, das er zu einer Reise nach Bergen verwandte, an welchem Orte er den Sommer über verweilte. Im Herbste desselben Jahres machte er eine Reise nach Deutschland, aber litt in der Mündung der Elbe Schiffbruch, was ihn nöthigte, den Winter in Hamburg zuzubringen. Von da ging er wieder nach Kopenhagen zurück, und dann nach Kiel. Das Bedürfniß einer tieferen Begründung seiner Wissenschaft trieb ihn bald nach Jena, wo er Doctor und Adjunct der philosophischen Facultät wurde. Von Jena ging er über Berlin nach Freiberg, wo er auch eine Zeit lang blieb. Doch kehrte er im Jahre 1802 nach Dänemark zurück, und erregte in Kopenhagen durch seine Vorlesungen viel Aufsehen. Im Jahre 1804 ging er als Professor nach Halle, aber kam, nachdem diese Universität aufgehoben worden, nach Holstein, Hamburg und Lübeck, und verlebte an diesen Orten, abwechselnd bei Freunden, zwei volle Jahre. Abermals nach Halle zurückgekehrt, kam er 1811 im Herbste nach Breslau. Zur Zeit des Befreiungskriegs sprach er nicht nur begeisterte Worte zu der studirenden Jugend, sondern ging auch selbst als Freiwilliger mit in den Krieg. Nach der Einnahme von Paris ging er, nachdem er seinen Abschied und das eiserne Kreuz erhalten hatte, nach Breslau zu seiner akademischen Wirksamkeit zurück. Im Jahre 1831 wurde er Professor an der Universität zu Berlin und starb daselbst am 13. Febr. 1845.

Die literarische Thätigkeit dieses reichbegabten Mannes ist außerordentlich. Er ist Naturforscher, Dichter und Philosoph. Anfangs sollte er Theolog werden, weil sein religiöser Sinn und das angeborne Talent der Beredsamkeit ihn besonders zu befähigen schien. Er hatte aber mehr Neigung für die Naturwissenschaft, der er sich mit glänzendem Erfolge eifrigst widmete. In Kiel schon hielt er Vorlesungen über Naturgeschichte, wozu ihn insbesondere Hendler und Fabricius ermuntert hatten. Aber die trockene Kenntniß der Naturgegenstände konnte ihn auf die Dauer nicht befriedigen; deshalb war er nach Jena gekommen, um Schelling zu hören. Dieser große Philosoph hatte auf ihn den entschiedensten Einfluß. Die Vorträge Schelling's befriedigten sein Bedürfniß nach tieferer Einsicht und Erkenntniß, und sprachen zugleich seinen poetischen Sinn an. S. wurde schon damals Mitarbeiter an der von Schelling herausgegebenen Zeitschrift für speculative Physik, in welcher er dessen naturphilosophische Schriften recensirte. Die Naturphilosophie machte überhaupt seine ganze Naturanschauung und seine Naturerkenntniß freier, ohne daß er da-

rum die Empirik außer Acht gelassen hätte. Vielmehr suchte er sie durch die Philosophie tiefer zu begründen, und beide Disciplinen mit einander in Einklang zu bringen. Aus diesem Streben gingen seine „Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde" (1801) hervor, ein Buch, das damals Epoche machen konnte, und vielleicht das interessanteste ist, was S. geschrieben hat. Ferner war eine Frucht dieses Strebens „Das Handbuch der Oryktognosie" (1811—19), in welchem Buche er seine Ansichten über die Erde noch weiter ausführte. In beiden Büchern ist der Einfluß Werner's, der während seines Aufenthalts in Freiberg sein Lehrer und Freund wurde, nicht zu verkennen. Im Jahre 1806 gab er die „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft" heraus, die wegen der Form der Quadruplicität bemerkenswerth sind. Sein Naturstudium führte ihn zuletzt zur wissenschaftlichen Erkenntniß des Menschen, in seiner „Anthropologie" (1822), in welcher er den Menschen allseitig im Zusammenhange mit der Natur zu fassen bemüht ist. Die Empirik in der Naturwissenschaft kam aber seinem und dem Bemühen Anderer, sie mit der Philosophie in Connex, in Einheit und Harmonie zu bringen, wenig entgegen. Deshalb fing er an „Polemische Blätter zur Beförderung der speculativen Physik" zu schreiben, wovon nur zwei Hefte (1829 und 1835) erschienen sind. Er hat darin das löbliche Bestreben, die Empirik aus ihrem grenzenlosen Versenktsein in die Kenntniß des blos Einzelnen, zur Erkenntniß des Allgemeinen und Vernünftigen in der Natur zu erheben und sie zur Philosophie zurückzuführen.

Aber nicht nur theoretisch suchte S. auf seine Zeit zu wirken, sondern auch praktisch. Diese Tendenz zeigt sich in mehreren Schriften. Sie sind folgende: „Ueber die Idee der Universitäten" (1809); ferner: „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden" (1817), und besonders: „Die Carricaturen des Heiligsten" (1819—21). Er suchte darin mehr oder weniger die festen Gegensätze zu vermitteln, an welchen das gewöhnliche Leben so häufig festhält, und die dadurch wirklich verzerrt werden. S. war, wie früher dem demagogischen Schwindel, später auch der Union der lutherischen und reformirten Kirche abgeneigt. Er wurde dadurch in mancherlei Streitigkeiten verflochten. Man hat daraus seinen Hang zum Pietismus erklären wollen. Allein dieser liegt tiefer, indem er einen bestimmten Charakter hat, und weit entfernt ist von jener geist- und gedankenlosen Gefühlsschwäche, der sich die gewöhnlichen Pietisten hingeben. Der Grund seines Pietismus möchte eher philosophischer als religiöser Art sein. Die tiefere Vermittlung der Erkenntniß, worin die Philosophie in neuester Zeit fortgeschritten ist, mag denselben veranlaßt haben. Anstatt mit der Philosophie fortzugehen, sich in ihre Gedankenvermittlung einzulassen, die ihm vielleicht nicht zusagte, kehrte er zum unmittelbaren Glauben zurück. Damit trat er zugleich polemisch gegen die gewöhnliche Theologie auf. Er schrieb: „Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben" (1824, neue Aufl. 1831), und sprach darin seine Ansicht über Religion aus. In einer andern Schrift setzte er das weiter fort; in der Form eines Glaubensbekenntnisses: „Wie ich ein Lutheraner wurde und was mir das Lutherthum ist" (1831). In diesen Abhandlungen hält er an der bestimmten Lehre der lutherischen Kirche als geoffenbarter Wahrheit fest.

Seit dem Jahre 1827 nahm S. eine politische Richtung. Was er erfahren und erlebt hatte, suchte er nun in das schöne Gewand der Poesie zu kleiden. Im Jahre 1827 erschien sein erster Novellencyclus: „Die Familie Walseth und Leith" (verb. Aufl. 1830); das Jahr darauf „Die vier Norweger", „Malcolm" (1831) und zuletzt „Die Revolution", eine Novelle (1837), gesammelt unter dem Titel „Novellen" (16 Bdch., Bresl. 1837—38). Ueberwiegt auch meistens der Stoff in denselben die Form zu sehr, was sich mit vollendeter Kunstdarstellung nicht wohl verträgt, so finden sich doch viele Schönheiten, insbesondere Schilderungen der Natur und des Volkslebens, die man in den andern Novellen der Zeit vergebens suchen würde. Bald weiß er uns für Epochen der Geschichte zu interessiren, die er uns vorführt, bald für sittliche und geistige Zustände der verschiedensten Art, und sein bunt bewegtes Leben, das sich heiter auf dem festen und sichern Boden des Glaubens bewegt. Zeigt er uns mitunter auch seine eigene Persönlichkeit oft genug, in

allen möglichen Verhältnissen des Lebens, so wird dies doch nicht störend, sondern wir folgen gern und lassen uns diese Beschränkung gefallen. Ein interessantes Fragment einer Autobiographie ist das „Fragment aus meinen Knabenjahren"; später gab er eine ausführliche Selbstbiographie heraus unter dem Titel „Was ich erlebte" (10 Bde., Bresl. 1840—45). Nach seinem Tode erschienen „Nachgelassene Schriften mit einer Vorrede von Schelling" (Berl. 1846).

Stegmann, Karl Joseph, um 1765 in Schlesien geboren und am 3. März 1837 gestorben, besuchte die Schulen zu Breslau und Berlin, dann die Universität Halle, und arbeitete nach dem Verlust seines väterlichen Vermögens, das im Deppier'schen Bankerott zu Warschau verloren ging, einige Zeit bei einer Verwaltungsstelle in Breslau. Hierauf unternahm S. eine Reise nach Italien, wo er, 2 Jahre verweilend, mit scharfen Augen die Verhältnisse beobachtete, wie man ersieht aus den von ihm 1798 anonym herausgegebenen „Fragmenten über Italien, aus dem Tagebuche eines jungen Deutschen". Im Jahre 1798 erhielt er eine Secretärstelle zu Zürich und ward später Gehülfe bei der Redaction der „Allgemeinen Zeitung", deren ganze Redaction nach Huber's Tode, 1804, auf ihn überging, und lebte anfangs zu Ulm, seit 1810 bis zu seinem Tode in Augsburg. 32 Jahre lang hat er in stürmischen wie in ruhigen Zeiten, auf den Beifall aller blind vorwärts und aller blind rückwärts Strebenden verzichtend, schon mit dem der Besonnenen zufrieden, mit besonnener Mäßigung und redlicher Unparteilichkeit diese Zeitung geleitet, daß sie als die erste und vorzüglichste in ganz Deutschland sich bewährt hat und in dem Kreise der Gebildeten ihre Freunde keineswegs verlor, sondern vermehrte, ungeachtet von Jahr zu Jahr neue politische Blätter in Deutschland erschienen. Ueber S.'s Persönlichkeit berichtet der den Tod anzeigende Freund in der A. Z. vom 5. März 1837: „Er war ein Mann voll scharfen Verstandes, selten mittheilsam, meist wortkarg, besonders gegen Solche, die immer Ueberfluß an Worten haben. Uebrigens besaß er für den geselligen Umgang die gebildetsten Formen, und schloß, wo er irgend höhern Anklang oder geheimeres Verständniß fand, mit Behaglichkeit die reichen Fundgruben seines Wissens und seiner vielgeprüften Welterfahrung auf".

Stehendes Capital, s. Capital.

Steibelt, Daniel, geb. 1756 zu Berlin, bekannt als Virtuos auf dem Pianoforte und als Componist, wurde auf Befehl König Friedrich's II., der von seinen Anlagen hörte, durch Kirnberger unterrichtet und lebte später bald in Paris, bald in London und Petersburg. Er componirte für sein Instrument eine große Anzahl Concerte, Sonaten, Trios, Variationen und Potpourris, welche glänzend, einschmeichelnd und gefällig, aber ohne besondere Tiefe und Eigenthümlichkeit sind. Auch einige Opern hat er componirt: „Romeo und Julie", „Cendrillon" und „die Prinzessin von Babylon", welche jetzt aber vergessen und durch bessere von der Bühne verdrängt worden sind. Eben so hat er drei Ballets, zu Paris: „Le retour du Zephir", und in London: „Das schöne Milchmädchen" und „Das Urtheil des Paris" arrangirt. Er war zuletzt Capellmeister in Petersburg und starb in Kernik 1823.

Steiermark oder Steyermark, ein Kronland des österreich. Kaiserstaats, im N. vom Erzherzogthum Oesterreich, im O. von Ungarn, im S. von Krain und im W. von Kärnthen und Oesterreich ob der Enns begrenzt, hat ein Areal von 409 □M., worauf im J. 1850 997,681 Einw. in 20 Städten, 96 Marktflecken und 3590 Dörfern wohnten. Das ganze Land wird von Alpenketten durchzogen, namentlich der nordwestliche Theil oder Obersteiermark, welches durch einen das Land durchstreichenden Gebirgszug von Untersteiermark getrennt wird, und von den hohen steierschen Alpen, einer Fortsetzung der Salzburger Alpen, erfüllt ist, in denen mehrere Gipfel über 7000 F. Höhe erreichen. Unbedeutender sind die Berge in Untersteiermark; dagegen gibt es hier ziemlich weite und fruchtbare Thäler. Ueberhaupt ist das Land reichlich bewässert. Die ansehnlichsten Flüsse sind die Traun, Enns, Mur, Raab, Drau und Sau, und von den zahlreichen Seen bemerken wir den Grundel-, Altausseer-, Schwarzen-, Leopoldsteinersee; von den Mineralquellen Rohitsch,

Johannisbrunnen, Tobelbad und Tüffer. Das Klima ist in Obersteiermark rauh, im untern Lande dagegen mild, und hier zeichnet sich der Boden durch üppige Vegetation aus. Am besten gedeiht die Rebe in Untersteiermark, und als vorzügliche Sorten werden der Kuttenberger, Pickerer, Radkersburger, Gonowitzer und Sauritischer Wein gepriesen. Der Hauptreichthum des Landes besteht jedoch in Mineralien; der Bergbau liefert eine reiche Ausbeute an Silber, Kupfer, Bleiglätte, Roh- und Gußeisen, Alaun, Kupfer-Vitriol, Kobalt, Schwefel, Steinkohlen, Salpeter und Salz. Die Landwirthschaft blüht am schönsten in Obersteiermark; sehr stark wird die Viehzucht, besonders die Rindvieh- und Federviehzucht betrieben. Die Industrie ist unbedeutend, am wichtigsten ist noch die Fabrikation von mancherlei Eisenwaaren. Außerdem gibt es jedoch Glasfabriken, Geschirr-, Kamm-, Firniß-, Wagenfabriken, Zuckerraffinerien, Seiden-, Tuch-, Baumwollengespinnst- und Messingfabriken nebst vielen Ledergerbereien. Der Handel, besonders Transitohandel zwischen Deutschland und Italien, blüht zu Grätz, Cilly, Pettau, Radkersburg, Marburg, Leoben und Eisenerz. Zur Ausfuhr kommen Stahl-, Eisen- und andere Metallwaaren, Rindvieh, Glas, Wein, Federvieh, Salz, Obst u. a. m. Ihrer Abstammung nach zerfällt die Bevölkerung in Deutsche und Wenden, von denen die Letzteren den südlichen Theil des Landes bewohnen, den Deutschen aber an Bildung und Fleiß weit nachstehen; der Confession nach zählt man unter den Bewohnern 3000 Lutheraner. In kirchl. Hinsicht ist das Land in 3 Diöcesen getheilt, mit 1 Domcapitel, 1 Seminar und 571 Pfarrbezirken. Die Protestanten zählen nur 3 Geistliche. 1 Universität, 2 theologische Lehranstalten, 4 Gymnasien und das ständische Johanneum sorgen für die höhere Bildung, und für die Volksbildung wirkt man in 627 katholischen und 4 akatholischen Volksschulen. Außerdem gibt es noch an besondern Bildungsanstalten: das k. k. Convict, das Priesterhaus, die Cadettenschule, 2 Regimentserziehungshäuser, 1 Musikschule, 1 Zeichnenakademie und an Wohlthätigkeitsanstalten: 1 Taubstummeninstitut, 4 Krankenhäuser, 1 Gebärhaus, 7 Militärspitäler, 1 Findelhaus, 71 Versorgungshäuser und 370 Armeninstitute. In politischer Hinsicht ist das Land, seit 1850 als Kronland des Gesammtstaats betrachtet, in 3 Kreise eingetheilt, den Grätzer, Brucker und Marburger, von denen der erstere in 7, die beiden andern jeder in 6 Bezirkshauptmannschaften zerfällt. An der Spitze der Verwaltung steht ein Statthalter, dem zwei Statthaltereiräthe untergeordnet sind und jedem Kreise steht ein Kreispräsident vor; die Rechtspflege ist einem Oberlandsgerichte zu Grätz, sowie den drei Landesgerichten zu Grätz, Leoben und Cilly anvertraut. Der Statthalter hat auch die Oberleitung der Finanzgeschäfte seines Kronlandes, unter ihm steht ein zweiter Director der Finanz-Landesdirection.

Die Geschichte des Landes beginnt mit der Herrschaft der Römer, welche sich die freien Bergbewohner unterwarfen und den östlichen Theil des Landes zu Pannonien, den westlichen zu Noricum schlugen. Rechnet man den Verlust der Freiheit und Selbständigkeit nicht hoch, so konnten sich die Bewohner unter römischer Herrschaft nicht beklagen, denn die geordnete Administration und die höhere Bildung der Römer verbreitete eine neue, früher nicht gekannte Cultur über das Land; es fing, neben Ackerbau und Viehzucht, städtischer Gewerbfleiß an zu blühen. Die alte Volksreligion, durch das römische Element versetzt, hatte ihre Kraft verloren und der alte Volksglaube war verschwunden, wovon die Folge war, daß die hier verkündigte Lehre von der Versöhnung mit Macht die Gemüther sich unterwarf und man bald im Lande Bischofssitze errichtete und Kirchen gründete. Zur Zeit der Völkerwanderung nahmen verschiedene Stämme einen bald längeren, bald kürzeren Besitz von S., und es lösten sich die Westgothen, Hunnen, Ostgothen, Rugier, Heruler, Longobarden, Franken und Avaren nach einander ab. Letztere hatten im oberen Theile feste Wohnsitze genommen, bis sie im 6. Jahrhundert den Slaven weichen mußten, die späterhin von den Deutschen vertrieben wurden. Karl der Große theilte das eroberte Land unter mehrere Grafen, die nach dessen Tode zu größerer Macht und Selbständigkeit gelangt, unter sich selbst Fehden führten, statt mit vereinter Macht die Einfälle der Bulgaren, die Verheerungen der Mähren und die Verwüstungen der Magyaren zu verhindern. Unter allen den Großen

des Landes standen als die mächtigsten und begütertsten die Grafen von Traungau oder Styre da, die ihren Ursprung von Aribo (876 Graf im Traungau) ableiteten und dem Lande den Namen gaben. Sie erwarben die Markgrafenwürde und machten diese in ihrem Hause erblich. Ottokar IV., Markgraf von Styre, vererbte seine Güter und Besitzungen auf seinen Sohn Leopold, dessen Sohn und Nachfolger, Ottokar V., der erste Markgraf von Styre war. Ottokar VI., des Vorigen Sohn, erhielt 1186 die herzogliche Würde, aber da er ohne Nachkommen starb, so fiel nach seinem im J. 1192 erfolgten Tode Styre an Oesterreich, Kraft des 1186 geschlossenen Erbvertrags mit Herzog Leopold von Oesterreich. Als Leopold's II. Sohn, Friedrich der Streitbare, das Land mit Willkür behandelte, die von Leopold III. feierlich angelobten Rechte der Steiermärker unbeachtet ließ und drückende Steuern ausschrieb, führten die Steiermärker Klage bei Kaiser Friedrich II. und erhielten von ihm ihre in Ottokar's Testament enthaltenen Freiheiten von Neuem bestätigt. Aus diesem Freiheitsbrief und Herzog Ottokar's Testament entstand die steiermärkische Landhandfeste. Nach dem Tode des letzten Babenberger's, Friedrich's des Streitbaren im Jahre 1246 machten die weiblichen Verwandten desselben und der Kaiser Ansprüche auf das Herzogthum, das zugleich von Salzburg, Bayern und Ungarn bekriegt und endlich von König Bela IV. besetzt wurde. Doch die Bedrückungen der Statthalter Bela's brachten es dahin, daß der Adel den Böhmenkönig Ottokar II. (s. d.), Przemysl, im Jahre 1253 zum Herzog von S. berief, der die Ungarn auf dem Marchfelde (s. d.) im Jahre 1260 besiegte, worauf Bela IV. für immer auf das Herzogthum S. verzichten mußte. Doch auch Ottokar brachte sich bald durch Tyrannei um die Liebe der Steiermärker und nach seinem Falle im Jahre 1278 belehnte Kaiser Rudolf von Habsburg seinen ältesten Sohn, Albrecht I., als Statthalter mit S., der 1282 durch die feierliche Belehnung auf dem Reichstage zu Augsburg erblicher Landesherr wurde. Seitdem blieb das Herzogthum im Besitze des Hauses Habsburg. Der steiermärkische Adel kämpfte nun die vielen und blutigen Fehden seiner Landesfürsten mit den Schweizern, Bayern und Ungarn mit und verlor dabei nicht selten die Blüthe seiner Glieder. Bei der nach Albrecht's II. Tode zwischen dessen Söhnen, Albrecht III. und Leopold IV., vorgenommenen Theilung verlor das Land 1379 die große Landstrecke an den Flüssen Traun, Steier und der untern Enns für immer und erhielt nun die noch gegenwärtig gegen das Land ob der Enns bestehende Grenze. Viel litt S. in dem folgenden Zeitraume durch die wiederholten Einfälle der Türken und Magyaren, ferner während der durch Kaiser Friedrich's IV. Geiz hervorgerufenen Empörung des um das Land und seinen Fürsten hochverdienten Edlen Andr. Baumkirchner, der sein Vertrauen in Friedrich's IV. sicheres Geleite 1471 mit dem Tode büßen mußte, sowie durch Seuchen und Hungersnoth. Friedrich's IV. Sohn, der ritterliche Maximilian I., schaffte auf Verlangen der Stände 1496 die Juden aus dem Lande und stillte den Aufstand der windischen Bauern, die 80000 Mann stark, unter dem Vorwande, ihre alten Rechte wieder herzustellen, vielfältige Grausamkeiten gegen ihre Gutsherrn ausübten. Unter Ferdinand I., dem der ältere Bruder Kaiser Karl V. das Herzogthum S. und andere Provinzen überlassen hatte, wurde fast zu gleicher Zeit der Norden des Landes durch die blutigen Gräuel des Bauernstandes (1525) und der Südosten durch die Verheerungen der Osmanen (1528—32) schwer heimgesucht; noch schwerer aber lasteten auf dem Lande Intoleranz und religiöse Verfolgungssucht, deren sich Ferdinand's Nachfolger schuldig machten. Die Lehrsätze der deutschen Reformatoren hatten sich nämlich schon 1530 in der Ueberzeugung eines großen Theils der steiermärkischen Landesbewohner so befestigt, daß man ihre Dogmen in der Kirche und in den zahlreichen Volksschulen, welche die evangelischen Landstände in allen Theilen des Landes errichtet hatten, predigen und lehren durfte. An der Spitze der Steiermärker verlangte der Landeshauptmann, Freiherr Joh. Ungnad, auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1547 vom Kaiser und Reich freie Religionsübung, die aber von den Protestanten erst auf den Landtagen zu Bruck in den J. 1575 und 1578 dem Herzog Karl II., dem jüngsten Sohne Kaiser Ferdinand's I., welchem bei der Länderverteilung im Jahre 1564 Inneröstterreich zu Theil geworden war, bei dringender äußerer Gefahr von Seiten der

Türken, abgenöthigt werden konnte, nachdem bereits der größte Theil des Adels, die Hälfte des Bürgerstandes und eine große Anzahl Bauern die neue Lehre angenommen, in mehr als 73 ländlichen Gemeinden sich Protestantengemeinden gebildet und die evangelischen Landstände auf fast allen ihren Schlössern protestantische Schulen und Seelsorgestationen gegründet hatten.

Um das weitere Umsichgreifen der neuen Lehre zu verhindern, rief der Herzog Karl 1570 die Jesuiten zu Hülfe, stiftete 1573 die hohe Schule zu Grätz und ergriff auch, auf Betrieb seiner Gemahlin, Marie von Bayern, welche voll des glühendsten Eifers für die katholische Religion war, noch weitere beschränkende Maßregeln gegen die neue Lehre. Sein im Geiste der strenggläubigen Mutter erzogener Sohn, Ferdinand, für den von 1590—95 der Erzherzog Ernst die Regierung führte, setzte den Kampf gegen die Reformation mit solchem Nachdruck fort, daß ganz S. 100 Jahre nach dem ersten Auftreten der evangelischen Prediger im Lande mit Gewalt der katholischen Kirche wiedergewonnen war. Unterstützt von einer zu dem Ende bedeutend verstärkten Besatzung der Festung und der Stadt Grätz, erklärte Ferdinand den Freiheitsbrief seines Vaters Karl II. für aufgehoben und befahl den Ständen, ihre protestantischen Lehrer und Prediger an den verschiedenen Kirchen und Schulen binnen 14 Tagen zu entlassen. Am 28. Sept. 1598 erging an die Letztern selbst der gemessene Befehl, noch an demselben Tage bei scheinender Sonne Grätz, binnen 8 Tagen aber die sämmtlichen Erblande, bei Verlust des Leibes und Lebens, zu räumen. Die Stiftsschule wurde hierauf geschlossen, eine katholische Gegenreformationscommission eingesetzt, welche sich rühmen konnte, nicht weniger als 40,000 Bände protestantischer Bücher in Asche verwandelt zu haben, und allen protestantischen Bürgern befohlen, entweder zur katholischen Religion überzutreten oder ihre Habe zu verkaufen und mit dem gelösten Gelde, nach Abzug eines Zehntels hiervon, gleichfalls das Land zu räumen. Viele Anhänger der neuen Lehre schworen ihr bisheriges Bekenntniß ab, 30,000 andere aus den reichsten und angesehensten Familien sagten dem heimischen Boden auf immer Lebewohl, noch andere verbargen ihre Ueberzeugungen in ihrem Innern und vererbten dieselben dritthalb Jahrhunderte lang von Geschlecht zu Geschlecht im Stillen fort, bis endlich das menschenfreundliche Toleranzedict Joseph's II. ihnen wieder die Erlaubniß ertheilte, den geheimen Glauben ihres Herzens auch mit dem Munde zu bekennen. Durch jene Maßregeln war die Hauptkraft der Stände gebrochen, der Wohlstand des Landes geknickt und die Geistesbildung im Lande dem Interesse eines Ordens zum Opfer gebracht. Von dieser Zeit an zeigt die Geschichte des Landes bis in die neueste Zeit fast nur das traurige Wiederkehren und den Wechsel von Bauernaufständen, Türkeneinfällen, Plünderungen durch ungarische Rebellen oder Räuberbanden und das traurige Schauspiel hingerichteter Staatsverbrecher, z. B. des Grafen Erasmus von Tettenbach im J. 1671, sowie die glücklichen Versuche der Beschränkung der ständischen Rechte, indem seit Karl VI. (1728) kein Landesfürst mehr die Huldigung annahm und seit 1730 keiner die Landhandfeste bekräftigte. Vgl. A. von Muchar „Geschichte des Herzogthums S." (3 Bde., Grätz 1844—46).

Steigentesch, August, Freiherr von, der Sohn eines kurmainzischen Cabinetsministers und Directorialgesandten am Reichstage zu Regensburg, wurde geboren zu Hildesheim am 12. Jan. 1774, trat schon in seinem 15. Jahre in österreichische Dienste, die er aber nach 1809 wieder verließ, um mehr in der diplomatischen Laufbahn wirken zu können. So ward er 1809 nach Königsberg gesendet, 1814 nach Norwegen, um in Verbindung mit den Abgeordneten der übrigen Großmächte dies Reich der Krone von Schweden zu übergeben, 1815 nach der Schweiz, um die Kantone nach Napoleon's Rückkehr von Elba zu gemeinschaftlichem Wirken gegen jenen aufzufordern. Gesandtschaftsposten bekleidete er zu Kopenhagen und zu Turin, letztern aber nur auf kurze Zeit. Er starb als k. k. wirklicher Geheimrath am 30. Dec. 1826. Seine schriftstellerische Thätigkeit hat er besonders in Lustspielen gezeigt, deren er eine große Anzahl geschrieben hat. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit den kleinen Schwächen und Thorheiten in den mittlern Ständen und geben von denselben ein sehr treues Bild. Seine Muster waren die Franzosen, obschon ihm die Litera-

tur der Alten nicht fremd war. Reinheit und Eleganz der Sprache machen seine Schriften noch jetzt schätzbar, obgleich unsere Handbücher der deutschen Literatur ihn nicht nennen. Es erschienen seine „Gesammelten Schriften" in einer Ausgabe letzter Hand zu Darmstadt 1819 bis 20 in 6 Bänden.

Steiger heißen diejenigen Männer, welche die unmittelbare Controle über die Bergleute führen, sowohl über die in der Grube, als auch über die zu Tage arbeitenden. Sie theilen sich in Ober- und Untersteiger.

Steiger, Jak. Rob., geb. am 6. Juni 1801 zu Geuensee im Amte Sursee des Kantons Luzern, ist der Sohn eines Schneiders, der später diesen Beruf aufgab und ein kleines Heimwesen bewirthschaftete, und erhielt seine erste Jugendbildung in der Dorfschule seines Geburtsortes, dann bei einem herumziehenden Lehrer. Später erlernte er bei einem Geistlichen im nahen Sursee Latein, arbeitete aber außer der Schulzeit in Feld und Haus. Vom Herbst 1817—23 besuchte er das Gymnasium in Luzern, hörte Philosophie und begann das Studium der Theologie, das er aber bald aufgab, um sich der Medicin zu widmen, wozu er in Genf die ersten Vorstudien begann. Mit kümmerlichen Geldmitteln ausgestattet und unter tausenderlei Entbehrungen studirte er von 1824 an zwei J. Medicin zu Freiburg im Breisgau, und ging dann 1826 nach Paris, wo er die Klinik der berühmtesten Aerzte besuchte. Nachdem er in Luzern mit großer Auszeichnung seine Prüfung als Arzt und Wundarzt bestanden, ließ er sich als praktischer Arzt in Büron, unweit Geuensee, nieder und erwarb sich bald eine bedeutende Praxis. Schon während seiner Studien in Luzern hatte S., bei der Verfolgung Troxler's durch die reactionäre Partei und gegenüber einem Geistlichen, der wider die Liberalen und die „Stunden der Andacht" predigte, eine entschieden freisinnige Ueberzeugung bewährt und sich dadurch den Haß der Ultramontanen und Aristokraten zugezogen. Bei den Veränderungen nach der Julirevolution erhielt er einen Ruf in den luzerner Verfassungsrath, wo er sich durch seinen Feuereifer in Verfechtung der liberalen Ideen auszeichnete. Nach Einführung der Verfassung von 1831 wurde er Mitglied des Großen, des Kleinen und des Staatsraths, und schlug nun seinen Wohnsitz in der Stadt Luzern auf, gleichzeitig war er Mitglied des Erziehungsraths, der Justiz- und Polizeideputation und Präsident des Sanitätscollegiums; bekleidete in den Jahren 1833, 1834 und 1838 die Stelle eines zweiten und dritten Gesandten auf der Tagsatzung, die ihn 1833 als eidgenössischen Commissar nach Basel sendete. Im Jahre 1837 wurde er Statthalter seines Kantons, trat aber noch in demselben Jahre aus der Regierung, um sich seiner stets wachsenden ärztlichen Praxis zu widmen. Er hatte den Ruf des ersten Arztes, reichliche Einnahme, und machte sich durch sorgfältige Behandlung aller Kranken, sowie durch Mildthätigkeit gegen die ärmern, in weiten Kreisen beliebt. Zugleich studirte er alle bessern Werke und keine Fortschritte in der Medicin blieben ihm fremd. Er schrieb viele Abhandlungen über medicinische Gegenstände, die er zum Theil als Mitglied oder als Präsident der Gesellschaft der Aerzte vortrug. Auf seinen Spaziergängen und in seinen Mußestunden sammelte er Materialien zu einer vollständigen Flora von Luzern; behielt aber immer noch Zeit, der helvetischen oder sogenannten Schinznacher Gesellschaft eine Zeit lang vorzustehen und mehrere kleinere Schriften herauszugeben, wie die Biographie von Schultheiß Ed. Pfyffer und von Staatsrath Jos. Krauer; ferner eine in den „Verhandlungen der landwirthschaftlichen Gesellschaft von Luzern erschienene Abhandlung über das Armenwesen; eine Vertheidigung des Professors Baumann vor dem Obergericht und 1840 eine Broschüre „Siegwart Müller, der Zeit Staatsschreiber, gezeichnet wie er ist", worin er schon damals von dem für Luzern so verhängnißvollen Manne, dem später zum fanatischen Jesuitenfreunde gewordenen Radicalen, eine treffende Schilderung gab. Vor Allem aber erwarb er in den Jahren 1837—39 sich große Verdienste um die Sache der Freiheit und des Fortschritts durch seine Redaction des „Eidgenossen", eines Blattes, das er 1831 mit begründen half. Im Jahre 1840 gründete er den „Eidgenossen von Luzern", zum Unterschiede von dem in Sursee erscheinenden, und schrieb ihn fast allein. Vergeblich suchte ihn die seit 1841 zur Herrschaft gelangte reactionäre Partei durch Preßprocesse zu Grunde

zu richten; aber mit unerschütterlicher Festigkeit und unbeugsamem Muthe setzte S. seine Opposition gegen die jesuitische Faction fort und trat erst Ende Juli 1844 von der Redaction zurück, da die Erziehung von 6 Kindern die wenige Zeit, die ihm übrig blieb, völlig in Anspruch nahm.

Der definitive Beschluß der Berufung der Jesuiten nach Luzern am 24. Oct. 1844 wurde von einem Theil ihrer Gegner als Verfassungsverletzung betrachtet, der man mit Gewalt zu begegnen berechtigt sei. Die Anhänger dieser Ansicht beriefen auf den 26. Nov. viele Männer aus allen Theilen des Kantons in das Gasthaus zum Adler in Luzern. Dahin war auch S. eingeladen. Nach Anhörung der Rathschläge erklärte er sich entschieden gegen den Aufstand und die Gewaltmaßregeln und vertheidigte den republikanischen Satz, daß sich die Minderheit der Mehrheit unterwerfen, und durch Belehrung und Ueberzeugung dahin trachten müsse, sich zur Mehrheit zu machen. Noch ehe die Verhandlungen beendigt und die Beschlüsse gefaßt waren, verließ S. die Versammlung. Erst als am 7. Dec. der Ausbruch auf den 8. festgesetzt und in keiner Weise mehr zu verhindern war; als die meisten Liberalen und viele Freunde S.'s daran Theil nahmen, trat auch er demselben nicht mehr entgegen und suchte das Gelingen in freilich sehr kleinem Kreise zu befördern. Nachdem der Aufstand mißlungen war, wurde er auf einen eigenhändig geschriebenen Befehl seines persönlichen Feindes Siegwart Müller verhaftet. Kein einziges Indicium lag gegen ihn vor und nur den einen Vorhalt wußte man ihm zu machen, daß sein neunjähriger Knabe, nach der angeblichen Aussage eines Milchträgers, am 7. Dec. Abends Bleikugeln in der Küche gegossen habe. Der später aus dem Thurgau nach Luzern berufene Verhörrichter Ammann suchte ihn in seinem Untersuchungsbericht als einen Hauptbeförderer des Aufstandes vom 8. Dec. darzustellen und führte sogar Zeugen an, von denen zwei, der eine schriftlich, an S. erklärten, daß sie das vom Verhörrichter ihnen in den Mund Gelegte nicht ausgesagt hätten und nicht hätten aussagen können. Erst nach einer Haft von 47 Tagen ward S. am 23. Jan. gegen eine Caution entlassen und verließ am folgenden Tage, nach vorgängiger Anzeige an das Verhöramt, den Kanton. Am 26. wohnte er der gegen die Berufung der Jesuiten gehaltenen großen Volksversammlung bei Zürich bei, ohne jedoch als Redner aufzutreten. Er bereiste nun die Eidgenossenschaft und suchte die ersten Magistrate zu bewegen, bei der demnächst versammelten Tagsatzung eine Amnestie für die Betheiligten vom 8. Dec. und einen Widerruf des Beschlusses der Jesuitenberufung zu bewirken. Die Tagsatzung ging unverrichteter Dinge auseinander. Indessen war im Aargau die Organisation von Freischaaren fortgesetzt worden und nach Auflösung des in Aarau gebildeten Militärcomités am 26. März, die Leitung an ein luzerner Comité übergegangen, wozu auch S. gehörte. In dieser Eigenschaft gingen einige Erlasse von ihm aus, doch war er bei dem Einzug der Freischaaren in den Kanton Luzern nicht weiter betheiligt. Am Nachmittag des 1. April wurde er bei Mosen, unfern der Grenze, gefangen, in einen engen, ungesunden Kerker, den sogenannten Kesselthurm in Luzern geworfen und am 3. Mai durch das Criminalgericht wegen Hochverraths zum Tode durch Erschießen verurtheilt, welches Urtheil das Obergericht am 17. Mai bestätigte. Wie man sonst auch die richterliche Sentenz beurtheilte, so war doch die Ansicht vorherrschend, daß S. im Vergleich zu andern, nicht minder Betheiligten mit besonderer Härte behandelt, daß er vor Allen von der jesuitischen Faction zum Opfer ausersehen sei. Tausende von Männern und Frauen, auch die Aerzte des Kantons, die Bischöfe von Solothurn und Freiburg, der eidgenössische Repräsentant, Landammann Näf und die Regierung von Bern gaben Petitionen für seine Begnadigung ein. S. selbst wendete sich am 18. Mai mit einem würdig gehaltenen Gesuche, worin er in Hinblick auf seine Familie um die Verwandlung der Todesstrafe in die der Verbannung bat, an den Großen Rath. Der Director Hürlimann, Großrath Leu von Ebersoll und Stadtpfarrer Sikenbach, drei Hauptstützen der jesuitischen Partei, hatten zwar dem Verurtheilten gedroht, daß der Große Rath ihn nur dann begnadigen werde, wenn er im Gesuche sein Bedauern darüber ausdrücke, daß er in seinen frühern Schriften und zumal in seinem „Eidgenossen" so oft gegen die katholische Kirche und ihre Diener aufgetreten sei und voll-

ständige Besserung verspreche, doch S. wies dies Ansinnen mit der Erklärung zurück: „Er wolle sein Leben mit keiner Lüge erkaufen. Nie habe er gegen die von ihm stets geehrte katholische Kirche geschrieben. Und sei er bisweilen gegen das sündhafte Treiben einzelner Priester aufgetreten, so sei dies weder ein Angriff gegen die Kirche, noch gegen die Diener der Kirche gewesen". Die Aufregung befürchtend, die bei dem Vollzug der ausgesprochenen Strafe nicht ausgeblieben wäre, stellte die Regierung Anfragen an Oesterreich, Preußen, Holland und Sardinien, ob man S. im Begnadigungsfalle zur Verwahrung und Bewachung übernehmen wolle, und verlängerte auf diese Weise die Qual der Ungewißheit für den Verurtheilten. Am 13. Juni berichtete der Regierungsrath, daß Sardinien eine entsprechende Antwort ertheilt habe, daß sich die Unterhandlungen in vollem Gange befänden, aber noch nicht geschlossen seien, daß also das künftige Loos S.'s noch nicht bestimmt werden könne. Ehe dies aber geschah, war S. schon befreit. Drei Landjäger, darunter ein Wachtmeister und ein Corporal, denen seine Ueberwachung übertragen war, verhalfen ihm zur Freiheit. Man wußte sich einen Kerkerschlüssel zu verschaffen. Ein mit einer Scheinthüre versehenes Stück Riegelmauer, das in eine benachbarte Scheune führte, wurde durchbrochen und durch diese Oeffnung entkam S., mit Hülfe seiner Befreier, aus dem Kerker, und als Landjäger verkleidet, aus der Stadt Luzern in der Nacht vom 19. auf den 20. Juni. Mit allgemeinem Jubel wurde er in Zürich empfangen und am Abend verkündeten Freudenfeuer weithin in der Schweiz und im benachbarten Baden das glückliche Ereigniß. Nicht lange nachher erhielt der Gerettete das Bürgerrecht des Kantons Zürich und siedelte nach Winterthur über, wo er sofort eine ausgedehnte ärztliche Praxis fand. Gleich nach seiner Befreiung gab S. in Winterthur die mit vielen Zusätzen und Bemerkungen begleitete Uebersetzung einer Schrift von Dr. Mayor in Lausanne „Die Medicin und Chirurgie für das Volk" (1846) heraus. Nach der Beendigung des Sonderbundkrieges kehrte S. nach Luzern zurück, wurde 1849 in den Regierungsrath gewählt, trat aber im Juli 1851 wieder aus demselben aus, weil ein Antrag über den Verkauf der St. Urban'schen Klostergüter nicht genehmigt wurde.

Stein heißt ein fester Körper, dessen Bestandtheile gewisse unzerlegte Grunderden sind, die sich in reinem Zustande blos für sich auflösen, und weder wie die Metalle sich hämmern lassen, noch wie die Salze in Wasser, oder wie die Erdharze in Oel auflösen.

Stein bezeichnet ein Handelsgewicht und ist der 5. Theil eines Centners, und je nachdem dieser zu 90—110 Pfd. gerechnet wird, hat er 18—22 Pfd.

Stein oder Steinkrankheit (Lithiasis), nennt man im Allgemeinen diejenige krankhafte Disposition des Organismus, durch welche eine Neigung zur Bildung und Ablagerung steiniger Concremente entweder in die Substanz der Organe oder in ihre Höhlen sich zeigt; im engern und gewöhnlichen Sinne versteht man darunter die verschiedenen Symptomengruppen, welche die in den Höhlen befindlichen Steine in dem Organismus hervorrufen. Was die Ablagerungen in die Substanz der Organe betrifft, so sind sie fast in allen Theilen beobachtet worden, müssen aber wohl von den Verknöcherungen der Häute, und denen unterschieden werden, welche sich aus den Bälgen von abgestorbenen Hydatiden u. s. w. bilden. Die Ablagerungen sind von unbestimmter Form und nach dem Gewebe des Organs verschieden, zeigen kein regelmäßiges oder krystallinisches Gefüge und scheinen sich nur in solchen Theilen zu bilden, wo keine Höhlensteinbildung vorkommen kann oder vorkommt, so daß man als ziemlich allgemein giltiges Gesetz aufstellen kann: Steinbildung in der Substanz schließt Höhlensteinbildung aus, und umgekehrt. Während die Ablagerungen in die Substanz unmittelbare Abscheidungen aus dem Blute darstellen, Folgen eines mit kalkartigen Theilen geschwängerten Blutes, einer eigentlichen Dyscrasia calculosa sind, erscheinen die Höhlensteinbildungen als krystallinische Niederschläge eigenthümlich degenerirter Secretionen, in denen besonders phosphorsaurer Kalk vorherrscht, eines Zustandes also, der bei weitem mehr unter der Herrschaft des Organismus steht, als die Ablagerungen, welche sich selten durch so charakteristische Symptome im Leben zu erkennen geben, daß sie wirklich

als solche erkannt werden. Je nach den verschiedenen Höhlen und dem auf ihrer Fläche abgesonderten Secrete, sind die Höhlensteine verschieden, lassen sich jedoch füglich auf 3 Classen reduciren. A. Steine im Gefäßsystem. Gleich hier bestätigt sich das oben ausgesprochene Gesetz auffallend; während nämlich im Arteriensysteme nur Verknöcherungen der Häute vorkommen, finden sich Steine nur in den Venen, als Venensteine (Phlebolithen) und zwar gewöhnlich nur in den Venen des Unterleibes; besonders denen der Genitalien und Lymphsystems. Ihre Größe variirt von $1/2$ Linie bis zu mehreren, ihre Gestalt ist rund oder oval, linsenartig mit glatter Fläche, sie sind von gelblich weißer Farbe und meistens in mehrfacher Zahl (3—10) vorhanden, bestehen aus concentrischen Schichten, besonders aus phosphor- und kohlensaurem Kalk, und liegen gewöhnlich frei in der Vene. Sie sind Niederschläge aus dem Blute und machen so eigentlich den Uebergang zu den Ablagerungen steinigter Concremente in die Substanz. Ihr Einfluß auf den Organismus wie ihre Bildungsweise ist noch ziemlich unbekannt; sie sind bis jetzt wohl immer erst nach dem Tode entdeckt. — B. Steine in dem Darmkanal. Sie finden sich sowohl in den Höhlen des eigentlichen Darmkanals, als in denen seiner Hülfsorgane. a) Darmsteine (Enterolithen) sind bei dem Menschen im Ganzen selten, desto häufiger bei Thieren, namentlich Pferden. Man fand sie in allen Theilen, dem Magen, dem Krummdarm, Grimmdarm, Blinddarm und dessen Wurmfortsatz, sowie im Mastdarm. Sie dürfen nicht verwechselt werden mit in den Darm gelangten Gallensteinen oder mit den den Haarbällen bei Thieren ähnlichen Concretionen. Sie sind rund oder eiförmig, glatt, abgeschliffen, zuweilen durchlöchert, für ihre Größe meistens leicht, schwammig, bröcklich, leicht zerreiblich, von meistens grau-weißer oder gelb-brauner Farbe, und bestehen gewöhnlich aus mehreren Schichten; ihre Kerne bestehen oft aus Fruchtkernen, Knochen ꝛc.; die chemische Analyse zeigte besonders phosphorsauern Kalk und eine fettige, wallrathähnliche Masse. Gewöhnlich kommen sie einzeln vor und variiren in Bezug auf ihre Größe von der einer Erbse bis zu der einer Orange; in einzelnen Fällen wogen sie sogar 4 Pfund. Sie liegen meistens frei im Darm und geben zu Verstopfungen, Coliken, Einschiebung der Gedärme u. s. w. Veranlassung, werden aber selten im Leben erkannt, daher man auch keine bestimmte Behandlung für sie hat. Der angerathene Bauchschnitt dürfte den Kranken leicht einer größern Gefahr aussetzen. — b) Steine in den Ausführungsgängen der drüsigen Organe. 1) Mund- oder Speichelsteine (Sialolithen) finden sich besonders in dem Ductus Whortonianus unter der Zunge, den sie verstopfen und so die Froschgeschwulst (Ranula) bilden; sie sind gewöhnlich glatt, oval, platt, zuweilen eckig, von weißgrauer Farbe. Sie sollen sich besonders bei Säufern und solchen Subjecten bilden, welche viel Quecksilber genommen haben. Sie werden durch das Messer ausgeschnitten. — 2) Bauchspeichelsteine (Pancreatolithen) gleichen den vorigen, sind bis jetzt nur bei Menschen, nie bei Thieren beobachtet, aber auch dort nur äußerst selten, so daß man noch wenig über sie weiß. — 3) Gallensteine (Cholelithen) sind nach den Harnsteinen die häufigsten und befinden sich entweder in der Gallenblase (Cholecystolithen) oder in den Gallengängen, was jedoch der seltnere Fall ist. Ihre chemischen Bestandtheile sind eine wallrathähnliche und eine gelbe Substanz, und zwar bestehen sie gewöhnlich aus beiden, selten aus einer allein; die Schichten dieser Substanzen wechseln entweder mit einander ab, oder sind aus beiden gemengt; gewöhnlich besteht aber der Kern aus gelber, die Schaale aus wallrathähnlicher Masse. Sie sind braungelblich, undurchsichtig, rundlich, da wo mehrere gleichzeitig vorhanden sind, würfelartig abgeschnitten. Ihre Größe ist sehr verschieden; gewöhnlich liegen sie frei, selten sind sie eingesackt. Nur durch die größern Steine, und da wo mehrere zusammengehäuft sind, welche die Gallengänge verstopfen, treten die Erscheinungen einer heftigen Gallenkolik auf, verbunden mit einem fixen, schneidenden Schmerze in der Gegend der Gallenblase, welche indessen gewöhnlich bald wieder vorüber gehen, indem der Stein in den Darm tritt und dann durch den Stuhlgang ausgeleert wird, zuweilen aber in Entzündung und Abscesbildung übergehen und in seltenen Fällen durch Zerreißung der Gallengänge, Austritt der Galle in die Bauchhöhle Brand und in dessen Folge Tod veranlassen,

der zuweilen auch in Folge von Bauchschlag eintritt und zwar gewöhnlich während eines heftigen Kolikanfalls. In günstigen Fällen öffnet sich der Gallenblasenabsceß nach außen durch die Bauchdecken. Außer den Anfällen der Gallenkolik wird man schwer von dem Vorhandensein der Gallensteine unterrichtet, wenn sie nicht durch den Stuhlgang abgehen, oder die mit ihnen gefüllte Gallenblase durch die Bauchdecken gefühlt wird. Die Behandlung beabsichtigt, die vorhandenen Steine durch innere Mittel, auflösende Extracte, Ammoniak, Karlsbaderwasser, Terpentin u. dgl. aufzulösen, was jedoch selten gelingt; daher gewöhnlich nur die Beseitigung der durch sie erregten Zufälle auf dem Wege der Kunst übrig bleibt. — C. Steine in den Harnwegen, Harnsteine, Urolithen. Sie sind unter allen Höhlensteinbildungen die häufigsten, da der Harn schon an und für sich mit erdigen Bestandtheilen geschwängert ist und durch ihn die krankhaft im Körper gebildeten gewöhnlich ausgeführt werden. Letzteres geschieht entweder so, daß sie als pulverförmige, nicht krystallinische Massen im Harne aufgelöst, mit diesem ausgeschieden werden und erst nach seinem Erkalten durch die Einwirkung der Atmosphäre sich von ihm als rothes oder weißes Sediment trennen und auf den Boden des Gefäßes sinken, oder so, daß die Trennung bereits in den Harnwegen beginnt, sich die erdigen Bestandtheile als krystallinische Concremente in ihnen niederschlagen. Dies geschieht nun auf eine doppelte Weise; entweder bleiben die Concremente von einander getrennt und werden mit dem Harn gemengt dann ausgeleert (Harngries), oder sie vereinigen sich zu größern Massen als Harnsteine. Der Harngries bildet kleine Krystalle von röthlicher, gelbbrauner oder weißgrauer, schwärzlicher, selbst grünlicher Farbe, und besteht meist aus Harnsäure und thierischem Stoffe. Nur wenn er in großer Menge sich bildet und ausgeleert werden soll, verstopft er zuweilen die Harnwege und bildet so unangenehme Zufälle. Die Harnsteine bleiben nun entweder gleich in den Nieren, oder gehen von diesen in die Blase, oder bilden sich auch erst in Letzterer. Die Nierensteine (Nephrolithen) bestehen, außer der Harnsäure, aus Schichten von Ammonium, Kalk und phosphorsaurer Magnesia, und haben eine sehr unregelmäßige Gestalt und sehr verschiedene Größe; man hat sie von 5 Zoll Länge und 3 Zoll Breite beobachtet. Anfangs freiliegend, vergrößern sie sich immer mehr, dringen immer weiter in die Substanz der Nieren ein, füllen deren Kelche und Becken aus und durch Entzündung, Eiterung und Schwinden des Organs bleibt dann wohl zuletzt nur ein mit Jauche und Steinen gefüllter Sack übrig. Häufig aber, wie gesagt, lösen sie sich los, treten durch die Ureteren in die Blase, und bilden sich hier als Blasensteine weiter aus. In andern Fällen erregen sie Abscesse, die selten sich nach außen öffnen, häufiger noch in den Darm, durch den dann die Steine wohl entleert werden. Im Leben sind die Nierensteine sehr schwierig zu erkennen, da sie fast nur die der Nierenentzündung oder dem Nierenschmerze ähnlichen Symptome erzeugen. Daher wird der Nierenschnitt, um die Steine durch ihn zu entfernen, wohl selten zur Anwendung kommen, vielmehr wird man sich darauf beschränken müssen, die Symptome zu entfernen und den Versuch zu machen, den Stein chemisch in den Nieren zu zersetzen, nachdem man sich über die Bestandtheile derselben durch genaue Untersuchung des Urins Gewißheit verschafft hat. Herrschen die Säuren in ihnen vor, so gibt man Alkalien, gegen die alkalischen Nierensteine aber Säuren. Indessen ist bis jetzt der Erfolg nur gering gewesen.

Die Harnblasensteine, Urocystolithen, sind, wie gesagt, entweder ursprünglich in den Nieren gebildet und dann in die Blase hinabgetreten, oder erst in Letzterer entstanden. Sie sind in Bezug auf ihr chemisches Verhalten sehr mannichfach, und dies ist für die Behandlung von großer Wichtigkeit, so wie ihre Gestalt auch zum Theile davon abhängt. Die Steine sind entweder allein gebildet aus Harnsäure, oder Blasensäure, oder harnsaurem Ammonium, oder kleesaurem Kalk; — oder sie sind aus einer Verbindung dieser Stoffe zusammengesetzt. Diese Verbindung ist entweder zweifach: 1) Harnsäure und phosphorsaure Salze; 2) Harnsäure und kleesaurer Kalk; 3) harnsaures Ammonium und phosphorsaure Ammoniak-Magnesia; 4) phosphorsaurer Kalk und phosphorsaure Magnesia; oder dreifach: 1) Harnsäure und phosphorsaure Salze; 2) harnsaures Ammo-

nium und phosphorsaure Salze; 3) kleesaurer Kalk und phosphorsaure Salze; 4) kohlensaurer Kalk mit phosphorsaurem Kalk und Eisenoxyd; — oder vierfach: 1) Harnsäure mit kleesaurem Kalk und phosphorsauren Salzen; 2) Harnsäure mit harnsaurem Ammonium, Kieselerde und einem phosphorsauren Salze; — oder endlich ist ihre Zusammensetzung fünffach: Harnsäure mit harnsaurem Ammonium, kleesaurem Kalk und phosphorsauren Salzen. Diese Bestandtheile sind meistens in den verschiedenen Schichten, woraus die Steine bestehen, streng geschieden, selten mit einander gemengt. Die Kleesäure pflegt da, wo sie vorkommt, den Kern zu bilden, die Harnsäure und das harnsaure Ammonium die mittlere, die phosphorsauren Salze die äußern Schichten. Größe, Form so wie Farbe und innere Textur, sind je nach diesen verschiedenen Verbindungen sehr verschieden. — Die Harnsteine sind häufig in Familien erblich und kommen dann schon bei den Kindern zum Vorschein; im spätern Lebensalter sind sie oft Folge von Pfortaderleiden, Gicht u. s. w., auch leiden mehr die Männer als die Weiber daran, bei denen sie leichter durch die kürzere und weitere Harnröhre ausgestoßen werden. Haben sich Harnblasensteine gebildet, so geht meistens vorher Harngries ab, das Harnen wird erschwert, es entsteht das Gefühl von Druck und Schmerz in der Blase und ihrer Umgebung, Kitzel an der Eichel und Schleimabgang; dies nimmt zu, besonders bei der Bewegung des Körpers, und ist in der horizontalen Lage am gelindesten. Die mit dem Uriniren verbundenen Schmerzen sind oft unerträglich, und häufig kann der Kranke nur in einer bestimmten Stellung den Harn lassen. Indessen ist dies nur dann sicher als Folge vorhandener Steine anzunehmen, wenn diese wirklich in der Blase gefühlt werden. Die Blase selbst leidet auf mannichfache Art an Verdickung, Eiterung u. s. w. Die Behandlung sucht entweder durch pharmaceutische (Lithotriptica), oder durch mechanische Mittel (s. Lithotritie) den Stein in der Blase zu zerstören, damit er mit dem Harne ausgeleert werden kann, oder sie entfernt ihn geradezu durch Oeffnung der Blase, Steinschnitt (s. Lithotomie).

Stein, Georg Wilhelm, ward zu Kassel am 3. April 1737 geboren, studirte vier Jahre zu Göttingen Medicin, und ward daselbst 1760 Doctor. Um sich in der Geburtshülfe, wofür er schon während seiner Studien unter Röderer eine vorherrschende Neigung zeigte, zu vervollkommnen, unternahm er eine Reise nach Paris über Straßburg, kehrte dann über Holland nach Kassel zurück und trat sogleich seine praktische Laufbahn an. Im Jahre 1763 ward er zum Professor der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe ernannt, und als solcher dem Entbindungshause zu Kassel als Director vorgesetzt. Hier erwarb er sich in kurzer Zeit nicht nur einen localen Ruhm durch Geschicklichkeit und Vervollkommnung des Hebammenwesens, zu welchem Zweck er mehrere Hebammenkatechismen verfaßte, sondern wurde auch bald als einer der besten Geburtshelfer Deutschlands betrachtet. Im Jahre 1790 erhielt er einen Ruf an die Universität Marburg, welchen er auch annahm. Er starb hier am 24. Sept 1803 in einem Alter von 66 Jahren. Außer mehreren geburtshülflichen Instrumenten, Geburtsbett, Milchpumpe, Beckenmesser u. s. w., welche er in kleinen Schriften beschrieb, so wie den obgedachten Hebammenkatechismen (für Lippe 1776 und 1785, für Hessen 1801), haben wir von ihm eine „Theoretische Anleitung zur Geburtshülfe" (Kassel 1770, zuletzt Marburg 1800) und eine „Praktische Anleitung zur Geburtshülfe" (Kassel 1772, zuletzt 1800), welche für jene Zeit classisch zu nennen war. — Sein Neffe, Georg Wilhelm S. der Jüngere, geb. 1773 zu Kassel, wurde des Oheims Nachfolger bei der Universität zu Marburg, folgte aber 1819 einem Rufe nach Bonn. Er gab seines Oheims „Nachgelassene geburtshülfliche Wahrnehmungen" (Marb. 1807—9) heraus und schrieb eine „Lehre der Hebammenkunst" (Elberf. 1822), eine „Lehre der Geburtshülfe" (2 Bde., Elberf. 1825—27) und die Schrift „Was war die Geburtshülfe im Hessenlande und was das Hessenland der Geburtshülfe?" (Marb. 1819).

Stein, Heinrich Friedrich Karl, Freiherr von und zu, wurde den 25. Oct. 1757 zu Nassau geboren, studirte in Göttingen und ward bald nach Vollendung seiner Studien als Bergrath angestellt. Als Friedrich der Große zur Erhaltung der Reichsverfassung den Fürstenbund errichtete, war es Stein, der den Kurfürsten von Mainz zum Beitritt zu diesem Bunde vermochte 1785. Nachdem S. sich bei seiner Amtsführung in Westfalen große

Verdienste, besonders durch Straßenbauten, erworben hatte, ward ihm nach Struensee's Tode 1804 das Ministerium des Accise-, Zoll- und Fabrikdepartements übertragen. Hier gerieth er bei seinem rauhen, schroffen Charakter in vielfache Streitigkeiten; sie waren Ursache, daß er nach den unglücklichen Jahren 1806 und 7 in ungnädigen Ausdrücken seine Entlassung erhielt. Er ging auf seine Güter. Seine Fähigkeiten konnte man am preußischen Hofe nicht lange entbehren; er wurde zurückgerufen, und nun begann er eine Thätigkeit, deren Hauptpunkte, so viel auch später daran verbessert wurde, noch jetzt bestehen. Während Scharnhorst die Schöpfung eines neuen Heerwesens betrieb, arbeitete S. an der Umbildung des bisherigen Staatsweiens durch Aufstellung neuer Verwaltungsformen, und noch mehr durch Wiederbelebung des vom Materialismus des 18. Jahrhunderts erdrückten Volksgeistes. Von ihm ging die allumfassende Wirksamkeit der im Mittelpunkte befindlichen Oberbehörde aus, von deren Aufsicht sonst manche Provinzen, z. B. Schlesien, unter eigenen Ministern ganz ausgenommen waren. Noch bedeutsamer hat sich bewährt, was hinsichtlich der eigentlichen Volksverfassung und demnach für die Wiedererweckung eines innern Volkslebens und Volksgeistes geschah. Durch ein Edict vom 9. Oct. 1807 wurde das bisherige Verhältniß deß grundherrlichen Eigenthums wesentlich verändert. Das ausschließliche Vorrecht des Adels auf den Besitz der ritterlichen Güter hörte auf, und es war von nun an auch Bürgern und Bauern erlaubt, dergleichen zu erwerben, nicht minder aber auch dem Adel, bürgerliche und bäuerliche Grundstücke an sich zu bringen und bürgerliche Gewerbe zu treiben. Die bisher den größten Theil der Landesbewohner an ihre Gutsherrn bindende Unterthänigkeit mit Dienst- und Loskaufungszwang hörte auf, und Verbindlichkeiten zu Geldzinse, Handdienste u. dgl. wurden nur da als rechtlich anerkannt, wo sie auf dem Besitz eines Grundstückes oder anderer Vortheile beruheten. Das gealterte Gebäude ritterlicher Grundherrlichkeit ward nicht gewaltsam zertrümmert, aber auch nicht gewaltsam ferner auf Kosten der nationalen Entwickelung gestützt und ein freier Bauernstand durfte fortan des eignen Bodens sich freuen. Eben so wurde eine Städteordnung von Königsberg aus erlassen, die den städtischen Bürgern der preuß. Monarchie die alten Municipalrechte wieder gab, die sie in der Blüthezeit des deutschen Lebens erworben, und durch mehrere glückliche Jahrhunderte besessen, in den Zeiten aber verloren hatten, wo es des harten Scepters soldatischer Herrschaft bedurfte. Indessen hatte S. nicht blos allgemeinen Zweck, sondern auch ein unmittelbares Ziel vor Auge. Er war voll glühenden Hasses gegen die Unterdrücker Deutschlands und Preußens, und glaubte durch Weckung der Volkskraft und durch Vereinigung gleichgesinnter Männer, die Befreiung des Vaterlandes wohl bewerkstelligen zu können. Eine Verbindung wurde zu Königsberg gestiftet, als ein „sittlich-wissenschaftlicher Verein“, der sich aber bald unter dem Namen „Tugendbund“ über die ganze Monarchie ausbreitete. S. ließ es bei seinem Eifer selbst an nöthiger Vorsicht mangeln. Es wurde im August 1808 ein Brief von ihm aufgegriffen, der durch mancherlei Aeußerungen die frühere Vermuthung, in Hessen und Westfalen sei eine geheime Verbindung zum Behufe eines Befreiungsplanes, zu bestätigen schien. Sobald dieser Brief französischer Seits mit sehr bittern Bemerkungen bekannt gemacht war, glaubte S. nicht mehr auf seinem Posten bleiben zu können. Er nahm den 26. Nov. 1808 seine Entlassung. Durch ein Decret von Madrid aus wurde „le nommé S.“ in die Acht erklärt. Allein er war zeitig genug gewarnt, ging nach Oesterreich, später nach Rußland, wo er zum Verderben seines Feindes nicht unthätig blieb. Als nun die Verbündeten 1814 nach Frankreich zogen und in Deutschland die „Centralbehörde“ errichtet ward, wurde der Vorsitz dem Freiherrn S. übertragen, der zu ihrer Bildung so eifrig mitgewirkt hatte. Nach wiederhergestelltem Frieden wirkte S. für sein Vaterland auch auf dem Gebiete der Wissenschaften fort. Zur Erforschung der Geschichte wurde der Frankfurter Gelehrtenverein gestiftet, der künftigen Geschichtsforschern einen ebenern Weg durch die Vorzeit bereitete und bei der Nachwelt für den großartigen Gemeinsinn seines Urhebers S. ein schönes Denkmal abgeben wird. Auch auf dem Wiener Congreß war er, wiewohl nur kurze Zeit, anwesend, und lebte seitdem auf seinen Gütern im Nassauischen. Sein thätiger Geist war überall auf das Praktische gerichtet, und wenn ihn

auch sein Ehrgeiz zu Allem antrieb, so hat er doch nie dabei nur seinen Vortheil im Auge gehabt. In den letzten Jahren seines Lebens wirkte er noch als Landtagsmarschall in den westfälischen Provinzen, wo er seine Laufbahn begonnen hatte. Er starb den 29. Juli 1831. Seine „Briefe an den Freiherrn von Gagern" gab Letzterer (Stuttg. 1833) heraus. Vgl. Wiesmann „S.'s Lebensabend" (Münst. 1831) und „Erinnerungen an S." (Altenb. 1832).

Stein, Joh. Andr., ein berühmter Orgelbauer und Clavierinstrumentmacher, geb. zu Heidesheim in der Pfalz 1728, wurde später Organist an der evangelischen Barfüßerkirche in Augsburg und widmete sich seitdem ausschließlich dem Bau der Orgeln und Claviere. Seine Meisterschaft in der Orgelbaukunst zeigte er in dem von ihm erbauten vortrefflichen Werke von 43 Stimmen, welches er 1755—1757 für seine Kirche verfertigte. Im J. 1758 reiste er nach Paris, wo er auf den Gedanken kam, die Concertinstrumente durch Verbindung des Pianofortes mit dem Flügel zu vervollkommnen, so daß jedes Instrument seine eigenen Saiten und eigenen Boden behielt. Im Jahre 1766 arbeitete er die große Orgel in der katholischen Kreuzkirche zu Augsburg. Im Jahre 1773 ging er zum zweiten Mal nach Frankreich und ließ sich in Paris vor dem Hofe auf der von ihm zur Vervollkommnung des Spiels der Clavierinstrumente erfundenen Melodica hören. Noch baute er verschiedene neue Instrumente, z. B. ein clavecin organisé, welches nach Schweden gekommen ist, und einen Doppelflügel; auch erfand er das Spinett (s. d.). Außerdem verfertigte er mit seinen Kindern viele hundert Pianoforte, welche durch ganz Europa verbreitet sind. Er starb zu Augsburg 1792. — Sein Sohn, Andr. S., geb. zu Augsburg 1776, wandte sich 1794 nach Wien, wo er die väterliche Kunst zu größerer Vollkommenheit ausbildete. Er arbeitete später nur auf Bestellung und seine Pianoforte sind Instrumente von ausgezeichneter Güte. Er ist auch als Musiker bekannt. Später übergab er seinem Sohne, Karl S., der kaiserlicher Hofpianofortеverfertiger ist, sein Geschäft und starb am 6. Mai 1842. — Des Andreas Schwester, Nanette S., geboren zu Augsburg 1769, eine geistvolle Sängerin und ausgezeichnete Pianofortespielerin, verheirathet mit dem Clavierlehrer Streicher in Wien, war die eigentliche Verfertigerin des Pianoforte. Sie starb am 16. Jan. 1833.

Stein, Christian Gottfried Daniel, am 14. Oct. 1771 zu Leipzig geboren, besuchte die Thomasschule und Universität seiner Vaterstadt, Letztere in der Absicht, Theologie zu studiren, welchen Plan er indessen bald aufgab, sei es, daß er sich mit der damals herrschenden negativen Richtung in der Theologie nicht befreunden konnte, oder, was noch wahrscheinlicher ist, daß das erwachende Studium der Erdkunde seinem Geiste frischere Nahrung darbot. Nach dem Abgange von der Universität am grauen Kloster in Berlin angestellt, machte S. das Studium der Erdkunde zur Aufgabe seines Lebens und es gebührt ihm das Verdienst, durch zahlreiche brauchbare Schriften Kenntnisse von dem Zustande der Erde und deren Bewohnern verbreitet zu haben, obschon ihm die wahrhaft wissenschaftliche Behandlung, die wir Karl Ritter verdanken, fern blieb. Sein „Handbuch der Geographie und Statistik" ward seit 1808 in 5 vom Verfasser besorgten Auflagen zu immer größerer Vervollständigung erhoben und endlich in einer 6. von Ferdinand Hörschelmann bearbeiteten (3 Bde., Lpz. 1833—34) sehr berichtigt und erweitert. Eine noch größere Verbreitung fand die fast in allen Volksschulen eingeführte „Kleine Geographie", deren 23. Auflage von Wagner (Lpz. 1845) herauskam. Ehrenvolle Anerkennung fand auch das sorgfältig bearbeitete „Geographisch-statistische Zeitungs-, Post- und Comptoirlexikon" (2 Bde., Lpz. 1811, 2. Aufl., 4 Bde., 1819—21). Außerdem schrieb er noch ein „Handbuch der Geographie und Statistik des preußischen Staates" (Berl. 1819); „Geographie für Real- und Bürgerschulen" (2. Aufl. 1818); „Statistisch-geographische Beschreibung des Königreichs Sachsen" (2 Thle., Dresd. 1827). Für Funke's „Elementarbuch" lieferte er 1812 den völkerkundlichen Theil und für Klügel's „Encyklopädie" 1817 die Beschreibung von Europa. Ferner erwähnen wir noch ein schätzbares Werk „Ueber den preußischen Staat nach seinem Länder- und Volksbestande" (Berl. 1818), das „Handbuch der Geographie und Statistik" (Lpz. 1809; 6. Aufl. 1833), seine „Reisen nach den vorzüg-

lichsten Hauptstädten von Mitteleuropa" (7 Bde., Lpz. 1827—28), den „Neuen Atlas der ganzen Welt" (Lpz. 1814; 10. Aufl. 1830), den „Kleinen Atlas für Schulen" (Lpz. 1812; 5. Aufl. 1830) und sein „Handbuch der Naturgeschichte" (2 Bde., 3. Aufl., Lpz. 1829). Er starb zu Berlin am 14. Juni 1830.

Stein der Weisen, s. Alchymie.

Steinacker, Karl, Advocat und Notar zu Holzminden und Abgeordneter der braunschweiger Ständeversammlung, wurde am 15. Aug. 1801 in Altendorf bei Holzminden geboren, studirte in Göttingen die Rechtswissenschaft und begann im Sommer 1821 als Advocat und Notar in seiner Vaterstadt zu wirken. Im Jahre 1834, nach Einführung der neuen Städteordnung, wurde er von der Bürgerschaft Holzmindens einstimmig zum Bürgermeister erwählt, diese Wahl aber von der Regierung nicht bestätigt; auch im Jahre 1839 wies die Regierung seine vom Landesgericht nachdrücklich unterstützte Bewerbung um eine Procuratur zurück. Dieses Widerstreben der braunschweigischen Regierung, ihm einen umfassendern Wirkungskreis zu öffnen, hatte seinen Grund hauptsächlich darin, daß sich S. von jeher durch die freisinnigsten Ideen bemerklich gemacht und seit 1830 gesucht hatte, diese ins praktische Leben einzuführen. Schon in diesem genannten Jahre erwarben zwei Broschüren „Wünsche der Braunschweiger" ihm eben so viel Freunde als Gegner. Im Jahre 1833 wurde er zu der ersten reformirten Ständeversammlung als Abgeordneter gewählt. Damals focht er vorzüglich für die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, als der stärksten und nothwendigsten Bürgschaft der Verfassung. Sein damaliger Antrag drang nicht durch, besonders weil die Hälfte der liberalen Mitglieder der braunschweigischen Kammer die Wichtigkeit der öffentlichen Verhandlungen noch nicht einsah. Bei der Budgetfrage, bei den Verhandlungen über die neue Städteordnung; als Berichterstatter über die Ablösungs- und Gemeinheitstheilungsordnung, als Mitglied der wegen des Zoll- und Handelsvertrags mit Hannover niedergesetzten Commission, in allen diesen und mehrern andern für das praktische Leben äußerst wichtigen Fragen zeigte er den geübten Geschäftsmann, den praktisch gebildeten Politiker, welcher der Regierung um so unangenehmer wurde, da sie ihn nicht, wie so viele andere Liberale, mit der Bezeichnung eines Theorienmannes bei Seite setzen konnte. Wegen seiner fortwährenden Theilnahme an den meisten, sowie an allen wichtigen Commissionen war er genöthigt worden, fast fortwährend seinen Aufenthalt in Braunschweig zu nehmen und endlich den größten Theil seiner advocatorischen Praxis aufzugeben. Eine bedenkliche Krankheit, die ihn im Frühjahr 1836 befiel, hinderte ihn, dem im Herbst dieses Jahres einberufenen Landtage beizuwohnen, doch erschien er, gestärkt durch eine Badereise nach Ems, im Herbst 1837 auf dem außerordentlichen Landtage und wirkte eifrig für den Erfolg des Hollandt'schen Antrags auf protocollarische Niederlegung eines Vertrauensvotums in der hannoverschen Sache. Bei aller seiner Thätigkeit, bei allem seinen Eifer für die Sache der vernünftigen Freiheit hat er aber doch, wenn wir die Erfolge seiner Wirksamkeit als Landesdeputirter zusammenfassen, nur wenig gewirkt, denn die Regierung wußte klug schon bei den Wahlen die Zahl der liberalen Oppositionsmitglieder so zu beschränken, daß die Anträge der Opposition fast immer durch eine Majorität im Sinne der Regierung verworfen wurden. Auf dem außerordentlichen Landtage von 1839 war S. als Referent der Commission gegen die Fortsetzung der Eisenbahn über Wolfenbüttel hinaus. Auf dem Landtage von 1840, dem er erst seit dem März beiwohnte, sprach er eifrig für die Aufhebung der Todesstrafe, sowie auch für Oeffentlichkeit der Justizpflege, Geschwornengerichte und für die Freiheit der Presse. Von der Ständeversammlung im Jahre 1842 und 1845 ward er zum Präsidenten vorgeschlagen und von der Regierung angenommen. S. ist auch mehrfach als Schriftsteller aufgetreten. Er schrieb: „Ueber die Erwerbsverhältnisse des Weserdistricts" (Holzminden 1837); „Ueber die Motive der braunschweigischen Ablösungsordnung in Bezug auf Dienste" (Holzminden 1837); „Sammlung der größern Organisations- und Verwaltungsgesetze des Herzogthums Braunschweig" (Holzminden 1837). Für mehrere lexikalische Werke, z. B. für das Staatslexikon, lieferte er größere Artikel. Er starb am 2. April 1847.

Steinbart, Gotthelf Samuel, Dr. der Theologie, Professor der Philosophie und Theologie an der ehemaligen Universität zu Frankfurt a. d. O., Consistorialrath und eine Zeit lang Director der öffentlichen Erziehungsanstalten zu Züllichau, wie auch Oberschulrath, war geboren zu Züllichau den 21. Sept. 1738, starb den 3. Febr. 1809. S. vereinigte das Studium der Theologie mit dem der Philosophie und suchte Erstere durch Letztere zu begründen, indem er im Geiste der damals allgemein verbreiteten Aufklärungssucht zu wirken bemüht war. Wenn auch S. die erste Anregung von der Leibnitz-Wolfischen Schule erhalten hatte, so schloß er sich doch eigentlich an keines der frühern Systeme an, sondern wandte sich ohne gründliches, tiefsinniges Forschen einem schwankenden Eklekticismus und Empirismus zu, wornach er die Glückseligkeit als das Princip aller Wahrheit aufstellte. In diesem Sinne schrieb er „System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christenthums" (1778, 4. Aufl., Zullichau 1791), worin die eudämonistische Richtung der Wolfischen Sittenlehre ohne gründliche philosophische Speculation verfolgt und zwar vorzüglich gegen den positiven Inhalt der religiösen Offenbarung angewandt wurde. In andern Schriften erweiterte und vervollständigte S. sein System, wohin gehören: „Philosophische Unterhaltung zur weitern Ausbildung der Glückseligkeitslehre" (3 Hefte, Züllichau 1782 — 86); ferner „Gemeinnützige Anleitung zum regelmäßigen Selbstdenken" (3. Aufl. 1793). Seine Lehre fand bei seinen gleichgesinnten Zeitgenossen rege Theilnahme, besonders bei Basedow, Bahrt u. A., die in ihrer Weise ähnliche Tendenzen verfolgten, bis Kant in seiner Moralphilosophie und dessen Schüler gegen die Glückseligkeitslehre entschieden auftraten. Außerdem verfaßte S. noch mehrere Schriften theologischen, homiletischen und pädagogischen Inhalts.

Steinblyde, s. Balliste.

Steinbock, eine Ziegenart, auf den höchsten Alpen und Felsengebirgen lebend, hat mondförmige, nach dem Rücken zu gebogene Hörner, die bis 3 Fuß lang werden. Der S. ist außerordentlich gewandt im Springen, ungeachtet ein völlig ausgewachsener Bock einige Centner schwer ist. Fleisch, Haut und Hörner werden benutzt. Er hält sich auf den kleinsten und schmalsten Flächen und ist daher noch schwerer zu jagen als die Gemse. Der Bart, den das Männchen im Winter hat, dient dem Jäger als Trophäe. Um diese Thiere nicht ganz zu vertilgen, ist die Jagd auf dieselben durch strenge Gesetze beschränkt. In Bern und Paris werden gezähmte Steinböcke gehalten, die sich leicht mit Ziegen begatten.

Steinbüchel, Anton von, geb. am 4. Dec. 1790 zu Krems an der Donau, kam 1805 nach Wien, um die gewöhnlichen Studien fortzusetzen und zu beschließen, machte hier die Bekanntschaft des Directors des Antikencabinets Neumann, so wie dessen Adjuncten Gruber und wurde durch ihre Empfehlung 1809 zum Praktikanten beim Antikencabinet ernannt. Nach Neumann's Tode ward er 1817 zum Professor der Alterthumskunde an der Universität und 1818 zum Director des Antiken- und Münzcabinets ernannt. Als solcher machte er im Gefolge des Kaisers verschiedene Reisen nach Dalmatien, Italien, Sicilien, nach Paris und London, war überall für seine Wissenschaft thätig, erwarb sich große Verdienste um die Erhaltung und Sicherung alter Monumente, besonders der Inschriften und zeichnete sich namentlich durch sein Talent aus, alte Münzen zu sichten und zu bestimmen. Als Schriftsteller ließ er den „Abriß der Alterthumskunde" (Wien 1829) zum Behuf seiner Vorlesungen erscheinen; später gab er „Additamenta ad Eckhelii doctrinam numorum", die Neumann'schen „Notices sur les médaillons romains en or du musée impériale et royale de Vienne" und das große numismatische Prachtwerk von Heräus, dem Director des Museums unter Karl VI., heraus; als Erläuterung zu seinem „Abriß der Alterthumskunde" erschien sein „Großer antiquarischer Atlas, oder Abbildung der vorzüglichsten Denkmäler der alten Welt zu einer wissenschaftlichen Begründung der Alterthumskunde" (Band 1, Heft 8, Wien 1833 Fol.); später veröffentlichte er seine Schrift: „Ueber Becker's falsche Münzstempel" (Wien 1836) und „Neueste Dampfschifffahrt von Wien nach Trapezunt, oder die große Donaustraße zu einem der Ursitze

des Welthandels" (Wien 1838). Seit 1840 lebt er, in Ruhestand versetzt, in ländlicher Zurückgezogenheit.

Steinbutt, s. Schollen.

Steindruck oder Lithographie, eine auf Stein oder ähnliche Gegenstände mit der Feder oder mit chemischer Kreide entworfene, oder auch mit der Nadel und dem Grabstichel eingegrabene, oder durch Aetzen mit Scheidewasser erhabene und durch besondere chemische und mechanische Vorrichtungen abgedruckte Zeichnung oder Schrift. Sowohl die Kunst als auch die Werkstätte, worin sie geübt wird, heißen Steindruckerei, und die dabei beschäftigten Arbeiter Steindrucker (Lithographen). Den Ruhm dieser Erfindung hat, obgleich ihn sich auch Franzosen und Engländer anmaßen, ein Deutscher, Aloys Senefelder (s. d.) in München. Er erfand nach mannichfachen Verlegenheiten und Versuchen 1799 den eigentlichen Steindruck; denn obgleich man schon früher Figuren in Stein gegraben und geätzt hatte, so war man doch nie darauf gekommen, solche Figuren abzudrucken. Senefelder hob auf einem Spaziergange ein Stück Kalkschiefer auf, schnitzte mit dem Messer daran und kam, als er die gleiche innere Textur des Steins bemerkte, auf den Gedanken, durch Scheidewasser erhabene Figuren einzuätzen und abzudrucken. Er ätzte zuerst Buchstaben ein, druckte sie mit Druckerschwärze ab, und es war ihm gelungen. Er bat nun seinen Freund, den Hofmusikus Gleißner um eine Composition, ätzte sie und druckte sie ab. Bis 1799 war Alles erfunden und angeschafft, was zum S. gehört. Die erhabene Manier oder der chemische Druck wird folgendermaßen hervorgebracht: Man nimmt einen feinen Kalkschieferstein, ebnet diesen genau, trägt dann mit einer fetten alkalischen Tusche die Zeichnung auf, präparirt den Stein mit einer verdünnten Säure und dann mit verdünntem arabischen Gummi, hierauf wird er mit einer feinen Druckerschwärze betupft. Die feuchten Stellen der Platte nehmen die Schwärze nicht an, sondern sie haftet nur auf den vorher mit fetter Tusche überzogenen Stellen, die sich also auch blos beim Pressen auf Papier abdrucken. — Bei der vertieften Manier ist es anders. Die Zeichnung wird hier in die Steinplatte eingeschnitten, gestochen, oder geätzt, die Platte mit Druckerschwärze überzogen, dann abgewischt, wobei nur die in den Vertiefungen befindliche Schwärze bleibt und sich also beim Aufpressen auf Papier abdruckt. Noch anders ist die Druckweise, wo das Abzudruckende hoch, wie Buchstabenlettern, erscheint. Senefelder erfand diese Weise schon vor dem chemischen Druck und wandte sie zum Notendruck an, gab sie aber nach Erfindung des chemischen Drucks wieder auf. Der Franzose Girardet und Baumgärtner haben sie wieder aufgenommen und Hochdrucklithographie genannt. — Der abzudruckende Gegenstand wird in der Regel auf Kalkschieferstein entworfen, obgleich auch alle Metalle, Holz, Glas, Porzellan dazu gebraucht werden können, doch mit mehr Schwierigkeit. Am besten ist der feinkörnige Kalkschieferstein, der bei Solnhofen an der Donau in Bayern gebrochen wird. Der Kalkschiefer zersprengt sich leicht in Platten und man schleift die noch vorhandenen Unebenheiten auf einem besondern Schleiftische erst mit grobem Sandstein ab, dann, indem man 2 Steindruckplatten auf einander legt, Sand und Wasser dazwischen bringt, durch Reiben der einen auf der andern, zuletzt mit Bimsstein. Dann wird die Platte mit einem genauen eisernen Lineale geprüft, ob sie eine vollkommene Ebene ist. Schon gebrauchte Steine können auf diese Weise durch Abschleifen für andere Gegenstände aufs Neue brauchbar gemacht werden. Da aber der taugliche Kalkschiefer selten ist, so hat schon Senefelder ein passendes Surrogat erfunden, das sogenannte Steinpapier, ein mit einer Mischung von Thon, Kreide, Leinöl und Metalloxyden überzogenes Papier. Der S. vermittelst solches Papiers heißt Papyrographie. Die vorzüglichsten Arten, auf den Stein zu zeichnen, sind folgende: die Federzeichnung geschieht, nachdem die Conturen flüchtig mit Reißblei oder Röthel entworfen oder durch Durchzeichnen aufgetragen sind, mit einer gewöhnlichen Stahlfeder. Noten werden durch besondere Notentupfer, metallne Röhrchen, welche unten die Form der Noten haben, gezeichnet. Ferner die Kreidezeichnung durch in Stangen geformte Kreide, welche aus Wachs, Seife und Lampenruß besteht, und welcher man durch besondere Beimischungen verschiedene Töne gibt. Um dem übeln Umstand abzuhelfen, daß man die

Zeichnung immer umgekehrt auftragen muß, wenn sie beim Drucke recht erscheinen soll, erfand Senefelder den Ueberdruck. Man zeichnet mit einer chemischen Tinte auf ein mit einer Mischung bestrichenes Papier die Zeichnung wie sie ist, druckt sie auf den Stein ab, wo sie also umgekehrt und durch den Druck mit dem Steine wieder recht erscheint. Auch die Nachbildung von Erzeugnissen der Buchdruckerkunst, von Kupferstichen u. s. w. kann man sich auf diese Weise erleichtern. Auch durchzeichnen kann man einen abzudruckenden Gegenstand, indem man das Blatt, auf welches man zeichnen will, auf der einen Seite mit Ruß beschmiert, diese Seite auf den Stein legt, und mit einem feinen Bleistift auf die andere Seite den Gegenstand zeichnet. Der Eindruck des Bleistifts wirkt auf den Stein, dieser zieht den Ruß an, wodurch die Zeichnung auf dem Steine entsteht. Für Skizzen und zu illuminirende Bilder ist das Durchzeichnen sehr brauchbar. Um S. in Holzschnittmanier zu geben, überstreicht man die Stellen, wo die Zeichnung den stärksten Schatten hat, mit chemischer Tinte, und radirt nun das Licht mit einer Radirnadel in diese Tinte hinein. Die hellern Partien, wo die feinsten Striche und Punkte vorkommen, werden besser mit der Feder gezeichnet. Die Tuschmanier des S. erhält man, wenn man den noch rauh geschliffenen Stein mit verdünnter Säure und Gummi präparirt, ihn dann mit chemischer Tinte oder mit Aetzgrund wie bei der vertieften Manier überstreicht, und diese an den Stellen, wo die Zeichnung hell erscheinen soll, mit einem Schaber verhältnißmäßig wegkratzt. Je mehr man schabt, desto lichter wird beim Abdruck die Stelle. Gar nicht geschabte Stellen werden ganz schwarz. Eine andere Art Tuschzeichnungen hervorzubringen ist, daß man auf die rauh geschliffene, mit Terpentin und Wasser abgewaschene Platte mit chemischer Tinte tuscht, das Ganze mit einem Rande von Wachs umzieht, und Scheidewasser darauf gießt, das nun die lichter gehaltenen Stellen mehr anfrißt als die dunkleren. Die Präparation des Steins wird nun erst vorgenommen. Die gehörige Vertheilung von Licht und Schatten hat große Schwierigkeiten; um diese etwas zu heben, erfand Senefelder die Tonplatten, in die er die lichten Farbentöne hineingravirte. Er grundirte eine Platte mit einer Mischung von Wachs, Seife und Zinnober, überdruckte dann auf den Ueberzug dieser Platte den Steindruck, für den dieselbe bestimmt war und schabte dann mit mehreren Schabeisen an den lichten Stellen den Ueberzug verhältnißmäßig ab, worauf die Platte sorgfältig präparirt ward. Durch den Aufdruck mehrerer solcher Tonplatten auf die Hauptzeichnung wird eine solche Wirkung hervorgebracht, daß man dadurch, besonders mit Kreidezeichnungen verbunden, Steindrücke erhält, die den besten Kupferstichen oft nicht nachstehen. Die letzte der Manieren in erhabenem Druck ist die gespritzte Manier. Die Conturen werden nämlich auf einen für Federzeichnung bereiteten Stein durchgezeichnet, dann noch einige Mal auf Papier; auf jedem dieser Blätter wird Alles, was zu einem der angenommenen Haupttöne gehört, mit einem scharfen Messer ausgeschnitten, so daß die Blätter den Schablonen der Kartenmacher entsprechen. Nun macht man die Hauptlineamente der Zeichnung auf der Steinplatte mit der Feder, legt dann eins der ausgeschnittenen Papiere genau darauf, beschwert es mit Gewichten, und spritzt dann die Punkte mit einer kleinen in chemische Tinte getauchten Bürste darauf. Die helleren Töne bekommen natürlich weniger Punkte, daher wird hier leiser und mit weniger voller Bürste behutsam gespritzt. Ist dieser Farbenton getrocknet, nimmt man die zweite Schablone mit einem dunklern Tone u. s. w. Die vertiefte Manier unterscheidet sich wesentlich von der erhöhten, indem die Zeichnung nicht mehr durch das chemische Verhältniß des mit Fett bestrichenen Steins, sondern gleich einer Kupferplatte blos auf den vertieften Stellen abgedruckt wird. Sie wird nur angewandt, wenn der Stein gravirt, radirt, oder auf Aquatintamanier behandelt ist. Zum Stechen und Schneiden des Steins bedarf es wegen der Weiche desselben 3 Mal weniger Zeit und Kosten, als zum Stechen einer Kupferplatte. Man nimmt dazu einen harten Stein, präparirt ihn, und bestreicht ihn dünn mit einer Auflösung von Kienruß oder Röthel in Gummiwasser. Auf diesen Grund gravirt man die nöthige Zeichnung mit einem Grabstichel oder einer stählernen Nadel in den Stein, oder statt der Stahlnadel nimmt man eine Brillantenspitze. Wird der Stein radirt, muß er erst mit einem Aetzgrund überzogen

werden. Auf diesen Aetzgrund (der harte: 12 Theile Wachs, 6 Theile Mastix, 4 Theile Asphalt, 2 Theile Colofonium und 1 Theil Unschlitt; der weiche: 1 Theil Leinölfirniß und 2 Theile Unschlitt oder auch: 1 Theil Wachs und 5 Theile Unschlitt) trägt man, nachdem er durch eine Oellampe geschwärzt ist, mit der Radirnadel die Zeichnung auf, dann gießt man Scheidewasser darüber (im Aetzkasten). Je nachdem eine Partie heller werden soll, wäscht man das Scheidewasser ab und deckt die Stellen, die heller bleiben sollen, mit chemischer Tinte zu u. s. w. Auch hier kann man die Schönheit durch Tonplatten erhöhen. Auch Tuschzeichnung kann man in vertiefter Manier durch Aetzen hervorbringen, indem Citronensäure auf dem Steine kleine Pünktchen frißt, die Druckfarbe annehmen. Starke Citronensäure gibt dunkle Stellen, schwache Halbschatten und verdünnte die lichteren Stellen. Vortheilhaft verbindet man mehrere Manieren mit einander. — Ist die Steindruckplatte vollendet, wird sie zum Druck präparirt. Der Stein wird nämlich vollkommen gereinigt und eine verdünnte Säure darüber gegossen; die Säure ätzt den Stein, der nun mit einer Auflösung von arabischem Gummi in Wasser bestrichen und getrocknet wird. Er wird nun mit Uebergehung einer Druckerwalze eingeschwärzt, dann der Probedruck gemacht, wonach die Correctur besorgt wird. — Das Papier zum Steindruck muß besondere Eigenschaften haben, und sorgfältig behandelt werden. Die Steindruckerfarbe ist eine feine, gut geriebene Buchdruckerschwärze. Der Druck geschieht auf einer Steindruckpresse. Die gewöhnlichsten sind die Stangen- oder Galgenpressen mit dem Reiber. Ueber dem zugeklappten Deckel geht nämlich eine Leiste von hartem Holze — der Reiber — hin. Dieser Reiber ist an einer 6—12 Fuß langen hölzernen Stange befestigt, die wieder an einem Gelenke an der Decke befestigt ist. Diese Decke ruht entweder auf 2 an den beiden Enden der Presse stehenden breternen Wänden, oder auf einer ähnlichen Vorrichtung, die aus einem 6 Fuß langen, 8 Zoll breiten und 2 Zoll dicken Bret (Feder) besteht, und, jenachdem der Reiber mehr oder weniger Druck ausübt, sich auf und nieder bewegt. Der Druck geschieht dann, indem der Reiber so gestellt wird, daß er über die mit Fett bestrichene Oberfläche des Deckels geschoben mit einer Wucht von 60—70 Centner drückt. Aber selten zu hebende Unannehmlichkeiten hierbei führten auf die Erfindung der Rollen-, Walzen- oder Sternpressen. Sie sind eigentlich umgekehrte Stangenpressen. Der Reiber und die Walze stehen hier nämlich fest, und der Stein wird zwischen beiden vermittelst des Umdrehens des Sterns durchgezogen. Sie haben die verschiedensten Abweichungen; fast in jeder Steindruckerei sind sie anders gebaut. Zwei Leute an einer solchen Druckpresse können höchstens 1000 Abdrücke des Tags vollenden. Beim erhabenen Druck wird die Druckfarbe durch Walzen aufgetragen, bei den vertieften Zeichnungen mit Wischlappen eingerieben. Auch mit bunten Farben kann man Steindruck liefern. Roth wird mit Zinnober u. s. w., blau mit Berlinerblau, Indigo, grün mit Schweinfurter oder Mischungen von gelb und blau, gelb mit Ocker, Neapelgelb u. s. w. gedruckt. Bunt druckt man entweder mit einer Platte, indem man Schablonen ausschneidet und jede Farbe auf die gehörige Stelle aufträgt, oder indem man mit mehreren Platten die Farben aufeinander druckt. Auch zum Kattundruck ist der Stein brauchbar, und es werden mehrere Dessins zu Zeugen durch Stein ausgeführt.

Steinfurt, eine ehemalige reichsunmittelbare Grafschaft im westfälischen Kreise, jetzt zum preuß. Regierungsbezirk Münster gehörig, ist eine der standesherrlichen Besitzungen der Grafen von Bentheim-Steinfurt und war schon seit dem 15. Jahrh. im Besitz des Hauses Bentheim (s. d.). Der gleichnamige Hauptort der Standesherrschaft, Burg-Steinfurt an der Aa, mit dem fürstlichen Schlosse und Park, zählt gegen 2600 E., die Lederfabrikation und Weberei treiben.

Steingießerei, s. Cement.

Steingut, ist der Name einer Gattung gebrannter Thonwaaren, die dem Porzellan am nächsten stehen. Das Steingut wird aus feinem weißen Thon gebrannt, ist mit einer feldspathaltigen, sich mit der Masse innig vereinigenden Glasur versehen und auf dem Bruche weiß. Das Steingut ist eine englische Erfindung und wird nach dem Erfinder auch

Wedgwood (s. d.) genannt; doch giebt man in Deutschland vielen Waaren von erdigem Bruch mit bleihaltiger Glasur ebenfalls den Namen Steingut, obgleich sie eigentlich dem Gattungsbegriff Fayence (s. d.) angehören. Das Steingut ist meist weiß, höchstens mit sehr einfachen farbigen Verzierungen oder Kupferstichen versehen. Seine Fabrikation ist überall verbreitet. Vom Steingut ist das sogenannte Steinzeug zu unterscheiden, aus welchem Bier- und andere Flaschen, Krüge, Buttertöpfe &c. gemacht werden und das aus einer sehr harten, grauen oder braunen Masse mit durchsichtiger, auf die Masse fest aufgeschmolzener Glasur besteht.

Steinhuder Meer, Landsee im Königreich Hannover oder zum Theil zum fürstlich lippe'schen Theile der Grafschaft Schaumburg gehörig, benannt nach dem im schaumburg-lippe'schen Amte Hagenburg gelegenen Marktflecken Steinhude, ist $^3/_4$ Meile lang, $^1/_2$ breit, hat ein gelbliches torfartiges Wasser, ist aber ziemlich reich an Barsen und andern Fischen. Auf der in ihm künstlich angelegten Insel Wilhelmstein liegt das 1765 vom Grafen Wilhelm, portugiesischem Feldmarschall (starb 1777), erbaute gleichnamige Fort, welches 1787 von den Hessen vergeblich belagert wurde. Es dient jetzt als Strafanstalt.

Steinkohlen sind eine Gattung von vermischten Mineralien (Brenzen) und ein allgemeiner Name für mehrere besondere Arten. Die beiden Hauptarten sind die Schwarz- und die Braunkohle (s. d.). Die Schwarzkohle hat Fettglanz, zum Theil Glasglanz von schwarzer Farbe und bräunlichen oder graulich-schwarzen Strich, findet sich in Massen und derb, hat muscheligen Bruch, ins Unebene und Erdige verlaufend, im Großen ist sie dickschieferig von schaliger (Blätter- und Schieferkohle) oder körniger (Grobkohle) oder vermischter (Pechkohle) Zusammensetzung. Die mit flachmuscheligem, schwachglänzendem Bruch, heißt Kännelkohle, die abfärbende und zerreibliche, Rußkohle. Der Hauptbestandtheil ist Kohlenstoff mit verschiedener Menge von Sauer- und Wasserstoff. In den eigentlichen Steinkohlengebirgen finden sie sich in mächtigen weitverbreiteten Flötzen mit Sandstein, Letten, Kalkstein u. s. w. wechselnd, in Sachsen im Plauenschen Grunde, bei Haynichen, bei Freiberg, Planitz und Zwickau, bei Wettin und Löbejün, in Thüringen, Westfalen, Schlesien (bei Beuthen, Hultschin, Glatz, Waldenburg u. s. w.), Böhmen (zwischen Pilsen und Prag), am linken Rheinufer (bei Eschweiler, Aachen, Lüttich, Saarbrücken), in Frankreich (bei Rogane, St. Etiennes, Citry u. s. w.), am häufigsten und reichlichsten in England, zumal in Northumberland, Lancashire, Cumberland und Sommersetshire und in Schottland bei Dumfries und Airshire. Die Grobkohle im Plauenschen Grunde und am Harze bei Neustadt am Hohensteine. Die Kännelkohle in England (Lancashire und Shropshire) und Schottland bei Edinburg und in Clydesdale. Als untergeordnete Lager im Alpenkalk in Savoyen und den Pyrenäen, im Muschelkalk (als Lettenkohle) in Thüringen und dem Weimarischen, selten in Quadersandstein bei Quedlinburg, Blankenburg u. s. w. Die Steinkohlen der verschiedenen Kohlenbassins sind nach ihrem Gehalte an erdigen Substanzen, ihrem Durchsetztsein von fremdartigen Adern, Schwefelkies &c. sehr verschieden und auch ihr Gehalt an Kohlenwasserstoff ist sich nicht gleich. Daraus entstehen die technischen Unterscheidungen in Backkohlen, welche in der Hitze schwellen, zusammenbacken und schmelzen; Sinterkohlen, welche nicht schmelzen, aber zusammensintern, und Sandkohlen, welche im Feuer schwinden und locker bleiben. Die S. werden stets regelmäßig bergmännisch durch unterirdische Baue gewonnen. Man verfährt dabei mit großer Vorsicht, da sich aus Ritzen und Klüften des Kohlengebirges Kohlenwasserstoffgase, sogenannte schlagende Wetter, entwickeln, welche beim Nähern eines Lichtes explodiren. Deshalb sind jetzt die Arbeiter mit sogenannten Sicherheitslampen (s. d.) versehen; doch kommen trotzdem noch häufig genug Unglücksfälle vor. Diese Gase, sowie die Producte, welche man bei der Steinkohlengasbereitung (s. Gasbeleuchtung) erhält, beweisen wohl, daß die S. zwar Reste früherer Wälder, aber nicht durch Verbrennung, sondern durch allmähliche Zersetzung unter hohem Druck entstanden sind, wobei die kohlenwasserstoffigen Producte nicht verflüchtigen konnten. Die S. sind vermöge ihrer Zusammensetzung ein vor-

zügliches, für gewisse Zwecke das vorzüglichste und bei ihrem massenhaften Vorkommen, bei geregelter Gewinnung in nicht zu geringer Entfernung vom Fundorte auch das billigste Brennmaterial. Sie sind daher ein wesentliches Beförderungsmittel der Industrie und man kann wohl behaupten, daß der Kohlenreichthum der industriellen Entwickelung eines Landes zur Seite steht. Beim Brennen geben die Steinkohlen eine sehr starke Flamme und, da sie fast nur aus brennbaren Substanzen bestehen, sehr viel Hitze. Zugleich aber entwickeln sie wegen ihres Gehaltes an Schwefelkies und andern flüchtigen Stoffen meist einen unangenehmen Geruch und Gasarten, die Metall stark angreifen. Für solche Anwendungen, wo diese Gasarten vermieden werden sollen, z. B. beim Eisenschmelzen, Heizen von Locomotiven, Stubenöfen rc., verwandelt man daher die S. in **Coaks** (Koks), indem man sie in Haufen an der Luft (Meilern) oder besondern Oefen so lange erhitzt, bis aller Schwefel und der größte Theil der flüchtigen Stoffe verjagt ist.

Steinöl, s. Naphtha.

Steinringe, s. Burgen.

Steinschneidekunst oder Lithoglyptik nennt man die Kunst, Gegenstände auf edlern Steinen erhaben oder reliefartig darzustellen, oder dieselben vertieft in die Steine einzugraben. Die erstere Art dieser Kunst ist wahrscheinlich schon sehr alt und wurde wohl schon von den Babyloniern geübt, die Amulette (s. d.) mit Zeichen an sich zu tragen pflegten, welcher Gebrauch von ihnen zu den Hebräern kam. Nach Andern wurde die Steinschneidekunst zuerst in Indien geübt. Die Aegypter schnitten in die härtesten Steine vertiefte Arbeit ein. Doch ist es zweifelhaft, ob die Scarabäen (s. Scarabäus) echt ägypt. Ursprungs sind. Die Griechen scheinen schon zu Solon's Zeit geschnittene Steine als Siegelringe gebraucht zu haben. Mnesarchus, der Vater des Pythagoras, Zeitgenosse jenes Theodorus, eines Samiers, der den Ring des Polykrates schnitt, von welchem die alte Welt sich so wunderbare Märchen erzählte, soll einer der ersten Künstler dieser Art gewesen sein. Wahrscheinlich waren diese ältern Arbeiten sämmtlich Tiefschnitte, sogenannte Intaglien (Intaglios). Aus dieser älteren Zeit, wie aus der zweiten reifern Periode der S. haben wir übrigens nur wenige Proben erhalten, und von dem Verdienste des Pyrgoteles, des Apollonides und Cronius können wir nur nach schriftlichen Zeugnissen urtheilen. Vielleicht gehört dieser Periode der Hochschnitt oder die Camee (s. d.) an. Die Künstler dieses Fachs, deren Namen wir zum Theil aus ihren Werken kennen, nehmen die Meisterwerke der Sculptur zum Gegenstand und zu Vorbildern, und besonders unter den Kaisern war zu Rom diese Kunst zu einer Verbreitung gediehen, die sie seitdem nicht wieder erreicht hat. Die Namen Dioskorides, Apollonides, Aulos, Hyllos, Cnejus und Solon bezeichnen uns die Werke der höchsten Vollendung in dieser Kunst. In den Zeiten der späteren Kaiser sank die S. immer mehr, wie [illegible]us der reichen Classe der Abraxassteine (s. d.) und in einigen seltenen Arbeiten aus der Zeit der Byzantiner, sowie in mehreren Glaspasten aus den ersten Jahrh. n. Chr. wahrnehmen. Seit Gallienus wurde dieser Verfall immer sichtbarer; doch behielten die Kunstwerke auch in späteren Zeiten, wo man die Kunst gänzlich mißachtete, hohen Werth, und fanden an Heiligenschreinen, an Monstranzen, in Reichsinsignien und an Prachtgewändern eine ausgezeichnete Stelle, die sie für Zeiten bewahrte, wo ihr Kunstwerth unabhängig vom Stoffe anerkannt wurde. Schlagend hat sich dies durch die am Kasten der heil. drei Könige im Kölner Dom und an der Tumba der heil. Elisabeth zu Marburg erhaltenen bewiesen. Darf man nach den bis jetzt bekannt gewordenen Ueberresten schließen, so wurden in Byzanz und Konstantinopel mehr Arbeiten dieser Art verfertigt als im Abendlande. Der Stein mit dem Kopfe der Richilde, der Gemahlin Karl's des Kahlen, gehört zu den so seltenen Ueberresten aus dieser Periode, daß er nebst einigen christlichen Darstellungen, die man dieser Zeit vielleicht zuschreiben könnte, für beinahe einzig gelten muß. Der älteste Steinschneider der neuern Zeit war Victor Pisano (s. d.).

Die Auffindung einiger ausgezeichneten Stücke in Italien, besonders in Florenz und

der Prunk, den der byzant. Kaiser Johann Paläologus beim Concilium zu Florenz im J. 1438 mit schönen Steinen trieb, mögen die Liebe für solche Kunstwerke bei den Mediceern erregt haben, die mit den Päpsten wetteifernd, als die frühesten Beförderer dieses Kunstzweiges auftreten. Einen bedeutenden Namen erlangte in jener Periode der wiedererwachenden Lithoglyptik der Florentiner Giovanni, welcher wegen seiner Geschicklichkeit gewöhnlich Giovanni dalle Carniole genannt wurde. Außer dem Carneol mit dem Bildniß des Savonarola im Museum zu Florenz, der später als 1498 gearbeitet sein muß, giebt es nur wenige Arbeiten, die ihm mit Bestimmtheit zugeschrieben werden können. Zeitgenossen und Nebenbuhler des Giovanni waren Nanni di Prospero dalle Carniole in Florenz und der Mailänder Domenico Compagnie (dei camei), von welchem das Bild des Ludwig Sforza, genannt Moro, in einen Rubin geschnitten, sich im Florentinischen Museum erhalten hat. Auch Valerio Belli von Vicenza, der 1546 starb, war schon damals ein berühmter Steinschneider. Bei allen Großen Italiens fand diese Kunst Beförderung und von Jahrzehent zu Jahrzehent stieg daher die Anzahl der Künstler und der Umfang ihrer Kunstmittel. Die Namen der Einzelnen sind uns aber darum weniger bekannt, weil ihre Arbeiten selten mit Namen bezeichnet sind. Vorzugsweise behandelte man antike Gegenstände, die häufig mit solcher Meisterschaft nachgeahmt wurden, daß die höchste Kennerschaft dazu gehört, vollendete Arbeiten dieser Periode von echt antiken Arbeiten zu unterscheiden; in manchen Fällen entscheidet nur der äußerst schwer zu beurtheilende sogenannte tocco, d. h. die Art, wie der Steinschneider sein Instrument angesetzt zu haben scheint. So herrscht eine merkwürdige Meinungsverschiedenheit über den angeblichen Siegelring des Michel Angelo. Leichter sind die Arbeiten zu erkennen, an welchen die Künstler, um sie als völlig antike gelten zu lassen, griechische Namen anbrachten, ohne eine genügende Kenntniß der Sprache zu besitzen. Jener Zeit sind namentlich auch die Steine mit dem Namen Pyrgoteles zuzuschreiben, die Fiorillo einem in Italien geborenen Griechen Laskaris zuschrieb. Die Fertigkeit, in edle Steine zu schneiden, trug man auch auf Glas und Gold über; in dieser Hinsicht ist besonders das Krystallkästchen des Valerio Belli, des geschicktesten und fleißigsten Künstlers dieses Faches im 16. Jahrh., zu erwähnen, das Clemens VII. zum Geschenk für Franz I. bestimmte und sich jetzt nach manchem Schicksalswechsel in Florenz befindet. Auch das Museum in Berlin besitzt ein sehr vorzügliches Krystallgefäß mit Figuren aus derselben Zeit; die Goldeinfassung ist von Benvenuto Cellini's Hand. Auch Giovanni Bernardi, geb. 1495, Alessandro Cessati, Matteo del Nassaro, Domenico di Polo, Maria di Pescia (vielleicht der Urheber von Michel Angelo's Siegelring) waren vorzügliche Steinschneider und meist zugleich Stempelschneider jener Zeit. Vorzüglichen Ruhm behaupteten die Mailänder, da der Reichthum der Vornehmen die Uebung dieser Kunst begünstigte. Dort machte Jacopo da Trezza die ersten Versuche, in Diamanten zu schneiden, derselbe, der um 1564 das berühmte Tabernakel des Escurials für Philipp II. von Spanien ausführte. Die größte bis jetzt bekannte Arbeit, die ein neuerer Künstler gegeben hat, ist die 7 Zoll große Camee, auf der der Großherzog Cosimo von Toscana mit Eleonore, seiner Gemahlin, und seinen 7 Kindern dargestellt ist, im Museum zu Florenz. Auch sie ist das Werk eines Mailänders, Giovanni Antonio de Rossi, der gleichzeitig mit den 5 Brüdern Sarachi, etwa um 1570, jene Kunst dort übte. Von der Letztern Geschicklichkeit zeigt der krystallne Helm des Herzogs Albert von Bayern. Die ersten Spuren deutscher S. finden sich im 14. und 15. Jahrh. in Nürnberg, wo Dan. Engelhard, gest. 1512, als erster deutscher Stempelschneider auftrat, und in Straßburg; doch bleibt es die drei folgenden Jahrh. hindurch meist bei vereinzelten Erscheinungen. Erst Natter, der sich auch durch seinen „Traité de la méthode antique de graver en pierre fine, comparée avec la méthode moderne" (Lond. 1755) sehr verdient machte, Pichler (s. d.) und Marchant gelten als die Hersteller dieser Kunst, denen sich Facius und Hecker anschlossen. Jetzt wird sie von mehreren Künstlern mit ungleichem Glücke und, was die in Wappen anlangt, meist von polnischen Juden geübt. Besonders ist Berini in Mailand hervorzuheben, der nebst Cervara und Giromelli in Rom und Putinati in Mailand in neuester Zeit die namhaftesten Werke

dieser Art ausgeführt hat. Vergl. Frischholz „Lehrbuch der Steinschneidekunst" (Münch. 1820).

Stellionat bezeichnet ein ränkevolles, betrügerisches Handeln, besonders Betrug im Handel und bei Verträgen, dem in den Gesetzen kein besonderer Name zukommt und das in der neuern Gesetzgebung unter die Kategorie des Betrugs (s. d.) fällt. Der Name ist abgeleitet von stellio, d. h. die Eidechse, welche den Römern als Bild der Geschicklichkeit im Entschlüpfen galt.

Stellung, s. Attitude.

Stelzen sind ein Werkzeug, um beim Gehen die Füße darauf zu stellen. Es giebt eine zwiefache Art derselben: die eine ist etwa 2 Fuß hoch, oben mit einem Fußbret versehen, worauf der Fuß unmittelbar zu stehen kommt, an dem sie befestigt und von Aequilibristen zur Aufführung von Stelzentanz gebraucht werden. Die andere Art besteht aus 2 Stangen, ungefähr eine Elle höher, als der darauf Gehende. An jeder Stange ist etwa eine Elle über der Erde ein Fußtritt, Frosch genannt, angebracht. Letztere Art von S. dienen bei uns den Kindern zum Spiele, werden aber auch in Marschländern, z. B. in der Bretagne und in den pontinischen Sümpfen, von Erwachsenen bei Durchwanderung von sumpfigen Gegenden benutzt. Schon im Alterthume waren die S. bekannt und wurden von Schauspielern (grallatores) auf dem Theater benutzt, um die ziegenfüßigen Pane darzustellen.

Stempel. Darunter versteht man einerseits ein Werkzeug, welches, auf der einen Fläche bald mit erhabenen, bald mit vertieften Figuren oder Buchstaben versehen, dazu dient, diese Bezeichnung in eine weichere Masse einzudrücken; andererseits bedeutet es das mit dem Werkzeuge eingedrückte Zeichen selbst. Der Zweck solcher Bezeichnung ist mannigfacher Art: bald um die Identität des gestempelten Gegenstandes zu wahren und Verwechselungen zu verhüten, bald den Ursprung oder die Güte einer Waare zu bescheinigen, bald auch um zu bezeugen, daß der Staat eine verlangte Abgabe erhalten. Zum Behuf einer indirecten Abgabe ist in den meisten Staaten das Stempelpapier eingeführt, indem man nämlich bestimmte, daß im bürgerlichen Verkehre gewisse schriftliche Verhandlungen, z. B. Wechsel, Contracte, Assignationen, Testamente, nur dann rechtsgültig wären, wenn sie auf gestempeltes Papier, wovon eine gewisse Abgabe an den Staat entrichtet werden muß, geschrieben wären. Gewöhnlich wird der Stempel auf den obern Rand jedes Bogens aufgedrückt. Zuerst soll diese Besteuerungsform von den Holländern zu Anfange des 17. Jahrh. eingeführt sein. Ueber die Stempelabgabe als indirecte Steuer vergl. d. A. Steuer.

Stempelschneidekunst oder Stempelglyptik nennt man die Kunst, mittels stählerner Instrumente Figuren, Buchstaben u. s. w. in Stempel zu schneiden. Man nimmt dazu weichen Stahl, der erst, nachdem er geschnitten, gehärtet wird. Die Gegenstände, welche in den Stempel kommen sollen, werden entweder erhaben dargestellt, oder vertieft, je nachdem es das Bedürfniß des Abdrucks fordert. Buchstaben werden hinein geschlagen, mittels gewöhnlicher, gut gehärteter Punzen. Eigentlich bezeichnet man mit Stempel nur die ältere starke Art der Stempel für Münzen; die neuern, weniger starken Stempel hingegen nennt man Blättchen; die Stempel für Medaillen Stöcke oder Medaillenstöcke. Die Technik des Prägens selbst ist in neuerer Zeit wesentlich verbessert worden und geschieht jetzt weniger durch Pressen als durch Hammerschläge. Die Erfindung der Prägekunst wird von den Griechen den Lydiern zugeschrieben, doch ist von ihren Arbeiten nichts auf uns gekommen. Die ältesten Proben von Stempelglyptik geben die griechischen Münzen, deren rohe Bilder nur auf eine Seite des linsenförmig gegossenen Metallstücks (des Schrötlings) aufgedrückt sind, indem im Augenblicke des Prägens die Rückseite auf ein Metallstück aufgelegt wurde, das sich nothwendig dabei tief eindrückte (Numi incusi oder Numi quadratorum incusorum). Münzen dieser Art hat man von den ältesten Orten Griechenlands und den Ländern griechischer Sitte, namentlich auch von Aegina, wohin die Griechen die Anfänge der griechischen Münzkunst verlegten. Auf den Münzen von Kroton, Posidonia und andern Orten findet man auf der einen Seite einen erhabenen Typus, auf der andern einen sehr ähnlichen vertieften.

Aus der Zeit vor den Perserkriegen sind wenige Proben auf uns gekommen, mehr aus der Zeit Alexander's des Großen. (S. griechische Münzen.) Wahrscheinlich fertigten die Gemmenschneider den Stempel, der aus Stahl oder aus gehärteter Bronze gemacht wurde, die man wie Stahl zu glühen verstand. Griechenland war auch in der S. Roms Lehrerin. Die ältesten ober- und mittelital. Münzen waren gegossen aus Bronze und von großem Volumen. Doch schon in der letzten Zeit der römischen Republik prägte man, und das Gießen der Schrötlinge gehörte mit zu den eigenthümlichen Geschäften der römischen Münzmeister. Früh nahm im römischen Reiche die Falschmünzerei überhand, so daß man hierdurch wahrscheinlich zu künstlicheren Formen für die Münzen (Numi serrati, d. h. eingesägte Münzen) sich genöthigt sah. Auch die Münzformen aus Thon, aus der Zeit des Kaisers Severus, die man aufgefunden hat, mögen Falschmünzern oder den Verfertigern von Tesseren, d. i. metallenen Marken, gedient haben. In der Kaiserzeit wurde in Rom die meiste Sorgfalt auf die Großbronzen (s. Erzmünzen) verwendet; besonders zeichneten sich die griechischen Städte, die das Münzrecht behalten hatten, in dieser Beziehung aus. Von den in Rom geprägten Münzen sind die des Augustus bei weitem die vorzüglichsten; doch giebt es auch noch aus der Zeit des Hadrian einzelne Werke von größter Schönheit und erst mit den Antoninen wird der Verfall der Kunst sichtbar. Als das Metall immer schlechter wurde, verfiel auch das Gepräge und der allgemeine Verfall der Künste zog auch den der S. nach sich. Der Uebergang von den letzten römischen und byzantin. Münzen zu den Karolingischen Denaren (s. d.) und zu den Bracteaten (s. d.) war sehr allmählich. Die Vorbilder zu den letztern geben die Siegel der Urkunden der Kaiser und Päpste. Durch die große Fläche der Bracteaten war den Stempelschneidern Raum zu den mannigfaltigsten Verzierungen geboten. Aber die Münzen blieben noch lange ganz barbarisch, als die übrigen Künste schon längst einen bedeutenden Aufschwung genommen hatten; erst seit dem 12. Jahrh. bemerkt man in den europäischen Münzen ein Streben nach gefälligerer Form. Die franz. Tournosen (s. d.), die florentin. Liliengülden, das Geld der Venetianer und Pisaner wurden durch die Weltverhältnisse am bekanntesten und als Vorbilder nachgeahmt; auf den Goldmünzen Kaiser Friedrich's II. bemerkt man zum ersten Mal wieder ein Eingehen auf antike Vorbilder, das aber bald wieder verschwand. Im 14. Jahrh. zeichneten sich namentlich das reiche Flandern und Brabant durch schöne Münzen aus. Im Allgemeinen wurden die antiken Münzen, besonders die römischen Großbronzen, Muster für die neuere Stempelglyptik und für die Schaumünzen, und namentlich erlangten italienische Künstler, seit dem Anfange des 15. Jahrh., wo die Denkmünzen (s. d.) häufiger wurden, große Berühmtheit. Mehrere der ausgezeichnetern Maler waren zugleich plastische Künstler. Die von den Mediceern ausgehende Liebhaberei für geschnittene Steine vermehrte die Anzahl der Künstler, die sich in solchen kleinen Werken groß zeigen konnten, und die Länder diesseit der Alpen theilten namentlich zur Zeit des kunstliebenden Karl IV. und Maximilian I. einen Geschmack, den besonders auch kunstgelernte Goldschmiede zu heben sich bemühten. Mehrere vortreffliche Arbeiten dieser Periode konnten nur durch die Vereinigung der Goldschmiede und Münzmeister entstehen, deren Zünfte sich in Augsburg 1447 gesetzlich trennten. In Leipzig blieben sie länger vereinigt, wie die Arbeiten vom Meister H. L. aus der Zeit des Kurfürsten Moritz von Sachsen beweisen. Besonders vortrefflich ist eine Anzahl deutscher Portraitmedaillons der 1. Hälfte des 16. Jahrh., welche zwar nicht geprägt, sondern in Speckstein oder feinem, hartem Holz geschnitten und in Metall abgegossen wurden. Einiges dieser Art schuf Albrecht Dürer; den höchsten Ruhm aber erlangten Hans Schwarz von Augsburg und Heinrich Reitz von Leipzig. Auch die eigentlichen, übrigens auch meist nur gegossenen, deutschen Medaillen dieser Zeit stehen hinter den italien. nicht zurück, und selbst einzelne Thaler, wie z. B. der Moritzthaler des J. 1544 von H. Reitz, haben hohen Kunstwerth. Allerdings dauerte in Italien diese Blüthezeit länger. Die steigende Liebe zu alten Münzen veranlaßte die italien. Stempelschneider, anfangs des Studiums halber, später, als man ihre Arbeiten vortrefflich fand, zur Täuschung, alte Typen nachzuahmen. So entstanden die Paduaner, Vicentiner,

Cavinianer, Parmesaner, Carteronianer u. s. w., die für die Geschichte der Stempelglyptik von großem Interesse sind. Mit den Italienern wetteiferten die Franzosen, die aber schon unter Franz I. in eine Spielerei der Darstellung verfielen, welche sich trotz der Académie des inscriptions bis auf die neuern Zeiten fortgepflanzt hat. Der große Varin, welcher die frühere Zeit Ludwig's XIV. durch seine Medaillen verherrlichte, fand kaum einen würdigen Nachfolger. Aber in der Technik der Prägkunst wurden die Franzosen sehr früh schon Meister, wie sie es noch sind. In Deutschland war die Kunst schon seit Anfang des 17. Jahrh. tief gesunken, die Köpfe waren oberflächlich, die Reverse von äußerster Geschmacklosigkeit, und erst in der neuern Zeit hat sie sich durch Abramson (s. d.) und Loos (s. d.) wieder erhoben. Sehr viel wurde in Holland gearbeitet, aber bei aller Mühsamkeit ohne künstlerisches Verdienst. Zeichnung, Erfindung, Modellirung und Ausführung genügen auch den billigsten Ansprüchen nicht.

Stempelzeichen oder Contremarke (contremarque) heißt das Zeichen, welches den Münzen nach deren Ausprägung mit besonders dazu gefertigtem Stempel aufgeprägt wird. Es besteht theils aus einem Zeichen ohne alle Schrift, theils aus Schrift allein, welche dann meist abbrevirt und als Monogramm erscheint, theils aber auch aus beiden zugleich. Im Alterthume waren diese kleinen Stempel allgemein gebräuchlich und sie finden sich ebensowohl auf den griechischen Königs- und Städtemünzen, als auf denen der römischen Kaiser. Man nimmt an, daß durch die Contremarke eine Münze in ihrem Werthe verändert, oder daß dadurch eine fremde Münze in Circulation gesetzt wurde. Das Letztere geschieht auch noch gegenwärtig. In Frankreich wurden sonst bei jedem Regierungswechsel die Münzen gestempelt. Auch bei den Völkern des Morgenlandes wurden die Contremarken gewöhnlich, wie sie es noch gegenwärtig, namentlich in Indien, sind. Selbst Münzen römischer Kaiser mit oriental. Stempel finden sich. So bezeichnen die den Crusados aufgeprägten Stempel, z. B. 400, 500, den Werth derselben nach Rees. Rußland setzte seinen Stempel mit dem heil. Georg auf viele Thaler des deutschen Reichs, besonders vom Jahre 1655, und in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts auch auf indische Rupien.

Sten Sture, s. Sture, Sten.

Stenbock, Magnus, Graf von, ein berühmter Feldherr des schwedischen Königs Karl's XII., Sohn Gustav Otto Stenbock's, Generals unter Karl X. und XI., Schwiegersohn des berühmten Ministers Oxenstierna, wurde 1664 zu Stockholm geboren. Nach Beendigung der akademischen Laufbahn zu Upsala im J. 1683 ging er auf Reisen, diente dann in der holländischen Armee, und wurde im 33. J. seines Alters zum Obersten eines deutschen in Wismar stehenden Regiments befördert. Darauf kehrte er wieder in sein Vaterland zurück und begleitete seinen jugendlichen König auf den meisten seiner Feldzüge, leistete wesentliche Dienste bei Narva, commandirte als General eine Abtheilung der Armee in Polen, wo ihn Karl zum Gouverneur von Krakau gemacht und besonders über das Contributions- und Brückenbauwesen gesetzt hatte. Nach den Siegen Karl's XII. über August II., König von Sachsen, nahm ihn jener mit durch Schlesien nach Sachsen, und als ein Jahr nach der Entsagung August's auf den polnischen Thron Karl endlich aus Sachsen im J. 1707 wieder nach Polen aufbrach, ließ dieser seinen General S. als Statthalter von Sachsen zurück. Er traf hier wesentliche Verbesserungen und zeigte sich in seiner Verwaltung ebenso umsichtig, als gerecht. Allein die Niederlage bei Pultawa (1709) hatte die Feinde Karl's und unter ihnen auch Friedrich IV. von Dänemark wieder auf den Kampfplatz gerufen. S. geht schnell aus Sachsen weg und rüstet 20,000 Mann zum Theil unregelmäßiger Truppen gegen die Dänen aus, welche die Gegend um Helsingborg verwüstet und gebrandschatzt hatten. S. schlägt sie bei Helsingborg am 28. Febr. 1710. Allein da der König Karl XII. gegen den Neutralitätsvertrag zu Wien und Regensburg von Bender aus feierlich protestirte, und die nordischen Alliirten daher die schwedisch-deutschen Provinzen in Besitz nahmen, landete S. mit einem neuen Heere auf Rügen im Jahre 1712, nachdem er vorher die Belagerung von Stade an der Elbe durch die vereinigten

Dänen und Schweden und die Einäscherung dieser Stadt nicht hatte hindern können, und nachdem er wohl mit Russen und Sachsen, nicht aber mit den Dänen einen Waffenstillstand bewirkt hatte. Am 20. Dcbr. 1712 verfolgte er die Dänen bis vor Gadebusch in Mecklenburg, wo sie, ungeachtet sie durch das Terrain und durch ihre Anzahl im Vortheil vor den Schweden waren, dennoch nach einer 3 Stunden langen blutigen Schlacht durch die Klugheit und persönliche Tapferkeit S.'s zurückgeworfen wurden. Aber aus Rache dafür, daß die Dänen Stade in Asche gelegt hatte, rückte jetzt der schwedische Feldherr vor Altona, einen völlig offenen Ort, welcher dem Könige von Dänemark gehörte, läßt den Einwohnern ankündigen, daß sie sich und alle ihre Effecten retten möchten, und weil diese nur 100,000 Thlr., nicht 200,000, welche er als Lösegeld verlangte, auf der Stelle herbeizuschaffen vermochten, die Stadt in der Nacht des 9. Jan. 1713 verbrennen. Die That wurde fast allgemein verabscheut und läßt sich nur mit dem aus fanatischer Liebe für das Vaterland entsprungenen Rachegefühl einigermaßen entschuldigen. Allein länger vermochte der siegreiche Feldherr Pommern und Bremen gegen die vereinigten Russen, Sachsen und Dänen nicht zu halten, zumal da gegen 2000 Mann seiner Truppen bei dem Uebergange über die Eider ertranken. Die nordischen Alliirten zogen nun vereinigt dem schwedischen Feldherrn nach, welcher sich zuerst unter dem Scheine der Ueberrumpelung, eigentlich aber mit geheimer Bewilligung des Administrators von Holstein-Gottorp, in Tönning festgesetzt und darauf wieder aus der Festung gezogen hatte; seine ganze Armee von 17,000 Mann wurde nun in den Märschländern von den Alliirten eingeschlossen (am 6. Mai 1713) und gezwungen, sich sammt dem Anführer zu ergeben. Darauf wurde er als Kriegsgefangener nach Kopenhagen in ein Gefängniß, und weil er den Versuch zu entfliehen machte, in noch engeren Gewahrsam gebracht, der sich über einem von faulem Wasser stinkenden Keller befand. Seine Nahrung war ungenießbar; Niemand wurde zu ihm gelassen, so daß sogar der ihm bewilligte Geistliche nur von ihm getrennt mit ihm sprechen durfte. Er starb vor Kummer und Noth im J. 1717, nachdem er vorher sein Schicksal und sein elendes Kerkerleben auf einzelne Papierstückchen, welche er wohl zu verbergen wußte, für seine Familie beschrieben. Diese Mittheilungen, welche in die Hände seines Sohnes nach Schweden kamen, finden sich in Lönbom's „Anekdoten von berühmten und ausgezeichneten Schweden" (1773). Vgl. „Mémoires concernant Mr. le comte de S., par Mr. N." (Frankf. 1745).

Stenge, s. Mast.

Stengel, Liborius, Professor der Theologie an der Universität zu Freiburg im Breisgau, gest. am 22. Febr. 1835, geb. zu Stetten, einem Dorfe im Fürstenthum Hohenzollern-Sigmaringen, am 14. Aug. 1801. Als Sohn armer Aeltern mußte er in seinen Knabenjahren als Hirt sein Unterkommen suchen; erregte aber im J. 1807 die Aufmerksamkeit des Ortspfarrers Joseph Sybold, der sich des vielversprechenden Knaben annahm, ihn selbst unterrichtete und 1814 auf das Gymnasium nach Sigmaringen brachte. Schon 1820 konnte er die Universität Freiburg beziehen, wo ihn sein väterlicher Freund seinem Jugendfreund, dem Professor Hug, empfahl. S. widmete sich mit Eifer dem Studium der Theologie, bei dem er besonders de Wette's und Schleiermacher's Schriften zum Grunde legte, nebenbei trieb er aber auch Philologie und orientalische und altindische Mythologie, erlangte 1825 die theologische Doctorwürde und trat im Herbst 1825 in das Priesterseminar zu Meersburg. Schon damals suchte die ultramontane Partei, wegen manchen allzufreisinnigen Aeußerungen von seiner Seite, Händel mit ihm, und klagte ihn sogar förmlich an. Der damalige Bisthumsverweser, Frhr. v. Wessenberg, beseitigte aber diese Anklage, nachdem S. in einer besondern ausführlichen Vertheidigungsschrift sich gerechtfertigt hatte, und ließ ihn 1826 zur Priesterweihe und zur prakt. Seelsorge zu. Hug kannte aber seine geistige Befähigung besser und rief ihn als seinen Lehramtsgehülfen für die biblische Exegese 1827 nach Freiburg. Gern nahm er diese Einladung an und seine Vorlesungen über das alte und neue Testament und über hebräische Grammatik, die sich durch gründliche Wissenschaft, hohen Ernst und eine unbefangene Forschung auszeichneten, erwarben ihm bald ungetheilten Beifall. Ihm verdankt man auch zum Theil die kräftige Oppo-

sition, welche die badische katholische Geistlichkeit in den damaligen kirchlichen Wirren gegen den Ultramontanismus bildete. Die badische Regierung erkannte seine Verdienste dadurch an, daß sie ihn zum wirklichen Professor der Theologie ernannte; doch konnte er sich nur kurze Zeit dieses größeren Wirkungskreises erfreuen. Seine geistigen Anstrengungen verschlimmerten ein von ihm nicht geachtetes rheumatisches Kopfübel und ein Schlagfluß machte plötzlich seinem Leben ein Ende.

Stenographie (eigentlich Engschreibekunst) heißt die Schnellschreibekunst, oder die Kunst, möglichst schnell zu schreiben, um den Worten eines Redenden mit der Feder zu folgen. Da unsere gewöhnlichen Schreibezeichen, die Auflösung des Wortes in einzelne Laute und die Darstellung der einzelnen Laute durch besondere Zeichen dazu nicht ausreichen, so ist solches Schnellschreiben nicht blos zu einer Uebung und Fertigkeit, sondern zu einer Kunst geworden, welche die Erfindungskraft vieler denkenden Köpfe angestrengt hat, und mit bewunderungswürdigem Scharfsinne ausgedacht und vervollkommnet ist. Schon das Alterthum hatte die sogenannten Tironischen Noten, von Cicero's Freigelassenem Tiro so genannt, die sich auch noch im Mittelalter erhielten. Was wir davon kennen, ist von Kopp in seiner „Palaeographia politica" mitgetheilt, aber in hohem Grade unvollkommen. Später ist die S. zuerst hervorgetreten und ausgebildet, wo freie Verfassungen waren, und das Bedürfniß derselben, um die oft ohne Vorbereitung gehaltenen Reden aufschreiben und weiter verbreiten zu können, am fühlbarsten wurde. Unter den engl. Stenographen ist zuerst Mavor zu nennen, der aber von Taylor „Universal system of stenography" (5. Aufl. Lond. 1814) und von Harding „Universal stenography" weit übertroffen wurde. Das System derselben wurde bei der Einführung der repräsentativen Verfassung in Frankreich von Bertin auf die französische Sprache angewendet und mit wesentlichen Verbesserungen in einem Werke dargelegt. Die deutsche Sprache bietet für die S. vielleicht mehr Schwierigkeiten dar, besonders wegen der Häufung der Consonanten. Die ersten Versuche machte Mosengeil 1796, der sein System 1819 mit wesentlichen Verbesserungen abermals bekannt machte, dann Horstig (1797), Leichtlen (1819) und Nowack (1830). Doch riefen die repräsentativen Verfassungen Deutschlands immer mehr denkende Köpfe auf dieses Feld, und in der neuesten Zeit hat sich besonders Gabelsberger ausgezeichnet, der mit seinem Systeme zuerst in Bayern auftrat, während man in Würtemberg und Baden eine der französischen nachgebildete Schnellschrift anwendete. In neuester Zeit hat man sich auch in Stuttgart, Karlsruhe, Berlin, Dresden und anderen Orten an Gabelsberger's Schüler gewandt. Zweierlei ist bei jedem Systeme der S. zu unterscheiden, die Schriftkürzung und die Schreibkürzung. Das Erstere, vielleicht nicht das Wesentlichere, besteht in der Darstellung der Buchstaben durch die möglichst einfachen Zeichen, gewöhnlich Linien, deren Lage ihre Bedeutung bestimmt. Ein Hauptvorzug von Gabelsberger's System ist die Leichtigkeit, mit der man durch geringe Beugungen und Ausführungen mehrere Buchstaben in einen Zug zusammenfassen kann. Noch erfindungsreicher ist Gabelsberger in der Schreibkürzung gewesen, d. h. in der Kunst, durch bloße Zeichen und Beugungen der Linien die Declinations-, Conjugations- und syntaktischen Verhältnisse, besonders die Präpositionen auszudrücken. Dies ist das Wichtigere und dies macht auch eine eigene S. für jede Sprache nöthig. Bei den großen Fortschritten dieser Kunst kann man sich des Gedankens nicht erwehren, ob nicht vielleicht eine Zeit kommen wird, wo wir uns Alle einer solchen Schnellschrift bedienen und des lästigen Zwanges frei sein werden, den wir fühlen, sobald die Feder nicht unsern Gedanken folgen kann. Gabelsberger hat 1834 und 1839 in seiner „Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst oder Stenographie" ein entsprechendes Lehrgebäude dieser Kunst aufgestellt und auch ein „Stenographisches Lesebuch" (Münch. 1838) herausgegeben, das erste in Deutschland mit ganz stenographischen Zeichen gedruckte Buch, und 1839 auch die Prädicatkürzung eingeführt, wodurch sein System noch mehr abgerundet und die zum Niederschreiben einer Rede nöthige Zeit noch um ein Fünftel abgekürzt wird. In Leipzig wird in den Stadtschulen Gelegenheit gegeben, Unterricht in der S. zu erhalten.

Stentor heißt ein Krieger von den Griechen vor Troja, dessen Stimme nach

Homer's Berichte so stark als die 50 anderer Männer gewesen ist, weshalb wir mit Stentorstimme eine ungewöhnlich starke Stimme zu bezeichnen pflegen. Here nahm S.'s Gestalt an, um die Griechen zum Kampfe gegen die Trojaner zu ermuthigen.

Stenzel, Gustav Adolf Harald, preuß. Geh. Archivrath, ordentl. Professor der Geschichte an der Universität und Archivar des Provinzial-Archivs zu Breslau, geb. am 21. März 1792 zu Zerbst, studirte Anfangs in Leipzig Theologie, wendete sich aber bald der Philosophie und Geschichte zu, machte den Feldzug von 1813 als Freiwilliger mit, bis er beim Sturm des Dorfes Sehrstedt bei Kiel schwer verwundet ward und seinen Abschied als Offizier erhielt. Er ging jetzt nach Leipzig zurück, erwarb 1815 die philosophische Doctorwürde und begann im folgenden Jahre geschichtliche Vorlesungen, die sehr zahlreich besucht wurden. Im J. 1817 begab er sich nach Berlin, erhielt 1820 eine außerordentliche Professur der Geschichte in Breslau und ward im folgenden Jahre Archivar des schlesischen Provinzial-Archivs. Seine Vorlesungen verbreiteten sich hauptsächlich über die Geschichte des Mittelalters von 1500 bis zu der neuesten Zeit 1789. Als Schriftsteller hat er sich vorzugsweise der deutschen und preußischen Geschichte zugewandt. Noch als Student schrieb er eine von der Jablonowski'schen Gesellschaft gekrönte Preisschrift: „Ueber den Einfluß der Deutschen auf die Cultur Polens von Einführung des Christenthums bis auf König Ladislaw Jagello". Seine Habilitationsschrift „De ducum germanorum post Caroli Magni tempora origine" ist demselben Geschichtskreise entlehnt; ebenso die „Geschichte der deutschen Kriegsverfassung" (Berlin 1819), das „Handbuch der Anhalt'schen Geschichte" (Dessau 1820), dem ein „Anhang zum Handbuch der Anhalt'schen Geschichte" (Lpz. 1824) folgte, „Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern" (2 Bde., Lpz. 1827—28). Für die Frankfurter Gesellschaft zur Herausgabe deutscher Geschichtsquellen übernahm er die Besorgung mehrerer Quellenschriftsteller aus der Zeit der fränkischen Kaiser; für die von Heeren und Ukert herausgegebene Geschichte der europäischen Staaten übernahm er die „Geschichte Preußens" (Hamb. 1830—50, 5 Bde.). Unter dem Geh. Ober-Regierungsrath von Tzschoppe gab er die „Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung deutscher Rechte in Schlesien und Oberlausitz" (Hamb. 1822, 4.) heraus. Nach Erscheinen dieses Werkes ward er in Anerkennung seiner Verdienste für das schlesische Archiv zum Geh. Archivrath ernannt. Im Namen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur besorgte er die Herausgabe der „Scriptores rerum silesiacarum" (2 Bde., Bresl. 1835—40, 4.).

Stephan, Martin, ehemaliger Pastor der böhmischen Gemeinde zu Dresden, wurde gegen 1780 zu Stramberg in Mähren geboren, erlernte das Weberhandwerk und fand auf seiner Wanderschaft in Breslau gegen Ende des vorigen Jahrh. die bereitwilligste Aufnahme im pietistischen Verein. Sein Jugendunterricht war höchst mangelhaft gewesen, nur eine große Bekanntschaft in der Bibel hatte er sich unter der Leitung seines Vaters erworben. In jenem Vereine erwarb er sich bald ansehnliche Bedeutung und faßte einige Jahre nachher den Entschluß, den Webestuhl mit der Kanzel zu vertauschen. Doch sein Fleiß in Sprach- wie in andern gelehrten Studien war nicht sehr bedeutend; ja er haßte sogar Literatur und Kunst als fleischliche Wissenschaften, studirte von 1806 an in Leipzig 3 Jahre Theologie, wurde 1809 Pfarrer zu Haber in Böhmen und folgte 1810 dem Ruf der böhmisch-protestantischen Gemeinde in Dresden. Gleich in den ersten Jahren seiner Amtsführung fand er einen sehr zahlreichen Kreis von oft sehr hochgestellten Zuhörern und verbreitete sich das Gerücht, daß der Stephanismus als Förderungsmittel zur Erreichung weltlicher Zwecke empfohlen werden könnte. Nach und nach begannen ungünstige, doch nur unbestimmte Gerüchte über seinen persönlichen Einfluß, sowie über sein Thun und Treiben umherzulaufen. Der erste öffentliche, aber anonyme Angriff gegen ihn erfolgte 1821. S. antwortete in der „Nationalzeitung der Deutschen" mit energischen Worten und ließ später zwei Predigten „Herzlicher Zuruf an alle evangelischen Christen, nebst einer Vorrede über Schwärmerei und Sectenwesen" (Dresden 1825), sowie einen Jahrgang seiner Predigten: „Der christliche Glaube" (2 Bde., Dresd. 1825—26) in Druck erscheinen, worin er als populärer

Redner erscheint und nicht dem streng lutherischen Lehrbegriff widerstreitet. Doch schon damals scheint S. den Plan gehabt zu haben, eine separatistische Gemeinde zu bilden und als Bischof mit höchster geistlicher und weltlicher Gewalt an ihre Spitze zu treten, und da dies in Sachsen nicht möglich war, so mochte er wohl schon in jener Zeit an eine Auswanderung nach Nordamerika gedacht haben. Von jetzt an scheidet er sich immer mehr von der evangelischen Landeskirche, wie von der böhmischen Gemeinde aus. Seine Anhänger nennen sich Stephanisten, Stephanianer. Zu Niederfrohna, zu Lunzenau und Bräunsdorf hielten die Pfarrer Keyl, Bürger und Walther Conventikel wie ihr Meister in Dresden und proclamirten mit S. einstimmig ein rigoristisches Evangelium, ein terroristisches Lutherthum. Die politischen Ereignisse des Jahres 1830 beraubten sie zum Theil eines hohen Schutzes und die Angriffe gegen S. häuften und schärften sich. Er überließ es seiner Gemeinde, ihn zu vertheidigen, und machte Inspectionsreisen durch den aus eigener Machtvollkommenheit gebildeten Sprengel. Im Muldenthal, im Altenburgischen und Weimarischen ließ sich eine große Aufregung spüren und seine Conventikel, namentlich die nächtlichen Umgänge und Wanderungen, die er mit seinen vertrauten Anhängern hielt, veranlaßten so ärgerliche Gerüchte, daß im J. 1837 dieselben zum Gegenstand der Verhandlung in der 2. Kammer wurden. Die von den Behörden angestellten Untersuchungen gaben zwar kein juristisch-sicheres Resultat, die polizeiliche Aufhebung eines nächtlichen Conventikels in der Hoflößnitz aber einen ausreichenden Grund, S. zu suspendiren. Jetzt wurde das Auswanderungsprojekt allgemein proclamirt. Im Frühjahr 1838, wo sich S. in das Bad zu Radeberg begab, erhielt der Auswanderungsplan die letzte Ausbildung und im October 1838 trat ein Haufe stephanistischer Emigranten die Reise nach Nordamerika an. Beschuldigungen der böhm. Pfarrgemeinde in Dresden wegen Unterschlags anvertrauter Gelder, und speciellere Aussagen eines Dienstmädchens über die Zusammenkunft in Hoflößnitz schienen Anfangs S. zu verhindern, seinen sectirerischen Anhängern zu folgen; doch die Untersuchung, die jetzt kaum zu einem Resultat geführt haben würde, wurde niedergeschlagen und S. verließ am 30. Octbr. 1838 Dresden. Von 5 Schiffen, welche die nach S.'s Aussage auf 700 Seelen sich belaufenden Auswanderer trugen, kamen nur 4 nach Amerika, das eine, „Amalia", mit 43 Auswanderern und 15 Kindern, ist spurlos verschwunden; man glaubt, es sei in Brand gerathen, bis auf den Wasserspiegel verzehrt worden und dann versunken. Kaum waren die Auswanderer in Amerika angekommen, so ließ sich S. als Bischof der Gemeinde förmlich huldigen und entwickelte in den nach katholischem Wesen angelegten Insignien seiner neuen Würde eine verschwenderische Pracht. Schon während der Reise hatte er sich einer groben, üppigen Genußsucht hingegeben und dieses Leben in Amerika fortgesetzt. Lange Zeit ließen sich die Emigranten von ihm täuschen, bis endlich mehrere der Auswanderinnen skandalöse Geständnisse ablegten, die sich weder verheimlichen noch widerlegen ließen. Er ward aus der Colonie ausgestoßen und soll 1846 zur katholischen Kirche übergegangen sein. Die Colonie selbst, durch sein gewissenloses Betragen um ihr Vermögen gekommen und Niemanden an der Spitze, der in dieser bedrängten Lage für sie denken und sorgen konnte, löste sich auf und erfuhr im Einzelnen die traurigsten Schicksale. Nur Wenige sind wieder nach Europa zurückgekehrt, die Meisten scheinen ein Opfer ihrer Thorheit und Unüberlegtheit geworden zu sein.

Stephan Bathori, ein weiser und tapferer König von Polen, aus dem Hause Bathori in Siebenbürgen, geb. im J. 1532, wurde 3 Jahre lang in der Gefangenschaft festgehalten, in welche man ihn bei einer Gesandtschaft der Siebenbürger an Maximilian II. gebracht hatte, weil man ihn und das ganze Haus Bathori fürchtete. Während seiner Gefangenschaft studirte Stephan mit Fleiß besonders die Classiker. Als aber der bisherige Fürst von Siebenbürgen, Johann Sigmund, 1571 gest., so wurde Stephan wegen seiner Weisheit und Tapferkeit, welche er früher schon bewährt hatte, zum Fürsten erwählt. Alle Stürme, welche von der Türkei her Ungarn drohen konnten, war er im Stande, vor ihrem Ausbruche abzuwenden, und unterhielt ein gutes Vernehmen mit Oesterreich, welches System auch sein Bruder Christoph fortsetzte, als Stephan auf den polnischen Thron erhoben wor-

den war. Als nämlich Heinrich von Anjou 1574 bald nach seiner Thronerhebung aus Ekel an Polen den Thron heimlich wieder verlassen und auf die Zurückberufung der Wahlherren nicht zurückgekehrt war, so rief der Primas und der Senat, welche das Recht hatten, den Throncandidaten vorzuschlagen, von Oesterreich bestochen, den Kaiser Maximilian II. am 10. Decbr. 1575 zum König aus; der Adel dagegen, um sich sein Wahlrecht nicht schmälern zu lassen, ernannte zwei Tage darauf die Prinzessin Anna, die Schwester des letztverstorbenen Königs Sigismund August, zu ihrer Königin und Stephan Bathori, der ihnen durch seine vortrefflichen Eigenschaften eines Fürsten bekannt geworden war, zu ihrem künftigen Gemahl und König von Polen. Während der Kaiser zögerte, die pacta conventa zu unterzeichnen, gewann die Partei Bathori's Zeit, sich zu verstärken. Er erschien selbst mit 2000 Mann Fußvolk und 1000 Reitern zu Sciatyn und ging, um sich als echten Katholiken darzustellen, gleich in die Messe; am 1. Mai 1576 ward er mit seiner schon betagten Braut zu Krakau vermählt, gesalbt und gekrönt. Der Primas eilte ihm mit seiner Huldigung entgegen. Daher brauchte Stephan nicht die österreichische Gegenpartei mit Waffenmacht zu zerstreuen, was er anfänglich beabsichtigte, zumal da dem Vorgange des Primas der ganze Adel gefolgt war. Danzig, welches allein sich für den Kaiser erklärt hatte, wurde eingenommen. Da auch Maximilian II., bevor er eine Armee in Polen einrücken lassen konnte, im October 1576 starb, so konnte Stephan Bathori ruhig und ohne Anfechtung im Namen seiner Gemahlin Polen regieren. Allein der schon nach dem Friedensjahre 1566 wieder erneuerte Kampf zwischen Rußland und Polen wegen Liefland, hatte sich bis zur Thronbesteigung Bathori's fortgezogen. Dieser trat auf den Kampfplatz, unterstützt durch das Bündniß mit Sachsen, Brandenburg, Pommern und Preußen, und focht in drei Feldschlachten mit solchem Nachdrucke und Glücke, daß der Czar Iwan, des beständigen Verlustes überdrüssig, den Papst Gregor XIII. zur Friedensvermittelung aufforderte. Nach dem Sapolischen Friedensvertrage am 15. Jan. 1582 trat Iwan an Polen alle Liefländischen Eroberungen ab, und schloß einen 10jährigen Waffenstillstand. Auch im Innern war die Wirksamkeit Bathori's segensreich; denn seine eigene Liebe zu den Wissenschaften bewirkte, daß er dieselben in seinem Reiche auf alle Art förderte und die Universität Wilna gründete; er gab Polen 3 höchste Reichsgesetze für Lithauen, Großpolen und Kleinpolen, und bewies dem unruhigen anspruchsvollen Adel gegenüber Kraft und Consequenz. Gern hätte er noch zu größerer Sicherung des Reichs auch Esthland oder die Festung Narva den Schweden abgenommen, aber der Reichstag ging nicht darauf ein, und von einem beabsichtigten Feldzuge gegen die Russen wurde er durch den plötzlichen Tod abgerufen, der am 12. Decbr. 1586 zu Grodno erfolgte, nach welchem der Thron wegen des vorgerückten Alters der verwittweten Königin wiederum für erledigt erklärt wurde.

Stephani, Heinrich, geb. am 1. April 1761 zu Gmünd im Würzburgischen, studirte seit 1778 zu Erlangen Theologie, war dann Erzieher zweier Söhne der Reichsgräfin Castell und kam dann in das Haus des Geh. Raths von Zwanziger, damaligen Gesandten bei der fränk. Kreisversammlung zu Nürnberg, wo er vier Jahre im Umgange mit hochgebildeten Männern verlebte, die entschiedenen Einfluß auf seine geistige Richtung übten. Nachdem er einen seiner Zöglinge nach Kloster Bergen begleitet hatte, wo er mit Resewitz, Gurlitt u. A. in den freundschaftlichsten Verhältnissen lebte, bezog er mit ihm die Universität Jena, wo er zwei Jahre lang mit den berühmten Männern Umgang pflog, die damals diese Universität zierten. Im J. 1795 wurde er Consistorialrath in Castell, 1808 Schul- und Kirchenrath des Lechkreises und 1811 als Regierungs- und Schulrath nach Ansbach versetzt, überall machte er sich um Verbesserung des Schulwesens hochverdient. Als aber der immer mehr um sich greifende jesuitische Einfluß seinem Wirken Hindernisse in den Weg legte, ging er 1818 als Decan und Stadtpfarrer nach Gunzenhausen. Im J. 1834 wurde er von seinen Aemtern suspendirt und starb am 24. Decbr. 1850 zu Gorkum in Schlesien. Vgl. die von ihm herausgeg. „Geschichte meiner Amtssuspension" (Hildburgh. 1835). Seine Richtung in der Theologie war die rationalistische von dem Kantischen Standpunkte aus, welche sich in zahlreichen Schriften und Predigten niedergelegt

findet. Die pädagogischen Schriften behandeln theils die Erziehung und Lehre der Jugend im Allgemeinen, theils mit besonderer Berücksichtigung Bayerns. Besonders bekannt und von vielen bedeutenden Pädagogen empfohlen und praktisch eingeführt wurde seine nach ihm benannte Lautirmethode, zu Folge deren beim Lesen Ton, Name und Zeichen unterschieden wird. Zu diesem Ende gab er mehrere Elementarbücher für Kinder heraus. Ingleichen führte er eine neue Schreib- und Rechenmethode ein, welche den bisher dabei üblichen todten Mechanismus zerstören sollte. Außer den pädagogischen Journalen (dem „Archiv der Erziehungskunde für Deutschland" und dem „bayerischen Schulfreund") gab er auch noch eine Schrift über einen freilich außer seinem Bereiche liegenden Gegenstand heraus: „Wie die Duelle, diese Schande unsers Zeitalters, auf unsern Universitäten so leicht abgeschafft werden könnten" (Lpz. 1828), fand aber nebst dem Consistorialrath Paulus in Heidelberg einen starken Gegner an dem Prof. Scheitler in Jena. Sein Einfluß auf das bayerische Volksschulwesen ist so bedeutend, daß von ihm eine völlige Umgestaltung desselben ausgegangen ist. — Als seine wichtigsten Schriften können angesehen werden sein „Grundriß der Staatserziehungswissenschaft" (Weißenfels 1797) und sein „System der öffentlichen Erziehung" (Berl. 1813); in der Theologie außer einigen auf das Verhältniß der Kirche zum Staate sich beziehenden Schriften: „Ueber die constitutiven Grundsätze der protest. Kirche für Lehre, Cultus und Kirchenregiment, nach den Bestimmungen der symbol. Bücher" (1822) und „Das heilige Abendmahl" (Landsh. 1811).

Stephanie, Christian Gottlob, einer von den berühmten Schauspielern, welche die Bühnenwelt als eine auf die Wirklichkeit einflußreiche Idealwelt auffaßten, und in diesem Sinne sich um die dramatische Kunst ungemein verdient machten und segensreich wirkten. Er war geb. 1733 in Breslau, war erst Kaufmann, entsagte aber diesem Stande, ließ sich 1756 in die Truppe von Schuch aufnehmen, in welcher er in Breslau unter dem Namen Stephanie (eigentlich hieß er Stephan) als Gusman in Voltaire's Zaire zuerst mit Beifall auftrat. Mit derselben Truppe besuchte er Berlin, Potsdam, Magdeburg, Stettin, Frankfurt a. d. O. und Küstrin, wo ihm die beliebten extemporirten Komödien mit ihren Harlekins und Hanswursten in ihrer Schalheit zum Ekel wurden, so daß er sich mit Eckhof und Kirchhof zu einer Reformation und Veredelung der Bühne verband. Schuch selbst wollte den Hanswurst, der ihm die Leute ins Theater lockte, nicht von der Bühne vertreiben, was S. als den Anfang einer Reformation betrachtete. Er verließ deshalb mit seinen gleichgesinnten Freunden die Gesellschaft und ging nach Altona. Auch hier in seinen Bestrebungen gehindert, begab er sich nach Mitau, und folgte 1760 einem Rufe als Hofschauspieler nach Wien. Hier brachte er es nach 2 Jahren zunächst dahin, daß wöchentlich wenigstens 1 regelmäßiges Stück gegeben ward, aber den damaligen Liebling des Publikums, den Hanswurst, konnte er noch nicht verbannen. Da suchte er durch die Monatsschrift: „Gesammelte Schriften zum Vergnügen und Unterricht" (1766 u. d. f.) dem Publikum einen bessern Geschmack beizubringen, was ihm auch so gelang, daß schon 1768 wöchentlich nur noch 2 Burlesken gegeben wurden, und daß, als 1769 Affligio das deutsche Theater wieder übernahm, dieser sich umsonst bemühte, der extemporirten Komödie Eingang zu verschaffen. In der bittern Rivalität, die nun zwischen Affligio und S. entstand, nahm die Kaiserin Maria Theresia billig des Letztern Partei, und half dem Besseren siegen. S. hatte immer mit allgemeinem Beifall erst Liebhaber- und Charakterrollen und später besonders edele, zärtliche Väter, Vormünder u. s. w. gegeben. Diderot's Hausvater war seine Lieblings- und Meisterrolle. Kaiser Joseph wollte ihn mit seinem ganzen Gehalte in Ruhestand versetzen, aber er nahm das Anerbieten nicht an, sondern blieb bis an seinen Tod, den 10. April 1798, für die Bühne und für die Kunst thätig. Seine Bühnenstücke: „Die neueste Frauenschule", „Die Liebe in Corsika" und „Der neue Weiberfeind" sind ein Beweis, wie weit er in Geschmack und Darstellung seinem Zeitalter überlegen war.

Stephanus, auch der heilige S. genannt, zu dessen Gedächtnißtage die christliche Kirche den 26. Decbr. gesetzt hat, war in der ersten Christengemeinde Diakon zu Jerusalem und wurde auf Veranlassung gelehrter Streitigkeiten mit hellenistischen Synagogenvorstehern

von Eiferern für das Gesetz gesteinigt. — Einen andern heiligen S. erkennt die Kirche im König S. I. von Ungarn, der, gegen Ende des 10. Jahrh. lebend, die christliche Religion in Ungarn einführte und nach seinem Tode canonisirt ward. Ihm zu Ehren stifteten seine Nachfolger den ungar. St. Stephansorden und sie selbst erhielten vom Papst den Titel „Apostolische Majestät".

Stephanus von Byzanz, ein griechischer Grammatiker und Geograph, gegen Ende des 5. Jahrh. lebend, gab ein geograph. Wörterbuch unter dem Titel „Ethnika" heraus, das bis auf wenige Fragmente verloren gegangen und nur in einem Auszuge des Grammatikers Hermolaos vorhanden ist. Davon erschien die erste Ausgabe: Venedig 1502, späterhin mehrmals, am besten von Dindorf (4 Bde., Lpz. 1825) edirt.

Stephanus, Robertus, der latinisirte Name für Robert Etienne, berühmter Buchdrucker und Gelehrter zu Paris, wurde geb. 1503 und erwarb sich bald, sowohl in den Sprachen des classischen Alterthums, als auch im Hebräischen, ausgezeichnete Kenntnisse, so daß es ihm gelang, eine Ausg. des N. T. zu besorgen, welche die frühern an äußerer Ausstattung und innerem Gehalte übertraf; er sorgte, da er der neuen Lehre der Protestanten zugethan war, selbst für die Verbreitung dieser Ausgabe, so scheel auch die Sorbonne darauf sah. Nachdem er die Petronella, Tochter des Buchdruckers Ascensius, eine in der classischen Literatur sehr bewanderte Frau, geheirathet, richtete er sich eine eigene Buchdruckerei im J. 1526 ein, in welcher er einen großen Theil der griechischen und römischen Schriftsteller in möglichster Correctheit mit eigenen Noten und Vorreden versehen abdrucken ließ. Im J. 1532 ließ er, behufs eines neuen Abdrucks einer lateinischen Bibel, neue und schönere Lettern gießen, während er früher immer mit denen seines Vaters und Simons de Collines hatte drucken lassen. Doch diese Ausgabe, über welche er Verfolgungen hätte erleiden müssen, wenn er nicht besonders von dem damaligen Könige, Heinrich I., wäre in Schutz genommen worden, war die Ursache, daß er genöthigt wurde, das Versprechen zu geben, nichts mehr ohne Erlaubniß der Sorbonne drucken zu lassen. Im J. 1531 kam sein berühmter und allen spätern lexikalischen Arbeiten zu Grunde gelegter „Thesaurus linguae Latinae" heraus, und 1539 erhielt er den Titel und die Functionen eines königlichen Buchdruckers für das Lateinische und Hebräische. Während dieser ganzen Zeit hatte er wegen seiner protestantischen Gesinnungen und insbesondere wegen seiner im J. 1545 neu herausgegebenen Bibel viel zu leiden, wurde aber durch den König Franz I. gegen die Verfolgungen der Sorbonne geschützt; jedoch nach dessen Tode, als er sich in Frankreich nicht mehr sicher glaubte, zog er 1552 nach dem calvinistisch gesinnten Genf, wo er, außer einer französischen Uebersetzung des N. T., mehrere bedeutende Werke, besonders altclassischer Schriftsteller, abdrucken ließ, nachdem er daselbst eine eigene Druckerei errichtet hatte, und starb ebendas. 1559.

Stephanus, Henricus, Sohn des Vorigen, geb. 1528 zu Paris, ist nicht weniger berühmt als sein Vater. Mit glücklichen Anlagen ausgerüstet, widmete er sich mit Vorliebe dem Griechischen, worin ihn der berühmte Peter Danes unterrichtete; auch genoß er den Unterricht des Jacob Cusanus und Adrian Turnebus. Schon als 20jähriger Jüngling gab er seine Anmerkungen zum Horaz heraus. Außerdem hatte er die mathematischen Wissenschaften mit Eifer studirt. Er reiste zweimal nach Italien, um die Schätze der dortigen Bibliotheken zu benutzen, und brachte kostbare Abschriften mehrerer Classiker mit. Nach seiner Rückkehr nach Paris, im J. 1552, begleitete er seinen Vater nach Genf, war aber 1554 wieder in Paris, wo er mit Beziehung auf das seinem Vater von Franz I. gegebene Privilegium um Erlaubniß zur Anlegung einer Druckerei anhielt. Mit Anfang des J. 1557 begann er auch in einer eigenen Druckerei einige Werke herauszugeben, wobei ihn Ulrich Fugger (s. d.) mit Geld unterstützte. Aus Dankbarkeit nannte sich S. bis zum Tode seines Beschützers einen Buchdrucker Fugger's. Seine Anhänglichkeit an der Reformation zog ihm viele Unannehmlichkeiten und Störungen in seinem Geschäfte zu. Im J. 1566 gab er die latein. Uebersetzung des Herodot von Valla aufs Neue heraus. Die schon von seinem Vater begonnene Sammlung für ein griech. Wörterbuch setzte er mit Eifer fort und gab

hierauf den „Thesaurus linguae graec." (1572, neue Ausg. Lond. 1816—26; neueste von Hase und Dindorf, Frankf. 1836 fg.) heraus. Der Auszug, den Scapula (s. d.) gleich nach dem Erscheinen besorgte, bewirkte, daß der Absatz nur langsam erfolgte, und so gerieth S. in die äußerste Verlegenheit. Um sich neue Hülfsquellen zu eröffnen, machte er eine Reise nach Deutschland, doch ohne glücklichen Erfolg. Er zog sich endlich vom Hofe zurück und lebte zu Orleans, Paris, Frankfurt, Genf und Lyon. Auf einer Reise nach letzterem Orte wurde er krank und starb im Hospital 1598, wahrscheinlich in Geisteszerrüttung. Unter seinen zahlreichen Ausgaben, die zwar minder schön sind als die seines Vaters, aber ihnen an Gehalt und Correctheit nicht nachstehen, zeichnen sich vornämlich aus die „Poetae graeci, principes heroici carminis" (1566 Fol.); „Pindari et caeterorum octo lyricorum carmina" (1560, 1566 und 1586); die „Sammlung philosophischer Gedichte" (1573); die Sammlungen der griech. Wörterbücher und Grammatiker, als Anhang seines „Thesaurus", der griech. Rhetoren (1567), der griech. Geschichtsschreiber und der röm. Geschichtsschreiber (1568), der griech. Redner (1575), der griech. Aerzte nach Galen; ferner eine große Menge griech. und röm. Classiker. Vgl. Passow „Heinr. S." in Raumer's „Histor. Taschenbuch" (Jahrg. 2, 1831). — Sein Sohn Paulus S., geb. 1593 zu Genf, ward daselbst durch den Unterricht der berühmtesten Männer seiner Zeit, sowie durch vielfache Reisen tüchtig gebildet, errichtete in seiner Vaterstadt eine Druckerei und lieferte treffliche Ausgaben classischer Dichter und Redner. Er starb 1626. — Der Buchdrucker Charl. Etienne, ein Neffe Robert's, wurde durch sein „Dictionnaire historique etc." (Genf 1546, 4.; ergänzt von Lloyd, Orf. 1670, Fol. und Lond. 1686) der Vorläufer der engl. geograph. Wörterbücher. — Der Letzte dieses durch siebenzehn Mitglieder berühmten Geschlechts, Anton Etienne, starb 1674 blind im Hôtel-Dieu zu Paris. Ueber die ganze Familie Etienne, welche 170 Jahre lang die Typographie und die Wissenschaft wesentlich förderte, vgl. Renouard „Annales de l'imprimerie des Etiennes, ou histoire de la famille des Etiennes et de ses éditions" (2 Bde., Paris 1838; 2. Aufl., Bd. 1, 1843).

Steppe heißt im Russischen soviel als Wüste oder flaches, dürres Feld. Die Steppen im russ. Reiche, die den Landes (s. d.) in Frankreich und den norddeutschen Haiden (s. d.) nicht unähnlich sind, bleiben zum Theil nur aus Mangel an arbeitsamen Händen unangebaut; der Boden selbst ist nicht immer ganz unfruchtbar und giebt an vielen Orten besonders sehr schöne Weiden. Die ausgedehntesten Steppen finden sich in dem südlichen und südöstlichen Theile des Reichs. Eine traurige Eigenthümlichkeit dieser Steppen ist die völlige Wasser- und Holzlosigkeit; doch wachsen in denselben viele Arten Blumen, z. B. Steppennelken, Steppenhyazinthen, Steppentulpen u. s. w., allerlei Kräuter und Gemüsearten größtentheils wild, und Hasen, wilde Ziegen und mehrere Arten Vögel halten sich in großer Menge in ihnen auf. In einigen dieser Steppen findet man auch reichliche Salzseen, wie den Bogdo, Elton, Gorka, Baskutsch u. a. in den Gouvernements Saratow (s. d.) und Astrachan, denen Rußland einen beträchtlichen Theil seiner Salzausbeute verdankt. Oft halten sich auch Pferde und Esel wild in ihnen auf, so z. B. in den Steppen am Don, im Gouvernement Woronesch. Die vorzüglichsten dieser russ. Steppen sind: 1) die kleine und große jaroslawische S., jene zwischen Koslow und Tambow, diese zwischen Tambow und Choper, beide sehr fruchtbar; 2) die donische S. zwischen der Medwediza, Ilawla und dem Choper, die selbst einiges Laubholz trägt und meist aus fruchtbaren, sumpfigen Niederungen besteht; 3) die asowschen Steppen zu beiden Seiten des untern Manisch und des untern Don bis ans asowsche Meer, völlig unfruchtbar; 4) die taurischen S., nebst der otschakowschen, wosnesenskischen und nogaischen S., zum Theil reich an Wiesenwachs und Salzseen, auch an Bergöl, im Allgemeinen aber dürr und unfruchtbar; 5) die kumanische S., wahrscheinlich ehemals Grund des kaspischen Meeres, die von der Quelle der Kuma im Süden bis an den Terek und an das kaspische Meer, im Norden bis über die Serga und im Osten bis an die Wolga reicht, sandig und mit Salzflüssen und Salzseen; 6) die kalmückische S., im Norden bis zum Ural, im Süden

bis zum kaspischen Meere, im Westen bis an die Wolga und im Osten bis an den großen Irgis, ungemein dürr, aber reich an Salzflüssen und Salzseen; 7) die terekische S., ein flacher Abhang des Kaukasus vom Terek bis zur Kuma, mit dürrem, salzigem Boden und Salzkräutern; 8) die kubanische S., vom Kuban bis zum Manisch, ebenfalls unfruchtbar und ein Abhang des Kaukasus; 9) die kirgisische S., östlich vom Irtisch und dem songarischen Gebirge, südlich vom Aral- und Kaspisee, westlich durch den Ural und nördlich durch die ischimische Festungslinie begrenzt, mit fetten Weiden, wenigen Raubthieren, einigen Salzseen und Salzbächen, aber ohne Holz und Süßwasser, wie die vorigen. Unter den Steppen Sibiriens erwähnen wir die barabinzische S., oder die Baraba, zwischen Ob und Irtisch, wasserreich, fruchtbar, mit Colonien der Verwiesenen bevölkert; die ischimische, an beiden Seiten des Ischim vom Tobol bis zum Irtisch, im Ganzen dürr, salzreich, zum Theil angebaut und mit einigem Holzwuchs; die wagaische S., zwischen dem Tobol und Wagai, mit Salzseen, wohlangebaut und am Westrand mit Goldsandgruben und Hüttenbetrieb; fast ganz unwirthbar dagegen sind die obi-jeniseische S., die jenisei-lenäsche und die lena-indigirskische, welche einen zum Theil mit ewigem Eis bedeckten Sumpfboden haben und bis ans nördliche Eismeer hinauf reichen. Vgl. Göbel „Reise in die Steppen des südlichen Rußlands" (2 Bde., Dorp. 1837—38, 4.).

Sterbekasse oder Leichenkasse ist eine Kasse, in welche die Mitglieder einer geschlossenen Gesellschaft monatliche oder jährliche Geldbeiträge steuern, oder erst dann, wenn ein Mitglied der Gesellschaft stirbt. In diesem Falle erhalten die Hinterbliebenen des Verstorbenen eine bestimmte Summe zur Bestreitung der Begräbnißkosten.

Sterbelehn heißt die Abgabe der Erbzinspflichtigen an den Grundherrn beim Tode des zeitherigen Besitzers. Sind Kinder des Verstorbenen die Erben, oder war dieser der erste Besitzer des Grundstückes, so sind die Erben in der Regel frei vom S., das mit der 2 pCt. betragenden Abgabe der römischen Zinsmänner Aehnlichkeit hat, jetzt gewöhnlich auf 5, ja zuweilen auf 20 pCt. sich beläuft und überhaupt sehr verschieden ist.

Sterbelisten, Mortalitätstafeln, sind Tabellen der Gebornen, Getrauten und Gestorbenen in einem Kirchspiel oder Lande. Sie sind für den Statistiker wie für den Staatsmann und Regierungsbeamten gleich wichtig, denn sie liefern Thatsachen, woraus zunächst die Stärke der Bevölkerung erkannt wird, die aber auch über die Beschaffenheit des Landes, die Lebensart der Bewohner und selbst über die Wohlfahrt derselben Aufschlüsse geben. Da sich aus ihnen ein Verhältniß der Sterblichkeit in den verschiedenen Lebensaltern ergiebt, so sind sie für Lebensversicherungsanstalten, Witwenkassen rc. durchaus nothwendig.

Sterblichkeit, Mortalität, das ist die Naturnothwendigkeit lebender Wesen, dem Tode zu unterliegen, kommt besonders in Betracht bei größeren Menschenmassen, die als Bewohner von Städten oder als Völker u. s. w. ein Ganzes ausmachen. Es kommt dabei die größere oder geringere S. in Betracht, womit natürlich nicht gemeint sein kann, wenn zufällige Umstände die Sterbefälle mehren, sondern durchschnittlich die Zeit, innerhalb welcher eine Generation ausstirbt. Die Erfahrung weist aus, daß, wo größere Menschenmassen vereint leben in festen Wohnsitzen, etwa in $33^1/_3$ Jahren die Hälfte der Bevölkerung stirbt, mithin auf 100 Jahre 3 Generationen kommen. Daraus folgt, daß von einer größern Anzahl Menschen von jedem Alter und allen Lebensverhältnissen jährlich $^1/_{33}$ durch den Tod abgeht. Da in der Regel Krankheit der Grund zum Tode ist, so hängt die S. in specie und damit auch die Probabilität der Lebensdauer von äußeren Umständen ab, die für die medicinische Topographie von Wichtigkeit sind. Ueberhaupt zeigt sich, daß die S. geringer auf dem Lande, größer in den Städten ist. Dabei kommt ferner in Betracht: das klimatische Verhältniß des Orts, die Beschaffenheit des Bodens und der Umgebung, die Hauptbeschäftigung der Bewohner, die Beschaffenheit der Hauptnahrungsmittel. Der Einfluß der Jahreszeiten ist fast bei jedem Orte verschieden; so unter einzelnen Ständen der Einfluß des Gewerbes; bei größeren Massen auch wohl der Einfluß, den die Ueberfeinerung der Sitte durch ihre die Gesundheit untergrabenden Nothwendigkeiten ausübt. Durch-

schnittlich ist die S. am größten bei Kindern, und in Findelhäusern erklärlicher Weise am ausgedehntesten. Außerdem leben durchschnittlich die Frauen länger als die Männer, und die Bewohner des Nordens länger als die Südländer. Am häufigsten sind Fälle von einem Alter von 100 Jahren und darüber in Rußland; in Frankreich rechnet man dagegen nur 15 auf eine Million. Ein Alter wie das des Methusalem ist aber nur in mythischen Sagen zu finden.

Stereometrie, wörtlich: Körpermeßkunst, ist ein Theil der Geometrie, und untersucht diejenigen geometrischen Objecte, deren Construction mehr als eine Ebene erfordert. Es gehören also dahin die Eigenschaften der Ebene, die Lage der Ebenen gegeneinander, die Eigenschaften der Ecken oder körperlichen Winkel, die Eigenschaften der Körper selbst, die Gesetze, nach denen sie gebildet werden können, die Berechnung ihres räumlichen Inhalts und ihrer Oberflächen, sowie auch die Betrachtung der Linien, welche in diesen Oberflächen durch die Durchschnitte derselben mit ebenen oder krummen Flächen entstehen oder sonst nach irgend einem Gesetze gezogen werden können. Da es aber unmöglich ist, alle Formen, unter welchen Körper erscheinen können, in gänzlicher Vollständigkeit aufzuführen, so werden zunächst nur die einfachsten körperlichen Gestalten, die gewissermaßen als die Grundformen aller übrigen anzusehen sind, in der Stereometrie untersucht als da sind: Prisma, Parallelopipedon, Pyramide und die sogenannten regelmäßigen Körper: Tetraëder, Hexaëder, Oktaëder, Dodekaëder und Ikosaëder, und die krummflächigen Körper: Cylinder, Kegel, Kugel. Die Stereometrie wird auch körperliche Geometrie genannt.

Stereotomie, eigentlich Lehre von den Körperschnitten, ist derjenige Theil der Stereometrie, welcher von den Durchschnitten der Oberflächen von Körpern handelt, die einander ganz oder zum Theil durchdringen. Sie ist besonders für die Lehre von den Gewölben in der Baukunst wichtig, indem sie z. B. die Fugenschnitte behauener Steine behandelt, vermittelst welcher das Gewölbe durch der Steine eigne Schwere und Reibung, ohne Hülfe eines Bindemittels, getragen wird. Doch findet sie auch in andern Künsten mannigfache Anwendung.

Stereotypen nennt man die festen, stehenbleibenden Abformungen von Seiten und ganzen Schriften. Lange schon war das Bedürfniß, namentlich für mühselig zu setzende oder für sich oft vergreifende Werke gefühlt worden, durch feststehende Druckformen sich neue Abdrücke in Hinsicht der Arbeit und finanziell zu erleichtern. Schon zu Ende des 17. Jahrh. hatte J. van der Mey stehende Schrift zu einer holländischen Bibel geliefert, ebenso Ged, ein Goldschmied zu Edinburgh, zu einem Sallust (1731), und Tilluch und Foulis 1782 zu einer Anabasis. Da aber ihr Verfahren zu mühsam und kostspielig war, kam Firmin Didot auf die Erfindung der jetzt gebräuchlichen Stereotypen, nachdem Lord Stanhope in England (1804) ihn von mehreren unzweckmäßigen Verfahrungsarten abgebracht hatte. Dieses fast überall gebräuchliche Verfahren ist folgendes: Man setzt eine Seite mit möglichst neuen Lettern, doch mit besonders dazu gegossenen, höheren als den gewöhnlichen Ausschließungen. Die fertigen Seiten bringt man in einen eisernen genau anschließenden Rahmen, und umgiebt den ganzen Satz mit einem zweiten messingenen oder eisernen Rahmen, der die Höhe der künftigen Matrize angiebt. Nun gießt man einen dicken Brei von Stereotyp-Gyps darüber. Dieser Gyps wird schnell hart und schon nach einer Viertelstunde kann die geformte Masse abgenommen werden, welche die Buchstaben vertieft und die Zwischenräume erhöht zeigt. Diese Formen werden nun sogleich in einen wie eine Bratröhre erbauten Ofen, der aber verschiedene Schieber hat, geschoben, um die Formen bei mäßigem Feuer zu trocknen. Hierauf wird gegossen, auf einem Herd, in welchem ein Kessel eingemauert ist. In diesen Kessel wird nun eine erforderliche Masse gewöhnliches Schriftzeug gethan und geschmolzen. Etwa 5 Fuß von dem Kessel ist ein Ständer von ungefähr 3 Zoll Durchmesser so angebracht, daß er sich senkrecht um seine Axe dreht. Daran befindet sich ungefähr 7 Fuß über dem Fußboden ein galgenartiger horizontaler Balken und an dem vordern Ende dieses Balkens eine vertikale, eiserne, ausgehöhlte, viereckige Stange, in der ein Läufer auf- und niedergeht, welcher durch eine Schraube festgehalten

werden kann. Die Gypsmatrize wird nun in eine eiserne Pfanne gelegt, an eine eiserne Klammer geschraubt, mit einer andern Klammer an den Läufer in der Stange befestigt, und nun die Pfanne vermittelst des Ständers über die geschmolzene Masse gedreht. Der Läufer in der Stange wird hierauf niedergelassen, und so die Pfanne in die geschmolzene Masse gesenkt; der Läufer wird sogleich festgeschraubt und so der Guß der Stereotypenplatte vollzogen. Nach höchstens einer Viertelstunde wird die Pfanne wieder in die Höhe gezogen und langsam in einen mit Sand bedeckten Kasten niedergelassen, um sie langsam erkalten zu lassen. Die Form wird aus der Pfanne genommen, von der gegossenen Stereotypenplatte getrennt, und letztere ist fertig, wenn nicht die etwa vorkommenden Unebenheiten zwischen den Buchstaben durch ein scharfes Eisen weggeschafft werden müssen. Die Stereotypentafeln werden beim Druck auf hölzerne oder metallene Klötze geschoben. — Die übrigen Verfahrungsarten kommen wegen ihrer mindern Zweckmäßigkeit immer mehr ab. Unter den Franzosen vervollkommneten die Stereotypie besonders Gatteroux und Boudier, bei den Engländern Watson, in Deutschland Talka in Wien, Sinzendorf und Tauchnitz in Leipzig. Alle bedeutenden Schriftgießer haben jetzt auch Stereotypengießereien: Brönner in Frankfurt, Tauchnitz, Schelter u. Giesefe und Breitkopf u. Härtel in Leipzig; auch die vorzüglichsten Druckereien: Decker in Berlin, Brockhaus und Teubner in Leipzig u. s. w. Das Vorzüglichste aber leistet jetzt Hänel in Magdeburg, der durch Schneiden zum Theil mit der sogenannten Guillochirmaschine und durch Stereotypiren der geschmackvollsten Dessins, durch Graviren von Metallplatten und durch Zusammensetzen derselben durch Ineinanderschieben, so daß jedes Stück besonders gefärbt werden kann, und durch Buntdruck seine bewunderten sogenannten Polytypen liefert. Aehnliches ist auch bei Naumann in Frankfurt a. M. im Werke und bei Teubner in Leipzig bereits ausgeführt. Andere Verfahrungsarten sind zum Theil kostspieliger und deshalb im Verfalle, oder sind noch Geheimnisse Einzelner.

Sterling, eine gegenwärtig in England nur noch fingirte Münze, deren Name ungewiß ist und von Einigen vom angelsächsischen Worte Steore, d. h. Regel oder Gesetz, hergeleitet wird, in welchem Falle es so viel bedeuten würde, als eine nach dem gesetzlichen Münzfuße in Korn und Schrot geprägte Münze, von Andern vom englischen Worte easterling, d. h. Einer, der östlich von England wohnt. Damit bezeichnet man die Deutschen, namentlich die Niederländer, und da unter König Richard's I. Regierung, desgleichen unter Johann's, Deutsche bei der englischen Münze gebraucht wurden, so wird es wahrscheinlich, daß man die neugeprägte Münze mit dem Namen der Arbeiter bezeichnete und später easterling in Sterling abkürzte. Ein Pfund S. hält 20 Schilling und gilt im Durchschnitt bei uns 6 Thlr. 10—20 Sgr., richtet sich jedoch nach dem Cours der engl. Papiere und wird zuweilen mit 7 Thlr. bezahlt.

Stern, Abraham, einer der ausgezeichnetsten Mechaniker Polens, geb. 1769 in dem Städtchen Hrubeszow von sehr armen jüdischen Aeltern, kam als Knabe zu einem Uhrmacher in die Lehre und zog hier als Lehrling durch mehrere gelungene Arbeiten die Aufmerksamkeit auf sich. Staszyc (s. d.), der den Knaben kennen lernte, überredete ihn, mit ihm nach Warschau zu gehen und sich der Mechanik zu widmen. Seine geistigen Anlagen entfalteten sich hier schnell. Er erfand sehr bald den beweglichen Triangel mit zwei Visirmaßen, wodurch der unbequeme Ingenieur-Meßtisch vollkommen ersetzt wurde, ferner seine Rechnungsmaschine, vermöge deren die größten Exempel aus den vier Species in der kürzesten Zeit sich berechnen ließen. Seine zweite Rechnungsmaschine erfand er im Januar 1817 zum Ausziehen der Wurzeln mit Brüchen. Seit dieser Zeit war sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, durch Vereinigung dieser beiden Erfindungen eine Maschine aufzustellen, die sowohl für das Eine als das Andere anwendbar sei, und trotz der vielen Schwierigkeiten, die sich ihm hierbei entgegenstellten, brachte er sie schon im April desselben Jahres zur Vollendung. Außerdem fertigte er die Modelle zu einer sehr praktischen Dreschmaschine, zu einer Schneidemühle und zu einer Getreidereinigungsmaschine, welche letztere er 1828 verbesserte. Im J. 1821 erfand er eine Maschine zur Aufnahme von Plänen, von ihm

der topographische Wagen genannt. Mit dieser Maschine, welche auf einem Wagen ruht, umfährt man den Umkreis der aufzunehmenden Gegend, welche mittels dieser Bewegung sofort im verjüngten Maßstabe aufs genaueste aufs Papier gezeichnet wird. Im J. 1825 ward er zum Mitgliede des jüdischen Comité zur Besorgung der religiösen und der Schulangelegenheiten erwählt und schrieb mehrere gründliche Abhandlungen über die Verbesserung des Unterrichts, welche sich auch in den „Jahrbüchern" der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, deren Mitglied er war, abgedruckt finden.

Sternberg. Glieder dieses theils freiherrlichen, theils reichsgräflichen Hauses erscheinen auf den Turnieren zu Rothenburg (942), zu Constanz (948), Merseburg (969), Trier (1019) u. a. Das Stammschloß war das Bergschloß S. im Grasfelde in Franken, das jetzt der Familie Guttenberg gehört. Im 13. Jahrh. blühten mehrere Aeste. Aus einem derselben in Mähren war Jaroslaw entsprossen, welcher unter der Regierung des Königs Wenzel Ottokar von Böhmen 1241 die Tataren bei Olmütz schlug und zur Belohnung verschiedene Güter in Böhmen erhielt. Auch soll er das Schloß S. im Kaurzimer Kreise erbaut haben, und ist der Stammvater des noch blühenden Hauses, welches sich in mehrere Linien getheilt hat. Aus der böhmischen Linie entsprangen mit Franz Damian und Franz Leopold 2 Aeste, von denen der ältere 1725 in das schwäbische Grafencollegium aufgenommen wurde, indem Graf Christian (geb. den 5. März 1732) durch seine Heirath mit Auguste, Erbtochter des letzten Grafen von Manderscheid, zum Besitze der in der Eifel gelegenen Grafschaft Blankenhain, Geroldstein, Manderscheid und Keyl gelangte. Für diese Besitzungen, die durch den Frieden zu Lüneville verloren gingen, entschädigte sie der Reichsdeputationsreceß 1803 durch die Abteien Schussenried und Weissenau, von denen $^1/_3$ an das fürstliche Haus Salm-Salm gekommen ist. Die andern $^2/_3$ betragen $2^2/_3$ QM. mit 3500 Einw. und 78,900 Gulden Einkünfte, und bilden eine Standesherrschaft unter würtemb. Hoheit. Dieser ältere Ast besitzt auch noch die böhmischen Herrschaften Czastalowitz und Zasmuk Er hat den Namen S.-Manderscheid beibehalten. Dem Grafen Franz von S., gest. am 8. April 1830, einem gelehrten Numismatiker, folgte sein Bruder, Johann, Graf von S., gest. 1843, mit dem der ältere Ast der böhm. Linie im Mannsstamm erlosch. Der jüngere Ast der böhm. Linie, oder S.-Serowitz, besitzt die böhmischen Herrschaften Serowitz und andere und ererbte von dem älteren Aste die böhmischen Herrschaften Czastalowitz und Zasmuk. Standesherr ist Johann Leopold von S., geb. 1770. Diesem Aste gehört an der um Wissenschaft und Kunst hochverdiente Graf Kaspar Maria, geb. am 6. Jan. 1761, Vatersbrudersohn des Majoratsherrn Grafen Leopold, früher Domherr zu Passau, Freising und Regensburg, seit 1825 k. k. wirkl. Geheimerath und Präsident des vaterländischen Museums zu Prag, das seiner Liberalität außerordentlich viel verdankt. Er übergab demselben seine mit vielen Kosten zusammengebrachten Bücher-, Natur- und Kunstschätze, darunter 4000 Bde. naturhistorische Werke, 500 Bohemica, 30 Kisten Mineralien und ein Herbarium mit 9000 Pflanzen. Für das Sehenswürdigste darunter wird die nach geognostischen Zeitperioden geordnete Petrefaktensammlung gehalten. Sein Hauptwerk: „Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt" (Prag 1825, 4 Hefte, Fol.) hat Graf de Bray ins Franz. übersetzt. Ihm zu Ehren ist eine Pflanze Saxifraga Sternbergia genannt. Er starb am 20. Decbr. 1838.

Sternberg, Alexander, Freiherr von Ungern-, einer der ausgezeichnetern Novellen- und Romanendichter unserer Zeit, wurde am 22. April 1806 auf dem Gute Noistfer bei Reval in Esthland geboren, im älterlichen Hause durch Privatlehrer unterrichtet und von seinem Vater zum Studium der Jurisprudenz bestimmt. S. aber gab sich lieber mit dem heitern Geiste der Poesie, als mit den trocknen Studien der Rechtswissenschaft ab und als sein Oheim, der nach seines Vaters Tode ihn in sein Haus aufgenommen hatte, sich endlich mit diesen Neigungen einverstanden erklärte, bezog er die Universität, um sich der Kunst und Wissenschaft zu widmen. Im J. 1829 ging er auf den Wunsch seines Oheims nach Petersburg, um die Verhältnisse des Civildienstes näher

kennen zu lernen, fühlte sich aber von demselben, wie von der Sprache nur sehr wenig angesprochen, dagegen wuchs seine Sehnsucht, Deutschland zu sehen, immer mehr. Der Ausbruch der Cholera im J. 1830 kam ihm zu Hülfe. Im Spätherbst floh er mit andern Familien nach Lübeck und eilte nach Dresden, wo er die Bekanntschaft Tieck's machte. Im folgenden Jahre trat er in Gesellschaft des Barons Otto von Stackelberg eine Reise nach Süddeutschland an und erhielt von dem verstorbenen Freiherrn von Cotta die schmeichelhaftesten Anträge, obgleich er noch nie daran gedacht hatte, als Schriftsteller aufzutreten. Er verweilte drei Jahre in Manheim, machte dann eine Reise durch die Schweiz und Oberitalien nach Wien und wollte sich nach Rußland zurückbegeben, als ihn eine Krankheit in Swinemünde befiel, die so lange andauerte, daß er die Reise endlich ganz aufgab und nach Weimar ging, von wo er von Zeit zu Zeit die verschiedenen Hauptstädte und besuchtesten Badeorte Deutschlands besuchte. In seinen ersten Novellen kann S. als ein Zögling der Tieck'schen Novellistik betrachtet werden; doch auch andere hervorragende Persönlichkeiten unserer Zeit haben ihren Einfluß auf seinen Geist geltend gemacht, und nach und nach hat sich S. zu einem ziemlich selbständig und fast allein stehenden Dichter ausgebildet, der weder mit der Zerrissenheit und Zerfahrenheit des sogenannten jungen Deutschlands, noch mit dem Stereotypenschnitt der Nachtreter Walter Scott's in der historischen Novelle, noch auch mit den sogenannten Salonromanen oder Tendenznovellen der jüngsten Zeit eine Aehnlichkeit hat. Von allen diesen verschiedenen Erscheinungen liegt etwas in ihm, doch die eigenthümliche Art und Weise der Mischung macht ihn zu einem originellen Geist. In seiner ersten Novelle „Waldgespenst" zeigt er sich noch ganz als treuer Nachfolger Tieck's. In den beiden Novellen „Die Zerrissenen" und „Eduard" giebt sich Heine's Einfluß, oder vielmehr der Einfluß der Zeit mächtig zu erkennen; man sieht, daß ein neues Element in seine Darstellung tritt. Später folgten die Novellen „Lessing", „Molière" (Stuttg. 1834), „Galathee" (Stuttg. 1836); dann das Feenmärchen „Fortunat" (2 Bde., Lpz. 1838); „Palmira oder das Tagebuch eines Papageis" (2 Bde., Stuttg. 1838); „Psyche" (2 Bde., Frankf. 1838); „Kallenfels" (2 Bde., Berl. 1839); „Saint Silvan" (2 Bde., Frankf. 1839); „Der Missionär" (2 Bde., Lpz. 1841); „Georgette" (Berl. 1842); „Diana" (3 Bde., Ebd. 1843); „Jena und Leipzig" (2 Bde., Ebd. 1844), und noch eine große Menge von kleinern und größern Skizzen und Novellen in Taschenbüchern und Journalen. Der größte Fehler an sämmtlichen Dichtungen S.'s ist wohl die Schnelligkeit, ja die sichtbare Eile, mit welcher er arbeitet. Daher kommt es, daß keine einzige von seinen Erzählungen, größern und kleinern Novellen ein wirklich künstlerisch abgerundetes Ganze bildet; er beherrscht nie den Stoff und läßt ihn daher fallen, sobald er fürchtet, er möchte ihm über den Kopf wachsen. Eigenthümlich ist ihm vor allen andern deutschen Dichtern der gegenwärtigen Zeit die geschmackvolle Darstellung, die Fülle von Witz und Ironie und von geistreichen, oft treffenden Räsonnements, die er seinen Personen in den Mund legt, die fein duftende, aristokratische Vornehmheit, die mit französisch geschwätziger, doch nicht uninteressanter Persiflage sich ebensosehr gegen die Hohlheit der sogenannten guten Gesellschaft, wie gegen die Unbehülflichkeit der Kleinbürgerei richtet. In der neuesten Zeit hat er in „Paul" (3 Bde., Lpzg. 1845) und in den „Royalisten" (2 Bde., Berl. 1848) die Tagesfragen zu behandeln versucht, später aber in den „Braunen Märchen" (Bremen 1850) und dem „Deutschen Gilblas" (2 Bde., Ebd. 1851) sich dem komischen und frivolen Roman zugewendet.

Sternberg, 1) Kreis des preuß. Reg.-Bez. Frankfurt in der Provinz Brandenburg von $32^{96}/_{100}$ □M. Größe und 47,970 Einw., mit der Kreisstadt gleichen Namens, an einem See gelegen, mit 1190 Einw. 2) Stadt im mährischen Kreise Olmütz mit 9000 Einw., einem Schlosse und Strumpf-, Tuch- und Leinwandfabriken. Historisch merkwürdig ist diese Stadt durch den Sieg des Jaroslaw von S. über die Mongolen am 14. Juni 1241, wo der Anführer der Mongolen Peta getödtet, und fast sein ganzes Heer vernichtet wurde. Jaroslaw von S. wurde vom König Wenzel I. von Böhmen zum Hauptmann von Mähren ernannt und erhielt von demselben ein Stück Landes zum Geschenk, wo er die

Festung S. baute und den Grund zur Stadt gleichen Namens legte. Bis in das 15. Jahrh. war die Familie von Sternberg Besitzer dieser Feste; aber seit dem Ende des 17. Jahrh. kam die Herrschaft Sternberg in den Besitz der fürstlichen Familie von Lichtenstein.

Sternbilder und Sternnamen. Beide entstanden aus dem beim Mangel mechanischer Zeitmesser in älterer Zeit auch im gemeinen Leben fühlbareren Bedürfnisse, die unzählige Masse von Sternen zusammenzuordnen, um sich am Himmel zurecht finden zu können. Sabäischer Cultus machte dazu bald die Astrognosie zu einem Theile der Religion, indem er das Göttliche im Sternenheere zu erkennen lehrte, und der vor aller Geschichtskunde bekannte Unterschied zwischen Fix- und Irrsternen machte eine nähere Bestimmung der ersteren nothwendig. So wurden Sterngruppen zusammengefaßt und die Phantasie lieh ihnen eine Form, bald von den Hauptbeschäftigungen eines Volks abhängig und bei verschiedenen verschieden, bald mythische Elemente an den Himmel versetzend u. a. Ueber Ursprung und Alter solcher Eintheilungen ist nichts mehr zu ermitteln, und namentlich die wichtigeren Sternbilder des Thierkreises, des Orion mit dem Hunde, des großen Bären, ziehen sich in die graueste Vorzeit zurück und fungiren bereits in den ältesten Culten. Genauer kennen wir indeß nur das System, welches uns von den Griechen überkommen ist, die nach Seneca (Quaest. nat. 7, 25) in grauer Vorzeit die astrognostische Terminologie sollen erfunden haben. Doch wissen wir noch auf dem Wege historischer Mittheilung, daß z. B. Thales den kleinen Bären, den die Phönicier frühzeitig als Directionsstern gebrauchten, aus dem Orient solle nach Hellas verpflanzt haben, und dies ist um so wahrscheinlicher, da wir die meisten Sterngruppen ebenso, wie im Abendlande, auch im Oriente verbunden finden. So ist der Orion, der gewappnete Held und Jäger, dem sein Hund (Sirius) getreulich folgt, eine uralte orientalische Constellation, die dem mythischen Nimrod vollkommen entspricht. Einzelne Sterne in den Bildern erhielten wiederum besondere Namen, wie Arktur im Bootes, Kastor und Pollux, Spica in der Jungfrau, Kanopus. Vollständigere Notizen hierüber erhielten wir erst durch Eudoxus, dessen „Ἔνοπτρον“ und „Φαινόμενα“ Aratus in Verse brachte. Mit ihm trifft Eratosthenes zusammen; desgleichen Ptolemäus, der indeß schon vollständigere Verzeichnisse giebt, und mit Hipparch (zu Rhodus und Alexandrien) gewann das Verzeichnen der Sterne und Sternbilder eine wissenschaftlichere Methode. Der Sternkatalog im Almadschest zählt 1022 Sterne in 48 Bildern, welche wir die alten nennen, daneben einige sogenannte formlose, die zu keiner Constellation gehörten. Die Römer thaten Nichts für die Sache, um so thätiger waren aber die Araber von der Zeit der Abassiden an. Ihre Bildung hatte die griechische zur Grundlage und daher bekamen sie auch die griechischen Sternbilder, an denen sie aber meist die Namen änderten, da ihnen die griechische Mythologie fremd blieb. Hierin sind viele Namen aufbewahrt, die das nationale Gepräge einer sehr alten Zeit an sich tragen und auf eigenthümlicher Anschauung des Himmels beruhen. Wo z. B. um den Pol der kleine Bär kreist, um den sich die Schlange windet, der große Bär und Bootes, der alte Bärenhüter, da sieht der arabische Beschauer einen Hirten mit seinem Hunde, der eine Schafheerde weidet, neben Kälbern, Böckchen, Kameelmüttern mit ihren Füllen. Umher kreisen Schakals und Hyänen, die der Heerde nachstellen. Wo der Grieche den großen Bär sieht, der Indier seine sieben heiligen Rischis, eine europäische Anschauungsweise einen Wagen, da sieht der Araber eine Todtenbahre, von den Leidtragenden begleitet. Die griechischen Plejaden, die deutsche Gluckhenne mit ihren Küchlein, sind dem Araber eine Brillantenrosette, u. a. m. Vortrefflich hat hierüber Ideler commentirt: „Untersuchung über Ursprung und Bedeutung der Sternnamen“ (S. 409 ff.). Von den Arabern gingen die astronomischen Kenntnisse zum Occident zurück und mit vielen andern Terminis kamen sehr viele arabische Sternnamen zu uns, die indeß oft so entstellt sind, daß sie selbst der Geübteste schwer wiedererkennt, wie wenn Bêt-el-dschauza in Beteigeuze (α Orion) corrumpirt ist, ähnlich der Entstellung des arabischen Semt in Zenit. So enthält unsere Astrognosie ein Gemisch griechischer und arabischer Bestimmungen, und dies ist um so passender, da sich darin am Himmel ein Monument für die beiden Völker

erhalten hat, die am meisten der wissenschaftlichen Entwickelung der Astronomie vorgearbeitet haben. Zu den Lächerlichkeiten eines falschen Eifers für das Religiöse muß es daher gezählt werden, wenn Schickard, Bartsch, Harsdörffer die heidnischen Termini in biblische umzuwandeln strebten (s. Selenographie), und an die Stelle des Perseus mit dem Medusenhaupte den David mit dem Goliathshaupte stellten, Herkules in Simson, den Pegasus in Christi Eselin, die Jungfrau in die Mutter Maria, den Hund in Tobias Hündlein, den Wassermann in Johannes den Täufer u. A. umwandelten. Am unanständigsten darin war Jul. Schiller in Augsburg, der es für zweckmäßig hielt, „ad maiorem Dei sanctaeque eius ecclesiae gloriam", wie es auf dem Titel des 1627 erschienenen „Coelum stellatum christianum" heißt, die Bestien des Thierkreises in die 12 Apostel zu verwandeln, den Erzengel Michael in die Haut des großen Bären kriechen zu lassen und aus dem großen Hunde den König David zu machen, u. A. Auch sogar ein „Coelum heraldicum" erschien von Weigel in Jena (1688), wobei dem Verfasser absichtslos der Witz entfuhr, den Scorpion in einen Cardinalshut umzuwandeln. Indeß beruhigten sich die neueren Astronomen über die religiösen Scrupel und blieben bei den heidnischen Bezeichnungen. Joh. Bayer fügte dazu sehr zweckmäßig die Benennung einzelner Sterne nach den Buchstaben des griechischen Alphabets, z. B. Sirius = α Canis maj., Vega = α Lyrae, Rigel (d. i. arabisch ridschl, der Fuß) = β Orionis. Andere stellten die formlosen Sterne zu neuen Bildern zusammen und benannten auch die Gestirne der südlichen Hemisphäre. Man theilte sie ein 1) in 48 alte Sternbilder, d. h. solche, die schon im Alterthum zusammengestellt waren. Von ihnen stehen 12 im Thierkreise (s. d.). Außerdem 21 in der nördlichen Hemisphäre, nämlich 1) Cassiopeja, 2) Andromeda, 3) das nördliche Dreieck, 4) Perseus mit dem Medusenhaupte, 5) der Fuhrmann mit der Ziege, 6) der große Bär, 7) der kleine Bär, 8) der nördliche Drache, 9) Bootes, 10) die nördliche Krone, 11) Herkules, 12) Ophiuchos, 13) dessen Schlange, 14) die Leier mit dem Geier, 15) der Adler, 16) der Schwan, 17) der Pfeil, 18) der Delphin, 19) das kleine Pferd, 20) Pegasus, 21) Cepheus. In der alten südlichen Hemisphäre stehen 15 Sternbilder: 1) der Walfisch, 2) der große Hund, 3) der kleine Hund, 4) die große Wasserschlange, 5) der Becher, 6) der Rabe, 7) der Wolf, 8) der Centaur, 9) das Schiff Argo, 10) die südliche Krone, 11) der südliche Fisch, 12) der Hase, 13) der Altar, 14) der Fluß Eridanus, 15) Orion. Hinzugekommen sind 2) als neue Sternbilder: 1) Antinous, 2) Haupthaar der Berenice, beide dem Himmel wieder durch Tycho vindicirt, 3) die Karlseiche, 4) die Taube, 5) das Kreuz, 6) das Sobieski'sche Schild, 7) das Einhorn, 8) das Kamelopard, 9) der Sextant, 10) die Jagdhunde, 11) der kleine Löwe, 12) der Luchs, 13) der Fuchs mit der Gans, 14) die Sterneidechse, 15) das kleine Dreieck, 16) die Fliege, 17) Cerberus, 18) die amerikanische Gans, 19) der Phönix, 20) die kleine Wasserschlange, 21) der Schwertfisch, 22) der fliegende Fisch, 23) das Chamäleon, 24) der Paradiesvogel, 25) das südliche Dreieck, 26) der Pfau, 27) der Indianer, 28) der Kranich, 29) der Berg Mänalus, 30) das Herz Karl's II., 31) das Rennthier, 32) der indianische Vogel (Einsiedler), 33) der Poniatowski'sche Stier, 34) der Erntehüter, 35) der Mauerquadrant, 36) das brandenburgische Scepter, 37) Friedrichsehre, 38) die Georgsharfe, 39) das Herschel'sche Teleskop, 40) der Luftballon, 41) Buchdruckerwerkstatt, 42) Elektrisirmaschine, 43) das Log mit der Leine, 44) Bildhauerwerkstatt, 45) der chemische Ofen, 46) die Pendeluhr, 47) das rhomboidische Netz, 48) der Grabstichel, 49) die Malerstaffelei, 50) der Compaß, 51) die Luftpumpe, 52) der Octant, 53) der Zirkel, 54) Lineal und Winkelmaß, 55) das Fernrohr, 56) das Mikroskop, 57) der Tafelberg, 58) die Setzwage. Summa 106 Sternbilder. Besondere Namen führen noch: die Milchstraße, die beiden Magellan- oder Capwolken und die Kohlensäcke am südlichen Himmel.

Sterndeuterei, s. Astrologie.

Sterne, s. Firsterne, Planeten, Komet.

Sterne, Laurent, einer der berühmtesten humoristischen Schriftsteller, Sohn eines

armen irländischen Offiziers, wurde zu Clonmel den 24. Novbr. 1713 geboren. Er widmete sich dem geistlichen Stande, vielleicht weil mehrere Personen aus seiner Familie angesehene geistliche Aemter bekleidet hatten und bezog 1732 die Universität Cambridge, auf welcher er sich mit größerer Neigung humoristischen Streichen, als ernsten Studien ergab. Von seinem Onkel erhielt er die Pfarre zu Sutton in der Nähe von York und beschäftigte sich hier mit Lesen, Zeichnen und Jagd und oft in fröhlicher Gesellschaft mit den Nachbarn. Seine Satyre „Geschichte eines warmen Wachtrocks", woraus der Besitzer noch einen Unterrock für die Frau und Hosen für die Kleinen schneiden wollte, eine Satyre auf einen gierigen Amtsbruder, der seine Pfründe gern auf Frau und Sohn gebracht wissen wollte, war seine erste Schrift, die ihm eine Präbende zu York eintrug. Im J. 1741 verheirathete er sich und lebte 20 Jahre vergnügt auf seinen Pfarren. Mit seinem „Leben und Meinungen Tristram Shandy's" (Lond. 1759—66, in 9 Bdn.), auf welches Rabelais sichtlichen Einfluß hatte, begann S.'s Ruhm. Er griff das Lächerliche der Schulphilosophie und Schulgelehrsamkeit in einem Landedelmann an, welcher glaubt, ein Philosoph zu sein und seines Sohnes Erziehung nach seinen Grundsätzen schon vom Mutterleibe an beginnt. Er mischte bald komische, bald rührende Scenen aus dem häuslichen Leben ein, und so wechselten die launigsten Ansichten des Lebens mit den feinsten Bemerkungen über das menschliche Herz. Er selbst soll seinen eignen Charakter unter dem Namen des Yorik im Tristram gezeichnet haben. In diesem sonderbaren Roman giebt es viele Digressionen und Dunkelheiten. Nachdem er nun bekannt geworden war und eifrigst gelesen wurde, so erhielt er eine bessere Pfarre, Coxwould, und reiste nach Frankreich und Italien, welcher Reise wir „Yorik's empfindsame Reise" (Sentimental Journey) verdanken, ein von fast allen großen Schriftstellern empfohlenes und von dem Publikum, auch von den Deutschen mit Begeisterung aufgenommenes originelles Werk, in welchem das Gefühl über den Witz herrscht. Diese Reise wurde zuerst in 2 Bdn. 1767 zu London herausgegeben. Nun wurden auch seine Predigten bekannter, deren im Ganzen 44 sind, von denen vier politische Tendenz haben und „Reden an den Esel" genannt werden; sie wurden ebenfalls unter dem Namen „Yorik" gedruckt; auf dem zweiten Theile aber fügte er seinen eigenen Namen hinzu. Die Briefe an Freunde und an Elisa (Draper, in Ostindien geboren und später zur Herstellung ihrer Gesundheit in England) wurden erst nach seinem Tode herausgegeben. — S. kam krank von Paris zurück, und starb nach kurzem Krankenlager, humoristisch, wie er gelebt hatte, den 18. März 1768. Er hinterließ der Frau und Tochter Nichts, weil er nicht zu wirthschaften verstand, ungeachtet die Verleger ihn außerordentlich gut bezahlten, und er eine gute Pfründe hatte. Auch sein Aeußeres hatte viel Sonderbarkeiten; er hatte eine hagere Figur, eine komische Art sich zu kleiden. Sein Charakter ward von vielen Seiten verdächtigt; er soll die Weiber geliebt haben, leicht reizbar, Schmarotzer und Schmeichler gewesen sein, ja seine Mutter im Gefängnisse haben umkommen lassen. Jedenfalls war er in London verdorben worden.

Sternkammer (Camera stellata) hieß in England ein Gerichtshof, dessen Arm über die gewöhnliche Gerechtigkeit hinausreichen und alle die Fälle bestrafen sollte, welche außerhalb der Grenzen des gemeinen Rechts lagen. Die Sternkammer, die schon vor Heinrich VII. bestand, erhielt von diesem Fürsten erweiterte Befugnisse und diente, gleich der später errichteten Hohen Commission, zum Hauptwerkzeuge des königlichen Despotismus. Ihre Mitglieder wurden vom König nach Willkür gewählt und entlassen, und hatten nur die Eigenschaft von Beisitzern, sobald der König persönlich in der Gerichtssitzung anwesend war. Die Sternkammer verhing nach willkürlichem Ermessen ihre Strafen, die in Geldbußen, Gefängniß- und Leibesstrafen bestanden, auch konnte die Folter von ihr angewendet werden, obgleich diese bei den gewöhnlichen Gerichten nicht mehr in Gebrauch war. Ein Geheimerathsbescheid oder das Schreiben eines Staatssecretärs autorisirte sie jedesmal dazu. Zu diesem Gerichtshofe, dessen Unverträglichkeit mit Recht und bürgerlicher Freiheit schon unter Heinrich VIII. gefühlt wurde, kam unter der Regierung Elisabeth's 1584 noch die Hohe Commission (High-commission), die auf dem kirchlichen Ge-

biete Das sein sollte, was die Sternkammer auf dem politischen war. Die Hohe Commission bestand aus 44 von der Krone ernannten Mitgliedern, darunter 12 Geistliche. Dieselbe diente zur Ausübung der königl. Obergewalt in geistlichen Dingen, richtete alle Ketzereien und abweichende religiöse Meinungen und überwachte die Ausführung des verordneten Kirchenrituals. Zur Verstärkung ihres Ansehens übergab man ihr später außerdem die Ehesachen und die fleischlichen Verbrechen. Das Gericht erstreckte sich auf das ganze Reich und über alle Stände, konnte sich auch bei der Untersuchung der Tortur und der Einkerkerung bedienen und durfte Niemandem Rechenschaft ablegen. — Die Strafen wurden ebenfalls nach Ermessen der Richter verhängt. Kam Jemand vor dieses Gericht, so forderte man ihm einen sogenannten Eid ex officio ab, nach welchem er verbunden war, in der Aussage weder sich selbst, noch seine nächsten Freunde und Verwandten zu schonen. Als das Parlament unter Karl's I. Regierung die Gewalt an sich gerissen hatte, hob es im Mai 1641 die Sternkammer wie die Hohe Commission auf und der König sah sich genöthigt, die Bill zu bestätigen. Die Sternkammer führte ihren Namen von einem mit Sternen bedeckten Saale, in dem sie die Sitzungen hielt.

Sternkarten sind Abbildungen des Himmels mit allen Sternbildern und den größern einzelnen Sternen. Die ältesten erwähnenswerthen Sternkarten fertigte Joh. Bayer, welcher unter dem Titel „Uranometria“ 1603 zu Augsburg einen Atlas in 51 Blättern herausgab. Er bezeichnete die hellsten Sterne durch griechische und lateinische Buchstaben und gab einen Katalog von 1706 Sternen dazu. Im J. 1627 gab Schiller einen Atlas in 55 Blättern heraus, in welchem an die Stelle der alten Sternbilder die Apostel, Propheten und Heiligen gesetzt waren. Hevelius lieferte 1690 einen Himmelsatlas von 54 Blättern („Firmamentum Sobiescianum“), in welchem 1900 Sterne großentheils nach eigenen Beobachtungen eingetragen waren; er übertraf alle frühern durch Schönheit der Ausführung und Genauigkeit. Der große Flamsteed'sche Sternatlas (28 Blätter, London 1753; kleinere Ausgabe von Fortin, Paris 1776; neue verm. Aufl., Paris 1796) enthielt 2919 von Flamsteed zu Greenwich beobachtete Sterne in 56 Sternbilder vertheilt. Bode in Berlin lieferte 1782 eine verbesserte Ausgabe dieses Atlasses in 34 Blättern (Querfol.) und 1801 die Karten seiner „Uranographie“ (20 Blätter). Noch viel vollständiger ist Harding's Sternatlas (27 Blätter), der die zu beiden Seiten des Aequators bis zu 30 Grad Abstand stehenden Sterne bis zur achten und neunten Größe darstellt. Mehr für den Unterricht sind bestimmt die Himmelsatlanten von Goldbach (Weimar 1799), Meigen (Düsseldorf 1823) und Riedig (Leipzig 1831), sowie der Atlas des gestirnten Himmels von Littrow in 18 Blättern (Stuttgart 1839). Aus der neuesten Zeit ist hauptsächlich der treffliche Atlas von Argelander („Uranographie“, Berlin 1843) und die Sternkarten von Schwinck (5 Blätter, 1843) zu nennen. Sehr speciell und genau sind die Sternkarten, welche die Berliner Akademie herausgab. Sie enthalten die Fixsterne bis zur zehnten Größe, von 15 Grad südlicher bis 15 Grad nördlicher Declination, und wurden von Argelander, Bremiker, Harding, Göbel, Hussey, Inghirami, Steinheil und Wolfers bearbeitet.

Sternkataloge sind Verzeichnisse der einzelnen bemerkbaren Fixsterne mit Angabe ihres Orts am Himmel. Sie sind älter als die Sternkarten (s. d.). Schon Hipparch entwarf einen solchen Katalog um 150 v. Chr., der 1022 Sterne enthält und in dem „Almagest“ des Ptolemäus enthalten ist. Der arabische Astronom Albategnius reducirte ihn auf seine Zeit (880 n. Chr.). Später fertigten Ulugh-Beigh, Tycho de Brahe, Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel und Hevelius aus eigenen Beobachtungen solche Verzeichnisse an. Einen noch vollständigern Katalog lieferte Flamsteed nach 33jährigen Beobachtungen; derselbe enthält 3000 Sterne und wurde zuerst von Halley 1712, zum zweiten Male sehr verbessert und vermehrt 1725 herausgegeben. Tob. Mayer lieferte einen Katalog von 998 Sternen des Thierkreises. Piazzi fertigte für das J. 1800 ein Verzeichniß von 6748 Sternen (1803), später vermehrte er es auf 7646 Sterne (1814). Weit vollständiger ist das Verzeichniß Bode's (Berlin 1801), welches 17,240 Sterne,

Nebelflecken und Sternhaufen enthält. Rümker in Hamburg giebt seit 1843 nach eigenen Beobachtungen einen Katalog unter dem Titel „Mittlere Oerter von 12,000 Fixsternen für den Anfang von 1836" heraus. Noch vollständiger ist der Katalog, den die astronomische Gesellschaft in London herausgab.

Sternkunde, s. Astronomie.

Sternschnuppen heißen die bekannten Meteore, welche aus begreiflichen Gründen fast nur in der Nacht wahrgenommen werden, wo sie in der Regel mit leuchtenden Schweifen in verschiedener Form und mit verschiedener Schnelligkeit nach allen Richtungen hin über das Firmament hinwegziehen. Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen sind diese Meteore erst in der letztern Zeit geworden. Benzenberg und Brandes beschäftigten sich lange damit und fanden 1) Sternschnuppen erster und zweiter Größe, ähnlich den Feuerkugeln, bei denen eine leuchtende Kugel erscheint, meist getrennt von der erst nach der Kugel verschwindenden Bahn; 2) Sternschnuppen erster und zweiter Größe ohne Kugel mit leuchtender Bahn; 3) Sternschnuppen dritter bis sechster Größe. Desgleichen bewies Brandes, daß die leuchtende Bahn nicht optische Täuschung sei, sondern dem Meteore selbst angehöre, und die Rechnungen ergeben, daß manche über 100 Meilen von der Erde entfernt waren, wodurch das alte Vorurtheil vom Entstehen der Sternschnuppen innerhalb unserer Atmosphäre, widerlegt wurde. Interessantere Resultate lieferten die letzten Jahre. Schon 1799 observirte Alex. v. Humboldt am 12. Novbr. vor Sonnenaufgang an der mexicanischen Küste Tausende von Sternschnuppen. Sie füllten am Himmel einen Raum, der vom Ostpunkte zu beiden Seiten 30° sich erstreckte, und stiegen in ungleichförmigen Bahnen ostnordöstlich auf über den Horizont. Ihre Höhe betrug zwischen 25—40°. Manche schienen zu bersten, aber die größten verschwanden ohne Funkensprühen und viele zeigten einen Kern, der an Glanz dem Jupiter gleichkam. Aehnliches bemerkte man am 13. Novbr. 1831, am $^{13}/_{14}$. Novbr. 1834, und 1836, wo Physiker und Astronomen dasselbe Phänomen erwarteten, zeigten sich dieselben Erscheinungen. Es folgt daraus eine periodische Wiederkehr, und da der Ausgangspunkt nicht an der Rotation der Erde Theil nimmt, vielmehr eine feste Lage gegen die Fixsterne behält, so folgt, daß die Sternschnuppen von außen in unsere Atmosphäre kommen und kosmischen Ursprungs sind. Sie gehören dem Schöpfungsstoffe an und sind kleine Weltkörper, die, wie Olbers im Jahrbuche für 1837 beweist, sich in großen Höhen über der Erde im Weltraume bewegen. Ihre Geschwindigkeit ist der der Planeten gleich und die relative gegen unsere Erde kann 8—9 Meilen in einer Secunde betragen. In der Mitte des Novembers begegnen sich die Erde in ihrer Bahn und diese Meteore (Weltspäne, die in großer Masse ihren Umschwung vollenden), und somit werden jährlich jene Erscheinungen um ungefähr gleiche Zeit sich wiederholen müssen.

Sternwarte oder Observatorium ist ein Gebäude, welches zur Beobachtung der Gestirne eingerichtet ist. Schon die Alten kannten dergleichen: nach Diodorus Siculus (Buch II. C. 9) war ein Theil des Belustempels in Babylon zur Sternwarte eingerichtet, auf welcher die chaldäischen Priester die Gestirne beobachteten. Zu Knidus hatte Eudoxus (370 v. Chr.) eine Sternwarte (σκοπή), wie Posidonius bei Strabo (II. 5, S. 317) berichtet, die einzige, von der im Alterthume die Rede ist. Die älteste Sternwarte in Europa ist die zu Kassel, erbaut um 1560. Die durch den Reichthum ihrer Instrumente und mehr noch durch die Entdeckungen großer Astronomen berühmt gewordenen Sternwarten sind: die zu Paris, gestiftet von Ludwig XIV. 1672; zu Greenwich, gestiftet von Karl II. in demselben Jahre; zu Slough bei Windsor, errichtet von Herschel 1782; zu Palermo, eingerichtet vom Prof. Piazzi 1789; zu Lilienthal (bei Bremen) von Schröter um 1790 (?); auf dem Seeberge bei Gotha, gestiftet von Herzog Ernst II., eingerichtet durch die Herren von Zach und von Lindenau; die zu Königsberg, in neuern Zeiten berühmt geworden durch Bessel's, zu Wien durch von Littrow's, zu Dorpat durch Struve's, zu Berlin durch Bode's und Encke's, zu Göttingen durch Tob. Mayer's, Harding's Beobachtungen. Außerdem giebt es Sternwarten fast bei allen Universitäten, von denen manche

bei dürftiger Ausstattung nur durch die Gewandtheit ihrer Rechner Celebrität erlangt haben, wie die zu Halle durch Rosenberger; auch zu Peking, welche durch die Jesuiten begründet worden, zu Paramatta in Neusüdwales, und am Cap der guten Hoffnung, welche in der ganz neuesten Zeit der jüngere Herschel errichtet hat. Zur Einrichtung einer Sternwarte ist das Wesentlichste ein frei liegendes, festes und mit Balconen oder einem platten Dache versehenes Gebäude, worin eine richtig gehende Uhr, ein gutes mit Mikrometer zu astronomischen Messungen versehenes Fernrohr und ein mit genau getheiltem Halbkreise verbundenes, im Meridian befestigtes sogenanntes Mittagsrohr (Passagerohr, Mauerquadrant). Außer diesen finden sich auf Sternwarten noch viele andere, namentlich Winkel messende Instrumente. Beschreibung und Anleitung zum Gebrauch giebt Abel Bürja „Lehrbuch der Astronomie" (5 Bde.) im 1. und 2. Bande.

Sternweite. Für die nächsten Fixsterne hält man den Sirius, Arktur, Vega und Aetair. Die Beobachtungen haben bei den genauesten Instrumenten und der größten Sorgfalt dennoch keine jährliche Parallaxe an jenen Sternen gezeigt, obgleich man weiß, daß die Instrumente diese Parallaxe, wenn sie 2 Secunden betrüge, angeben würden. Angenommen aber, sie betrüge 2 Secunden, so würde daraus eine Entfernung jener Gestirne folgen, die 200,000 Mal so groß wäre, als der Halbmesser der Erdbahn, d. i. 4 Billionen Meilen. Diese hypothetisch angenommene Entfernung — die wahre wird noch viel mehr betragen — haben einige Astronomen eine Sternweite genannt.

Sternzeit und **Zeit der ersten Bewegung.** Beides ist nicht einerlei; die Zeit der ersten Bewegung ist die Wiederkehr des Frühlingspunktes (0 Grad ♈) zur Mittagshöhe über irgend einem Orte der Erde; dieser Punkt rückt aber im Jahr um 3³ Secunden nach Westen (Zurückweichen der Aequinoctialpunkte, Vorrücken der Nachtgleichen, Präcession), kommt also der Bewegung der Erde, die sich nach Osten dreht, gleichsam entgegen, so daß vom Punkte 0 Grad ♈ nicht ganz 360 Grad des Aequators in 24 Sternstunden durch den Meridian gehen. Bei der Sonnenzeit (s. d.) ist dies umgekehrt. Die Sternzeit dagegen ist das eigentlich richtige Maß eines Erdumschwungs, denn die Fixsterne behalten ihrer unermeßlichen Entfernung wegen gegen die Erde eine gleiche Stellung; erscheint also ein Stern wieder im Meridian, so sind genau die 360 Grade des Aequators in 24 Sternstunden durch den Meridian gegangen. Diese Sternstunden können mit unsern Sonnenstunden (s. Sonnenzeit) nicht zusammenfallen, weil die Sterne feststehen, die Sonne aber durchschnittlich 1 Grad = 4 Minuten in Zeit täglich nach Osten fortrückt. Wenn also die Sonne zur Frühlingsnachtgleiche mit dem Sternbilde der Fische culminirt, so wird sie am zweiten Tage vier, am dritten Tage 8, am vierten Tage 12 Minuten später in den Meridian kommen, als jenes Gestirn. Dieser Unterschied wird nach $^1/_4$ Jahr zu 6 Stunden, nach Jahresschluß aber zu einem ganzen Tage, so daß im Jahre sich die Erde 366 Mal um ihre Axe dreht, die Sonne aber nur 365 Mal im Meridian erscheint; demnach hat ein Jahr 365 Sonnen- und 366 Sterntage, und 1 Stunde der mittlern Sonnenzeit ist = 1 Stunde 9⁸⁶ Secunden in Sternzeit, oder 1 Stunde Sternzeit ist = 59 Minuten 50 Secunden der mittlern Sonnenzeit. Da die Sternzeit sich durchaus gleich bleibt, so ist sie zu astronomischen Bestimmungen besonders geeignet, weshalb auch astronomische und Seeuhren 24 Stunden zeigen.

Stesichorus war einer der ältesten Lyriker, aus Himera in Sicilien, nach andern minder glaubwürdigen Nachrichten aus Metaurus in Unteritalien, geboren ohngefähr um die 33. Olympiade, starb in einem Alter von 86 Jahren um Olympias 56 zu Catana, so daß er ein Zeitgenosse des Tyrannen Phalaris ist, und seine Blüthe hauptsächlich in die 40. und folgende Olympiaden fällt. Von seinem Leben ist wenig bekannt, außer daß er nach einer weit verbreiteten Sage, weil er in einem Gedichte die Helena geschmäht hatte, durch göttliche Schickung von Blindheit betroffen ward, die ihn wieder verließ, als er den Tadel zurücknahm und in einen Lobgesang umwandelte, „Palinodia" genannt, daher dann Palinodie des Stesichorus sprüchwörtliche Geltung erhielt. Die Alten erkennen ihn als einen der ersten lyrischen Dichter an, und stellen ihn an Schwung des Geistes, Tiefe der

Gedanken und Erhabenheit der Gegenstände noch über Pindar. In der Lyrik des S. ist das ruhige, epische Element vorherrschend, wie der Stoff seiner Gedichte meistentheils der Heroenwelt angehörte. Die Fragmente des Dichters sind gesammelt von Kleine (Berlin 1828).

Stethoskop, gewöhnlich Hörrohr genannt, ist nach Piorry's Verbesserung ein etwa fußlanger hohler Cylinder von festem Holze, welcher sich in eine trichterförmige Erweiterung endet, die etwa einen zollgroßen Durchmesser hat. Es wurde zuerst von Laennec erfunden und zur Untersuchung der Brust benutzt. Seine Anwendung beruht darauf, daß die Bewegung der in den großen Höhlen gelegenen Organe mit gewissen Geräuschen oder Tönen verbunden ist, welche durch Krankheiten mannigfach abgeändert werden, und ein hohler fester Cylinder den Schall dieser Geräusche deutlicher dem Ohre, das mit dem einen Ende mit ihm in Verbindung gebracht wird, zuführt. Deshalb wird dies Instrument jetzt auch überall da angewendet, wo dergleichen Geräusche wahrgenommen werden können, bei Knochenbrüchen, Schwangerschaften 2c., besonders aber bei Krankheiten der Lungen und des Herzens (Auscultation), zu welchem letztern Zweck die trichterförmige Erweiterung mit einem Obturator, einem hohlen Kegel, versehen wird. Will man es anwenden, so setzt man das Trichterende auf den zu untersuchenden Theil, welcher aber eben sein muß, oder durch Unterschieben von Charpie, Baumwolle 2c. dazu gemacht wird, faßt den Cylinder wie eine Schreibfeder, drückt ihn etwas fest auf und führt das andere Ende ins Ohr, oder legt es auf die an diesem Ende nach Piorry's Vorschlag befestigte Scheibe. Es ist eines der besten Hülfsmittel zur Erkennung der Krankheiten, verlangt aber ein gutes musikalisches Gehör. Vgl. Laennec „Die mittelbare Auscultation" (deutsch, Weimar 1822) und Philipp „Die mittelbare Auscultation" (Berlin 1836).

Stetigkeit ist Zusammenhang ohne Unterbrechung, ohne Lücke. Sie ist nothwendiges und unterscheidendes Merkmal der Raumgrößen im Gegensatze zu den Zahlengrößen. Ueberhaupt herrscht in der ganzen Natur das Gesetz der Stetigkeit. Raum und Zeit sind stetig, und daher auch alles Dasjenige, was durch sie bedingt wird.

Stettin, 1) Regierungsbezirk in der preuß. Provinz Pommern, von $236^{88}/_{100}$ QM. Größe mit 547,952 Einw., zerfällt in folgende 12 Kreise: Demmin, Anclam, Usedom, Wollin, Uckermünde, Randow, Greiffenhagen, Pyritz, Saazig, Naugard, Kammin, Greiffenberg und Regenwalde. 2) Stadt Altstettin, Hauptstadt der Provinz Pommern an der hier vier Arme, die Oder, Parnitz und große und kleine Reglitz, bildenden Oder, unter dem 32° 85′ 30″ Länge und 53° 25′ 36″ n. Br., im Randower Kreise gelegen, gehört unstreitig zu den bedeutendsten Festungen und Handelsstädten des Königreichs Preußen. Sie zählt 39,000 Einw., besteht aus der eigentlichen Stadt und 4 Vorstädten, ist gut gebaut, hat 5 protestantische Kirchen und viele ansehnliche Gebäude, unter denen vorzüglich genannt zu werden verdienen: das ehemalige herzogl. Schloß, jetzt Sitz der Landesbehörden (1577 erbaut), das Rathhaus (1245 erbaut), das Landschaftshaus, die großen Casernen, das Schauspielhaus und Zeughaus. Von den öffentlichen Plätzen ist vorzüglich der Königsplatz zu merken, der mit der marmornen Bildsäule Friedrich's II. geziert ist. Stettin ist der Sitz einer Regierung, mit einem Oberpräsidenten der Provinz Pommern, eines Oberlandesgerichts, des Consistoriums und Provinzial-Schulcollegiums, eines evangelischen Bischofs, des Provinzial-Steuerdirectoriums, eines See- und Handelsgerichts. Es hat ein Gymnasium mit einer Sternwarte, ein Seminar für Gymnasial- und Volksschullehrer, eine Steuermannsschule, eine Hebammenanstalt, eine 1824 gestiftete Gesellschaft für pommer'sche Geschichte und Alterthumskunde, eine Bibelgesellschaft, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, bedeutende Fabriken in Tabak, Zucker, Leder, Segeltuch, Hüten, Tuch und Branntwein, berühmte Ankerschmieden, gute Bierbrauereien und wichtigen Schiffsbau. Der Handel ist bedeutend und erstreckt sich nach allen Ländern Europas. Die Ausfuhrartikel bestehen in Getreide, Holz, Leinwand, Wolle und Glas, und die Einfuhrartikel in Colonialwaaren, Wein, Steinkohlen, englischer Fayence 2c. Stettin besitzt 260 eigene Schiffe, durch welche der Handel bedeutend gehoben wird, und seitdem der Hafen

von Swinemünde verbessert worden ist, können auch die größten Seeschiffe bis nach Stettin fahren. Stettin wird durch 2 Brücken mit der Vorstadt Lastadie verbunden; hat außerdem noch 22 andere Brücken, die Vorstädte Ober- und Unterwieck und Tornei, und in den Umgebungen schöne Anlagen. Stettin, das aus einer wendischen Burg erwuchs und besonders seit 830 sich erhob, gehörte seit dem westfälischen Frieden den Schweden und kam erst 1720 an Brandenburg. Im J. 1806 am 29. Octbr. wurde Stettin ohne einen Schwertstreich von den Franzosen genommen, denen es erst 1813 nach neunmonatlicher Belagerung wieder entrissen wurde. Die Festungswerke der Stadt hat vorzüglich Gustav Adolf 1630 angelegt. Stettin ist der Geburtsort der Kaiserin Katharina II. und der der Mutter des jetzigen russischen Kaisers.

Steuer oder Steuerruder heißt auf Schiffen das starke, breite, am Hintersteven des Schiffs mit Haken und sogenannten Fingerlingen befestigte, in Angeln sich bewegende Holz, mittelst dessen der Steuermann (s. d.) das Schiff wendet und lenkt. Es besteht aus drei Theilen: der Pfoste, dem hintern stärkern Theil, dem Klick und der Hacke, dem vordern breiten Theil. An der Ruderpinne, einem Hebel von Eichenholz, wird dem Schiff die erforderliche Richtung gegeben und zwar bei breiten Flußkähnen und kleinen Kauffahrteischiffen mit den Händen oder mittelst der Ruderteljen, auf größern Schiffen mittelst des Steuerrades.

Steuerbewilligung und **Steuerverweigerung.** In den stürmischen Tagen, als die Erblichkeit der gegenwärtigen Souveränetät in Deutschland sich aus den Reichsämtern bildete, nahm der Adel gegen die neuen Landesherren eine eigenthümliche Stellung ein, die auf das System der Steuern und Abgaben in den einzelnen Staaten in der Folge von vielem Einflusse gewesen ist. Es entstand nämlich ein langehin dauernder Kampf, zwischen der Landeshoheit und den sogenannten Ständen, die inzwischen aus dem Adel, den Prälaten und späterhin aus den Städten gebildet worden waren, über das Recht der Besteuerung. In England ist die Landeshoheit in diesem Streite unterlegen und der Adel mit der Geistlichkeit siegte; in Frankreich hat sie früher, in Deutschland später fast gänzlich gesiegt und zwar nach und nach in dem Grade, wie das seit einigen Jahrhunderten entstandene Gewaltmittel der Landeshoheit, nämlich die Kriegskunst, sich ausbildete. Ehe dieses Besteuerungsrecht anerkannt wurde, gab es keine eigentlichen allgemeinen Steuern oder Landesauflagen durch die erblich gewordenen Fürsten; alle waren außerordentliche und stützten sich ursprünglich ohne Zweifel auf eine Bewilligung der Vasallen und der Landesgroßen, die sich denn auch bei ihren Einwilligungen gemeiniglich von den Abgaben frei zu machen oder diese auf ihre Dienstmannen, auf ihre Leute und Hintersassen zu wälzen wußten. Die Reformation brachte endlich eine unbestreitbare Veränderung mit sich und gab der deutschen Landeshoheit auch in Absicht des Besteuerungsrechtes Festigkeit und Dauer. Von da an ist dieses Recht eins der wichtigsten politischen Rechte der Landeshoheiten geworden, desto wichtiger, je größer die Bedürfnisse des Staatshaushaltes in neuerer Zeit angewachsen sind und je weniger zur Befriedigung derselben die anderweitigen Einkünfte der Regalien und landesherrlichen Domänen ausgereicht haben. Der französische Revolutionskrieg, eine Fortsetzung des amerikanischen Freiheitskrieges, stieß alle bisherigen Verhältnisse um; die Bourbonen verloren mit dem Besteuerungsrechte ihren Thron und Napoleon zerrüttete durch seine Eroberungspläne alle Finanzen der europäischen Völker und brachte neue Steuern unter tausend Namen in Gang, während die Staatswissenschaft unter den Drangsalen der Kriege sich erkräftigte, und dadurch, daß der Staatsbürger mehr Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten und Welthändeln nahm, auch die Grundsätze über Abgaben und Besteuerung in ein helleres Licht stellte. Der Gedanke, keine andern Steuern, als die verfassungsmäßigen zu bewilligen, durchdrang nun die Masse der Steuerbaren, und in Folge davon entstand nach dem Sturze der franz. Herrschaft das allgemeine Verlangen nach Landständen und Repräsentation der Völker, die sich durch ihre Organe vor Ueberbürdung sichern wollten. In England und Frankreich wie in Nordamerika besitzen die Deputirten oder Mitglieder des Unterhauses das Recht der Steuerbewilligung,

indem sie das Budget oder den Landesbedarf, so weit er von der Regierung bestritten wird, mit dieser berathen und im Falle, daß sie kein Zutrauen zu dem Ministerium und dessen Verwaltungs- wie Regierungsprincipien haben, dürfen sie sogar die Steuern, welche zu Dingen verwendet werden, die den Gang der Staatsverwaltung nicht gänzlich zum Stillstand bringen, verweigern, so lange bis ein neues Ministerium mit mehr Vertrauen beim Volke und mit populären Grundsätzen an die Stelle des alten entlassenen gekommen ist. Darin haben die Staaten, welche noch keine Landstände oder nur ein Schattenbild davon eingeführt haben, ein wahrhaftes Gespenst und Schreckbild zu sehen geglaubt, weil sie meinten, die Repräsentanten würden Nichts eiliger thun, als sogleich die ganze Besteuerung aufheben und eine Auflösung des Staats und der Verfassung herbeiführen. Leider haben auch manche Ständeversammlungen, welche durch das 1848 fast allgemein eingeführte allgemeine Stimmrecht gewählt wurden, in Deutschland diese Befürchtung nicht ganz unbegründet erscheinen lassen, indem sie die Steuern verweigerten, theils um die Regierung zu liberaleren Concessionen zu bewegen, wie in Würtemberg, theils um unbeliebte Minister zum Rücktritt zu bewegen, wie in Kurhessen. In Deutschland haben aber die Regierungen nie die constitutionelle Verfassung so auffassen mögen, wie es z. B. in England geschieht. Hier tritt ein Minister ab, wenn er mit seinen Anträgen in der Minorität bleibt, in Deutschland denkt kein Minister daran, wegen einer solchen Kleinigkeit seinen Posten aufzugeben. Dazu kommt noch ein anderer Umstand, welcher der Steuerverweigerung durch deutsche Stände ein großes Hinderniß entgegensetzt und auch das constitutionelle Wesen in den einzelnen Staaten als ein bedeutungsloses Spiel erscheinen lassen wird, so lange nicht mit dem Bundestage eine Nationalvertretung verbunden sein wird. Die Verpflichtungen der einzelnen Länder gegen die Gesammtheit des Bundes können der Natur der Sache nach von einer Bewilligung der Stände nicht abhängen, und was läßt sich nicht Alles als Bundespflicht darstellen! Ebenso darf der Bund in keinem einzelnen Bundesstaate auch nur eine momentane Verwirrung, die durch eine Steuerverweigerung entstehen müßte, zugeben. Daher hatte sich der Bundestag schon früher eine Intervention vorbehalten, wenn Zwiespalt in irgend einem Bundesstaate wegen Bewilligung der Steuern entstand und auch in der revidirten Bundesacte wird dieser Punkt gewiß sehr ernstlich berücksichtigt werden.

Steuerbuch, s. Kataster.

Steuerfreiheit. Alle Steuerbefreiungen lassen sich auf dreifache Weise betrachten, nach dem staatsrechtlichen, geschichtlichen und staatswirthschaftlichen Standpunkte. Staatsrechtlich ist nur der Regent als das Oberhaupt mit der vollkommenen Staatsgewalt steuerfrei, weil er über allen Staatsbürgern steht und seine persönlichen Interessen mit den Gesammtinteressen des ganzen Staates in Eins verschmelzen. Nach dem geschichtlichen Standpunkte gab es von den Zeiten des Mittelalters her thatsächlich bei dem Adel und bei der Geistlichkeit Steuerbefreiungen, theils für besondere Dienste, die damals dem Staate geleistet wurden, theils nach nicht mehr in seinen Motiven erkennbarem Herkommen. In diesem Falle kann der Staat in der Steuerfreiheit nichts Anderes, als die Bewilligung eines besonderen Vortheils erkennen, den er aufheben darf gegen eine angemessene Entschädigung. Früher war der Adel steuerfrei, weil er zum Kriegsdienste verpflichtet war; er mußte seine Freiheit verlieren, sobald er der ausschließlichen Verpflichtung zum Kriegsdienste entbunden wurde. Staatswirthschaftlich sind alle Steuerbefreiungen der Staatsbürger unzweckmäßig und dem Wohlstande des Ganzen nachtheilig. Nur mit den sogenannten Standesherren hat man eine Ausnahme gemacht. So verordnet in Preußen eine Instruction vom 30. Mai 1820 die Befreiung derselben von jeder Art Personalsteuer, von dem Erbschaftsstempel und von der Grundsteuer bei ihren Domänen ohne Unterschied, ob dieselben in Domanialgrundstücken oder Gefällen bestehen, wenn sie nur schon vor Auflösung des deutschen Reichs zu ihrem nunmehr standesherrlichen Stamm- oder Familiengute gehört haben und von ihnen steuerfrei besessen worden sind. Werden die Domänen nicht besteuert, so entziehen sie dem Staate ein bedeutendes Einkommen und haben den Nachtheil, den die sogenannten Regalien ausüben, welche Erwerbsquellen der allgemei-

nen Gewerbsamkeit hemmen, weil sie die Regierung allein für sich nimmt. Es ist in den größern Staaten überall vortheilhafter für das öffentliche Wohl, wenn die Domänen in Privateigenthum oder wenigstens in Erbpacht übergehen, und wenn die Regalien mit Vorbehalt landesherrlicher Aufsicht und landesherrlichen Schutzes Privatunternehmern überlassen werden. Der Einzelne lebt wohlfeiler und kann sie besser benutzen, mithin durch wohlfeilere Preise der Producte weit eher mit seinen Gewerbsgenossen concurriren, als der Staat oder der Regent. Daher haben auch mehrere Staaten, z. B. Preußen, die Domänengrundstücke und Forsten für steuerpflichtig erklärt und verordnet, daß die Staatsgüter nach und nach vererbpachtet oder veräußert würden.

Steuermann heißt der im Commando zunächst auf den Schiffsführer folgende Offizier, der sich mit ihm in die Wachen theilt. Er führt nicht selbst das Steuer, sondern sieht nur darauf, daß Alles seiner Anordnung nach geschehe. Er muß ein theoretisch und praktisch durchgebildeter Seemann sein und alle Instrumente, als Compasse, Octanten, das Log und Loth, sowie die Seekarten mit Sicherheit zu brauchen und das Schiff bei jederlei Wind und Wetter zu manövriren verstehen. Alles Ankergeräthe, auch auf Kauffahrern die Proviantkammer und mehrere andere Dinge stehen unter seiner Aufsicht. Den theoretischen Theil seiner Kenntnisse nennt man die Steuermannskunst oder die Summe derjenigen mathematischen und astronomischen Kenntnisse, die dazu dienen, den Weg des Schiffs auf offener See und die Stelle zu bestimmen, auf der es sich befindet. Demzufolge muß er von Mittag zu Mittag sein Journal (s. d.) in regelrechter Ordnung führen und im Stande sein, im Falle der Erkrankung des Führers seine Stelle zu ersetzen. Auf Kriegsschiffen findet man zwei, auch drei Steuerleute, die unter dem Befehl des Schiffers stehen. Der erste von ihnen heißt Untersteuermann, der andere die dritte Wacht. Sie haben weniger zu thun, als die auf Kauffahrern, indem Segel- und Proviantmeister, sowie die Bootsleute sich in einen großen Theil aller oben erwähnten Geschäfte theilen.

Steuern sind im Allgemeinen Geldabgaben der Staatsbürger, sowohl an die Communen zur Verwaltung und Erhaltung derselben, als an die Staatskasse zur Bestreitung aller öffentlichen Bedürfnisse und zur Erreichung des dem Staate der Idee nach zum Grunde liegenden Zweckes. Das Abgabensystem war in dem sogenannten classischen Alterthum ganz eigenthümlich, aber durchweg nach der bei ihm herrschenden Idee von dem Staatsleben eingerichtet. Da der griechische Staatszweck weder auf Bereicherung der Einzelnen, noch auf die des Staatsschatzes auf Kosten der Einzelnen gerichtet war, so daß auch die gesammte griechische Geschichte kein Beispiel von Revolution, von Tumult, von Auflehnung wegen zu schweren Druckes hoher Abgaben anführt, so war die Verwaltung der Finanzen zwar ein wichtiger, aber doch ein sehr untergeordneter Zweig der Staatsregierung, nach deren Satzung die meisten Leistungen, welche wirkliche Staatsleistungen hätten sein können und sollen, von den einzelnen Reichen oder von ganzen Phylen und Geschlechtern aufgebracht wurden. Die hauptsächlichsten Ausgaben in Athen z. B. bestanden in der Anschaffung der Pferde für die Reiterei, der Waffen und Schiffe, die der Staat baute, oder der Reiche segelfertig machte und ausrüstete; im Sold an die Bogenschützen, in dem Versammlungssold, in Tagegeldern an die Staatsredner, Prytanen, Gesandten ꝛc.; für Anstalten zur Unterstützung der ärmeren Bürger und in Pensionen (Armengeld) an Invaliden; für Bauwerke (jährlich 600 Talente), für Feste und Opfer des Staates und für Polizeianstalten. Die Einnahmen dagegen bestanden in den Einkünften von den Staatsgütern (Aecker, Wiesen, Triften, Forste, Häuser, Salzwerke, Gewässer und Bergwerke), in indirecten Steuern, als: Zölle, Waaren-, Gewerbs-, Fremden- und Sclavensteuer, in Gerichts- und Strafgeldern, Tributen von Verbündeten und in dringenden Fällen, in einer auf Kataster gestützten Vermögenssteuer, so jedoch, daß blos der dritte Theil des Vermögens besteuert wurde, und daß, so lange es deren nicht bedurfte, die Abgabe blos notirt wurde. Steuerbefreiungen, außer den den Fremden bewilligten, gab es durchaus nicht, als im Falle der völligen Bettelei, für welche alsdann die Reichen zahlen und Opfer

bringen mußten. Bisweilen und im Drange der Noth wurden außerordentliche Abgaben eingefordert. Die Verbrauchssteuern waren eigentlich ein bloßes Marktgeld, auf den Märkten, wie die Zölle in den Häfen, erhoben. Die Zölle, d. h. Ein- und Ausfuhrabgaben zu Land und zu Wasser, betrugen 2 Proc. und waren verpachtet wie Staatsgüter. Die Verbrauchssteuern wurden nur von wirklich verkauften Waaren erhoben. Die Nichtbürger zahlten eine Kopfsteuer von 12 Drachmen, eine Frau mit Familie 6 Drachmen, jede nach franz. Gelde 18 Sous werth. Bei den Griechen ging das öffentliche Leben über das private, und darum gab es keine ständigen Civilbesoldungen, keine Aemter, die wie in der modernen Zeit fast als bloße Versorgungsanstalten der Individuen betrachtet werden. Es gab ferner keine passiven Staatsschulden, folglich auch keine Zinsen, weil man nicht zwischen Staats- und Privatwohl unterschied; es gab keine Anticipationen der Steuern, keine Assignaten und keine Papiergelder. Die griechischen Staaten sind in keinem Falle aus Mangel an Geld untergegangen, sondern sittliche Ursachen und Luxus haben sie weit mehr als Mangel an Reichthum um ihre Selbständigkeit gebracht. Das römische Staatsleben ist die Brücke aus der griechischen Prachtwelt in die Barbarei des alten Abendlandes. Das Staatsfinanzwesen hatte bei den Römern schon eine weit wichtigere Rolle, als bei den Griechen, und die Steuerkataster zeigten, zumal gegen das Ende der Republik, ausschweifende Summen, die von den Provinzen aufgebracht werden mußten. War es auch früher Herrschsucht, was den Römer zum Eroberer bildete, so trat später und zu seinem Verderben doch auch öffentliche und Privathabsucht hinzu, um in den gemachten Eroberungen Geld und Geldeswerthe zu erpressen. Die gesammte römische Staatseinnahme bestand in der Bürgerschätzung, in den Einkünften von Staatsgütern, in Stipendien und Tributen der Besiegten, in Confiscationen, in der Kriegsbeute, wie bei den Griechen, und in den Zöllen und sonstigen indirecten Abgaben. Alles, was nicht Tribut oder Stipendium war, hieß Vectigal, mochte es Pachtgeld von Staatsgütern, oder ein anderes Einkommen sein. Die Vectigalien sind eigentlich Transito- und Einfuhrabgaben und zerfielen in Portoria oder Hafen- und Grenzzölle mit Einschluß der Brückengelder, und in Decumä und Scripturä oder Pachtgelder. Nach der Besiegung des Perseus und nachdem Rom durch die unberechenbaren Reichthümer von Syrakus, Karthago, Spanien, Macedonien, Asien und Afrika seine Schätze gefüllt hatte, wurde der römische Bürger, der unbeugsame, unersättliche Souverän der alten Völker, von der Last der Steuern befreit, aber desto größer wurde der Druck, der die Provinzen verheerte und die bezwungenen Nationen niederbeugte. Asien trug beinahe $1^1/_2$ Million Pfd. Sterling jährlicher Steuern, Afrika 1 Mill. Pfd.; Gallien und Aegypten jedes $2^1/_2$ Mill. Pfd.; das ganze Steuereinkommen des gesammten Staates betrug nach Lipsius 150 Mill. Goldkronenthaler, nach Gibbon 15—20 Mill. Pfd. Sterl. Die Kaiser von Augustus an besteuerten den Bürger wieder, aus dem sehr natürlichen Grunde, weil dieser nach dem Verlust der republikanischen Souveränetät kein Recht mehr zu Steuerbefreiungen hatte, und Unterthan so gut war, als der Bewohner der Provinzen. Es kamen nun auch verschiedene Zölle und selbst eine Consumtionssteuer auf.

Das Mittelalter brachte von dem Augenblicke an, als es aus dem Dunkel der Geschichte heraustrat, ein ganz anderes System der Steuerverfassung in Ausübung, dessen Basis das System der Grundherrlichkeit war. Die ganze mittelalterliche Staatsverfassung hat sich nach der Analogie der häuslichen und Privatverfassungen gebildet und die Könige und Fürsten, von der Uebermacht begünstigt, übertrugen ihr System der Grundherrlichkeit auf ganze Provinzen, auf ein ganzes nach und nach zusammen erobertes Reich und betrachteten sich als die Herren und Eigenthümer von dem Grund und Boden des ganzen Staates und die neuen Unterthanen gewissermaßen als ihre Hintersassen, welche von nun an verpflichtet waren, den Königen, als Staatsgrundherren, Natural- und Geldabgaben von den Gütern, deren Eigenthum oder vielmehr Besitz die Eroberer ihnen gelassen hatten, völlig eben so zu leisten, als Gutsunterthanen und abhängige Familien, die auf dem Grunde eines Landeigenthums ansässig und für diese Erlaubniß der Nutzung zu gewissen Abgaben als Quoten des Ertrags verpflichtet waren. Da gab es Hoflieferungen,

sogenannte Geschenke, Einquartirungen, Militärverpflegung, Vorspann, Landfrohnen, Zehnten, Kriegsdienste und Ausrüstungen auf eigene Rechnung und ein Heer von Geldleistungen und Steuerauflagen an Könige und Fürsten, an Bisthümer und Abteien, an Klöster und Communen, an Lehnsherren und Beamtete, kurz an Alle, die Macht und Gewalt hatten, von dem Schwächern Etwas zu fordern. Die allgemeinste Abgabe war die Bede, eine Grundsteuer, oder eine wegen des Besitzes von Grundstücken geforderte Geldleistung. Wenn Jemand einem Andern etwas unentgeltlich, zu unbestimmtem Gebrauche auf unbestimmte Zeit, also ohne Abschließung eines schriftlichen Vertrags, überließ, so gebrauchten die Römer bekanntlich für diese Handlung den Ausdruck precarium. Die Geistlichen in den ersten Jahrhunderten des fränkischen Staates, eingedenk ihres Berufs, der sich mit den zerstreuten Geschäften der Selbstbewirthschaftung weitläuftiger Ländereien nicht vertrug, gaben den größten Theil ihrer Grundstücke in kurze Zeitpacht, oder eigentlich, sie überließen benachbarten Landleuten die Nutzung der meisten ihrer Grundstücke in kleinen Parzellen auf unbestimmte, aber immer sehr kurze Zeit gegen die Ablieferung einer Quote des Ertrags. Für diese Handlung entlehnten sie, einiger Aehnlichkeit wegen, den Ausdruck precarium. Aber je länger, desto mehr ging dabei das ursprüngliche Wesen des Precarium verloren, und es kam die Gewohnheit auf, einen förmlichen Contract abzuschließen, in welchem alle wesentlichen Umstände genau angegeben wurden. Dies ist der Ursprung der Bede, die man precarium, petitio, precatio oder demanda im Mittelalter nannte. Da gab es denn gegebene, übertragene und erzwungene Bedegüter, Bedepfründen, Bedegelder, Kornbede, Or- oder Arealbede in den Städten, Landbeden auf dem platten Lande, vermischte Beden, Noth- und Gewaltbeden &c. Selbst von der fahrenden Habe mußten die Unterthanen, z. B. in den brandenburgischen Marken, Beden entrichten. Eine andere, mit der Bede übereinkommende Grundabgabe, waren die Kerben (incisio, incisura, tallia, cisa oder accisa), deren Name von dem Umstande abgeleitet wird, daß die Steuereinnehmer, da sie selten oder gar nicht schreiben konnten, die Zahlungen der Contribuenten auf Kerbstöcken anmerkten, welche die Stelle der Quittungen, Belege, Controlen und Schuldscheine vertraten. Ein Stock war der Länge nach in zwei gleiche Theile gespalten, wovon der eine dem Berechtigten, der andere dem Verpflichteten gehörte; jedesmal bei Ableistung einer Pflicht paßte man die beiden Hälften an einander und bemerkte die Zahlung durch eine auf beiden Hälften zugleich eingeschnittene Kerbe. Seit Jahrhunderten an die Benennungen Kerbe und Stock gewöhnt, gebrauchte man dieselben noch, als längst die Schreibekunst eingeführt war und die Rechnungen schriftlich geführt wurden. Controlen und Abschriften von Rechnungen nannte man am Ende des 16. Jahrh. „zwei gleichlautende Kerffzettel", und in England ist der alte Name Stocks für Staatsschuldscheine und Staatspapiere (s. d.) bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Hülfen (subsidium, adjutorium, adjumentum, adjuvo, im Italienischen adhoamentum, woraus nach und nach in den verschiedenen neuern Sprachen adoube, adoba, adoha, dohana, dogana, douane und aide geworden ist) waren Steuern für außerordentliche Fälle, z. B. für Loskaufung des Grundherrn aus der Gefangenschaft, zur Ausstattung der Prinzen und Prinzessinnen, zur Bewirthung des durchreisenden Landesherrn &c. Als gleichbedeutend mit Bede erscheint in den alten Urkunden der Ausdruck steora, stiura, stura, steura, unser jetziges Wort Steuer, welches von dem altgermanischen stior, stor oder stur, d. h. stark, groß, abgeleitet, so viel ist als Stärkung und Unterstützung. Unter ihr wurde 1) eine ländliche Grundabgabe und 2) der Nationaltribut verstanden, den entlegene Provinzen an das königliche Hoflager ablieferten. 3) Auflagen auf das Nutz- und Zugvieh und 4) die gewöhnlichen Kriegsgelder, die man auch Kunigsteuer benannte. Zu den zahlreichen, aber ungeordneten Steuern des Mittelalters kamen nun noch, ohne die unendlichen unter tausendfältigen Namen erschienenen Abgaben an die Kirchen und an die Geistlichkeit zu erwähnen, die Gerichtsgefälle, die Kopfgelder und Schutzgelder, die Geleite und Zölle für Importen und Exporten. Der Zoll, als eine Ab-

gabe für die Erlaubniß, ein fremdes Gebiet auf Reisen zu berühren oder zum Behufe des Waarendebits darauf zu verweilen, zerfiel in Reisezoll und Marktzoll. Der Reisezoll bestand in Abgaben von Fußgängern und in Räder-, Deichsel-, Roll-, Straßen-, Wald-, Brücken-, Thor-, Waaren- und Begrüßungsgeld; in Schiffs-, Barken-, Kahn-, Schiffszieh-, Ufer-, Landungs-, Rasen-, Fähr-, Schleusengeld, und in dem zu Wasser und zu Land entrichteten Mutaticum, Mustaticum, Mestaticum oder Muta, d. h. Mauth, einer Auflage für die Erlaubniß, Lebensmittel herbei- oder vorbeizuführen. Nicht geringer waren die Unterabtheilungen des Marktzolles. Im Mittelalter regierte allenthalben der Zufall, der Augenblick und die Laune der Gewalthaber. Da gab es keine eigentlichen Etats, keine Concentration der Staatsrechnungen, keinen Organismus im Geschäftsgange und keine Uebersicht über die Staatskräfte. Darum würde es auch ein fruchtloser Versuch sein, wenn Jemand den gesammten Ertrag der Abgaben und Steuern in dieser Zeit berechnen wollte; es ist genug, zu wissen, daß die weltlichen und geistlichen Herren unnennbare Summen zogen. Ueber die eigentliche Verwendung der Staatseinkünfte kann man noch weniger etwas Zuverlässiges und Befriedigendes ausmitteln. Der eigentlichen Staatsbedürfnisse konnten nur wenige sein, so lange es theils an den meisten der jetzigen öffentlichen auf Kosten des Staates unterhaltenen Anstalten fehlte, theils die öffentlichen Beamteten ihren Gehalt nicht in Geldern erhielten, sondern für die Nutzung fiscalischer Ländereien dienten. Erst später, als die fürstliche Gewalt in Deutschland sich mehr und mehr ausbildete, nahm auch das Besteuerungssystem eine geordnetere Gestalt an. Anfänglich waren es freilich nur Hülfsgelder, welche die Fürsten sich von ihren Unterthanen bei außerordentlichen Fällen zahlen ließen, doch wurden diese Hülfsgelder mit der Zeit immer mehr zu stehenden Steuern. Vgl. Lang „Historische Entwickelung der deutschen Steuerverfassung seit den Karolingern bis auf unsere Zeiten" (Berl. 1798).

Man unterscheidet jetzt directe und indirecte Abgaben, von denen jene, nach der Absicht des Gesetzgebers, von Dem, der sie zahlt, auch getragen werden, während das bei den andern nicht, oder doch nur ausnahmsweise der Fall ist. Kein Gesetzgeber kann aber verhindern, daß nicht der Verkehr beide Steuern, in vielen Fällen, in einander verwandelt; keiner erzwingen, wer eigentlich eine Steuer tragen soll. Grundsatz der Besteuerung muß es sein, daß Jeder nach dem Verhältniß seiner Kräfte beitrage. Dieser Grundsatz wird aber in unsern künstlichen Verhältnissen nicht dadurch verwirklicht werden können, daß man die Verhältnisse eines Jeden aufs genaueste erforsche und sie dann mittelst einer einzigen Steuer anziehe (s. Einkommensteuer), sondern es kann dies nur durch ein System in einandergreifender Steuern geschehen, die sich wechselseitig ergänzen und ausgleichen, und von denen jede einzelne niedrig genug ist, um eine Ungleichheit nicht drückend werden zu lassen. Als das immer noch einfachste System stellt sich dasjenige heraus, was sich aus Grundsteuer (s. d.), Gewerbsteuer (s. d.), Personalsteuer (s. d.) und den anwendbaren Verbrauchssteuern und Zöllen (s. Zoll) zusammensetzt, wozu noch allenfalls kleinere Gebühren und Stempelabgaben kommen mögen.

Steuerverein. Die allmälige Entwickelung des Zollvereins und die durch ihn immer augenscheinlicher sich zeigenden Vortheile, welche eine freie Bewegung des Handels und Verkehrs in engverbundenen Staaten hervorruft, veranlaßten Hannover, Braunschweig und Schaumburg-Lippe, unterm 1. Mai 1834 zu einem gemeinschaftlichen Zollsystem sich zu verbinden, welchem noch unterm 7. Mai 1836 Oldenburg sich anschloß. Dieser sogenannte Steuerverein nahm im Wesentlichen die Grundsätze des Zollvereins an, und auch die Zollgesetzgebung wurde ihm mit alleiniger Ausnahme der Erhebungssätze entlehnt. Die vielen Berührungen, in welchen beide Vereine zu einander standen, veranlaßten einen Vertrag vom 1. Novbr. 1837, worin sie sich anheischig machten, dem Schleichhandel zwischen ihren Landen nach Möglichkeit entgegenzuwirken. Zu besserer Erreichung dieses Zweckes wurden die hannövrische Grafschaft Hohnstein mit dem Amte Elbingerode, sowie das braunschweigische Fürstenthum Blankenburg mit dem Stiftsamte Walkenried, dem Amte Calvörde, dem braunschweigischen Antheile des Dorfes Papstdorf und dem Dorfe

Hessen mit einer Gesammtbevölkerung von 38,000 Einw. dem diese Gebietstheile einschließenden Zollverein, dagegen die früher vom Zollverein ausgeschlossenen preußischen Dörfer Wolfsburg, Hehlingen und Heßlingen nebst dem Antheil einiger Dörfer mit dem rechts der Weser und der Aue liegenden Theile des Kreises Minden mit einer Gesammtbevölkerung von 11,000 Einw. dem Steuervereine einverleibt. Im J. 1840 kündigte der Steuerverein diesen mit dem J. 1841 ablaufenden Vertrag, wobei sich Braunschweig gegen den Steuerverein Mehreres vorbehielt, worüber man ein Protocoll aufnahm, welches über sieben Punkte Verabredung traf und am 14. Februar unterzeichnet wurde. Am 10. März trat jedoch Hannover auch von diesem Vertrag zurück, weil es unter Umständen, insbesondere bei etwa ausbrechendem Kriege, außer seiner Macht liegen könne, den Verpflichtungen zu genügen, und Braunschweig sandte nun einen Abgeordneten nach Berlin, um seinen Anschluß an den Zollverein einzuleiten. Anfangs wünschte man von Seiten des Zollvereins, Hannover und Braunschweig möchten sich wieder versöhnen und so lange zusammenbleiben, bis sich beide Länder an den Zollverein anschließen könnten. Da Braunschweig aber bei seinem Entschlusse beharrte, wurde Hannover aufgefordert, mit Preußen Namens des Zollvereins zu berathschlagen, wie die übrigen schwierigen Zollgrenzen am besten zu ordnen wären. Namentlich schlug man Hannover vor, die Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen dem Zollvereine zu überweisen, wogegen Braunschweig seinen Harz- und Weserdistrict beim Steuervereine lassen sollte. Beide Staaten lehnten dies ab und der Zollverein überließ nun die Regulirung dieser Angelegenheit beiden Staaten selbst. Braunschweig trat am 1. Januar 1842 dem Zollverein bei, doch ließ es mit Rücksicht auf die Erklärungen Hannovers wegen seines Anschlusses an den Zollverein seinen Harz- und Weserdistrict für 1842 noch beim Steuerverein. Die Verträge vom November 1837 wurden am 17. Decbr. 1841 unter Modificationen erneuert. Zu eigentlichen Verhandlungen über den Anschluß Hannovers an den Zollverein ist es nicht gekommen; nur stellte Hannover im J. 1841 acht Bedingungen auf, nach deren Eingehung Seitens des Zollvereins es sich seinen weitern Entschluß vorbehalten wollte. Es wollte für sich die Vertheilung der Zolleinnahme nicht nach der Kopfzahl, verlangte für den behaupteten Mehrverbrauch ein ansehnliches Präcipuum, Entschädigung für Verluste an Durchfuhrzöllen und Herabsetzung der Tarifsätze von Colonialwaaren und Wein um mehr als die Hälfte. Auf Zureden Preußens entschloß sich Braunschweig zu Ende des J. 1842, seine beiden Districte noch für ein Jahr beim Steuerverein zu lassen, daher die Verträge vom 17. Decbr. noch für 1843 erneuert wurden. Im Mai 1843 wurde Hannover mitgetheilt, daß von 1844 an, der Zollvereinstarif im Weserdistrict, im Harzdistrict aber geringere Sätze eingeführt werden würden, worin Hannover einen feindseligen Angriff auf sein Zollsystem sehen wollte. Endlich um die Mitte des December zeigten sich die hannoverschen Commissarien bereit, einen Theil der Verträge aufrecht zu erhalten. Es sollte ein neues Zollcartell abgeschlossen werden, und jetzt nur administrative Maßregeln Schutz gegen den Schleichhandel gewähren. Die Verwirklichung dieser Uebereinkunft hing von der Genehmigung Braunschweigs ab, indem die übrigen Nachbarstaaten sich für ihre Annahme aussprachen. Aber Braunschweig hielt seine Beistimmung für unmöglich. Preußen schlug nun Hannover eine Modification vor, verlangte dagegen sofortige Erneuerung des Zollcartells. Hannover antwortete darauf durch die Aufhebung des Zollcartells. Dadurch trafen unsägliche Plackereien den dortigen Grenzverkehr, welcher ganz unschuldig für die allseitige Heftigkeit der betreffenden Regierungen büßen mußte. Nach und nach jedoch, als sich die Hitze legte, ließ man Erleichterungen des Verkehrs eintreten, und gelangte endlich selbst wieder zu diplomatischen Verhandlungen, deren Ergebniß der Vertrag vom 16. Oct. 1845 war, der bis 1854 gelten sollte und sechs Uebereinkünfte enthielt. Die erste setzte fest, wie dem Schleichhandel zwischen den betreffenden Ländern entgegen zu wirken sei. Der zweiten zufolge schloß Hannover dem Zollverein an: Die Grafschaft Hohnstein, die Aemter Elbingerode und Polle, die Stadt Bodenwerder, einen Theil des Amtes Fallersleben und mehrere einzelne Ortschaften. Ueber die Besteue-

rung der inneren Erzeugnisse mehrerer dieser Gebietstheile bestimmte die dritte Uebereinkunft das Nähere zwischen Hannover und Braunschweig; Preußen beließ die rechts der Weser und der Aue und die am linken Weserufer, von Schlüsselburg bis zur Glasfabrik Gernheim belegenen Theile des Kreises Minden, das Dorf Würgassen und einen Theil des Dorfes Reiningen beim Steuerverein. Der vierten Uebereinkunft zufolge trat Braunschweig dem Steuervereine bei mit dem Amte Thedinghausen, mit den Enclaven Bodenburg, Ostrum, Oelsburg ꝛc., mit denen in der Feldmark der Stadt Goslar befindlichen, mit der Ockergemeinde und den Ortschaften Bisverode, Bessingen, Harderode, Volkersheim, Schleweder, Duttenstedt, Essinghausen und Meerdorf. Die fünfte Uebereinkunft zwischen Hannover und Braunschweig bestimmte, wie es mit den in den Communionbesitzungen zu erhebenden indirecten Abgaben gehalten werden sollte. In der sechsten Uebereinkunft vereinigte man sich über dem Meß- und Marktverkehr förderliche Anordnungen, über die Ermäßigungen der von gewissen Erzeugnissen des einen Vereins bei deren unmittelbarer Einfuhr in das Gebiet des andern zu entrichtenden Abgaben und der auf gewissen Straßen zu erhebenden Durchgangsabgaben. Am 7. Nov. 1851 ward aber ein weiterer Vertrag zwischen Hannover und Preußen abgeschlossen, demzufolge der Steuerverein mit dem Zollverein sich vereinigte.

Steven heißen die starken Hölzer, welche sich von den Enden des Kiels aufwärts erheben und dem Schiffe seine Begrenzung in der Länge geben. Fest durch Kniee und Bolzen verbunden, steht auf des Kiels Vorderende der Vordersteven mit einer leichten Biegung nach außen, an dem sämmtliche Planken des Buges ihre Befestigung erhalten. Ganz am Hinterende steht jetzt gewöhnlich senkrecht der Hinter- oder Achtersteven, an welchem das Ruder in seinen Fingerlingen beweglich hängt.

Stewart, Dugald, an der Spitze der philosophischen Schule von Schottland, geb. am 22. Novbr. 1753 zu Edinburgh, wo er schon 1771 seinem Vater, Matthew S., der daselbst Professor der Mathematik war, als Vicar beigegeben und 1784 zum Professor der Moralphilosophie ernannt wurde, mit welcher er sich schon frühzeitig beschäftigt hatte. Durch seine Schriften hatte er die Aufmerksamkeit der Akademien von Petersburg und Philadelphia auf sich gezogen, welche ihn zu ihrem Mitgliede machten. Seine Schriften, welche an einer gewissen Breite und schwerfälligen Dunkelheit leiden, auch von der Unkenntniß der deutschen Philosophie zeugen, enthalten theils kleinere oder größere Abhandlungen über Philosophie überhaupt und Geschichte der Philosophie, theils und insbesondere erstrecken sie sich auf Moralphilosophie (in den „Outlines of moral-philosophy“) und auf die Geschichte des menschlichen Geistes („Elemente der Philosophie des menschlichen Geistes“, 1792); auch schrieb er Memoiren berühmter schottischer Gelehrten, nämlich seines Lehrers Thomas Reid, Adam Smith's und Robertson's. Er starb den 11. Juni 1828 zu Edinburgh. — Charles S., ein berühmter Orientalist, welcher in seinen Sprach- und geschichtlichen Forschungen dadurch sehr gefördert und unterstützt wurde, daß er im Dienste der ostindischen Compagnie als Major in Bengalen war. Derselbe wurde später zum Professor der orientalischen Literatur in Hertford berufen, gab im J. 1809 eine Beschreibung der Bücher, Handschriften und des Lebens von Tippo Saib und 1810 eine Uebersetzung der persisch geschriebenen Reisen des (Hindostaners von Geburt, aber sogenannten) persischen Prinzen Mirza Abu Taleb Khan in Asien, Afrika und Europa, und 1813 eine Geschichte von Bengalen heraus.

Stewart, Charl. Will., Lord, s. Vane, Charl. Will., Marquis von Londonderry.

Sthenelos, der Sohn des Perseus und der Andromeda, König von Mykenä und Tiryns, Gemahl der Nikippe, der Tochter des Pelops, Vater des Eurystheus, der Alkinoë und Medusa, wurde von Hyllos, dem Sohne des Herakles, erschlagen. — Sthenelos, der Sohn des Aktor, begleitete den Herakles auf dem Zuge gegen die Amazonen, wurde in Paphlagonien bestattet und erschien dort den Argonauten. — Sthenelos, der Sohn des Kapaneus und der Euadne, einer der Epigonen (s. d.), zog mit Diomedes gegen Troja, und war einer von denen, die in das hölzerne Roß stiegen. Bei

Vertheilung der troischen Beute soll er das Standbild des dreiäugigen Zeus erhalten haben, welches er in Argos aufstellte. Später vertrieb er mit Diomedes den Agrios aus Aetolien.

Sthenie ist nach Brown's Erregungstheorie derjenige Zustand der Lebenskräfte des Körpers, in welchem die Erregbarkeit bis zu einem Grade angehäuft ist, in welchem solche den einwirkenden Reizen, oder den erregenden Potenzen, qualitativ entspricht, worauf, von der dynamischen Seite her, der Gesundheitszustand selbst beruht. In der Pathologie dagegen bedient man sich dieses Wortes gewöhnlich gleichbedeutend mit Hypersthenie und bezeichnet dadurch den Zustand, wo die Erregung über das normale Maß erhöht ist; da dies besonders in den Entzündungen der Fall ist, so werden diese auch sthenische Krankheiten genannt.

Stheno oder Stheino, s. Gorgonen.

Stichomantie heißt das Wahrsagen durchs Loos oder durch Zettel. Sie war bei den Römern sehr gebräuchlich und ist es noch jetzt bei einigen christlichen Sekten, wie bei den Herrnhutern und Methodisten. Bei ersteren bestand sie darin, daß man Zettel, mit Versen aus den sibyllinischen Büchern beschrieben, in ein Gefäß warf, und dann einen herauszog, dessen Inhalt das künftige Schicksal bedeuten sollte. Die Christen pflegen die Bibel zur S. zu gebrauchen und zwar auf die Weise, daß man mit einer Nadel Blätter der Bibel durchsticht und den zunächst von der Nadel bezeichneten Vers zum Orakelspruch nimmt.

Stichometrie nannten die Alten das Abmessen oder Zählen der Zeilen in den Handschriften, um bei Ermangelung von Paragraphen und Kapiteln, deren Gebrauch man noch nicht kannte, den Umfang einer Schrift ungefähr zu bestimmen. Dieses Verfahren finden wir zuerst bei der Katalogisirung der Alexandrinischen Bibliothek, dann auch bei den Herculanischen Papyrusrollen in Anwendung gebracht, wobei man die Zeilen gewöhnlich am Schlusse der Handschrift bemerkte. In gleicher Weise pflegte man auch bei den Dichtern die Zeilen oder Verse zu zählen. Vgl. Ritschl „Die Alexandrinischen Bibliotheken" (Berl. 1838).

Sticken heißt die Kunst, vermittelst einer Nadel mit Fäden allerhand Zeichnungen und Schriften auf Zeugen anzubringen. Der Stoff, worauf gestickt wird, ist sehr verschieden; ebenso auch die Beschaffenheit der Fäden. Bekannt war die Kunst schon im Alterthume, namentlich bei den Phrygiern; dann auch bei den Hebräern (s. Stiftshütte) und Sidoniern. Mit Goldfäden zu sticken soll der König Attalus von Pergamus erfunden haben; mit Menschenhaaren stickten zuerst gegen Ende des 18. Jahrh. die hannoverschen Fräulein von Wyllich.

Stickstoff (Azot) ist bis jetzt nur mit Wärmestoff als Gas verbunden bekannt, wurde als solches zuerst 1772 von Rutherford entdeckt und von Lavoisier und Scheele als Hauptbestandtheil der atmosphärischen Luft nachgewiesen. Außerdem findet er sich besonders in den thierischen Körpern, der Luft der Schwimmblase der Fische, vielen Pflanzen, und in der Salpetersäure und deren Salzen. Aus ihnen läßt er sich auf verschiedene Weise, aber kaum ganz rein darstellen, weil er gewöhnlich einen Antheil Sauerstoff behält. Das Stickstoffgas ist unsichtbar, geruch- und geschmacklos, elastisch und zur Respiration ganz untauglich, tödtet die Thiere durch Erstickung, daher sein Name; auch die Flamme verlischt darin. Mit Wasser verbindet es sich nur schwer, sehr leicht aber mit Sauerstoff, selbst im Uebermaß, woraus das oxygenirte Stickgas entsteht; mit Phosphor giebt es Phosphorstickstoffgas, mit Schwefel Schwefelstickstoffgas. Mit Sauerstoff chemisch verbunden, bildet es die Salpetersäure (s. d.), mit Wasserstoff das Ammoniak (s. d.), mit Kohlenstoff das Cyan (s. d.), das die Grundlage der Blausäure ist.

Stiefgeschwister, s. Halbgeschwister.

Stiefmütterchen oder Freysam-, Dreifaltigkeitskraut, Tausendschön (Herba jaceae, Viola tricolor) ist eine Pflanze, welche zur 19. Classe Linné's gehört und häufig in ganz Deutschland auf Grasplätzen und Ackerland wächst. Sie ist weich, saftig, breitet sich mit vielen auf der Erde liegenden Aesten aus und blüht fast den ganzen Sommer hindurch. Die Blumenstiele tragen zwei- oder dreifarbige Blumen, welche aus fünf Blättern bestehen. Zwei derselben sind purpurviolett oder dunkelblau, zwei hellblau

oder gelb, und eins entweder gelb oder weiß. Die Blätter der Pflanze sind länglich, schmal, gezackt. Die ganze Pflanze wird besonders ihrer urintreibenden Kraft wegen in der Medicin, namentlich gegen skrofulöse Hautausschläge, Milchborke ꝛc. benutzt und zwar entweder als Pulver oder als Theeaufguß.

Stieglitz (Fringilla carduelis) oder Distelfink, ein auf dem Rücken gelblich-grauer, im reifen Alter an Kehle, Wangen und Stirn blutrother, auf Scheitel und Nacken schwarzer, auf den Schwingen mit hochgelber Binde versehener Singvogel, der in ganz Europa heimisch ist, nicht wandert, von ölhaltigem Samen lebt, ein sehr künstliches Nest baut und jährlich zweimal brütet. Er singt angenehm, entwickelt viele Gelehrigkeit und wird daher als Zimmervogel gern gehalten, pflanzt sich in der Gefangenschaft fort und erzeugt mit Kanarienvögeln Bastarde.

Stieglitz, Christian Ludwig, ein gründlicher Kenner der Baukunst, am 12. Decbr. 1756 zu Leipzig aus angesehener Familie geboren und am 17. Juli 1836 als Proconsul daselbst verstorben, besuchte die Thomasschule und seit 1773 die Universität seiner Vaterstadt, um die Rechtswissenschaften zu studiren. Im J. 1784 zum Doctor der Rechte creirt, trat er 1792 in das Rathscollegium, ward 1801 Stadtrichter, 1804 Baumeister, 1823 Proconsul; frühzeitig erhielt er eine Stelle am Collegiatstifte zu Wurzen und ward 1810 mit der Würde des Propstes bekleidet. Mit Vorliebe beschäftigte sich S. von Jugend auf mit Zeichnen und den Bauwissenschaften, nebenbei auch mit Poesie, und er war eine Zeitlang Mitglied einer in Leipzig bestehenden poetischen Gesellschaft. Das größte Verdienst bleibt ihm indessen die Erforschung der Baukunstgeschichte, als deren Geschichtschreiber er sich ein unvergeßliches Denkmal gegründet. Er schrieb: „Versuche über die Baukunst" (Jena 1786); „Geschichte der Baukunst der Alten" (Lpz. 1792); „Encyklopädie der Baukunst der Alten" (5 Bde., Lpz. 1792—98); „Baukunst der Alten, ein Handbuch für Freunde der Kunst" (Lpz. 1796); „Archäologie der Baukunst der Griechen und Römer" (2 Bde., Weimar 1801); „Zeichnungen aus der schönen Baukunst" (Lpz. 1801, 2. Aufl. 1805); „Versuch einer Einrichtung antiker Münzsammlungen zur Erläuterung der Geschichte der Kunst des Alterthums" (Lpz. 1809); „Archäologische Unterhaltungen" (Lpz. 1820); „Ueber altdeutsche Baukunst" (Lpz. 1820); Geschichte der Baukunst vom frühesten Alterthume bis in die neuesten Zeiten" (Nürnb. 1827).

Stieglitz, Heinrich, geb. zu Arolsen im Waldeckschen 1802, bezog 1820 die Universität Göttingen, ohne ein bestimmtes Studium sich gewählt zu haben, mußte in Folge der politischen Bewegungen, denen er sich angeschlossen hatte, die Universität Göttingen verlassen und studirte jetzt, in Folge der veränderten Vermögensverhältnisse seines Vaters, in Leipzig Philologie. Hier lernte er auch seine durch das tragische Schicksal später berühmt gewordene Gattin, Charlotte Sophie Willhöft kennen, und verlobte sich mit ihr, setzte dann seine Studien in Berlin weiter fort, ward 1828 als Custos der Bibliothek und nachher als Gymnasiallehrer angestellt. Seine Gesundheit, namentlich furchtbare Blutwallung, die oft sein Gehirn bis zum Wahnsinn aufregten, bewog ihn, diese beiden Stellungen aufzugeben und er machte zur Zerstreuung mehrere Reisen, so 1833 nach Rußland, 1834 nach dem Bade Kissingen, ohne besondere Erleichterung für seinen physischen Gesundheitszustand daraus zu erlangen. Am 29. Decbr. 1834 machte Charlotte ihrem Leben selbst ein Ende; S. floh aus Berlin nach München, vergrub sich einige Zeit in dem bayerschen Hochgebirge bei Partenkirchen, setzte sich dann später in Venedig fest, von wo er in den letzten Jahren mehrere Wanderungen durch Illyrien, Montenegro und die angrenzenden Länder gemacht hat und wo er auch am 24. August 1849 an der Cholera starb. Sein Oheim, der Bankier Baron von Stieglitz in Petersburg, hatte ihm eine äußerst sorgenfreie Existenz gegeben. Daß S. sehr excentrisch von jeher war, kann man nicht leugnen; daß er sich gern für ein außerordentliches Original halten mochte und dies schon in seiner äußern Erscheinung anzudeuten suchte, ist ebenso wenig zu bestreiten; ebenso gewiß aber ist auch, daß dasjenige, was er geleistet hat, durchaus nicht dem entspricht, was er und seine Freunde von seinen dichterischen Anlagen zu halten schienen. Es ist möglich,

daß wir in den Beschuldigungen und Anklagen zu weit gegangen sind; möglich, daß S. selbst den früheren Aufmunterungen und Anspornungen, um sich her die Atmosphäre eines großen Dichterruhms zu verbreiten, eher nachgegeben als in seiner eigenen Eitelkeit dieser Schwäche sich hingegeben hat; wir können in seinen dichterischen Productionen den großen Geist nicht finden, der von so vielen Seiten in Stieglitz proclamirt worden ist. Wir besitzen von ihm seine mit Ernst Große gemeinsam herausgegebenen „Gedichte zum Besten der Griechen"; „Bilder des Orients" (4 Bde., Lpz. 1831—33); „Stimmen der Zeit in Liedern" (Lpz. 1832; 2. Aufl. 1834); „Das Dionysosfest" (Berlin 1836, eine lyrische Tragödie); „Gruß an Berlin, ein Zusammenkunftstraum" (Lpz. 1838); „Bergesgrüße aus dem Tyroler-, Alpen- und Bayerschen Gebirge" (Münch. 1838) und Aehnliches.

Stieglitz, Johann, wurde am 16. März 1767 zu Arolsen im Waldeckschen von israelitischen Aeltern geboren, studirte zu Berlin und Göttingen Medicin, und promovirte an letzterer Universität am 25. April 1789. Bald nachher ließ er sich zu Hannover als praktischer Arzt nieder, verheirathete sich und trat 1800 nebst seiner Frau zur evangelisch-lutherischen Kirche über. Er genoß bald allgemeines Vertrauen, wurde 1802 zum Hofmedicus und 1809 zum ersten Leibarzt ernannt, erhielt später den Guelphenorden, wurde Hofrath (1820) und später Obermedicinalrath, als welcher er an der Spitze des Medicinalwesens stand, um das er sich bleibende Verdienste erwarb. Er starb am 31. Oct. 1840. Seine literarischen Verdienste, welche ihn zu einem der ersten jetzt lebenden Aerzte erhoben, wurden von einer Menge gelehrter Gesellschaften des In- und Auslandes anerkannt, indem sie ihn zu ihrem Mitgliede ernannten. Außer einer Menge trefflicher Recensionen und einzelner Aufsätze, erwähnen wir hier nur folgende Schriften, welche classisch genannt werden können: „Ueber das Zusammensein der Aerzte am Krankenbette" (Hannov. 1798); „Versuch einer Prüfung und Verbesserung der jetzt gewöhnlichen Behandlungsart des Scharlachfiebers" (Hannov. 1807); „Pathologische Untersuchungen" (2 Bde., Hannov. 1832).

Stieglitz, Ludwig, Baron von, Bruder des Vorigen, wurde 1778 zu Arolsen geboren und ging später nach Rußland, wo es ihm, obgleich er ohne Vermögen war, bald gelang, durch sein commercielles Genie und seine rastlose Thätigkeit das allgemeine Zutrauen zu gewinnen, so daß nicht allein seine Vermögensumstände sich schnell auf eine glänzende Weise hoben und feststellten, sondern daß er auch einen bedeutenden Einfluß auf Rußlands Handel und Industrie ausübte. Er war einer der Begründer der russischen Dampfschifffahrt zwischen Petersburg und Lübeck und bei allen größern Credit- und Finanzoperationen Rußlands ist sein Einfluß bemerklich. Neben seinem ausgebreiteten Handelsgeschäfte widmete er den Wissenschaften und der Literatur eine umfassende Aufmerksamkeit, war ein Beschützer aller wissenschaftlichen und talentvollen Männer und sein Haus in Petersburg der Sammelplatz der geistreichsten und gebildetsten Notabilitäten der Hauptstadt. Vom Kaiser wurde ihm 1825 die vererbliche Würde eines Reichsbarons verliehen. Er starb zu Petersburg am 18. März 1843. — Sein Sohn, Alex. von S., führte das Geschäft fort. — Ludwig's Bruder, Nikolai von S., geb. 1772, hatte sich ebenfalls nach Rußland gewandt und durch gut berechnete Handelsunternehmungen sich ein ansehnliches Vermögen erworben. Seine Kenntnisse, seine gewandte und redliche Geschäftsthätigkeit und seine Verdienste um die Hebung und Förderung des russischen Handels verschafften ihm das Vertrauen der obersten Behörde, in dessen Folge er zum Hofrath und Director der Schuldentilgungscommission in Petersburg berufen und in den russischen Adel erhoben wurde. Er starb in Petersburg. — Ein anderer Bruder Ludwig's, Bernhard von S., geboren 1774, betrieb früher ebenfalls ansehnliche Handelsgeschäfte zu Krementschuk im südlichen Rußland, wo er seit einigen Jahren zurückgezogen von commerciellen Geschäften lebt, nachdem ihn Kaiser Nikolaus zum Hofrath ernannt hat.

Stieler, Adolf, am 26. Febr. 1775 zu Gotha geboren und am 13. März 1836 daselbst verstorben, erhielt seine erste Bildung im Hause seines Vaters, des dortigen Hof-

raths und Bürgermeisters, besuchte dann das Gothaer Gymnasium und bezog 1793 die Universität Jena, später Göttingen, um die Rechtswissenschaften zu studiren. Nach vollendeten Studien 1797, trat er in seiner Vaterstadt als Advocat auf, erhielt in demselben Jahre eine Anstellung beim Ministerialdepartement, ward 1813 Legationsrath und 1829 geheimer Regierungsrath. In diesen Ämtern galt er allgemein für einen treuen, besonnenen und umsichtigen Arbeiter, und mehrere Wohlthätigkeitsanstalten seiner Vaterstadt, wie die Gothaer-Diener-Wittwen-Gesellschaft und die dortige Lebensversicherungsanstalt für Deutschland kamen besonders durch S.'s Mitwirkung zu Stande. Einen nicht minder großen Ruf hat er sich durch die gründlichen Arbeiten im Fache der Geographie erworben, zu welchem Studium er schon als Knabe besondere Neigung zeigte, die unter Hennecke's Leitung genährt und unter Gatterer zu Göttingen gefördert ward, so daß er, nach Gotha zurückgekehrt, mehrere Jahre lang dem geographischen Unterricht an der Burkhard-Stieler'schen Anstalt für Mädchen mit glücklichem Erfolg vorstehen konnte. Bald befreundete sich S. mit Zach, dem Herausgeber der geographischen Ephemeriden, und von diesem aufgemuntert und unterstützt, bearbeitete er für die größere weimarische Sammlung seine zuerst erschienenen Karten, wodurch er allgemeinen Beifall erntete. Hierauf übernahm S. die Bearbeitung eines größern Werkes, nämlich des „Handatlas" (75 Blätter), das bei möglichster Vollständigkeit in der Darstellung der hydro- und orographischen Verhältnisse eine Reichhaltigkeit an Wohnplätzen hat und durch gründliche und zweckmäßige Ausführung sich den Ruhm eines deutschen Nationalwerks erwarb. Unterstützt ward er dabei vom Hofrath Reichard in Lobenstein. Es erschien 1817—23 und seit 1823 in einer neuen Auflage. Neben diesem Werke gab er einen „Schulatlas" heraus, der bereits 12 Auflagen erlebt hat und in mehr als 70,000 Exemplaren verbreitet ist. Ihm folgte die Karte von „Deutschland, den Niederlanden, Belgien und der Schweiz" (25 Blätter, Gotha 1836), ein Werk, zu dem er schon seit 1820 Vorarbeiten machte und das er kurz vor seinem Tode beendigte.

Stiergefechte. Schon bei Griechen und Römern waren dieselben nicht ungewöhnlich, und namentlich zeigten die Thessalier große Gewandtheit in der kunstgemäßen Verfolgung der Stiere. Der Hergang dabei war jedoch einfacher und weniger grausam, die Begierde des Schauens weniger leidenschaftlich als heut zu Tage bei den Spaniern. In dem Alterthume nämlich wurden mehrere Stiere zu gleicher Zeit in den Circus losgelassen, welche von ebensoviel Reitern verfolgt und von einer Art Wurfspieß gestachelt wurden. Jeder Reiter durfte sich nur mit einem Stiere befassen, mußte ihn drängen oder ihm ausweichen, und endlich, wenn des Thieres Kraft erschöpft war, entweder dasselbe bei den Hörnern packen, und ohne abzusteigen zur Erde niederwerfen, oder sich auf seinen Nacken schwingen und ihn zu Boden stürzen. — Zusammengesetzter und grausamer sind die Stiergefechte der Spanier, über deren Verlust sich diese nicht leicht zufrieden geben würden. Der Hergang bei denselben ist folgender: Vor dem Gefechte treten in gehöriger Ordnung einige Alguazils (Häscher), ein Notarius und eine Polizeiperson auf den Kampfplatz, von welchen eine königliche Verordnung verlesen wird, worin einem Jeden, der nicht zum Gefecht gehört, bei harter Strafe verboten wird, in die Schranken zu treten und mit dem Stiere zu kämpfen. Darauf erscheinen die zum Gefecht bestimmten Personen, in buntem Festschmucke, nämlich der Matador (der Würger), der Hauptfechter, welcher dem Stiere den Todesstoß zu versetzen hat, die Picadores (Piqueurs), welche ihn zu Pferde mit Lanzen angreifen, in altspanischer Rittertracht, und die Benderillos oder Banderilleros (Fähnchenträger), welche ihn zu Fuße necken und zu diesem Ende Stäbe (Banderillos) tragen, die mit papiernen Fähnchen und einer Spitze mit Widerhaken versehen sind, welche sie mit Geschicklichkeit dem Stiere in die Haut werfen; oft sind auch Schwärmer an ihnen angebracht, welche, wenn der Stab in der Haut des Thieres steckt, losplatzen und so die Wuth desselben auf das höchste reizen. Den Beschluß des Zuges machen in der Regel einige schön geschmückte Maulesel, welche dazu bestimmt sind, die getödteten Stiere und Pferde wegzuschleppen. Nachdem nun die Kämpfer viele Verbeugungen gegen den Corregidor und gegen

das Publikum gemacht haben, läßt jener dem ersten Alguazil die Schlüssel zum Behältnisse der Stiere zuwerfen, und zugleich erschallt die Musik. Bei Eröffnung der Thüre sind die Picadores schon auf ihrem Posten in der Nähe derselben, und kämpfen zuerst mit dem eingelassenen Stiere, indem sie ihm wechselsweise die Lanzen vorhalten. Dabei kommt es häufig vor, daß Pferde verwundet oder getödtet werden und dem Picador nichts übrig bleibt, als sich durch einen behenden Sprung vor der Wuth des Thieres zu retten. Ist das Thier von diesen zurückgetrieben, so erschallt die Trompete und die Banderilleros nehmen die Stelle der abtretenden Picadores ein. Ihr Angriff ist gefährlicher. Mit den oben erwähnten Stäben nämlich stellen sie sich dem Stiere entgegen. In dem Augenblicke, da dieser den Kopf niederbeugt, um sie zu durchbohren, stoßen sie ihm die Widerhaken in den Nacken, indem Einer nach dem Andern hervorspringt, bis der Kopf des Thieres ganz mit solchen Stäben angefüllt ist. Dann tritt endlich der Matador hervor, dessen Auftritt von Lärmblasen begleitet wird. Dieser tritt mit einem langen Schwerte in der einen Hand und einem seidenen Mantel in der andern dem Stiere entgegen und stößt ihm jenes zwischen den Hörnern hinein; der gefallene Stier wird dann durch die Maulesel zu den Schranken hinausgeschleppt. Der letzte der Stiere, welcher embolado ist, d. h. Kugeln auf den Hörnern hat, wird gemeiniglich dem Vergnügen des Volkes preisgegeben, so daß ein Jeder sich mit ihm im Kampfe versuchen kann, wer Lust hat. In früherer Zeit soll bei jedem Stiergefechte in einer besondern Loge ein Beichtvater mit geweihtem Oel sich aufgehalten haben, um einem tödtlich Verwundeten gleich die letzte Oelung zu geben. So gehen Grausamkeit und Bigotterie Hand in Hand. — Der ziemlich bedeutende aus diesen Gefechten gelöste Gewinn, welcher in der Regel die Ausgabe um die Hälfte übersteigt, ist für die königlichen Spitäler bestimmt. In Madrid werden während des Sommers gewöhnlich zweimal Stiergefechte in dem Coliseo de los toros gehalten, welches über dem Kampfplatz 2 Reihen bedeckte Logen hat. König Karl IV. erließ ein Verbot gegen die Stiergefechte, welches Joseph wieder aufhob.

Stift ist eigentlich eine mit geistlichen Rechten versehene zu einem kirchlich-religiösen Leben bestimmte Anstalt nebst allen ihren Mitgliedern, Gebäuden, Besitzungen u. s. w. Die Entstehung der Stifter fällt in das 8. Jahrhundert und zwar zuerst im fränkischen Reiche, wo die Keime dazu in der eigenthümlichen Stellung der Kirche zu suchen sind. Die Franken, denen das Christenthum mehr durch äußere Gewalt aufgedrungen war, verhielten sich gegen den eigentlichen Zweck der Kirche gleichgültig, hoben dagegen vorzüglich diejenigen Seiten hervor, die dem früheren Heidenthume entsprachen. Daher erhielt die Geistlichkeit, wie die alten heidnischen Priester, eine wichtige politische Stellung fast in gleicher Weise wie der Adel. Bald erwarb sich die Geistlichkeit bedeutende Lehen vom Könige und vertheilte wiederum Güter als Lehen an Adelige, wodurch sie in alle weltlichen Angelegenheiten mit verwickelt ward. Die nothwendige Folge davon war, daß der Clerus, seinem eigentlichen Berufe gänzlich entfremdet, in das zügelloseste, weltliche Leben verfiel. In der Mitte des 8. Jahrhunderts war die Auflösung und der Verfall der fränkischen Kirche aufs höchste gestiegen, bis der Bischof von Metz, Chrodogang oder Hruodgang, unterstützt von einigen andern höhern Geistlichen, strengere Gesetze der Kirchenzucht einführte und zu diesem Zwecke auch die Weltgeistlichen zu einem klösterlichen Leben zu bewegen versuchte. Im Jahre 760 vereinigte er die Geistlichen seiner Kirche zu klösterlicher Gemeinschaft (vita canonica), welcher die Regel des heiligen Benedict zu Grunde lag, nur mit einigen Veränderungen, z. B. vorzüglich daß sie das Gelübde persönlicher Armuth nicht ablegten, dagegen waren sie wie die Benedictiner zum Arbeiten und zum Lesen der heiligen Schrift verpflichtet. Indem sie so an die Ordensregel gebunden waren, erhielten sie den Namen Canonici. Sie wohnten ebenso wie die Mönche in einem Gebäude gemeinschaftlich und wurden von den Gütern der Kirche, an der sie angestellt waren, unterhalten; den Antheil, den sie erhielten, bestimmte der Bischof. Dem Beispiele Chrodogang's folgten bald Andere; auf der Synode zu Aachen 816 wurde diese Einrichtung für das ganze Carolingische Reich gesetzlich festgestellt und bald in allen Domkirchen eingeführt, später auch bei anderen Kirchen;

die Geistlichen an den Letztern hießen canonici collegiati, zum Unterschied von den Ersteren, die den Namen canonici cathedrales führten. Die Geistlichen an solchen Metropolitan-, Kathedral- und Collegiat-Kirchen bildeten mit ihren Bischöfen oder Decanen ein Collegium, das sich in ähnlicher Weise wie in den Klöstern die Aebte und Conventuale über gemeinschaftliche Angelegenheiten berieth. Dieser geistliche Senat führte den Namen Capitel; die Mitglieder dieser Domcapitel und Collegiatstifter hießen Kanoniker, Capitularen, Domherrn oder Stiftsherrn. Da die Bischöfe, zumal im deutschen Reiche, sich großen Länderbesitz erwarben, ja zum Theil Fürsten wurden und als solche an allen öffentlichen Angelegenheiten den thätigsten Antheil nahmen, wobei sie vorzüglich ihr persönliches Interesse vor Augen hatten, so war das Interesse der Geistlichen an den Stiftskirchen häufig ein ganz verschiedenes und die Capitel der Stifter traten den Bischöfen gleichsam als Stände ihres Landes entgegen. Das Domcapitel zu Köln fing schon im Jahre 852 an, sein Vermögen selbst zu verwalten. Diesem Beispiele folgten rasch die andern und so entstanden häufige Theilungen der geistlichen Gebiete. Die Macht der Stifter wuchs immer mehr, theils durch diese Losreißung von den Bischöfen, theils durch reiche Vermächtnisse; und da häufig Adelige und Söhne von Fürsten eintraten, fanden sie bei der weltlichen Macht kräftige Unterstützung. Die Lebensweise der Stiftsherren artete immer mehr aus und nach dem Vorgange von Trier (973) gaben sie das canonische Leben, insofern es an das Zusammenwohnen (Clausur) und an die Regel des H. Benedict gebunden war, allmählich auf, behielten aber die stiftische Verfassung mit allen ihren Vortheilen bei. So genossen sie einzeln in besonderen Amtswohnungen, die sie auch willkürlich mit einem andern Aufenthaltsorte vertauschen konnten, ihre Präbenden oder Zehnten, vernachlässigten dagegen ihre regelmäßigen kirchlichen Geschäfte, die Abwartung der canonischen Stunden (horae), des Gesanges und Gebetes in ihren Kirchen. Unumschränkt verwalteten sie jetzt ihre bedeutenden Einkünfte, erwarben sich immer neue Gerechtsame, wählten ihre Mitglieder selbst, verwalteten bei Vacanzen des bischöflichen Sitzes alle Geschäfte, wählten den Bischof aus ihrer Mitte, der dann jedesmal ihre Rechte bestätigen mußte. Um den Einfluß der Bischöfe und Fürsten, die ihnen häufig ihre Günstlinge aufdrangen, völlig abzuwehren, beschränkten sich die Stifter seit dem 14. Jahrhundert auf eine bestimmte Zahl von Mitgliedern, geschlossene Capitel (capitula clausa), und zwar mußten die Stiftsherrn in den Capiteln der Bisthümer und Erzbisthümer von Adel sein und wenigstens 16 Ahnen nachweisen. Die eigentlichen kirchlichen Geschäfte lagen jetzt allen den regulirten Chorherren (canonici regulares) ob, die, an ein strenges Mönchsgelübde gebunden, den Dienst bei den Kathedralen verrichteten, während die weltlichen Chorherren (canonici seculares) alle Rechte und Güter allein genossen. In andern Stiftern, wo keine Regular-Kanoniker waren, wurden bürgerliche Vicare angestellt, die für einen geringen Gehalt alle kirchlichen Geschäfte besorgten, sonst aber ohne allen Einfluß waren. Die eigentlichen Domherren wurden auf diese Weise ihrem geistlichen Berufe gänzlich entfremdet, wie auch den jetzigen weltlichen Domherren keine andere Verpflichtung obliegt, als eine gewisse Zeit im Jahre Residenz zu halten und an den Sitzungen Antheil zu nehmen, während sie für die übrige Zeit einen beliebigen Aufenthaltsort wählen und ihre Pfründe verzehren können. Außer den wirklichen Domherren (canonici majores) gibt es auch Expectanten, Domicellaren oder canonici minores, die bei eintretender Vacanz in das Capitel einrücken, und theils durch Familienverbindungen, theils durch Einkauf zur Anwartschaft einer Pfründe gelangen, doch müssen sie von altem, stiftsfähigem Adel sein, lateinisch lesen und singen können, so wie das 14. Jahr erreicht haben; vor seinem Eintritt besteht Jeder ein Probejahr, wo er unentgeltlich ein Jahr bei der Kirche Residenz hält, dem Gottesdienste beiwohnt, die Horas absingt und andere Dienste verrichtet, wobei jedes Versehen streng um Geld gestraft wird. Alle Domherren haben gleiche Rechte, gleiche Stimme im Capitel; Rang und Einkünfte sind nach dem Alter verschieden; die Aeltesten führen in der Rangordnung die Titel: Probst, Dechant, Senior, Scholasticus, Cantor und Custos; der Probst hat den Vorsitz im Capitel, die Uebrigen haben andere Geschäfte; die priesterliche Würde erhalten nur diejenigen Domherren, die in

einem geistlichen Amte wirklich thätig sind. Aehnlich ist die Einrichtung der Collegiatstifter oder Unterstifter, die meist einem Hochstift untergeordnet sind: an der Spitze des Capitels steht gleichfalls ein Probst oder Dechant, unter ihm der Senior, Scholasticus, Cantor und die Uebrigen, die den Titel Canonici führen, wie ihre Kirche Collegiatkirche heißt. Bis zu der Säcularisation, die den 25. Febr. 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluß statt fand, hatten die meisten Capitel der Erzbisthümer und Bisthümer, die Erz- und Hochstifter, wie Köln, Trier, Worms, Bamberg, Augsburg, Passau, Paderborn, Lübeck u. a., die Probsteien Elwangen, Berchtesgaden u. a., die gefürsteten Abteien Corvei, Fulda u. s. w. Landeshoheit, so wie Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Die übrigen Stifter besaßen keine unmittelbaren Souveränetätsrechte, sondern standen unter der Landeshoheit desjenigen Fürsten, in dessen Gebiete ihr Stift und ihre Güter lagen; sonst aber wurde die alte Verfassung beibehalten, selbst bei den Capiteln, die zum Protestantismus übergetreten waren, denen durch den westfälischen Frieden ihre Rechte und Besitzungen feierlich gesichert wurden, nur daß hier die bischöfliche Würde wegfiel. Jetzt sind alle Stifter mittelbar oder unmittelbar der weltlichen Obrigkeit untergeordnet, viele sind gänzlich aufgehoben, die noch lebenden Mitglieder erhalten eine bestimmte Pension auf Lebenszeit, andere, zumal evangelische, sind zu andern Zwecken bestimmt, wie z. B. mehrere Stifter akademische Lehrer, um deren Gehalt zu vermehren, haben aufnehmen müssen. In Preußen hat man angefangen, mehrere Stifter, wie Naumburg und Merseburg, durch Nichtbesetzung der erledigten Stellen gänzlich aufzuheben. Auch anderwärts, wie in Sachsen, ist man bemüht, die Stifter zu andern, zeitgemäßen Zwecken umzuwandeln. — Außer diesen Capiteln gibt es noch weibliche Stifter, die ebenfalls theils geistliche, theils weltliche sind; die Erstern sind ganz den Klöstern ähnlich, indem die Chorfrauen an eine strenge Ordensregel gebunden sind, die weltlichen Stiftsdamen hingegen sind blos verpflichtet, das Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams abzulegen, und genießen ihre Einkünfte an jedem beliebigen Orte; nur die Pröbstin ist verpflichtet im Stiftsgebäude zu wohnen. Zur Aufnahme ist alter stiftsfähiger Adel erforderlich; Geschäfte liegen den Stiftsdamen nicht ob; doch beschäftigen sich einige mit der Erziehung der weiblichen Jugend, wie z. B. in dem protestantischen Magdalenenstifte zu Altenburg. Bei den katholischen Stiften führt ein Probst die kirchliche Aufsicht, Kapläne verwalten den Dienst in den Kirchen. Die katholischen Stiftsdamen legen das Gelübde der Ehelosigkeit ab, die evangelischen verlieren bei der Verheirathung ihre Pfründe.

Stiftshütte gebraucht Luther für das portative Heiligthum, welches Moses dem jüdischen Volke auf seinem Zuge durch die Wüste anfertigen ließ. Die vollständige Beschreibung ist 2 Mos. 25 ff. u. 36 ff. gegeben. Darnach war das Brettergerüst 30 Ellen lang, 10 Ellen breit und 10 Ellen hoch, und bestand aus 48 übergoldeten Brettern, die auf silbernem Fußgestell aufrecht standen, verbunden durch Querstangen mit goldenen Ringen. An 5 solchen Stangen mit kostbarem Fußgestelle war am Eingange ein leinener, buntgewirkter Vorhang befestigt. Aus schwarzem Akazienholz war das Holzwerk gefertigt. Die Decke war vierfach: die äußerste von Seehundsfell, die zweite aus rothen Widderfellen, die folgende aus Ziegenfell, die innere aus feinstem Byssus von roth und blauem Purpur mit eingewirkten Cherubim. Der innere Raum zerfiel in 3 Theile, so daß $^2/_3$ desselben dem Hekâl, dem Heiligen, angehörten, das letzte Drittel, das Kodesch kodaschim oder d'bir, das Allerheiligste füllte. Beide Räume waren durch Vorhänge getrennt. Das ganze Zelt war umgeben von einem 100 Ellen langen und 50 Ellen breiten Vorhofe, der durch an Säulen aufgehängte Teppiche abgegrenzt war. Im Vorhofe stand der Brandopferaltar und ein ehernes Waschgefäß zu Lustrationen. Im Heiligen stand der Tisch mit den Schaubroten, der heilige Leuchter mit 7 Lichtern und in der Mitte der Rauchopferaltar. Im Allerheiligsten wurde die Bundeslade mit den Gesetzestafeln aufbewahrt. Auf dem Deckel derselben standen die Cherubim, die symbolischen Träger des Thrones Gottes. Die Stiftshütte zu transportiren, war Geschäft der Priester. Im Lande Kanaan hatte sie lange zu Schilo gestanden. David verpflanzte das Heiligthum nach Jerusalem, der neuen Residenz,

und hiermit beginnt das später sehr verderblich wirkende Centralisationssystem. Gelehrte Forschungen über die Symbolik dieses Heiligthums gaben Bähr in der „Symbolik des mosaischen Cultus" (2 Bde., Heidelb. 1837—39) und Friedrich in der „Symbolik der mosaischen Stiftshütte" (Lpz. 1841).

Stiftskirche, s. Kathedrale und Collegiatstiftskirche.

Stiftsschulen, s. Domschulen.

Stiftung heißt eine Anstalt zu irgend einem gemeinnützigen Zwecke, von Einem oder Mehreren mit den nöthigen Mitteln ausgestattet. Dergleichen sind Universitäten, Schulen, Stipendien, Freitische, Armenhäuser, Kirchen u. s. w. Stiftungen, die den Staatszwecken entgegen sind, können von Rechtswegen vom Staate verhindert oder aufgehoben werden, sonst kommt ihm keineswegs das Recht zu, weder die vorhandenen aufzuheben, noch auch die entstehenden zu bestätigen, vielmehr haben diese das Recht ihrer Existenz durch den Willen des Stifters, der die erforderlichen Mittel aus seinem Vermögen herbeischafft, worüber er als rechtliche Person frei verfügen kann. In den meisten Ländern haben übrigens die sogenannten milden Stiftungen die besonderen Rechte der Minderjährigen.

Stiglmaier, Joh. Baptist, Inspector der königl. Erzgießerei zu München, gest. am 2. März 1844, wurde am 18. Oct. 1791 zu Fürstenfeldbruck unweit München als Sohn eines Schmiedemeisters geboren und zeigte schon frühzeitig lebhafte Neigung zum Zeichnen, so wie für Erzeugnisse der bildenden Kunst. Er kam bei dem Goldschmied Streißl in München in die Lehre, besuchte nebenher die Feiertagsschule zur weiteren Fortbildung im Zeichnen und ward auf Veranlassung des königlichen Münzdirectors Laprieur 1810 von der Akademie der Künste als Zögling aufgenommen. Anfangs wollte er sich der Stempelschneidekunst widmen, übte sich deshalb sorgfältig im Modelliren und führte schon damals eine große figurenreiche Reliefdarstellung, wie Moses Wasser aus dem Felsen schöpft, in Gyps aus. Im Jahre 1814 wurde er als Münzgraveur angestellt und 5 Jahre später vom König nach Italien geschickt, um die dortigen Kunstgießereien kennen zu lernen. In dem Städtchen Santo-Jorio am Fuße des Vesuvs wollte damals gerade der Römer Righetti die Reiterstatue des Königs Karl's III. nach Canova's Modell gießen; doch erschwerte man dem wißbegierigen Fremden auf jede Weise den Zutritt zu den Güssen. S. machte daher auf eigene Hand in einem selbst angelegten Ofen in einem Keller zu Neapel Versuche nach der ältern Methode, wo der hohle Raum zwischen der Gußform und dem Kerne mit Wachs ausgefüllt ist, das noch vor dem Gusse wieder herausgeschmolzen wird. Der erste gelungene Guß war eine Büste des damaligen Kronprinzen von Bayern nach Thorwaldsen; dann folgte die Büste des Bildhauers Haller und eine drei Fuß hohe Statue des Phidias. Im Jahre 1822 kehrte er nach München zurück und widmete sich der Stempelschneidekunst, ohne den Erzguß ganz aus den Augen zu lassen, der damals in München auf eine ganz handwerksmäßige Weise betrieben wurde. Der König Max stellte ihn endlich an die Spitze der neuzuerrichtenden Kunstgießerei und schickte ihn 1824 nach Berlin, um dort bei dem Gusse der Statue Blücher's die dabei angewendete französische Gußmethode näher kennen zu lernen, welche den hohlen Raum zwischen der Formschale und dem Kern nicht mit Wachs, sondern mit entfernbaren Thonstücken ausfüllt und dadurch die Möglichkeit gewährt, die Gußform wieder auseinander zu nehmen, um vor dem Beginn des Gusses ihr Inneres noch einmal zu prüfen. Er kehrte noch im Jahre 1824 zurück und goß in dieser neuen Weise ein Relief für das Grabdenkmal zweier zu München verstorbener Brasilianer. Im folgenden Jahre verfertigte er die Büste König Maximilian's I. und leitete den nach seiner Angabe begonnenen Bau der Erzgießerei, aus der eine Menge der herrlichsten Kunstwerke hervorgingen.

Stigma bedeutet ein Mal oder Brandmal, welches bei den Römern den Verbrechern, besonders entlaufenen Sclaven eingebrannt wurde. Ein ähnliches Kennzeichen erhalten noch in manchen Ländern die Galeerensclaven.

Stilfser Joch, von dem naheliegenden Worms auch Wormser Joch genannt, ein Bergrücken der rhätischen Alpen, in der Provinz Sondrio des lombard.-venetianischen Königreichs gelegen, ist bekannt durch die 1825 vollendete und von Kaiser Franz I. später bis Beco fortgesetzte neue Kunststraße (s. Alpen), welche 16 Fuß breit, bis auf die Höhe von 8850 Fuß ansteigt und somit die höchst liegende Straße in Europa ist. Sie hat auf einem Wege von 2400 Fuß fünf Galerien, 54 Windungen, sechs Herbergen und viele Zufluchtsörter und gewährt an mehreren Stellen die herrlichsten Aussichten.

Stiliko oder Stilicho, ein geborner Vandale, der durch seine kriegerische Tüchtigkeit zum Oberbefehl über das römische Heer und zu der Ehre gelangte, durch die Vermählung mit der Nichte des großen Theodosius und durch seine beiden Töchter, welche in der Folge Honorius heirathete, mit dem Kaiserhause in die engste Verbindung zu kommen. Er erwarb sich das Vertrauen des Theodosius in so hohem Grade, daß dieser ihm bei der Theilung des Reiches die Vormundschaft über Honorius und die Regierung des abendländischen Kaiserthums, die er auch auf das kräftigste führte, anvertraute. Es bedurfte in der That zu dieser Zeit, wo ein schwacher Regent auf dem Throne saß und die Stürme germanischer Stämme sich häufig wiederholten, einer geübten und kundigen Hand, welche kräftig die Zügel des Staats lenkte. Besonders waren es die Westgothen, welche von Rufinus, dem Vormunde des Arcadius, in das oströmische Reich gerufen, um seine ehrgeizigen Absichten zu befördern, das Reich wiederholt gefährdeten. Da Stiliko gegen die mit Rufinus verbündeten Gothen nichts ausrichten konnte, so veranlaßte er den Gothen Gainas, jenen bei einer Musterung des Heeres zu ermorden. Aber Eutropius, dessen Nachfolger, wußte die Streitkräfte des Stiliko, die sich gegen ihn richteten, durch die von ihm veranlaßte Empörung des Feldherrn Gildo, der ein eignes Reich zu gründen versuchte, in Afrika abzulenken. Nachdem dieselbe gedämpft war, rückte Alarich, von dem in Afrika beschäftigten Stiliko nicht gehindert, in Gallien ein, und drang, während Honorius nach Ravenna flüchten mußte, bis Pollentia vor, wo Stiliko mit den aus Britannien an sich gezogenen Truppen einen glänzenden Sieg über die Gothen erfocht 403 n. Chr. Jedoch diese hatten sich in Folge ihres ungehinderten Abzuges von Neuem verstärkt, wurden aber auf ihrem Zuge gegen Rom nochmals bei Verona geschlagen und mußten Italien räumen. Die unter großen Verheerungen 406 in Italien einbrechenden Vandalen und Alanen schloß Stiliko in den Bergen von Fäsulä ein und rieb sie durch kleinere Angriffe und durch Hunger entweder auf, oder nahm sie in Kriegsdienste. Dem immer mehr anwachsenden Strom von Barbarenschwärmen, Sueven, Vandalen, Alanen, Burgundern und Franken, die sich zerstörend über Gallien ergossen, hätte Stiliko noch am Ersten Einhalt thun können. Jedoch er wurde dem Honorius verdächtig, welcher, nach einem Aufstande der Getreuen des Stiliko, zu dessen Hinrichtung in Ravenna seine Zustimmung gab 408. Er ließ sich von der zweiten Tochter des Stiliko trennen und seine Güter einziehen. Stiliko, welcher, ursprünglich ein Vandale, sich gänzlich romanisirt hatte, ist, nebst mehreren andern bedeutenden Barbaren dieser Zeit, ein Beispiel der Neutralisation, durch welche immer mehr die römischen und germanischen Elemente sich mit einander verschmolzen.

Stille Woche, s. Charwoche.

Stiller Ocean, großes Weltmeer oder Südsee, erstreckt sich von der Ostküste Asiens bis zur Westküste Amerikas, und vom nördlichen Eismeere, mit dem es durch die Behringsstraße verbunden ist, bis zum südlichen Polarkreise, der als Grenze des offenen südlichen Eismeeres angesehen wird und hat einen Flächeninhalt noch einmal so groß als der des atlantischen Oceans und einen größern als der alles Festlandes der Erde (welcher 2,424,000 □M. beträgt), nämlich von 3,300,000 □M. Unter seinen zahlreichen Busen sind die wichtigsten an der asiatischen Küste: das ochotskische, japanische und gelbe Meer und die Meerbusen von Siam und Tonkin; an der neuholländischen: die Carpentariabai, und an der amerikanischen: der californische Meerbusen. An Inseln ist es ungeheuer reich, vorzüglich vom Aequator bis zum südlichen Polarkreise, wo sie sich von der

asiatischen Küste bis zum 240° L. in dichten Gruppen ausbreiten. Man theilt den stillen Ocean auch ein 1) in die Nordsee, vom nördlichen Eismeere bis zum Wendekreise des Krebses; 2) die Mittelsee oder das eigentliche stille Meer, bis zum Wendekreise des Steinbocks und 3) die eigentliche Südsee bis zum südlichen Eismeere. Den größten Theil seiner Wassermasse erhält dieses Meer von Asien, von wo außer andern Strömen der Amur, Hoangho, der Jantsekiang und der Maykaung in dasselbe mündet; aus Amerika treten geringere Flüsse in den stillen Ocean. Merkwürdig sind die Strömungen, welche man an diesem Meere beobachtet hat. Von besonderer Bedeutung ist die, welche von der Behringsstraße an der südwestlichen Küste herunter, so wie eine andere (kalte), welche vom südlichen Eismeere an den südwestl. Küsten Amerikas sich hinabzieht. Den Namen stilles Meer hat dieser Ocean, weil vom 30° südl. Br. bis 5° nördl. Br. bei sanften, fast immer gleichen Winden eine fast beständige Heiterkeit der Witterung herrscht. Vgl. Burney „Geschichte der Reisen in das stille Meer bis 1764" (5 Bde., Lond. 1817) und Dillon „Voyage aux iles de la mer du Sud en 1827 et 1828" (2 Bde., Par. 1830).

Stilling, s. Jung, Joh. Heinr.

Stillleben. Unter dieser Benennung versteht man diejenigen Gemälde, aus denen alles Lebende entfernt ist; sie gehören aber nicht minder zu den Kunstwerken, indem sie einer guten Anordnung, Beleuchtung und sorgfältigen Ausführung unterworfen sind. Auch hier kann der Künstler auf mannichfaltige Art interessiren, und je sinniger seine Zusammenstellungen sind, um so mehr wird der Beschauer bleibend gefesselt. Obwohl diese Gegenstände den andern Gattungen der Malerei untergeordnet sind, so gehört doch bei ihren Ausführungen ein bedeutender Kunstaufwand dazu, indem der Künstler schon in mehreren Gattungen der Malerei bewandert sein muß; er wird sich nicht blos auf die Küche mit Gemüse, mit Zwiebelrespen und Fischen begnügen, er wird nicht blos Geschirr von glänzendem Metall darstellen, sondern er führt uns auch in den Wald; hier sehen wir die bemoosten Stämme der Bäume mit ihren Zweigen und Blättern, wo am Boden unter üppigen Pflanzen das todte Wild, und die Vögel mit glänzenden Farben geschmückt, kunstvoll und doch natürlich neben und übereinander liegen, und die Flinte des Jägers, der eben fort gegangen zu sein scheint, an einem Steine oder Baumstamme lehnt. Auch läßt sich bei dem Stillleben noch eine sinnigere Bedeutung anbringen; hier sehen wir auf einem bedeckten Tische unter mehreren Büchern einen menschlichen Schädel stehen; neben diesem ist auf einem Leuchter eine ausgelöschte Kerze, an deren Seite eine entblätterte Rose liegt. — Bei allen diesen Gegenständen ist eine zarte Ausführung nothwendig; je mehr die Stoffe wahr behandelt sind, die Haare und Federn der Natur nahe kommen, um so mehr haben die Stillleben Anspruch auf den Namen ächter Kunstwerke. Ausgezeichnete Maler in dieser Gattung sind die Niederländer van Alst, Joh. Fyt, Franz Snyders, Dav. Koning, Joh. Weeninx, Melch. Hondekoeter, Wilh. Kalf und van Streeck.

Stilpo, griech. Philosoph aus Megara gebürtig, lebte um 300 v. Chr. und gehörte der megarischen Schule an. Er setzte den Charakter des Weisen in die Apathie, die er selbst vollkommen an den Tag legte, da er sich bei der Kunde von dem Tode seiner Gattin und Kinder so wie von dem Verluste seiner Güter völlig beruhigte, indem er meinte, er wisse, daß er nur Sterbliche gezeugt habe. Er leugnete die objective Giltigkeit der Gattungsbegriffe und die Wahrheit derjenigen Urtheile, die nicht identisch sind. Sein Schüler war Zeno, der Stoiker. Seine Schriften sind verloren gegangen.

Stilton, ein berühmter Käse (s. d.), genannt nach dem gleichnamigen Dorfe in der engl. Grafschaft Huntingdon.

Stimme nennt man im Allgemeinen jede Lufterschütterung, die von lebendigen Geschöpfen herrührt, doch eigentlich ist sie der Inbegriff der im Kehlkopfe der Thiere erzeugten Töne. Zu der Stimme gehören Respirationsorgane, Lunge und Kehlkopf, weshalb sie bei Geschöpfen, denen diese oder eins davon mangeln, nicht zum Vorschein kommt. Die Stimme ist nicht nur ein Ton, sondern zugleich Andeutung vom Innerlichen und Geistigen, weshalb sie bei Thieren als Ausdruck verschiedener Triebe und Affecte, bei den

Menschen aber als der wunderbare Ausdruck eines selbstbewußten, fühlenden und denkenden Geistes, somit als der in Tönen sich versinnlichende Geist, und in noch höheren und idealeren Bestimmungen im Gesang erscheint (vgl. Sprache). In der niedrigsten Thierclasse, der der Würmer, kommt es noch gar nicht zur Stimme, eben so wie bei den Insecten (denn das Geräusch, Summen u. s. w. wird mit den Flügeln hervorgebracht) und Fischen. Bei den Amphibien sind die Stimmorgane nur zum Theil oder wenig ausgebildet, weshalb nur einige eine Stimme und immer eine unangenehme haben. Von den Säugethieren sind nur wenige stimmlos (der Ameisenbär, das Schuppenthier und die walfischartigen Säugethiere). Bei den Vögeln sind die Stimmorgane ganz besonders ausgebildet, namentlich bei den Singvögeln. Auch findet man einzig in dieser Thierclasse bei einzelnen Arten (Elstern, Staaren, Papageien u. s. w.) die Fähigkeit, nicht nur die menschliche Stimme im Allgemeinen, sondern auch, wegen der breitern und dickern Zunge, menschliche Sprachlaute nachzuahmen. Die Möglichkeit verschiedene Töne in der Kehle hervorzubringen, oder zu singen, liegt zunächst in der Fähigkeit, die Stimmritze durch Muskelthätigkeit während der Ausstoßung eines Tones zu erweitern und zu verengen. Ein tieferer Ton erscheint bei erweiterter, ein höherer bei verengerter Stimmritze. Zugleich wird bei hohen Tönen der Kehlkopf in die Höhe und vorwärts gezogen, bei den höchsten Tönen auch das Haupt zurückgebeugt (vgl. Singkunst, Gesang). Die Stärke des Tones und die gleiche Haltung desselben beruht auf denselben Bedingungen wie die Stimme. Alles, was der Stimme schadet, wie Katarrh, Lungenkrankheiten u. s. w., schadet auch dem Singen. Auch die Stimmnerven haben Einfluß. Werden sie zum Theil durchschnitten, wird die Stimme schwach, und verliert sich ganz, wenn sie ganz verletzt sind. Negative Elektricität verdumpft und vertieft die Stimme, positive erzeugt höhere Töne, wenn man sie auf die Stimmnerven wirken läßt. Das geschlechtliche Verhältniß wirkt ebenfalls sehr auf die Stimme, ja bringt wesentliche Veränderungen in ihr hervor. Das männliche Geschlecht bekommt in den Pubertätsjahren Tenor- oder Baßstimme, das weibliche bekommt Metall und Fülle. Die Vögel singen entweder blos oder doch vorzugsweise in der Begattungszeit. — Da die Stimmritze sich zur Luftröhre wie das Mundstück zu einem Blasinstrumente verhält, so erklärte man früher die Erscheinung der Stimme wie den Ton bei einem Blasinstrumente. Doch der Ton der Stimme ist ein ganz anderer als bei einer Clarinette. Ferrein erklärte daher die Stimme als analog mit den Saiteninstrumenten. Nach ihm soll die Stimme durch Spannung der Stimmritzenbänder entstehen. Doch hier drängen sich sogleich viele Widersprüche auf, wodurch diese Annahme als gänzlich unhaltbar erscheint, wie alle Versuche, die Stimme auf eine mechanische Weise zu erklären, da sie doch wesentlich Resultat eines lebendigen Organismus ist. Alle neueren Theorien, wie die von Dodart, Geoffroy-Saint Hilaire, und Liscovius, welche die Stimme als analog sowohl mit Blas- als mit Saiteninstrumenten zugleich erklären, sind daher immer noch unhaltbar, da sie noch mechanisch sind. Alle Thätigkeiten lebendiger Organismen sind in ihrem innersten Wesen unerklärbar, da sie eine unendliche Mannichfaltigkeit von Bestimmungen und verschiedenen Ursachen, die in-, gegen- und durcheinander zugleich wirken, in sich schließen. Die Höhe und Tiefe der Töne läßt sich noch am einfachsten aus der mindern und größern Eröffnung der Stimmritze erklären, wobei der Umstand, daß bei hohen Tönen der Kehlkopf aufwärts gezogen wird, darin, daß die Spannungen in der Stimmritze dadurch erhöht werden, einigen Aufschluß gibt. Daß sich der Ton von der Stimmritze aus bildet, ist nicht zu bezweifeln; denn man kann bei verschlossener Nase und zugedrücktem Munde einen Ton in der Kehle bilden, freilich aber nur so lange, als die Nasen- und Mundhöhle noch Luft aufnehmen können; der Ton hat aber alsdann nicht die geringste Modulation. Die eigentliche Resonanz sind daher alle Mund- und Nasentheile. Die Stärke des Schalles hängt von der Kräftigkeit des Brustbaues, der Lungen und Luftröhre und besonders von dem Kehlkopfe ab. — Die Stimme ist immer von der körperlichen Beschaffenheit abhängig, weshalb sie in medicinischer Hinsicht von Wichtigkeit ist, da sie nicht selten bestimmte Zeichen von gewissen Krankheiten gibt. Sie kann in krankhaften Zuständen ganz fehlen (aphonia) oder ver-

ändert sein (para- oder kakophonia), wo sie entweder zu schwach, zu tief, zu stark oder zu hoch ist (vox clangosa, raucitas gravis, omyphonia, vox cucuriens, raucitas acuta). Die meisten dieser Veränderungen kommen als Symptome von Krankheiten, selbst als Krankheiten selbst vor. Die Aphonie oder der gänzliche Mangel der Stimme rührt von Krämpfen, Schwäche und Lähmung her, die namentlich im letztern Falle immer sehr gefährlich und selten zu heben ist. Ist sie mit irritabler Constitution verbunden, so deutet sie nicht selten auf einen Schlagfluß, in der Bräune auf Ersticken und Brand, in acuten Krankheiten auf bedeutende Affection der Sensibilität hin. Die zu starke Stimme ist eine gewöhnliche Erscheinung bei Rasenden; die zu schwache gibt die verschiedenen Grade von Schwäche an. Die vox clangosa, oder die hohle, dumpfe Stimme bei Kranken ist ein sehr gefährliches Zeichen und gewöhnlich Vorbote von einer tödtlichen Wendung der Krankheit. Die Heiserkeit ist ein gefährliches Zeichen im Gallenfieber, Scharlach, in der Lungen- und Brustwassersucht und der Wasserscheu, jedoch nicht bedenklich, wenn sie von Erkältung, Katarrh, in der Pubertät, nach eingeathmetem Staube sich einstellt. Bei Hysterischen zeigt die raucitas gravis einen Anfall an. Auch bei den Cholerakranken hat man eine Veränderung der Stimme beobachtet (vox cholerica). In musikalischer Beziehung heißt Stimme zunächst die auf den Stimmorganen beruhende Fähigkeit, musikalische Töne hervorzubringen, oder zu singen. Hier ist die Verschiedenheit so groß, als die der Individuen selbst, denn jede Stimme hat einen bestimmten Charakter. In Rücksicht der Höhe und Tiefe, des Umfangs und der damit zusammenhängenden Stärke, Weichheit, Fülle und Klarheit hat man 4 Hauptgattungen: Sopran (Discant), Alt, Tenor und Baß (s. d. einzelnen Artikel und Singkunst). Die erste nennt man Ober- oder Hauptstimme, weil sie die Melodie hat, die letzte Grundstimme, weil hierauf die Accorde ruhen, die beiden andern Mittelstimmen. Das Verhältniß der 4 Singstimmen hat man auch auf die Instrumentalmusik übergetragen. Jedes Instrument hat einen von den obigen 4 Charakteren. Auch nennt man den jedem Instrumente zukommenden Antheil an einer Composition, seine Partie, Stimme. Die Besetzung der Partien durch mehrere Instrumente und Singstimmen derselben Art gibt den Unterschied zwischen Solo- und Ripienstimmen. Ferner wird bei den Geigen ein im Innern aufgerichtetes Stäbchen, welches dem Drucke der Saiten auf die Decke des Instruments zum Widerhalle dient und den Ton desselben modificirt, Stimmstock oder blos Stimme genannt. Endlich heißen die Register in der Orgel Stimmen, man sagt daher, die Orgel habe so und so viel klingende Stimmen. Die anderweitigen metaphorischen Gebräuche des Wortes Stimme sind bekannt: Sitz und Stimme, Stimmrecht, stimmen u. s. w.

Stimmung heißt in der Musik die nach einem festen Stimmtone (jetzt gewöhnlich ā, welchen Ton die Stimmgabel angibt) sich entwickelnde Harmonie der einzelnen Instrumente. Früher hatte man verschiedene Methoden zu stimmen, z. B. Chor- und Kammerton. Jetzt ist der Kammerton der gewöhnliche, nach welchem im Allgemeinen eine offene, hölzerne Pfeife von 8 Fuß Länge das C angibt. Doch ist diese Stimmung an verschiedenen Orten etwas verschieden, weshalb man z. B. von einer Leipziger, Wiener und Dresdener Stimmung spricht. Man stimmt nach der Stimmgabel den Ton ā ein, und nach diesem nach der gleichschwebenden Temperatur die andern Töne des Instruments, oder, wie bei Bogeninstrumenten, nach reinen Quinten. Die verschiedenen Instrumente werden bekanntlich verschieden gestimmt; die Saiteninstrumente durch Anziehen der Wirbel, bei Blasinstrumenten durch Verlängerung und Verkürzung des Instruments oder einzelner Theile; bei der Orgel werden die Flötenstimmen durch Hineinschieben oder Herausziehen des Stöpsels der Pfeifen, die metallenen Stimmen durch Erweiterung oder Verengerung der Pfeifen selbst, und bei Schnarrwerken durch Verkürzung oder Verlängerung der sogenannten Zungen gestimmt. Die Pauken und Trommeln stimmt man durch strafferes Anziehen des Felles. Die Stimmung eines Orchesters geschieht gewöhnlich nach der Oboe, welche das ā angibt, und wonach sich die andern Instrumente richten. Erschwert wird die S. durch die Einflüsse der Witterung.

Stipendien heißen Gelder, welche Studirende zur Unterstützung erhalten. Der

Fonds dazu ist gewöhnlich eine milde Stiftung, und meistens tragen sie dann den Namen des Stifters, von dem auch der Betrag und die Bedingungen festgesetzt sind, unter denen der Stipendiat die Unterstützung erhalten kann. So wird zuweilen verlangt, daß Jemand einer bestimmten Familie angehöre, aus diesem oder jenem Lande oder Orte stamme, daß er dieser oder jener Facultät angehöre u. dgl. Bei manchen S. ist der Empfänger (Stipendiat) zu gewissen Leistungen verpflichtet, z. B. eine Rede zu halten, eine Arbeit zu liefern, eine Prüfung vor einer bestimmten Behörde zu bestehen u. s. w. Manche Stipendien sind auch für Schüler auf Gymnasien bestimmt, oder für angehende akademische Docenten, zum Behuf einer wissenschaftlichen Reise (sogenannte Reisestipendien) rc. Ferner gibt es Meßstipendien, von gutmüthigen Gläubigen herrührend, welche den Priester verpflichten, des Gebers im Gebete zu gedenken. In neuester Zeit überwachen die Regierungen und städtischen Behörden die gewissenhafte Verwaltung und Vertheilung der Stipendien, während früher häufig Mißbrauch und Willkür herrschten. Vgl. Schulze „Stipendienlexikon von und für Deutschland" (Bd. 1, Lpz. 1805) und Ackermann „Systematische Zusammenstellung der in Sachsen bestehenden frommen und milden Stiftungen" (Lpz. 1846).

Stoa hieß in Griechenland in weiterer Bedeutung jede öffentliche Säulenhalle oder Galerie. Solche Orte verwendete man in Athen zu verschiedenen Zwecken, wie zur Aufzeichnung und Bekanntmachung von Gesetzen, zu Gerichtssitzungen u. s. w. Vorzugsweise aber versteht man unter diesem Namen die mit Gemälden reich verzierte Pöcile (s. d.) in Athen, die dem Philosophen Zeno (s. d.) bei seinen Vorträgen und Unterredungen als Hörsal diente, daher man seine Lehre und Philosophie den Stoicismus (s. d.) und die stoische Philosophie, seine Anhänger Stoiker nennt.

Stobäus, Johannes, benannt von seiner Vaterstadt Stobi im nördlichen Macedonien, lebte im 5., nach Andern im 6. Jahrh. nach Chr. Geb.; von seinen Lebensumständen ist nichts Näheres bekannt. Wir besitzen von ihm zwei Sammlungen, enthaltend eine Auswahl von Auszügen griechischer Schriftsteller; die eine unter dem Titel „Eclogae Physicae et morales" herausgegeben, zuletzt von Heeren (Götting. 1792—1801), meist Excerpte aus philosophischen Schriften, die andere Blumenlese (Florilegium, Sermones) betitelt, größtentheils ethischen Inhalts, zusammengesetzt aus Auszügen aus sehr vielen zum großen Theil verlornen Schriften der Dichter, Philosophen, Redner, Geschichtsschreiber u. A., zuletzt von Gaisford in Oxford 1822 herausgegeben. Die Sammlungen sind nach dem hauptsächlichsten Inhalte in Capitel getheilt, jedoch ohne Ordnung und Zusammenhang, was aber wahrscheinlich nicht von Stobäus selbst verschuldet ist, da diese Sammlungen in ihrer jetzigen Gestalt nur als Theile des ursprünglichen Werkes, welches Stobäus in 4 Büchern verfaßte, zu betrachten sind. Wichtig ist diese Blumenlese, weil darin der reichhaltigste Schatz griechischer Lebensweisheit in den schönsten Sitten- und Denksprüchen niedergelegt ist.

Stöchiometrie, Chemometrie, chemische Meßkunst, ist ein Theil der sogenannten philosophischen, oder besser mathematischen Chemie, zu der Kirwan und Wenzel Andeutungen gaben, deren eigentlicher Schöpfer aber J. B. Richter war. Sie sucht allgemeine Gesetze aufzufinden und aufzustellen, nach denen sich die Eigenschaften und Kräfte der Verbindungen differenter Stoffe berechnen lassen. Man hat nämlich gefunden, daß alle differenten Stoffe sich stets in bestimmten Gewichts- oder Raumverhältnissen verbinden, und daß, wenn sie sich unter gewissen Umständen in mehr als einem Verhältniß vereinigen, das zweite oder dritte Verhältniß stets ein vielfaches oder ein aliquoter Theil des ersten ist. Man nennt diese Verhältnisse die stöchiometrischen Verbindungsverhältnisse, und die bestimmten Raum- und Gewichtsmengen einer Verbindung die stöchiometrischen Antheile, auch Differentiale der Atome. Es wurde diese Lehre besonders auf das Sättigungsverhältniß der Säuren und Basen auf einander angewendet, und man nannte die Menge eines Stoffes, welche einer andern zur Befriedigung, Sättigung beigesetzt werden muß, das chemische Aequivalent oder den chemischen Werth.

Sie lassen sich, wenn sie einmal gefunden sind, in Zahlen ausdrücken, und sind bereits für die meisten einfachen und zusammengesetzten Stoffe gefunden, welche darnach in gewisse Reihen geordnet sind, die man stöchiometrische nennt. Nähere Belehrung findet man in J. B. Richter's „Anfangsgründe der Stöchiometrie" (3 Bde., Bresl. 1792—94); Meinecke „Chemische Meßkunst" (Halle 1815, Erläuterungen dazu 1817); Bischof „Lehrbuch der Stöchiometrie" (Erl. 1819); Berzelius „Versuch über die Theorie der chemischen Proportionen" (deutsch von Blöde, Dresd. 1820); Meißner „Chemische Aequivalenten- und Atomenlehre" (2 Bde., Wien 1834).

Stockach, Bezirksamt im badischen Seekreise, mit 17,170 Einw. und der Bezirksstadt gleiches Namens, an der Stockach, mit 1500 Einw., hat ein Schwefelbad und ist in Form eines Dreiecks gebaut. Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts gab es hier eine Narrenzunft. S. ist merkwürdig wegen des Sieges der Oesterreicher unter Erzherzog Karl über die Franzosen unter Jourdan am 25. März 1799. In der Nähe liegt das alte Schloß Nellenburg.

Stockbörse heißt eigentlich die Börse in London, wo die Kaufleute sich versammeln, um über Geschäfte sich zu besprechen oder Handel mit Staatspapieren zu treiben. Sie hat ihren Namen von Stocks, worunter man die Anleihen der englischen Regierung versteht, welche in ewige Renten verwandelt sind. Dann wird der Ausdruck im weiteren Sinne genommen und bedeutet so viel als Börse (s. d.).

Stockfisch, s. Kabeljau.

Stockfleth, Niels Joachim Christian Vibe, Apostel der Lappländer in Norwegen, wurde am 11. Jan. 1787 zu Christiania geboren, wo sein Vater, später Stiftsprobst in Christiansand, damals Zuchthausprediger war. Der Tod seines Vaters, im Jahre 1794, brachte die Familie in eine sehr bedrängte Lage. Später begab sich seine Mutter mit ihren Söhnen nach Kopenhagen und S. widmete sich auf der Universität der Rechtsgelehrsamkeit, wozu er durch Unterrichtgeben sich die nöthigen Mittel erwarb. Nach dem Tode seiner Mutter beschloß er sich dem Militärdienst zu widmen und bewarb sich um eine Lieutenantsstelle. Als er diese nicht sogleich erhielt, trat er bei einem Tischler in die Lehre. Endlich traf das Lieutenantspatent ein und S. studirte eifrig die Kriegswissenschaften und bestand das Offizierexamen auf das Ehrenvollste. Er avancirte bis zum Hauptmann, ward mit dem Danebrogorden geschmückt, nahm aber nach der Trennung Norwegens von Dänemark seinen Abschied aus dänischen Diensten und erhielt 1818 in seinem Vaterlande eine Anstellung bei dem Musketiercorps in Valders. Im Jahre 1823 vertauschte er aber diese Stellung mit der eines Lehrers bei dem Landprediger Christei zu Slidre und beschäftigte sich jetzt mit theologischen Studien, bezog darauf die Universität zu Christiania, bestand im Dec. 1824 das theologische Amtsexamen und ward im April 1825 zum Prediger des Kirchspiels Vadsöe in Ostfinnmarken angestellt, indem er es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, die Lappländer zu humanisiren. Schon zu Anfange des 18. Jahrhunderts hatte van Westen sich dieselbe Aufgabe gestellt; seitdem gab es einige in der Sprache der Lappländer verfaßte Religionsbücher und bis 1775 bestand in Drontheim zur Bildung von Dolmetschern und Schulmeistern ein Seminarium lapponicum. Fast sämmtliche Pfarrer nämlich verstehen die lappische Sprache nicht und ihre in norwegischer Sprache gehaltenen Predigten müssen erst durch beigeordnete Dolmetscher Satz für Satz übersetzt werden. Uebrigens ist nicht zu übersehen, daß die lappische Sprache unter den verschiedenen Stämmen selbst in so vielfältigen und von einander so wesentlich abweichenden Dialekten gesprochen wird, daß die Einzelnen sich selbst unter einander nicht verstehen. Das Erste, was S. that, war, daß er sich eine gründliche Kenntniß der lappischen Sprache zu verschaffen suchte, um sich mit seinen neuen Pfarrkindern ohne Vermittelung eines Dritten verständigen zu können. Nach dem Vorbemerkten war es mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft. Demungeachtet gelang es ihm, sich mit den sogenannten Seelappen, die zunächst um ihn wohnten, verständlich zu machen. Später glaubte S. zu bemerken, daß die Berglappen einen reineren lappischen Dialekt sprächen, und es zur Begründung einer festen Schrift- und

Religionssprache am angemessensten sei, diesen Dialekt kennen zu lernen. Er vertauschte jetzt mit Einwilligung der Regierung die einträgliche Stelle in Vadsöe mit einer geringern im Kirchensprengel Lebesby und zog nun mit seiner Gattin von Ort zu Ort, von Hütte zu Hütte, um alle seine Pfarrkinder persönlich kennen zu lernen, sich in ihrer Sprache genau zu unterrichten und die Hülfsmittel aufzusuchen, diesen in Barbarei versunkenen Volksstamm geistig wiederzubeleben und zu veredeln. Im Jahre 1831 kehrte er nach Christiania zurück, um sich mit dem berühmten Sprachforscher Rask zur Ausarbeitung einer raisonnirenden Grammatik der lappischen Sprache zu besprechen. Nach seiner Rückkehr nach Finnmarken im Jahre 1833 dehnte er seine ganze Aufmerksamkeit auch auf die quänische oder finnische Sprache aus und reiste 1838 über Stockholm, wo ihm der König den Nordsternorden ertheilte, nach Abo, Helsingfors und Björenborg, wo er mit mehrern gelehrten Reisenden und Sprachforschern zusammentraf. Bereits hatte er in lappländischer Sprache eine Bibel, eine Uebersetzung von Luther's kleinem Katechismus, eine Uebersetzung des Evangeliums Matthäus und Marcus, eine lappländische Grammatik und Uebersetzungen des alten und neuen Testaments geliefert, zu deren Herausgabe der Storthing bereitwillig die nöthigen Gelder anwies, und zur glücklichen Vollendung seiner literarischen Pläne wurde S. durch die Regierung seines Predigerdienstes in Lebesby und anderer geistlicher Verrichtungen enthoben.

Stockholm, Hauptstadt des Königreichs Schweden, am Ausflusse des Mälar-Sees, Residenz des Monarchen und Sitz der sämmtlichen Centralbehörden des Reichs, zeichnet sich durch seine herrliche Lage vor allen Hauptstädten Europas aus und nur Konstantinopel dürfte darin mit ihr wetteifern. Sie liegt theils auf Inseln, theils auf dem festen Lande, auf Bergen und Thälern, und gewährt mit ihren Felsen, Kanälen, Gärten und Baumgruppen und terrassenmäßig aufsteigenden Häuserreihen einen einzigen Anblick. Die größten Schiffe können bis mitten in die Stadt laufen und der Haupthafen derselben befindet sich sogar unter den Fenstern des königlichen Residenzschlosses. Die Stadt ist auf 10 verschiedenen Inseln oder Halbinseln erbaut und bildet drei Haupttheile, die eigentliche Stadt (Staden oder Stadtholm), die Südervorstadt (Södermalm) und die Nordervorstadt (Norrmalm). Die eigentliche Stadt wurde gegen Ende des 12. Jahrhunderts von König Knut Erichsson angelegt; sie enthält das königliche Residenzschloß, viele öffentliche Gebäude, ist aber sonst enge und geschmacklos gebaut. Der Umfang der ganzen Stadt beträgt zwei schwedische Meilen und die Einwohnerzahl, welche im Jahre 1663 15,000 betrug, ist gegenwärtig bis gegen 88,000 gestiegen. Das vorzüglichste öffentliche Gebäude ist das Residenzschloß, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, nachdem das alte 1697 abbrannte, erbaut. Es liegt erhaben, wird von prächtigen Gartenterrassen umgeben, vor ihm erhebt sich der von Gustav III. zu Ehren der Stockholmer Bürgerschaft errichtete Obelisk, und unten am Schloßhügel die herrliche Bildsäule Gustav's III. Nächst ihm ist die Börse (1776 vollendet) zu erwähnen, das Ritterhaus, neue Rathhaus, die Münze, das Oberstatthalterhaus, die Reichsbank, das Freimaurerhaus, Opernhaus, dramatische Theater, Stadthaus, Admiralitätshaus, Zeughaus u. A. Die Kirchen sind einfach. Die große oder Nicolaikirche ist die älteste der Stadt; in ihr werden die Könige von Schweden gekrönt. Die Ritterholmskirche, ehemals ein Franciskanerkloster, mit den Gräbern der schwedischen Könige und Helden, ist im Juni 1835 vom Blitz zerstört, doch blieb Gustav Adolf's Denkmal unversehrt. Wenig zeichnen sich die öffentlichen Plätze aus. Auf dem sogenannten großen Markte (100 Schritt lang, 60 breit) steht das 1773 von der Ritterschaft errichtete, 11 Fuß hohe, aus eroberten Kanonen gegossene Standbild Gustav Wasa's. Den schönen Gustav-Adolf's-Markt auf Norrmalm schmückt die bronzene Reiterstatue des großen Gustav Adolf. Reich ist Stockholm an Bildungs- und Wohlthätigkeitsinstituten. Zu Ersteren gehören das Gymnasium auf Ritterholm; außerdem gibt es 10 Trivial-, mehrere Frei-, sowie Handwerks-, Töchter- und Sonntagsschulen, 1 gymnastische Lehranstalt, 1 Navigations-, eine Zeichnungs- und Modellirschule; zu Letzteren das Armen- und Irrenhaus Daniken, das Freimaurerwaisenhaus, Stadtwaisenhaus, große Entbindungshaus, Cor-

rectionshaus, mehrere Arbeitshäuser und große Lazarethe. Für Wissenschaft und Kunst bestehen mehrere Akademien und Vereine, als: die Akademie der Wissenschaften mit Sternwarte und zoologischem Cabinete, 1739 von Linné gegründet, eines der wichtigsten Institute von Europa, die schwedische Akademie, die patriotische Gesellschaft, die Bibelgesellschaft u. A. m., wozu als Hülfsanstalten der botanische Garten, mehrere Kunstsammlungen, die Engeströmische Bibliothek und andere Privatsammlungen zu zählen sind. Die Stadt ist erste Handels- und Manufakturstadt des Reichs, hat fast die Hälfte des Gesammthandels in den Händen, besitzt über 250 eigene Handelsschiffe, einen geräumigen und sichern, von steilen Felsen umgebenen Hafen, dessen Eingang die festen Schlösser Walholm und Friedrichsborg schützen. Die Hauptausfuhr besteht in Eisen (jährlich gegen 250,000 Schiffspfund), Kupfer, Brettern, Theer und Pech. Die Fabriken in Seide, Tabak, Baumwolle und die Zuckersiedereien beschäftigen über 3000 Menschen. Außerdem gibt es viele Gerbereien und Branntweinbrennereien, eine große Schiffswerfte, 12 Kanonengießereien, große Maulbeerpflanzung mit Seidenbau, 3 Mineralquellen, von denen 2 im schönen Thiergarten des Residenzschlosses hervorsprudeln. Dieser Garten ist unter den Promenaden Stockholms der besuchteste Erholungsort der Stockholmer, von Fahrwegen und Fußpfaden durchschnitten, ein großartiger Park, mehr durch die Natur als die Kunst geschaffen. Nächst ihm ist der Königsgarten mit der Statue König Karl's XIII. sehenswerth. Reizend sind auch die Umgebungen der Stadt mit mehreren königlichen Lustschlössern, unter denen sich auszeichnen: Alt- und Neuhaga, Karlberg, jetzt eine Militärschule, Drottningholm, das schönste und großartigste von allen, auf einer Insel im Mälar-See, mit Gemälde-, Münz- und andern Sammlungen. Entfernter liegen die Schlösser Ulriksdal, seit 1822 Invalidenhaus, und Rosersberg, herrlich meublirt und von einem großen geschmackvollen Garten umgeben.

Stockjobbery, Wucher mit Staatspapieren, Actien rc., der von Speculanten getrieben wird, besteht darin, daß Käufer und Verkäufer übereinkommen, sich an einem bestimmten Tage die Differenz des Courspreises von den Staatspapieren auszugleichen, die der Eine dem Namen nach an den Andern verkauft. Der Handel ist eine Art Wette und das Fallen oder Steigen der Staatspapiere entscheidet über das Gewinnen. Steigt der Cours, so erhält der Käufer die Differenz vom Verkäufer, fällt er, der Verkäufer vom Käufer. In London und auch an andern Börsen wird diese S. stark betrieben, und viele Personen, die man dann Stockjobber nennt, machen ein eigenes Gewerbe daraus, und obgleich der Handel vor Gericht nicht rechtsgiltig ist und Niemand wegen Nichtzahlung verklagt werden kann, so thut dies der S. keinen Abbruch, indem diese Speculanten sich eigne Gesetze gegeben haben, nach denen derjenige, welcher nicht pünktlich die Differenz bezahlt, aus ihrer Gemeinschaft ausgestoßen wird, und hinfort Niemand mit dem Ausgestoßenen, den man Fahne, Ente nennt, Geschäfte macht. Auch in Deutschland, wohin sich dieses Börsenspiel in der neuern Zeit verpflanzt, hat sich die Gesetzgebung der meisten größern Staaten dagegen ausgesprochen und erkennt keine Forderung an, die sich auf das Nichtbezahlen einer solchen Schuld bezieht. So namentlich Oesterreich und Preußen in der Cabinetsordre vom 24. Mai 1844.

Stofflet, Niklas, 1752 zu Luneville geboren, ein durch seine royalistischen Grundsätze und kühnen Unternehmungen im Interesse der königlichen Partei ausgezeichneter Mann zur Zeit der französischen Revolution. Er kämpfte seit 1792 in der Vendée für die Rechte der königlichen Familie, ward schon im folgenden Jahre General-Commandant in Ober-Poitou und Anjou, mußte am 2. Mai 1793 zu St. Florent mit dem General Hoche Frieden schließen, ward aber bei wiederholtem Versuche zu insurgiren gefangen genommen und 1796 zu Angers erschossen.

Stoicismus. Die Stoiker waren eine Philosophenschule in Griechenland, welche zur Zeit des politischen Verfalles im 3. Jahrhundert v. Chr. gestiftet und in ununterbrochener Folge in Griechenland und dann in Rom unter mannichfaltigen Modificationen fortgepflanzt wurde. Der Stoicismus entwickelte sich aus dem Systeme des Aristoteles,

indem er einseitig die Einheit und Vernunftnothwendigkeit des Seins der Dinge festhielt und zum moralischen Rigorismus und Fatalismus führte, während auf der andern Seite die Epicuräische Lehre mehr die Zufälligkeit und Vielheit der materiellen Dinge verfolgte, und sich im sinnlichen Genusse verflüchtigte. Wenn beide Schulen an speculativem Gehalte einbüßen und mehr eine populäre und reflectirende Richtung einschlagen, so verdient doch der S. in Rücksicht auf Scharfsinn und Realität den Vorzug, und er erscheint immer mehr als die Ueberzeugung edlerer und kräftigerer Seelen, welche bei dem niedrigen Stande des öffentlichen und des Privatlebens, welches immer mehr des objectiven Gehaltes ermangelte, sich hinter ihrem subjectiven Tugendideale verschanzten, an welchem sie fest und gläubig hingen. Häufig und besonders bei den spätern Stoikern und bei den Römern, verwässerte sich freilich diese Philosophie in populäres Geschwätz, welches in den allgemeinen Lobpreisungen des wahren Weisen kein Ende finden konnte, und das moralische Bewußtsein artete in eitle Selbstbespiegelung und in bornirten Tugendstolz aus, der doch nur an abstracten und armseligen Sentenzen und Maximen nagte. Der Stifter der stoischen Schule war Zeno (s. d.) aus Kition auf der Insel Cypern, geboren ungefähr 340 und gest. 260 v. Chr. Das stoische System hatte den Hauptzweck, durch Weisheit und Tugend, welche identisch sind, zur Glückseligkeit zu führen, und zerfiel in 3 Haupttheile: Logik, Physik und Ethik, von denen die erstere mit den Knochen des menschlichen Körpers, die zweite mit Fleisch und Blut und die dritte mit der Seele verglichen wurde, woraus der Werth zu erkennen ist, den sie den einzelnen Wissenschaften zuschrieben. Zur Logik rechneten sie Rhetorik, als die Darstellung der Vernunftbegriffe durch die Rede, deren grammatische Formen sie genauer bestimmten und mit später beibehaltenen Kunstausdrücken bezeichneten, und die Dialektik, als die Lehre vom Gebrauche der Vernunft zur denkenden Begriffsentwickelung und zur Erforschung der Wahrheit. Das Denken deducirten sie auf folgende Weise. Die Seele, welche wie eine leere Tafel ist, wird von außen her durch die Vorstellungen, welche die sinnlichen Gegenstände wirken, afficirt nach der eigenthümlichen Natur des wirklich vorhandenen Dinges, welche sich in ihr abdrückt, wie der Siegelring im Wachse. Die Affection ist unfreiwillig. Das Weitere und Höhere ist das Geschäft der Vernunft, welche die sinnlichen Vorstellungen zusammensetzt, beurtheilt und scheidet. So wird die Vorstellung eine begreifende und wissende, deren Gewißheit in der Uebereinstimmung der wirklichen Anschauung mit dem Begriffe besteht. Das Gegentheil des Wissens ist das Meinen, als die Unsicherheit zwischen Wahrem und Falschem. Die Hauptaufgabe des Denkens ist die Erkenntniß der Natur (Physik), welche mit Gott eins ist, da wir blos die Natur wahrnehmen, in welcher es zwei Principe gibt, die Materie, das Leidende, früher todt und leblos, aber dann belebt durch das Schaffende, Thätige, Göttliche, welches dem Stoffe Gestalt und Form und Gesetze gab. Dieses ist die höchste Vernunft (πρόνοια), die ewige Bestimmung, die unsterbliche, vernünftige, zweckmäßige Lebendigkeit (ζῶον). Auch Gott wird materiell gedacht, als freies ätherisches Feuer, da kein Leben ohne Wärme besteht. Die Volksgötter werden als Kräfte und Erscheinungen der Natur gedeutet. Aus dem Elementarfeuer entstehen die 4 Elemente und bringen als die göttlichen Kräfte alle Bildungen und Verwandlungen der Natur hervor, welche aber zuletzt durch völliges Verbrennen zerstört wird. Gleiches Wesen mit der Weltseele hat die menschliche Seele, die feurig, ätherisch, göttlich ist, aber nach den Gesetzen der übrigen materiellen Welt sich verwandelt und untergeht. Es finden sich in ihr 8 Vermögen (δυνάμεις), die 5 Sinne, die Bildungs- oder Zeugungskraft, die Sprache und die Vernunft, von welcher alle Bewegung und Thätigkeit der Seele ausgeht. Aus dem animalischen Leben geht der Trieb, das Begehren (ὁρμή) hervor, welches die unmittelbare, unfreiwillige Lebendigkeit ist, die nach Maßgabe der Gegenstände sich verschieden gestaltet. Unmittelbar aus der Kenntniß der Natur geht die Ethik hervor, welche als Mittelpunkt und Seele der stoischen Lehre erscheint, und ihr die weite Ausbreitung und Berühmtheit, aber auch den Beifall der bequemen und geistlosen Oberflächlichkeit verschafft hat. Das Princip der Ethik, welche die Aufgabe sich stellte, das höchste Gut als das Wesen der Tugend zu bestimmen, ist das Leben in Uebereinstimmung mit der Natur, welches, da

das Höchste in der Natur das Vernünftige ist, ein vernünftiges, d. h. mit der Natur des Alls und des Menschen übereinstimmendes, göttliches sein muß. Der höchste Zweck ist das vernünftige Handeln, welches das Gute an sich realisirt, und die Glückseligkeit bewirkt, bei welcher die Lust blos ein zufälliges Nebenwerk und rein thierisch ist. (Man sieht leicht, wie inhaltsleer, abstract und einseitig diese Bestimmungen sind und der menschlichen Natur Zwang anthun.) Das vernünftige Leben besteht nun näher in der Herrschaft über das Begehren, welches erst durch die Bestimmung der Vernunft ins Gebiet des sittlichen Lebens gezogen wird. Zurechnungsfähig sind blos diejenigen Handlungen, welche, von dem Begehren ausgehend, vor das Forum der Vernunft gekommen sind. Das wahre höchste Gut ist das moralisch Gute, das einzige Uebel ist das moralisch Schlechte. Zwischen beiden liegen die gleichgültigen Dinge (ἀδιάφορα), wie Reichthum, Gesundheit, Ruhm, die gar keinen moralischen Werth haben, sondern blos nach äußern Rücksichten zu wählen oder zu verwerfen sind. Sie sind entweder der natürlichen Neigung gemäß und enthalten hinreichenden Grund sie zu wählen, wie Gesundheit, Kraft, oder sie sind widerstreitend und haben großen Unwerth, wie Krankheit, Schwäche. Wahrhaft gleichgültige sind weder das Eine noch das Andere. Die moralisch guten Handlungen sind wahrhaft tugendhaft und vollkommen, wenn sie unbeschränkt dem Zweck der Vernunft entsprechen (κατορθώματα), sie verlieren aber ihre moralische Bedeutung, wenn sie blos der subjectiven Neigung und der Lage des Handelnden angemessen und äußerlich zweckmäßig sind. Zur vollkommenen Tugend gehört zweierlei, der harmonische Zustand der Seele, welcher in der völligen Herrschaft der Vernunft über das Begehren besteht (ἕξις); 2) in dem Wissen von der Uebereinstimmung der Handlung mit der Vernunft. Die vier sogenannten Cardinaltugenden des Sokrates werden so als ein Wissen aufgefaßt: die Weisheit als ein Wissen von dem Guten und Bösen, die Mäßigung als ein Wissen, welches sich auf die Vernunftmäßigkeit der Triebe bezieht, die Tapferkeit als ein Wissen von dem Gefährlichen und Nichtgefährlichen, die Gerechtigkeit als ein Wissen von dem, was Jedem seinem Werthe nach gebührt. Der Tugend entgegengesetzt ist das Laster, als das Handeln nach dem unvernünftigen Triebe, der aus der thierischen Natur hervorgeht. Die unvernünftigen Triebe sind die Leidenschaften (πάθη), welche aus falschen Meinungen über das Wählbare und Nichtwählbare entspringen. Sie sind vielerlei Art. Sie beziehen sich entweder auf scheinbare Uebel, oder auf scheinbare Güter, die entweder in der Gegenwart oder Zukunft liegen. Alle Laster und Tugenden sind in moralischer Hinsicht gleich und nicht nach Graden verschieden, weil es allein auf die Gesinnung ankommt. Wer ein Thier unnütz tödtet, ist ebenso ein Mörder, als der seinen Vater tödtet, und beide Handlungen sind moralisch gleich. Der Tugendhafte, welcher der wahre Weise ist, übt beständig alle Tugenden; er ist vollkommen frei, glückselig, ein Herrscher, ein König, ist der beste Regent und Unterthan; er lebt blos in der Tugend und achtet sie höher als das Leben, welches er, als mit der Tugend nicht mehr verträglich, wie eine Last von sich werfen kann. Zu den vorzüglichsten Stoikern der ältern Zeit werden gerechnet Persäus aus Kition, Ariston, Herulos, Kleanthes, Chrysippus, der als zweiter Stifter der stoischen Schule gilt, weil er das System verbesserte, Zenon von Tharsus, Diogenes von Babylon, Antipater, Panätios, Pisodonios. Diese Philosophie, deren abstracte Subjectivität in die Augen springt und welche, bei dem Zurückwerfen des Individuums auf das nackte Innere, gegen das objective Leben im Staate gleichgültig machen mußte, so wie es selbst zum Theil aus dieser Gleichgültigkeit hervorgegangen war, wurde besonders in der letzten Zeit der römischen Republik und unter der Kaiserherrschaft von einem Theile der Römer, die vorzüglich Interesse an dem Moralischen nahmen, und denen es fast ganz an speculativem Sinne fehlte, begierig aufgenommen, als die Individuen sich aus dem Staatsleben mehr in ihr Inneres zurückzogen, um sich mit einer festen Gesinnung auszurüsten. Sie machten die Lehre noch populärer und wendeten sie vielseitiger auf die einzelnen Verhältnisse des Lebens und auf die Verschiedenheit der Individuen an, ohne daß sie den Inhalt wesentlich erweiterten. Die bedeutendsten Repräsentanten dieser Geistesrichtung sind Cicero, der einem gemäßigten und eklektischen Stoicismus huldigte, Seneca, durch dessen oft gesuchte Schönrednerei von der

Tugend häufig die verdorbene Gesinnung seiner Zeit hindurchblickt; Epiktet, der eine tüchtige Gesinnung bewahrte, und Marc Aurel dessen Betrachtungen mit sich selbst sein kaiserliches Diadem mit einem, wenn auch erborgten Glanze umgeben (s. d.). Durch die Römer wurde der Stoicismus in die neuere Zeit fortgepflanzt und fand vorzüglich Anklang und Pflege, als die populäre und moralische Philosophie an der Tagesordnung war, welcher vorzüglich durch das Studium der römischen Schriftsteller Vorschub geleistet wurde, ohne daß jedoch bedeutende Erscheinungen für die Philosophie daraus hervorgegangen wären. Vgl. außer den Werken über Geschichte der Philosophie von Tennemann, Ritter und Hegel, besonders Lipsius „Manuductio ad stoicam philosophiam“ (Antw. 1606); Tiedemann „System der stoischen Philosophie“ (Lpz. 1776); C. Scioppius „Elementa stoicae philosophiae moralis“ (Mainz 1606) und Meyer und Klippel „Vergleichung der stoischen und christlichen Moral“ (Götting. 1823).

Stola, ein langes, faltiges, mit Aermeln versehenes und bis auf die Füße herabwallendes Kleid römischer Frauen, das von den Vornehmen wie von Geringen getragen ward, und bei Erstern sich nur durch Verzierungen von Gold und Purpur von dem der Letzteren auszeichnete. Zugleich war die S. auch ein Ehrenkleid, das deshalb von öffentlichen Dirnen und unkeuschen Weibern nicht angethan werden durfte; dagegen trug es der Pontifex maximus. Bei der katholischen Geistlichkeit besteht die S. in einer langen, breiten und weißen Binde, bald aus Seide, bald aus Silberstoff verfertigt, mit 3 Kreuzen bezeichnet und an den Enden oft mit Glöckchen versehen. Sie ist ein Festgewand der Geistlichkeit, darf bei Verrichtung der Messe nicht fehlen, und wird vorschriftsmäßig, von den Priestern über beide Schultern und die Brust kreuzweise-herabhängend, von den Diaconen dagegen über die linke Schulter nach der rechten Seite hin geschlagen, getragen. Von der S. haben gewisse Gebühren ihren Namen (s. Stolgebühren).

Stolberg, eine gewerbfleißige Stadt im Regierungsbezirk Aachen der preuß. Rheinprovinz, an der Inde, in einem Thale, umgeben von hohen Bergen, ist im Ganzen wohlgebaut und hat 3600 Einw., darunter gegen 1000 Protestanten. Sie hat wichtige Tuch-, Leder-, Glas-, Eisen- und Messingfabriken und Galmeigruben. Die Messingfabriken wurden um 1450 und 1465 von protestantischen französischen Auswanderern aus Amiens hier begründet, sind aber jetzt nicht mehr so bedeutend als sonst.

Stolberg, eine Grafschaft in Thüringen, am südlichen Fuße des Harzes, mit einem Areal von $5^3/_4$ QM. und etwa 18,000 E., hat auf der Nordwestseite, am Abhange des Harzes, rauhe Berge mit Waldungen, Silber- und andern Bergwerken, auf der Südostseite aber, in der sogenannten Goldenen Aue, überaus fruchtbare Gegenden. Die Grafschaft gehört der jüngern Hauptlinie der Grafen von S. und zwar zum größern Theile der Speciallinie Stolberg-Stolberg. Sie war früher kursächs. Lehen und ist jetzt preuß. Standesherrschaft. Der Hauptort, das Städtchen Stolberg am Harze, mit 2900 Einw., die Residenz der eben erwähnten gräflichen Linie und der Sitz der gräflichen Kanzlei, hat ein Gymnasium. Die Hauptbeschäftigung geben der Bergbau und die nahegelegenen Kupfer- und Eisenbergwerke. In der Nähe liegen die Trümmer der alten Stammburg Stolberg.

Stolberg, das gräfliche Haus, ist eines der ältesten deutschen edlen Geschlechter. Sein Ursprung liegt im Dunkel. Es blüht in 2 Hauptlinien, der ältern und jüngern, deren Stammvater, Christoph, 1638 starb. Zur erstern gehören die Linien zu Wernigerode und die 1804 im Mannsstamm erloschene zu Gedern, zur letztern die zu Stolberg und Roßla. Stifter der ältern war Heinrich Ernst (starb 1672); von seinen 2 Söhnen erhielt Ernst Wernigerode und Ludwig Christ. Gedern. Nur der Letztere hinterließ männliche Nachkommen. Seine 3 Söhne wurden Stifter der Linien Wernigerode, Gedern und Schwarza, wovon die letztere 1748, die zu Gedern 1804 erlosch und nur noch die zu Wernigerode blüht. Sie besitzt die Grafschaft Wernigerode am Harz seit 1429, von $4^3/_4$ QM., mit 14,800 Einw., seit 1748 den Flecken Schwarza im Hennebergischen, Beide unter preußischer, den auf der Mittagsseite

des Harzes gelegenen, 23,000 Morgen großen Hohnsteinischen Forst als Antheil der alten Grafschaft Hohnstein, unter hannöverischer, und seit 1804 die Grafschaft Gedern mit 4000 E., unter großh. hess. Hoheit. Hauptstadt der Grafschaft ist **Wernigerode** (s. d.). Der Flächeninhalt sämmtl. Besitzungen der Grafen zu Wernigerode beträgt über 6 QM., mit 16,800 E. und über 300,000 Gulden Einkünfte. — Die Linie Stolberg-Gedern stiftete Friedrich Karl, der 1742 vom Kaiser Karl VII. in den Fürstenstand erhoben wurde. Sie besaß die Grafschaft Gedern. Von ihr leben nur noch weibliche Nachkommen. — Die **jüngere** Linie des Hauses S., welche Johann Martin (starb 1669) stiftete, theilte sich anfangs in die zu Ortenburg und S. Letztere starb aus und von ersterer stammen die noch blühenden Linien zu S. und Roßla. Des Gründers Christoph Ludwig (starb 1704) älterer Sohn, Christoph Friedrich (starb 1738), stiftete die zu **Stolberg-Stolberg**, welche sich durch seine 2 Söhne in 2 Aeste verbreitete; sein jüngerer Sohn, Just. Christian (starb 1739), die zu S.-**Roßla**. **Stolberg-Stolberg** besitzt von der 8 QM. großen Grafschaft Stolberg am Harze 4 Aemter mit 7500 Einw., unter preußischer Hoheit, und einen Theil der angrenzenden ehemaligen Grafschaft Hohnstein unter hannöverischer Hoheit. Wohnsitz S. am Harz. Aus einer Seitenlinie von **Stolberg-Stolberg** stammt der als Dichter und Schriftsteller bekannte Graf Friedrich Leopold **Stolberg** (s. d.). S.-**Roßla** besitzt von der Grafschaft S. am Harz 5 Aemter und 1 Amtsgericht mit 7700 Einw., unter preußischer, das Amt Bärenrode unter anhalt-bernburgischer Hoheit und die Grafschaft Ortenburg in der Wetterau mit 3000 Einw., unter großherzogl. hessischer Hoheit. Wohnsitz Roßla bei Nordhausen.

Stolberg, Christian, Graf zu Stolberg-Stolberg, der älteste Sohn des dänischen Geh. Rathes Christ. Günther, Kammerherrn und Oberhofmeisters der Königin Sophie Magdalene, wurde den 15. Octbr. 1748 zu Hamburg geboren. Er ist der weniger berühmte S. aus dem merkwürdigen Göttinger Dichterbunde, den sie mit Bürger, Voß, Hölty, Boje, Miller und Leisewitz gestiftet. Der hochgestellte Vater ließ ihn und seinen Bruder Leopold in seinem Hause aufs sorgfältigste erziehen. Sie studirten sodann in den Jahren 1769—74 in Göttingen, wo ein heiteres Jugendleben ihre ideale Richtung mächtig hob und stärkte. Die Verhältnisse seines Vaters brachten Christian an den dänischen Hof. Er wurde Kammerjunker und erhob sich zum Kammerherrn und zuletzt zum Amtmann von Tremsbüttel. Unterdessen verlor er die Dichtung nicht aus dem Herzen, stärkte sie vielmehr durch seine Liebe zu der Gräfin Louise von Reventlou, die er in begeisterten Liedern gefeiert. Seine Gedichte erschienen mit denen seines Bruders zusammen, und ebenso gaben sie vier „Schauspiele der Brüder S." heraus, die aber von geringer Wirkung und Bedeutung blieben. Er ist der Verfasser der Uebersetzung des Sophokles (2 Thle., 1787), welche die Chöre in Horatianischen, also antiken Versmaßen, die Dialoge aber in modernen Jamben wiedergiebt, eine merkwürdige Zwittergestalt, die aber dennoch in trefflichen Einzelheiten anspricht. Seine „Gedichte aus dem Griechischen" sind eine reiche Sammlung von Idyllen Theokrit's, Hymnen Homer's, Gedichten Anakreon's, Bion und Musäus. 1814 erschien von ihm: „Die weiße Frau" (7 Balladen) und 1815: „Vaterländische Gedichte der Brüder S."; 1821: „Gesammelte Werke der Brüder S." (22 Thle.). Seine Weltanschauung bewegt sich in einem beschränkten Kreise, wie denn überhaupt diese Göttinger Dichterschule eine gewisse formirte Philisterei und moralische Wärme schon für Poesie hielt. Wo ein höherer Geist in sie fährt, da ist es die Liebe, welche mit ihrem göttlichen Gehalt auch die Bürgerlichkeit und die kleinen Idyllen und Epopöen erhebt. Form und Sprache ist bei ihnen allerdings mit künstlerischem Bewußtsein behandelt, aber nicht wie bei Voß dem Gefühl und dem deutschen Genius entfremdet. Er hatte sich seit dem J. 1800 auf sein Landgut Windebye bei Eckernförde in Schleswig zurückgezogen und lebte als Landrath bis zum 18. Jan. 1821.

Stolberg, Friedrich Leopold, Graf zu, theilte die ganze Jugend- und Bildungsgeschichte mit seinem nur 2 Jahr älteren Bruder Christian. Er wurde geb. den 7. Novbr. 1750 zu Bramstädt im Holsteinischen, war ein besonders thätiges Mitglied des Göttinger

Dichterbundes, und wußte sich auch späterhin durch Uebersetzungen und eigene Poesien einen großen Ruf zu erwerben. Auch seine Erfolge im bürgerlichen Leben sind glänzender, als die seines Bruders. Zwar fing er auch mit dem Kammerjunker an, wurde aber schon im J. 1777 fürstbischöflich Lübeckischer bevollmächtigter Minister am dänischen Hofe. Hier verlebte er die Zeit seiner ersten Ehe mit seiner geliebten Agnes von Witzleben, welche er auch in seinen Gedichten verherrlicht. Das nächste Jahr nach ihrem Tode, 1789, ging er als dänischer Gesandter nach Berlin, wo er sich 1790 mit seiner zweiten Gattin, Sophie, geb. Gräfin von Redern, verband; aber schon 1791 kehrte er nach Holstein zurück, als Präsident der Regierung zu Eutin. Dies ist der politische und administrative Kreis, in dem er sich noch außer seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu bewegen hatte; in keinerlei Weise aber scheint er ein Genügen darin gefunden zu haben, und es ergab sich gar bald, daß ein religiöses Interesse sich tief bei ihm eingesogen hatte, ja zur unbedingten Herrschaft über ihn gediehen war. In seinen früheren Schriften ist dies noch nicht sichtbar. Seine Liebe zum Alterthume trieb ihn zu seiner ersten Arbeit, der Uebersetzung der Ilias 1778, ferner zu der Uebersetzung auserlesener Gespräche von Platon 1797, und vier Aeschyleischer Tragödien 1802. Er schrieb Jamben mit satyrischer Richtung, Lieder, Elegien, Romanzen, einen Roman „Die Insel", eine italienische Reise und verdeutschte Ossian's Gedichte. In Wahrheit sind alle diese Bestrebungen, so viel Theilnahme sie auch fanden, von theils nur formeller, theils überhaupt untergeordneter Bedeutung; die Sehnsucht nach einem positiven und absoluten Inhalt konnte darum sehr wohl in seinem erregten Geiste Platz ergreifen. Wie dem auch sei: zuerst zeigte sich das positiv religiöse Moment in S., als eine neue Kirchenagende in Schleswig und Holstein eingeführt wurde, wo er in einem „Sendschreiben an einen holsteinischen Kirchspielprobst" sich zur Lutherischen Orthodoxie bekannte. Aber auch diese Form genügte ihm bald nicht mehr. Im J. 1800 legte er sein Amt nieder, schlug seinen Wohnsitz in Münster auf, und kehrte in den Schooß der alleinseligmachenden römisch-katholischen Kirche zurück, eine Geistesschwachheit, der er sich mit einer gewissen Energie ergab, denn sie kostete ihm schwere Opfer und verfeindete ihn mit vielen werthen Freunden, am schärfsten mit J. H. Voß, welcher ihn in der Schrift: „Wie ward F. Stolberg ein Unfreier" bitter kränkte. Er schrieb nun eine „Geschichte der Religion Jesu Christi" (2 Bde., Hamb. 1811—18, nebst Register, 1825; fortgesetzt von Fr. v. Kerz, Bd. 19—42, Mainz 1825—46), die ihm bei so gefangen gegebenem Bewußtsein nicht sonderlich gelingen konnte. Besser und verdienstlich nach Forschung und Darstellung ist sein „Leben Alfred's des Großen" (1816). Zu seinen letzten Schriften gehört „Das Büchlein von der Liebe" und die „Betrachtungen und Beherzigungen der heil. Schrift" (1819). Seit dem J. 1812 lebte er zu Tatenfeld bei Bielefeld, und starb auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück, den 6. Decbr. 1819.

Stolgebühren (jura stolae) nennt man die Gebühren, welche den Geistlichen für gewisse priesterliche Handlungen, wie für Taufen, Trauen, Beichten, Begräbnisse, Confirmation u. s. w. von den Laien entrichtet werden. Sie haben ihren Namen von Stola (s. d.) und bestanden früher in der christlichen Kirche in freiwilligen Gaben. Seit dem 16. Jahrh. sind sie in der katholischen und protestantischen Kirche zum Rechte erhoben (jus stolae) und gehören als Accidenzien zum Einkommen der Geistlichen. Um dem Mißbrauche zu steuern und die Willkür der Einzelnen zu beschränken, sind Taxen eingeführt, wonach bestimmt ist, was in einzelnen Fällen dem Geistlichen zukommt. Diese Taxen lauten jedoch nach den Localitäten sehr verschieden. Unter den Protestanten in Deutschland ist neuerdings die Fixation des Beichtgeldes hie und da versucht worden. Die Deutschkatholiken schafften alle S. ab.

Stoll, Maximilian, wurde am 12. Octbr. 1742 zu Erzingen, einem Dorfe der fürstlich-schwarzenbergischen Herrschaft Klettgau in Schwaben, geboren, wo sein Vater Landchirurg war. Seine Schulbildung erhielt er von dem Kaplan seines Geburtsortes, und nachher suchte ihn sein Vater in seiner Kunst zu unterrichten, wozu der Knabe indeß durchaus keine Neigung hatte. Er wurde daher auf das Gymnasium der Jesuiten zu Rottweil

gebracht und trat 1761 in den Orden selbst ein, ging dann nach Ingolstadt, ward 1765 zu Hall in Tyrol Lehrer der Sprachen, veruneinigte sich indessen mit dem Orden und trat 1767 wieder aus. Er faßte jetzt den Entschluß, Medicin zu studiren, ging deshalb nach Straßburg, später nach Wien, wo er 1772 promovirte; bald darauf wurde er zum Komitatsphysicus in Ungarn ernannt, ging nach 2 Jahren nach Wien und wurde nach de Haen's Tode 1776 auf Stoerk's Betrieb zu dessen Nachfolger als Lehrer der prakt. Medicin ernannt, welche Stelle er mit so glänzendem Erfolge verwaltete, daß er einer der ersten Aerzte und Lehrer Deutschlands war, aus dessen Schule fast alle damals geschätzten Praktiker hervorgingen. Er starb am 22. Mai 1787. Unter seinen Schriften sind „Die Aphorismen über Fieber" und seine „Heilungsmethode in dem Krankenhause zu Wien", wovon die letzten 4 Bde. erst nach seinem Tode erschienen, von bleibendem Werth. Vergl. Pezzel: „Denkmal auf Stoll"; herausgeg. von Blumauer (Wien 1788).

Stollen, s. Grube.

Stolpe, ein Küstenfluß Hinterpommerns, der aus dem Stolpersee im Reg.-Bezirk Danzig seinen Ursprung hat, die Bütow und Schottow aufnimmt, für kleine Fahrzeuge sehr bald schiffbar wird und nach einem vielfach gekrümmten Laufe von im Ganzen etwa 20 Meilen unterhalb der Stadt Stolpe, wo er einen kleinen Hafen Stolpemünde bildet, in die Ostsee sich ergießt. Die an diesem Flusse liegende Stadt Stolpe mit etwa 8000 Einw. ist die volkreichste Stadt des Reg.-Bezirks Köslin in der Provinz Pommern und Sitz einer Landschafts-Departements-Direction und besteht aus der Alt- und Neustadt und vier Vorstädten. Sie hat ein Schloß, vier Kirchen, unter denen die 1311 erbaute große Marienkirche mit einem 185 Fuß hohen Thurm sich auszeichnet, ein Fräuleinstift und ein Invalidenhaus, und nährt sich von Bernsteindreherei, Lachsfang, Tuch-, Wollzeug- und Leinweberei und Seehandel. Dritthalb Meilen davon, an der Mündung der S. liegt der zur Stadt gehörige Hafen Stolpemünde, ein Marktflecken von 600 Einw., die Schifffahrt und Fischerei treiben.

Stonehenge, ein berühmtes Denkmal des Alterthums, wahrscheinlich die Reste eines alten Druidentempels, $1^1/_2$ Meile nördlich von Salisbury. Es besteht aus 4 concentrischen Kreisen oder vielmehr Ellipsen, von rohen, in dem äußersten Kreise 5, in dem innersten Kreise 20—25 Fuß hohen zum Theil noch durch Felsblöcke verbundenen Pfeilern gebildet. Ein Denkmal ähnlicher Art findet sich bei Cork in Irland.

Stonehouse, s. Plymouth.

Stör ist eine Gattung von Knorpelfischen. Sie haben einen stark bepanzerten Kopf, ein rundes, mit Bartfasern versehenes Maul, hornartige Schilder auf dem Leibe und eine sehr große Schwimmblase. Sie sind Meerfische, die aber zur Laichzeit in die großen Flüsse ziehen und hier ihrer Eier, Schwimmblase und ihres Fleisches halber Gegenstand beträchtlicher Fischerei werden. Hauptarten sind: der Hausen- (acipenser huso), der gemeine S. (ac. sturio) und der Sterlet (ac. ruthenus). Aus den Eiern des S. wird Caviar (s. d.) bereitet.

Storax oder Styrax ist ein harziger Saft, von welchem man 3 Sorten unterscheidet: 1) der echte S., Storax calamita von den Alten genannt, weil er in Schilfblätter gewickelt aus Syrien zu ihnen kam, wird in den weißen und in den Mandelstorax (St. amygdaloides s. in granis) unterschieden; es sind weiße oder gelbliche Körner und Stücken, welche entweder von selbst ausquellen oder durch Einschnitte in den Storaxbaum (St. officinalis), welcher besonders in Natolien und Syrien wächst, gewonnen werden. Er ist von starkem, angenehmem Geruch, und dem Perubalsam ähnlichem, süßlich-balsamischem, zuletzt bitterm Geschmack, brennt mit heller Flamme unter Verbreitung eines sehr wohlriechenden Dunstes und ist in Aether vollkommen löslich; 2) der gemeine S. ist eine Mischung von Sägespänen, Perubalsam, Benzoe und echtem S.; 3) der flüssige S. (St. liquida) hat beinahe die Farbe und Consistenz des Terpentins und kömmt von verschiedenen Bäumen, auf Cochinchina und Java von Noronna Altingia excelsa, in Virginien und Mexiko von Liquidamber styraciflua, auf der Insel Cobas von Rosa mallos. Die

feinste Sorte nennt man flüssige Ambra (Liquidambra, ambra liquida). — Der S. gleicht in seiner Wirkung ziemlich der Benzoe, wurde früher daher häufig gegen Lungenkrankheiten und Menstruationsfehler, jetzt nur äußerlich als Ung. de styrace zur Zeitigung von Abscessen und zum Verbande schlechteiternder Wunden benutzt.

Storch, ein zu den Sumpfvögeln gehöriger Vogel in mehreren Arten, von denen der gemeine oder weiße S. (ciconia alba, ardea ciconia) unter dem Namen Klapperstorch am bekanntesten ist. Der Körper desselben ist etwa so groß, als der einer Gans, doch die langen Beine und der lange Hals geben ihm ein viel größeres Ansehen. Sein Gefieder ist weiß, bis auf die schwarzen Schwungfedern, die Füße und der Schnabel sind roth. Durch das Zusammenschlagen der Kinnladen bringt der S. ein Klappern hervor, sonst fehlt ihm die Stimme. Er ist ein Zugvogel, der sich vom März bis August bei uns aufhält, hier auf Dächern, Thürmen, Feueressen gern nistet, 5—6 Eier legt, von denen er gewöhnlich drei Junge aufzieht und mit diesen dann nach Afrika und Asien zurückzieht. Der S. frißt Schlangen, Eidechsen, Frösche, Heuschrecken, Mäuse, Hummeln, kleines Geflügel, Eier rc. und ist im Allgemeinen ein nützlicher Vogel. Deshalb wird er von den Landleuten gern gesehen und steht bei diesen, besonders bei den Orientalen, in großer Achtung, so daß es für Sünde gilt, einen S. zu tödten, und bei den Thessaliern dies sogar mit dem Tode bestraft wurde. Mit Liebe und Treue hält das Storchpärchen auf Lebenszeit zu einander, mit der zärtlichsten Sorgfalt zu seinen Jungen, weshalb der S. auch allgemein für einen frommen Vogel gilt.

Storchschnabel oder Pantograph ist ein von Christoph Scheiner, gest. 1650, erfundenes Instrument, welches dazu bestimmt ist, eine ebene Figur in einem beliebigen Verhältnisse zu verkleinern oder zu vergrößern. Die Theorie desselben beruht darauf, daß bei unveränderten Winkeln die nach einem bestimmten und unter sich gleichem Verhältnisse veränderten Seiten einer Figur eine der ersteren mathematisch ähnliche Figur geben. Dies wird dadurch erreicht, daß man innerhalb eines Parallelogramms aus einem beliebigen Punkte zwischen zwei Parallelen eine Linie parallel mit den angrenzenden Seiten zieht bis dahin, wo sie die Diagonale schneidet. Verändert man die Winkel des Parallelogramms, so wird der Durchschnittspunkt immer in der Diagonale liegen, und dem um den einen Endpunkt sich drehenden andern Endpunkte der Diagonale in stets gleich theilendem Verhältnisse parallel laufen. Fertigt man nun aus einem festen Stoffe ein solches Parallelogramm, dessen Winkel durch Charniere beweglich sind, befestigt den einen Endpunkt auf einem Zeichnenbrete, bringt die oben genannte Parallele, gleichfalls mit Charnieren versehen, an, so wird ein an dieser im Durchschnittspunkte mit der Diagonale befestigter Zeichnenstift in verjüngtem Maßstabe jede beliebige Figur nachzeichnen, über welche man einen am Endpunkte der Diagonale befestigten Stift hinwegführt. Das umgekehrte Verhältniß geben die veränderten Stifte. Dies ist der Storchschnabel. Das von dem Erfinder 1631 in einem eignen Werke „Pantographia seu ars delineandi res quaslibet“ beschriebene, anfangs ziemlich rohe Instrument ist nach mannigfachen Verbesserungen in der jüngsten Zeit zu einer solchen Vollkommenheit gebracht worden, daß der 1846 von dem Mechanikus Leideritz in Leipzig construirte Pantograph die Reduction nicht allein mit mathematischer Genauigkeit und Schärfe liefert, sondern zugleich so eingerichtet ist, daß er diese Reduction verkehrt auf die Kupferplatte radirt und gleichzeitig rechts auf ein untergelegtes Papier zeichnet. Man bedient sich der Pantographen zum Reduciren der lebensgroß oder kolossal aufgenommenen Silhouetten, der Landkarten und Situationspläne. Die von Ed. Kretzschmar in Leipzig erfundene Schriftstechmaschine beruht gleichfalls auf dem Pantographensystem.

Stormarn, eine Landschaft in Holstein (s. d.), welche den südwestlichen Theil dieses Herzogthums einnimmt, bildet ein Dreieck, welches im Norden durch die Stör von dem eigentlichen Holstein, im Osten durch die Trave von Wagrien und durch die Bille von Sachsen-Lauenburg, und im Südwesten durch die Elbe von Hannover geschieden wird. Außer der Stadt Hamburg, die historisch mit zu S. gehört, besteht dasselbe aus der Grafschaft Pinneberg mit der Stadt Altona (s. d.) und den Aemtern Trittau, Reinbeck,

Tremsbüttel und Steinburg, sowie mehreren Städten, worunter **Glückstadt** (s. d.). Das Land, welches immer mit Holstein vereinigt und denselben Fürsten unterthan gewesen, war in der ältesten Zeit eine Grafschaft, wurde aber mit Holstein vom Kaiser Friedrich III. 1474 zu einem Herzogthum erhoben.

Storr, Gottlob Christian, ein verdienter Theologe, 1746 zu Stuttgart geboren, litt als Kind an Augenübeln und wurde dadurch frühzeitig zur stillen Einkehr in sich hingewiesen. Unterricht ertheilten ihm sein Vater und mehrere Privatlehrer; das öffentliche Gymnasium besuchte er nur kurze Zeit vor seinem Abgange nach der Universität. Dies geschah 1762, wo er sich nach Tübingen begab und Philologie, Geschichte, Philosophie und Mathematik, dann seit 1765 Theologie studirte. Nach Vollendung seiner Studien unternahm er eine wissenschaftliche Reise durch die Niederlande, England, Frankreich und Deutschland, auf der er Bekanntschaft mit den ausgezeichnetsten Theologen machte, wie mit Schnurrer, Griesbach, Schultens, Valckenaer. Nach seinem Vaterlande zurückgekehrt, erhielt S. 1772 die Repetentenstelle am theologischen Seminar zu Tübingen, ward 1775 daselbst außerordentlicher Professor der Philosophie, zwei Jahre darauf Doctor und außerordentlicher Professor der Theologie und zugleich Superintendent, 1786 ordentlicher Professor daselbst und 1797 Oberhofprediger und Consistorialrath in Stuttgart, wo er am 17. Jan. 1805 starb. Obgleich dem evangel. Glauben mit ganzer Seele zugethan, hielt S. diesen doch nicht in der starren Orthodoxie fest; in der Behandlung der heiligen Schrift bewährte er sich als scharfsinniger Kritiker; in seinen Predigten mehr als einen verständigen als gefühlvollen Prediger. Er schrieb „Bemerkungen über die syrischen Uebersetzungen des N. T." (1772); „Bemerkungen über die arabischen Evangelien" (1775); „Observationes ad analogiam et syntaxin hebr. pertinentes" (1779); „Ueber den Zweck der evangelischen Geschichte und der Briefe Johannis" (1783); „Doctrinae christianae pars theoretica e sacris literis repetita" (1793), welches Werk, von Flatt übersetzt und mit Zusätzen vermehrt, 1803 und 1813 erschien. Seine „Predigten" wurden von Flatt und Süskind herausgegeben (2 Bde., Tüb. 1808—10).

Storthing, von Stor, d. h. groß, und Thing, d. h. Volksversammlung, abgeleitet, ist der Name für die Reichsversammlung in Norwegen. Die stimmberechtigten Bürger wählen in jedem 3. Jahre in den Wahl- und Districtsversammlungen die Wahlmänner, und von diesen werden die Abgeordneten zum S. ernannt, deren Anzahl im Ganzen nicht geringer als 75 und nicht größer als 100 sein darf. Wählbar ist, wer 30 Jahr alt und sich 10 Jahr im Reiche aufgehalten hat, wovon indessen die Mitglieder des Staatsraths und die Beamten, die bei dessen Comptoiren angestellt sind, desgleichen Hofbedienten und Pensionisten des Hofes, eine Ausnahme machen, welche sammt und sonders nicht zu Repräsentanten ernannt werden dürfen. Das S. wird in der Regel zu Anfang Februars in jedem 3. Jahre in der Hauptstadt Christiania eröffnet, in außerordentlichen Fällen hat indessen der König das Recht, das S. außer der gewöhnlichen Zeit zusammenzuberufen. Kein S. kann gehalten werden, wenn nicht zwei Drittheile seiner Mitglieder versammelt sind. Sobald das S. sich constituirt hat, eröffnet der König oder dessen Statthalter dessen Verhandlungen mit einer Rede, worin er dasselbe von dem Zustande des Reichs und den Gegenständen unterrichtet, worauf er besonders die Aufmerksamkeit des S. hinzulenken wünscht. Das S. erwählt nun unter seinen Mitgliedern ein Viertheil, welches das **Lagthing** ausmacht. Die übrigen drei Viertheile bilden das **Odelsthing**. Jedes Thing hält seine Versammlungen abgesondert, aber bei offenen Thüren, und ernennt seinen eigenen Präsidenten und Secretär. Seine Verhandlungen werden durch den Druck bekannt gemacht, wofern nicht durch Stimmenmehrheit das Gegentheil beschlossen wird. Dem S. kommt zu: 1) Gesetze zu geben und aufzuheben; 2) Anleihen auf den Credit des Reichs zu eröffnen; 3) Aufsicht über das Geldwesen des Reichs zu führen; 4) die zu den Staatsausgaben nöthigen Geldsummen zu bewilligen; 5) zu bestimmen, wie viel dem Könige und dem Vicekönige jährlich für ihren Hofstaat ausgezahlt werden soll und die Apanage der königl. Familie festzusetzen, welche jedoch nicht in festem Eigenthum bestehen darf; 6) sich

das in Norwegen existirende Regierungsprotocoll und alle öffentlichen Berichte und Papiere vorlegen zu lassen; 7) sich die Bündnisse und Tractate mittheilen zu lassen, die der König für den Staat mit fremden Mächten eingegangen ist, mit Ausnahme der geheimen Artikel, die jedoch den öffentlichen nicht widerstreiten dürfen; 8) Jeden aufzufordern, vor dem S. zu erscheinen, mit Ausnahme des Königs und der königl. Familie; doch gilt dies für die königl. Prinzen nicht, insofern sie andere Aemter, als das des Vicekönigs bekleiden; 9) die inzwischen bestandenen Gagen- und Pensionslisten zu revidiren und die für nöthig befundenen Veränderungen zu machen; 10) fünf Revisoren zu ernennen, die jährlich die Rechnungen des Staates durchsehen und Auszüge aus denselben durch den Druck bekannt machen sollen, daher diese Rechnungen jedes Jahr vor dem 1. Juli diesen Revisoren zugestellt werden sollen; 11) Fremde zu naturalisiren. Die Gesetze werden von dem Odelsthing, oder vom Staatsrathe vorgeschlagen und nach Annahme des Vorschlags an das Lagthing gesandt, und ist der Beschluß auch von diesem genehmigt, so geht er an den König oder dessen Statthalter. Der durch königl. Unterschrift bewilligte Vorschlag erhält nun Gesetzeskraft. Wird der vom König zweimal verworfene Vorschlag vom dritten ordentlichen S. wieder auf beiden Thingen angenommen, so wird er auch ohne königl. Sanction Gesetz. Dieser Fall ist z. B. eingetreten, als von drei ordentlichen S. der neu eingeführte Adel für abgeschafft erklärt ward, obwohl der König diesen Beschluß nie sanctionirte. Auch machte das S. 1836 von seinem Rechte Gebrauch, den norweg. Minister in Stockholm in Anklagestand zu versetzen und zu bestrafen. Ein Versuch, in die Majestätsrechte einzugreifen, fand aber 1845 entschiedene Zurückweisung.

Störungen, s. Perturbationen.

Story, Joseph, Professor der Rechte an der Hochschule zu Cambridge bei Boston, geb. 1780 in Salem bei Boston, studirte die Rechte und wurde bereits 1806 Mitglied des Unterhauses in seinem Geburtsorte. Hier machte er sich bald als tüchtiger Staatsmann geltend, wurde Sprecher desselben und seit 1811 Richter am Bundesgerichtshofe zu Washington. Seit 1829 übernahm er die Professur der Rechte zu Cambridge und liest als solcher über Naturrecht, Völkerrecht, Staatsrecht, See- und Handelsrecht. Seine Lehrbücher werden in Nordamerika und England sehr geschätzt und sind auch theilweise ins Deutsche übersetzt; so die „Commentaries on the constitution of the United-States" (3 Bde.; abgekürzt in Einem Bande, Boston 1833) und „Miscellaneous writings, literary, critical, juridical and political" (Boston 1835).

Stosch, Philipp, Baron von, Kunstfreund und Kunstkenner, zu Küstrin den 22. März 1691 geboren, studirte Theologie und Alterthumswissenschaft in Frankfurt a. d. O. und machte zu seiner Ausbildung in der Kunstkenntniß weite Reisen, besonders nach Italien. Da er sehr vermögend war, so konnte er sich leicht viele Kunstsachen verschaffen, worin ihn auch seine Stellung als engl. Agent in Rom, und im J. 1731 in Florenz, begünstigte. Er errichtete ein reichhaltiges, besonders durch Winckelmann bekanntes Museum. Die Bekanntschaft mit Letzterem, wenn sie auch nur durch Briefe gemacht und unterhalten wurde, war doch für S. von großem Gewinn für sein Kunsturtheil; aber auch für Winckelmann blieb sie nicht ohne Einfluß, indem ihm dadurch Empfehlung und Zutritt bei dem berühmten Cardinal Albani wurde. S.'s Beschäftigungen richteten sich hauptsächlich auf die geschnittenen Steine; den Katalog und die Beschreibung derer, welche S. in Besitz hatte, gab nach dessen Tode Winckelmann zu Florenz 1760 heraus. S. selbst aber hatte schon ein Werk darüber unter dem Titel: „Gemmae antiquae celatae sculptorum nominibus insignitae" (Amsterd. 1724) bekannt gemacht. Er starb den 7. Novbr. 1757. Die Hauptkunstgegenstände seines Museums kaufte Friedrich II. an, während manches andere Werthvolle an andere Sammlungen kam.

Stoß der Körper entsteht, wenn zwei Körper sich in ihrer Bahn treffen. Dabei können beide Körper bewegt sein, oder nur einer von ihnen. Zu unterscheiden ist noch der gerade Stoß, welcher entsteht, wenn die Richtung der Bewegung senkrecht auf die Berührungsfläche ist, und der schiefe, wenn die Richtung nicht senkrecht stattfindet. Ferner

ist der Stoß **central**, wenn er durch den Schwerpunkt der Masse, bei Kugeln also durch den Mittelpunkt, geht, im entgegengesetzten Falle ist er **excentrisch**. Außerdem concurrirt noch der Stoff der Körper; denn anders ist die Wirkung bei harten, anders bei elastischen Körpern. Hier möge kurz erwähnt werden, was ohne Anwendung mathematischer Formeln zu zeigen möglich ist. Nehmen wir an, die sich begegnenden Körper seien feste Kugeln von gleicher Größe und Masse, die gerade und central zusammenstoßen. Ruht die eine Kugel während die andere im genannten Verhältnisse auf die Seite stößt, so bleibt die Richtung des Laufs unverändert, und beide Kugeln rollen fort mit der Hälfte der Geschwindigkeit, mit welcher die bewegte anprallte. Sind beide Kugeln bewegt und stoßen in entgegengesetzter Richtung auf einander, so laufen beide mit derselben Differenz ihrer Bewegungsschnelligkeit nach der Richtung hin, die die schneller laufende Kugel hatte, weshalb bei gleicher Geschwindigkeit beide Kugeln stehen bleiben müssen. Haben aber beide Kugeln gleiche Richtung, aber nicht gleiche Geschwindigkeit, so holt die schnellere die langsamere ein, wenn natürlich die letztere vorausgeht. Nach dem Stoße bleibt die Richtung dieselbe, aber die Geschwindigkeit ist gleich der halben Summe ihrer Schnelligkeit vor dem Stoße. Sind dagegen beide Kugeln vollkommen elastisch, so findet eine Verwechselung der Geschwindigkeiten und Richtungen statt. Daher wird, wenn die eine Kugel ruht, diese die Richtung und Geschwindigkeit der sie stoßenden annehmen, so daß letztere in Ruhe kommt. Begegnen sich beide in entgegengesetzter Richtung, so werden beide mit umgekehrter Geschwindigkeit von einander zurückspringen, und holt eine die andere ein, so müssen beide in gleicher Richtung fortrollen, aber so, daß die erste Kugel die Schnelligkeit der zweiten und umgekehrt annimmt. Man hat für diese Lehre besondere **Percussionsmaschinen** (s. d.).

Stoß, Veit, nebst Adam **Krafft** (s. d.) und Pet. **Vischer** (s. d.) einer der vorzüglichsten altdeutschen Bildhauer, zugleich auch Maler und Kupferstecher, wurde 1438, nach Andern 1447 zu Krakau geboren, kam später nach Nürnberg, wo er sich von 1495 bleibend niederließ und starb daselbst 1533, nach Andern 1542. Sein berühmtestes Werk ist der Englische Gruß in der St.-Lorenzkirche zu Nürnberg.

Stottern (Haesitatio linguae, Battarismus, Balbuties) bezeichnet das Unvermögen, gewisse Worte und Sylben auszusprechen, namentlich solche, denen die Stoßlaute d, b, t, p, k, g vorhergehen. Es findet dies nun entweder nur bei gewissen Worten und Sylben und gleichsam nur vorübergehend statt, oder bei jeder zusammenhängenden Rede, oder endlich können Subjecte der Art nur unter den heftigsten Anstrengungen einzelne einsylbige Worte vorbringen. Gewöhnlich sind dabei mehr oder weniger deutliche convulsivische Bewegungen der Muskeln des Gesichts und Halses bemerkbar, welche theils ängstliche, theils lächerliche Gefühle bei den Umstehenden erregen. Die meisten Gemüthsaffecte haben einen das Uebel verstärkenden Einfluß auf das S., namentlich Furcht, Verlegenheit und Zorn. Ueber die Ursachen sind die Meinungen sehr getheilt, sobald man keine offenbaren Structurveränderungen der Sprachorgane wahrnehmen kann. Schultheß und Andere setzen den Hauptgrund in Krampf der Muskeln und Stimmritzbänder. Bei dieser Unbekanntschaft mit den eigentlich veranlassenden Momenten ist es nicht zu verwundern, daß die Kunst im Ganzen noch so wenig zur Beseitigung der ausgebildeten Formen des Uebels vermag. Die niedern Grade werden durch Ruhe des Gemüths während des Sprechens, bei dem so viel als möglich jede Anstrengung gemieden wird, durch Fixirung der Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände während des Sprechens, und häufige Sprachübungen nicht selten glücklich beseitigt. In der neuern Zeit haben Colombat Arnott und besonders Madame Leigh, eine Amerikanerin, besondere Methoden zur Heilung des Stotterns angegeben. Die der Letztern stützt sich besonders auf die Bemerkung, daß in dem Augenblicke, wo die Stotternden stocken, und sich anstrengen zu sprechen, ohne es doch zu vermögen, ihre Zunge dann in dem untern Theile des Mundes, hinter der untern Zahnreihe, liegen bleibt, und daß in dem Momente, wo sie die Schwierigkeit, die sie am Aussprechen des Wortes hinderte, überwinden, die Zunge sich erhebt und dem Gaumen nähert. Ihre Methode wurde besonders von Malbouche in Frankreich geübt und bekannt gemacht. Allgemeine Aufmerksamkeit erregte

in der neuesten Zeit eine chirurgische Operation, welche Dieffenbach (s. d.) zur Heilung des Stotterns ersann und öfter mit gutem Erfolg ausführte. Er schnitt nämlich aus der obern Fläche der Zunge in der Nähe der Wurzel derselben ein Querstück aus, wodurch nach Vereinigung der Wundränder das Andrücken der Zunge an den Gaumen erleichtert wurde. Er selbst gab nachmals mehrere Methoden dieser Operation an; auch franz. Wundärzte haben verschiedene Operationen zur Heilung des Stotterns versucht. Ausführlich handeln von dem S. und seiner Heilung: R. Schultheß „Das Stammeln und Stottern, ihre Natur, Ursachen und Heilung" (Zürich 1830); Colombat „Ueber das Stottern und andere Sprachgebrechen" (Aus dem Franz. von Dr. J. C. F. Schulze, Ilmen. 1831) und Dieffenbach „Die Heilung des Stotterns ꝛc." (Berl. 1841).

Stourdza, Alexander von, kaiserl. russ. Staatsrath, Sohn eines angesehenen Bojaren in der Moldau, der aus Griechenland stammen soll. Im russisch-türkischen Kriege zeigte er gegen die Russen besondere Anhänglichkeit, weshalb er 1792 auswandern mußte und russ. Staatsrath ward. Durch Aufenthalt in Venedig, Triest, Wien, Leipzig u. s. w. und durch Beschäftigung mit literarischen Gegenständen einigermaßen gebildet, unternahm er es, da die Jesuiten einige Zweifel gegen die griechische Kirche in Umlauf gebracht hatten, in seinen „Betrachtungen über die Lehre und den Geist der orientalischen Kirche" (Leipz. 1817 von Kotzebue ins Deutsche übersetzt) den Vorzug seiner Kirche vor der abendländischen darzuthun, woraus schon von vorne herein sich ergiebt, wie wenig er von dem innern Leben und Wirken der abendländisch-christlichen Welt versteht. Als 1818 den Congreßgesandten handschriftliche Bemerkungen über deutsche Volksangelegenheiten zugeschickt worden waren, bekam S. vom russ. Ministerium den Auftrag, eine Denkschrift davon zu verfassen. Er schrieb so sein berüchtigtes „Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne" (Aachen 1818). Das Buch zog ihm wegen seiner unreifen Raisonnements, wegen Härte und baroker Vorschläge u. s. w. Unannehmlichkeiten in Deutschland zu, welches er demnach, bald nachdem er sich mit der Tochter des Staatsrathes Hufeland verheirathet hatte, verließ und sich auf seine Güter bei Szkloff begab. Sein Werkchen erschien 1819 in den politischen Annalen übersetzt und die Neuheit und Seltenheit der Sache brachte bald eine Menge Exemplare in Umlauf. Gerechter und allgemeiner Unwille sprach sich überall darüber aus. Als gründlicher Widerleger trat Viller's auf in seinem: „Coup d'oeil sur les universités de l'Allemagne" und Krug in seinem „Anti-Stourdza" (Lpz. 1819), ins Franz. übersetzt unter dem Titel: „Etat actuel de l'Allemagne ou examen et réponse au mémoire de Mr. de St." u. s. w. S.'s Reformationsvorschläge für die deutschen Universitäten erzielten eine förmliche moralische Zwangsanstalt für die deutschen Hochschulen, einen Mechanismus, der es den studirenden Individuen unmöglich machen sollte, moralisch zu fehlen und zu irren, also eine gänzliche Aufhebung akademischer Freiheit. Die deutschen Regenten beachteten die Vorschläge, wie sie ihr Volk zu erziehen hätten, gar nicht. Der König von Preußen nahm bei der Gründung der Universität Bonn gar keine Rücksicht darauf. Selbst in Rußland fand die Schrift viele Gegner und das Petersburger Journal: der russische Invalide, machte die beißenden Bemerkungen in der Speierschen Zeitung über S.'s Schrift unverhohlen bekannt. S., der, um einen Zweikampf mit dem Studenten Grafen von Buchholz zu entgehen, aus Dresden, wo er die Tochter des Arztes Hufeland geheirathet, nach Rußland entflohen war, lebte lange auf seinen Gütern in der Ukraine und gründete hier, später in Odessa, wohlthätige Anstalten, unter andern ein Kloster, in welchem Mädchen zur Verheirathung mit Popen erzogen wurden, die gewöhnlich ihre Frauen in den niedrigsten Ständen suchen. Noch erwähnen wir seiner Schrift „La Grèce en 1821" (Lpz. 1822), worin er ebenfalls das russ. Interesse vertrat.

Strabo, um das Jahr 60 v. Chr. geboren zu Amasea in Cappadocien, beschäftigte sich eifrig mit Rhetorik und Aristotelischer Philosophie, später mit der stoischen. Auf seinen Reisen durch Griechenland, Italien, Aegypten und einige Theile Asiens sammelte er Notizen über Länder- und Völkerkunde, Politik und Statistik, und so entstanden seine γεωγραφικά in 17 Büchern, eins der schätzbarsten Werke, die uns aus dem Alterthume erhalten sind.

Es liefert eine möglichst vollständige Beschreibung der bewohnten Erde, geschöpft aus den besten Quellen des Hekatäus, Artemidorus, Eudoxus, Eratosthenes, aus Dichtern, Historikern und eigener Anschauung, und man kann es sicher als Maßstab ansehen für die geographische Kenntniß des gebildeten Abendlandes zu seiner Zeit. Die erste Ausgabe des S. ist die „Aldina" (Venedig 1516), der die zu Basel 1549 und 1571 mit der latein. Uebersetzung Xylander's (zu Genf 1587) und von Morel (Paris 1620) nachfolgten. Die letzteren gaben den von Casaubonus emendirten Text, vollständiger von Almeloveen (Amsterd. 1707, 2 Bde.) herausgegeben. Die für den Handgebrauch zweckmäßigste Ausgabe lieferte Siebenkees, von Tzschukke vollendet (6 Bde., Lpz. 1796—1811), zu welcher Friedemann (Bd. 7, Lpz. 1818) den Anfang eines Commentars gab. Eine neuere Ausgabe besorgte Korais (4 Bde., Par. 1815—19), und durch Hinzuziehung vieler neuer Hülfsmittel Kramer eine kritisch berichtigte und vervollständigte Ausgabe; die „Fragmenta libri VII. palatino-vaticana" gab Tafel (Tübing. 1844) besonders heraus. Wichtig ist auch durch die beigegebenen Abhandlungen und Untersuchungen die auf Befehl Napoleon's von de la Porte du Theil, Korais und Gosselin veranstaltete franz. Uebersetzung (6 Bde., Par. 1805—19, 4.); deutsch übersetzt wurde S. von Kärcher (12 Bde., Stuttg. 1829 fg.) und von Groskurd (4 Bde., Berl. 1831—34). Vgl. Heeren „De fontibus geographicorum Strabonis" (Götting. 1823) und Siebelis „De Strabonis patria, genere, aetate" (Bautzen 1828).

Strachino, s. Käse.

Stradanus, Johann, eigentlich Johannes Straet, geb. zu Brügge 1536, lernte bei seinem Vater die Malerei, auch benutzte er den Unterricht bei M. Frank und Peter Aertsens. Schon früh verließ er sein Vaterland und wählte Florenz zu seinem Aufenthalte, wo er viele Werke in Oel und Fresco ausführte. Vasari, der die Fähigkeiten des S. schätzte, benutzte ihn zum Gehülfen in den Sälen und Zimmern des großherzogl. Palastes. Nach seinen Cartons wurden viele Tapeten gewirkt, und sein Christus am Kreuz in der Kirche der Verkündigung ist sein Meisterwerk. Dieses Gemälde wurde auch von Galle in Kupfer gestochen, sowie auch die Jagden und Fischereien, welche die Cartons enthielten. Dieser Meister componirte mit Leichtigkeit, und er schien sich vorzüglich da zu gefallen, wo er Pferde anbringen konnte. In der Zeichnung ist er weniger rein, und man findet in diesem Theile den Nachahmer des Michel Angelo. Uebrigens ist er ein guter Colorist und ein Meister, der eine große Zahl Werke lieferte. Er starb in seinem 69. Jahre.

Stradella, Alessandro, geb. zu Neapel im 17. Jahrh., war Kapellmeister in Genua und componirte Oratorien, Cantaten, Madrigale und Opern mit solchem Glücke, daß er von seinen Zeitgenossen der Apollo della musica genannt wurde. In Venedig verliebte er sich in eine vornehme Venetianerin und entführte sie. Der Vormund der jungen Dame sandte ihm zwei Banditen nach, die ihn in Rom einholten. Ehe sie ihren Auftrag ausführten, hörten sie eine Composition S.'s, die sie so bezauberte, daß sie nicht allein den Racheplan aufgaben, sondern auch S. von den Verfolgungen seines Feindes in Kenntniß setzten. Dennoch fiel S. 1678 unter den Dolchen anderer von dem Vormund seiner Gattin gedungenen Mörder. Der Vorfall ist zum Gegenstand einer Oper, componirt von Flotow, gemacht worden.

Strafanstalten, s. Gefängnißwesen.

Strafcolonien, s. Deportation.

Strafe heißt jedes Uebel, das auf ein Vergehen erfolgt. Im weitern Sinne nennt man daher auch St. jedes Leiden, jeden Schaden an seiner Gesundheit, den man sich durch irgend einen Leichtsinn oder durch Unvorsichtigkeit zugezogen; im engern Sinne ist S. ein über den, der sich vergangen hat, von einem, der dazu befugt ist, nach Grundsätzen verhängtes Uebel. Die S. kann daher in vielen Verhältnissen eintreten, z. B. in dem Verhältnisse der Aeltern zu den Kindern, der Lehrer zu den Schülern; insbesondere beschäftigt uns aber hier die S. in der menschlichen Gesellschaft, im Staate. Aus der Idee des Staates ist auch die Idee der S. zu entwickeln. Der Staat ist eine Rechtsgesellschaft und das

Wesen dieser Rechtsgesellschaft ist Darstellung des Rechts in der Gesellschaft. Die Verhängung eines Uebels auf eine Rechtsverletzung oder die S. ist daher selbst rechtlich nothwendig. Denn die Gesellschaft hat den Willen, das Recht in einer bestimmten Verfassung darzustellen, folglich muß sie auch ein Mittel haben, diesen Willen auszuführen und — weil sich jeder Einzelne in die Rechtsgesellschaft begeben muß — gegen jeden Einzelnen auszuführen, der sich diesem Willen unterworfen hat und ihn bricht. Denn bliebe ein solches Bestreben in Hinsicht der Gesellschaft ohne Wirkung, so wäre die Rechtsgesellschaft oder die Darstellung des Rechts selbst dem Zufalle überlassen, und dadurch der Begriff der Rechtsgesellschaft aufgehoben; es muß also dieses Mittel mit der Verletzung, wie Wirkung mit Ursache, stets verbunden sein. Die S. darf aber nicht von den Einzelnen gegen einander ausgeübt werden, denn der Zwang der Einzelnen gegen einander hebt unvermeidlich das Rechtsverhältniß auf; die S. kann daher nur als allgemeiner Wille der Rechtsgesellschaft stattfinden, und dieser ist in den Gesetzen ausgesprochen. Jede Willkür bei der Anordnung von S. ist ihrer Idee zuwider. So begründet also die Idee des Staates sowohl sein Recht, die St. zu verhängen, als auch den Zweck derselben. Neben dieser eigentlich rechtlichen Betrachtungsweise besteht in Bezug auf die S. aber noch eine andere, welche sich nicht in streng rechtliche Formen fügen läßt, sondern der sich immer freier entwickelnden und das Staatsleben immer geistiger durchdringenden Humanität angehört. Die S. sollen nämlich nicht blos, wie oben erwähnt, auf das Vergehen wie die Wirkung auf die Ursache in unmittelbarer Nothwendigkeit erfolgen, sondern sie sollen zugleich dadurch, daß sie Andere abschrecken, künftige Vergehen verhindern (vgl. Feuerbach „Ueber die Strafe als Sicherungsmittel", Chemnitz 1800), und ferner so eingerichtet sein, daß sie dem, der sich vergangen hat, Gelegenheit gewähren, sich zu bessern. Beides wird bei zunehmender Gesittung immer mehr geschehen, Beides sind Früchte der Humanität; der Staat als Rechtsgesellschaft kennt sie nicht, und ruft sie daher nur mittelbar ins Leben. Und so wie der Gesichtspunkt der Humanität derjenige ist, unter dem alle zwingenden Verhältnisse des Staates ihr Bitteres, das natürliche Freiheitsgefühl des Menschen Verletzendes verlieren, so wird auch der Zwang der Strafe unter diesem Gesichtspunkte gemildert. — Die S. sind entweder Criminalstrafen, die wegen eigentlicher Verbrechen zuerkannt werden, nach bestimmten Gesetzen, die das Criminalrecht (s. d.) lehrt. Wir haben bisher aber, da nur von den S. im Allgemeinen die Rede war, nicht das Wort Verbrechen, sondern nur Vergehen gebraucht, denn Verbrechen paßt nur für die Criminalstrafen. Bei diesen Strafen ist die strengste Gleichheit aller Stände vor dem Gesetze unbedingt nothwendig. Die S. sind aber auch Civilstrafen wegen Störungen des Rechtsverhältnisses in Bezug auf die Einzelnen (wobei noch ein großer Theil der Privatstrafen des römischen Rechts gilt), oder auf den Staat (fiskalische Strafen), oder Polizeistrafen, Ahndungen, die auf Verletzung der bürgerlichen Ordnung erfolgen, oder Disciplinarstrafen, die zur Aufrechthaltung der Ordnung im Staatsdienste gehören. Außerordentliche S. sind ein in mehreren Staaten, namentlich im Preußischen, stattfindender Nothbehelf, wenn nämlich auf ein Verbrechen, das weder gestanden noch durch Zeugen hinlänglich bewiesen ist, eine Strafe wegen dringenden Verdachts verhängt wird. Wo eine Jury stattfindet, also auch in einigen Provinzen Preußens, kann es natürlich keine außerordentliche S. geben. Die Zulässigkeit einer solchen S. ist von Vielen bezweifelt, von Andern, vorzüglich von Klein, vertheidigt. Wo keine Jury stattfindet, ist es wohl ein unerläßlicher Nothbehelf, wenn auch eine vollkommen rechtliche Begründung unmöglich sein dürfte, und in Bezug auf die Jury stellt sich das Verhältniß so, daß diese in allen Fällen, wo jetzt außerordentliche S. verhängt werden, das Schuldig ausgesprochen hätte. — Eine Geschichte der Strafen wäre ein sehr interessanter Beitrag zur Cultur und Sittengeschichte. Im classischen Alterthume waren die S., wenigstens in Bezug auf die Freien, weniger streng, als selbst in unserer Zeit. Athen hatte folgende S.: Geldstrafen, die gewöhnlichsten, die entweder der Staats- oder der Tempelcasse zufielen; die Atimie, oder Verlust der bürgerlichen Ehre, in verschiedenen Graden; die Verbannung, entweder auf Lebenszeit oder auf gewisse Jahre; Gefängniß;

Todesstrafe, die aber überhaupt selten war, da die des Mordes Angeklagten sich in den meisten Fällen freiwillig verbannen konnten. Rom hatte außer diesen S. noch die körperliche Züchtigung, bei den freien Bürgern die virgae, bei den Soldaten fustuarium, nur bei den Sclaven die flagella. Doch wurden sie bei den freien Bürgern gewöhnlich nur der Hinrichtung vorhergehend angewendet. Für die Sclaven hatte Rom mehrere sehr unmenschliche Todesstrafen, das Verurtheilen zum Thierkampfe, zum Gladiatorenkampfe, das Werfen in die Fischteiche u. a. Von andern Strafen, die zum Theil nur den rohern Zeiten des Mittelalters oder den Despotien des Morgenlandes angehören, führen wir noch an: die verschiedenen Arten der Todesstrafe (s. d.), vielerlei der Hinrichtung vorausgehende Martern, wie Schleifen nach dem Richtplatze, Zwicken mit glühenden Zangen, Begießen mit siedendem Oele, Verstümmelung, oft auch bloße Entehrungen, z. B. im Hemde nach dem Richtplatze gehen u. a.; ferner Verstümmelungen, die jetzt in allen civilisirten Staaten abgeschafft sind (darunter besonders häufig das Ausstechen der Augen); Zuchthausstrafen, d. h. Freiheitsverlust, verbunden mit öffentlicher Arbeit, wohin auch das schon dem Alterthume bekannte Verurtheilen zu Bergwerks- und Steinbrucharbeiten, die russische Verweisung nach Sibirien, die österreichische in die Quecksilbergruben von Idria, die Galeerenstrafen u. a. gehören; Deportation; körperliche Züchtigung, oft auf Tod und Leben, was in England noch bei dem Militär gebräuchlich ist; Verlust oder Schmälerung der bürgerlichen Rechte, Verlust höherer Standesrechte, Ausstellen am Pranger, Verlust der Nationalcocarde u. a.; Brandmarken, gewöhnlich nur angewendet, um das Entweichen von Gefangenen zu erschweren; Verlust der Freiheit, Festungsstrafe, nicht zu verwechseln mit Zuchthausstrafe; zwischen Staatsgefangenen und Sträflingen ist ein großer Unterschied (in neuerer Zeit erst namentlich in den sächsischen Kammern die Zusammenwerfung dieser beiden Strafen ernstlich gerügt); Geldstrafen, die außer wegen Betruges und Beeinträchtigung der Staatseinkünfte besonders bei Injurien zur Anwendung kommen.

Strafford, Thomas Wentworth, Graf von, geb. am 13. April 1593, stammte aus einer alten Familie der Grafschaft York und erwarb sich auf Reisen und durch Studien eine umfassende Bildung. Von seinem Vater erbte er ein großes Vermögen und trat 1621 in das Unterhaus, wo er sich der Politik Jacob's I. mit Erfolg widersetzte. Noch gewaltiger erhob er sich gegen den Hof, als 1625 Karl I. sein erstes Parlament versammelte. Buckingham (s. d.), des Königs Günstling und Minister, ernannte ihn zum Sheriff der Grafschaft York, um ihn vom Parlamente fern zu halten. Wentworth nahm das Amt an, verweigerte aber die vom Hofe willkürlich auferlegte Schiffssteuer und wurde deshalb ins Gefängniß geworfen. Im J. 1628 ward er von der Grafschaft York abermals ins Parlament gewählt und brachte jetzt die berühmte Petition of rights zu Stande, zu deren Annahme er den Hof zwang. Nach dem Sturze Buckingham's wurde er von dem Könige auf alle Weise begünstigt, so daß er gegen das Ende des J. 1632 mit dem Namen eines Lord Statthalters der Regierung von Irland vorgesetzt wurde. Er berief im J. 1634 ein Parlament, in welchem er mit dem Grafen von Ormond in Streit gerieth, der später sein innigster Freund wurde, und den er vortheilhaft am Hofe empfahl. Bald darauf wurde der Lord Statthalter in Folge seiner Verdienste zum Lord Lieutenant von Irland und zum Grafen von Strafford ernannt; als aber die Unruhen in Schottland ausgebrochen waren, so wurde er als Minister wieder nach England berufen und schickte eine Gesandtschaft an den Grafen von Ormond, durch welche er diesem alle Gewalt übertrug, die ihm als Generallieutenant zugestanden war. Da er aber die Volkspartei, welche ihre Rechte immer dringender geltend machte, verlassen zu haben schien, so griffen ihn die Gemeinen, welche lange durch die ebenso klugen als strengen Maßregeln Strafford's eingeschüchtert waren, sowohl in Irland, als auch in England an. Denn eben das Haus der Gemeinen in Irland, welches dem Könige gedankt hatte, daß er ihnen einen so trefflichen Statthalter in dem Grafen von Strafford geschickt habe, setzte, als es voraussah, daß er wahrscheinlich auch in England angegriffen werden würde, in seiner Abwesenheit eine heftige Anklageacte gegen ihn auf. Man gab sich Mühe, eine ähnliche auch von dem Hause der Lords auszuwirken;

allein dies wurde durch den tapfern Widerstand des Grafen von Ormond hintertrieben. Nachdem die aufrührerischen Schotten 1640 in England eingedrungen, mußte Karl ein Parlament berufen, welches seine Sitzungen mit der Verhaftung der beiden Minister des Königs, des Grafen von Strafford und des Erzbischofs von Canterbury, Wilhelm Laud, eröffnete. Jener hatte sich retten wollen, war aber durch das Versprechen des Königs, ihn zu unterstützen, zurückgehalten worden. Strafford, welchem im Tower, wie er selbst schreibt, kaum so viel Ruhe verstattet wurde, sein Brot zu essen, vertheidigte sich vor dem Parlamente so, daß er rechtlich nicht verurtheilt werden konnte. Daher mußte die rohe Pöbelgewalt durchsetzen, was das Recht nicht vermochte. Eine rohe Masse, die Waffen in der Hand, dringt in die Säle des Parlaments ein und setzt die Verurtheilung S.'s durch. Derselbe Haufe begiebt sich von hier nach dem Palaste, um auch die Unterschrift des Königs zu erzwingen. Dieser widerstrebte zwar eine Zeitlang, wurde aber endlich theils durch die drohende Gewalt, theils durch die Vorstellungen der Königin vermocht, zu unterzeichnen, was er sich noch auf dem eigenen Blutgerüste zum Vorwurfe gemacht haben soll. S., so unschuldig er auch war, erlitt den Tod durch das Henkerbeil ruhig und standhaft, doch mit der Ahnung des kommenden Unheils, den 12. Mai 1641 im 49. Jahre seines Alters. Nach der Restauration Karl's II. wurde seine Ehre wiederhergestellt und sein ältester Sohn erhielt den Titel und die Pairswürde des Vaters. Bald nach seinem Tode gab sein Freund Radcliffe seine Lebensbeschreibung heraus. Vgl. Lally-Tollendal „Vie du Comte de S." (mit der Tragödie gleiches Namens, 2 Bde., Lond. 1795; ohne diese Dichtung, Paris 1814).

Strafrecht, s. Criminalrecht.

Strafrechtstheorien. Der Rechtsgrund der Strafe ist von den Rechtsphilosophen auf verschiedenen Wegen gesucht worden. Viele stellten einen besondern Zweck der Strafe auf und diese Theorien nennt man die relativen Strafrechtstheorien. Die wichtigsten derselben sind: 1) Die psychologische Zwangs- oder Abschreckungstheorie, wie sie Feuerbach (s. d.) entwickelte, wonach der Neigung zum Verbrechen dadurch begegnet werden soll, daß man ein psychologisches Gegengewicht gegen dasselbe in der durch das Strafgesetz hervorgebrachten Gewißheit der Strafe als eines dem Verbrechen folgenden Uebels aufstellt. Eine Modification derselben ist 2) die von Ant. Bauer (s. d.) durchgeführte Warnungstheorie, welche nicht blos an die sinnliche, sondern auch an die sittliche Natur des Menschen sich wendet. Verwandt mit beiden ist 3) die Präventionstheorie, welche Karl Ludw. Wilh. von Grolmann (s. d.) und Karl Aug. Tittmann (s. d.) annahmen und die die Strafe auf die Nothwendigkeit gründet, künftigen Störungen der Sicherheit des Rechtszustandes durch Verbrechen zuvorzukommen, und wonach das Verbrechen nur als Zeichen der Geneigtheit zu ferneren Gesetzübertretungen in Betracht kommt; ferner 4) die Nothwehrtheorie, von Martin (s. d.) ausgeführt, welche jedes Verbrechen als einen wenigstens mittelbaren Angriff gegen das Bestehen des Staats ansieht, gegen welchen der letztere in der Weise einer geordneten und vorher angedrohten Strafe sich der Nothwehr bedient. Neben diesen hat man auch noch eine Besserungstheorie und andere Theorien aufgestellt, die aus mehreren der genannten zusammengesetzt sind. Dieser relativen Strafrechtstheorie steht die absolute gegenüber, welche in der Strafe eine unmittelbar nothwendige, um keines äußern Zweckes, sondern nur um der Gerechtigkeit willen eintretende Folge des Verbrechens erblickt. Sie ist in verschiedener Weise vertheidigt worden, und kann jetzt als die herrschende angesehen werden; von philosophischer Seite gab ihr Hegel (s. d.) jedenfalls die tiefste Begründung. Vgl. Hepp „Kritische Darstellung der Strafrechtstheorien" (Heidelb. 1829).

Strahl und Strahlkrebs nennt man eine Krankheit an den Hufen der Pferde, wobei aus dem Hornstrahl des Hufes oder aus der Seite desselben eine widrigriechende Materie ausfließt, welche die Substanz des Hornstrahls nach und nach entartet. Ist die Krankheit noch neu, so ist sie leicht zu heilen, wird sie aber vernachlässigt, so kann leicht ein krebs-

artiges Geschwür (Strahlkrebs) entstehen, welches nicht zu heilen ist. Der Strahl ist meist eine Folge der Unreinlichkeit und des zu starken Beschneidens des Hornstrahls.

Strahlenbrechung oder Refraction. Die Luft, welche die Erde als Atmosphäre umgiebt, ist ein Fluidum, dessen Dichtigkeit, nach Mariotti's Gesetzen, sich ändert, nahe dem Drucke oder den Barometerhöhen proportional, so daß bei, in arithmetischer Progression wachsenden Erhebungen über die Erdoberfläche die Dichtigkeit der Luft, mithin auch die Barometerhöhen, in geometrischer Progression abnehmen, welches Gesetz dadurch eine Einschränkung erleidet, daß die dabei vorausgesetzte gleiche Temperatur in der Wirklichkeit nicht stattfindet. Wie jedes Fluidum hat auch die Luft die Eigenschaft, daß sie den geradlinig einfallenden Lichtstrahl bricht und ihn von seiner ursprünglichen Richtung ablenkt, die indeß immer mit der neugewonnenen in einerlei Ebene liegt. Da aber die Luft in jedem Punkte der Erhebung abnimmt, so folgt eine fortgesetzte Brechung des Lichtstrahles, der mithin eine krumme Linie beschreiben muß; und da nur der letzte, in das Auge des Beschauers einfallende, Punkt dieser krummen Linie die Richtung bestimmt, in welcher man den leuchtenden Punkt sieht, so folgt daraus, daß z. B. ein Stern an einer ganz anderen Stelle erscheint, als wo er wirklich steht. Der Erscheinungspunkt wird natürlich durch die Tangente des letzten Punktes der krummen Linie an der Fläche des Himmels abgeschnitten. Die Bestimmung des Verhältnisses gehört nicht gerade zu den leichtesten Rechnungen, und geht davon aus, daß das Verhältniß beim Uebergange aus einem möglichst luftleeren Raume in Luft von der Dichtigkeit, welche sie bei 28 Pariser Zollen Barometerhöhe und der Temperatur des schmelzenden Eises hat, $= 1{,}0002943321 : 1$ ist. Obige Dichtigkeit $= 1$ gesetzt, verändert sich das Verhältniß bei einem anderen Barometer- und Thermometerstande $= X$, wie $\sqrt{1 + 0{,}0005887508\,X} : 1$, also nahe wie $1 + 0{,}0002943321\,X : 1$. Simpson, Bradley, Laplace haben die verschiedenen Verhältnisse sehr genau bestimmt und der Anwendung leicht gemacht. Leiten wir hier noch die Folgen für astronomische Beobachtungen ab. 1) Im Zenith verschwindet die Refraction; 2) die Refraction verändert nur die Höhen der Sterne, nicht ihr Azimuth; 3) mit zunehmender Zenithdistanz wächst die Refraction, unter gleichen Umständen für alle Sterne gleich (für Sterne am Horizont bis nahe 0° 33′, für Sterne von 45° Zenithabstand nahe gleich dem Product von 58″ in die Tangente der scheinbaren Zenithdistanz), daher denn für 2 Sterne in einerlei Vertikalkreise ihr Abstand um den Ueberschuß der Refraction des niedriger stehenden über die des höheren vermindert werden muß; 4) die Refraction verändert sich bei verschiedenem Thermometer- und Barometerstande. Steht ein Gestirn noch nicht im Horizonte, so bewirkt die sogenannte Horizontalrefraction, daß der durch die Luft in eine Curve verwandelte Lichtstrahl dennoch in den Beschauungskreis fällt, und daher erscheinen z. B. Sonne und Mond vor ihrem wahren Aufgange und nach ihrem wahren Untergange, nicht ohne großen Vortheil für die Bewohner des hohen Nordens. Zugleich ist hiervon die Stärke des Lichts abhängig, welche, außerhalb der Atmosphäre $= 1$ gesetzt, im Zenith $= 0{,}81$, dagegen 90° vom Zenith $= 0{,}001$ von Bouguer bestimmt ist. Die terrestrische Refraction hat mindere Wichtigkeit, obschon sie bei Bestimmung von hohen Berg- und Thurmspitzen denselben Gesetzen unterworfen werden muß. Nur bei größeren Entfernungen des Objects vom Beschauer kann die Refraction einen wesentlichen Unterschied veranlassen, und hier genügt, daß die Refraction, in Secunden ausgedrückt, genommen wird $= 0{,}005$ multiplicirt mit der Anzahl Toisen zwischen dem Objecte und dem Beschauer, also bei 1000 Toisen $= 5''$. Um die Theorie der Refraction haben sich Euler, Lagrange, Laplace, Oriani u. A., in der neuesten Zeit namentlich Bessel und Carlini verdient gemacht, welchem Letztern wir auch die besten Refractionstafeln verdanken. Zu den Wirkungen der Strahlenbrechung gehört auch die Luftspiegelung oder Fata Morgana (s. d.).

Strahlenthiere, eine besondere Abtheilung unter den sogenannten Pflanzenthieren oder Zoophyten (s. d.), deren ausgebildetere Formen sich durch strahlige oder

sternförmige Bildung, d. h. durch symmetrische Wiederholung der im Kreise um einen gemeinsamen Mittelpunkt gelagerten Körperorgane auszeichnen. Dieser Charakter tritt bei den unvollkommneren, cylindrischen, den sogenannten Seegurken oder Holothurien (s. d.), weniger allgemein hervor, als bei den kugligen Seeigeln (s. Echinoiden); am schärfsten ausgeprägt erscheint er bei den strahligen Asterien oder Seesternen (s. d.). Bei den letztern beiden Gruppen ist der Körper in eine mehr oder minder kalkige Hülle eingeschlossen, nach deren Bildung man Gattungen und Arten unterscheidet. Von Nerven finden sich an ihnen nur Andeutungen, Sinnesorgane fehlen fast ganz, ebenso Kopf und eigentliche Füße, deren Stelle durch Tausende von röhrenförmigen Organen vertreten wird. Sie scheinen Zwitter zu sein, pflanzen sich durch Eier fort, nähren sich nur von animalischen Stoffen, sind sehr gefräßig und der Ortsbewegung fähig durch langsames Kriechen; nur wenige sitzen auf einem gegliederten Stiele fest, alle leben im Meere. Mit Ausnahme einiger Echinoiden und Holothurien (s. Trepang) sind sie nicht eßbar.

Stralsund, 1) Regierungsbezirk in der preuß. Provinz Pommern von $79^{22}/_{100}$ QM. Größe und 182,981 Einw., zerfällt in die vier Kreise: Bergen, Franzburg, Greifswalde und Grimme. 2) Hauptstadt dieses Regierungsbezirks im Kreise Franzburg, an der die Insel Rügen vom Festlande scheidenden Meerenge Göllen, liegt mitten im Wasser, hat ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar, ein Waisenhaus, Zucht- und Arbeitshaus, sechs Kirchen, unter denen die Marien- und Nicolaikirche, ganz mit Kupfer gedeckt und im gothischen Stile erbaut, besonders Erwähnung verdienen, ein Seebad, Hafen und 16,500 Einw. Der Schiffsbau, Seehandel und die Leder-, Spiegel-, Zucker- und Stärkefabriken sind nicht unbedeutend. Früher ging von hier ein Dampfboot nach Ystadt in Schweden, jetzt von Greifswalde aus. Stralsund, früher die Hauptstadt von Neuvorpommern und starke Festung, wurde 1628 von Wallenstein belagert, 1678 aber vom Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, erobert. Schill starb hier den 31. Mai 1809 den Heldentod. Im Kieler Frieden von 1814 kam S. an Dänemark, durch den Vertrag vom 4. Juli 1815 an Preußen mit Beibehaltung ihrer alten Rechte und Verfassung, z. B. der Jura ecclesiastica und consistorialia, des lübischen Rechts, des persönlichen Adels, den, einem Privilegium von Karl XII. gemäß, der Bürgermeister von S., die Syndici und Rathsverwandten haben. Vgl. Fabricius „Der Stadt Stralsund Verfassung und Verwaltung" (Stralf. 1831); Berckmann's „Stralsunder Chronik" aus der Handschrift von Mohnike und Zober (Stralf. 1833).

Strand heißt der Theil des Seeufers, der nur bei Fluthen vom Wasser bedeckt wird. Gerade daher ist der Strand den landenden Schiffen so gefährlich und diese stoßen leicht auf den Grund und bleiben sitzen, was man stranden nennt.

Strandrecht nennt man das Recht über Alles, was am Strande sich befindet. Dies Recht kommt dem Staate zu, der es entweder selbst geltend macht, indem er z. B. auf seinen Küsten Fischerei, Korallenfischerei, Goldwäscherei rc. treibt, oder dasselbe auf einzelne Personen oder ganze Corporationen überträgt. Hält man das Recht in seiner Abstraction fest, wonach Alles, mag es am Gestade erzeugt oder von Meereswogen herangetrieben werden, Eigenthum des Staates wird, so kann man sich über den lange Zeit herrschenden und erst neuerdings in den civilisirten Staaten abgeschafften Gebrauch, gestrandete Schiffe sammt den Gütern sich anzueignen, nicht wundern, findet es vielmehr natürlich, wenn die Geistlichkeit unter den Strandbewohnern zu Gott betete, daß er den Strand segnen möge. Deutsche Reichsgesetze haben solche barbarische Befugniß ausdrücklich abgeschafft und dahin beschränkt, daß nur das Bergerecht geltend gemacht werden könne, wonach $1/_3$ dem Fiscus und $2/_3$ der geretteten Güter denen, die sie retten (Bergern), zukommt. In neuerer Zeit ist auch das Bergerecht außer Gebrauch gekommen.

Strange, Robert, gehört mit zu den ausgezeichnetsten Kupferstechern der neuern Zeit. Geboren auf einer der mitternächtlichen Orkadischen Inseln, welche zu Schottland gehören, im J. 1723, verließ er früh seinen Geburtsort und kam nach Edinburgh zu Cooper, welcher ihn im Kupferstechen unterrichtete. Später begab er sich nach London

und fand an dem Grafen Bute einen Gönner, welcher ihn unterstützte und zugleich dem Prinzen von Wales, nachherigem König, empfahl; später aber fiel er in Ungnade bei diesem Prinzen, als er sich weigerte, mehrere Gemälde des Hofmalers Ramsay in Kupfer zu stechen, indem er sich entschuldigte, seine Reise nach Italien könne nicht länger aufgeschoben werden. Im J. 1759 verließ er London und bereiste die vorzüglichsten Städte Italiens, wo er werthvolle Copien der berühmtesten Gemälde verfertigte. Diese Copien sind sauber mit Wasserfarben ausgeführt, um in der Folge die Töne der Gewänder und Stoffe um so besser durch den Grabstichel auszudrücken. Fünf Jahre Aufenthalts reichten hin, sein Portefeuille reichlich mit diesen Vorarbeiten zu versehen, in welchem er mehr sammelte, als er für seine Lebenszeit nöthig hatte. Bei seiner Rückkehr nach London gab er eine Folge der vorzüglichsten Kupferstiche heraus, und da sein reiner Geschmack nur diejenigen Meister wählte, welche sich durch Anmuth und Grazie auszeichnen, so sprechen dieselben um so mehr an, als er sich eines reinen, höchst harmonischen Stichels bediente, und die Fleischtinten in ihrem Schmelz und Rundung nichts zu wünschen übrig lassen. Im J. 1775 schrieb er sein viel Aufsehen erregendes „Inquiry into the Rise and Etablishement of the Royal Academy of Arts at London“. Die mancherlei Gegner, die er in der Kunstakademie besaß, schienen seinen fernern Aufenthalt in London zu verbittern; er ging daher nach Paris, und obwohl daselbst der Kunstgeschmack im Sinken war, indem ein Boucher ein Maler der Grazien hieß, so wurden doch seine Werke in ihrem Werthe erkannt, sowie sie noch gegenwärtig auf einer hohen Stufe der Kunst stehen. Strange war Mitglied der Akademien zu Rom, Florenz, Bologna und der Londoner Gesellschaft für Alterthümer. Er starb zu London 1795.

Stranguliren, d. i. erdrosseln, war sonst eine in der Türkei sehr gebräuchliche Hinrichtungsart, die vorzüglich an Paschas und andern vornehmen Beamten, welche die türkische Politik schnell aus dem Wege räumen wollte, angewendet wurde. Der Sultan beauftragte gewöhnlich die Stummen des Serails mit der Vollziehung dieser Procedur, welche sich im Geheimen ihrem Schlachtopfer zu nahen und nach Vorzeigung des großherrlichen Todesbefehls mittelst einer seidenen Schnur, welche der zu Tödtende häufig zum Zeichen seiner sclavischen Unterwürfigkeit unter die Befehle des Sultans küßte, ihres Auftrags zu entledigen pflegten.

Straßburg, ehemaliges Bisthum an beiden Ufern des Rheins, stand eine Zeitlang mit der Stadt Straßburg unter französischer Landeshoheit und begreift einen Länderraum von 13 QM. mit 30,000 Einw. Beim Ausbruch der Revolution wurde der elsassische Antheil von Frankreich eingezogen, welches ihn im Lüneviller Frieden behielt; der schwäbische Theil, 1802 als Fürstenthum Ettenheim Baden überlassen, gehört jetzt zum Mittel= (vor 1832 der Murg=, Pfinz= und Kinzigkreis) oder Oberrheinkreise (vor 1832 der Treisamkreis). Das Bisthum stand unter dem Erzbischof von Mainz.

Straßburg, Hauptstadt des französischen Departements Niederrhein und des ehemaligen Elsaß, an der Ill, 1/2 Stunde vor ihrer Mündung in den Rhein, in einer schönen Ebene gelegen, ist gut gebaut, hat sehr starke Festungswerke mit einer von Vauban 1684 angelegten Citadelle, eine Universität, ein protestantisches theologisches Seminar, eine große Arzneischule (école de medicine), ein Hebammeninstitut, ein protestantisches Gymnasium, eine Artillerieschule, eine öffentliche Bibliothek von 70,000 Bänden, Gemälde=, Antiquitäten= und Naturaliensammlungen, zwei anatomische Theater, einen botanischen Garten, eine Sternwarte, ein Zeughaus, Kanonengießerei, Münze, starke Gerbereien, Wachsbleichen, bedeutende Fabriken in Gewehren, Tabak (vor der Revolution zählte man deren 100, die 10,000 Menschen beschäftigten), Wollenzeug, Tapeten, Strohhüten, Stärke und Galanteriewaaren und einen ausgebreiteten Handel. Zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Stadt gehört der berühmte Münster, eines der schönsten Denkmäler der gothischen Baukunst, wozu 1015 der Bischof Werner von Straßburg den Grund legte, und woran mit öftern Unterbrechungen bis zum J. 1438 gebaut ward, ohne vollendet worden zu sein, denn der eine von beiden herrlichen Thürmen hat nur eine Höhe von 200, der andere

dagegen von 445 Pariser Fuß erreicht. Zu der Thurmkrone des Münsters führt eine Treppe von 725 Stufen. Andere merkwürdige Gebäude von Straßburg sind: das königliche Schloß, das Stadthaus, die Präfectur, der Justizpalast, das Arsenal, die Kasernen, die Stückgießerei und die Thomaskirche mit dem Grabmal des Marschalls von Sachsen. Die Einwohnerzahl beträgt 71,000. Mit Paris ist S. durch eine Telegraphenlinie und mit Deutschland durch eine Schiffbrücke über den Rhein nach dem Städtchen Kehl verbunden. — S., bei den Römern Argentoratum, von den Alemannen und dann wieder von den Hunnen zerstört, soll von Drusus erbaut sein und seinen jetzigen Namen im 6. Jahrh. erhalten haben. Im 9. Jahrh., wo es zu Deutschland gehörte, ward S. freie Reichsstadt und nahm im rheinischen Städtebunde eine bedeutende Stelle ein. Im J. 1681 wurde sie Frankreich einverleibt. Zum Bisthum wurde S. schon im 4. Jahrh. erhoben und umfaßte als solches ein Gebiet von 23 □M., mit 30,000 Unterthanen und 350,000 Gulden Einkommen, wovon aber der am linken Rheinufer gelegene größere Theil im Anfang der Revolution und der kleinere Theil (Fürstenthum Ettenheim, von 3 □M., 5000 Einw. und 35,000 Gulden Einkommen), am rechten Ufer des Rheins, eingezogen wurde.

Straßenbau, s. Chausséen.

Straßenbeleuchtung war zum Theil schon im Alterthum bekannt und üblich. In neuerer Zeit wurde sie in Paris um 1525 wieder eingeführt, und zwar so, daß jeder Hauswirth durch Licht an seinen Fenstern die Räume vor seinem Hause zu erleuchten hatte. Später erst wurde die Straßenbeleuchtung Sache der Polizei und von Seiten der Stadt besorgt, und in gleicher Weise folgten im Laufe des 17. und 18. Jahrh. die größeren Städte Europas nach. Bei der Anordnung ist gewöhnlich die Weise gewählt, daß neben größeren Laternen in der Mitte der Straße kleinere daneben an den Häusern die Fußwege erhellen, was öfters auch erstern allein überlassen wird. Merkwürdig genug hat man aber bei denselben die Vorkehrung sehr gewöhnlich getroffen, daß man hinter der Lampe ein Kugelsegment aufstellt, das die Lichtstrahlen concentrirt auf einen Punkt, besonders nach der Mitte der Straße refrangirt, während ein concaves Kugelsegment angebracht sein sollte, welches das Licht nach allen Punkten gleichmäßig verbreitet. Die in neuerer Zeit in Aufnahme gekommene Gasbeleuchtung hat jene Einrichtung zum Theil wieder verdrängt und sich als vollkommen zweckmäßig bewährt, besonders da, wo die Magistrate die Erleuchtung nicht vom Kalender abhängig machen und die Straßenerleuchtung unterlassen, wenn Mondschein im Kalender steht.

Straßenraub, s. Raub.

Strategie oder Feldherrnkunst ist einerseits gleichbedeutend mit Kriegskunst, insofern sie alle in letzterer vorkommenden Wissenschaften umfaßt, andererseits steht sie aber höher, denn sie ist die Idee der Kriegskunst und als solche bekümmert sie sich nicht um die Einzelheiten derselben, sondern faßt die Resultate aller der Kriegskunst angehörigen Disciplinen zu einer Einheit zusammen und verhält sich zu diesen wie Hauptwissenschaft zu ihren Hülfswissenschaften. Ihr Zweck ist der Sieg. Abhängig ist sie nur von der Diplomatie, nach welcher entschieden wird, wenn Krieg zu führen und Frieden zu schließen ist. Vgl. die Artikel Kriegskunst, Taktik und Diplomatie.

Stratford-Canning, Sir, ein ausgezeichneter britischer Diplomat, ist ein Verwandter des verstorbenen Ministers Canning (s. d.). Der Stammvater Beider war Georg Canning, der zu Anfang des 17. Jahrh. als Bevollmächtigter einer Londoner Colonisationsgesellschaft nach Irland ging und sich zu Garvagh in der Grafschaft Londonderry niederließ. Sein Urenkel heirathete die Tochter Robert Stratford's. Der älteste der drei Enkel desselben, George, ward der Vater des Ministers; von dem zweiten, Paul, entsprang das jetzige Familienhaupt der Cannings, der 1818 zum irischen Baron erhobene Lord Garvagh; der dritte, Stratford, wurde der Stammvater einer zahlreichen Familie, welcher auch der Diplomat angehört. Nachdem S. mehrere untergeordnete diplomatische Posten bekleidet, erhielt er 1824 von seinem Vetter, dem damaligen Minister des Auswärtigen, eine Sendung als außerordentlicher brit. Gesandter an den Hof von Petersburg. An-

geblich sollte er dort als Vermittler in den amerikanischen Grenzstreitigkeiten zwischen Rußland und den Vereinigten Staaten auftreten. In der That aber war er beauftragt, mit den Großmächten Unterhandlungen in Betreff der griech. Angelegenheiten anzuknüpfen, und zu diesem Zwecke berührte er auf dem Hinwege Wien, auf der Rückreise Berlin. Nach seiner Rückkehr nach London, im Mai 1825, wurde er an Lord Strangford's Stelle zum britischen Botschafter in Konstantinopel ernannt. Unter mancherlei absichtlichen Zögerungen begann er seine Reise, weil die britische Regierung erst abwarten wollte, wohin sich das Glück der Waffen wenden würde. Er landete im Januar 1826 auf der Insel Hydra, verweilte dann längere Zeit auf Korfu und traf erst im Februar in Konstantinopel ein. Hier begann er für die griechische Sache gerade zu einer Zeit zu wirken, wo die Pforte, nach dem Fall von Missolunghi im April 1826, weniger als je zur Nachgiebigkeit geneigt war. Die im April 1826 zwischen England und Rußland getroffene Uebereinkunft zur Beruhigung Griechenlands und das Verlangen einer vorläufigen Einstellung der Feindseligkeiten wurden mit Erbitterung verworfen. Weil der Erfolg seiner Bemühungen zum Theil von der Beilegung des Streites der Pforte mit Rußland abhing, welches letztere auf die Erfüllung des Friedens von Bukarescht drang, wirkte er sehr thätig für das Zustandekommen der Conferenzen zu Akjerman. Nachdem daselbst der Streit seine Erledigung gefunden, setzte S. seit dem Februar 1827 die Verhandlung der griechischen Angelegenheiten in Verbindung mit den französischen Gesandten Ribeaupierre und Guilleminot fort. Indessen erregte der Vorschlag der europäischen Mächte, nach welchem den Türken das ganze Festland wieder unterworfen werden sollte, auch unter den Griechen so große Unzufriedenheit, daß die Aussicht auf eine friedliche Ausgleichung des Kampfes immer mehr schwand. Als die Pforte nach der Schlacht von Navarino sich nur um so hartnäckiger weigerte, dem Vertrage der Mächte vom Juli 1827 beizutreten, brach S. im Verein mit dem franz. Gesandten am 8. Decbr. 1827 alle Verhandlungen mit dem Divan ab und zog sich nach Korfu zurück. Nach einiger Zeit setzte er seine Reise über Ancona und Paris fort und traf im Februar 1828 zu London ein, wo ihm bei Wiederherstellung der diplomatischen Verbindungen mit der Pforte im J. 1829 von dem Ministerium Wellington Sir Robert Gordon, ein Bruder des Lords Aberdeen, in Konstantinopel zum Nachfolger gegeben wurde. Unter Grey's Verwaltung erhielt S. wieder die Ernennung zum Gesandten bei der Pforte, besonders um über die Gebietsgrenzen Griechenlands Verhandlungen zu eröffnen. Im J. 1831 kam er in Nauplia an, und bot hier Alles auf, die streitenden Parteien zu versöhnen und namentlich dem Kampfe der Rumelioten ein Ende zu machen. Er überreichte der griech. Regierung eine Denkschrift, in welcher er die Nothwendigkeit einer starken Centralgewalt nachwies und in deren Sinne auch später das Protocoll der vermittelnden Mächte vom 7. März 1832 abgefaßt wurde. Nach seiner Ankunft zu Konstantinopel im Januar 1832 eröffnete er im Verein mit dem französischen und russischen Gesandten die Verhandlungen über die Grenzen des griechischen Staats, die endlich durch den Vertrag vom 21. Juli 1832 zur definitiven Feststellung gelangten. Er verließ hierauf im August Konstantinopel und ging nach London, wo er 1833 an Lord Heytesbury's Stelle zum Gesandten in Petersburg ernannt wurde. Doch schon im Januar 1834 legte er diesen Posten aus eigenem Antrieb nieder. Seitdem war er längere Zeit ohne öffentliche Wirksamkeit. Erst im Anfange des J. 1842 vertraute ihm das Ministerium Peel abermals den Gesandtschaftsposten in Konstantinopel an, den er auch bisher unter der Verwaltung Russell's beibehalten hat.

Strato Lampsacenus, griechischer Philosoph, war aus Lampsakus gebürtig, und lebte um 270 v. Chr. S. gehörte zu den nächsten Nachfolgern des Aristoteles, suchte aber, von seinem großen Meister abgehend, eine auf bloßem Naturalismus ruhende Psychologie zu begründen, indem er behauptete, daß die Seele nichts Anderes als eine Modification des animalischen Lebens sei, daher er auch von Vielen für einen Atheisten gehalten wurde. Seine Ansichten sind nur fragmentarisch auf uns gekommen und neuerdings von Nauwerk gesammelt in der Schrift „De Stratone Lampsaceno“ (Berl. 1836). Vgl.

außerdem Schlosser „De Stratone Lampsaceno et atheismo vulgo ei tributo“ (Wittenberg 1728).

Stratonike, die Tochter des Thespios, war von Herakles Mutter des Atromos. — Stratonike, die Tochter des Demetrius Poliorketes, war Gemahlin des Königs Seleukus (s. d.) Nikator von Syrien, verliebte sich dann in ihren Stiefsohn Antiochus Soter und wurde diesem vom Vater abgetreten. Sie erbaute dem Zeus und der Atergatis einen prächtigen Tempel.

Straubing, eine Stadt im Herzogthum Bayern, in der jetzigen bayerschen Provinz Niederbayern an der Donau, liegt in einer sehr fruchtbaren Gegend und treibt bedeutenden Handel mit Getreide, Pferden und Rindvieh. Sie zählt gegen 7700 Einw., hat einen schönen Marktplatz, sieben zum Theil ansehnliche Kirchen, ein Gymnasium und ein Schullehrerseminar, und ist der Sitz eines Appellationsgerichts. In der Peterskirche steht das Denkmal der Agnes Bernauer (s. d.), die hier 1435 von der Donaubrücke in den Strom gestürzt wurde. Vor Frauenhofer's Geburtshause ist dessen Statue aufgestellt.

Strauß (Struthio) ist hinsichtlich seiner Höhe der größte aller Vögel, und wie ein Riese darunter hervorragend, mißt er 8—10 Fuß und wiegt gegen 300 Pfd. Der Kopf und der größte Theil des Halses sind nackt und nur mit Haaren bedeckt; dasselbe gilt von den Füßen und Schenkeln. Steiß und Flügel sind beim männlichen alten Strauß mit weißen Schwungfedern, Brust und Rücken mit schwarzen Federn bedeckt; weibliche Strauße und auch jüngere Hähne tragen graues Gefieder. Die Flügel sind klein und zum Fliegen untauglich; er bedient sich derselben als Segel, daß der Wind sich darin fange, und zu Schwenkungen. Fünf Straußhennen halten sich zu einem einzigen Hahn und machen den flachen Boden zu einem Neste, worin sie bis 30 Eier legen. Jedes Ei wiegt bis auf 3 Pfd. und hat den Inhalt von 30 Hühnereiern; sie gelten den Wüstenbewohnern für eine Delicatesse. Die Eierschalen benützt man zu Trinkgefäßen. Das Vaterland der Strauße ist Afrika und Amerika. Hier wird er von den Einwohnern seines Fleisches, besonders aber seiner Federn wegen, gejagt und gefangen. Das Straußhetzen ist Lieblingsvergnügen der Araber und diese durchstreifen mit ihren edlen Rossen zuweilen 8 Tage lang die Wüste; die Hottentotten und Buschmänner pflegen den Strauß zu überlisten, indem sie, mit einer Straußhaut bedeckt, geschickt die Manieren des Vogels nachahmen, und sobald er nahe herangekommen, ihn mit vergifteten Pfeilen erlegen. Das Gebinde abgerupfter Straußfedern wird mit 10—12 Thlrn. bezahlt, eine vollständige Haut mit 50 Thlrn., eine gute Schwungfeder mit ½—1 Thlr. Der amerikanische Strauß (Rhea americana) bildet eine eigene Gattung, hat drei Zehen und ist weit kleiner als der afrikanische Strauß (Struthio camelus). Er lebt auf den Ebenen der Platastaaten und Pataganiens, gleicht aber hinsichtlich seiner Lebensart dem gewöhnlichen Strauße.

Strauß, David Friedrich, der scharfsinnige Verfasser des „Lebens Jesu“, wurde am 27. Januar 1808 zu Ludwigsburg in Würtemberg geboren und bildete sich zunächst in der Schule seiner Vaterstadt, dann in dem theologischen Seminar zu Blaubeuren und in dem theologischen Stifte zu Tübingen. Im J. 1830 wurde er Pfarrvicar, 1831 Professoratsverweser am Seminar zu Maulbronn. Darauf ging er noch ein halbes Jahr nach Berlin, um Hegel'sche Philosophie zu studiren und Schleiermacher zu hören. Im J. 1832 wurde er Repetent am theologischen Seminar zu Tübingen, hielt jedoch zugleich philosophische Vorlesungen an der Universität. Bis dahin literarisch fast unbekannt, erregte er großes Aufsehen durch „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet“ (2 Bde., Tüb. 1835; 4. Aufl. 1840), weil er darin das Ganze der evangelischen Geschichte als einen Inbegriff von Mythen zu erweisen suchte, die in den christlichen Gemeinden des 1. und 2. Jahrh. nach Maßgabe des alttestamentlich-jüdischen Messiasbildes allmälig entstanden seien. Diese Schrift rief eine Unzahl von Gegenschriften hervor, S. wurde aber seiner Repetentenstelle enthoben und als Lehrer an das Lyceum zu Ludwigsburg versetzt, welches Amt er jedoch schon 1836 wieder aufgab, um in Stuttgart zu privatisiren. Im Februar des J. 1839 wurde S.

von dem Studienrath zu Zürich und namentlich auf Betrieb des Bürgermeister Hirzel als Professor der Dogmatik und Kirchengeschichte an die dortige Universität berufen. Dies brachte große Aufregung in der Schweiz hervor und zahlreiche Gemeinde- und Volksversammlungen des Cantons Zürich sprachen sich gegen jene Berufung aus. Auf diese Weise sah sich endlich der Regierungsrath zu dem Antrage an den Großen Rath genöthigt, daß S. mit 1000 Francs pensionirt werden möchte. Dies wurde denn auch am 19. März angenommen, konnte aber doch die politische Umwälzung vom 6. Septbr. nicht verhindern. S. hat die erwähnte Pension für wohlthätige Zwecke bestimmt und lebt, mit der Sängerin Schebest vermählt, als Privatgelehrter. Seine dogmatischen Ansichten sind klar und geistreich dargelegt in seiner „Christlichen Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft“ (2 Bde., Tüb. 1840—41), eine Schrift, die ebenfalls eine Menge Gegner gefunden hat. Außerdem erwähnen wir seine „Zwei friedlichen Blätter“ (Altona 1838) und „Charakteristiken und Kritiken“ (Lpz. 1839).

Strauß, Gerhard Friedrich Albrecht, 1786 zu Iserlohn geboren, studirte zu Halle, dann zu Heidelberg Theologie und erhielt nach Vollendung seiner Studien 1809 eine Predigerstelle zu Ronsdorf im damaligen Herzogthum Berg, 1814 zu Elberfeld und kam 1822 als Hofprediger und Professor der Theologie nach Berlin, wo er später Oberconsistorialrath und vortragender Rath im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten ward. S. hat sich als akademischer Lehrer durch gediegene Vorträge über praktische Theologie einen großen Ruf erworben, genießt als Seelsorger der allgemeinen Achtung und weiß als Prediger durch lebendige und kräftige Darstellung der evangelischen Wahrheiten alle Gemüther zu ergreifen und zu fesseln. Vielfache Geschäfte haben S.'s schriftstellerische Thätigkeit in der letzten Zeit allzusehr beschränkt, als daß er die Resultate seiner ununterbrochen fortgesetzten Studien in größern Arbeiten der Welt vorlegen konnte; jedoch veröffentlicht er seine in Berlin gehaltenen Predigten meistens durch den Druck. Von seinen früheren Schriften bemerken wir: „Helon's Wallfahrt nach Jerusalem“ (4 Bde., Elberfeld 1820, ins Holländische übersetzt, Amsterdam 1820—22); „Glockentöne“ (3 Bde., 7. Aufl. 1833, übersetzt ins Holländische, Amsterd. 1818, ins Schwedische, Stockholm 1821); „Die Taufe im Jordan“ (Elberf. 1822, ins Holländ. übersetzt, Amsterd. 1822).

Strauß, Johann, der bekannte Wiener Walzercomponist, wurde 1804 zu Wien geboren und anfangs zur Erlernung des Buchbinderhandwerks bestimmt, das er aber später aus Neigung zur Musik verließ, da er mittlerweile ein fertiger Geigenspieler geworden war. Damals hatte der nur zwei Jahre ältere Lanner ein kleines Orchester zusammengebracht, das sich an öffentlichen Orten theils durch den Vortrag von Ouvertüren, Opernstücken rc., theils durch die von Lanner selbst componirten Tänze großen Beifall erwarb. S. wurde in dieses Orchester aufgenommen, ahmte Lanner in der Composition von Tänzen bald nach und entwickelte hier ein so entschiedenes und originelles Talent, daß er in Kurzem Lanner's Compagnon wurde. Der Erfolg seiner Compositionen ließ den von Lanner weit hinter sich zurück. Sie brachten in gewisser Hinsicht eine gesellige Umwälzung in Wien hervor. Die öffentlichen Gärten, in denen S. und Lanner spielten und die bis dahin der Sammelplatz bürgerlicher Classen gewesen waren, füllten sich jetzt mit Personen aus den höchsten Ständen und bald mußten sich Lanner und S. trennen, weil ein Ort nicht mehr hinreichte, das anströmende Publikum zu fassen. Die Strauß'schen Walzer nahmen an Beliebtheit zu, sie wurden in vielen tausend Exemplaren gedruckt und durch ganz Europa verbreitet, einige derselben sollen mehr als hunderttausendmal abgezogen worden sein. Auch der Ruf des Orchesters verbreitete sich durch ganz Deutschland, ja ins Ausland, und S. kam auf den Gedanken, mit seinem ganzen Orchester eine Kunstreise zu unternehmen. In den Jahren 1833—37 durchzog er ganz Deutschland, ging nach Frankreich und England, erregte überall Aufsehen, erntete überall reichlichen Beifall, doch scheint die Speculation sich nicht als finanziell glücklich erwiesen zu haben, da die große Masse der Reisenden bedeutende Kosten verursachte und der Unternehmer selbst, namentlich in Paris, durch gewandte Speculanten vielfach betrogen worden sein soll. Der Salon Musard in Paris,

der jetzt freilich auch schon zu den veralteten Herrlichkeiten der Zeit gehört, darf als Nachahmung der Strauß'schen Unternehmung betrachtet werden.

Strebepfeiler oder Contreforts werden an die Futtermauern oder Ufermauern gesetzt, um dem Erddruck entgegenzuwirken und dem Einsturz der Mauer vorzubeugen. Bei gewöhnlichen Mauern befinden sie sich äußerlich, bei den Wallmauern hingegen innerhalb derselben, weil sie außerdem die Seitenbestreichung hindern würden.

Streckbett ist eine der Orthopädie (s. d.) angehörige sehr complicirte Vorrichtung und besteht aus einer Bettstelle mit einer Matratze, an denen sich Apparate befinden, durch welche der verkrümmte Körper mittelst Druck und Zug eine Zeit lang in der Form erhalten wird, welche er nach den Umständen, da die Heilung orthopädischer Gebrechen nur allmälig erfolgen kann, annehmen soll.

Strecke, s. Grubenbau.

Streckfuß, Adolf Friedrich Karl, geb. in Gera am 20. Septbr. 1779, wo sein Vater Buchhalter in der Albrecht'schen Fabrik war. Die Verlegung nach Zeitz brachte den Knaben auf das Gymnasium dieser Stadt, und von hier begab er sich 1797 auf die Universität zu Leipzig, um Jurisprudenz zu studiren. In öffentlicher Thätigkeit war er zuerst bei dem Gerichtsamte in Dresden, aber dieses Geschäftsleben ward unterbrochen durch Uebernahme einer Hofmeisterstelle, welche ihm sein Oheim in Triest antrug. Hier erhielt er die schönste Gelegenheit, durch tägliche Uebung und fleißiges Studium sich eine gründliche Bekanntschaft mit der Sprache und Literatur der Italiener zu erwerben. Als Hofmeister kam er 1803 nach Wien, aber er gab bald dieses Verhältniß auf, um, in Verbindung mit dortigen Schriftstellern, zu einer freiern wissenschaftlichen Thätigkeit Muße zu gewinnen. In diese Zeit fällt eine Sammlung seiner „Gedichte" zu Wien 1805, in dasselbe Jahr „Ruth, ein Gedicht in vier Gesängen" und die Herausgabe eines Musenalmanachs in Verbindung mit G. F. Treitschke; in dasselbe Jahr „Zwei Märchen, nach Gozzi". Im J. 1806 ging er in sein Vaterland zurück und wurde im folgenden Jahre Secretär bei der Stiftsregierung in Zeitz, 1812 geheimer Secretär in Dresden und 1813 geheimer Referendar, in welcher Eigenschaft ihn das russische Gouvernement bei den Finanzen beschäftigte. Nach der Theilung Sachsens ward er als erster Rath bei der Regierung zu Merseburg angestellt und 1819 als geheimer Oberregierungsrath im Ministerium des Innern nach Berlin berufen. Gegen Ende des J. 1840 ward er Mitglied des Staatsraths, nahm aber 1843 seinen Abschied und starb am 26. Juli 1844 in Berlin auf der Durchreise. Seine amtliche Stellung hat auch seine politische Schriftstellerei in den spätern Jahren hervorgerufen; so schrieb er „Ueber die preußische Städteordnung, Beleuchtung der Schrift des Hrn. Professor von Raumer" (Berl. 1828). Gleiche Zwecke verfolgte sein „Katechismus für Stadtverordnete des preuß. Staates" (Berl. 1832) und der Aufsatz in Janke's Abhandlung über Preußens Communalwesen: „Ob sich die Städteordnung besser für große oder für kleine Städte eigne" (Berl. 1835). Als ferner im J. 1833 der Entwurf einer neuen Judenordnung für die preuß. Staaten durch auswärtige Zeitungen veröffentlicht und S. allgemein als Verfasser desselben genannt wurde, schrieb er „Ueber das Verhältniß der Juden zu den christlichen Staaten" (Halle 1833), und erregte dadurch einen sehr lebhaften Streit und viele Gegenschriften zu Gunsten der Juden. Er ist außerdem oft als Erzähler aufgetreten; „Clementine Wallen" erschien 1811, eine kleine Sammlung „Erzählungen" zu Dresden 1813; „Julie von Lindau" in 2 Thln. (Lpz. 1815) und alle diese wiederum unter dem Titel „Gesammelte Erzählungen" (Berl. 1830). Seine Gedichte erschienen 1811 und in der 2. Aufl. zu Lpz. 1823. „Neuere Dichtungen" zu Halle 1834, und schon 1807 ein fünfactiges Trauerspiel „Marie Belmonte". Doch sein hauptsächlichstes Verdienst erwarb er sich als Uebersetzer italienischer Dichterwerke, die ihm mit außerordentlicher Meisterschaft gelangen. So erschien Ariosto's „Rasender Roland" (5 Bde., Halle 1818—20), Tasso's „Befreites Jerusalem" (2 Bde., Lpz. 1822) und Dante's „Hölle, das Fegefeuer und das Paradies" (3 Bde., Halle 1824—26), Man-

zoni's „Adelgis" (Berl. 1827). Er hat es verstanden, die Anmuth der italienischen Sprache und die hohe Vollendung seiner Originale auch in den Uebersetzungen zu erreichen und sein Name wird daher neben Gries immer mit der größten Achtung genannt werden müssen. Neuerdings hat er sich auch durch eine vollständige Ausgabe von Th. Körner's sämmtlichen Werken verdient gemacht.

Streckwerk, s. Walzwerk.

Streichinstrumente, s. Instrumente.

Streitaxt, Waffe des Mittelalters, hauptsächlich vor Erfindung des Schießpulvers, aber auch nach derselben noch gebräuchlich, war eine Art Beil, welches so geformt war, daß an einen langen, oft mit eingelegter Arbeit oder mit einer Metallüberstrickung verzierten Stiel ein Quereisen gesteckt war, dessen eine Hälfte einen Hammer, und dessen andere die Schneide eines Beiles bildete.

Streithammer, eine ähnliche Waffe, welche in Nichts von der vorigen unterschieden war, als daß sie statt des Beiles einen eisernen Hammer hatte.

Streitkolben, ebenfalls eine mittelalterliche Waffe zum Kampfe in der Nähe, deren Stiel in einen sternartig geformten eisernen Körper ausging. Lief derselbe in eine mit eisernen Stacheln besetzte Kugel aus, so hieß das Kriegswerkzeug Morgenstern.

Streitwagen waren schon in den ältesten Zeiten, namentlich in Asien, in Gebrauch; die Homerischen Helden, sowohl der Griechen als der Trojaner, kämpften neben der Masse des Fußvolkes bald von dem gewöhnlich mit zwei Rossen bespannten Wagen herab, der sie zu und aus der Schlacht trug und auf dessen Stuhle zwei Männer, der Kämpfer und der ebenfalls den Edeln angehörige Wagenlenker, ihren Stand hatten; doch verließen sie ihn auch, um sich zu Fuß im Einzelkampf zu messen. Reiterei kennt Homer nicht. In der historischen Zeit erhielt sich, aber in sehr eingeschränkter Weise, der Gebrauch des Streitwagens namentlich bei den cyprischen Salaminiern und den Cyrenäern. Auch die keltischen Völker bedienten sich der Streitwagen (essedum und esseda) neben der Reiterei und dem Fußvolke; Livius erwähnt ihrer bei den italischen Galliern in der Schlacht bei Sentinum 295 v. Chr.; Cäsar fand sie vorzugsweise bei den Britannen in Gebrauch, die sich ihrer bedienten, um mit ihnen die Reihen des feindlichen Fußvolks zu verwirren und durch sie, wenn sie herabgesprungen, beim Fußkampf bedrängt wurden, schnell zu entkommen.

Strelitz oder Neustrelitz, die Residenz des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz und der Sitz der obersten großherzoglichen Behörden, liegt in der Herrschaft Stargard, am Zierkersee und ist erst seit 1740 erbaut. Sie hat die Form eines Sterns, dessen Kern der Markt bildet, von dem acht Straßen ausgehen, und zählt gegen 8000 Einw. Das schönste Gebäude ist das großherzogliche Schloß; außerdem sind zu erwähnen das Collegienhaus und das Schauspielhaus. Die Stadt hat ein Gymnasium, die großherzogliche Bibliothek von etwa 60,000 Bänden, eine Münz- und Antiquitätensammlung. — Altstrelitz, das bis 1712 Residenz der Großherzoge war, zählt 3900 Einw., worunter sehr viele Juden. Daselbst besteht jetzt ein Landarbeits-, Zucht- und Irrenhaus.

Strelitzen, russisch Strieltzi, d. i. Schützen, Leibwache der russischen Zare, von Iwan II. gegen das Ende des 16. Jahrh. errichtet, welche gewöhnlich aus 40—50,000 M. Fußvolk bestand, und den Zaren, wie einst die römischen Prätorianer und später die türkischen Janitscharen, Gesetze vorschrieb. Die Hälfte derselben blieb in der Regel in Moskau, die andere war auf den Grenzen vertheilt; ein Strelitz hatte nur etwa jährlich 4 Rubel Sold, aber dafür ausgedehnte Privilegien. Peter der Große aber faßte gleich bei seiner Thronbesteigung den Entschluß, diese Strelitzen, welche unaufhörlich Unruhen und Empörungen veranlaßten, aufzuheben, und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit dazu. Schon 1697 hatte seine ränkevolle Schwester unter ihnen eine Verschwörung gegen den Zar organisirt, welche aber noch zeitig genug entdeckt und bestraft wurde. Mittlerweile errichtete Peter eine reguläre Armee, mit welcher er die Strelitzen in Gehorsam zu halten gedachte. Allein als er auf seinen berühmten Reisen begriffen war, so benutzte seine Schwester wieder die Gelegenheit, die Strelitzen zu einem Aufruhre zu Gunsten ihrer Thron-

erhebung anzureizen. Schon vorher hatte sie Peter, um sie zu zerstreuen, theils an die Grenzen von Lithauen, theils der krimischen Tartarei geschickt. Jetzt rückten über 10,000 von jenen gegen Moskau heran, um die Prinzessin Sophia auf den Thron zu erheben. Allein noch vor des Zars Ankunft hatte sie Gordon, Commandant von Moskau, bei dieser Stadt geschlagen. Bald (1698) erschien Peter selbst, und ließ die Schuldigsten enthaupten, die Andern verbannte er mit ihren Familien nach Sibirien, nach Astrachan und in die Nähe von Asow. Als sie aber einige Jahre später über einige Eingriffe in ihre Privilegien in Astrachan einen neuen Aufruhr erregten, welcher nur mit Mühe gedämpft werden konnte, so bestrafte der Zar im J. 1705 erst die Rädelsführer und erklärte dann das ganze Corps für aufgehoben, vertilgte seinen Namen und machte die noch übrigen unschädlich. Jetzt existiren nur noch sehr wenig Familien in Rußland, welche von jenen Strelitzen abstammen. Die vornehmste ist die der Grafen Orlow (s. d.), welche sich von einem Strelitzen herleitet, der im Augenblicke, wo er das Blutgerüste besteigen sollte, vom Kaiser Peter dem Großen begnadigt wurde.

Strick von Linschoten, B. H. A. J., Freiherr, Staatsmann, Gelehrter und Dichter, ward 1769 zu Utrecht geboren, aus einer alten adeligen Familie, deren Stammsitz früher in Westfalen war, studirte in Göttingen die Rechts- und Staatswissenschaften und ward 1795 zum niederländischen Gesandten in Stuttgart ernannt; hier beschäftigte er sich während eines neunjährigen Aufenthaltes eifrig mit dem Studium der deutschen Literatur und stand mit vielen ausgezeichneten Gelehrten und Dichtern in freundschaftlicher Verbindung. Im J. 1804 ward er von Stuttgart abberufen und trat in den Privatstand zurück, theils mit gelehrten Studien, vorzüglich Philosophie, Geschichte, Landwirthschaft und Botanik, theils mit der Dichtkunst beschäftigt. Bis 1810 lebte er abwechselnd theils auf seinem Stammsitze Linschoten bei Utrecht, theils in Deutschland, zumal in Weimar, indem er dem Großherzoge schon von früher her sehr befreundet war. Ehe noch Holland gänzlich mit Frankreich vereinigt wurde, verließ S., der, obgleich ein Anhänger der antioranischen Partei, doch der erbittertste Feind Napoleon's und der Franzosen war, sein Vaterland und begab sich nach Manheim, was auch dann sein Aufenthaltsort blieb, als Holland wieder unter das Haus Oranien gekommen war, da S. sich mit den dortigen Verhältnissen nicht recht befreunden konnte. Im J. 1819 unternahm er eine Reise nach Italien, wo er am 25. Juli in Bologna starb. S. besaß von Natur ein nicht geringes Talent zur Dichtkunst und nimmt unter den neueren niederländischen Dichtern einen ehrenvollen Rang ein; zur Ausbildung seines Talentes trugen theils das gründliche Studium der classischen Dichter und eine umfassende Kenntniß des Alterthums, theils seine große Vertrautheit mit der deutschen Literatur bei. In allen seinen Gedichten findet sich eine große Gewandtheit hinsichtlich der Form, großer Reichthum von Bildern und Gedanken, dagegen vermißt man die echt poetische Begeisterung, wie überhaupt S. sich von dem gemeinschaftlichen Fehler der gesammten neueren niederländischen Poesie, der manierirten Nachahmung classischer Dichter, nicht frei zu halten weiß; daher seine Gedichte mit Gelehrsamkeit überladen, oft schwülstig und dunkel sind.

Stricken, die bekannte Modebeschäftigung der Damen, ist seit dem 16. Jahrh. erst so allgemein Mode geworden. Früher war es Sache der Strumpfwirker, welche nur Strümpfe strickten, während man jetzt Beutel, Handschuh, Hosenträger, Westen u. dgl. strickt. Ehemals strickte man aus der Scheide und nur mit 4 Nadeln. Ein Röhrchen, die Strickscheide genannt, ward vorn am Leibe befestigt, und in dieses die Nadel gesteckt, auf welcher man die Maschen bildet, während man die andern Nadeln mit der Hand führte. Jetzt braucht man in der Regel 5 Nadeln. Man unterscheidet das Rechtsstricken, als das gewöhnliche, wenn man mit der Nadel von außen durch die vorhandene Masche sticht, und den Faden, aus welchem die neue Masche gebildet werden soll, auf der innern Seite hält, von dem Linksstricken, wenn man durch 2 Maschen nur eine zieht, und das Zugeben, wenn man 2 Maschen durch eine zieht. Durch diese vier Modificationen des Strickens können die verschiedensten Muster und Gestalten des zu verfertigenden Zeuges hervorge-

bracht werden. Ueber das Perl-, Patent- und Filetstricken kann jetzt wohl jeder weibliche Mund Auskunft geben. Das Verfertigen der verschiedenen Fisch- und Jägernetze nennt man auch Stricken, wiewohl dies mehr eine Art von Knüpfen ist, indem allemal ein Knoten die einzelnen Maschen schließt. Das Strumpfstricken ist natürlich erst mit dem Bedürfniß der Strümpfe entstanden. Die Alten trugen keine. Die Römer umwickelten die Beine mit Binden, die aber nur von kränklichen und verweichlichten Barbaren getragen wurden. Erst im 5. und 6. Jahrh. n. Chr., wo die Barbaren die Strümpfe mitbrachten, wurden sie allgemein. Im J. 1560 kamen durch Schweizer die gestrickten Strümpfe auf. Elisabeth von England und Erich XIV. von Schweden trugen zuerst gestrickte seidene Strümpfe als Luxus. Den eigentlichen Erfinder des Strickens kennt man nicht. In Berlin waren schon 1590 sogenannte Hosenstricker.

Stricker. Der Stricker heißt ein mittelhochdeutscher Dichter, von dessen Lebensumständen wir nur wissen, daß er in Oesterreich zu Hause war und in der Zeit von 1236—41 gestorben ist. Unter seinem Namen sind zwei größere epische Gedichte erhalten, deren eines „Daniel von Blumental", dem britischen Sagenkreis angehörig, noch nicht gedruckt, das andere bessere „Karl" (gedruckt in Schilter's „Thesaurus", Bd. 2) eine neue Bearbeitung des Rolandsliedes (s. Roland) ist. Weit vorzüglicher als in diesem Gedichte erscheint er in seinem, dem Inhalt nach vielleicht ebenfalls aus englischer Quelle entsprungenen Gedicht, in welchem er die, später zum Theil auf Till Eulenspiegel übertragenen Schwänke und Streiche des „Pfaffen Amis" erzählt, das Benecke im zweiten Theil seiner „Beiträge" (Gött. 1832) herausgegeben hat (frei nach dem Mittelhochdeutschen von Berlit, Lpz. 1851), und in seinen zahlreichen kleinern epischen Gedichten: Erzählungen, Gleichnissen, Fabeln, die man damals unter dem Namen „Beispiele" zusammenfaßte. Der Stricker selbst hatte seine Beispiele unter dem Titel „Die Welt" zusammengestellt, in den Handschriften finden sie sich zerstreut, häufig mit andern ihm nicht angehörigen vermischt; viele von ihnen sind in den „Miscellaneen" von Docen, den „Altdeutschen Wäldern" der Brüder Grimm, in von Laßberg's „Liedersaal", Jac. Grimm's „Reinhart Fuchs" und sonst, sowie von Hahn in der Sammlung „Kleine Gedichte von dem Stricker" (Quedlinb. 1839) herausgegeben.

Stricturen, Verengerungen, nennt man im Allgemeinen jede Verminderung der normalen Weite einer Mündung oder eines Canals im thierischen Körper, welcher mit einer Schleimhaut ausgekleidet ist. Diese Verengerungen sind entweder vorübergehend und durch bloße Contraction der Theile bedingt (krampfhafte Stricturen), oder sie sind bleibend und beruhen auf Destruction der Theile (organische Stricturen). Letztere können angeboren sein oder erworben, und sind dann häufig Folge von Entzündung. Die Schleimhaut ist hier entweder aufgelockert, oder hypertrophisch, verhärtet, callös, verknorpelt oder selbst verknöchert, und schließt entweder das lumen des Canals gänzlich (Verwachsung), oder nur theilweise in verschiedenen Graden. Erschwerte Aufnahme, Fortleitung und Ausscheidung ist die nächste Folge und zwar in Bezug auf Alles, was der Norm nach freien Ein- und Durchgang finden sollte, es seien luftförmige, flüssige, feste Stoffe, oder andere eigenthümliche Körper. Anfangs ist das Hinderniß, welches diesen Stoffen geboten wird, gering, der Durchtritt erfolgt blos langsamer; allmälich aber steigert sich dies, es treten schmerzhafte Empfindungen hinzu und der Canal erweitert sich durch den Andrang der Stoffe vor der Verengerung und verkleinert sich hinter derselben, bis im unglücklichsten Falle gänzliche Verschließung stattfindet. Je nach den Theilen, welche von der Strictur befallen werden, unterscheidet man 1) strictura ani, Verengerung des Afters, wodurch der Kothaustritt verhindert wird; 2) strictura oesophagi, Verengerung der Speiseröhre, wobei das Hinabsteigen der Nahrungsmittel in den Magen verhindert wird; 3) strictura tubi intestinalis, Verengerung des Darmcanals, findet selten im Dünndarm, häufiger im Dickdarm statt; 4) strictura urethrae, Verengerung der Harnröhre, welche den Austritt des Urins verhindert; sie kommt am häufigsten vor. Außerdem hat man noch Stricturen der Nase, des Mundes, der Ohren, der Scheide, des Uterus, der Harnblase, der Harnleiter, der Gallenblase &c.

Die meisten sind eben so lästige als gefährliche Uebel, wenn sie auf organischer Degeneration beruhen. Die pharmaceutische Behandlung kann nur bei den krampfhaften, und beim ersten Beginn der organischen Stricturen etwas fruchten, durch Antispasmodica, Resolventia, Emollientia, Relaxantia. Bei den ausgebildeten organischen Stricturen ist fast nur von der eigentlichen Operationschirurgie, und selbst von dieser nicht immer, Hülfe zu erwarten. Sie sucht entweder auf mechanisch unblutige Art die verengerten Canäle zu erweitern, durch Einbringung ausdehnender Körper (Dilatorien), wie die Bougies, Metalldrähte, Preßschwamm, Sonden, Stäbe, Katheter, Darmsaiten ꝛc.; oder sie zerstört mittelst chemischer Mittel durch Aetzung (Cauterisation) die verengte Stelle; oder endlich sie bedient sich des Messers oder anderer geeigneter schneidender Instrumente, um eine blutige Trennung nach den Regeln der Kunst vorzunehmen. Die Wahl dieser Methoden hängt eben so sehr von der Beschaffenheit der Strictur an sich, als von dem Organe, in dem sie sich findet, ab.

Strigel, Victorin, einer der Hauptvertreter des Synergismus (s. d.), nicht ohne philosophische Bildung, wurde 1514 geboren und bildete sich unter Melanchthon's Leitung. Nachdem er mehrere Jahre in Erfurt gelebt hatte, wurde er 1548 Professor zu Jena und gerieth hier mit Flacius (s. d.) in Streit, weil er sich als Mitarbeiter an der Confutationsschrift von 1558 synergistisch ausgedrückt haben sollte. Der herzogliche Hof, durch Flacius gewonnen, hielt S. vier Monate lang auf dem Schlosse Grimmenstein gefangen, wurde jedoch durch die hierarchischen Uebergriffe der Flacianischen Partei bald umgestimmt und verstattete S., der eine ausgleichende Erklärung gab, die Rückkehr nach Jena. Jetzt erhielt der Streit durch das Gespräch zu Weimar im J. 1560 neue Nahrung, und da die Theologen anderweite Erklärungen von S. unterschrieben wissen wollten, so ging dieser 1562 als Professor nach Leipzig und von da nach Heidelberg, wo er zum Calvinismus übergetreten sein soll und 1569 starb. Seine Theorie war weder Pelagianismus, noch Semipelagianismus, sondern maß dem menschlichen Willen nur die Fähigkeit bei, sich zum Empfange der Gnade vorzubereiten; dennoch wurde sie auch im Concordienbuche verdammt.

Strinnholm, Alexander Magnus, schwedischer Historiograph, wurde am 15. Novbr. 1786 in der Provinz Westerbotten geboren und studirte seit 1808 auf der Universität zu Upsala. Nach einem zweijährigen Cursus verließ er sie wieder und legte in Stockholm eine Buchdruckerei an. Die Ausarbeitung seines Werkes „Svenska Folkets Historia under Konungarna af Waraätten" (3 Bde., Stockh. 1819—23) bewog ihn, sie bald darauf an seinen Compagnon Zacharias Haggström abzutreten. Später arbeitete S. am statistischen Archiv, einer Abtheilung der königlichen Landwirthschaftsakademie zu Stockholm, und nahm darauf von Neuem seinen frühern Plan auf, eine vollständige Geschichte Schwedens nach den Quellen zu bearbeiten. Das vorhergenannte Werk war so weitläufig angelegt, und in seiner Darstellung in so grellen Farben gehalten, daß S. es selbst unvollendet ließ; jetzt begann er mit der Schilderung der heidnischen Zeitalter und es gelang ihm auch, seine Darstellung weit objectiver zu halten, und eine vollendetere Sprache dem Werke zu geben. Es erschien unter dem Titel „Svenska Folkets Historia fran aldsta till närvarende Tider" (1834—36). Dieses Werk fand so allgemeinen Beifall, daß die schwedische Akademie S. mit dem höchsten Preise belohnte. Der Staat aber unterstützte ihn in seinen historischen Forschungen mit einer jährlichen Pension von tausend Thalern Banco. Im J. 1834 ward er Mitglied der königlichen Akademie für schöne Wissenschaften, Geschichte und Alterthümer und in demselben Jahre Mitglied der skandinavischen Gesellschaft.

Stroganow, eine bedeutende russische Familie, welche sich in ein gräfliches und ein freiherrliches Geschlecht theilt, deren gemeinschaftlicher Stammvater Anika Stroganow ist. Dieser entdeckte um das J. 1499 unter der Regierung Iwan's Wassiliewitsch I. Sibirien. Er hatte sich nämlich in Permien niedergelassen und daselbst Salzwerke angelegt. Da er aber in seinem neuen Wohnsitze alljährlich von unbekannten und

durch Gesichtsbildung und Farbe ihm sonderbar erscheinenden Menschen, die ihm Pelze und andere Waaren zum Verkauf brachten, besucht wurde: so wurde er durch die Einträglichkeit des Handels neugierig gemacht, das Vaterland jener Fremdlinge kennen zu lernen, und ließ deshalb einmal einige von seinen Leuten in dasselbe mit jenen zurückreisen. Dadurch lernte er die Gegenden jenseits des Uralgebirges kennen. Er theilte seine Entdeckungen dem russischen Hofe mit, und erhielt dafür für sich und seine Söhne die Gegenden zwischen der Kama und Tschussowaia und später die ganze Gegend am Flusse Tobol zum Geschenk. Die klugen und reichen Söhne Anika's, Jakow und Grigorij S., gründeten einige Städte, hatten ihre eigene Gerichtsbarkeit in denselben, und wirkten sich 1574, als der Mongole Kutschum nach der Eroberung Sibiriens auch ihre Anbauungen bedrohete, von dem Zar die Erlaubniß aus, in dem feindlichen Lande Festungen längs des Tobol und Bergwerke anzulegen. Deshalb nahm der Enkel Anika's, Maxim S., die unter dem Ataman Jermak Timotejew streifenden Horden donischer Kosaken, welche Iwan II. wegen ihrer Plünderungen bekriegt, geschlagen und zu fliehen gezwungen hatte, und welche der Zufall in die Stroganow'schen Besitzungen führte, gastfreundlich auf und ernährte sie den ganzen Winter 1577 über, um sie im Frühling zu vermögen, nach Sibirien einzubrechen, und den Kutschum-Chan zu züchtigen. Maxim S. rüstete die Horden mit den nöthigen Bedürfnissen zu dem Streifzuge aus und vermehrte dieselben durch Tartaren, Litthauer und Deutsche. Der Streifzug wurde auf den Flüssen bis Sibir, dem Wohnsitze Kutschum's am Irtisch, fortgesetzt, welchen Jermack 1581 eroberte. Da die Familie S. die Schätze, welche sie durch die Ausbeutung des Ural und den Verkehr mit Sibirien erworben hatten, auf patriotische Weise zu verschiedenen Malen zum Vortheil des Vaterlands verwandten, bewilligte ihnen der Czar Michael Feodorowitsch und die beiden Kammern (der Bojarenhof und die Kammern der Gemeinden) das Vorrecht, ihre eigene Soldateska und ihre eigenen Festungen zu besitzen und freie Jurisdiction über ihre eigenen Untergebenen zu üben, sowie das andere Vorrecht, nur vom Czar und den beiden genannten Kammern gerichtet zu werden. Zu Ende des 17. Jahrh. war dieses Haus nur durch Grigorij S. repräsentirt, der sich in Moskau aufhielt. Peter der Große nahm dessen Söhnen, Alexander, Nicolaus und Sergei, am 6. Mai 1722 alle durch ihre Ahnen erworbenen Privilegien und gab ihnen dafür den Barontitel. Von den letztgenannten zwei Brüdern stammen die jetzt bestehenden zwei gräflichen Linien des Geschlechts ab. Die Abkömmlinge des Sergei erhielten im J. 1761 durch Kaiser Franz I. den Grafentitel des heiligen römischen Reichs und wurden durch Paul im J. 1798 in den russischen Grafenstand erhoben, die Nachkommen des Nicolaus erhielten die Grafenwürde des russischen Reichs durch Kaiser Nicolaus.

Bekannt ist in neuester Zeit geworden Grigorij, Baron, und seit 1826 Graf von Stroganow, welcher noch die Salzsiedereien und Bergwerke seines Stammherrn in Perm besaß, ein großer Diplomat und hochgestellter russischer Staatsmann. Er war 1805—8 Gesandter am spanischen, später am schwedischen, und vor 1821, während des Griechenaufstandes, am türkischen Hofe. Durch seinen Notenwechsel mit dem Reis-Effendi zu Gunsten der Griechen hat er sich bei der ganzen Christenheit bekannt und verdient gemacht. Auch seine persönliche Verwendung für einzelne, außerhalb des Schauplatzes des Krieges leidende Griechen wird rühmend erwähnt. Oft wurde er wegen des Nachdrucks und der Bestimmtheit, mit welcher er in der griechischen Sache verfuhr, von dem Pöbel insultirt. Das Ende seiner Bemühungen an der Pforte war die am 12. Mai 1821 eingegebene Protestation gegen das tractatenwidrige Verfahren derselben, welches sich besonders in einem von der türkischen Regierung auf die russischen Schiffe gelegten Embargo kund gegeben hatte. Als er aber keine Genugthuung erhielt und die zerstörten christlichen Kirchen nicht wieder hergestellt wurden, so reiste er am 9. August 1821 nach Rußland wieder ab, wo er von Hohen und Niedern mit der höchsten Achtung empfangen wurde. Indessen reichte er seine Entlassung von seinem Gesandtschaftsposten ein, die er auch erhielt. An seine Stelle ging Ribeaupierre nach Konstantinopel ab. Doch seine Gesundheit war durch seine Anstrengungen und die unangenehmen Verhältnisse erschüttert; zur Wiederher-

stellung derselben gebrauchte er die böhmischen Bäder, machte größere Reisen und hielt sich eine Zeit lang in Paris auf, von wo ihn der Tod seiner Gemahlin 1825 wieder nach Petersburg abrief. Nachdem er hierauf bei der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers in den Grafenstand erhoben worden war, ging er auf einige Zeit als Privatmann nach Dresden, von wo aus er im J. 1827 wieder abberufen wurde, um als Mitglied des Reichsraths zu fungiren, in welchem hohen Berufe er gegenwärtig noch thätig ist. Seine drei Söhne bekleiden ebenfalls schon hohe Staatsämter. Zu bemerken ist noch aus dieser Familie die Gräfin Sophia S., welche, um ihre Bergwerke zu heben und den dort angestellten Beamten eine wissenschaftliche Ausbildung zu geben, 1824 ein Institut zu Petersburg gegründet hat, auf welchem Bergwerkskunde, Oekonomie und Gewerbekunde den für die Stroganow'schen Besitzungen bestimmten Individuen gelehrt werden.

Stroh nennt man die ausgedroschenen Halme, Ranken oder Stengel reifgewordener Feldfrüchte, deren einzelne Arten man dann durch Zusammensetzung mit den Namen der verschiedenen Gewächse, von denen es kommt, unterscheidet, z. B. Weizenstroh, Erbsenstroh &c. Bei den verschiedenen Arten des Getreidestrohes unterscheidet man auch nach seiner Beschaffenheit Schütten- oder Langstroh und Wirr- oder Krummstroh, wovon jenes, sorgfältig ausgeschüttelt oder geschöbt, wie die Getreidegarben lange glatte Bünde oder Schütten bildet, während dieses, zerknickt und verwirrt, wie immer ein Theil vom Dreschen ist, zusammen gebündelt wird. Größtentheils wird das Stroh zur Fütterung oder Streu für das Vieh verwandt, von dem Langstroh aber auch viel zur Bedachung von Gebäuden, zu Seilen, Matten und mancherlei anderm Flechtwerk benutzt. Das beste Futterstroh liefern die Hülsenfrüchte, die Gerste, der Hafer und der Rübsen; das beste Langstroh der Roggen, das dann vorzugsweise zu Dächern und Seilen genommen, übrigens auch am liebsten zu Häckiel geschnitten und so verfüttert wird. — Unter den feineren Strohgeflechten verdienen die Strohhüte besondere Erwähnung, deren vorzüglichste die italienischen, namentlich die florentinischen, sind. Das Stroh dazu liefert eine eigenthümliche grannenlose Weizenart, die man vornehmlich im Arnothale auf ungedüngtem, sandigem Boden blos um der Halme willen baut und vor der völligen Reife abschneidet. Auch in verschiedenen Gegenden Frankreichs und der Schweiz und in der Umgegend von Dresden werden viele Strohhüte geflochten, die sich in neuerer Zeit immer mehr zur Concurrenz mit den italienischen erhoben haben, an Feinheit des Materials jedoch immer nachstehen.

Strom, s. Fluß.

Strombeck, Friedrich Karl von, wurde am 16. Septbr. 1771 zu Braunschweig als ältester Sohn einer sehr alten und angesehenen Familie geboren. Seine erste classische Bildung erhielt er auf der Martinischule seiner Vaterstadt, und noch mehr in dem Collegium Carolinum, welches er Michaelis 1789 verließ, um die Universität Helmstädt zu beziehen, wo er sich dem Studium der Jurisprudenz widmete. Je mehr ihn hier der Umgang mit dem gründlich gelehrten Bruns vielseitig förderte, um so tiefer schmerzte ihn die Entbehrung solcher Verbindungen in Göttingen, wohin er Michaelis 1791 zog. Mit trefflichen Kenntnissen ausgerüstet, verließ er 1793 die Universität und unternahm zu weiterer Ausbildung eine Reise nach Italien, die aber ihren Endpunkt schon in Venedig fand. Nach der Rückkehr vollendete er eine metrische Uebersetzung von Ovid's „Kunst zu lieben" (Götting. 1795). Das Wohlwollen des Herzogs berief ihn noch in demselben Jahre zum Assessor des Hofgerichts, welches Amt ihm nicht nur den ferneren Aufenthalt in Braunschweig, sondern auch hinlängliche Muße zur Fortsetzung literarischer Arbeiten gestattete. So erschienen Ovid's „Heilmittel der Liebe" in der Versart des Originals mit erklärenden Anmerkungen (Braunschw. 1796 und neu 1829) und Tibull's „Elegien" (Ebd. 1799, neue Aufl. Götting. 1825). Ein Zwist mit dem Vater veranlaßte ihn, seinen Wohnsitz in Wolfenbüttel zu nehmen, wo er Amalie von Bülow kennen lernte, die er zur Gefährtin seines Lebens erkor. Um diesen Wunsch zu erreichen, ward er von der Prinzessin Auguste, der damaligen Aebtissin des Reichsstiftes Gandersheim, zum Abteirath ernannt (1799) und Gandersheim zu seinem Wohnsitze bestimmt. Hier vollendete er die Uebersetzung des

Properz (Braunschw. 1803 und wieder 1822). In den Jahren 1801—1808 wohnte er wieder in Braunschweig, von wo aus fast jährlich größere Reisen in verschiedene Gegenden Deutschlands und nach Frankreich unternommen wurden. Die unglückliche Katastrophe nach der Jenaischen Schlacht nöthigte ihn, seine Fürstin auf ihrer Flucht zu begleiten; jedoch kehrte er, um die Interessen derselben zu bewahren, alsbald zurück, und wirklich gelang es seinen geschickten Unterhandlungen, daß der Fürstin die Rückkehr nach ihrem Stiftssitze und der ungestörte Genuß ihrer Einkünfte gestattet wurde. Unter der westfälischen Regierung ward ihm anfangs der Auftrag, Präfect des Oker-Departements mit dem Hauptorte Braunschweig zu werden, aber er zog die Stelle eines Präsidenten bei dem Civil-Tribunale zu Eimbeck vor, das freilich erst auf dem Papiere bestand und größtentheils durch ihn eingerichtet werden mußte. Das Vertrauen seiner Mitbürger wählte ihn zum Mitgliede des in Kassel zusammengerufenen Reichsraths, in welchem er sich durch seine Thätigkeit, namentlich bei juristischen Verhandlungen, auszeichnete. In gleicher Beziehung trug er durch sein Werk „Formulare und Anmerkungen zu der Proceßordnung des Königreichs Westfalen" viel dazu bei, die Bekanntschaft mit der neuen französischen Gerichtsform zu erleichtern und weiter zu verbreiten, ein Verdienst, das auch durch die Verleihung des Ordens der westfälischen Krone, durch die Beförderung zum zweiten Präsidenten des Appellationshofes in Celle und durch Ernennung zum Baron (22. Sept. 1812) anerkannt wurde. Kurze Zeit vor der Auflösung des jungen Königreichs ward er durch den ausdrücklichen Willen des Königs in den Staatsrath berufen. Das Einrücken russischer Truppen im October des Jahres 1813, die Rückkehr des Kurfürsten löste die bisherigen Verhältnisse auf und S. kehrte, da ihm sein Vermögen Unabhängigkeit zusicherte, mit seiner Familie nach Wolfenbüttel zurück, um ein ganz den Wissenschaften geweihtes Leben zu führen. Zunächst machte er sich an eine Uebersetzung des Tacitus, die in 2 Jahren vollendet wurde (Braunschw. 1816, 3 Bde.). Ihr folgten Uebertragungen des Sallustius (Götting. 1817), Vellejus Paterculus (Braunschw. 1826) und des Cicero Abhandlungen von der Freundschaft und vom Alter, Paradoxien der Stoiker und Traum des Scipio (Braunschw. 1827), in denen allen die große Gewandtheit der deutschen Sprache und die glückliche Nachbildung der alterthümlichen Form mit dem größten Lobe anzuerkennen ist. In Nebenstunden gab er größtentheils aus schon bearbeiteten Materialien „Beiträge zur Rechtswissenschaft Deutschlands" (Götting. 1816). Im Jahre 1816 ernannte ihn die Fürstin-Regentin Pauline zu Lippe zu ihrem Geheimen Justizrathe und dann zum Oberappellationsgerichtsrathe bei dem zu Wolfenbüttel errichteten gemeinschaftlichen Obergerichte, dem er seit 1843 als Präsident vorsteht. Diese neue amtliche Thätigkeit veranlaßte ihn zur Ausarbeitung des „Entwurf einer Ordnung des gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichts", welche zweimal gedruckt und an die betreffenden Höfe vertheilt wurde, ohne ins Leben zu treten. Die Naturwissenschaften eifrig zu pflegen ward ihm jetzt öftere Muße, die er theils zu Reisen, besonders auf den nahgelegenen Harz, theils zu Arbeiten benutzte; und wie er schon im Jahre 1813 durch eine „Geschichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animalischen Magnetismus", in welcher er die Geschichte seiner Pflegetochter, Julie Kaufmann, erzählte, viel Aufsehen gemacht und manche Streitschrift hervorgerufen hat, so erschien jetzt „Breislak's Lehrbuch der Geologie, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet" (3 Bde., Braunschw. 1819—21). Die Theilnahme an den ständischen Geschäften, deren Wiederbelebung man zum Theil seinem kühnen Eifer verdankt, berief ihn 1820 zum Mitgliede des engern Ausschusses der Landschaft und Landsteuerräthe. Außer einigen historischen Schriften gab er heraus: „Entwurf eines Strafgesetzbuches" (Braunschw. 1829) und „Staatswissenschaftliche Mittheilungen" (3 Hefte, Braunschw. 1830, 31). Von seinem Leben, das schon 1820 Fr. Cramer in den „Zeitgenossen" (Bd. 5, 3. Abth., Heft 19) beschrieben hatte, lieferte er selbst höchst anziehende Darstellungen (2 Bde., Braunschw. 1833), denen er noch in 3 Bänden die Beschreibung einer nach Italien unternommenen Reise (Braunschw. 1836) hinzugefügt hat. Ein Verzeichniß seiner Schriften gibt er selbst in den Darstellungen II., S. 311 flg.; der einzelnen Aufsätze in den verschiedensten Zeitschriften sind unzählige.

Strombeck, Friedrich Heinrich von, der Bruder des Vorigen, königl. preuß. Geheimer Justiz- und Oberlandesgerichtsrath zu Halberstadt, ist zu Braunschweig am 2. Oct. 1773 geboren. Er erhielt seine Bildung in dem Collegio Carolino, ging dann 1792 nach Helmstädt, und von hier nach Jena, wo er 1796 seine akademischen Studien vollendete. Er hatte sich ausgezeichnete juristische Kenntnisse erworben, von denen er aber keinen Gebrauch machen konnte, da der Vater nicht daran dachte, ihn zum Staatsdienste zu verwenden, sondern ihm eine Capitularpräbende zu Gandersheim gekauft hatte. Durch Empfehlung an den preuß. Großkanzler von Goldbeck ward er durch seines Bruders Vermittelung Auscultator bei dem Stadtgerichte zu Berlin, bald Referendar am Kammergerichte, Assessor und schon 1801 Rath bei der Regierung zu Posen. Hier lebte er in glänzenden Verhältnissen, mit einer Freundin seiner Jugend ehelich verbunden, und baute ein prachtvolles Haus, das aber bald von den Franzosen geplündert wurde. Das Unglück des Jahres 1807 brachte ihn aus seinen bisherigen Dienstverhältnissen; er ward dritter Richter bei dem Tribunale zu Helmstädt, und obgleich dieser beschränkte Wirkungskreis seinem Ehrgeize wenig zusagte, warf er sich doch eifrig auf das Studium des französischen Rechts und schrieb seine „Abhandlung über die Organisation der französischen öffentlichen Gerichtssitzungen" (Götting. 1808). Er nahm seinen Abschied aus dem westfälischen Dienste und zog nach Weferlingen, wo er in wissenschaftlicher Muße das „Handbuch des westfälischen Civilprocesses" (3 Bde., Hannov. 1810—12) ausarbeitete, worauf er zum ersten Tribunalrichter in Celle ernannt wurde und den Orden der westfälischen Krone erhielt. Im Jahre 1814 erfolgte seine Anstellung als Rath bei dem neuorganisirten Oberlandesgerichte zu Halberstadt, und er begann von Neuem seine schriftstellerische Laufbahn. Es erschienen seine „Zusätze zum zwanzigsten Titel des Allgemeinen Landrechts", der geringe Anfang der langen Reihe ähnlicher Schriften, die in vielen Auflagen in den Händen der preuß. Geschäftsmänner sind als: „Ergänzungen der allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebührentaxe" (3 Bde.), die öfter wiedergedruckt werden mußten und die von ihm in Verbindung mit Andern herausgegebene Sammlung: „Provinzialrechte aller zum preußischen Staate gehörenden Länder und Landestheile" (7 Bde., Lpz. 1827 flg.). Gekränkter Ehrgeiz versetzte ihn in eine trübe Stimmung, und er forderte selbst seine Versetzung in den Ruhestand in der Mitte des Jahres 1831. Er starb am 30. März 1832.

Stromboli, eine der Liparischen Inseln (s. d.).

Stromeyer, Georg Friedr. Ludw., Professor der Chirurgie zu Freiburg, wurde am 6. März 1804 zu Hannover geboren, besuchte das dasige Lyceum und 1821 das anatomisch-chirurgische Institut seiner Vaterstadt, um Medicin zu studiren, welches Studium er 1823 in Göttingen und 1825 in Berlin fortsetzte. In letzterer Stadt erwarb er 1826 die medicinische Doctorwürde, wurde dann als Lehrer an der chirurgischen Schule zu Hannover angestellt und ging 1838 als Professur der Chirurgie nach Erlangen. Im J. 1841 ward er als Professor der Chirurgie und Director der chirurgischen Klinik nach München und 1842 in seine jetzige Stellung berufen. Besonders berühmt machte sich S. durch seine „Beiträge zur operativen Orthopädik oder Erfahrungen über die subcutane Durchschneidung verkürzter Muskeln" (Hannov. 1838), worin er die erste Idee zu einer Operation des Schielens (s. d.) anregte. Außerdem sind von ihm zu erwähnen die Schrift „Das Korektom, ein neues Instrument für die künstliche Pupillenbildung" (Augsb. 1842) und das „Handbuch der Chirurgie" (Bd. 1, Freib. 1844—46).

Stromeyer, Friedrich, 1778 zu Göttingen geboren, besuchte das Gymnasium und die Universität seiner Vaterstadt, machte 1801 eine Reise nach der Schweiz und Frankreich und habilitirte sich im folgenden Jahre in Göttingen. Im Jahre 1805 ward er daselbst außerordentlicher Professor der Medicin, erhielt 1806 das Directorium über das chemische Laboratorium und 1810 die ordentliche Professur der Chemie und Pharmacie. Er starb am 18. Aug. 1835. Unter seinen Schriften nennen wir besonders seinen „Grundriß der theoretischen Chemie" (2 Bde., Götting. 1808) und seine „Untersuchungen über die Mischungen der Mineralkörper" (Bd. 1, Götting. 1821).

Stromfreiheit. Da die Ströme keinem Lande, durch das sie fließen, angehören, und sich kein Land durch Dämme und andere Vorkehrungen in den ausschließlichen Besitz eines Stromes setzen kann, sondern diese aller Völker gemeinsame Mittel zum Verkehr sind, so scheint die Stromfreiheit, oder die Benutzung eines Stromes zur Beschiffung bis in die See, eine unbestreitbare Forderung des Völkerrechts. Doch waren in dieser Hinsicht bei den meisten Strömen Deutschlands so viele und so tief eingreifende und verjährte Mißbräuche eingeschlichen, daß ihre Ausrottung sehr schwer gehalten hat. Man verbaute die Ströme entweder durch Mühlwerke, und auch um den Weitertransport der Waaren zu verhindern und den Vortheil seinen Spediteurs zuzuwenden, was z. B. Heilbronn mit dem Neckar that, oder man errichtete Stapelplätze und zwang die Schiffe zur Erlegung eines sehr hohen Durchgangszolles. Dieser Regalmißbrauch war in Deutschland schon durch die ältesten Reichsgrundgesetze den einzelnen Staaten verboten, fand aber bei der Zerstückelung des Reiches in viele kleine Gebiete im höchsten Grade statt. Die namentlich in neuerer Zeit in Bezug auf die einzelnen Flüsse zur Herstellung der S. geschlossenen Verträge s. unter den einzelnen Artikeln, zunächst Schelde, deren Sperrung den Niederländern durch den westfälischen Frieden zugestanden wurde, um den Handel Antwerpens zu vernichten. In Bezug auf die Weichsel nahm Napoleon im Tilsiter Frieden, sowohl mit Preußen als mit Rußland (Art. 20 und Art. 8) die Bedingung auf, daß keiner der Uferstaaten dieses Flusses die Schiffahrt auf demselben durch irgend ein Hinderniß beschränken dürfe. Neue Bestimmungen über die S. enthielt darauf der erste Pariser Friede (Art. 5), dann die Acte des Wiener Congresses (Art. 108—117) und Anhang 16. Der Hauptgrundsatz war völlige Freiheit der Schiffahrt auf den Flüssen, welche mehrere Länder durchströmen. In Bezug auf den Rhein machte die Behauptung der Niederländer, die S. gelte nur bis an die See, nicht bis in die See, große Schwierigkeit; doch ist, nachdem durch den Vertrag zu Dresden vom 23. Juni 1821 die freie Schiffahrt auf der Elbe, und zu Minden vom 10. Sept. 1823 auf der Weser erlangt ist, endlich am 31. März 1831 ein Vertrag unterzeichnet, der auch dem Rheine die S. in ihrer ganzen Ausdehnung sichert und im Aug. 1837 ist das erste Schiff von Köln nach der See gegangen.

Strommesser wird in doppelter Bedeutung genommen. 1) Versteht man darunter eine Vorrichtung an Brücken und andern Gegenständen, um die Höhe des Wasserstandes zu beobachten. Sodann 2) ein Werkzeug, um die Geschwindigkeit des Laufes eines Stromes zu messen. Man bedient sich zu diesem Zwecke besonders der Pitot'schen Röhre. Sie besteht aus Glas oder Blech, mit einem gläsernen Aufsatze von $1/2$ bis 1 Zoll im Durchmesser. Unten ist sie bis zu einem rechten Winkel gekrümmt und mit einem Trichter versehen. Letzterer wird gegen den Strom gerichtet und so steigt das Wasser in der Röhre über das Niveau des Flusses in die Höhe mit einer Geschwindigkeit, die der zu messenden des Flusses gleichkommt. Zur Vermeidung des durch die Adhäsion des Wassers entstehenden Fehlers, läßt man neben der Meßröhre bis zu gleicher Tiefe eine zweite ungebogene, aber gleichfalls mit einem Trichter versehene, Röhre in den Fluß, und beobachtet die Differenz der Wasserhöhen in beiden. Durch eine leichte Rechnung findet man aus der Differenz die wahre Geschwindigkeit. Bouguer wandte ein aus Blech gefertigtes Instrument von 1 □F. Flächenraum an, in dessen Mitte ein Stiel befestigt ist. Das Blech richtet man gegen den Strom, und es wird von ihm in einem Futterale gegen eine darin angebrachte Feder getrieben, so daß es durch besondere Vorrichtungen in der Stellung bleiben muß. Versuche zeigen leicht das Gewicht, das erforderlich ist, das Blech bis auf den abgeschnittenen Punkt zurückzudrängen, und dadurch ist zugleich die Kraft des Wassers bestimmt. Daneben gibt es eine große Anzahl von Instrumenten für denselben Zweck, wie die früher gebräuchlichen Schwimmer, von Wiebeking's Apparat aus tannenen Stäben, der Stromquadrant, Lorgna's Wasserhebel, Raucourt's Hydrotachometer, Michelotti's hydraulische Schnellwage, Ximenes Wasserfahne, Brüning's Tachometer, Woltmann's hydrometrischer Flügel u. a.

Stromprofil. Wenn man sich eine Ebene senkrecht auf die Richtung eines Stromes

denkt, so nennt man diese den Querschnitt, und die Zeichnung davon ein Quer- oder Breitenprofil des Stromes. Denkt man sich längs der Richtung eines Stromes eine verticale Fläche, welche vom Wasserspiegel bis auf das Grundbett geht, so entsteht ein Längenprofil. Die S. sind in der Wasserbaukunst und Hydraulik nothwendig, die horizontale Breite und Tiefe eines Gewässers vom Spiegel bis zum Grunde und den geometrischen Inhalt der Durchschnittsflächen zu berechnen, zur Zeichnung des Laufs und der Ausmessung des Gefalles, zur Kenntniß der Beschaffenheit des Wassers, zu bestimmen, wie viel Cubikfuß Wasser in jeder gegebenen Zeit vorüberfließt u. s. w. Der Umfang des Querprofils, so weit er mit dem Bette zusammenfällt, heißt die Wand des Querschnitts. Die mathematischen Kenntnisse, welche dazu gehören, um Stromprofile zu zeichnen und sie praktisch in der Hydraulik und Wasserbaukunst anzuwenden, sind sehr schwierig. Man findet die Gesetze und das Nähere in Eytelwein's „Hydraulik" (Berl. 1801), Wiebeking's „Wasserbaukunst" und besonders in den Zusätzen Eytelwein's zu Buat's „Hydraulik" S. 130 u. ff.

Strömung, s. Meer.

Strongyle, s. Naxos.

Strontian ist ein aus Strontianerde und Kohlensäure bestehendes Fossil, welches 1787 in den Bergwerken zu Strontian in Schottland entdeckt wurde und daher seinen Namen erhielt; es gleicht dem Witherit, wurde in diesem, so wie im Schwerspath, Cölestin und Arragon entdeckt, und von Davy zuerst rein dargestellt. Das reine Strontian hat im hohen Grade alkalische Eigenschaften, ist weiß, porös, von alkalischem, schwach ätzendem Geschmack, vom Gewicht des Wassers und schmilzt nur vor dem Löthrohre unter Anwendung von Wasser- und Sauerstoff, wobei es ein blendendes Licht verbreitet. Es löscht sich im Wasser wie Kalk und krystallisirt daraus beim Erkalten in verschlossenen Gefäßen in rhomboidalen Tafeln, verbindet sich mit Phosphor und Schwefel und mit Säuren zu Strontiansalzen.

Strophe hieß ursprünglich bei den Griechen die Wendung des Chores in der Tragödie, welche derselbe bei Absingung der Chorgesänge in der Orchestra machte; hiernächst dieser Gesang selbst und sodann ward es in der Metrik die allgemeine Bezeichnung für ein aus mehreren Versen bestehendes metrisches Ganze. Soll die Strophe die vollendete schöne Form eines poetischen Gedankens sein, so muß sie ein harmonisches Ganze bilden und als solches sowohl in ihrer Gliederung, als auch in ihrer Einheit leicht verständlich sein. Gemäß nun der durchgängigen Differenz, welche die antike Poesie von der modernen scheidet, ergibt sich für jene als das Mittel, welches die Harmonie in der Strophe erzeugt, rhythmische Gliederung derselben, für diese der tonische Harmonie hervorbringende Reim. Nothwendigerweise aber muß jedes harmonische Ganze aus Theilen bestehen, die auf der einen Seite von einander verschieden sind (denn die Verbindung oder Aufeinanderfolge von ganz gleichen Theilen würde blos Symmetrie erzeugen, wie das Prinzip der Symmetrie in der Metrik z. B. herrscht in den gleichmäßig wiederkehrenden Zeilen der saturnischen Verse bei den Römern, den Verszeilen der Inder, selbst auch der Nibelungenstrophe und dem Alexandriner, sobald man vom Reim abstrahirt); auf der andern Seite in gewissen harmonischen Verhältnissen zu einander stehen. Diese Theile der Strophe nun verhalten sich im Ganzen zu einander, wie die Theile der einzelnen Rhythmen und der einzelnen Verse, d. h. wie Arsis und Thesis; die Versöhnung des als Arsis und Thesis in jedem rhythmischen Ganzen hervortretenden Gegensatzes ist eben die Harmonie desselben. Ferner bedingt das gegenseitige Verhalten von Arsis und Thesis den jedesmaligen Eindruck des kleinern oder größern rhythmischen Ganzen (Verse oder Strophen). Wie nämlich die gänzliche Verschiedenheit daktylischer und jambischer Metra blos darin ihren Grund hat, daß bei daktylischen die vollständige Versöhnung der Arsis durch eine gleich große Thesis denselben Eindruck der Befriedigung und des ruhigen Anschauens auf das Gemüth macht — darum denn der Hexameter das einzig passende Metrum für wirklich epische Poesie und seine Anwendung, z. B. im Drama, unerhört ist; — wie ferner das jambische Metrum ein zu eigner geistiger Thätigkeit, d. h. zur Reflexion aufforderndes Metrum ist, weil hier die Arsis nur einer

halb so großen Thesis entgegentritt; so wird auch in den größern rhythmischen Ganzen der Strophen dasselbe Gesetz sich bewähren. Bei den Alten, bei denen, wie erwähnt, das ästhetische Wohlgefallen an der rhythmischen Harmonie das Resultat der Strophe sein muß, ist die einfachste Strophe der Verbindung des Hexameters und Pentameters, jenes als Arsis, dieses als Thesis: das Distichon, und nähert sich der Eindruck desselben vermöge des daktylischen Charakters dieser Strophe und des gleichmäßigen Verhaltens der beiden Theile dem des epischen Metrum. Als Form nur für eigentlich lyrische Stoffe bildeten sich bald, wegen der mannichfaltigen Mischung der rhythmischen Elemente und der vollständigen Gliederung ihres rhythmischen Baues eben so wohlklingende, als ihrem Inhalte entsprechende Metra, die eigentlich sogenannten Strophen. Die Alcäische, in welcher als Elemente der Daktylus und Trochäus hervortreten, von denen der Trochäus (Jambus) in der 3. Zeile, der Daktylus in der letzten erscheinen, da sie in den beiden ersten Zeilen (den alcäischen Versen) als im Kampfe mit einander entschiedener begriffen erkannt werden, hat den Charakter des Feierlichen, weil in ihr Arsis und Thesis gleichmäßig vertheilt sind. Die Sapphische Strophe dagegen zeigt in der dreifachen Wiederkehr des Sapphischen Verses und des die Strophe abschließenden Adonischen einen ungemeinen Ueberschuß von Arsis neben dem kurzen Adonischen Verse als Thesis: der Charakter derselben ist darum der des Schwermüthigen, des Sehnsüchtig-Klagenden u. s. w. Ganz analog der Stanze, in welcher die dreifachen wiederkehrenden Wechselreime dem einfachen Reimpaare am Schlusse gegenüberstehen, und die eben darum einen der Sapphischen Strophe vergleichbaren Eindruck macht. Außer den genannten und den asclepiadeischen Strophen sind von Wichtigkeit die strophischen Systeme der Pindarischen Oden und der Chorgesänge in den Tragödien; die Erklärung derselben muß von demselben Principe ausgehen. Ganz unverändert blieb das Wesen der neuern Strophe, nur daß sich hier im Gegensatze des Rhythmus bei den Alten der Reim als das Mittel aufdrängte zur Erreichung der harmonischen Einheit der Strophe, und demnach der Zweck der modernen Strophe tonische Harmonie ist, in der wir musikalische Elemente, wie in der antiken Strophe rhythmische erkennen. Durch Mannichfaltigkeit der Stellung und Aufeinanderfolge der sich reimenden Zeilen erreicht die moderne Strophe in höherer, man kann sagen geistigerer Weise das, was die antike Strophe durch rhythmische Gliederung. Die Bestätigung des Gesagten wird die Vergleichung des Baues mit dem bezweckten Eindruck gewähren; z. B. der Nibelungenstrophe, der künstlichen italienischen Metra, der Canzonen, Terzinen, Stanzen, Ritornellen, Sonette u. s. w. Selbst eine Analogie der größten strophischen Systeme des Pindar und der tragischen Dichter bei den Griechen gewähren, wiewohl in mehr mechanischer Weise, die in Stollen und Abgesang gegliederten Gedichte der Minne- und Meistersänger, denen im künstlichen Bau der Strophen bereits die provençalischen Dichter vorangegangen waren.

Strophios, der Sohn des Krisos, war der Gemahl der Anaxibia und von dieser Vater der Astydameia und des Pylades (s. d.).

Strube, David Georg, 1694 zu Celle geboren, studirte zu Halle und Leyden die Rechtswissenschaften, machte nach Vollendung seines akademischen Cursus eine wissenschaftliche Reise durch Holland, Frankreich und England und erhielt, ins Vaterland zurückgekehrt, 1720 das Landsyndicat zu Hildesheim und bald darauf eine Anstellung beim dasigen Consistorium und Hofgericht. Im Jahre 1740 ward S. nach Hannover berufen, wo er anfangs als Justizrath und Consulent der Landesregierung fungirte, seit 1758 als Kanzleidirector und endlich als Vicekanzler. Er starb 1775. S. ist einer der berühmtesten deutschen Rechtsgelehrten; seine Werke, die in kräftiger, kerniger Sprache verfaßt sind, zeichnen sich durch historische und juristische Gelehrsamkeit aus. Er schrieb: „Nebenstunden“ (6 Bde., Hannov. 1761—83) und „Rechtliche Bedenken“ (5 Bde., Hannov. 1772—1803).

Strudel oder Wasserwirbel heißt die kreisförmige Bewegung, die bisweilen eine trichterförmige Vertiefung bildet, und deshalb der Schiffahrt gefahrvoll wird. Der S. kommt häufig auf dem Meere vor, bisweilen auch in Flüssen. Er entsteht theils durch das Zu-

sammenstoßen entgegengesetzter Strömungen, theils rührt er von dem Anprallen der Wellen an verborgenen Klippen her.

Struensee, Joh. Friedrich, Graf von, erster dänischer Staatsminister, wurde am 5. Aug. 1737 zu Halle an der Saale geboren, wo sein Vater, nachheriger Generalsuperintendent der Herzogthümer Schleswig und Holstein, damals Pastor an der Moritzkirche war; seine Mutter war die Tochter des dänischen Leibarztes Karl. Nachdem er die Schule des Waisenhauses daselbst besucht und dann auf der dasigen Universität Arzneikunde studirt hatte, auch 1757 promovirt worden war, ging er mit seinem Vater, welcher als Pastor primarius nach Altona berufen worden war, dahin, wurde Stadtphysikus, und weil er große Geschicklichkeit entwickelte und hohe Gönner hatte, 1768 Leibarzt des Königs Christian VII., doch nur auf dessen Reisen durch einen Theil von Europa. Allein bei seiner Rückkehr, 1769, wurde er zum wirklichen Leibarzt, und, da er sich früher schon mit den Staatswissenschaften beschäftigt, zum Etatsrath ernannt. Von nun wußte er sich dem Könige immer unentbehrlicher zu machen, wurde Lector desselben und Conferenzrath und wußte seinen Freund Enewold (nachherigen Grafen) von Brandt so zu empfehlen, daß er zum Director der Schauspiele und Maître des plaisirs angestellt wurde. Bald setzte er sich auch in die Gunst der Königin, mit deren Hülfe er allmählich alle frühern Günstlinge des Königs, namentlich die Grafen Bernstorf und Holk, stürzte, um sich den alleinigen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten zu sichern. Allein dadurch hatte er sich auch die Stiefmutter des Königs, die verwittwete Juliane Maria, welche ihren Einfluß immer mehr verlor, zur unerbittlichen Feindin gemacht, während der schwache König durch allerlei Vergnügungen von Brandt von den Staatsgeschäften fern gehalten wurde. Auch das Volk hatte er durch die Verdrängung des allgemein geschätzten Ministers gegen sich erbittert, so daß sein Fall unvermeidlich war, wenn gleich seine Administration in vielen Stücken weise und wohlthätig war und den Mann von Regierungstalenten bezeichnete. Sein Ansehen suchte er dadurch zu befestigen, daß er den König vermochte, den bisherigen Staatsrath aufzuheben und dafür eine Conferenzcommission einzusetzen, deren Mitglieder freilich nach Gutdünken wieder entlassen werden konnten. Durch diese Aufhebung des Staatsraths, in welchem der Adel mächtig war, machte er sich auch diesen zum Feinde. Bald aber schwang er sich, durch die Liebe der Königin Mathilde unterstützt, zum Grafen und geheimen Cabinetsminister hinauf, in welcher Stelle er wie unumschränkter König regierte. Alle Cabinetsordres, denen er das königliche Siegel unterdrückte, galten für königliche Befehle. Allein als er anfing, die von ihm ehedem begünstigte Preßfreiheit, welche man jetzt gegen ihn selbst gebrauchte, zu beeinträchtigen, so zogen sich sogar mehrere seiner sonstigen Freunde zurück, zumal da er auch das Volk nicht mehr auf seiner Seite und den Kriegerstand durch allzugeringe Aufmerksamkeit sich entfremdet hatte. An die Spitze der Mißvergnügten trat die verwittwete Königin Mutter und der Erbprinz Friedrich, welche den schwachen König zur Unterzeichnung eines Verhaftsbefehls gegen die Königin Mathilde und den Minister S., Brandt und einige Andere bewogen, während sie schon den Palast, in welchem wenige Stunden vorher ein Ball gegeben worden war, mit Truppen hatten besetzen lassen. Die Königin wurde nach Kronenburg gebracht und endigte später ihr Leben zu Celle in der Verbannung, der Minister wurde von einer außerordentlichen Commission gerichtet. Das Urtheil erfolgte am 25. April 1772, daß S. aller seiner Würden beraubt, ihm die rechte Hand und das Haupt abgehauen und auf einen Pfahl gesteckt, sein Körper geviertheilt werden sollte. Der einzige Anklagepunkt, welchen Struensee eingestand, war das ihm zum Vorwurfe gemachte unreine Verhältniß zu der Königin. Die Vollziehung des Urtheils geschah an ihm und Brandt, welcher zuerst hingerichtet wurde, am 28. April 1772.

Struensee, Karl August von, der ältere Bruder des dän. Ministers Grafen von S., königlich preuß. wirklicher geheimer Staats- und Kriegsrath, Vicepräsident und dirigirender Minister bei dem General-Ober-Finanz-Directorium, Chef des Departements der Accise-, Zoll-, Fabriken- rc. sachen, wie auch der Seehandlung, Ritter des rothen Adlerordens, ein durch Talente und Schicksale ausgezeichneter Mann, wurde am 18. Aug. 1735

zu Halle geboren. Nach vollendetem Schulcursus auf der Schule des Waisenhauses daselbst, bezog er bereits im 16. Jahre die Universität, studirte anfangs Theologie, bald aber fand er größeren Geschmack an der Mathematik und Philosophie, übte sich in den letzten Universitätsjahren durch Unterricht in den lateinischen Autoren und noch mehr in der Mathematik und Physik in den höhern Classen der Schule des Waisenhauses und bildete sich zum akademischen Docenten. Auch ward er 1756 Magister und 1757 Professor der Philosophie und Mathematik an der Ritterakademie zu Liegnitz. Da die wenigen adeligen Zöglinge, welche er vorfand, selbst größtentheils zum Kriegsdienste bestimmt schienen, die größere Anzahl aber bei dem damals ausgebrochenen 7jährigen Kriege ausgezogen war, so studirte er die Anwendung der Mathematik auf die Kriegskunst mit großem Fleiße, dessen Frucht die (dreimal aufgelegten) Anfangsgründe der Artillerie waren, die zuerst 1760 herauskamen und ihm das Vertrauen Friedrich's des Großen gewannen, der ihm einige junge Offiziere zuschickte, welche er in den Kriegswissenschaften unterweisen sollte, und ihm sein Gehalt vermehrte. Noch ehe er alsdann auch das in seiner Art beste deutsche Werk „Die Anfangsgründe der Kriegsbaukunst" (3 Theile, 1771—1774) herausgegeben, entriß ihn sein Bruder, der dänische Staatsminister, diesem Wirkungskreise im Jahre 1770 durch den Ruf zum Ministerium der Finanzen. Er durfte, als völlig schuldlos, nach dem Sturze seines Bruders im Jahre 1772 nach Preußen zurückkehren und wurde später (1789) sogar von dem Könige von Dänemark, mit Beilegung des Namens von Karlsbach, in den Adelstand erhoben. Friedrich II. empfing ihn sehr gnädig und stellte ihn wiederum als Professor in Liegnitz an; allein er beschäftigte sich nun in den Mußestunden vorzüglich mit den Staatswissenschaften, über welche er mehrere Schriften verfaßte und herausgab. Schon früher hatte er gewünscht, wieder in dem Departement der Finanzen angestellt zu werden; im J. 1782 erfüllte der König seinen Wunsch, indem er ihn als geheimen Oberfinanzrath und Director der Seehandlung nach Berlin berief. Unter Friedrich Wilhelm II. erreichte er 1791 die höchste Stufe als wirklicher geheimer Staats- und dirigirender Minister bei dem Generaldirectorium und als Chef des Departements der Accise-, Zoll-, Fabriken-, Manufaktur-, Salz- und Commerzsachen, und verwaltete seine hohen Aemter mit solcher Einsicht und Treue, daß er auch den Beifall des Königs Friedr. Wilh. III. genoß und im J. 1800 den rothen Adlerorden erhielt. Er starb am 17. Oct. 1804.

Strumpfwirker, Strumpfwirkerei. Der Strumpfwirkerstuhl besteht aus ungefähr $2^1/_2$ Tausend einzelnen Stücken, welche alle so kunstvoll und man möchte sagen genial zusammengesetzt sind, daß man erstaunen muß, wenn man ihre Bewegung, ihr Ineinandergreifen und ihre Wirkungen sieht. Alle Theile sind an einem Gestelle befestigt, welches hinten 4, vorn 3 Fuß hoch, gegen 4 Fuß lang und ungefähr 3 Fuß breit ist. Die vorzüglichsten Theile sind: 1) die Nadelbahre mit den eisernen Nadeln, deren zu feinern Arbeiten 360 sind. Die Nadeln befinden sich zwischen den 2) Platinen, senkrechten Blechen vorn am Stuhle, sind am Fuße umgebogen, und können in eine Rinne gedrückt werden. 3) Der Kupferwagen mit der Kupferlade. 4) Der Federkasten oder Federstock. 5) Die Schwingen, Unten oder Unden mit den fallenden Platinen; 6) das Roß; ein kleines, eisernes Prisma; 7) die Fallbahre; 8) die Schwingen- oder Untenpresse; 9) die Presse, durch welche die entstandenen Maschen nach dem Assembliren zusammengedrückt werden und Festigkeit erhalten; sie besteht aus 2 Lagern eiserner Schienen, welche an den Preßarmen und mittelst des Preßbogens an dem Preßquerstück befestigt sind. Die Presse dient auch dazu, die umgebogenen Nadelspitzen in die Rinne der Nadeln niederzudrücken, so daß die zunächst fertig gewordene Reihe Maschen über die neuangelegte Reihe Maschen hinweggeschoben, und mit Hülfe der Platinen vollends herabgezogen werden kann, welches das Ueberwerfen heißt, und wodurch eine neue Reihe fertiger Maschen gebildet wird. Alle Zeuge, welche auf dieser Maschine gestrickt werden, müssen als ebene Flächen gestrickt und erst später zusammengenäht werden. Das Abnehmen geschieht, indem man mit Hülfe der Schaftnadel eine Masche durch die zunächst liegende zieht, letztere fallen läßt und erstere wieder an die Nadel hängt. — Zu den schlechten wollenen Strümpfen wird Landwolle mit Kämmlingen, zu den

besten spanische mit Kastorhaaren vermischt genommen. Einige werden gewalkt, gerauhet, geschoren, andere glatt und glänzend gearbeitet, und zwischen Preßspähnen und heißen Preßplatten gepreßt. Einige Waare bekömmt auf der innern Seite einen Felbel, der aus verlängerten Maschen besteht. Gewöhnlich haben die Strumpfwirker eine Walke im Hause, die aus einem nach einem Bogen ausgehöhlten schmalen Troge, dessen Boden Kerben hat, besteht. In diesen paßt eine halbe Walze, die ebenfalls gekerbt ist, in einem Gestelle hängt, und über die eingelegten, mit Seifenwasser begossenen Strümpfe hin und her gezogen wird. Später werden die Strümpfe geschoren, und einige, welche glatt sein sollen, über einem Flammenfeuer abgesengt, und zuletzt geschwefelt. — Was den Erfinder des Strumpfwirkerstuhls betrifft, so geben die Franzosen vor, es sei ein Franzose gewesen, der aber, weil er in Paris nicht anerkannt worden sei, nach England gegangen und seine Erfindung da bekannt gemacht und dafür honorirt worden sei. Viele Jahre nachher habe ein anderer Franzose, Jean Hindret, den Stuhl in England gesehen, nachgemacht und 1656 das erste Privilegium zur Strumpfwirkerei in Paris erhalten. Doch wahrscheinlicher ist William Lee der Erfinder. Und gewiß ist es, daß diese Stühle in England lange Zeit allein im Gebrauch gewesen und geheim gehalten worden sind. Der venetianische Gesandte, Antonio Correr, brachte 1614 heimlich den ersten Strumpfwirkerstuhl nach Venedig, und wir Deutsche besitzen ihn noch nicht viel über 100 Jahre. Viele Verbesserungen und Vervollkommnungen an diesen Stühlen haben sie wirklich zu wahren Wunderwerken des menschlichen Verstandes gemacht. Der bedeutendste Fortschritt neuerer Zeit ist aber die Erfindung solcher Strumpfwirkerstühle, welche rund wirken und also das Fertigwirken der Artikel ohne Naht gestatten.

Struve, Burkhard Gotthelf, Sohn des 1692 verstorbenen Rechtsgelehrten Georg Adam S., der sich durch seine „Jurisprudentia rom. germ. forensis" großen Ruhm erworben, ward 1671 zu Weimar geboren, besuchte die damals unter Cellarius blühende Schule zu Zeitz und seit 1687 die Hochschulen zu Jena, Helmstädt und Frankfurt a. d. O., um die Rechtswissenschaften zu studiren. Nach Vollendung seiner Studien bereiste S. Holland, ward 1697 Bibliothekar zu Jena und hielt daselbst zugleich Vorlesungen über die Reichsgeschichte. Im Jahre 1704 ward er Professor der Geschichte daselbst, 1712 zugleich Historiograph des Sachsen-Ernestinischen Hauses, 1717 markgräflich baireuther wirkl. Hofrath, 1730 Professor des Staats- und Lehnrechts und starb 1738 zu Jena. Von seinen zahlreichen Schriften bemerken wir: „Antiquitatum Romanarum syntagma" (Jena 1704); „Syntagma juris publici" (Jena 1711); „Syntagma historiae germanicae" (2 Bde., Jena 1730). Außerdem gab er heraus die für die deutsche Geschichte wichtigen Sammlungen von Pistorius „Illustres veteres scriptores etc." (3 Bde., 3. Aufl., Regensb. 1726); desgleichen seine „Bibliotheca historica" (zuletzt von Meusel 11 Bde., Lpz. 1782 bis 1784) und „Bibliotheca historiae literariae selecta". — S.'s Bruder, Friedrich Gottlieb, 1676 zu Jena geb. und 1752 daselbst als Professor der Rechte und Prokanzler verstorben, ist bemerkenswerth durch seine Schrift „Systema jurisprudentiae" (3 Bde., Lemgo 1738) und „Erklärung deutscher Wörter und Redensarten, welche im gemeinen Rechte vorkommen" (Hamb. 1748).

Struve, Heinrich Christian Gottfried von, Enkel des Vorigen, geb. zu Regensburg 1772, Sohn von Anton Sebastian S. (geb. zu Kiel 1729, Geschäftsträger des Kaisers von Rußland beim Reichstage zu Regensburg, gest. 1802 zu Schönfeld bei Grätz), ist ein im Geschäftsleben und in der Wissenschaft ausgezeichneter Mann. Nachdem er zu Erlangen und Bonn studirt, und neben den Staatswissenschaften sich besonders mit Botanik und Mineralogie, die auch seine Lieblingsneigung geblieben sind, beschäftigt hatte, trat er 1795 in den russischen Staatsdienst, für den er schon als Kind bestimmt war, anfangs bei der russischen Gesandtschaft im niedersächsischen Kreise zu Hamburg attachirt, wurde 1801 erster Legationssecretär bei der Gesandtschaft in Stuttgart, 1809 eben dasselbe in Kassel, und 1815 Geschäftsträger in Hamburg, womit im folgenden Jahre die Stelle eines Generalconsuls verbunden wurde. Bald darauf ernannte ihn der Kaiser zum Residenten bei den Hansestädten und 1821 zum Staatsrathe. Kaiser Nikolaus ernannte

ihn zum wirklichen Staatsrath, dann zum geheimen Rath, 1843 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister bei den Hansestädten und in Oldenburg und 1845 zum ersten Rath im Ministerium des Aeußern. Im J. 1850 starb er zu Oldenburg. Seine wissenschaftlichen Verdienste, für die er von mehreren Akademien zum Mitgliede gewählt wurde, bezeugen folgende Werke: „Mineralogische Beiträge" (Gotha 1807); „Beiträge zur Mineralogie und Geologie des nördlichen Amerika" (Hamb. 1822), nach amerikanischen Zeitschriften und mit Hülfe wissenschaftlicher Verbindungen mit amerikanischen Gelehrten bearbeitet. Außerdem gab er die „Reisen eines jungen Russen von Wien über Jassy in die Krimm" heraus und übersetzte Freygang's „Lettres sur le Caucase et la Georgie". S. war im Besitze eines bedeutenden Naturaliencabinets, zu dem er besonders in Stuttgart den Grund gelegt hatte. — Johann Gust. von S., älterer Bruder des Vorigen, geb. zu Regensburg 1763, war ein ausgezeichneter Diplomat und starb als russischer Geschäftsträger am badenschen Hofe zu Karlsruhe am 6. Mai 1828. Unter seinen politischen Schriften ist die bedeutendste „Coup d'oeil sur l'état politique de l'Europe au commencement de l'année 1806". —

Struve, Gustav von, Sohn von Johann Gustav von Struve (s. d.), war anfangs Legationssecretär in Oldenburg, ließ sich später in Manheim als Advocat nieder, wo er sich durch seine Sonderbarkeiten (z. B. kein Fleisch und nicht einmal Eier zu essen, weil er dadurch die Existenz eines lebenden Wesens zerstöre) wie seine Vorliebe für phrenologische Studien bemerklich machte. Im Jahre 1840 übernahm er die Redaction des Mannheimer Journals und ward durch die Art, wie er Opposition gegen die Regierung machte, dieser sehr unbequem. Zahlreiche Preßprocesse waren die natürliche Folge. S. aber zog die Aufmerksamkeit des Volks auf sich und ward zum Mitglied der Kammern vorgeschlagen. Seine Wahl scheiterte aber dennoch und als er in seinem Journal fortfuhr die Regierung anzugreifen und zugleich auch Männer zu verlästern, welche, wie Itzstein, längst als die Stützen der Fortschrittspartei anerkannt waren, nahm ihm die Verlagshandlung die Redaction. S. wäre jetzt in große Verlegenheit gekommen, wenn ihm nicht befreundete Männer die Mittel gegeben hätten, ein eignes Journal, den „Deutschen Zuschauer", zu gründen. Mit dieser Zeitschrift schloß er sich der äußersten Linken in Deutschland an und man kann wohl behaupten, daß er durch sie nicht wenig zu der Bewegung, welche 1848 erfolgte, beigetragen hat. Seinen Bemühungen war es auch gelungen, Hecker zu seiner Partei herüberzuziehen. Er war mit Grohe an der Spitze der Sturmpetition, die am 2. März 1848 von Manheim nach Karlsruhe ging, um den Großherzog und die Kammern zu umfassenden Concessionen zu nöthigen und tagte auch mit den 51 Männern später in Heidelberg. Schon damals schwärmte er für die Republik und da er sah, daß sie von denjenigen, welche die Bewegung in die Hände genommen, nicht zu erreichen wäre, dachte er auf gewaltsamere Mittel, sie herbeizuführen. Zwei Mal brachte er Baden an den Rand des Verderbens, indem er erst im April, dann im Sept. des Jahres 1848 mit bewaffneten Schaaren aus der Schweiz hervorbrach, um die bestehende Regierung zu stürzen. Nach dem zweiten mißglückten Aufstandsversuch ward er auf der Flucht in einem Gasthause an der Schweizergrenze gefangen, vor Gericht gestellt und zu 20jähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Der erneuerte Aufstand im Juni 1849 befreite ihn aus seinem Gefängnisse; doch fand er bei den Führern des damaligen Aufstandes nicht die gewünschten Sympathien und daher keine ihm zusagende Betheiligung an der Regierung. Erst gegen Ende des Aufstandes schien sich, nach dem Sturze Brentano's, dazu eine Aussicht zu eröffnen. Doch das siegreiche Vordringen der preuß. Armee nöthigte ihn zur Flucht. Er hielt sich einige Zeit in der Schweiz auf, ging dann nach England und von da nach Amerika, wo er sich in New-York aufhalten soll.

Struve, Friedrich Adolf August, wurde am 9. Mai 1781 zu Neustadt bei Stolpen in Sachsen geboren, wo sein Vater (Ernst Friedrich) praktischer Arzt war. Seine Schulbildung erhielt er zu Meißen von 1794—1799 und studirte anfangs zu Leipzig, später zu Halle Medicin, promovirte an letzterer Universität 1802, ging dann ein Jahr nach

Wien und ließ sich 1803 in seiner Vaterstadt als Arzt nieder. Im Jahre 1805 kaufte er die Salomonisapotheke zu Dresden, und erwarb sich ein bleibendes Verdienst durch die Nachbildung der meisten Mineralwasser im Großen, wozu sich jetzt in Dresden, Leipzig, Berlin, Brighton, Lauchstädt und Petersburg und andern Städten Anstalten befinden. Vgl. „Ueber die Nachbildung der natürlichen Heilquellen" (2 Hefte, Dresd. 1824—26). Er starb am 29. Sept. 1840.

Struve, Karl Ludwig, Director des altstädtischen Gymnasiums in Königsberg in Preußen, geb. zu Hannover am 2. Mai 1785, ist ein geistreicher Philolog und zeigt in seinem Amte als Schulmann, das er nicht mit strenger Ordnung verwaltet, den überwiegenden Einfluß genialer Persönlichkeit auf die für nichts mehr empfänglichen jungen Leute. S. studirte zu Göttingen und zu Kiel, promovirte am letzteren Orte, wurde dann Hauslehrer in Liefland, und 1805 Oberlehrer der altclassischen Literatur am Gymnasium zu Dorpat. Hier habilitirte er sich auch als Privatdocent an der dortigen Universität, und erhielt 1810 den Titel eines kaiserlich russischen Raths. Im Jahre 1814 erhielt er die oben genannte Stellung in Königsberg. Auch durch seine Werke hat S. viel geleistet, aber immer weniger, als er versprochen hat. Eine sehr schätzenswerthe Arbeit sind seine drei Abhandlungen „De dialecto Herodoti" (1828—30). Ferner sind zu erwähnen seine „Quaestiones Lucianeae" in Seebode's „Miscell. critica" (Th. 2), die „Historia doctrinae graec. ac roman. philosophorum de statu animarum post mortem" (Altona 1803), die „Observationes et emendationes in Propertium" (Altona 1804), „Kritische und grammatische Bemerkungen über Lucian's Hermotimus" (Königsb. 1814), „Bemerkungen über einige Stellen alter Schriftsteller" (Königsb. 1821), „Ueber die lateinische Declination und Conjugation" (Königsb. 1823), „Ueber die von Mai bekannt gemachten Bruchstücke der römischen Geschichte des Dionysius" (Königsb. 1820), „Ueber den politischen Vers der Mittelgriechen" (Hildesh. 1828), die Bearbeitung des längern Bruchstücks der dem Sophokles zugeschriebenen „Clytaemnestra" (Riga 1807) der „Fragmenta librorum sibyllinorum, quae apud Lactantium leguntur" (Königsb. 1817) und die „Griechische Grammatik für die Gymnasien des Lehrbezirks zu Dorpat" (Riga 1817; 2. Aufl. 1823). Seine „Abhandlungen und Reden meist philologischen und pädagogischen Inhalts" (Königsb. 1823) zeigen seine pädagogische Einsicht und Gewandtheit und die Schrift „Zwei Balladen von Goethe verglichen mit den griech. Quellen, woraus sie geschöpft sind" (Lpz. 1826) bewähren ihn als einen geistreichen Freund des Alterthums. Er starb in Folge eines sehr ungeregelten Lebenswandels am 5. Juni 1838.

Struve, Friedr. Georg Wilh. von, russischer wirklicher Staatsrath, Director der Centralsternwarte des russ. Reichs zu Pulkowa bei Petersburg, erster Astronom des Reichs, Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften für das Fach der Astronomie, unstreitig einer der tüchtigsten und kenntnißreichsten unter den jetzt lebenden Astronomen, wurde 1814 zum Director der Sternwarte zu Dorpat ernannt. Schon damals begann er, und zwar anfangs nur mit einem Meridiankreise und einem fünffüßigen Dollond eine Durchmusterung des Himmels, deren Resultate er in seinem „Catalogus stellarum duplicium" (1820) niederlegte, in welchem er 795 größtentheils schon früher bekannte Doppelsterne (s. d.) aufführte. Im Jahre 1824 erhielt die Dorpater Sternwarte das 13füßige parallaktisch aufgestellte Fraunhofer'sche Fernrohr und jetzt begann S. eine neue Durchmusterung des in Dorpat sichtbaren Sternhimmels, deren Resultate er in seinem „Catalogus novus stellarum duplicium et multiplicium" (Dorp. 1827) niederlegte. Die Resultate der fortgesetzten Messungen an den aufgefundenen Doppelsternen gab er in seinem dritten Hauptwerke „Stellarum duplicium mensurae micrometricae" (Petersb. 1837, Fol.). Hierauf wurde er im Jahre 1839 zur Uebernahme der Centralsternwarte auf dem Pulkowaberge bei Petersburg berufen. Von hier aus unternahm er eine Breitengradmessung, zunächst in den Ostseeprovinzen, die er nördlich bis zur Insel Hochland ausdehnte. Sie beschäftigte ihn 10 volle Jahre und einen vollständigen Bericht über diese Arbeit legte er unter Mitwirkung der Theilnehmer dieser Expedition in dem Werke nieder: „Beschreibung

der von der Universität zu Dorpat veranstalteten Breitengradmessung in den Ostseeprovinzen Rußlands, ausgeführt in den Jahren 1821—31" (2 Bde., Dorp. 1831). Auch zu der später vom Kaiser Nikolaus beschlossenen Fortsetzung der Gradmessung noch weiter gegen Norden, ward S. berufen. Er begann die Arbeiten 1830 und war bis zu Ende des J. 1835 soweit nach Norden fortgerückt, daß eine ununterbrochene Kette von 50 Dreiecken die Insel Hochland im finnischen Meerbusen mit Kiveswaara nördlich von Kajane unter $64\frac{1}{2}^0$ der Breite verband. Später wurden zum Theil durch Andere diese Arbeiten noch weiter fortgeführt und einerseits an die von der Akademie zu Stockholm ausgeführte lappländische Gradmessung, andererseits an die baltische durch Generallieutenant von Schubert (s. d.), an die preußische des Professors Bessel und an die von der dänischen Regierung bewerkstelligte angeknüpft. Auf seinen und des ältern Parrot Antrag wurden von der Petersburger Akademie drei ehemalige Schüler Alexander von Humboldt's, Georg Fuß, Sabler und Sawitsch, im J. 1836 beauftragt, durch genaue Untersuchung den Unterschied der Niveaufläche des schwarzen und kaspischen Meeres auszumitteln, welche Expedition denn auch allerdings das längst vermuthete, von dem Engelhardt'schen und Parrot'schen Nivellement bedeutend abweichende Resultat lieferte, daß jene Differenz noch keine 100 F. betrage, während Parrot im Jahre 1811 den Unterschied auf 300 F. angegeben hatte. Von S. ging auch die Anregung aus zu der auf Befehl des Ministers Uwarow ausgeführten astronomisch-geographischen Sendung, welche im Jahre 1842 bei Gelegenheit der auf einer weiten Länderstrecke in Rußland sichtbaren totalen Sonnenfinsterniß vom 8. Juli erfolgte. Außer ihm selbst waren dabei sein Sohn, Otto von S., und die Astronomen Perewoschtschikow aus Moskau, Fedorow aus Kiew, Slewinskij aus Wilna, Knorr aus Kasan u. A. thätig, die theils den Verlauf der berühmten Sonnenfinsterniß beobachteten, theils eine Menge jener Punkte geographisch bestimmten, welche ein jeder auf seiner Reiseroute berührte. Ihren Bemühungen und vor Allem dem wissenschaftlichen Sinne und der stets anregenden Wirksamkeit S.'s haben wir, außer einer genauen Beschreibung jenes so seltenen Himmelsereignisses mit allen dasselbe begleitenden Phänomenen, die Breiten- und Längenbestimmungen in Nowgorod, Moskau, Rjäsan, Kursk, Lipezk, Pensa, Woronesch, Dubno, Tula und Tschernigow zu verdanken. Von S.'s Schriften haben wir noch zu erwähnen die „Observationes astronomicae" (Bd. 1—7, Riga, dann Dorp. 1821—38); „Astronomische Beobachtungen" (3 Bde., Dorp. 1821—24); „Ueber die Nebelsterne" (Dorp. 1827); „Ueber Doppelsterne" (Petersb. 1837); die „Description de l'observatoire astronomique central de Poulkowa" (Petersb. 1845, Fol., mit Atlas), welche die Einleitung zu den „Annales de l'observatoire central" bilden soll; und die „Expédition chronométrique exécutée par ordre de sa majesté l'émpereur Nicolas I." (Petersb. 1844, 4.). — Otto von S., der Sohn des Vorigen, auf der Sternwarte zu Pulkowa als Gehülfe angestellt, hat sich bereits durch mehrere astronomische Arbeiten von Belang sehr rühmlich bekannt gemacht.

Stry, Abraham von, am 31. Dec. 1753 zu Dortrecht geb. und am 7. März 1826 gest., gehört nebst seinem Bruder Jakob S. (geb. 1756, gest. 1825), zu den Begründern der in Dortrecht blühenden Malerschule, die unter dem Namen Pictura 1774 gegründet ward, und aus welcher die ausgezeichnetsten Maler jener Zeit, wie Schouman, Schotel, Adam Schmidt, hervorgingen. S. selbst hat sich in Blumen- und Fruchtmalerei mit Glück versucht, aber am meisten in historischen Gemälden und Landschaftsmalerei geleistet.

Strychnin heißt das höchst giftige Alkaloid (s. d.), welches in den Krähenaugen, dem Upasgifte und der Ignazbohne enthalten ist. Es wird in ganz kleinen Gaben in der Medicin angewendet.

Strymon, thracischer Stromgott, Vater des Okeanos und der Tethys, zeugte mit der Euterpe oder Kalliope den Rhesos (s. d.), mit der Neära die Euadne.

Strymon, ein ziemlich bedeutender Fluß in Thracien, jetzt Struma, an dessen Ufern sich im Alterthume besonders viele Kraniche aufhielten, wird südwestlich unter der

heutigen Stadt Sophia bis Amphipolis schiffbar und ergießt sich in den strymonischen Meerbusen im ägeischen Meer, an der Küste Macedoniens, jetzt Busen von Contessa.

Stuart, eines der ältesten Geschlechter in Schottland, das diesem Reiche und England eine lange Reihe von Königen gegeben hat, wird in seinem Ursprung bis auf die fabelhaften Zeiten Banko's, Thans von Lasquebir und dessen Sohn Fleanchus, der nach Ermordung seines Vaters nach Nordwales floh und die Tochter des Häuptlings Griffith Lewellin heirathete, zurückgeführt. Nach Andern stammten sie von der Familie Alan ab, die sich in Schottland niederließ. Schon im 12. Jahrhundert erwarben die Stuarts am schottischen Königshofe die erbliche Würde des Reichshofmeisters oder Stewards. Von dieser Würde nahmen sie ihren Geschlechtsnamen an, welcher früher auch Steward geschrieben wurde. — Walter III. S. heirathete um 1315 Marjoria (oder Marie), die Tochter König Robert's I. Bruce (s. Schottland), deren Nachkommen nach dem Aussterben des königlichen Mannsstammes durch ein Erbfolgestatut die Thronfolge in Schottland zugesprochen war. Sein und Marien's Sohn, Robert, stand als naher Verwandter des Königshauses am Hofe im hohen Ansehen, wurde Reichsverweser während David's Gefangenschaft in England, vertheidigte gegen die Engländer die Südgrenze Schottlands und als David nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft 1370 starb und mit ihm das Haus Bruce erlosch, ward er, trotz der Bemühungen des Königs Eduard III. von England, der die Krone gern für sich erhalten hätte, auf den schottischen Thron erhoben. So gelangte das Haus S. zur Königswürde. Auf Robert folgte 1390 sein lahmer und träger Sohn, Johann, der jedoch, weil die Stände seinen Namen für unglücklich hielten, den Namen Robert III. annahm. Er besaß zwei vom Throne ausgeschlossene Stiefbrüder, Walter, Grafen von Athol, der 1437 als Verschwörer gegen König Jakob I. enthauptet wurde, und David, Grafen von Strathern, der das Geschlecht der Grahams stiftete. Ein jüngerer, rechter Bruder Robert's III., der Herzog von Albany, führte für denselben die Regierung, und ließ, weil er selbst nach der Krone trachtete, 1402 den Kronprinzen David, Herzog von Rothsay, einsperren und verhungern. Aus Fürsorge schickte hierauf der König seinen jüngern Sohn, Jakob, nach Frankreich, den jedoch die Engländer auffingen und fast 20 Jahre zurückhielten. Robert III. starb schon 1404 aus Gram. Der Herzog von Albany führte nun im Namen des in England gefangen gehaltenen Jakob I. die Reichsverwaltung fort. Nach seinem Tode trat 1419 Murdoch, sein ältester Sohn und Erbe, an seine Stelle. Derselbe fand jedoch die Last der Regierung so drückend, daß er 1423 die Rückkehr Jakob's I. bewirkte. Jakob ließ Murdoch, dessen Brüder und sämmtliche Familienglieder, die sehr schlecht gewirthschaftet hatten, 1424 enthaupten. Nur Andreas, ein Enkel Murdoch's, entkam nach Frankreich und kehrte später zurück und wurde Reichskanzler. Jakob I. (s. d.), der kräftigste König des Hauses S., war mit Anna Beaufort, Enkelin des englischen Herzogs von Lancaster, verheirathet. Er fiel 1437 unter den Dolchen verschworener Großen, an deren Spitze sich sein Oheim, der erwähnte Graf von Athol, befand. — Ihm folgte auf dem Throne sein 7jähriger Sohn, Jakob II., der 1460 vor Roxborough durch das Zerspringen einer Kanone starb. Derselbe hinterließ drei Söhne: den Thronfolger Jakob III., Alexander S., Herzog von Albany, der 1485 in Frankreich mit Hinterlassung eines Erben starb; Johann S., Grafen von Mar, der 1480 auf Befehl seines königlichen Bruders wegen freier Reden ermordet wurde. — Jakob III. lag in fortwährendem Kampf mit seinen Brüdern und den Großen und starb 1488 auf der Flucht nach einer verlorenen Schlacht bei Stirling eines gewaltsamen Todes. — Ihm folgte auf dem Throne sein in das Complott verwickelter Sohn, Jakob IV., der einen kriegerischen Geist besaß und es mit den Großen hielt. Derselbe vermählte sich mit Margarethe, der ältesten Tochter Heinrich's VII. von England, trat aber auch mit Frankreich in Verbindung, als sein Schwager Heinrich VIII. seine Eroberungsgedanken auf Schottland richtete. In Folge dieses franz. Bündnisses ließ er sich von Ludwig XII. zu einem unüberlegten Zuge nach England verleiten, auf welchem er 1513 bei Flowdon blieb. — Für

seinen 2jährigen Sohn und Nachfolger, Jakob V., ergriff unter heftigen Parteiwirren 1515 der herbeigerufene Johann S., Herzog von Albany, Sohn des 1485 in Frankreich gestorbenen Albany, als Reichsverweser die Zügel der Regierung, legte dieselben aber 1518 wieder nieder, weil er die Parteien nicht zu versöhnen vermochte. Als ihn die Königin-Mutter 1523 abermals zu Hülfe rief, landete er mit 3000 Franzosen und ging 1524 nochmals nach Frankreich, um ein stärkeres Corps zum Kampfe gegen England herbeizuholen. Während seiner Abwesenheit erklärten indessen die schottischen Großen den jungen Jakob V. für mündig, worauf Albany in Frankreich blieb. Unter Franz I. befehligte er 1525 ein Heer gegen Neapel. Er starb 1536 ohne Nachkommen. Jakob V. heirathete die katholische Prinzessin Marie von Guise und kettete dadurch seines Hauses Geschick an die katholische Kirche und an Frankreich. Er gerieth darüber mit Heinrich VIII. von England in Krieg, der durch die Widerspenstigkeit der schottischen Großen eine klägliche Wendung nahm. In tiefen Kummer versenkt, starb er 1542. Kurz vorher waren seine beiden Söhne an einem Tage gestorben und die Krone fiel seiner kaum gebornen Tochter, Maria, zu. — Maria Stuart (s. d.) wurde von ihrer Mutter in früher Jugend mit Franz II. (s. d.) von Frankreich vermählt und kehrte erst nach dessen Tode, 1561, auf ihren angestammten Thron zurück. Durch ihre Ansprüche auf die englische Krone, ihre katholische Politik, ihre Vermählung mit ihrem Vetter, Heinrich Darnley, der 1566 angeblich mit ihrem Willen ermordet wurde, stürzte sie das Reich in endlose Wirren und verlor dabei selbst die Krone und die Freiheit. Während ihr und Darnley's Sohn als Jakob VI. den schottischen Thron einnahm, mußte sie nach 18jähriger Gefangenschaft, auf Befehl ihrer Erbfeindin, der Königin Elisabeth von England, 1570 das Schaffot besteigen. — Ihr Halbbruder Jakob S., Graf von Murray, ein Sohn Jakob's V. mit einer Douglas, die derselbe schmählich hinterging, war einer der Hauptfeinde der unglücklichen Maria. Dieselbe gab ihm zwar nach ihrer Rückkehr aus Frankreich den Grafentitel und überließ ihm die Regierung, vernachlässigte und verfolgte ihn aber nach der Vermählung mit Darnley. Murray suchte seinen Einfluß vergebens mit den Waffen in der Hand geltend zu machen und mußte deshalb nach Frankreich entfliehen. Nach dem Sturze Maria's riefen ihn die Großen zurück und ernannten ihn zum Reichsverweser. Er führte dieses Amt mit großer Kraft, vereitelte im Einverständniß mit Elisabeth von England 1568 durch den Sieg bei Langside eine Revolution, die Maria auf den Thron zurückführen sollte, und hielt deren Freunde, die Hamilton's (s. d.), in strenger Unterwerfung. Nach der Flucht Maria's nach England verstand er sich sogar dazu, schriftliche Beweise für die Schuld seiner Schwester an Darnley's Ermordung vorzulegen, ein Anerbieten, das er besonders in der Absicht that, sich selbst von dem Verbrechen zu reinigen, dessen ihn seine Feinde beschuldigten. Ehe Maria noch auf dem Schaffot gestorben war, wurde Murray am 23. Jan. 1570 bei Edinburgh von einem Hamilton meuchlings ermordet. — Der Familienzweig der Stuarts, welchem Darnley, der 1566 ermordete Gemahl Maria's, entstammte, war uralt und wurde von Robert S., einem jüngern Sohne Walter's II. S., gegründet. Robert's Sohn, Johann, führte zuerst den Namen eines Herrn von Darnley. Die Nachkommen desselben gingen häufig in franz. Kriegsdienste und erwarben in Frankreich die Grafschaften Dreux und Aubigné. Noch im 17. Jahrhundert finden sich Stuarts dieses Ursprungs in Frankreich vor. In Schottland rückten die Darnley's, die hier den Titel der Grafen von Lenox erwarben, nicht nur dem schottischen Throne, sondern auch den Erbansprüchen auf die englische Krone durch Heirath sehr nahe. Margarethe nämlich, die Wittwe Jakob's IV. und Tochter Heinrich's VII. von England heirathete 1514 in zweiter Ehe den Grafen von Douglas-Angus, aus welcher Verbindung Margarethe Douglas, gest. 1578, entsprang. Diese Letztere vermählte sich mit Mathias S., Grafen von Lenox, und zeugte mit demselben Heinrich Darnley, der 1565 die Hand seiner königl. Base, Marie S., nebst dem Königstitel erhielt. Darnley war also, gleich seiner Gemahlin, Urenkel Heinrich's VII. und mußte sogar, als männlicher Nachkomme, im Falle des Aussterbens der Tudors (s. d.), auf dem engl. Throne vorangehen. Der Graf von Lenox erhielt nach Murray's Ermordung

die Reichsverwaltung während der Minderjährigkeit seines Enkel's, Jakob's VI., fand aber schon nach einem Jahre, auf einem Reichstage zu Stirling, am 4. Sept. 1571 durch die Dolche unzufriedener Großen seinen Tod. — Sein zweiter Sohn, Karl, gest. 1576, zeugte mit Elisabeth Cavendish die schöne Arabella S., welche durch die Pulververschwörung (s. d.), dann angeblich durch ein Complot Walter Raleigh's (s. d.) auf den englischen Thron gehoben werden sollte und deshalb ihr Leben im Tower zubringen mußte, wo sie 1615 zwar vermählt, aber ohne Nachkommen starb.

Jakob VI., der Sohn Maria's und Darnley's, vereinigte als Abkömmling der Tudors von mütterlicher Seite, nach dem Tode der Königin Elisabeth, 1603 die Kronen von Schottland, England und Irland als Jakob I. (s. d.) auf seinem Haupte. Aus seiner Ehe mit Anna von Dänemark entsprangen Heinrich, Prinz von Wales, der 1612 im Alter von 18 Jahren starb; Karl I. und Elisabeth, die sich mit Friedrich V., Kurfürsten von der Pfalz, vermählte, 1662 starb und die Mutter des gegenwärtigen britischen Regentenhauses ist. Jakob I. starb 1625. — Ihm folgte sein Sohn Karl I. (s. d.), der die unkluge Politik seines Vaters fortsetzte und damit sich und seine Krone in den Abgrund der Revolution stürzte. Aus seiner Ehe mit Henriette von Frankreich, Tochter Heinrich's IV., die 1669 in der Verbannung starb, gingen hervor; Karl II., Maria, verheirathet an Wilhelm von Oranien, gest. 1650; Jakob II. und Henriette (s. d.), die den Herzog von Orleans heirathete. Karl I. wurde 1649 enthauptet. — Nach dem Tode Cromwell's erhielt Karl II. (s. d.) 1660 die Kronen seiner Väter zurück. Er war mit Katharina von Portugal verheirathet und starb 1685 ohne eheliche Nachkommen. Aus dem Umgange mit Lacy Walters hinterließ er den Herzog von Monmouth (s. d.), von dem die jetzigen Herzoge von Buccleugh und die Lords von Montague und Delorraine stammen. Mit Barbara Villiers, die zur Gräfin von Southampton und Herzogin von Cleveland erhoben wurde, zeugte er Fitzroy, Herzog von Grafton, dessen Nachkommen noch diesen Namen führen. Von Eleonore Gowin entsprang Beauclerc, Herzog von Saint-Albans, dessen Familie noch vorhanden ist. Ein Sprößling aus dem Verhältnisse mit Louise de Kerouaille war Lenox, Herzog von Richmond (s. d.), von dem die gegenwärtigen Herzoge dieses Namens abstammen. Außerdem hinterließ Karl II. noch acht natürliche Kinder, Söhne und Töchter, deren Nachkommen bereits erloschen. — Jakob II. (s. d.), der Bruder und Nachfolger Karl's II., verlor in Folge seiner Bestrebungen für Herstellung der absoluten Monarchie und Einführung der katholischen Kirche durch die Revolution von 1688 seine Kronen. Er selbst war noch vor seiner Thronbesteigung zum Katholicismus zurückgekehrt, den sein Haus mit der Reformation in Schottland, in der Person Jakob's VI., abgelegt hatte. Jakob II. starb 1701 in der Verbannung in Frankreich. Er war in erster Ehe mit Anna Hyde verheirathet, die ihm die zwei im protestantischen Glauben erzogenen Prinzessinnen Marie und Anna gebar. Aus einer zweiten Ehe mit Marie von Este gingen der katholische Prinz Jakob Eduard, als Kronprätendent unter dem Namen Jakob III. oder Ritter Saint-Georges bekannt, und eine Tochter, Marie Louise, hervor, die 1760 unvermählt starb. Außerdem besaß Jakob II. von Arabella Churchill, der Schwester des berühmten Marlborough, den unehelichen Sohn Jakob, Herzog von Berwick (s. d.) und Fitzjames, von dem die Fitzjames in Frankreich abstammen. — Nachdem das englische Parlament 1688 Jakob II. des Thrones verlustig erklärt, gingen die Kronen von England, Schottland und Irland auf Jakob's älteste, protestantische Tochter Maria und deren Gemahl, Wilhelm III. (s. d.) von Oranien, über. Letzterer war von Seiten seiner Mutter ein Enkel Karl's I. Die Königin Maria starb 1695 ohne Nachkommen. Ihr Gemahl, Wilhelm III., brachte hierauf mit dem englischen Parlament die berühmte protestantische Successionsacte vom 12. Juni 1701 zu Stande, nach welcher den katholischen Gliedern des Hauses S. das Thronrecht abgesprochen und die Erbfolge allein den protestantischen Nachkommen Jakob's I. zugesichert wurde. Wilhelm III., gest. 1702, folgte zunächst, nach einer frühern Uebereinkunft, auf dem Throne die protestantische Prinzessin Anna (s. d.), die zweite Tochter Jakob's II., die in der Ehe

mit Prinz Georg von Dänemark 19 Kinder zeugte, welche sämmtlich vor ihrer Thronbesteigung starben. Nach dem Tode der Königin Anna 1714, trat die Successionsacte von 1701 in Kraft. Der bisherige Kurfürst von Hannover, der einzige protestantische Enkel von Elisabeth, der Tochter Jakob's I., bestieg als Georg I. (s. d.) den vereinigten Thron von Großbritannien und Irland. — Der katholische Sohn Jakob's II. nahm nach des Vaters Tode den Namen Jakob III. (s. d.) an, vermählte sich 1719 mit Marie Sobieski und starb nach mehreren verunglückten Versuchen, sein Erbe wieder zu erlangen, im Jahre 1766. — Sein ältester Sohn, Karl Eduard (s. d.), wagte ebenfalls mehrmals in Schottland zu landen, denen aber 1746 durch die Schlacht bei Culloden (s. d.) ein Ziel gesetzt wurde. Er lebte unter dem Namen eines Grafen von Albany in Italien und starb ohne eheliche Kinder 1788. — Sein einziger Bruder, Heinrich Benedict, der 1747 die Cardinalswürde erhielt, legte sich hierauf den Königstitel bei. Nach der Eroberung Italiens durch die Franzosen ließ er sich zu Venedig nieder und lebte von einem Jahrgelde, das ihm der britische Hof gab. Er starb als der letzte männliche Nachkomme des Hauses S. zu Frascati am 13. Juli 1807. Seine Ansprüche auf den britischen Thron hatte er Karl Emanuel IV. von Sardinien vermacht. Der König Georg IV. ließ ihm in der Peterskirche zu Rom durch Canova ein Denkmal errichten. Die werthvollen Familienpapiere, die er besaß, kaufte die britische Regierung an. — In Schottland rühmen sich mehrere Individuen einer unehelichen Abkunft von dem Königsgeschlechte der Stuarts. Auch sind noch Nachkommen von ältern Linien des Hauses vorhanden, zu denen unter Andern der Baron von Rothsay gehört. Vgl. Rob. Vaughan „Memorials of the Stuart dynasty" (2 Bde., Lond. 1831).

Stübchen, ein Maß für flüssige und trockene Gegenstände, im nordwestlichen Deutschland gäng und gäbe, wiewohl von verschiedener Größe. In Preußen beträgt es 3 preußische Quart, in Dänemark ist es = $3^3/_{10}$ preuß. Q., in Braunschweig = $3^1/_5$ preuß. Q., in Hamburg und Holstein = $3^1/_4$ preuß. Q., und der Hamburger Eimer hält 8 Stübchen; in Hannover ist ein Stübchen = 270 Kubikzoll oder $3^2/_5$ preuß. Quart.

Stüber ist eine in den Niederlanden und den angrenzenden Provinzen gebräuchliche Scheidemünze von Silber und Kupfer. Der holländische Stüber war von Silber und hatte den doppelten Werth des kupfernen, weshalb er vorzugsweise der schwere hieß. Es gingen 510 Stück desselben auf die feine Mark und das Silber war neunlöthig. Später rechnete man sechs auf einen Schilling und 20 auf den holländischen Gulden. Kupferne Stüber waren in Ostfriesland, Jülich, Kleve und Berg gewöhnlich, und 72 machten einen preuß. Thaler. Außer den einfachen Stübern wurden doppelte, dreifache, halbe und Viertel-Stüber ausgeprägt. Auch die niederländischen Provinzen in Ostindien prägten kupferne Stüber mit dem Zeichen der ostindischen Compagnie. Sie sind in der Regel ein Loth schwer und zeichnen sich durch den rauhen Rand aus.

Studentenwesen, s. Universitäten.

Studium bezeichnet die auf Unterweisung und eigener freier Thätigkeit beruhende Erlernung der Künste und Wissenschaften. Man legt es also nur Gelehrten und Künstlern bei. Auch nennt man diejenigen Uebungen, die man zu eigener Ausbildung in Kunst und Wissenschaft anstellt, Studien, nicht minder als die Muster, nach denen man seine Studien betreibt. Kunst und Wissenschaft selbst nennt man auch wohl das Studium eines Mannes.

Stufenjahre sind bestimmte Lebensjahre, welche man als Grenzscheiden für bestimmte Lebensepochen des Organismus betrachtet hat. Schon Julius Firmicus deutete die Zahlen 7 und 9 als diejenigen an, welche, so oft sie sich in den Lebensjahren wiederholen, auf zwar natürliche, aber verborgene Weise das Leben in Gefahr bringen; am meisten sei dies im 63. Lebensjahre der Fall, welches daher auch das große Stufenjahr genannt wird. Allerdings läßt sich nicht läugnen, daß im 7. Jahre der erste Zahnwechsel, somit die Beendigung der Kopf- und Darmbildung, im 14. Jahre die Pubertät, im 21. die

Beendigung des Wachsthums eintreten und im 49. Jahre ungefähr die Menstruation beim Weibe sich verliert, und daß diese somit eigentliche Stufenjahre sind. Indessen sind die dazwischenliegenden, sowie die nachfolgenden Vielfachen der 7 und 9 ziemlich ohne Bedeutung, wenn man etwa noch das 35. Lebensjahr ausnimmt, nach welchem wenigstens die Lungenschwindsucht selten mehr beobachtet wird. Der gemeine Mann pflegt die Stufenjahre nach Decaden zu bestimmen, zufolge des bekannten Spruchs: 10 Jahr ein Kind; 20 Jahr ein Jüngling; 30 Jahr ein Mann; 40 Jahr ist wohlgethan; 50 Jahr stille stahn; 60 Jahr gehts Alter an; 70 Jahr ein Greis; 80 Jahr silberweiß; 90 Jahr ein Kinderspott; 100 Jahr gnade Gott! Vgl. Cl. Salmasius „Diatribe de annis climactericis et antiqua astrologia“ (Leyd. 1648).

Stuhlweißenburg, 1) ungarische Gespannschaft, von der Raaber, Komorner, Weszprimer, Tolnaer und Pesther Gespannschaft begrenzt, von $75\frac{4}{5}$ Q.M. Größe und 176,200 Einw. in 1 Stadt, 15 Marktflecken, 63 Dörfern und 98 Präsidien. Sie wird im N. vom Bakonyer Wald durchzogen, im S. ist sie eben, im Ganzen fruchtbar und reich an Wiesen und Waldungen. Die Donau als Grenzfluß und der Sarviz bewässern die Gespannschaft. Unter den vielen Seen sind die wichtigsten der Velentzer und Patkaer See. Die Hauptnahrungszweige der Einwohner sind Viehzucht, Feld-, Obst- und Weinbau, sowie Fischerei und Handel. 2) Stuhlweißenburg (Alba regia bei den Römern, Szekes-Fejervar jetzt von den Ungarn genannt), königliche Freistadt in dieser Gespannschaft am Csurgoflusse, und von den Sümpfen Velentze und Sarrét eingeschlossen, ist der Sitz eines Bischofs und der Gespannschaftscongregation, hat ein kathol. Gymnasium, Nationaltheater, gräflich Schmidegg'sches Schloß, Tuchwebereien, Weinbau, beträchtlichen Viehhandel und 22,000 Einw., welche Soda aus den Sümpfen gewinnen, die auch reich an Fischen, Krebsen, Schildkröten und Wassergeflügel sind. Berühmt ist die von König Stephan I. gegründete und der heiligen Jungfrau geweihte Kirche, sowie das Mausoleum mit den Grabmälern Stephan's I., Bela's II., Stephan's III. und IV., Bela's III., Ladislaus III., Karl's und Ludwig's I., Albert's, Matthias Corvinus und Wladislaus II., Ludwig's II. und Zapolya's. Stuhlweißenburg war bis zur Zeit Bela's IV. Residenz der ungarischen Könige. Im J. 1490 ward es vom römischen König Maximilian I. erobert, konnte von ihm aber nicht gegen Bathori behauptet werden. Im Jahre 1543 kam es durch Capitulation in die Hände der Türken, die in dem Besitz desselben blieben (mit einer Unterbrechung von 1601—2, wo es vom General Rußwurm und dem Herzoge von Mercoeur erobert wurde, im folgenden Jahre aber wieder an Hassan Pascha verloren ging), bis zum Jahre 1688, wo es der Kurfürst von Bayern eroberte und dem Hause Oesterreich verblieb.

Stuhr, Peter Feddersen, ein ausgezeichneter mythologischer und historischer Forscher, wurde am 9. Mai 1787 zu Flensburg geboren, bezog im 18. Jahre die Universität zu Kiel, um die Rechtswissenschaft zu studiren, ging aber nach einjährigem Aufenthalt daselbst eines genauern Studiums der Schelling'schen Philosophie wegen nach Heidelberg, Göttingen und Halle, erwarb sich hier die philosophische Doctorwürde, hielt sich dann einige Jahre in Berlin auf, machte darauf den deutschen Freiheitskrieg mit und privatisirte nach der Schlacht bei Waterloo, der er ebenfalls beiwohnte, mehrere Jahre in Berlin. Im Jahre 1821 habilitirte er sich an der dasigen Universität, machte aber erst 3 Jahre nachher von dem Rechte des Privatdocenten Gebrauch und wurde 1826 zum Professor ernannt. Seine Vorlesungen verbreiteten sich über die brandenburg-preußische Geschichte, über Mythologie und Philosophie der Weltgeschichte. Von seinen Schriften erwähnen wir seine Doctordissertation „De falsa vi, quam Schellingius illustris tribuit formulae A=A“ (Halle 1809), worin er mit der dialektischen Versöhnungslehre Hegel's unbewußt zusammentrifft; „Die Staaten des Alterthums und der christlichen Zeit in ihrem Gegensatze dargestellt“ (Heidelb. 1811); „Ueber den Untergang der Naturstaaten“ (Berl. 1812), ein Werk, das seiner siegreichen Polemik gegen Niebuhr wegen von Bedeutung war; „Abhandlungen über nordische Alterthümer“ (Berl. 1817); „Geschichte des preuß. Heeres“ (Bd. 1, auch mit dem besondern Titel: „Brandenburg-preußische Kriegsverfassung zur Zeit Friedrich Wilhelm's

des Großen, Kurfürsten von Brandenburg" (Berl. 1819); „Deutschland und der Götterfriede" (Berl. 1820), worin er Görres angreift; und das „Sendschreiben an G. A. Stenzel" (Berl. 1820), der ihn in seiner „Geschichte der Kriegsverfassung Deutschlands" angegriffen hatte. Von seinen spätern Arbeiten sind zu erwähnen: „Untersuchungen über die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chinesen und Indiern und über den Einfluß der Griechen auf den Gang ihrer Ausbildung" (Berl. 1831); „Die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients" (2 Bde., Berl. 1836—38); „Die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon, kritisch-historisch dargestellt" (Lemgo 1832); „Der 7jährige Krieg in seinen politischen und allgemeinen militärischen Beziehungen" (Lemgo 1834); „Die Geschichte der See- und Colonialmacht des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg" (Berl. 1839).

Stukkaturarbeit nennt man die Verzierungen an Decken, Wänden u. s. w. aus einer Masse von Gyps und Kalk, welche, nachdem sie ganz naß aufgetragen und dann etwas zähe geworden ist, sich mit den Fingern und dem Bossireisen in beliebige Formen bilden läßt. Man kann auch die Zierrathen vorher bilden und dann ankleben. Die Masse heißt Stuck (italienisch stucco), wie man auch den Gypsmarmor nennt, mit dem man hölzerne Säulen bekleidet, um sie den marmornen täuschend ähnlich zu machen. Die Römer kannten diese Kunst schon, es ist das opus coronarium des Vitruv. Nachdem sie verloren gegangen war, wurde sie, nach den wahrscheinlichsten Nachrichten, von Margaritone (um 1300) wieder aufgefunden und durch den Maler Nanni von Udine (zur Zeit Rafael's) vervollkommnet. Die Arbeit, gehörig gefertigt, trotzt jedem Wetter.

Stumm, s. Taubstumme.

Stunde, der 24. Theil eines Tages, wird in 60 Minuten und 3600 Secunden getheilt, ist aber verschieden, je nachdem sie als Theil eines Sonnen- oder eines Sterntages angenommen wird. S. Sternzeit und Sonnenzeit.

Stundenkreis eines Sterns, sonst auch Abweichungskreis genannt, ist der Kreis, welcher durch beide Pole des Himmels und den Stern gezogen wird. In der größten Erhebung des Sterns über den Horizont (Culmination) ist er der Meridian, Mittagslinie selbst (s. d.), und auf dieser wird die nördliche oder südliche Abweichung der Gestirne vom Himmelsäquator an in Graden gemessen und dadurch ihr Stand am Himmel ebenso bestimmt, wie die Lage irdischer Oerter durch nördl. und südl. Breite. — Stundenwinkel ist der Winkel, welcher durch den Meridian und den Stundenkreis irgend eines Sternes am Pole des Himmels, östlich oder westlich, gebildet wird, jenachdem man den Stern vor oder nach seiner Culmination beobachtet. Sein Maß ist das Bogenstück des Aequators, welches von beiden Kreisen ausgeschnitten wird. Der S. ist daher eigentlich der Abstand eines Sternes vom Meridian und Sterne auf einerlei Stundenkreis haben auch gleiche Stundenwinkel.

Sture, Sten, genannt der Aeltere, war Sohn des Reichsraths und Ritters Gustav Anundsson Sture mit König Karl Knutson's Halbschwester Brigitta Bjelke. Da er sich durch große Klugheit eben so sehr, als durch Tapferkeit auszeichnete, durch viele Eigenschaften ein Mann des Volks und doch auch bedeutend durch seine Verbindungen war, so überließ König Karl die Regierung im Jahre 1470 dem S. S., ihm anrathend, nie nach der Krone zu streben. Die Stadt Stockholm und die Dalekarlier erkannten ihn sogleich als Reichsverweser an. Aber große Zwistigkeiten bestanden dennoch fort, bis endlich die Bauern in Upsala zusammentraten und zur Ernennung S.'s zum Reichsverweser am 1. Mai 1471 zu Arboga auch die Einwilligung der Bürger und des größern Theils vom Rathe erlangten. Dagegen erhob sich der Dänenkönig Christian und erschien mit ansehnlicher Flotte vor Stockholm, durch seine Partei in der Nähe der Hauptstadt immer zahlreichere Anhänger gewinnend. In der Schlacht auf dem Brunkeberg (11. Oct. 1471) siegte S., und Christian selbst, verwundet, entkam mit Mühe auf die Schiffe und ließ Schweden während der 10 folgenden Jahre seines Lebens in Frieden. Darum konnte sich S. friedlicheren Sorgen für das Wohl der Städte und Höfe überlassen; auch zur Beachtung der Wissenschaft bekam man Zeit, und die Universität zu Upsala, vom Papste Sixtus IV.

genehmigt, ward am 21. Sept. 1477 feierlich eingeweiht, nachdem S. und die Stände ihr die nämlichen Vorrechte zugestanden, welche die zu Paris besaß. Zwar war durch den Calmarischen Receß vom Jahre 1483 Christian's Sohn, Johann oder Hans, auch zum schwedischen Könige ernannt worden; aber S. verstand es, die Vollziehung des Beschlusses zu verzögern. Innere Spaltungen entschleierten die Gesinnung der schwedischen Aristokratie gegen ihren Reichsverweser; bereits 1484 war davon die Rede gewesen, ihm die Macht zu nehmen, und mehr als einmal erbot er sich, dieselbe niederzulegen. Unfälle verschiedener Art hatten die letzten Jahre seiner Regierung ausgezeichnet: große Dürre und Mißwachs, schreckliche Stürme, der Stockholmer Brand und erneuerte Verheerungen der Pest. Ein päpstlicher Bann gab seinen Feinden neuen Vorwand, und daß auch mehrere fremde Fürsten sich um Schwedens Krone bestrebten, erhöhte die Verwirrung. Der Rath berief den König Johann ins Reich. S. ging nach Dalekarlien, stellte sich an die Spitze der Bauern und gewann durch das Bündniß mit den Hansestädten eine bedeutende Macht. Eine neue entscheidende Schlacht ward vermieden, die streitenden Parteien verglichen sich unter der Bedingung, daß S. jeder Verantwortlichkeit wegen seiner Verwaltung überhoben sei und ihm eine ansehnliche Verlehnung zugesichert werde. S. war noch durch die Zuneigung der gemeinen Leute furchtbar; er wurde zum Reichshofmeister ernannt und zugleich einer der vier Reichsräthe, denen die Regierung übertragen wurde, als Johann im Januar 1498 sich nach Dänemark begab. Die Erbitterung der S. feindlichen Partei ruhte keineswegs; der Erzbischof forderte Rechenschaft von ihm für allen Schaden, den das Erzstift erlitten; auch die übrigen Bischöfe und der Rath klagten über erduldete Gewaltthaten. Aber das Unglück des dänischen Königs gab ihm neue Macht; er ward am 29. Juli 1501 in Wadstena wieder zum Reichsverweser erwählt und behauptete sich in dieser Würde bis zu seinem Tode. Er starb in der Nähe von Jönköping am 13. Dec. 1503, nach einigen Angaben an Gift, und wurde in dem von ihm gestifteten Gripsholms-Kloster beerdigt. Sein einziger Sohn Mauritz war 1493 gestorben, eine Tochter lebte als Nonne bis 1536. Die Stimmung in Schweden blieb dieselbe; die oberen Stände waren meist den Bundeskönigen geneigt, die unteren hingegen für eigene Reichsvorsteher gestimmt. Daher ward Svante Sture am 21. Jan. 1504 zum Reichsverweser ausgerufen, und behauptete sich, trotz mancher Unruhen, bis 1512, wo er am 2. Januar starb. Die sämmtlichen Landeseinwohner wurden aufgefordert, seinen Sohn Sten Sture, genannt der Jüngere, als Reichsverweser anzuerkennen. Aber sehr viele Schweden, besonders geistlichen Standes, traten dem Vorschlage bei: es sollten Bevollmächtigte beider Reiche zusammentreten und entscheiden, ob Schweden den dänischen König anerkennen, oder ihm jährlich 12,000 Mark zahlen müsse. Der Tod König Johann's (21. Febr. 1513) verzögerte einen letzten Beschluß und verschaffte S. Zeit, sich durch Klugheit ein großes Ansehen und durch Herablassung und Gerechtigkeit viele Freunde zu erwerben. Aber innere Unruhen wurden durch den Erzbischof Gustav Trolle verursacht, von dem S. vergeblich gehofft hatte, daß er seiner Sache günstig sein werde. Christian II. unternahm eine Landung in der Nähe von Stockholm, erlitt aber durch S. eine völlige Niederlage bei der Kirche von Brännkyrka, am 22. Juli 1518. Das ganze Jahr 1519 wurde mit Rüstungen hingebracht und 1520, zu Anfang des Jahres, brach das dänische Heer in Schweden ein. Auf dem Eise des Sees Åsueden in Westgothland kam S. dem Feinde entgegen, ward bereits im Anfange der Schlacht verwundet und dieses Unglück entschied den Ausgang des Streites. Seine letzten Kräfte anstrengend, eilte er nun zur Vertheidigung von Stockholm, starb aber in seinem Schlitten auf dem Eise des Mälarsees, den 3. Febr. 1520. Dadurch löste sich alle Regierung in Schweden auf; seitdem verschwand Einheit und Thätigkeit unter den Schweden, und die Dänen drangen verwüstend und ihr Verfahren mit der Bannbulle rechtfertigend, immer weiter vor.

Sturluson, s. Snorri-Sturluson.

Sturm heißt ein so heftiger Grad des Windes, bei dem nur einige der untern Segel, oder nur eins und dies selbst häufig im Bundel, d. h. halb festgemacht, auf den Seeschiffen geführt werden können. Zuweilen wächst er zu einer solchen Stärke an, daß

man Stangen und Raaen herunternehmen und zuweilen die Masten kappen muß. Seine Schnelligkeit beträgt 40—50 Fuß in der Secunde, oder 22—28 Seemeilen in der Stunde. Der höchste Grad desselben heißt ein stinkender Sturm, den nur noch der Orkan an Stärke übertrifft. — Sturmfluthen nennt man im Allgemeinen diejenigen Springfluthen, die durch einen in ihrer Richtung wehenden Sturm die gewöhnliche Höhe überschreiten. (S. auch Prororaca.)

Sturm bezeichnet in der militärischen Sprache die Eroberung eines befestigten, oder durch Hindernißmittel gedeckten Orts durch die Gewalt der blanken Waffen. Er findet demnach statt gegen Feldschanzen, Barrikaden aller Art, feste Thore, Mauern kleiner Städte, nicht hinlänglich bewachte Festungen, und beim förmlichen Angriff gegen den gedeckten Weg und die Bresche. Um den Sturm mit Glück zu wagen, muß man die Vertheidigungsmittel des Feindes vollständig kennen; durch Geschützfeuer dem heftigen Widerstande begegnen, und namentlich jede starke Seitenvertheidigung zu verhindern suchen. Zuweilen unterläßt man aber auch das Geschützfeuer, besonders wenn es auf eine Ueberraschung des Feindes ankommt. Jedenfalls muß der S. mit bedeutender Kraft unternommen werden, weil man doch immer große Verluste erwarten kann; ebenso muß eine starke Reserve bereit sein, um die Sturmcolonnen zu verstärken, oder sie im Falle des Rückzuges aufzunehmen. Der Sturm gegen Feldschanzen ist weniger schwierig, als der gegen Festungen. Der gedeckte Weg kann nur dann mit Sicherheit gestürmt werden, wenn keine gemauerten Reduits, oder Blockhäuser, oder starke Pallisadirungen vorhanden sind, und der Feind schon geschwächt oder unaufmerksam ist. (S. Tranchéekatze.) Beim Sturm gegen das Ravelin oder gegen eine Bastionsface muß das Festungsgeschütz auf der ganzen angegriffenen Front, namentlich auf den Flanken, zum Schweigen gebracht und eine Bresche gelegt sein. (Siehe Belagerung und Bresche.)

Sturm, Christoph Christian, ein verdienstvoller Prediger, Schriftsteller und Liederdichter, am 25. Jan. 1740 zu Augsburg geboren, studirte zu Jena und Halle Theologie, nahm dann 1765 zu Sorau in der Niederlausitz die Conrectorstelle an, ward 1767 Prediger in Halle, 1769 in Magdeburg und folgte 1778 dem ehrenvollen Rufe als Pastor an der Petrikirche zu Hamburg dorthin, wo er am 26. Aug. 1786 nach 8jährigem segensreichen Wirken starb. Mit wahrhaftem Rednertalente verband S. eine ächt christliche Gesinnung und wahrhaft deutsches Gemüth, das all seine Predigten und Lieder durchdringt und zu Herzen spricht. Er schrieb: „Der Christ in der Einsamkeit" (Halle 1763); „Der Christ am Sonntage" (1764—66); „Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden, auf jeden Tag des Jahres" (2 Bde., 1768); „Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung, auf alle Tage des Jahres" (1785); „Predigten für Kinder von reiferem Alter" (2 Bde., Lpz. 1774); „Gebete und Lieder für Kinder" (1776); „Gesangbuch für das reifere Alter" (1777); „Lieder für das Herz" (1787).

Sturm, Johannes von, ein sehr verdienter Schulmann des 16. Jahrh., geb. 1507 zu Schleiden, studirte zu Leyden und Löwen, legte später eine Buchdruckerei an, ging aber nach einiger Zeit nach Paris und beschäftigte sich daselbst mit Unterricht. Als ein eifriger Anhänger der Reformation wurde er 1538 Rector des Gymnasiums zu Straßburg, welches er zu solcher Blüthe brachte, daß Kaiser Maximilian II. es 1566 zur Universität erhob. Später hatte er wegen der Unterstützung, die er den verfolgten Reformirten angedeihen ließ, viel Ungemach zu erdulden; er wurde sogar deshalb 1582 seines Amtes entsetzt, und starb in der Zurückgezogenheit zu Straßburg im J. 1589. S. stand seiner Zeit in hohem Ansehen und war in Schulsachen der allgemeine Rathgeber in Deutschland. Kaiser Karl V. hatte ihn in den Reichsadel erhoben.

Sturmdächer, Sturmbrücken, Sturmhaken, s. Kriegsmaschinen.

Stürmer, Ignaz, Freiherr von, österreich. Internuntius zu Constantinopel und zuletzt Staats- und Conferenzrath, geb. am 21. Aug. 1752 zu Wien, war erst als Jesuit erzogen, aber nach Aufhebung dieses Ordens studirte er Jura und Diplomatie. In der oriental. Akademie, in welche er 1776 aufgenommen wurde, zeichnete er sich bald aus,

so daß er nicht nur Antheil an mehreren orientalischen Werken hatte, sondern auch als Dolmetscher 1781 dem Internuntius von Herbert nach Cherson zu der Conferenz Joseph's II. und Katharina's II. beigesellt, 1789 zum Hofdolmetscher ernannt und mehrere bedeutende Commissionen mit der Pforte auszuführen bestimmt wurde. 1793 trat er in den activen Staatsdienst und wurde, nachdem er zum Hofrathe erhoben, 1802 Internuntius an der Pforte, welche Würde er bis 1819 mit großer Auszeichnung bekleidete. Nach Niederlegung seines Amtes wurde er zum wirklichen Staats- und Conferenzrath und zum Vorsteher der 2. Abtheilung der geheimen Hof- und Staatskanzlei, und ein Jahr darauf zum Magnaten von Ungarn ernannt. Er starb den 2. Decbr. 1829.

Stürmer, Bartholomäus, Freiherr von, ebenfalls Diplomat, wie sein Vater Ignaz v. S., geb. 1787 in Constantinopel und zu Wien erzogen. Schon frühzeitig zeigte er große Sprachtalente, so daß er einen Theil der diplomatischen Geschäfte des Fürsten Schwarzenberg, und namentlich dessen französische Correspondenz zu leiten hatte; besonders aber in dem Kriege von 1812 und 1813 für jenen thätig war, so daß er 1813 wirklicher Legationssecretär des Fürsten wurde. Nachdem er als solcher mehrere wichtige politische Aufträge vollzogen, Legationssecretär in Florenz gewesen, auch dem Fürsten 1815 ins Feld gefolgt war, wurde er 1816 zum österreich. Commissär auf der Insel Helena ernannt; daselbst blieb er bis zum J. 1818, in welchem er als Generalconsul nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika geschickt wurde, kehrte nach 2 Jahren zurück, um dann sofort als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Rio Janeiro abzugehen, das er nach dem Ausbruche der Revolution bald wieder mit Don Pedro verließ. Weil er hier für die dem österreich. Geschäftsträger angethane Beleidigung keine Genugthuung auswirken konnte, sondern eine beleidigende Antwort auf seine Forderung erhielt, so reiste er nebst dem russischen Gesandten ab. Nachdem er nun in mehreren außerordentlichen diplomatischen Angelegenheiten thätig gewesen war, wurde er 1834 zum Internuntius an der ottomannischen Pforte ernannt. Erst 1850 im Spätherbst ward er von diesem Posten abberufen und in Ruhestand versetzt.

Sturz, Friedr. Wilh., ein geachteter Schulmann und Gelehrter der neuern Zeit, geb. am 14. Mai 1762 zu Erbisdorf bei Freiberg im sächs. Erzgebirge, besuchte seit 1778 die Thomasschule zu Leipzig und widmete sich seit 1781 auf der dasigen Universität den theologischen und philologischen Studien. Im J. 1786 habilitirte er sich, wurde 1788 als Professor der Beredsamkeit an das Gymnasium zu Gera berufen und 1803 zum Rector der Landesschule in Grimma ernannt. Dieses Amt verwaltete er bis zu seiner gänzlichen Emeritirung im J. 1823, nachdem ihm 1819 bereits auf sein Ansuchen ein Adjunct gesetzt worden war, mit großer Milde und Humanität, freilich aber nicht immer mit der gehörigen Energie. Er starb am 20. Mai 1832. Unter seinen Schriften erwähnen wir die Ausgabe von Kleanthes „Hymnus in Jovem" (Lpz. 1785; neue Aufl. von Merzdorf, 1835); der Fragmente des Hellanikus (Lpz. 1787; 2. Aufl., 1828) und des Pherecydes (Lpz. 1789; 2. Aufl., 1828); des Empedokles (2 Thle., Lpz. 1805); des „Etymologicum graec. linguae Gudianum" (Lpz. 1818, 4.) und „Orionis etymologicum" (Lpz. 1820, 4.) nebst den „Novae annotationes ad etymologicum magnum" (Lpz. 1828) und des Dio Cassius (8 Bde., Lpz. 1824—25); ferner das sehr brauchbare, von Thieme begonnene „Lexicon Xenophonteum" (4 Bde., Lpz. 1801—4) und die Schrift „De dialecto macedonica et alexandrina" (Lpz. 1808). Seine meist ebenfalls auf die griechische Sprache und Literatur bezüglichen Programme erschienen als „Opuscula nonnulla etc." (Lpz. 1828).

Sturz, Helfrich Peter, einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller des vorigen Jahrh., am 16. Febr. 1736 zu Darmstadt geboren, wurde, nachdem er zu Göttingen die Rechte und daneben Philosophie und schöne Wissenschaften studirt hatte, 1759 Secretär bei dem damaligen kaiserl. Gesandten in München, Baron von Widmann, und 1760 Privatsecretär des Kanzlers von Eyben in Glückstadt. Von da kam er nach Kopenhagen, und wurde 1763 von dem damaligen Staatsminister, Grafen von Bernstorff (dem Aelteren) im De-

partement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Hier stand er mit Klopstock in freundschaftlichem Umgange. Nachdem er 1768 den König Christian VII. auf seiner Reise nach England und Frankreich als Legationsrath begleitet hatte, schrieb er seine schätzenswerthen „Briefe eines Reisenden", die zuerst im deutschen Museum 1777 erschienen. Struensee's (s. d.) Fall zog auch den seinigen nach sich. Er wurde verhaftet und erst nach 4 Monaten freigegeben, und obwohl er bald darauf als Regierungsrath in Oldenburg und dann bei der Vertauschung von Oldenburg und Delmenhorst gegen das großfürstlich russ. Holstein als oldenburg. Etatsrath angestellt wurde, so war doch die Blüthe seines Lebens gebrochen. Er starb nach mehreren Reisen, theils in eigenen, theils in Geschäften seines Fürsten, am 12. Novbr. 1779 zu Bremen. Die beste Ausgabe seiner Schriften ist: „Schriften von Helfr. Pet. Sturz" (1. u. 2. Samml., Lpz. 1786). Darin befinden sich auch die „Erinnerungen aus Bernstorff's Leben". Alle zeichnen sich durch gereifte Welt- und Menschenkenntniß, eine feine Beobachtungsgabe, weisen Ernst, frohe Laune und sokratischen Witz, sowie durch einen kräftigen und fließenden Stil aus.

Sturzbäder gehören ihrer Wirkungs- und Anwendungsweise nach zu den sogenannten kalten Begießungen und bestehen darin, daß eine größere Menge kalten Wassers, gewöhnlich ein Eimer voll, aus einer mehr oder minder beträchtlichen Höhe den Kranken, meist während diese in einem kühlen oder lauwarmen Bade sitzen, häufig unvermuthet über den Kopf und den übrigen Körper gegossen wird. Sie wirken hauptsächlich durch mechanische und dynamische Erschütterung der Nerven, und dürfen als äußerst heroische Mittel, nur bei verzweifelten Krankheitszuständen, namentlich Seelenstörungen, z. B. bei Tobsucht, Starrkrampf ꝛc. angewendet werden. Wenn sie ohne die gehörige Vorsicht gebraucht werden, können sie ebenso viel Unheil anrichten, als sie im umgekehrten Falle Nutzen stiften.

Stuttgart, Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Würtemberg im Neckarkreise am Nesenbach, $^1/_2$ Stunde vom Neckar, unter 26° 50′ 58″ Länge und 48° 46′ 35″ Breite, 837 Fuß über dem Meere gelegen, in einem schönen, von wald- und rebenreichen Hügeln umschlossenen Thale, mit 42,000 Einw. (ohne Militär und Hof). Die schöne Königsstraße theilt die Stadt in eine nordwestliche und eine südöstliche Hälfte, wovon die erstere neuer, schön und regelmäßig gebaut und höher gelegen ist als letztere, die zum Theil sehr winkelig und eng ist. S. ist der Sitz der obersten Landesbehörden, hat ein berühmtes Gymnasium mit einer Realschule, eine Kunstakademie, eine Kunst- und Gewerbeschule, eine Forstschule, eine vorzügliche Mädchenschule (Katharinenstift), eine Thierarzneischule, eine Sternwarte, einen botanischen Garten, eine typographisch-statistische Anstalt, ein Hoftheater, eine Bibliothek von 200,000 Bänden, worunter 12,000 Bibeln aus der zur Bibliothek gekommenen Lorch'schen und Panzer'schen Bibelsammlung; bedeutende Kunst- und Naturaliensammlungen, herrliche Anlagen und Spaziergänge in der nächsten Umgebung, von denen der Schloßgarten, die Planie, die Stadtallee und die neue Allee, und etwas weiter entfernt das königl. Lustschloß Rosenstein und das königl. Landhaus Bellevüe, sowie im Oberamte Leonberg das herrliche königl. Lustschloß Solitüde mit seinen vielen Merkwürdigkeiten, Erwähnung verdienen. Unter den vielen Sehenswürdigkeiten S.'s sind vorzüglich zu nennen: das zu den prächtigsten Palästen Europa's gehörende, aus Granit erbaute Residenzschloß, umgeben von dem schönen Paradeplatze und den herrlichsten Gartenanlagen; das ehemalige Schloß des Kronprinzen, jetzt Sitz eines Ministeriums; der sogenannte Schloßbau mit der königl. Privatbibliothek von 30,000 Bänden; das aus dem 16. Jahrh. herstammende alte Schloß; der Fürstenbau, das Opernhaus, der königl. Pavillon mit berühmten Kunstsammlungen, das Ständehaus, das Archiv- und Bibliotheksgebäude, die Casernen, die Stiftskirche mit einer schönen Orgel und den Grabmälern des königl. Hauses. Die schönsten Plätze sind außer dem Paradeplatze: der Friedrichs-, Charlotten-, Dorotheen-, alte Schloß- und Leonhardsplatz. Handel und Fabriken S.'s sind nicht bedeutend, da die Bürger vorzüglich durch den Hof Beschäftigung und Nahrung finden. Doch findet man Fabriken in Seide, Baumwolle, Wolle, Borten, in Bronze-, Gold- und Silberwaaren und musikalischen, physikalischen und besonders optischen Instrumenten, auch

beschäftigen sich die Bürger mit Weinbau, Wollhandel, sowie mit Kunst- und Handelsgärtnerei. In der neuern Zeit hat der Buchhandel in S. eine besondere Wichtigkeit gewonnen. Man zählt hier mehr als 40 Buchhandlungen und 26 Buchdruckereien mit mehr als 90 Pressen und 30 Schnellpressen, 5 Schrift- und 3 Stereotypgießereien. S. ist seit 1320 Residenzstadt des gräfl. Hauses Würtemberg und seit 1482 Hauptstadt von ganz Würtemberg. Vgl. Memminger: „Stuttgart und Ludwigsburg" (Tüb. 1827) und Scheffer: „Geschichtsdata und Merkwürdigkeiten von Stuttgart" (Stuttg. 1815).

Stüve, Johann Karl Bertram, ein um sein Vaterland sehr verdienter Mann, wurde geboren zu Osnabrück am 4. März 1798, studirte von 1817—20 zu Berlin und Göttingen die Rechte, promovirte an letzterem Ort zum Doctor der Rechte und wurde dann Advocat in sein er Vaterstadt. Seitdem er 1824 als 26jähriger junger Mann zum Deputirten der Stadt Osnabrück in der zweiten Kammer der hannöverischen Ständeversammlung erwählt war, begann seine großartige und unter den bedeutsamsten Zeitumständen bewährte Thätigkeit für das Wohl des Landes, für Recht und Verfassung. Dazu war er nicht blos durch den Adel seiner Gesinnung, sondern auch durch die Kenntniß der Geschichte seines Vaterlandes ausgerüstet, wie er denn 1824 aus Möser's Nachlasse den 3. Band der „Osnabrück'schen Geschichte" herausgab und Vorarbeiten zu einer Fortsetzung derselben anstellte. Seit dem Jahre 1830 ist seine Thätigkeit aber noch mehr für die Interessen der Gegenwart in Anspruch genommen, und nachdem er in diesem Jahre in Folge einer kleinen Schrift, welche zu dem der damaligen Ständeversammlung vorgelegten Entwurfe eines Strafgesetzbuches Bemerkungen lieferte, in die von beiden Kammern zur Prüfung des Strafgesetzbuches niedergesetzte Commission erwählt war, hat er an den wichtigsten Verhandlungen, besonders als Mitglied der für die einzelnen Fälle niedergesetzten Commissionen, den unmittelbarsten Antheil genommen. Dahin gehört besonders die Ablösungsordnung und das Staatsgrundgesetz. Auf Erstere bezieht sich seine Schrift: „Ueber die Lasten des Grundeigenthums im Königr. Hannover" (Hann. 1830). S. gehörte zur Opposition, und sprach und handelte immer mit unerschütterlicher Freimüthigkeit. Die Regierung beförderte ihn darum vielleicht nicht weiter; aber die Achtung aller Unparteiischen und den Namen eines Ehrenmannes erwarb er sich dadurch und durch seine Schrift: „Ueber die gegenwärtige Lage des Königreichs Hannover" (Jena 1831, aber mit hannöv. Censurerlaubniß gedruckt). Nach der Thronbesteigung des Königs Ernst August nahm S. einen lebhaften Antheil an der damaligen Opposition des Landes gegen die Aufhebung der seit 1833 gegebenen Verfassung. Er schrieb die „Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes" und schloß sich den auf gesetzlichem Wege versuchten Schritten des Osnabrücker Magistrats für Aufrechthaltung der zeitherigen Verfassung bei den allgemeinen Ständen und der Bundesversammlung aufs engste an. Er war nämlich seit 1830 Land- und Schatzrath und seit 1833 Bürgermeister der Stadt Osnabrück. Die Regierung legte daher seinem Eintritt in die neue Kammer fortdauernd Hindernisse in den Weg, obgleich er von der Stadt Fürstenau und später von mehreren andern Orten als Abgeordneter gewählt war. Dafür war er fortdauernd der Vorkämpfer des Magistrats und der Bürgerschaft der Stadt Osnabrück, die auch nach geleisteter Huldigung das Werk freimüthiger Protestation gegen die neue Verfassung fortsetzten, Gutachten von mehreren deutschen Juristenfacultäten über die Angelegenheit einforderten und unermüdlich wiederholte Petitionen in dieser Sache an die Regierung brachten. Als der Magistrat von Hannover im Juli 1839 in eine Criminaluntersuchung verwickelt wurde, übernahm S. die Vertheidigung desselben mit ebenso viel Festigkeit als Gewandtheit. Im J. 1848 ernannte ihn der König zum Ministerpräsidenten und seiner klugen Führung des Staatsruders muß es wohl zugeschrieben werden, daß Hannover verhältnißmäßig nur wenig von den Ueberschwenglichkeiten und Stürmen litt, welche in andern Ländern eine zügellose Demokratie hervorrief. Ob ihm Deutschland gleichen Dank schuldet, daß besonders durch seine Bemühungen das Einigungswerk, welches Preußen endlich im J. 1849 nothgedrungen in die Hände nahm und durch die Union zu verwirklichen strebte, scheiterte, wagen wir nicht zu entscheiden. S. mußte im J. 1850

von seinem Ministerposten abtreten und ist im Juni 1851 auch aus der Ständeversammlung geschieden, nahm aber später wieder die Wahl an.

Styl, latein. stylus, bedeutet ursprünglich den Griffel, dessen sich die Alten zum Schreiben auf Wachs bedienten, dann überhaupt das Charakteristische in jeder künstlerischen Darstellung im Allgemeinen und im schriftlichen Ausdruck der Gedanken, der Schreibart insbesondere. Mit der letzteren, oder eigentlichen Bedeutung des Wortes Styl, haben wir es hier vorzugsweise zu thun, da die andern Stylarten, als Baustyl, Styl in der Malerei, Musik u. s. w., in besondern Artikeln erläutert werden. Da die schriftliche Darstellung ihrer Natur nach ebenso sehr durch die Eigenthümlichkeit des Schreibenden, als durch die Beschaffenheit des behandelten Gegenstandes bedingt ist, so spaltet sich auch der Begriff des Styls in einen objectiven und in einen subjectiven. Der Styl im subjectiven Sinne bezeichnet also die ein Individuum als solches charakterisirende Art, einen Gegenstand zu fassen und zu behandeln; im objectiven Sinne aber ist es die durch den Inhalt und Zweck einer Schrift bestimmte Form und Fassung derselben. Hieraus folgt nun, daß der Begriff des Styls der höchste Gattungsbegriff für alle Darstellung durch Sprache ist, welcher die einzelnen Gattungen, Arten und Formen einschließt. Denn man spricht ebensowohl von Styl in einem Briefe, als in der Geschichte, in einer Reisebeschreibung, als in einer wissenschaftlichen Abhandlung, und selbst, obwohl uneigentlich, in poetischen Erzeugnissen, weil in diesen andere Gesetze der Form vorwalten. Schon die Theoretiker der Alten, Cicero und Quintilian, unterscheiden drei Hauptgattungen des Styls, genera styli; die niedere, mittlere und höhere Schreibart (genus dicendi tenue, medium et sublime), welche gewöhnlich nach dem Zwecke oder dem Stoffe der Darstellung bestimmt werden, so daß die n i e d e r e oder e i n f a c h e Schreibart es nur mit Belehrung und Erörterung zu thun haben soll, die m i t t l e r e damit noch den Zweck der angenehmen Unterhaltung verbindet, h ö h e r e Schreibart endlich diejenige genannt wird, welche auf lebhafte Erregung der Einbildungskraft und des Affectes berechnet ist. Wenn aber Büffon's bekannter Ausspruch: „le style c'est l'homme" (der Styl ist der Mensch selbst) richtig ist, so möchten die Gattungen des S. wohl schicklicher nach den subjectiven Unterschieden der geistigen Individuen, die darin erscheinen, als nach objectiven der behandelten Gegenstände bestimmt werden. Von diesem Gesichtspunkte aus würden sich drei Hauptgattungen folgendermaßen bestimmen: Die erste Gattung ist in ihrer höchsten Reinheit und Vollendung der Ausdruck der reinen Intelligenz, wie diese sich in einem Schriftwerke, zunächst ohne äußere Zweckbeziehung, objectivirt; daher sie in dieser Vollendung nothwendig als kalt und ohne gemüthlichen Antheil zu zeigen erscheint. Sie gehört ausschließlich dem Geiste an, und eignet sich weniger für den poetischen und künstlerischen, als für den wissenschaftlichen und praktischen Vortrag. Die zweite Gattung ist diejenige, welche vorzüglich in der Poesie und in aller Redekunst gesucht wird, und wo sie sich findet, sich des allgemeinsten Beifalls und der Bewunderung erfreut. Ihr Wesen besteht in der Offenbarung des Gemüthes, dessen Adel und Schönheit darin mit dem Gegenständlichen des S. verschmolzen ist. Dieser ist der eigentlich bewegte und glühende, der sich bis zum Ausdruck des höchsten Enthusiasmus steigern kann. Endlich die dritte Gattung, gewöhnlich die mittlere genannt, ist die wahrhafte Ineinsbildung jener beiden; sie benimmt dem Ausdrucke der Empfindung die Unruhe und Arbeit des Strebens, und führt ihn, zur sanften, gleichmäßigen Wärme gemildert, auf die allenthalben sich selbst gleiche Haltung der Intelligenz zurück. Doch auch diese Eintheilung leidet an dem Gebrechen, daß alle drei Gattungen sich gegenseitig vermischen, wie sich ja die verschiedenen Seelenthätigkeiten nie so abschließend trennen, und von einander abgesondert verhalten. Dagegen hat die Mannichfaltigkeit der Verhältnisse, in die das Leben sich verzweigt und die daraus hervorgehende Verschiedenheit der Zwecke schriftlicher Mittheilung die Eintheilung der prosaischen Darstellung in mehrere stylistische Gattungen mit gewissen feststehenden Formen hervorgerufen. Das Bedürfniß der Belehrung und des Unterrichts erzeugte den sogenannten d i d a k t i s c h e n S t y l, das Verhältniß des bürgerlichen Verkehrs den G e s c h ä f t s s t y l, und das Verlangen nach Mittheilung gegen entfernte Personen den B r i e f s t y l.

Für Feststellung und Ausbildung der Theorie des deutschen Styls wirkten besonders Adelung (s. d.), K. Ph. Moritz (s. d.), dessen „Vorlesungen über den Styl" von Jenisch fortgesetzt wurden (Braunsch. 1808); Bürger (s. d.), dessen „Lehrbuch des deutschen Styls" (Berl. 1826) erst nach seinem Tode erschien, und viele Andere. Vergl. Falkmann „Stylistik oder vollständiges Lehrbuch der deutschen Auffassungskunst" (3. Aufl., Hannov. 1835) und Herling „Theoretisch-praktisches Lehrbuch der Stylistik" (2 Bde., Hannov. 1837).

Styliten oder Säulenheilige nennt man diejenigen Asceten in der christlichen Kirche, welche, um dem Himmel würdiger zu werden, sich räumlich zu demselben erheben, indem sie auf mehr oder minder hohen Säulen ihr Leben zubringen. Urheber dieser christl. Narren war Simeon der Säulenheilige, zu Anfang des 5. Jahrh., und Viele wurden in Palästina und Syrien seine Nachfolger. Ein abendländischer Magen fand an diesem Eulenspiegelleben wenig Geschmack, und als es dem frommen Mönch Vulfilaik einfiel, an einer Säule in der Gegend von Trier einen erhabenen Standpunkt einzunehmen, so befahl der Bischof von Trier 591, dieselbe niederzureißen.

Stymphaliden waren in der griechischen Mythologie große, menschenfressende Raubvögel, welche Schnäbel und Klauen von Eisen hatten, womit sie eherne Panzer durchbrechen konnten, und Federn, welche sie wie Pfeile von sich schnellten. Ihren Namen hatten sie entweder von dem See Stymphalus, an welchem sie in den unzugänglichen Wäldern Arkadiens ihren Wohnsitz hatten, oder von dem alten Heros Stymphalus, dessen Töchter sie gewesen sein sollen. Herkules, welchem die Vertreibung dieser verheerenden Thiere unter den 12 Arbeiten von Eurystheus aufgetragen war, erhielt hierzu von der Pallas Athene ein besonderes Klapperzeug, welches Hephästos verfertigt hatte; mit diesem machte er ein so entsetzliches Getöse, daß sie aus ihren Sümpfen herausflogen und theils die Gegend verließen, theils von ihm mit Pfeilen erlegt werden konnten.

Styptica nennt man diejenigen äußeren Blutstillungsmittel, welche, vermöge ihrer die Faser zusammenziehenden Kraft, eine Contraction der verletzten Gefäße bewirken und die Gerinnung des Blutes begünstigen. Es gehören hierher Essig, Branntwein, Vitriol und besonders der Alaun, welche man mittelst Charpie oder Leinwandstückchen auf die blutende Stelle befestigt. In neuerer Zeit hat sich die Aqua Binelli und das Kreosot einen großen Ruf erworben, obschon sie nur wenig die genannten Mittel an Wirksamkeit übertreffen.

Styx, in der Mythologie einer der Flüsse der Unterwelt, über welchen (nach Andern geschah dies über den Acheron) der alte mürrische Schiffer Charon die Seelen der Verstorbenen hinüberfuhr. Es war (nach Hesiod) einer der 10 Arme des Oceans, deren 9 die Erde umströmten, der 10. aber, der Styx, in der Unterwelt den Höllenstrom bildete. Ursprünglich war Styx, nach den Darstellungen der Dichter, eine Göttin, welche mit ihren Kindern, Nike, Kratos, Zelos und Bia (Sieg, Stärke, Eifer und Kraft) dem Zeus und den übrigen Göttern in dem Kriege gegen die Titanen Beistand geleistet hatte, und dafür die Ehre erhielt, daß die Götter bei ihr schwuren, welchen Schwur sie unverbrüchlich halten mußten, widrigenfalls sie 10 Jahre von der Gemeinschaft mit den Göttern ausgeschlossen wurden und Nektar und Ambrosia entbehren mußten, ja sogar das erste Jahr stumm und athemlos zu liegen verurtheilt waren. Als Göttin war sie Nymphe des Höllenflusses, die älteste Tochter des Okeanos und der Tethys. — Zu dem ganzen Mythus mag der Felsenquell dieses Namens in Arkadien Veranlassung gegeben haben, dessen eiskaltes Wasser so giftig war, daß es Menschen tödtete und sogar Metalle zerfraß.

Suabedissen, David Theodor August, der Sohn eines Justizamtmanns zu Melsungen, geb. am 14. April 1773, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Marburg, wo er sich dem Studium der Theologie mit um so größerem Eifer widmete, je mehr seine frühere Erziehung vernachlässigt war. Nachdem er kurze Zeit Hauslehrer gewesen war, erhielt er 1800 eine Professur der Philosophie an der Schule zu Hanau, die er jedoch nur bis 1803 bekleidete, wo er eine eigene Erziehungsanstalt zu Homburg vor der Höhe anlegte und dieselbe später nach Hanau übersiedelte. Darauf wurde er Instructor des jetzigen Kur-

fürsten von Hessen und im J. 1822 ordentlicher Professor der Philosophie zu Marburg, wo er sich durch seinen Eifer in der Verwaltung seines Lehramtes große Liebe erwarb und allgemein betrauert am 14. Mai 1835 starb. Während seiner Lehrerthätigkeit war auch ein großer Theil seiner schriftstellerischen Arbeiten aus dem Gebiete der Pädagogik. 1804 erschienen von ihm „Aufsätze pädagog. Inhalts" (Marb. 1804), ferner „Briefe über den Unterschied in der Erziehung bei Knaben und Mädchen" (Lübeck 1806), „Ein Beitrag zur Entwickelung des Begriffs der Methode in der Erziehung" (Lübeck 1808), endlich „Allgemeine Gedanken von dem Unterrichte und der Disciplin in Bürgerschulen und Lyceen" (Kassel 1812). Mehr Lob indeß erwarb er sich durch seine philosophischen Schriften, in denen er anfangs der Kantischen Lehre folgte, bald jedoch, gegen den Formalismus derselben sich sträubend, eine freiere philosophische Ueberzeugung gewann. Aber in diesem Streben hat er es doch nicht zu einer eigenen festen Lehre gebracht, sondern ist immer in einem Eklekticismus befangen geblieben, der den Anforderungen der Wissenschaft keineswegs genügt. Seine bedeutendsten Schriften sind zwei Bearbeitungen von Preisaufgaben, die beide gekrönt wurden, zuerst eine von der Akademie zu Kopenhagen: „Preisschr. Darstellung der Resultate philosophischer Forschungen über die Natur der Erkenntniß wirklicher Dinge" (Marb. 1804) und die andere von der Berliner Akademie „Ueber die innere Wahrnehmung" (Berl. 1808). Seine ganze philosoph. Ueberzeugung spricht am deutlichsten aus sein Werk: „Die Betrachtung des Menschen" (3 Bde., Lpz. und Marb. 1815—18), dessen erste beide Theile Betrachtungen des Lebens des Menschen im Wirken und Gefühle, der dritte Betrachtungen des leiblichen Lebens enthält. Seine übrigen philosoph. Schriften sind: „Zur Einleitung in die Philosophie" (1827), „Von dem Begriffe der Psychologie" (1829), „Die Grundzüge der Lehre von dem Menschen" (1829), „Die Grundzüge der philosoph. Religionslehre" (1831), endlich aus seinem Nachlasse „Die Grundzüge der Metaphysik" (1836). Ueber sein Leben und Wirken ist zu vgl. Ed. Platner „Zur Erinnerung an D. Th. A. Suabedissen" (Marb. 1835).

Suada oder Suadela, im Griechischen Peitho, die Göttin der Ueberredung, im Gefolge der Venus, und von Einigen für die Tochter derselben gehalten. Von den Dichtern wird sie als eine Göttin mit schönen Lippen dargestellt. Ihren Dienst führte Theseus zuerst in Athen ein, als er die Einwohner Attika's überredet hatte, sich in eine gemeinschaftliche Stadt zu versammeln. Auch in Sicyon hatte sie einen Tempel, weil die Einwohner dieser Stadt durch ihren Rath, dem Orakel zu gehorchen und 7 Knaben und 7 Mädchen den erzürnten Gottheiten, Apollo und Diana, zu opfern, von einer drückenden Pest befreit wurden. Eine Bildsäule der Peitho oder Suada, von dem berühmten Praxiteles verfertigt, stand in dem Dionysostempel zu Megara.

Suard, Jean Baptiste Antoine, Mitglied der franz. Akademie, als Journalist nicht ohne Bedeutung, wurde am 15. Jan. 1735 zu Besançon geboren. Nachdem er wegen des Antheils an einem Duelle zu engem Verwahrsam nach der Insel St. Margaretha verurtheilt worden und daselbst über ein Jahr zugebracht hatte, kam er nach Paris, wo er nicht nur bald mehrere Zeitschriften redigirte, sondern auch den „Eloge de Montesquieu" schrieb. Schon dadurch mit Montesquieu selbst und mit vielen andern Literaten bekannt geworden, zog er diese noch enger an sein Haus durch seine Verheirathung mit der Tochter des Buchhändlers Panckoucke, und wurde als Mitglied in die franz. Akademie aufgenommen. In ästhetischen Sachen behauptete er eine gewisse Herrschaft des Urtheils durch seine literarischen Blätter. Aber auch in Geschichte und Politik war er literarisch thätig, namentlich in der Geschichte des englischen Volkes, welche er durch einen vertrauten Umgang mit berühmten damals in Paris sich aufhaltenden Engländern kennen gelernt hatte. Nicht weniger hatte er die Italiener studirt, so daß ihn Alfieri, welcher damals nach Paris gekommen war, zum Kritiker seiner Manuscripte wählte. Nachdem er die Redaction der beiden Zeitschriften, des „Journal étranger" und der „Gazette littéraire de l'Europe" wegen mancher Unannehmlichkeit der Bedingungen aufgegeben hatte, übernahm er die der „Gazette de France", welche ihm aber ebenfalls durch den Fall Choiseul's wieder entrissen wurde. Für

dieses Einkommen, dessen Verlust ihn und seine Familie in große Verlegenheit gesetzt hatte, wurde ihm später als Ersatz eine jährl. Rente von 800 Livres und eine Pension von 2500 Fr. Später erhielt er noch die Redaction des „Journal de Paris" und die Censur der Theater. In der kritischen Zeit der Revolution schloß er sich anfangs den herrschenden Ideen derselben an, aber bald vertheidigte er wieder in den Reihen der Nationalgarden die Rechte des Königs, als ein Anhänger Lafayette's. Weil er die Partei Jourdan's und Carnot's ergriffen hatte, so war er nach dem 18. Fructidor genöthigt, zu Necker seine Zuflucht zu nehmen, der sich damals in Coppet befand; von da aus begab er sich, aus Furcht vor neuen Nachstellungen, in den Schutz des Markgrafen von Anspach. Napoleon bestätigte ihn während seines Consulats als Secretär der 2. Classe der Akademie, doch konnte er von ihm nicht dazu vermocht werden, den Justizmord des Herzogs von Enghien in seiner Zeitschrift zu vertheidigen. Auch wurde er zum Mitgliede der Jury ernannt, welche über den Werth der besten literarischen Producte entschied. Die Redaction von Zeitschriften setzte er fort bis zum J. 1817, wo er am 20. Juli starb.

Subdiaconi, Subdiaconen hießen die den Diaconen untergeordneten Gehülfen. Ihr Amt kam auf, als sich im 3. Jahrh. die Geschäfte der Geistlichkeit sehr mehrten, und ihre Function bestand darin, die Briefe der Bischöfe und Presbyter zu besorgen, die gottesdienstlichen Gefäße zu reinigen, den Geistlichen bei der Messe zu assistiren 2c. Erst im 12. Jahrh. wurde ihr Amt zu den höheren Weihen gezählt.

Subhastation nennt man nach der römischen Sitte, bei einer gerichtlichen Auction einen Spieß (hasta) am Tribunale des Prätors aufzustecken, die öffentliche Versteigerung unbeweglicher Güter an den Meistbietenden, während bei der Auction bewegliche Güter versteigert werden. Ein latein. Wort subhastatio giebt es übrigens nicht, und subhastare (subhastiren) findet sich erst im Cod. Theod. In manchen Ländern findet das jus primi liciti statt, wonach derjenige, der zuerst auf eine Sache geboten hat, verlangen kann, daß ihm dieselbe für den höchsten Preis, der zuletzt geboten ist, zugeschlagen werde. Nur muß er vorher erklärt haben, daß er von diesem Rechte Gebrauch machen wolle.

Subject heißt in der Logik derjenige Bestandtheil eines Urtheils, von dem etwas ausgesagt wird, dem ein Prädicat (Aussage) beigelegt wird; in der Grammatik, insofern sich das Urtheil als Satz darstellt, der in grammatischer Hinsicht an der Spitze des Satzes stehende Begriff, obwohl ihm die Beweglichkeit der Sprache auch eine andere Stelle anweisen kann, als die erste im Satze; in der Ethik das freie Wesen, der Mensch, entgegengesetzt der Sache (daher der Gebrauch im gemeinen Leben, zuweilen S. statt Mensch zu sagen); in der Musik das Thema in der Fuge und andern contrapunktischen Musikstücken; in der philosophischen Sprache endlich wird S. als das vorstellende und erkennende Wesen dem Object (s. d.) entgegengesetzt. Subjectiv heißt daher das, was sich auf das S. als ein denkendes und fühlendes Wesen bezieht, im Gegensatz zum Objectiven. Es ist daher oft einerlei mit individuell, in gewisser Hinsicht auch mit ideal, das dem real entgegengesetzt wird. So unterschieden früher manche Logiker eine natürliche, angeborne Logik von einer künstlichen, und nannten jene subjective Logik, diese objective Logik. In der Aesthetik sind subjectiv und objectiv zwei sehr wichtige Begriffe für das Kriterium eines Kunstwerkes. Der Künstler muß sich von der Subjectivität losreißen und zur Objectivität erheben können, dadurch kann ihm selbst erst sein Kunstwerk klar werden, dadurch kommt er erst in die Möglichkeit des Schaffens, und dadurch erst wird den Andern der Genuß seines Kunstwerkes möglich. Denn um ein Kunstwerk zu genießen, muß uns dieses selbst Object des Kunstgenusses sein, nicht der Künstler, der es geschaffen hat. — Solch ein Vorzug der Kunstwerke gehört mehr dem reiferen Mannesalter an, während die Jugendwerke mehr oder weniger an Subjectivität leiden.

Sublimation. Gewisse Körper besitzen das Vermögen, in der Wärme sich zu verflüchtigen und durch Abkühlung wieder feste Gestalt anzunehmen. Die Arbeit, wodurch man diesen Zweck erreicht, ist nun eben die Sublimation; sie hat Aehnlichkeit mit der Destillation und wird in Kolben mit Helm, Retorten, Schmelztiegeln 2c. vorgenommen. Der

durch sie gewonnene Körper heißt im Allgemeinen Sublimat, oder wenn er eine lockere, flockige Gestalt annimmt, Blume, flos. So sind z. B. Schwefelblumen, weißer Arsenik &c. Sublimate. Insbesondere nennt man die höchste Verbindung des Quecksilbers (s. d.) mit Chlor ätzendes Sublimat.

Subordination, d. i. Unterordnung, nennt man in der Logik dasjenige Verhältniß von zwei Begriffen zu einander, vermöge dessen der eine in dem Umfange des andern enthalten, ihm untergeordnet ist, während coordinirt (beigeordnet) diejenigen Begriffe heißen, welche neben einander gestellt den Umfang eines dritten Begriffs ausmachen. So ist der Begriff Lerche unter den Begriff Vogel subordinirt, dagegen Lerche, Zeisig u. s. w. in Bezug auf den Begriff Vogel coordinirt. Von subordinirten Begriffen ist einer der höhere (superior) oder weitere (latior) und der andere der niedere (inferior) oder engere (angustior). — Bei Rang- und Standesverhältnissen heißt S. die, besonders für das Militär geltende, unbedingte Unterwerfung eines Niedern unter die Befehle eines Obern.

Sub rosa, eigentlich unter der Rose, heißt bildlich und sprichwörtlich soviel als: im Vertrauen oder insgeheim, z. B. Jemandem etwas mittheilen. Schon bei den Römern war nämlich die Rose ein Symbol der Verschwiegenheit. Sie soll als Blume der Venus von Amor dem Harpokrates, dem Gott des Schweigens, geweiht worden sein, daß die Thaten seiner Mutter verborgen blieben. Bei den Gastmählern hing eine Rose von der Decke auf die Tafel herab, um damit anzudeuten, daß man die bei denselben durch die frohe und heitere Stimmung hervorgerufenen Aeußerungen wieder vergessen und wenigstens Andern nicht mittheilen solle.

Subscription, s. Pränumeration.

Subsidien wurde von den Römern das Reserve- oder dritte Treffen der Schlachtordnung genannt, welches den vordern Reihen im Falle der Noth zu Hülfe kommen mußte. Daher bedeutet dann subsidium die Hülfe, Unterstützung jeglicher Art, also auch an Geld. Hieraus ergiebt sich unser Gebrauch, nach welchem Subsidien diejenigen Gelder genannt werden, welche in Folge von Bündnissen oder Verträgen ein Staat an einen andern zahlt, wenn dieser aus einem Grunde solcher Unterstützung bedarf. So schloß z. B. Georg II. von England, um den König von Preußen in Stand zu setzen, den Feldzug gegen die Franzosen mit Nachdruck fortzuführen, 1758 mit ihm einen Subsidienvertrag zu London, wodurch er sich verband, an den König von Preußen 670,000 Pf. St. zu zahlen, zur Erhaltung und Verstärkung seiner Truppen. Bekannt ist auch die Subsidienconvention, welche zur Zeit Napoleon's im J. 1803 zwischen Spanien und Frankreich zu Stande kam, und nach welcher Spanien an Frankreich jährlich 18 Mill. Thlr. zu zahlen hatte. In früheren Zeiten hieß S. empfangen nichts Anderes, als im Solde Jemandes stehen, und wurde nicht eben für ehrenvoll angesehen. In England sind Subsidiengelder die von dem Parlamente jährlich aus den Staatseinkünften bewilligten Gelder, besonders zur Erhaltung oder Vermehrung der Truppen. Von der Zeit Karl's V. 1546 an waren subsidia charitativa diejenigen Geldbewilligungen der unmittelbaren Reichsritterschaft, nach welchen diese dem Kaiser gegen einen Revers gestattete, von ihren Unterthanen Geld zu erheben und dasselbe nach eigner Willkür zu gebrauchen.

Substantivum heißt in der Sprachlehre die Bezeichnung oder Benennung eines Dinges oder einer Gattung von Dingen, theils Personen, theils Sachen, die als für sich selbständig gedacht werden, wie König, Redner, Stuhl u. s. w., und in mehrere Classen zerfallen. (S. Nomen.) Im Deutschen hat man auch den Ausdruck Dingwort dafür gewählt.

Substanz ist ein besonders in der Philosophie wichtiger Begriff. Außerhalb der philosophischen Erkenntniß wird das Wort Substanz verschieden und gewöhnlich sehr unbestimmt gebraucht. So spricht man wohl in der Chemie von Substanzen und versteht vorzugsweise die einfachen Wesen oder Elemente darunter, wie z. B. Wasserstoff, Sauerstoff u. s. w. In der Philosophie wird besonders die Selbständigkeit als das Eigenthümliche der S. hervorgehoben. So bestimmt Cartesius, von welchem an der Begriff

der S. einer der wichtigsten Gegenstände des speculativen Denkens wird, sie als dasjenige, welches zu seinem Sein keines anderen bedarf. Cartesius nahm drei Substanzen an, nämlich erstens die absolute S., das absolut Selbständige, welches durch sich selbst existirt; dann zwei endliche Substanzen, die denkende und ausgedehnte S., welche zu ihrer Existenz wohl Gottes bedürfen, aber gegenseitig schlechterdings frei von einander sind. Die denkende S. ist der Geist, die ausgedehnte die Materie; das Denken ist also diejenige Thätigkeit, welche das Wesen des Geistes constituirt, und wodurch sich der Geist wesentlich und substantiell vom Körper unterscheidet; alle anderen Thätigkeiten des Geistes sind dagegen nur Modificationen des Denkens. Ebenso ist die Ausdehnung das Wesen des Körpers, wogegen alle anderen Eigenschaften, wie Gestalt, Bewegung, Schwere u. s. w. die Ausdehnung schon voraussetzen und nur Attribute derselben sind. Weil Cartesius Geist und Körper als selbständige Substanzen aufgefaßt hatte, so konnte er natürlich ihre Beziehung auf einander nicht begreifen, oder er mußte vielmehr diese Beziehung überhaupt leugnen, woraus der sogenannte Occasionalismus hervorging, welcher die Beziehung des Geistes und Körpers durch die Vermittelung Gottes zu erklären sucht. Spinoza faßte dagegen Geist und Körper, eben darum weil sie nicht absolut selbständig sind, nicht als Substanzen, sondern als Attribute, und behauptete, daß es nur eine absolute Substanz gäbe, welche durch sich selbst ist und daher auch durch sich begriffen werden kann; diese S. ist Gott. Leibnitz hielt nicht die absolute Selbständigkeit als das Wesen der Substanz fest, sondern nahm unendlich viele unendliche Substanzen, Monaden an, welche nur gegen einander selbständig sind, aber zu ihrer Existenz der absoluten S. bedürfen; diese Monaden haben keinen Einfluß auf einander, sondern leben und entwickeln sich durch eigene Energie. Besonders an Spinoza's Auffassung der absoluten S. knüpfte sich nun ein weiteres Interesse dieses Begriffs an. Mit dem Momente der Selbständigkeit nämlich ist der Begriff der Substanz noch nicht vollendet, sondern die weitere Bestimmung erhält die Substanz erst durch den Gegensatz gegen den Begriff der Subjectivität und Persönlichkeit. Spinoza nämlich erklärte sich gegen die Auffassung Gottes als eines persönlichen mit Selbstbewußtsein und Willen begabten Wesens, und behauptete, daß Persönlichkeit, Wille und Selbstbewußtsein nur dem endlichen Geiste angehörten. Die S. ist hiernach also wesentlich selbstlos, und diese Selbstlosigkeit gehört zu ihrem Begriffe. Im Verhältnisse zu dieser selbstlosen S. ist die Welt nur ein unselbständiges, aber zugleich ein nothwendiges Moment des absoluten Lebens selbst, und alle Wirklichkeit ist nur Attribut und Modus dieser Einen S.; also auch die geistigen selbstbewußten Persönlichkeiten sind nur vorübergehende Modificationen des Absoluten, und daher auch nur scheinbar frei; ihre Freiheit besteht nicht in ihrem Handeln, sondern nur in ihrem Denken, wodurch sie die allgemeine Nothwendigkeit als vernünftig anschauen, und ebenso besteht die Freiheit der absoluten S. nicht in ihrem Willen, oder in ihrem Selbstbestimmen, denn sie will und bestimmt sich nicht, sondern nur darin, daß sie nichts außer sich hat, wodurch sie bestimmt würde. In dieser Weise ist das Festhalten des Begriffs der absoluten Substantialität, verbunden mit dem Leugnen der Persönlichkeit, das Wesentliche und Eigenthümliche des Pantheismus, und hierin liegt besonders das Interesse, welches der Begriff der Substantialität in neuester Zeit in der speculativen Philosophie gewonnen hat. Wie diese nämlich theils aus christlich-religiösem Bedürfniß, theils weil sie innerhalb ihrer eigenen Entwickelung sich diese Aufgabe gestellt hat, über den Pantheismus hinauszugehen strebt, so muß sie auch nothwendig über den Begriff der S. zum Begriffe der Persönlichkeit hinausgehen, weil nur hierdurch der Pantheismus wirklich philosophisch negirt und überschritten wird. So sind die Begriffe Substanz, Subject, Person, zum Angelpunkte der philosophischen Untersuchung geworden, und ohne bestimmte Erkenntniß dieser Begriffe ist keine wirkliche Theilnahme an der Philosophie der Gegenwart möglich

Substitution, eigentlich das Setzen Eines an die Stelle des Andern, ein in der Mathematik häufiges Verfahren. Dann ist S. der juristische Ausdruck für die Einsetzung eines nachfolgenden Erben, wenn der erste nicht Erbe wird. Die S. ist entweder direct, indem der Erblasser für den Fall, daß der erste Erbe stirbt oder die Erbschaft nicht antritt,

einen zweiten unmittelbar ernennt, oder fideicommissarisch, wenn dem ersten Erben aufgetragen wird, die Erbschaft dem Substituten oder nachfolgenden Erben zu überliefern. Die directe S. ist entweder substitutio vulgaris, die Einsetzung eines Erben in dem oben erwähnten Fall; oder substitutio pupillaris, wenn der Vater für sein Kind einen Erben ernennt, im Falle dies in der Unmündigkeit sterben sollte. Die Pupillarsubstitution hört auf 1) durch den vor dem Ableben des Testators erfolgten Tod des Unmündigen; 2) durch Erreichung der Mündigkeit; 3) dadurch, daß die väterliche Erbeinsetzung wegfällt; 4) durch Befreiung des Unmündigen aus der väterlichen Gewalt. Die Quasipupillarsubstitution, auch subst. exemplaris genannt, findet bei einem wahnsinnigen Kinde statt, für den Fall, daß es im Wahnsinne sterben sollte. Sie ist aber nicht erlaubt, sobald das Kind lucida intervalla (Zeiten, wo es seiner Vernunft fähig ist) hat. Die Mutter kann nicht pupillarisch substituiren, wohl aber quasipupillarisch.

Subsumtion, s. Schluß.

Subtraction, Subtrahiren, d. h. Abziehen, ist diejenige der vier Species oder einfachen Rechnungsarten, welche zu zwei gegebenen Zahlen oder Größen, dem Minuendus und dem Subtrahendus, eine dritte finden lehrt, die zu dem Subtrahendus addirt den Minuendus giebt. Diese aus der Rechnung hervorgehende dritte Zahl oder Größe heißt die Differenz oder der Unterschied der beiden andern; sie giebt an, um wieviel der Minuendus größer ist als der Subtrahendus. Die Subtraction ist also der Addition gerade entgegengesetzt; die Probe auf die Richtigkeit der erstern geschieht durch die letztere. Das Zeichen der Subtraction ist ein horizontaler Strich, welcher hinter den Minuendus und vor den Subtrahendus gesetzt wird, z. B. 11 — 8.

Succession, s. Erbfolge.

Succumbenzgelder heißen diejenigen Gelder, welche eine Partei, die gegen das Urtheil des Richters zweiter Instanz an den Richter der höhern Instanz geht, auf den Fall, daß sie von diesem mit der Appellation abgewiesen wird und unterliegt (in casum succumbentiae), den Richtern zweiter Instanz entrichten muß. Diese Gelder schreiben sich aus der alten Gerichtsverfassung her, nach welcher man das Urtheil nur durch die Behauptung eines von den vorigen Richtern begangenen Unrechts umstoßen konnte. Jetzt ist ein zureichender Grund für sie nicht mehr vorhanden.

Suchenwirt, Peter, lebte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh., besonders in Wien und ist der berühmteste unter den Wappendichtern, d. h. Verfertigern gereimter Wappenbeschreibungen seiner Zeit. Außer Gedichten der erwähnten Art und mit ihnen gewöhnlich verknüpften poetischen Ehrenreden, unter denen das „Gedicht von Herzog Albrecht's Ritterschaft" besonders hervorgehoben wird, hat er noch andere Gedichte auf geschichtliche Ereignisse seiner Zeit, sowie allegorische und Spruchgedichte verfertigt; sie sind herausgegeben von Al. Primisser: „Pet. S.'s Werke aus dem 14. Jahrh., mit Einleitung, historischen Bemerkungen und einem Wörterbuche" (Wien 1827). Vergl. Koberstein „Ueber die Sprache des österreich. Dichters Pet. S." (Naumb. 1828) und dessen „Quaestiones Suchenwirtianae" (Naumb. 1842).

Sucher, s. Fernrohr.

Suchet, Louis Gabr., Herzog von Albufera und franz. Marschall, war der Sohn eines Seidenfabrikanten zu Lyon, geb. den 2. März 1770, oder nach Andern 1772, trat 1792 als Freiwilliger in den Kriegsdienst, ward schon 1793 Kapitän und nachdem er sich in den Feldzügen in Italien von 1794—96 rühmlichst ausgezeichnet hatte, ward er 1796 zum Obersten ernannt. Nachdem er in dieser Stellung 1797 den Feldzug in Steiermark mitgemacht hatte, ward er 1798 Brigadegeneral und bald darauf Chef des Generalstabes der Armee in der Schweiz. Hier sowie 1799 in gleicher Stellung bei der Donauarmee unter Massena erwarb er sich durch seine Umsicht sowie durch Strenge in der Handhabung der Disciplin und treue Fürsorge für die Soldaten, allgemeine Achtung und Liebe. Zum Divisionsgeneral befördert, ging er im Juli 1799 wieder nach Italien, wo er anfangs als Chef des Generalstabs und dann als Anführer eines besondern Corps von 7000 Mann

treffliche Dienste leistete. Mit nicht geringerem Ruhme wohnte er dann 1805 und 1806 den Feldzügen in Oesterreich und Preußen bei, wo er namentlich in den Schlachten bei Ulm, Austerlitz, Saalfeld, Jena und Pultusk nicht wenig zum Siege beitrug. Nach dem Tilsiter Frieden commandirte er eine Zeit lang das 5. Armeecorps, das in Schlesien cantonnirte und sich durch seine Mannszucht vortheilhaft auszeichnete, und ging dann mit diesem unter dem Oberbefehl des Marschall Lannes nach Spanien. Hier eröffnete sich ihm die ruhmvollste Laufbahn, denn nachdem er in diesem schwierigen Kriege seine militärischen Talente aufs entschiedenste bekundet hatte, erhielt er 1809 nach Lannes' Rückkehr nach Oesterreich den Oberbefehl über die ganze Armee in Aragonien, wo er sich, fast immer siegreich, bis zur Schlacht von Vittoria behauptete. Besondere Glanzpunkte seiner militärischen Laufbahn in Spanien sind die Eroberungen von Saragossa, Lerida, Mequinenza, Tortosa, Tarragona und Valencia, aber noch glänzender steht er in dieser Carriere durch Bewährung seines edlen Charakters da, indem er auf der einen Seite die treueste Sorgfalt für die gehörige Verpflegung seiner Armee trug, auf der andern aber auch den unglücklichen Spaniern durch strenge Handhabung der Mannszucht in seinem Heere allen möglichen Schutz angedeihen ließ. Die Anerkennung seiner Verdienste verschaffte ihm 1811 die Marschallswürde, 1812 den Titel eines Herzogs von Albufera und 1813 auch den Oberbefehl über Catalonien. Nach der Schlacht von Vittoria behauptete er sich mit einem sehr geschwächten Heere noch über 6 Monate in Catalonien. 1814 erhielt er den Befehl, den zurückkehrenden Ferdinand VII. zum spanischen Heere zu begleiten. Nach der Wiedereinsetzung der Bourbons ward er zum Pair von Frankreich und zum Militärgouverneur des Elsaß ernannt, bei Napoleon's Rückkehr erklärte er sich aber wieder für diesen und erhielt die Gouverneurstelle in Lyon und den Oberbefehl über die Alpenarmee. Nach der zweiten Restauration Ludwig's XVIII. verlor er die Pairswürde, bekam sie 1819 aber wieder. Er starb den 3. Jan. 1826 zu Marseille, mit dem Ruhme, zu den talentvollsten, thätigsten und glücklichsten Feldherrn der großen Napoleonischen Zeit gehört zu haben. Vgl. „Mémoires du Maréchal S. sur ses campagnes en Espagne depuis 1808—14" (2 Bde., Par. 1829).

Suchtelen, Joh. Pet., Graf van, berühmt als Militärdiplomat und Sammler von Kunstschätzen, war um 1750 in Holland geboren und starb 1836. Nachdem er eine sorgfältige, ja gelehrte Erziehung genossen, war er bei dem holländischen Geniecorps angestellt, als ihn Catharina II. 1783 nach Rußland rief. Hier ward ihm die Leitung vieler militärischer Bauten und anderer Arbeiten übertragen und in dem Kriege gegen Schweden 1788 erhielt er als Artilleriecommandeur die Leitung der Belagerung von Sveaborg, das durch eine Kriegslist in die Hände der Russen fiel. Ueber die Geschichte jenes Krieges hat man von ihm den „Précis de la guerre de Finland", welche Schrift zwar unter dem Namen seines ältesten Sohnes erschienen ist, aber wenigstens dem Inhalte nach dem Vater gehört. Nach Beendigung des Krieges war er eine Zeit lang als Gesandter in Stockholm und hernach in gleicher Eigenschaft in Paris, und trat dann im J. 1813 wieder in seine militärische Carriere ein, indem er sich der norddeutschen Armee anschloß, wo er dann auch an der Seite des Kronprinzen von Schweden der Leipziger Schlacht beiwohnte. Nach dem Abschlusse des Friedens ward ihm vom Kaiser von Rußland wieder der Gesandtschaftsposten in Stockholm übertragen, den er auch bis zu seinem Tode bekleidete. Er war ein vielseitig gebildeter Mann, besaß namentlich außer seinen militärischen und diplomatischen Kenntnissen auch gute Kenntnisse in der Numismatik und Literaturgeschichte und stand in Correspondenz mit den namhaftesten Bibliographen Europas. Er hatte ein treffliches Münzcabinet, das er aber noch bei seinen Lebzeiten der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg überließ; eine nicht eben reiche, aber erlesene Gemäldesammlung und eine herrliche Bibliothek von 70,000 Bänden, großen Theils aus Prachtwerken, Seltenheiten und Manuscripten bestehend. Der gewöhnliche Sommeraufenthalt des Grafen war ein ihm gehöriger Landsitz in der Nähe des königl. Lustschlosses Ulriksdal, bei dem er sich einen schönen Park angelegt hatte. In der russ. Armee war S. bis zum Range eines Generals gestiegen. — Von seinen Söhnen, die ebenfalls in russische Dienste traten, zeichnete sich

der älteste, Paul, im persischen Kriege aus und starb als General; der jüngere, Constantin, ist gegenwärtig russ. Generalmajor.

Suckow, Karl Adolf, Prediger an der Hofkirche und Professor der Theologie zu Breslau, als Novellendichter unter dem Namen Posgaru bekannt, wurde am 27. Mai 1811 zu Münsterberg geboren, widmete sich auf der Universität zu Breslau dem Studium der Philosophie und Theologie, lebte dann unter den glücklichsten Verhältnissen 6 Jahre als Hauslehrer und habilitirte sich 1830 als Privatdocent an der evangelisch-theologischen Facultät zu Breslau. Gegen Ende des J. 1830 wählte ihn das Presbyterium der Hofkirche in Breslau zum dritten Prediger; darauf wurde er außerordentl. Professor der Theologie und 1834 Director des homiletischen Seminars, sowie der Taubstummenanstalt. Als theologischer oder wissenschaftlicher Schriftsteller ist S. nur wenig bekannt, größeres Aufsehen erregte er als Novellist. Noch während der Zeit seines Hauslehrerlebens gab er „Die Liebesgeschichten" (Breslau 1829) heraus, die besonders deswegen viel Glück machten, weil man Tieck als ihren Verfasser vermuthete, mit dessen Novellen sie auch, sowohl in der innern Structur, der Verknüpfung des Fadens, als auch der Charakteristik und der eingestreuten Raisonnements viel Aehnlichkeit hatten. Die zweite Novelle „Germanos" (Breslau 1830) fand weniger Freunde, theils weil der Reiz der geheimnißvollen Autorschaft schon weggefallen war, theils auch, weil diese Novelle selbst Manches zu wünschen übrig ließ. Beide Dichtungen haben unter dem Titel „Novellen" (3 Bde., Breslau 1833) eine zweite Auflage gefunden. Seitdem ist S. sparsam mit seinen literarischen Gaben geworden; die „Urania" (Lpz. 1833) enthielt eine interessante Novelle unter dem Titel „Idus" und später erschien von ihm noch „Byron's Manfred; Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen, ein Beitrag zur Kritik der gegenwärtigen deutschen dramatischen Kunst und Poesie" (Breslau 1839), worin er nachzuweisen suchte, daß das deutsche Theater durch den Mißbrauch der Musik gesunken sei, sich wieder durch Musik heben müsse und daß hierzu sich Byron's Manfred vorzüglich eigne. Er starb am 1. April 1847.

Sucre, Antonio Jos. de, einer der Haupthelden im südamerik. Befreiungskriege, war 1793 in der Hafenstadt Cumana an der Nordküste von Venezuela geboren. Er besuchte die Schule zu Carracas, gesellte sich, von Freiheitsliebe entflammt, im 18. Jahre zum Heere der Patrioten unter Miranda und zeichnete sich bald durch militärische Talente und Tapferkeit so sehr aus, daß ihn der Mulattengeneral Piar in seinem Generalstabe anstellte. Nach dem Tode dieses Mannes schloß sich S. an Bolivar an und erhielt 1819 das Commando über ein Armeecorps, das die flüchtigen Truppen des Vicekönigs Samana in den Anden von Popayan verfolgen sollte. Er erfocht hier den 28. April 1820 einen Sieg über die Spanier, eroberte dann im Mai 1821 die wichtige Hafenstadt Guyaquil, vereinigte sich hier mit den peruanischen Truppen des Generals Andreas de Santa Cruz, besiegte den span. General Murgeon bei Huaco (7. April 1822) und trieb den 27. April die feindliche Reiterei aus Riobamba, worauf der Sieg am Pichincha und die Vertreibung der Spanier aus der Stadt und Provinz Quito folgte. Im März des Jahres 1823 unternahm S. eine Expedition nach Peru, befreite Lima, drang siegreich nach Süden vor und erfocht nach öfterm Wechsel des Kriegsglücks endlich den 9. Decbr. 1824 den glorreichen Sieg bei Ayacucho, der den Untergang der span. Herrschaft in Südamerika entschied. Siegreich durchzog er hierauf verschiedene Provinzen Peru's, wo sich die Spanier noch hielten, trieb sie mit leichter Mühe zu Paaren und ward 1825 von Oberperu, das von Bolivar Namen und Constitution erhielt, zum lebenslänglichen Präsidenten erwählt. Aber die Gewöhnung an eine fast unumschränkte Gewalt, die S. bisher als höchstes Militäroberhaupt in Peru geübt, brachte ihn in seiner neuen Würde bald in Conflict mit dem Freiheitssinn der jungen Republik. Gegen Ende des Jahres 1827 brachen Unruhen aus, die er zwar anfangs glücklich unterdrückte, die sich aber bald so drohend erneuerten, daß er sich gezwungen sah, seiner Würde zu entsagen (August 1828) und nach Bogota zu entfliehen. Nun ernannte ihn Bolivar zum Oberbefehlshaber einer gegen Peru bestimmten Armee und nachdem dieser Krieg (22. Septbr. 1829) beigelegt war, wurde er von Quito zum Deputirten

bei dem Congreß von Bogota und hierauf zum Präsidenten desselben gewählt. Seinem Freunde Bolivar treu ergeben, bewirkte er, daß man dessen Abdankungsadresse nicht annahm, führte aber durch seine lebhafte Theilnahme an der Sache des unpopulär gewordenen Dictators seinen eigenen Untergang herbei. Während S. nämlich zur Ausgleichung von Zwistigkeiten mit Venezuela nach Merida gegangen war, hatte die Gegenpartei Bolivar's in Bogota sich so sehr geltend gemacht, daß sich dieser zur Abdankung genöthigt sah. Jetzt sollte ihm S. durch Bewirkung einer Gegenrevolution die verlorne Herrschaft wieder verschaffen, ward aber, als er sich in dieser Absicht zur Südarmee begeben wollte, in einem Gehölze in der Nähe von Pastos ermordet. Man fand seinen Körper von 5 Kugeln durchbohrt und neben ihm lag sein von 2 Kugeln durchbohrtes Maulthier. Dies war das Ende eines Mannes, dem seine Umsicht und Tapferkeit, sowie das Glück, das die meisten seiner Unternehmungen krönte, einen ehrenvollen Platz in der Reihe der amerikan. Freiheitshelden sichern, der aber allerdings gar zu sehr Soldat war, als daß er einen guten Präsidenten eines jungen Freistaates hätte abgeben können.

Südamerika. Geographie. Die südliche Hälfte Amerikas, nur durch die 6—7 Meilen breite Erdenge von Panama mit der nördlichen verbunden, erstreckt sich von 12° 40′ N. Br. bis 53° 55′ S. Br. und von 18—63° W. L. Seine größte Länge beträgt etwa 950, seine größte Breite gegen 650 M. und sein Flächeninhalt wird auf 321,000 □M. geschätzt. Gleich Afrika ist es eine ungegliederte Masse mit wenig beträchtlichen Busen und Baien, unter denen wir nur den Golf von Maracaybo im Norden, die Allerheiligen-Bai, die Bai von Rio-Janeiro, die St. Matthias-Bai und die Georgs-Bucht im O. und die Baien von Guyaquil, Choco und Panama im W. erwähnen. Auch die Zahl der Küsteninseln ist gering und außer dem durch die Magelhaensstraße von der Südspitze des Continents abgeschnittenen Feuerland ist nur die Insel Chiloe an der Südspitze Chilis von einiger Bedeutung. Die bekanntesten Vorgebirge sind das Cap Gallinas im N., das Cap St. Roque im O. und das Cap Froward im S., die die äußersten Punkte des Festlandes bezeichnen, und das Cap Horn auf der Südspitze des Feuerlandes.

Das Innere Südamerika's erhält einen eigenthümlichen Charakter durch die ungeheure Gebirgskette der Andes oder Cordilleras (eigentlich Cordilleras de los Andes, d. h. Metallgebirge), die sich in einer Breite von 13—20 M. längs der ganzen Westküste hinzieht, so daß sie nur eine Küstenterrasse von höchstens 15 Meilen Breite übrig läßt. Sie beginnt mit den südlichsten Felsspitzen der feuerländischen Inseln, schiebt zwischen 33 und 18° S. Br. 3 Querjoche in das östliche Tiefland vor, theilt sich im Norden des 18° S. Br. in 2 und an 2 Punkten auch in 3 Parallelketten, die langgestreckte Thalmulden einschließen und durch 9 plateauartige Gebirgsknoten verbunden sind, und verläuft sich endlich als Dreizack nach dem caraibischen Meere und der Landenge von Panama hin. Seine höchsten Gipfel hat dieses Gebirge zwischen dem 15—17° S. Br., wo der Sorata 23,640 und der Illimani 22,940 Fuß hoch emporragt, wogegen der Chimboraço unter 1° 47′ S. Br., der lange für den höchsten Berg der Erde galt, nur eine Höhe von 20,100 Fuß erreicht. Sehr viele dieser Gipfel sind erloschene oder noch thätige Vulkane, deren man allein in Chili 26 zählt. Die Hochthäler, unter denen das von Bolivia und Quito die merkwürdigsten sind, haben oft eine absolute Höhe von 12,000 Fuß und gehören zu den reizendsten Landstrichen der Erde. — Außer diesem Hauptgebirge unterscheidet man noch fünf getrennte Gebirgsglieder in Südamerika, nämlich 1) die Sierra nevada von Santa Marta und 2) das Küstengebirge von Venezuela, beide an der nördlichen Küste; 3) das Hochland von Guyana oder die Gruppe der Sierra Parima im Nordosten und das Gebirgsland von Brasilien im Osten der Erdhalbe. Bei weitem das größte unter denselben ist das 160 M. lange und 100 Meilen breite brasilische Gebirgssystem, das aus zahlreichen meist mit der Ostküste parallelen Ketten besteht, die auf einer 1—2000 Fuß hohen Plateaufläche stehen und in ihren höchsten Gipfeln sich etwa 8000 Fuß hoch erheben. Das Hochland von Guyana hat seinen höchsten Punkt in dem 7800 Fuß hohen Pik Duida, das Gebirge von Venezuela in der 8100 Fuß hohen Silla de Carracas, die nur drei Meilen lange

Sierra nevada de Santa Marta starrt dagegen mit ihren wilden Zacken gegen 18,000 Fuß über das Meer empor. Alle diese Gebirge sind höchst wild und unzugänglich, meist von Urwald bedeckt und haben einen steilen Abfall. Zwischen ihnen breiten sich dann ungeheure fast wagerechte Tiefebenen aus, in denen die Flüsse ungewissen Laufes umherirren. Im Gebiete des Orinoco heißen diese Ebenen Llanos und bilden ein unermeßliches Kräutermeer; im Gebiete des Maranhon sind sie mit undurchdringlichem Urwald bedeckt und werden davon Bosquis oder Selvas genannt, und im Gebiete des Rio de la Plata, wo sie Pampas heißen, bilden sie unübersehbare, baumlose Grasfluren, wandeln sich aber weiter nach Süden in Salzsteppen und Steinwüsten um. Die Küste ist meistens flach, nur an der Nordküste reichen die Gebirge bis hart an das Meer. — Die Bewässerung Südamerikas ist fast überall außerordentlich reich. Allen Gebirgen entströmen eine zahllose Menge von Flüssen, die sich dann meist zu 3 Riesenströmen vereinigen. Diese sind: 1) der Amazonenstrom oder Maranhon, der größte auf der ganzen Erde, der etwa unter 20° S. Br. unweit der Westküste auf den Cordilleren entspringt und in ostnordöstlicher Hauptrichtung dem atlant. Ocean zuströmt, in welchen er seine Gewässer nach einem 730 M. langen Laufe durch zwei Hauptmündungen ergießt; 2) der Rio de la Plata, der die meisten Gewässer des brasilischen Gebirgslandes in sich vereinigt, südliche Hauptrichtung hat und nach einem Laufe von 460 M. in den atlant. Ocean mündet; 3) der Orinoco, der Sohn des Hochlandes von Guyana, aus dem er sich spiralförmig herauswindet, um sich nach einem 320 Meilen langen Laufe durch ein sumpfiges Delta in zahlreichen Mündungen ebenfalls in den atlant. Ocean zu ergießen. In den stillen Ocean mündet kein einziger nambafter Fluß. An Seen ist Südamerika arm, denn außer dem meerbusenartigen Maracaybo-See im N. ist nur noch der Titicaca-See im S. des peruanischen Hochlandes und der Parime-See im Hochlande von Guyana bedeutend; kleinere stehende Gewässer giebt es dagegen in den weiten Ebenen in Menge. — Ueber das Klima einer so großen, durch verschiedene Zonen ausgebreiteten Ländermasse läßt sich im Allgemeinen wenig sagen. Im Ganzen ist die Temperatur bei der verhältnißmäßig geringen Breite Südamerikas, den herrschenden Winden und dem Reichthum an Wasser, viel niedriger als in der alten Welt und namentlich wird die Differenz je weiter nach dem Pole hin, desto größer. Die Erfahrung, daß die Ostküsten kälter als die Westküsten sind, findet auch hier Bestätigung. Die heißesten Gegenden Südamerikas sind die Küsten von Peru und der sumpfige Küstenstrich, der dem Hochlande von Guyana vorgelagert ist, übrigens steigt auch hier die Hitze selten über 30°. Die Schneelinie ist nach Humboldt für die Gegenden unter dem Aequator 14,772 Fuß hoch. Auf den Cordilleren in Granada und Peru regnet es fast das ganze Jahr, an den Küsten dagegen höchst selten. Patagonien ist fast immer in Nebel gehüllt und wird oft von fürchterlichen Stürmen heimgesucht. In den Tropengegenden herrschen die Passatwinde. Erdbeben gehören, wenigstens im Westen, zu den gewöhnlichen Erscheinungen und richten oft große Verwüstungen an.

Der Productenreichthum Südamerikas ist außerordentlich groß und mannigfach, und namentlich erscheint hier wie in Nordamerika die Pflanzenwelt in einer Größe und Pracht, wie sie die alte Welt nicht kennt. Hier wachsen in den tropischen Gegenden die herrlichsten Palmen, deren man 87 Arten zählt; hier zählt man 244 Arten der prachtvollen Orchideen; hier giebt es in den ungeheuren, oft undurchdringlichen Waldungen, die Berge und Ebenen bedecken, mehr als 80 schönfarbige Holzarten (Fernambukholz); hier findet man eine Menge Heilpflanzen, gewinnt die verschiedensten Harze, sieht man die schönsten Zierpflanzen, kurz die Natur scheint hier ihre ganze Kraft zu der Hervorbringung einer ebenso schönen als nutzbaren Pflanzenwelt angewendet zu haben. Ganz eigenthümliche Producte des Pflanzenreichs in Südamerika sind die Chinarinde, das Fernambukholz, der Drachenblutbaum, der Paraguaythee 2c., die nebst den gewöhnlichen Colonialwaaren: Kaffee, Zucker, Baumwolle, Tabak, Indigo 2c., die hier ebenfalls trefflich gedeihen, die Hauptgegenstände des Handels abgeben. Unter den Thieren, die Südamerikas fruchtbare Wildnisse in ungeheurer Anzahl nähren, verdienen besonders als eigenthümliche Arten Erwähnung: die

Sapajas und Sanginchen, das Faulthier, der Ameisenbär, der Vampyr, die Scarlen, das Opossum, der surinam'sche Aenäas, der Kuguar, das Lama, die Vicunna, der Tapir, der Condor, der Pfefferfraß, die Kolibris, der Ani, Curucuru, Bucco, Jugujaba, Cardinal und eine Menge Amphibien, Insecten und Würmer, von denen wir nur die Pipa, die Carmoisin- und die Klapperschlange, die Cochenille und den Laternträger anführen. Pferde und Rinder, die von Europa übergesiedelt sind, bevölkern jetzt die menschenarmen Graswüsten in Heerden von vielen Tausenden und werden oft nur um der Felle willen getödtet. Was endlich das Mineralreich betrifft, so ist hier der Reichthum an edeln Metallen ungeheuer groß und daneben finden sich auch Eisen, Zinn, Blei, Quecksilber, Kupfer, Salz und andere nutzbare Mineralien in Menge, werden aber bis jetzt nur wenig benutzt. Brasilien hat auch ungeheure Schätze an Diamanten, deren Gewinnung und Verkauf beschränkt werden mußte, damit sie ihren Werth nicht verlören.

Was die Bevölkerung Südamerikas betrifft, so schätzt man sie auf $17^1/_2$ Millionen, wovon 4,000,000 Weiße, 8,400,000 Ureinwohner, 2,000,000 Neger und 3,100,000 Mischlinge sind. Die Weißen sind größtentheils Spanier und Portugiesen. Die hier geborenen Kinder europäischer Eltern heißen Creolen; die Kinder eines Europäers und einer Amerikanerin Mestizen; eines Europäers und einer Negerin Mulatten; eines Negers und einer Amerikanerin Zambos. Die Urbewohner bilden nebst ihren Brüdern in Nordamerika eine eigene Race, die sich durch kupferrothe Hautfarbe, schlichtes schwarzes Haar, dünnen Bart, eckigen Kopf, zurückgedrängtes Stirnbein, plattes Gesicht, etwas schräg stehende Augen, aufgeworfene Lippen und tiefe Züge auszeichnet. Von Natur sind sie ziemlich groß und dabei stämmig gebaut; namentlich sind die Patagonier, wenn auch keine Riesen, doch besonders groß und kraftvoll; ihre Nachbarn, die Feuerländer, sind dagegen hager und klein. Die herrschenden Sprachen sind die spanische und die portugiesische und unter den Indianern der Andes, namentlich in Peru die Kitschua-Sprache. Außerdem giebt es unter den Wilden eine große Menge von Sprachen, indem fast jeder kleine Stamm seine besondere hat, so daß sich oft die nächsten Nachbarn nicht verstehen. In der Bildung sind die Urbewohner noch sehr zurück, selbst die bei der Ankunft der Spanier durch ihre eigenthümliche hohe Gesittung so ausgezeichneten Peruaner, von deren Kunstfertigkeit die Trümmer der Paläste ihrer Inkas (in Cuzco und Quito), die kühne Inkasstraße über die Cordilleren nach Cuzco, Pyramiden und andere Werke ein rühmliches Zeugniß ablegen. Die freien Indianer stehen unter Oberhäuptern von beschränkter Gewalt, meist Kaziken genannt, und leben von Jagd und Fischerei, oder auch wohl vom Kriege. Feld- und Hausarbeit bleibt den Weibern überlassen.

Die einzelnen Länder, in welche jetzt Südamerika zerfällt, sind folgende: Brasilien, Guyana, Venezuela, Neugranada, Ecuador oder Quito, Peru, Bolivia, Paraguay, Chile, die vereinigten Staaten de La Plata, Uruguay oder Banda oriental, das Land der Araucaner und Patagonien oder Magelhaensland. — Der europäischen Herrschaft, die auf den meisten dieser Länder Jahrhunderte lang so drückend lastete, sind nur noch die Küstenstriche von Guyana unterthan.

Südamerikanischer Freiheitskrieg. Der Geist der Freiheit, der dem englischen Amerika schon 1783 zur Selbständigkeit verholfen und darnach in Europa den Despotismus in seinen Grundfesten erschüttert hatte, erweckte endlich auch das hartgeknechtete spanische Amerika zum Kampfe für Freiheit und Unabhängigkeit. Die amerikanischen Besitzungen Spaniens erstreckten sich in den beiden Erdhalben der neuen Welt durch die heiße und die beiden gemäßigten Zonen, hatten ein Areal von mehr als 235,000 QM. und eine Bevölkerung von 17 Millionen Einw., wovon $^2/_5$ Spanier und Creolen, $^1/_5$ Mischlinge, $^3/_{10}$ Ureinwohner oder Indianer und $^1/_{10}$ Neger waren. Eingetheilt war diese Ländermasse in folgende neun, in administrativer Hinsicht ganz getrennte, Statthalterschaften: 1) das Vicekönigreich Neuspanien oder Mexico mit Californien, über 42,000 QM. groß, mit $7^1/_2$ Mill. Einw.; 2) das Generalcapitanat Guatemala, über 15,000 QM. groß, mit $1^1/_2$ Mill. Einw.; 3) das Generalcapitanat Havanna, Cuba und die beiden

Floridas umfassend, über 4000 □M. groß, mit 692,000 Einw.; 4) das Generalcapitanat Puerto Rico, aus der Antilleninsel gleiches Namens, den zwei spanischen Jungferninseln und dem spanischen Antheil von Domingo bestehend, mit 1000 □M. Flächeninhalt und 440,000 Einw.; 5) das Vicekönigreich Neugranada, das jetzige Neugranada und Ecuador, über 45,000 □M. groß, mit 2 Mill. Einw.; 6) das Generalcapitanat Carracas, die jetzige Republik Venezuela, gegen 30,000 □M. groß, mit 1 Mill. Einw.; 7) das Vicekönigreich Peru, etwa 28,000 □M. groß, mit $1^1/_2$ Mill. Einw.; 8) das Generalcapitanat Chile mit 6600 □M. Flächeninhalt und etwa 1 Mill. Einw., und 9) das Vicekönigreich Rio de la Plata, das außer den jetzigen vereinigten Staaten des Rio de la Plata auch Bolivia und Paraguay umfaßte und einen Flächeninhalt von 60—70,000 □M., und eine Bevölkerung von $1^1/_2$ Mill. Einw. (ohne die Indios bravos oder barbaros) hatte. — Jede dieser Statthalterschaften hatte ihren besondern Gouverneur, welcher die vollziehende Gewalt ausübte; die gesetzgebende Gewalt für das ganze spanische Amerika übte dagegen der hohe Rath von Indien in Madrid. Die Staatseinkünfte beliefen sich auf 48 Mill. Thlr., wovon das meiste aus dem Bergbau floß. Die verschiedenen Classen der Bevölkerung waren streng geschieden und die Eingeborenen hart gedrückt, namentlich in Peru durch die Mita oder den Zwangsdienst zum Bergbau. Zu den wichtigern Staatsämtern gelangten fast nur geborne Spanier (Capetons), die denn die Länder in der Weise der römischen Provinzialbeamten ausbeuteten und in jeder Beziehung mit der größten Willkür verfuhren. Eine mächtige Hierarchie, mit zahlreichen Inquisitoren und Mönchen arbeitete dem Despotismus bestens in die Hände und die hohen Vorstellungen, die man überall von der spanischen Macht hatte, ließen kaum in Einzelnen die Gedanken an Befreiung aufkommen. Aber was das Fortschreiten des Menschengeschlechts hemmt, trägt den Keim der Vernichtung in sich, der sich mit dem Wachsthum des Uebels gleichmäßig entwickelt und endlich die Zerstörung desselben herbeiführt. Spanische Habgier hatte die Urbewohner der amerikanischen Colonien, die Indianer, zu einem untergeordneten Element der Bevölkerung herabgedrückt und die Creolen zum Hauptstock derselben gemacht. Diese erbten den Stolz und die Kraft der Väter und waren bei ihrer noch feurigern Südländernatur durchaus nicht geneigt, gleich den schwachen und eingeschüchterten Indianern jeden neuen Ankömmling aus Spanien als gebornen Herrn anzuerkennen. Dennoch setzte man auch sie überall zurück, schloß sie aus. Das gab böses Blut, und da sie nun auch den wohlhabendsten und gebildetsten Theil der Bevölkerung ausmachten und zugleich fast die ganze niedere Geistlichkeit ihnen angehörte, so war das moralische Uebergewicht Spaniens in den meisten Ländern schon vernichtet, bevor noch der Befreiungskrieg ausbrach. Die Hauptveranlassung dazu gab das furchtbare Colonialsystem der Spanier, eine Ausgeburt des Despotismus, wie man kaum in dem Orient eine ähnliche findet. Darnach war nicht nur der Handel mit fremden Staaten fast gänzlich verboten, sondern auch jede Provinz von der andern abgesperrt und der Indianer zum Ankauf spanischer Waaren gezwungen (Repartimientos).

So war der Lebensnerv durchschnitten, aber je mehr der Hauptstamm der Bevölkerung durch natürliche Anlagen zu einem regern geistigen Leben befähigt war und je weniger Spanien bei dem Verfall seiner Macht allen fremden Einfluß von seinen Colonien fern halten konnte, desto unerträglicher ward auch der alte Zwang. Dies hatte schon früher zu mehreren Befreiungsversuchen geführt, die als Vorspiel und Vorbereitung des großen Nationalkampfes erscheinen. Schon 1750 hatte ein Canarier, Namens Leon, zu Carracas den Plan zu einer Verschwörung entworfen, die aber entdeckt und durch Hinrichtung des Urhebers unterdrückt ward; dann war 1780 in Peru, wo Tupac Umaru als Inka auftrat, ein Aufstand ausgebrochen, der aber ebenfalls nach drei Jahren mit der Hinrichtung des illegitimen Inka und der Häupter seines Anhangs endete; hierauf bereiteten 1797 zu Carracas wieder einige Creolen und Spanier eine Revolution vor, aber gleichfalls ohne Erfolg, und endlich unternahmen die Engländer, denen die spanische Handelssperre längst verhaßt war, in den Jahren 1806 und 1807 zwei Expeditionen, um die spanische Macht

in den Colonien zu stürzen: die erste unter Miranda nach Venezuela und die zweite unter Whitelocke nach Buenos-Ayres; aber auch damit ward Nichts bewirkt. Doch die Zeit war nun da, wo die Losung zum Kampf für die Völksrechte, die vor mehr als vier Decennien zuerst in Boston gegeben war, nun von Europa her auch nach dem südlichen Amerika mächtig hinüberscholl, und die Vorsehung fügte es, daß auch der orthodoxe Spanier, mit seiner Pietät und Verehrung gegen den König, nicht davor zurückbebte, indem es zunächst gerade die Bewahrung der Treue gegen das angestammte Herrscherhaus galt. Als nämlich dieses im Mai 1808 zu Bayonne der Krone entsagt und Joseph den spanischen Thron bestiegen hatte, galt es in dem spanischen Amerika, wohin Napoleon's Arm nicht reichte, eine Entscheidung für die alte oder neue Herrschaft. Die Vicekönige und Generalcapitäne, mit Ausnahme des Vicekönigs von Mexico, unterwarfen sich dem neuen König, das Volk aber, durch die Macht der Gewohnheit an die alte Königsfamilie gefettet, mochte nichts von dem Napoleoniden wissen. Die französischen Proclamationen wurden verbrannt, die Versprechungen der geheimen Unterhändler, wie des Dümolard und Anderer, nicht beachtet und nach und nach wie im Mutterlande zur Wahrung der Interessen Ferdinand's in den meisten Hauptstädten Junten gebildet. Zuerst geschah dies in Quito (10. August 1809) und bald darauf auch in Carracas, Bogota, Buenos-Ayres, Mexico und andern Städten, überall bei entschiedenem Widerstreben der Statthalter, die mit Recht das Erwachen der Volkskraft fürchteten. Dies führte zu mancherlei Grausamkeiten von Seiten der Statthalter, wie z. B. der Statthalter von Santa Fé de Bogota, nach Auseinandertreibung der Junta von Quito, trotz der verheißenen Amnestie, den 2. August 1810 300 Patrioten in den Gefängnissen ermorden ließ. Natürlich erhitzten sich dadurch die Gemüther immer mehr, und da man nun die Unterwerfung Spaniens unter Napoleon nicht mehr bezweifelte, constituirten sich die Junten zu selbständigen Regierungsbehörden und setzten die Statthalter ab.

Zuerst geschah dies zu Carracas den 9. April 1810, und als damit das Zeichen zum förmlichen Aufstand gegeben war, folgten diesem Beispiel auch bald die Junten zu Buenos-Ayres und Santa Fé de Bogota, sowie die von Chile. Sie übten zwar sämmtlich die Regierungsgewalt noch im Namen Ferdinand's VII., aber der Aufstand hatte damit doch schon einen andern Charakter bekommen. Denn während die Junten in Amerika, gleich denen in Spanien, ihr Entstehen nur der Opposition gegen Napoleon dankten und bei gemeinschaftlichem Interesse sich anfangs willig der Hauptjunta zu Sevilla unterwarfen, machte sich nun immer mehr das amerikanische Interesse dem spanischen gegenüber geltend, und statt durch weise Nachgiebigkeit die zur Selbständigkeit erwachenden Colonien mit neuen Banden an das Mutterland zu ketten, zerriß die Regentschaft zu Cadix durch thörichte Strenge auch die noch vorhandenen. Im Stolze absoluter Herren und im gänzlichen Verkennen ihrer Ohnmacht meinten die Cortes zu Cadix: „Zeigt den Sclaven die Peitsche", verfügten eine Sperre gegen die Küste von Venezuela, sandten Truppen nach Carracas, Vera-Cruz, Monte Video und andern Plätzen, und billigten die größten Abscheulichkeiten und Grausamkeiten, die ihre Generale, namentlich Callega in Mexico, Monteverde in Carracas und Goyeneche in Peru verübten; dies empörte die Amerikaner auf das Aeußerste, doch zeigte sich noch einmal eine Aussicht auf Versöhnung der streitfertigen Parteien. Im October 1810 erklärten nämlich die Cortes die bürgerliche Gleichheit aller Amerikaner und erkannten den Colonien wie dem Mutterlande das Recht einer Vertretung für je 50,000 Seelen durch einen Abgeordneten zu, was man jedoch bald, aus Furcht vor dem Uebergewicht, das dadurch Amerika erlangen mußte, auf die Capetons und Creolen beschränkte. Dies schien eine glückliche Auskunft zur Ausgleichung der verschiedenartigen Interessen zu sein, und da auch den Engländern bei ihrer engen Verbindung mit den Cortes daran sehr viel gelegen war, so wurde noch einmal die Schlichtung des Streites durch Wort und Feder versucht. Aber der spanische Liberalismus war viel zu sehr spanisch, als daß er sich mit dem amerikanischen hätte befreunden können. So wollte er namentlich das einträgliche Monopol des Alleinhandels mit Amerika durchaus nicht aufgeben, weshalb sich denn die Verhandlungen bald zerschlugen. Hierauf folgte 1811 die allgemeine Lossagung der

amerikanischen Junten von der spanischen Cortesregierung, wobei man aber Ferdinand's königl. Rechte noch immer respectirte. Ein erbitterter Parteikampf wüthete nun fast überall, führte aber, bei ziemlichem Gleichgewicht der Kräfte, zu keiner Entscheidung. Nur nahm er, bei dem Widerstreit der Interessen Spaniens und Amerikas, amerikanischer Seits immer mehr den Charakter eines eigentlichen Befreiungskrieges an, der denn Carracas und Buenos-Ayres schon vor der Rückkehr Ferdinand's VII. nach Spanien zur förmlichen Unabhängigkeitserklärung führte. Die übrigen Statthalterschaften hielt Pietät und Furcht noch von diesem äußersten Schritte zurück, und auch in Carracas und Buenos-Ayres fand er durchaus nicht allgemeinen Beifall, da die bevorrechteten Classen viel lieber eine gemäßigte Königsgewalt, als Volksherrschaft wünschten. So kam Alles auf das Benehmen Ferdinand's an, als er 1814 in Spanien restituirt ward; ein billiges Anerkennen der bürgerlichen Rechte der Amerikaner hätte ohne Zweifel auch die Anerkennung seiner Oberherrschaft in allen Statthalterschaften wieder herbeigeführt, eine absolutistische Nichtachtung der Volksrechte mußte Alles zum Kampf für Liberalismus und Selbständigkeit aufrufen. Ferdinand war nicht der Mann, um die Zeichen der Zeit zu verstehen. Er hatte nichts Eiligeres zu thun, als in Spanien den alten Absolutismus in seiner vollen Glorie wieder herzustellen und Wortbrüchigkeit und Grausamkeit, die er sich dabei ungescheut erlaubte, mußte auch den Befangensten zu der Erkenntniß bringen, daß von ihm Amerika kein Heil zu erwarten habe. Als er daher im Juni 1814, statt die Beschwerden der Amerikaner zu hören, ihre unbedingte Unterwerfung verlangte, zerriß das letzte Band, das die Colonien an das Mutterland knüpfte. General Morillo, mit 10,000 Mann nach Venezuela geschickt, war mächtig und energisch genug, um einen neuen Alba zu spielen, aber den Freiheitssinn, den seine Grausamkeit nur noch mehr aufregte, vermochte er nicht zu unterdrücken. Mit erbitterter Wuth, aber geringer Macht, schlug man sich nun Jahre lang ohne Erfolg auf den verschiedenen Kriegstheatern herum. Da merkte denn Ferdinand doch 1817, daß er der Insurrection auf dem Wege der Gewalt nicht Herr werden dürfte, und entschloß sich nun, den Weg der Milde einzuschlagen. Höchst großmüthig ließ er in dem rebellischen Carracas allgemeine Amnestie verkündigen und knüpfte Unterhandlungen mit Buenos-Ayres und Chile an, aber er kam damit zu spät; wo so reichlich mit Blute gedüngt war, da taugte nur das Schwert zum Ernten. Immer matter ward der Krieg von Seiten Spaniens, immer kräftiger, wenn auch nicht ohne die äußerste Anstrengung, von Seiten Amerikas fortgesetzt, bis endlich der energische **Bolivar**, nebst andern amerikanischen Helden, auf dem Hauptschauplatze des Krieges in Columbia, durch die Besiegung des Morillo und la Torre der Sache der Freiheit zum entschiedenen Uebergewichte verhalf (1821). Da nun Buenos-Ayres unter **Puyredon** und Paraguay unter Dr. **Francia** schon 1816, Chile durch **San Martin** 1817 und Peru durch denselben General und den Admiral **Cochrane** 1821, zu einem ziemlich gesicherten Zustande der Freiheit gelangt waren, so konnte Spanien nichts Gescheidteres thun, als noch einmal eine gütliche Vermittelung versuchen. Dies geschah durch die Cortes 1822. Sie suchten ihrem undankbaren Könige wenigstens noch einen Schein der Oberherrschaft über die ehemaligen Colonien zu retten, indem sie die Unabhängigkeit der Länder, die sie schon errungen hatten, anerkannten, aber eine ewige Verbindung des Mutterlandes und der Töchterstaaten stipulirten, wo denn Ferdinand an der Spitze dieser großen spanisch-amerikanischen Union stehen sollte. Aber die Amerikaner gingen auch auf diesen Vorschlag nicht ein, sondern kämpften ihren Freiheitskampf vollends durch. Er endete bald; denn die gänzliche Ohnmacht Spaniens ließ das Aufbringen einer bedeutenden Macht nicht mehr zu. Die ganze Reaction beschränkte sich vielmehr fast einzig auf geheime Umtriebe, die man durch Mönche und einzelne Altspanier erregte, die aber erfolglos vorübergingen. Da indeß auch Mexico und Guatemala das spanische Joch abgeschüttelt hatten, so war mit dem J. 1824 die spanische Herrschaft in allen seinen ehemaligen amerikanischen Colonien vernichtet. (S. **Columbia**, **Plata-Union**, **Chile**, **Mexico** und **Peru**.) Die Geschichte des andern Hauptheils von Südamerika, der portugiesischen Colonien, geht in

der von Brasilien (s. d.) auf. — Vgl. Petrus Martyr „De rebus oceanicis et orbe novo" (Madr. 1516); Benzoni „Historia Indiae" (1586); Herrera „Decades o historia general de los hechos de los Castillanos en las islas y tierra firma del Mar Oceano" (Madr. 1601); Antonio de Ulloa „Relacion historica de viaje a la America meridional" (Madr. 1748); Desselben „Noticias americanas" (Madr. 1772); Raynal „Histoire des établissemens et du commerce des Européens dans les deux Indes" (Amst. 1771); Muñoz „Historia del nuovo mundo" (Madr. 1793); Urquiaona y Pardo „Resumen de las causas principales que prepararon y dieron impulso à la emancipacion de la America española" (Madr. 1836); „Outlines of the revolution in Spanish America, by a South-American" (Lond. 1817); Torrente „Historia general de la revolucion moderna hisp.-americ." (3 Bde., Madr. 1829 fg.); Röding „Der Freiheitskampf in Südamerika" (Hamb. 1830); Wappäus „Die Republiken von Südamerika" (Gött. 1843 fg.).

Sudan, s. Nigritien.

Südcarolina, einer der Vereinigten Staaten Nordamerikas zwischen Nordcarolina und Georgien, hat auf 1319 □M. gegen 594,398 Einw., darunter über 327,000 Sclaven. Das Land ist nach der Küste zu völlig eben, in der Mitte sandig, im Westen bergig und im Ganzen gut bewässert. Die Bewohner treiben Manufacturen und Handel mit ihren Fabrikaten. An der Spitze des Staats steht ein Gouverneur, der auf zwei Jahre gewählt wird; die gesetzgebende Gewalt ist in den Händen der allgemeinen Versammlung, die aus dem Senat und dem Hause der Abgeordneten besteht, und die Miliz beträgt 40,000 Mann, darunter eine freiwillige Compagnie Juden. Zum Nationalcongreß sendet es neun Repräsentanten. Die Hauptstadt ist Columbia, die bevölkertste Stadt Charlestown (s. d.).

Süden, s. Mittag.

Südermannland, schwed. Södermannland, schwedische Provinz an der Ostsee, zwischen 58° 36′ — 59° 30′ n. Br., wird im Norden vom Mälarsee, im Nordosten von Stockholmslän, im Südosten von der Ostsee, im Süden von Linköping, im Westen von Örebro und dem Hielmarsee begrenzt, von 57 □M. Größe und 105,000 Einw. Diese Provinz ist reich an fruchtbaren Ebenen und Wiesen, aber auch an Bergen, Wäldern und Seen. Hauptnahrungszweige der Bewohner sind: Viehzucht, Eisenbergbau, Fischerei und Ackerbau; letzterer aber von geringer Bedeutung. In den Städten blüht Handel und Fabrikwesen.

Sudeten-Gebirge in Schlesien, erhebt sich an der obern Oder, dehnt sich unter verschiedenen Namen bis zur lausitzer Neisse aus, beginnt in der Oberlausitz mit dem lausitzer Gebirge oder dem wohlischen Kamm, wohin die 1300 Fuß hohe Landskrone bei Görlitz gehört, schließt sich südlicher an das Isergebirge, dann an das Hochwald-, Eulen-, Habelschwerter- und Mensegebirge. Die höchsten Spitzen des Gebirgszuges sind die Schneekoppe (5000 Fuß), Sturmhaube (4500 Fuß), das große Rad (4650 Fuß) 2c. Vgl. Riesengebirge.

Südgeorgien, s. Neugeorgien.

Südindien, s. Australien.

Südland, s. Geestland.

Südlicht, s. Nordlicht.

Südpolarländer werden alle diejenigen Länder und Inseln genannt, welche in dem südlichen Ocean innerhalb oder doch in der Nähe des südlichen Polarkreises liegen. Es ist jetzt außer Zweifel, daß sich dort ein großes Festland, größtentheils in der Richtung des Polarkreises, ausdehnt; das man zwar noch nicht in seiner ganzen Ausdehnung kennt, dessen Existenz aber schon die Strecken, die man kennen gelernt, und die Untersuchungen, die man angestellt hat, hinlänglich erweisen. Derjenige Theil dieses südlichsten Festlandes, der am weitesten nach Norden hervortritt, scheint Trinity- oder Palmersland zu sein, eine Halbinsel, die sich südsüdöstlich von dem Südende Amerikas fast bis zu 62° südl. Br. nach Norden vorerstreckt, südlich von diesem aber in der Breite des Polarkreises den Na-

men Grahamsland führt. Südwestlich davon liegen in der südlichen Breite von 70° die Alexandersinsel, zwischen 57° und 69° 43′ westl. L., und die Petersinsel, zwischen 69° 57′ und 72° westl. L., die 1821 von Bellingshausen entdeckt wurden und beide jedenfalls nichts als die südwestliche Fortsetzung der Küste der oben erwähnten Halbinsel und somit Theile des Südpolarcontinents sind, der hier wahrscheinlich zu sehr nach Süden zurücktritt, als daß es den Schifffahrern bis jetzt gelungen wäre, dahin vorzudringen. Erst mit 162° westl. L. wird die Küste des Continents wieder sichtbar, die sich von da an, immer ziemlich in der Richtung des Polarkreises, bis zu 255° westl. L. zieht, und hier mit dem gemeinsamen Namen Wilkesland belegt worden ist. Die Hauptentdecker dieser Küste sind Dumont d'Urville (s. d.) und Sir James Clark Roß (s. d.), von denen jener zwischen 66° und 67° südl. Br. und 200° und 206° westl. L. 1840 ein ausgedehntes Land fand, welches er Adelaidenland nannte, dieser aber östlich von jenem in den J. 1841 und 1842 zwischen 72° und 79° südl. Br. über 100 Meilen weit eine Küste verfolgte, welcher er den Namen Victorialand gab, und auf der er einen 12,000 Fuß hohen Vulkan, welchen er Erebus benannte, unter 193° westl. L. und 77° südl. Br., sowie einen andern erloschenen, welchen er Terror nannte, entdeckte. Weiter westlich von Wilkesland zwischen 280° und 300° westl. L. und 67° südl. Br. finden sich Kempsland und das 1831 von Biscoe entdeckte Enderbysland, die beide ebenfalls wahrscheinlich Theile des Südpolarcontinents sind. Alle diese Länder geben in ihrer Natur, soweit man sie hat beobachten können, das Bild einer nackten, felsigen, zum Theil vulkanischen Wüstenei, mit hohen, stets mit Schnee und Eis bedeckten Bergen und die Küsten sind so mit Eis umgeben, daß eine genauere Untersuchung der Küste fast unmöglich ist. Außer dem antarktischen Continente gehören auch noch mehrere Inseln zu den Südpolarländern, von denen die bedeutendsten sind das 1675 von Laroche entdeckte und im 18. Jahrh. von Cook untersuchte, 20 Meilen lange und 2—3 M. breite Südgeorgien (s. Neugeorgien), eine stets mit Schnee bedeckte Insel, fast ohne alle Vegetation, doch reich an Seevögeln und sonst auch an Seesäugethieren, doch ohne alle Landsäugethiere; ferner südöstlich von dem vorigen das 1775 von Cook entdeckte, 1819 von Bellingshausen untersuchte Sandwichland unter 10° westl. L. und 58°—60° südl. Br., aus fünf größern und einigen kleinern vegetationslosen, von ewigem Schnee bedeckten und fast stets in Nebel gehüllten Inseln bestehend; endlich die 1822 von Weddel besuchten, zwischen 60° und 61° südl. Br. und 44° und 46° westl. L. gelegenen Südlichen Orkaden und die 1819 von Smith entdeckte, jedoch schon 1599 von einem Niederländer gesehene Inselgruppe von Neusüdshetland (s. d.), die in ihrer Natur ganz dem Sandwichland gleichen. Alle diese Inseln, sowie auch der südlichere Continent sind sämmtlich unbewohnt. Als Entdecker und Untersucher dieser Länder haben wir die Engländer Cook (s. d.), Capitän James Weddel, Capitän Foster, Sir James Clark Roß, die Franzosen Freycinet (s. d.) und Dumont d'Urville, sowie den russischen Capitän Bellingshausen zu nennen.

Südpreußen, eine ehemalige Provinz des Königreichs Preußen, gebildet aus einem Theile der Landstriche, welche durch die zweite und dritte Theilung Polens 1793 und 1796 an Preußen fielen, umfaßte fast alle südlich von der Netze liegenden Theile des heutigen Großherzogthums Posen, und den von der Weichsel und der Pilika eingeschlossenen Theil des heutigen Königreichs Polen. Es wurde von Schlesien, West- und Neuostpreußen und Galizien umgrenzt, enthielt gegen 1000 □M. mit 1,335,000 Einw., und war in die Kammerdepartements Posen, Kalisch und Warschau getheilt. Im J. 1807 wurde es durch den Tilsiter Frieden zum Großherzogthum Warschau geschlagen und nur ein kleiner Theil davon, das jetzige Großherzogthum Posen (s. d.), kam 1815 an Preußen zurück.

Sudras heißen in Indien diejenigen, welche der vierten Kaste angehören. Sie bilden das eigentliche Volk, ohne vom Gesetze auf ein bestimmtes Gewerbe hingewiesen zu sein. Vielmehr dürfen sie sich mit allen Künsten und Handwerken befassen, sogar Handel treiben. Aber vom Hören der Vedas sind sie durch das Gesetz entschieden ausgeschlossen; daher das indische Sprüchwort: „Begierig, wie Sudras nach dem Hören der Vedas“.

Unter sich zerfallen sie in Zünfte, deren jeder ein Altmeister vorsteht. Innerhalb der Zunft werden wieder alle Streitigkeiten geschlichtet und andere Angelegenheiten des Privatlebens besorgt, so daß die Kaste der Sûdras wieder in kleinere Corporationen getheilt war. Sie waren allerdings zu Dienern der drei oberen Kasten bestimmt, aber dennoch nicht zu Sclaven, welche die Griechen in diesem Sinne mit Recht unter den Indern vermissen. Erst Kauf oder Gefangenschaft konnte ein Anrecht auf Leibeigenschaft begründen. Dagegen galt es als Vorzug, sich zum Diener der Brahmanen bestimmt zu haben. Mit Sûdras gemischte Ehen erzeugten immer wieder Sûdras.

Südsee, s. Zuidersee und Stilles Meer.

Sue, Eugène, wurde 1808 zu Paris geboren und ist der Sohn eines Professors der Anatomie, der ihm ein beträchtliches Vermögen hinterließ. Sue studirte ebenfalls Medicin und machte als Schiffsarzt einige Reisen. Später soll er sich einem ziemlich ausschweifenden Leben überlassen und sein väterliches Vermögen völlig durchgebracht haben. Um dem drohenden Mangel zuvorzukommen, ergab er sich der Romantik und schrieb eine Menge Romane, aus denen zwar hervorging, daß in S. der Stoff zu einem großen Dichter vorhanden sei, die aber auch deutlich zeigten, daß ihm eine gründliche Bildung abging. Seine Dichtungen blieben auch größtentheils lange unbeachtet, bis endlich die wechselnde unbegründete Laune des Publikums von einem Roman „Mathilde oder die Memoiren einer jungen Frau“ lebhafter angeregt wurde, als von alle dem, was er bisher geschrieben hatte. Der Grund dazu ist schwer anzugeben und kann vielleicht nur darin gefunden werden, daß S. in diesem Romane seine bisherige Manier, die Tugend untergehen und das Laster triumphiren zu lassen, aufgab und jetzt das Laster bestrafte und die Tugend belohnte. Doch der Beifall, den sich „Mathilde“ erwarb, war nichts gegen den, welchen die „Geheimnisse von Paris“ errangen, wo der Dichter communistische und socialistische Ideen einwob und in grellen Farben die Leiden und Verirrungen der untern Classen, die Laster und Verbrechen der höheren Stände in der Gesellschaft schilderte. Mit beispielloser Schnelligkeit verbreitete sich dieser Roman in Uebersetzungen und in der Ursprache durch alle Länder des gebildeten Europas und ward in Tausenden von Exemplaren von den begierigen Lesern verschlungen. Auch ein folgender Roman, „Der ewige Jude“, scheint mit nicht geringerer Gunst vom Publikum aufgenommen zu werden, besonders da der Dichter weniger die Titelperson zum Hauptreiz seiner Dichtung, als vielmehr die in unserer Zeit so vielfach besprochenen und allseitig gefürchteten Jesuiten in ein verhängnißvolles Licht gestellt. Außer seinen Romanen hat er noch eine „Histoire de la marine française du siècle de Louis XIV.“ (5 Bde.) geschrieben, die freilich nur halb Geschichte und halb Roman ist, die aber trotz ihrer Zwitternatur das Interesse des Lesers vielfach zu fesseln weiß. In der neuesten Zeit hat er sich der socialistischen Partei in Frankreich völlig angeschlossen und wenn er auch in seinen vielbesprochenen „Mystères du peuple“ weit hinter jeder Erwartung zurückgeblieben ist, so machte doch seine Wahl zum Deputirten in die Nationalversammlung im J. 1850 großes Aufsehen und erregte die Besorgniß der Regierung in hohem Grade. Seine Thätigkeit in der Kammer hat diese Besorgniß aber nicht gerechtfertigt, da er keinen bedeutenden Einfluß gewonnen hat.

Suetonius, C. Tranquillus, von 70—121 n. Chr., aus einer plebejischen Familie in Rom, ist der Repräsentant der Geschichtschreibung der silbernen Latinität. Er war ein Freund und Studiengenosse des jüngern Plinius, der ihn auch dem Kaiser Hadrian zum Geheimsecretär (Magister epistolarum) empfahl. Als er von diesem wegen seines zu vertrauten Verhältnisses zur Kaiserin Sabina entlassen war, widmete er sich ununterbrochen seinen historischen Studien, zu denen er durch sorgsame und treue Benutzung der ihm reichlich zu Gebote stehenden Quellen und durch praktische Erfahrung im politischen Geschäftsgange befähigt war. Wenn es seinen historischen Werken auch an großartiger Combination und tieferer Erfassung des Kerns der Geschichte gebricht, so sind sie doch durch Fleiß und oft bis ins Kleinliche gehende Genauigkeit, durch lehrreiche Angabe biographischer Denkwürdigkeiten und Eigenthümlichkeiten, die größtentheils zur Charakteristik we-

sentlich sind, und durch einen nüchternen, im praktischen Leben gebildeten Styl ausgezeichnet. Seinen gewissenhaften Sammlerfleiß bezeugen die Fragmente aus einem großen Werke über die römische Literatur, besonders die erhaltenen Bücher über die berühmten Grammatiker und Rhetoren. Sein eigenthümliches Feld sind die biographischen Darstellungen der 12 ersten Kaiser („12 vitae Caesarum“), eine der bedeutendsten Quellen für die Geschichte der damaligen Zeit, und vollständige und deutliche Gemälde des öffentlichen und Privatlebens der dargestellten Personen, eingefaßt in den Rahmen der Zeitverhältnisse. Ausgaben von Casaubonus, Burmann, Oudendorp. Für den Schulgebrauch von Bremi und Baumgarten-Crusius. Uebersetzung von Ostertag (Frankf. 1788), Eichhoff, Schenk und Strombeck.

Sueven kommt als Bezeichnung eines großen germanischen Völkerstammes zuerst bei Julius Cäsar vor. Sie hatten, so erzählt dieser (de bell. gall. IV, 1—3), hundert Gaue (pagi) in Besitz, aus deren jedem sie jährlich tausend Bewaffnete aus dem Lande schicken, um Krieg zu führen. Die Uebrigen, welche zu Hause bleiben, müssen sich und jene ernähren. Im folgenden Jahre wechselt man; so wird denn weder der Ackerbau, noch die Uebung im Kriegswesen vernachlässigt. Eigenthümliche Felder einzelner Personen giebt es bei ihnen nicht, auch bleibt man nicht länger als ein Jahr der Bebauung wegen an demselben Orte, wie sie denn überhaupt mehr von der Milch, vom Vieh und von der Jagd, als vom Getreide leben. Cäsar glaubte ihre Wohnsitze im heutigen Hessen gefunden zu haben, und führte auch zweimal, freilich nur in Gedanken, mit ihnen Krieg, denn ob er gleich zweimal über den Rhein setzte, so zogen sich doch immer die Sueven in ihre Wälder zurück. In gleicher Weise setzt auch Strabo (VII. p. 290. Cas.) die Sueven-Völkerschaft zwischen Rhein und Elbe, und weiß zugleich von andern Sueven zu erzählen, die nach langem Herumirren an den Südufern der Donau sich auf die entgegengesetzte Seite dieses Flusses zogen und unter Anführung des Marobodus ein mächtiges Reich stifteten. Noch größere Ausdehnung giebt ihnen Tacitus, der in der Germania (c. 38—45) ihnen alles Land von der Donau an bis gegen Norden nach Schweden und sogar gegen Westen bis an die Elbe zu Wohnsitzen anweist und ihre einzelnen Völker in drei Hauptpartien aufzählt. Zu ihnen werden gerechnet Semnonen, Longobarden, Variner (in Mecklenburg), Angeln (in Schleswig), Hermunduren (an der obern Donau), Narisker (am Fichtelgebirge), Markomannen und Quaden und eine große Anzahl kleiner Völkerschaften. Die Oder hatte den Namen Suebus, das Meer, an welchem sie wohnen, heißt Suevicum mare. Auffallend ist es, daß nach Tacitus dieser Name in der Geschichte immer mehr verschwindet und an Ausdehnung immer mehr verliert, so daß er zuletzt nur zur Bezeichnung der in Schwaben wohnenden Germanen gebraucht wurde, die, zwar in Verbindung mit den Alemannen, doch ein selbständiges, für sich handelndes Volk bildeten, das auch eigene Kriege, besonders gegen die schwachen römischen Kaiser, mit Glück führte. Mit den Vandalen und Alanen fielen die Sueven 407 in Gallien ein; gingen auch 409 auf Bitten des Gerontius nach Spanien und ließen sich auf beiden Seiten der Pyrenäen nieder. In Deutschland, wo sie später mit den Alemannen der fränkischen Herrschaft unterworfen wurden, trat ihr Name anfangs gegen den der Alemannen zurück, blieb aber im spätern Mittelalter dem südwestlichen Theile Deutschlands, besonders seit dem Zeitalter der hohenstaufischen Kaiser.

Suez, kleine Stadt auf der gleichnamigen Landenge, welche Asien und Afrika mit einander verbindet. Sie gehört zu Mittelägypten und liegt an dem Bahr el Kolsum, einem Busen des rothen Meeres, in einer sandigen unfruchtbaren Gegend. Sie hat einen Hafen und Schiffswerfte und war vor der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien eine sehr blühende Handelsstadt. Jetzt zählt sie aber wohl kaum noch 8000 Einw., die einigen Handel nach Mekka und Mokka treiben. Uebrigens hebt sie sich wieder, seitdem eine Dampfbootpost von hier nach Bombay eingerichtet ist. — Die Landenge, die von der Stadt den Namen führt, ist 15 Meilen breit und hat theils sandigen, theils felsigen Boden. Schon öfter ist der Gedanke in Anregung gebracht, dieselbe zu durchstechen, was allerdings für den Handel von den

wichtigsten Folgen und ohne besonders große Schwierigkeiten zu bewerkstelligen wäre, wenn man sonst nicht, was schon Mehemed Ali beabsichtigte, durch Anlegung eines Verbindungscanals zwischen dem rothen Meere und dem Nile, jenen Zweck zu erreichen vorzieht.

Suffeten, s. Karthago.

Suffolk, 1) Grafschaft im südöstlichen England, im Norden von Norfolk, im Osten von der Nordsee, im Süden von Essex und im Westen von Cambridge begrenzt, 69 QM. groß, mit 296,000 Einw. Es ist ein im Innern fruchtbares, an der Küste sandiges und morastiges Land, im Norden vom Wawency, in der Mitte vom Deben und Orwell und im Süden vom Stour bewässert. Viehzucht nebst Ackerbau und an den Küsten Fischerei sind die Hauptnahrungszweige der Bewohner. Die Hauptstadt ist Ipswich. 2) Grafschaften in den nordamerikanischen Staaten Massachusetts und New-York und im britischen Gouvernement York.

Suffolk, ein englischer Grafen- und Herzogstitel, den verschiedene Häuser führten. Zuerst besaßen die Cliffords den Grafentitel, verloren ihn aber gegen die Mitte des 14. Jahrh. Darauf kam der Titel an die Familie Pole, die von William Pole, einem reichen Kaufmann zu Hull, abstammte, der dem König Eduard II. oft Geld lieh und dafür 1319 zum königlichen Bannerherrn erhoben wurde. — Michael de la Pole, der Enkel des Kaufmanns, war ein Günstling Richard's II. und erhielt das Kanzleramt, sowie 1385 die Würde eines Grafen von S. Die gegen den König verbündeten Lords entsetzten ihn jedoch unter geringen Beschuldigungen 1386 seines Amtes und nahmen ihm auch die Güter. Er starb 1388. — Sein Sohn Michael, Graf von S., erhielt das eingezogene Vermögen theilweise zurück, und starb 1415. Von seinen drei Söhnen, Michael, Alexander und William, fielen die beiden ersten in den Kämpfen gegen die Franzosen, der dritte beerbte den Vater. — William de la Pole, erst Graf, dann Herzog von S., gelangte am Hofe des schwachen Heinrich VI. zu großem Einfluß. Man schickte ihn 1444 nach Frankreich, wo er des Königs Vermählung mit Margarethe von Anjou (s. d.) berichtigen sollte. Um sich bei der Prinzessin und deren Familie in Gunst zu setzen, versprach er in einem geheimen Artikel, die Grafschaft Maine, welche die Engländer noch besetzt hielten, an Karl von Anjou, den Oheim Margarethe's und Günstling des Königs von Frankreich, abzutreten. Die Räthe Heinrich's VI. bestätigten diesen verrätherischen Vertrag, und S. wurde zum Marquis, bald darauf aber zum Herzog erhoben. Als Margarethe im folgenden Jahre den König heirathete, schloß sich S. mit dem Cardinal von Winchester an dieselbe an. Die Verbündeten suchten zuvörderst den ehrenhaften Herzog von Glocester zu stürzen und ließen den Prinzen 1447 im Gefängniß ermorden. Kurz nach dieser Unthat starb Winchester, und S., der Liebhaber der Königin, riß nun ganz die Reichsverwaltung an sich. Er beleidigte die Großen, bedrückte das Volk durch Erpressungen und erwarb für sich große Reichthümer. Das Unterhaus richtete 1450 eine Klage auf Hochverrath gegen ihn der auch sogleich die Lords beitraten. Der Hof suchte den Günstling durch eine Verbannung nach Frankreich auf fünf Jahre zu retten. Allein seine Feinde ließen ihm an der Küste auflauern und unweit Dover auf einem Nachen am 2. Mai 1450 martervoll ermorden. — Sein Sohn Jack, Herzog von S., heirathete Elisabeth, die älteste Schwester Eduard's IV. (s. Plantagenet), und wurde deshalb ein eifriger Parteigenosse des Hauses York. Aus seiner Ehe entsprangen Jack, der den Vater beerbte; Edmund und Richard, der 1525 bei Pavia blieb. — Jack de la Pole, Graf von Lincoln und Herzog von S., wurde seiner mütterlichen Abstammung wegen von Richard III. zum künftigen Thronfolger erklärt. Die Schlacht bei Bosworth entschied jedoch für Heinrich VII. (s. d.), und S. flüchtete zu seiner Mutter Schwester, der Herzogin von Burgund, nach Flandern. Von hieraus setzte er mit 2000 deutschen Veteranen 1487 nach England über, verband sich mit den Anhängern des Prätendenten Simmel und zog mit einem Corps von 8000 Mann gegen York. Heinrich VII. ereilte ihn jedoch mit überlegener Macht bei Stoke, in der Grafschaft Nottingham, und brachte ihm am 6. Juni 1487 eine furchtbare Niederlage bei. S. blieb mit 4000 seiner Anhänger auf der Wahl-

statt. — Sein Bruder Edmund de la Pole, Graf von S., den Heinrich VII. ebenfalls fortwährend mit seinem Argwohn verfolgte, ließ sich endlich in eine Verschwörung gegen den König ein. Als sie entdeckt worden war, entfloh S. 1501 zum Erzherzog Philipp von Oesterreich, der ihn unter der Bedingung auslieferte, daß man ihn nicht am Leben strafe. Seitdem schmachtete er im Tower, wo ihn Heinrich VIII. 1513 enthaupten ließ. — Heinrich VIII. verlieh 1513 den Titel eines Herzogs von S. seinem Günstlinge, dem Ritter Charl. Brandon. Derselbe mußte im Decbr. 1514 die schöne Prinzessin Marie, die jüngste Schwester Heinrich's VIII., zu ihrer Vermählung mit Ludwig XII. nach Frankreich geleiten. Nachdem aber Ludwig XII. am 1. Januar 1515 gestorben, erhielt er selbst die Hand der Prinzessin, die er leidenschaftlich liebte. Franz I. von Frankreich hatte diese Heirath gefördert und wirkte dem Paare auch die Verzeihung Heinrich's VIII. und die Rückkehr nach England aus. S. begleitete später seinen königl. Schwager mehrmals auf den Feldzügen nach Frankreich und machte sich durch seinen untadelhaften Wandel und seine Sanftmuth bei Hofe sehr beliebt. Als er 1545 starb, verlor besonders der Erzbischof Cranmer seine festeste Stütze. Er hinterließ aus der Ehe mit der Prinzessin zwei Töchter, von denen die ältere, Franzisca, den Henry Gray, Marquis von Dorset, heirathete. — Derselbe wurde während der Regierung Eduard's VI. durch seine Verbindung mit dem herrschsüchtigen Herzog von Northumberland 1551 zum Herzog von S. erhoben. Northumberland bewog 1552 Eduard VI., seine beiden Schwestern, Maria und Elisabeth, von der Thronfolge auszuschließen, und seine Verwandte, Lady Johanna Gray (s. d.), die Tochter S.'s, zur Thronfolgerin zu ernennen. Nachdem diese Vorbereitung getroffen, mußte Johanna 1553 den jüngsten Sohn Northumberland's, den Lord Guilford Dudley, heirathen. Als bald darauf Eduard VI. starb, ließ zwar S. seine Tochter durch Northumberland's Beihülfe zur Königin ausrufen; allein die Entschlossenheit der Prinzessin Marie (s. d.) machte dieser Usurpation ein baldiges Ende. Johanna und deren Gemahl wurden verurtheilt; doch zögerte die Königin Maria anfangs, das Urtheil an ihnen vollziehen zu lassen. S., das Werkzeug Northumberland's, erhielt sogar die Freiheit zurück. Als dieser aber, um seine Tochter aus dem Gefängnisse zu befreien und auf den Thron zu setzen, Theil an der Empörung des Thom. Wiat nahm, ließ die Königin ihm den Proceß machen, und fünf Tage nach seiner Tochter Tode, am 17. Februar 1554, enthaupten. — Jacob I. verlieh 1603 den Titel eines Herzogs von S. an Lord Thom. Howard de Walden, bei dessen Nachkommenschaft die Würde blieb.

Suffragan heißt jeder Geistliche in der christlichen Kirche, der bei einer Versammlung von mehreren Geistlichen Sitz und Stimme (suffragium) hat; vorzugsweise bezeichnet man damit jedoch den als Gehülfe dem Erzbischof untergeordneten Bischof, der in Abwesenheit oder beim Tode des Erzbischofs als Vicarius in spiritualibus und in temporalibus fungirt. Desgleichen hat auch jeder Bischof seinen Suffragan in der Diöces.

Suffragium ist die Stimme, welche Jemand in einer über eine Staatsangelegenheit gehaltenen Versammlung abgiebt. Bei den Römern sind suffragia die Stimmen, welche die römischen Bürger in den Comitien (s. d.) oder als Richter in Civilprocessen (judicia publica) abgeben; auch die Abstimmung im Ganzen und das Stimmrecht selbst, das zu den politischen Rechten eines römischen Bürgers gehörte, wird Suffragium genannt. Lange Zeit geschah die Abstimmung mündlich; die schriftliche Abstimmung (per tabellas, d. i. durch hölzerne, mit Wachs überzogene Täfelchen) wurde erst im 7. Jahrh. der Stadt durch mehrere Gesetze eingeführt, und zwar zuerst bei Magistratswahlen im J. 136 v. Chr. durch die lex Gabinia, bei Gesetzvorschlägen im J. 131 durch die lex Papiria, bei Gerichten mit Ausnahme des Hochverraths im J. 117 durch die lex Cassia, und endlich auch beim Hochverrath im J. 107 durch die lex Caelia.

Suffren de Saint-Tropez, Pierre André, einer der größten Seemänner Frankreichs, stammte aus einer vornehmen Familie der Provence und wurde daselbst am 13. Juli 1726 geboren. Er trat 1743 in die französische Marine, zeichnete sich durch seinen Muth in mehreren Kämpfen gegen die Engländer aus und stieg 1748 zum Schiffsfähn-

drich. Nach geschlossenem Frieden ging er nach Malta, ließ sich in den dortigen Ritterorden aufnehmen und trat erst 1755, wo die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England wieder begannen, auf die franz. Flotte zurück. Ungeachtet seines tapfern Betragens bei verschiedenen Gelegenheiten wurde er erst 1772 zum Schiffscapitän befördert. Der Graf d'Estaing, unter welchem er Theil an dem Unabhängigkeitskriege der Nordamerikaner nahm, übergab ihm zu Boston einen Theil seiner Streitmacht, mit welcher er in den Hafen von Newport drang und die daselbst eingelaufene britische Flotille verbrannte. Jetzt erhielt S., auf die Empfehlung des Admirals, nach seiner Rückkehr nach Breston, noch 1779 den Befehl über ein leichtes Geschwader in der vereinigten französisch-spanischen Flotte unter Don Ludwig von Cordova. An der Spitze seiner Streitkräfte griff er am 9. August 1780 auf der Höhe vom Cap Saint-Vincent eine bedeutende britische, nach Ostindien segelnde Handelsflotte an, der er zwölf Schiffe wegnahm. Nach dieser Heldenthat gab ihm die Regierung eine Escadre von sieben großen Schiffen, mit welchen er unter dem Titel eines Commodore den von den Engländern bedrohten Holländern zu Hülfe eilen mußte. Er schlug am 16. April 1781 den brit. Commodore Johnstone in einem Gefecht unweit der capverdischen Insel San-Jago und vereitelte dadurch den Anschlag des Feindes auf das Cap der guten Hoffnung, das er eher als die Engländer erreichte und besetzte. Im J. 1782 schlug er am 17. Februar und 12. April den britischen Admiral Hughes in den ostindischen Gewässern, zwar ohne Entscheidung, doch so, daß die Operationen der Briten gelähmt wurden. Im September nahm er sogar das vom Feinde eroberte Trinconomale weg und erhielt sich unter fortwährenden kleinen Gefechten auf dieser Station. Nach dem Abschluß des Friedens von 1783 wurde er nach Frankreich zurückgerufen. Er landete am 26. März 1784 zu Toulon und ward vom Volke wie vom Hofe enthusiastisch empfangen. Ludwig XVI. verlieh ihm die sämmtlichen Orden und schuf für ihn eine besondere Viceadmiralswürde, die nach seinem Tode wieder eingehen sollte. Als sich 1787 das Verhältniß zwischen Frankreich und England abermals feindselig gestaltete, erhielt S. im October vom Hofe den Auftrag, die Flotte im Hafen zu Brest nach seinem Gutdünken auszurüsten. Sein durch unmäßige Thätigkeit geschwächter Gesundheitszustand verhinderte ihn jedoch daran; er starb zu Paris am 8. Decbr. 1788. Vgl. Trublet „Essai historique sur la vie et les campagnes du bailli S." (Paris 1824). — Sein Bruder, Louis Jérôme S. de Saint-Tropez, geb. zu Arras 1722, war seit 1764 Bischof von Sisteron, wo er 1780 den zwei Stunden langen Canal zu bauen begann, der seinen Namen führt. Er wanderte in der Revolution aus und starb in der Fremde. Die Stadt Sisteron errichtete 1824 zu seinem Andenken einen Obelisk.

Suggestivfragen oder verfängliche Fragen nennt man die beim Criminalproceß vom Richter an den Inquisiten gerichteten Fragen, in welchen die von letzterem zu bekennende Thatsache involvirt ist. Sie sind jedenfalls unstatthaft, mögen sie auch eher zum Ziele führen, als ein aus den vorliegenden Thatsachen hervorgehendes Verhör, denn auf solche Weise berückt und beschleicht der Richter den Schuldigen wie den Unschuldigen, indem der ungebildete Mensch, der rechten Form des Gedankens nicht mächtig, die nur halbverstandene Frage so beantwortet, daß bei spitzfindiger oder auch nur richtiger Interpretation etwas ganz Anderes herauskommt, als er gemeint hat.

Suhl, eine der ansehnlichsten Städte der gefürsteten Grafschaft Henneberg in Franken, gehört jetzt zu dem Kreise Schleusingen im Erfurter Regierungsbezirk der preuß. Provinz Sachsen und liegt an der Südwestseite des Thüringerwaldes in einem romantischen Thale am Flüßchen Lauter. Sie verdankt ihre Entstehung wahrscheinlich den Sorben, die sich hier wegen der gegenwärtig nicht mehr benutzten, aber ehemals ziemlich reichhaltigen Salzquellen, von deren sorben-wendischer Benennung sie auch ihren Namen herleitet, mögen niedergelassen haben. Sehr beträchtlich wurde seit dem 14. Jahrh. lange Zeit ihr Bergbau. Graf Wilhelm von Henneberg ertheilte ihr 1527 förmliche städtische Privilegien und besondere Statuten. Die Stadt zählt gegen 9000 Einw., und hat die Rechte einer Bergstadt, jedoch ist das Hennebergisch-Neustädtische Bergamt, welches früher seinen Sitz

hier hatte, 1838 nach Großcamsdorf im Neustädtischen Kreise verlegt worden, weil an diesem Orte der Bergbau gegenwärtig schwunghafter betrieben wird, als in S. Außerdem ist in S. ein Land- und Stadtgericht, eine Superintendentur, ein Rentamt, Postamt ꝛc. Hauptnahrungszweige sind jetzt blos die Eisen- und die Gewehrfabrikation. Die Eisenwerke verbrauchen zu ihren Fabrikaten jährlich über 10,000 Ctr. Roheisen, welches auf sechs Blauöfen producirt und dann auf den Eisen-, Blech-, Stahl- und Rohrhämmern weiter verarbeitet wird. Sehr gesucht sind die Suhler Bleche. Noch berühmter aber sind schon seit Jahrhunderten die hier gefertigten Gewehre. Vor Erfindung des Schießgewehres bestand die Gewehrfabrik aus Panzerern, Plattnern und Harnischschmieden und lieferte besonders für die Ritterschaft des südlichen Deutschlands Rüstungen und Schwerter. Nach der Einführung des Schießgewehrs wurden aber Hakenbüchsen, Musketen ꝛc. angefertigt; und im J. 1563 verlieh der letzte Graf von Henneberg, Georg Ernst, der Fabrik Innungsprivilegien. Hierdurch hob sich dieselbe so sehr, daß sie nicht blos Deutschland mit Gewehren versorgte, sondern auch Spanien, die Türkei, Ungarn, Polen, Preußen, Dänemark ꝛc., ja fast ganz Europa. Trotz vielfacher Unglücksfälle hat die hiesige Gewehrfabrik Jahrhunderte hindurch bis jetzt ihren alten wohlverdienten Ruhm behauptet und unter der vom preuß. Kriegsministerium hier bestellten Gewehrrevisionscommission sind die Arbeiten dieser Fabrik zur höchsten Vollkommenheit gelangt. In manchem der letzteren Jahre wurden über 20,000 Infanteriegewehre, und außerdem Jägerbüchsen, Cavaleriecarabiner, Pistolen, Säbel, Hirschfänger u. dgl. für die preuß. Armee, aber auch Gewehre für die Truppen anderer Staaten, z. B. der Niederlande, der königlich und herzoglich sächsischen, der anhaltinischen Lande ꝛc. angefertigt. Außerdem aber liefert Suhl auch eine große Menge ausgezeichneter Jagd- und Luxusgewehre, sowie auch kleinere Eisenwaaren der verschiedensten Art. In früheren Zeiten war hier die Barchentmanufactur sehr beträchtlich, und noch zu Ende des 18. Jahrh. wurden hier jährlich über 70,000 Stück Barchent fertig. Allein in den letzten Jahren ist der Barchenthandel fast gänzlich in Verfall gekommen. Vgl. Werther „Sieben Bücher der Chronik der Stadt Suhl" (2 Bde., Suhl 1846—47).

Suhm, Peter Friedrich von, Geschichtschreiber der nordischen Geschichte, zu Kopenhagen den 18. Octbr. 1728 geboren, Sohn des dänischen Admirals Ulrich Friedrich Suhm unter Christian VI., beschäftigte sich anfänglich eifrig mit der classischen Philologie, blieb seit 1751 in Drontheim in Norwegen, um die ältere Geschichte Norwegens zu studiren und mit Schöning gemeinschaftlich zu bearbeiten. Hier blieb er bis 1765, wo er nach Kopenhagen zurückkehrte. Hier, wie dort, beschäftigte er sich mit der ältern nordischen Geschichte. Früchte dieser Studien sind seine „Kritische Geschichte von Dänemark zu den Zeiten der Heiden", seine „Geschichte der nordischen Völkerwanderung", das Werk „Ueber den Ursprung der Völker im Allgemeinen", und „Ueber den Ursprung der nordischen Völker". Am bedeutendsten aber ist seine „Geschichte von Dänemark" (11 Bde., Kopenh. 1782—1812, 4.). Das durch seine Frau ihm gewordene bedeutende Vermögen setzte ihn in den Stand, seine Bibliothek zu einer der größten und wichtigsten Privatbibliotheken zu machen, welche je existirt haben. Er überließ dieselbe gegen eine Leibrente von 3000 Rthlr. 1796 der königl. Bibliothek zur Benutzung und Einverleibung nach seinem Tode, welcher 1798 erfolgte.

Suhm, Ulrich Friedrich von, kursächsischer Geheimrath, in Dresden den 29. April 1691 geboren. Von seinem Vater, dem sächsischen Gesandten in Paris, wurde er nach Genf und von da nach Paris zur Ausbildung in der Diplomatie gebracht, so daß er schon 1720 zum Gesandten in Berlin ernannt wurde. In den zehn Jahren, in welchen er sich hier aufhielt, wurde er der vertrauteste Freund Friedrich's II., mit dem er auch nach seinem Abgange von Berlin an den russischen Hof einen philosophischen Briefwechsel unterhielt, welcher in der Folge herausgegeben wurde. Als Friedrich 1740 auf den Thron gelangte, so wollte er ihn an seinen Hof ziehen; Suhm starb aber im November desselben Jahres auf der Reise nach Berlin.

Suidas, ein griechischer Lexikograph, über dessen Leben nichts Näheres bekannt ist.

Die Zeit, wann er gelebt hat, ist eben so unbestimmt und die Meinungen schwanken zwischen der Mitte des 10. Jahrh. bis Mitte des 11. Er verfaßte ein Lexikon, welches wegen der Menge Excerpte aus jetzt verlorenen Schriften, literarischer und historischer Nachrichten, namentlich aber wegen eines großen Reichthums an Fragmenten aus zum Theil sehr bedeutenden alten Dichtern für die Philologie von unschätzbarem Werthe ist. Die Editio princeps besorgte Chalcondilas zu Mailand 1499. Die brauchbarste Ausgabe ist die von Küster (Cantabrig. 1705 ff., 3 Bde.). In kritischer Hinsicht wichtig wegen der Collationen mehrerer Handschriften ist die Ausgabe von Gaisford (Lond. 1834) und mit Hülfe der Gaisford'schen Varianten und auf Grund des Mailänder Textes besorgte später Bernhardy eine neuere Ausgabe (2 Bde., Halle 1834).

Sulioten, ein halbgriechischer Volksstamm, wohnten seit dem 17. Jahrh. angeblich um die steile Bergveste Suli im kassopeischen Gebirge am Acheron in 70 Dörfern. Sie sind griechischer Religion und lebten ein freies Hirtenleben in ihren abgeschlossenen Bergen und Thälern. In ihrem eigenen Kampfe gegen Ali Pascha von Janina (bis 1803) und später als eifrige Theilnehmer am allgemeinen Griechenaufstande haben sie sich als eben so vaterlandsliebende, als listige und tapfere Krieger bewährt. Selbst die Frauen theilen diese Eigenschaften. Im J. 1803 wurden die Sulioten von Ali Pascha besiegt und vertrieben, worauf sie in fremde Kriegsdienste traten; im J. 1821 aber rief er sie wieder zu seiner Hülfe gegen Churschid Pascha und unter Bozzaris schlugen sie Churschid bei Castri. Im Februar 1822 fiel Ali, und die Sulioten, aufs Neue in ihren Felsen bedrängt, übergaben sich auf den Vorschlag des englischen Consuls in Prevesa im Septbr. 1822 den Türken. — Sie wurden theils zerstreut, theils nach Kephalonia gebracht und das kurze Dasein dieses tapfern Volkes war vernichtet. S. Perrhäbos „Geschichte von Suli" (Englisch, Lond. 1823); Lüdemann „Der Suliotenkrieg mit den darauf bezüglichen Volksliedern" (Lpz. 1825).

Sulkowski, eine Fürstenfamilie im Großherzogthum Posen und in Oesterreichisch-Schlesien, stammt von einem alten polnischen Geschlechte ab. — Alexander Joseph von S. erkaufte 1733 die Güter der ausgestorbenen Familie Lesczynski (s. d.) in Großpolen, darunter das Ordinat Rydzyn oder Reissen und die Grafschaft Lissa, und wurde darauf in den Reichsgrafenstand erhoben, erhielt auch 1737 das Indigenat in den kaiserlich österreichischen Erblanden und 1752 nach Ankauf des Fürstenthums Bielitz in Oesterreichisch-Schlesien, für sich und seine Descendenz die reichsfürstliche Würde. — Er hinterließ vier Söhne, von denen nur zwei Nachkommen hatten, und das Haus S. in die beiden noch bestehenden Linien von Reissen und Bielitz theilten. Der Stifter der ersten, welche auf dem Schlosse Reissen bei Lissa residirt, war Anton S., gest. zu Lissa am 16. Januar 1796. — Ihm folgte im Ordinat sein Sohn Anton Paul, Fürst S., geb. zu Lissa am 31. Decbr. 1785, der in Warschau, Breslau und Göttingen seine wissenschaftliche Bildung erhielt und 1806, als Napoleon zur Errichtung einer Armee in Polen aufrief, zuerst ein Infanterieregiment organisirte, dessen Oberst er wurde. Seine erste Waffenthat war die Erstürmung der Stadt Dirschau am 27. Februar 1807. Dann wohnte er mit Auszeichnung den Belagerungen von Danzig und Kolberg bei. Im J. 1808 war er mit seinem Regiment in Spanien und zeichnete sich bei der Vertheidigung von Toledo und in der Schlacht von Ocaña, wo er als Oberst die ganze polnische Division führte, aus. Später war er Gouverneur von Malaga, wo er sich die Zuneigung der Einwohner zu erwerben wußte. Nach Poniatowski's Tode ernannte ihn Napoleon zum Oberanführer der Ueberreste der polnischen Armee. Als dieses Corps den Wunsch aussprach, mit Erlaubniß Napoleon's nach Polen zurückzukehren, versprach S., daß er es nicht nach Frankreich führen würde, und eröffnete dies dem Kaiser, der jedoch bei Schlüchtern die Generale und Offiziere des Corps versammelte und sie zu überzeugen wußte, daß es ihr Nationalvortheil sei, an ihm festzuhalten. S. aber legte in Folge seines einmal gegebenen Wortes das Commando nieder und kehrte mit Erlaubniß Napoleon's auf seine Güter und dann nach Warschau zurück. Später, bei dem Wiederaufleben der polnischen Armee im

neuen Königreiche Polen, wurde S. Mitglied des Kriegscomité und endlich erster Generaladjutant der polnischen Armee beim Kaiser Alexander. Zu Anfang des J. 1818 erhielt er auf wiederholtes Ansuchen seine Entlassung, begab sich auf seine Besitzungen im Großherzogthum Posen und wurde von Friedrich Wilhelm III. 1824 zum Marschall des ersten Posener Landtags, bald darauf auch zum Mitglied des Staatsraths ernannt. Er starb am 13. April 1836. — Ihm folgte als Ordinat von Reissen sein einziger Sohn, August Anton, Fürst S., geb. am 13. Decbr. 1820. — Der Stifter der zweiten Linie, des Hauses Bielitz, welches das Herzogthum Bielitz (4 QM. mit 18,000 Einw.) besitzt und zu Bielitz, einer Manufacturstadt mit 4500 Einw., residirt, wurde Franz S., gest. am 22. April 1822, dem sein Sohn Johann Nepomuk S. folgte, der 1835 starb, worauf dessen Sohn Ludwig S., geb. am 14. März 1814, im Herzogthum folgte. — Ein natürlicher Sohn von Franz S. war Joseph S. Er erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, zeigte früh ungewöhnliche Talente und trat zeitig ins polnische Heer ein. Er focht 1792 unter dem General Zabiello gegen die Russen und zeichnete sich bei Vertheidigung der Brücke an der Zelwa aus. Als Stanislaw August 1792 der Conföderation von Targowiza beitrat, ging er nach Paris und wurde hierauf vom Wohlfahrtsausschuß als Chargé d'affaires nach Konstantinopel geschickt. Nach der Erhebung der Polen unter Kosciuszko verließ er Konstantinopel und gelangte verkleidet durch die österreichischen Staaten nach Polen, als die Schlacht bei Maciejowice den Untergang der Republik zur Folge hatte. Im J. 1795 ging er wieder nach Paris und wurde als Hauptmann zu der franz. Armee nach Italien geschickt, wo er in Berthier's Generalstabe eine Anstellung fand. Bald darauf wurde er Bonaparte's Adjutant, den er nach Aegypten begleitete, wo er bei dem Aufstande in Kairo, als er sich durch seinen Eifer und seine Menschenliebe zu weit hinreißen ließ, am 21. Octbr. 1798 getödtet wurde. Seine „Mémoires historiques, politiques et militaires sur les révolutions de Pologne 1792—94, la campagne d'Italie 1796 et 1797, l'expédition du Tirol et les campagnes d'Egypte 1798" gab Hortensius de Saint-Albin (Par. 1832) heraus.

Sulla hieß eine der patricischen Familien der römischen Gens Cornelia (s. Cornelius). In der ältern Zeit trug sie den Namen Rufinus und erscheint zuerst im J. 334 v. Chr. in den Fasten, wo Publius Cornelius Rufinus Dictator war. Sein gleichnamiger Sohn besiegte im J. 290 v. Chr. mit Curius (s. d.) als Consul die Samniten und eroberte 277 während seines zweiten Consulats Croton. Der Enkel des Vorgenannten vertauschte den Namen Rufinus mit Sulla. Er besorgte als Prätor im J. 212 die erste Feier der apollinarischen Spiele. Seitdem sank die Familie, bis sie durch den Dictator Lucius Cornelius Sulla wieder emporgehoben wurde. Dieser, geb. 138 v. Chr., führte ein ziemlich wüstes Jugendleben, wurde dann 107 als Quästor zu Marius (s. d.) nach Afrika gesendet und zeichnete sich hier durch Kriegstalente wie durch Klugheit aus, indem er die Auslieferung des Jugurtha durch geschickte Unterhandlung bewirkte und dadurch den Krieg beendigte. Er betrachtete diese That, die den ersten Grund zur Eifersucht zwischen ihm und Marius legte, immer als eine seiner bedeutendsten. In dem Kriege mit den Cimbern zeichnete er sich als Unterfeldherr aus, und trug durch seine geschickten und glücklichen Unternehmungen in dem Bundesgenossenkriege nicht wenig zur Beendigung desselben bei. Jedoch schrieb er selbst mehr dem Glücke als seinem Verdienste zu, weshalb er sich den Glücklichen nannte (Felix). Bis zu seinem Consulate (88 v. Chr.), welches er in seinem 50. Jahre erhielt, zeigte er nicht im Geringsten Spuren eines über die gesetzlichen Schranken hinausgehenden Ehrgeizes. Bis zu dieser Zeit beschäftigten ihn, außer seiner kriegerischen Thätigkeit und der Verwaltung der Prätur und der Provinz Asien, wissenschaftliche Studien und die geselligen und üppigen Belustigungen, welche der Luxus und die Bildung der damaligen Zeit mit sich brachten. Der Glaube an sein Glück zog ihn zur Sterndeuterei, zur Wahrsagerei und mancherlei Aberglauben hin, sowie er an niedrig komischen Darstellungen, Possenreißerei und Gaukeleien Geschmack fand, gleich als ob er darin die Ironie der furchtbar ernsten blutigen Wirklichkeit erkennte. In dem geselligen

Leben zeigte er sich leutselig, populär, theilnehmend und heiter, vorzüglich gegen seine Soldaten, mit denen er vertraulich scherzte. Seinen Meinungen und seinem Privatcharakter blieb er auch während der folgenden blutigen Zeiten treu, in welchen er von tödtlich kalter Consequenz leicht zur ganzen Behaglichkeit und Jovialität seines Wesens übergehen konnte. Als blutiges Gestirn ging er zuerst über seiner Zeit auf, als er in seinem Rechte gekränkt und das ihm vertraute Commando im Mithridatischen Kriege durch die demagogischen Umtriebe des Sulpicius und Marius auf den Letztern übertragen werden sollte. Von dieser Zeit an wurde es seine Hauptaufgabe, die ihm hinderliche und den Staat erschütternde Faction der Volksführer mit der Wurzel auszurotten. Jedoch vorerst mußte der äußere Staatsfeind bezwungen werden, wodurch Sulla außer einem an Blut gewöhnten und ihm ergebenen Heere sich Ruhm erwerben mußte. Nachdem er seine rachedürstenden Legionen aus Campanien gegen Rom geführt und nach hartnäckiger Gegenwehr die Stadt von seinen Feinden gesäubert hatte, brach er gen Osten auf, um Mithridates, den Schlächter unzähliger römischer Bürger, zu strafen, dessen Feldherren Aristion und Archelaus nach Griechenland übergegangen waren und sich nach Athen geworfen hatten. Stadt und Hafen stürmte Sulla, welcher nach Griechenland übergesetzt hatte; drängte mit seinen 30,000 Mann das 12,000 Mann starke Heer nach Böotien zurück, und schlug bei Chäronea auf einem für die Feinde ungünstigen Terrain und in den Ebenen von Orchomenos, wo er selbst mit einem römischen Adler voranstürmte, die asiatischen Horden unter Archelaus. Diese Siege, und Sulla's weiteres Vordringen nach Asien hin, machten Mithridates zum Frieden geneigt, den auch der Sieger wünschte, um nun mit Nachdruck gegen seine Feinde in Rom verfahren zu können, welche wieder die Gewalt an sich gerissen und unter der Sullanischen Partei gewüthet hatten. Nach Marius, der aber bald nach seinem Siege starb, war Cinna der erste Machthaber geworden, der nun, als furchtbar ruhige Drohungen Sulla's an den Senat, wie ferner Donner, seinem Erscheinen vorangingen, sich mit aller Macht rüstete, um Sulla von Italien abzuhalten. Jedoch als er nach Griechenland übersetzen wollte, wurde er von seinen Soldaten ermordet. Sulla, der in Griechenland eine Zeitlang Bäder zur Heilung des Podagra, unter kurzweiligem Zeitvertreibe, gebraucht hatte, landete darauf in Italien, ohne daß ihm von der viermal stärkern Macht des Feindes der Boden streitig gemacht wurde. Sowie schon früher viele Flüchtlinge seiner Partei, sowie auch sein Weib und seine Kinder, die kaum von dem bald darauf zerstörten Heerde in Rom entrannen, sich zu ihm begeben hatten, so wurde er jetzt durch viele bedeutende Parteigänger verstärkt, die jetzt offener mit ihrer Gesinnung hervortraten, und, wie Pompejus und Metellus, mit bewaffneter Macht zu ihm stießen. Der Gegenpartei, welche unter Carbo, Scipio, Norbanus, dem jüngern Marius, Sertorius stand, fehlte es an Planmäßigkeit und Einheit der Unternehmungen, und sie wurde theils geschlagen, theils auf die Seite des Gegners verlockt, so daß Sulla, nachdem er die Hauptmacht unter Marius in Präneste eingeschlossen, in Rom einziehen konnte. Jedoch die römischen Bundesgenossen, namentlich die Samniter und Lucaner, die von Marius begünstigt worden waren und die Vernichtung ihrer Rechte fürchteten, suchten Präneste zu entsetzen. Da Sulla dieser Stadt zu Hülfe eilte, so wandten sich die durch Marianer verstärkten Samniter unter Telesinus gegen Rom, wurden aber von Sulla, der in Eilmärschen ihnen nachzog, und mit seinen ermüdeten Truppen noch gegen Ende des Tages angriff, gänzlich geschlagen und zerstreut. Nach seinem Einzuge in Rom begann der militärische Despotismus, der eine Zeitlang alles staats- und privatrechtliche Leben aufhob, bis Sulla seine und seiner Anhänger Rache und Habsucht befriedigt und die seiner Politik feindlichen Elemente vernichtet hatte. Das Signal zu den nun folgenden Mordscenen gab die Niedermetzelung einiger tausend Werkzeuge der Gegenpartei, die im Circus stattfand, während Sulla in dem vor dem Angstgeschrei der Ermordeten bebenden Senate perorirte und zu ruhiger Aufmerksamkeit ermahnte. Darauf wurden alle im römischen Charakter wuchernden Leidenschaften, wie wilde Bestien, losgelassen, die alle Bande des Lebens zerrissen und rasend auf Raub und Mord losstürzten. Das System des Würgens wurde durch die Proscriptionslisten förmlich organisirt, welche die Namen

der Geächteten enthielten, auf deren Kopf ein Preis gesetzt war, und deren Güter eingezogen wurden. Unter den vielen Schlachtopfern wird die Zahl von 40 Senatoren und 1600 Rittern angegeben. Sulla, dem man nur im beschränkten Sinne alle diese Gräuel zuschreiben kann, indem Partei gegen Partei wüthete und der zügellose Soldat sich seinen Lohn erbeutete, ging nun an das Geschäft, den Staat zu reorganisiren und wieder in gesetzliche Bahnen zu leiten. Er ließ sich zum Dictator ernennen, um die uneingeschränkte Staatsgewalt in Händen zu haben. Die rohen kriegerischen Elemente leitete er aus dem Staate ab, indem er die gedienten Soldaten durch Colonien in den verschiedensten Ländern Italiens belohnte und sie in Ackerbesitzer verwandelte, wodurch er sich zugleich eine ihm stets dienstbare Macht erschuf. Eine ähnliche gründete er sich durch 10,000 Freigelassene (Cornelier, nach Sulla's Geschlechtsnamen), die als seine Kreaturen auf seine Winke gewärtig waren. Die Staatsverfassung brachte er auf ihre frühere Form zurück, nach welcher der Senat als erster Staatskörper das unruhige Treiben der Demokratie ausschließen sollte. Seine Zahl wurde auf 500 aus dem Ritterstande zu wählende Mitglieder gesetzt. In seine Hände legte er ausschließlich die richterliche Gewalt. Die zügellosen Tribusversammlungen wurden aufgehoben und allein die Centuriatcomitien gestattet. Das fast schrankenlose Walten der Volkstribunen, die jetzt nur aus dem Senate gewählt werden sollten, setzte er auf das ursprüngliche Recht der Intercession ein. Die Gesetzgebung wurde ganz aus ihren Händen entnommen. Die Magistratsämter regelte er durch genaue Bestimmungen in Beziehung auf Zeit und Stufenfolge, um gesetzwidrigen Ehrgeiz einzuschränken. Die gangbaren Gebrechen der Zeit zügelte er durch Criminalgesetze. Nachdem er auf diese Weise den Staat beruhigt hatte, legte er freiwillig seine Dictatur nieder und trat vom Schauplatze des öffentlichen Lebens ab, 79 v. Chr., ohne daß seine Sicherheit im geringsten bedroht worden wäre. Er starb im folgenden Jahre, auf seinem Landgute in Campanien, wahrscheinlich an einer Krankheit, die eine Folge seiner Strapazen und Genüsse war. Sein Leichnam wurde unter dem größten Gepränge durch die Städte Italiens geführt.

Sully, Maximilian von Bethune, Baron von Rosny, nachheriger Herzog von, einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner aller Zeiten, der würdige Minister und Freund des seiner würdigen Heinrich IV., und einer der wenigen Minister, welche die Liebe des Volkes nicht minder, als die ihres Herrn verdienten, wurde am 13. Dec. 1560 zu Rosny aus einer sehr alten und vornehmen Familie geboren, und in der reformirten Religion erzogen. Schon als Kind wurde er mit dem Kronprinzen von Navarra, dem nachherigen Könige Heinrich IV., zusammen unterrichtet, begleitete ihn dann nach Paris, wo er bei der Pariser Blutbochzeit nur mit Mühe dem Tode entging, war dann, als Heinrich den Kampf um seine Krone begonnen hatte, immer um ihn, sich oft durch verwegene Tapferkeit hervorthuend (z. B. in der Schlacht von Ivry 1590), wurde zu mehreren diplomatischen Sendungen benutzt, und stieg, als der König seinen Thron befestigt sah, zur Ehre und Zierde desselben und zum Heile Frankreichs von einer Stufe zur andern. Im Jahre 1594 wurde er Staatssecretär, 1596 Mitglied des Finanzconseils, 1597 Oberaufseher (Surintendant) der Finanzen, 1601 Großmeister der Artillerie, 1602 Gouverneur der Bastille und 1604 Grandmaitre aller Häfen und Landungsplätze von Frankreich. Im Jahre 1606 erhob der König für ihn das Gut Sully zum Herzogthume und zur Pairie. Seine Finanzverwaltung war aber das Feld, wo wir ihn zu suchen haben, und diese Stelle war es auch eigentlich, die ihn zum Minister von Frankreich machte und das Wohl desselben in seine Hände legte. Geist und Vortrefflichkeit des Charakters unterstützten ihn dabei auf gleiche Weise. Zwar hatte S. sehr strenge Begriffe von der Allgewalt des Fürsten und von der Würde des Adels; zur Idee des Volkes im Sinne einer vorangeschrittenen neuern Zeit erhob er sich nicht: aber er sorgte für das Volk wahrhaft mild und väterlich. Als er die Verwaltung der Finanzen antrat, fand er eine Schuldenlast von 330 Mill. Livres (gegen 1000 Mill. nach dem heutigen Fuße). Die Steuern ertrugen jährlich nur 30 Millionen, obschon die Unterthanen wohl 150 zahlten. Vier Fünftheile gingen verloren durch schlechte

Erhebungsweise und Veruntreuung. Nach 15jähriger Verwaltung waren alle Schulden getilgt, ein Schatz von 40 Mill. gesammelt, die Staatseinkünfte ansehnlich vermehrt und gleichwohl die Lasten des Volkes bedeutend vermindert. Ordnung, Sparsamkeit, Rechtlichkeit des Ministers, bewirkten solches Wunder. Nur eine von ihm eingeführte Abgabe, die Paulette, wird mit Recht getadelt. Diese Abgabe bestand in dem 60. Theil der Besoldung eines Justiz- und Finanzbeamten, wodurch derselbe sein Amt in seiner Familie erblich machen konnte. Zunächst hat S. der ackerbauenden Classe seine Sorgfalt gewidmet, aber eben dadurch der Gesammtheit wohlgethan. Diese betrachtete er als die wahre, die selbständige und unversiegliche Quelle des Nationalreichthums, und setzte dagegen Industrie und Handel hintenan, wie man ihm oft vorgeworfen hat. Jedoch hat sich S. auch gegen die Monopolien, gegen die hohen Auflagen und andere Hemmungen der Industrie kräftig erhoben, und ein Mehreres als Befreiung von Fesseln bedarf der Gewerbfleiß nicht. Von seiner Sorge für den Handel, soviel es die Finanzen erlaubten, zeugt auch die Anlage eines Kanals zur Verbindung der Seine und Loire. Auch auf die Verbesserung der Gerechtigkeitspflege war S. bedacht, und den Künsten und Wissenschaften wandte er so viel zu, als er konnte, ohne die nothwendige Sparsamkeit zu verletzen. Zu dem Schönsten aus seinem Leben gehört aber immer sein Verhältniß zu Heinrich IV., das eine wahre Freundschaft genannt werden kann. Ehrenmänner wie S. sprechen auch gegen Könige freimüthig, wie gegen ihres Gleichen und unverholen tadelte dieser alle Fehler seines Herrn, deren dessen Privatleben ja so manche bot; ja man erzählt, daß, als der König der Marquise von Verneuil die Ehe versprochen hatte, und die Acte darüber S. zeigte, dieser sie zerriß. Aber die Achtung des Königs gegen ihn, hatte ein unerschütterliches Vertrauen erzeugt, in welchem er blieb, trotz aller Hofränke und Verläumdungen. Als nach des Königs Ermordung unter dem unmündigen Ludwig XIII. eine für Frankreich traurige Zeit begann, sah S. schmerzlich sein Werk zerstören, und forderte, um nicht entlassen zu werden, seinen Abschied, und erhielt ihn (1611). Doch wurde er geehrt und geachtet und erhielt 1634 den Marschallstab von Frankreich. Er starb den 21. Dec. 1641 auf seinem Gute Villebon. Sehr schätzbar sind seine „Mémoires des sages et royales économies d'état, domestiques, politiques et militaires de Henri le Grand“. Die verschiedenen Ausgaben davon sind 1636, 1723 und 1745 erschienen, das letzte Mal in Amsterdam in 3 Quartbänden. Eine deutsche Uebersetzung derselben steht in der von Schiller besorgten Sammlung der historischen Memoiren.

Sulpicia, eine unter Domitian lebende römische Schriftstellerin, deren Liebesgedichte Beifall fanden. Auch schrieb sie aus Unwillen über das entartete Zeitalter Satiren, die indessen mehr das Gepräge der weiblichen Klagen tragen. Vgl. Wernsdorf T. III. „Poetae latini minores“.

Sulpicius ist der Name eines angesehenen römischen Geschlechts, das mehrere meist patricische Familien mit den Namen Camerinus, Galba, Gallus, Longus, Paterculus, Peticus, Prätextatus, Rufus und Saverrio in sich schloß. Die den Namen Camerinus tragende Familie erscheint mit dem Consul Servius Sulpicius Camerinus schon im Jahre 500 und dann wiederholt im 5. und 4. Jahrhundert vor Chr. in den Magistratsfasten. — Die Familie der Galba tritt zuerst mit Publius Sulpicius Galba Maximus hervor, der im Jahre 211, ohne vorher ein curulisches Amt bekleidet zu haben, zum Consul und 203 zum Dictator erwählt wurde und in seinem zweiten Consulat im Jahre 200 den Krieg gegen Philippus von Macedonien begann. — Servius Sulpicius Galba wurde als Prätor im Jahre 151 v. Chr. in Lusitanien geschlagen, lockte aber 150 als Proprätor viele Tausende Lusitanier unter dem Vorwande, ihnen Ländereien anzuweisen, nach Spanien und ließ sie dann niederhauen. Nur Wenige entkamen, unter ihnen Viriathus. Wegen dieses Frevels ward er von Lucius Scribonius Libo, dem sich der alte Cato (s. d.) anschloß, im Jahre 149 angeklagt, entging aber durch seine Beredsamkeit der Verurtheilung; im Jahre 144 bekleidete er das Consulat. Sein gleichnamiger Enkel, der im gallischen Krieg als Legat bei Julius Cäsar stand, später aber,

weil ihm dieser das Consulat versagte, sich mit den gegen ihn Verschworenen verband, war der Aeltervater des Kaisers Galba (s. d.). — Cajus Sulpicius Gallus zeichnete sich durch seine Kenntnisse in der Astronomie aus, und sagte im Kriege gegen Perseus als Kriegstribun eine Mondfinsterniß voraus. Als Consul im Jahre 166 v. Chr. triumphirte er über die Ligurer. — Cajus Sulpicius Peticus bekleidete von 364—351 das Consulat fünfmal; Censor war er 366; als Dictator schlug er im Jahre 358 die Gallier bei Pedum. — Aus der Familie der Rufus wird zuerst Servius Sulpicius Rufus im Jahre 388 v. Chr. unter den consularischen Kriegstribunen aufgeführt. — Aus ihr stammte der als Redner, mehr noch als Jurist berühmte, durch Redlichkeit und Einsicht ausgezeichnete Zeitgenosse Cicero's, Servius Sulpicius Rufus. Er besorgte als Interrex im Jahre 52 v. Chr. die Consulwahl des Cnejus Pompejus (s. d.); als Consul im Jahre 51 strebte er im Gegensatze gegen seinen Amtsgenossen Marcus Claudius Marcellus (s. d.), den Bürgerkrieg zu verhindern. Cäsar gab ihm, obwohl er sich nicht für seine Partei erklärt hatte, im J. 46 die Verwaltung von Achaja. Im J. 43 starb er auf der Reise zu Antonius (s. d.), zu dem ihn der Senat abgesendet hatte, um ihn zur Aufhebung der Belagerung von Mutina aufzufordern. — Einem plebejischen Zweig derselben Familie gehörte Publius Sulpicius Rufus an, geb. 124 v. Chr., den Cicero, wegen seiner mächtigen Beredsamkeit, wie wegen seines Charakters hochstellt. Durch die Anklage des Cajus Norbanus begründete er im J. 94 seinen Ruf; im Bundesgenossenkrieg zeichnete er sich 89 v. Chr. unter Cnejus Pompejus Strabo durch die Unterwerfung der Marruciner auch als Feldherr aus, und wurde für das Jahr 88 zum Volkstribun gewählt. Als solcher widerstand er dem Cajus Julius Cäsar, der sich widergesetzlich um das Consulat bewarb. Sein Gesetzvorschlag, die in das Bürgerrecht aufgenommenen Bundesgenossen nebst den Freigelassenen in allen Tribus zu vertheilen, scheint der Ansicht der gemäßigten Optimaten, denen er angehört hatte, gemäß gewesen zu sein, wie Kiene in der Schrift „Der röm. Bundesgenossenkrieg" (Lpz. 1845) nachzuweisen versucht hat; er rief aber den heftigsten Widerstand der Andern hervor, deren Führer die Consuln des Jahres, Sulla (s. d.) und Quintus Pompejus Rufus (s. d.), bis dahin des S. genauer Freund, waren. Unter Blutvergießen setzte S. sein Gesetz durch. Beide Consuln mußten aus der Stadt entweichen; S. aber schloß sich nun an Marius an und beantragte, ihm, obwohl er Privatmann war, die dem Sulla übertragene Kriegführung gegen Mithridates zu geben. Dieser kehrte darauf mit dem Heere in die Stadt zurück und bemächtigte sich ihrer mit Gewalt. Unter den 12 Geächteten befand sich auch S., er wurde auf seiner Villa entdeckt und getödtet, der Sclave, der ihn verrathen hatte, mit der Freiheit belohnt, darauf aber vom tarpejischen Felsen gestürzt.

Sulpicius Severus, s. Severus, Sulpicius.

Sultan, ein arabisches Wort, bedeutet eigentlich Macht, besonders königliche, dann aber den Inhaber derselben, den Herrscher, König selbst. In dieser letzteren Bedeutung ist es der Titel mehrerer Fürsten in Asien und Afrika, in Europa aber der Titel der türkischen (osmanischen) Herrscher. Dieser war indeß keineswegs gleich von Anfang an in jenen Reichen üblich, sondern erst gewisse Herrscher legten ihn sich bei, deren Nachfolger ihn dann beibehielten. Der erste Fürst, welcher diesen Titel führte, war Mahmud, der Sohn des Sebecteghin, Stifter der Dynastie oder des Reiches der Gazneviden (regierte von 997 n. Chr. an). Als dieser im Jahre 1002 einen Zug nach Segestan unternahm, um den Khalaf, der, obwohl nur Statthalter dieser Provinz, sich doch als unumschränkter Herr betrug, wieder zum Gehorsam zu bringen, ging ihm der Letztere entgegen, brachte ihm die Schlüssel zu seiner Festung und erkannte ihn für seinen Sultan. Dieser Titel eines Sultans, welcher noch nicht üblich war (denn die Fürsten aus der vorhergehenden Dynastie, die Taherier, die Soffarier und die Samaniden, führten blos den Titel Emir), gefiel dem Mahmud so sehr, daß er ihn von der Zeit an beständig führte. Eben so führten ihn alle seine Nachfolger nicht blos aus dieser Dynastie, sondern auch aus den Dynastien, die auf jene folgten, z. B. die Seldschuciden, die Khuarezmier. Auch die Fürsten aus der Dynastie

der Buiden, die anfangs blos den Titel eines Emirs führten, nahmen nach und nach den Titel Sultan an. (S. d'Herbelot's „Orientalische Bibliothek" u. d. W. Mahmud und Solthan.) Unter den osmanischen Fürsten vertauschte zuerst Bajesid I. 1394 den Herrschertitel eines Emirs mit dem eines Sultans. (S. Jos. von Hammer: „Geschichte des osmanischen Reiches" Bd. 1, S. 88, vgl. Bd. 2, S. 652.) Seitdem führen ihn nicht nur alle regierenden Fürsten dieses Reiches, sondern auch alle ihre Kinder männlichen und weiblichen Geschlechts, Letztere auch wenn sie an Beamte des Sultans verheirathet sind. Die Gemahlinnen des Sultans werden Sultaninnen genannt. Die erste unter ihnen ist die, welche den ersten Prinzen geboren hat. Die Mutter des regierenden Sultans heißt Sultanin Valide. Sie genießt eines vorzüglichen Ansehens. — Mit dem Worte Sultane oder Sultana bezeichnet man eine Art türkischer Kriegsschiffe von etwa 66 Kanonen und mit 800 Soldaten und 50 Matrosen bemannt. Außerdem bedeutet Sultanium eine Goldmünze; s. türkische Münzen.

Suluh-Inseln, ostindische Inselgruppe im N. und NO. von Borneo, aus einer Menge fruchtbarer kleiner Inseln bestehend, die ein schönes Klima und gutes Wasser haben, und reich an Kokosnüssen, Pfeffer, Kampfer, Sago, spanischem Rohr, Apfelsinen, Bezoar und Ambra sind. Auch Elephanten, Zwerghirsche und wilde Schweine findet man. Die Einwohner, die meist Seeräuberei und Handel mit China treiben, sind Malayen und ihre Zahl beläuft sich auf 150,000. Sie stehen unter einem Sultan, unter dessen Herrschaft auch theilweise die Ostküste von Borneo und die Südküste von Magindanao steht. Die Inseln werden in die eigentlichen Suluhinseln, die Kajayainseln und die Insel Palawan getheilt. Die eigentlichen Suluhinseln, eine 60 Inseln umfassende Inselreihe, erstrecken sich von der NO. Spitze Borneos bis zur SW. Spitze von Magindanao, theilen die Mindoro- und Suluh-See und zerfallen wiederum in die Suluh-, Tawitawi- und Bassilan-Gruppe, von denen Erstere, 60 Inseln mit der Hauptinsel Suluh umfassend, die größte ist.

Sulzbach, eine Stadt in der bayerschen Oberpfalz, an der Sulzbach, ehemals die Residenz der Herzoge von Sulzbach und von Neuburg, hat 4000 Einw., ein Schloß, in welchem Hieronymus von Prag gefangen saß, ein Gymnasium, Hopfenbau und sehr bedeutende Eisengruben. Das ehemalige Fürstenthum Sulzbach, 19 QM. mit 32,000 Einw., stand ursprünglich unter eigenen Grafen, nach deren Aussterben im 13. Jahrh. es an Bayern kam. Mit der Oberpfalz ging es an Pfalz über und war nun meist im Besitz von Pfalz-Neuburg, das 1410—48 sich Neuburg-Sulzbach nannte. Nachdem es an die Zweibrücker Linie übergegangen, wurde es 1614 in Folge einer Landestheilung wieder selbständiges Fürstenthum. Mit Karl Theodor (s. d.) kam es an die Pfalz und Zweibrücken und unter Maximilian I. an Bayern.

Sülze, s. Gallerte.

Sulzer, Johann Georg, der zu seiner Zeit berühmte Verfasser der „Allgemeinen Theorie der schönen Künste", welches Buch die Höhe der ästhetischen Bildung des vorigen Jahrhunderts darstellt, wurde geboren den 15. Oct. 1720 zu Winterthur in der Schweiz und starb den 25. Febr. 1779 zu Berlin. Frühzeitig verwaist, fand er dennoch Mittel, die Gelehrtenschule zu Zürich von 1736—39 zu besuchen und daselbst Theologie zu studiren. Hier wurzelt aber auch schon sein späteres Lieblingsstudium der Theorie der schönen Künste, angeregt durch Breitinger und Bodmer, welche sich und ihre Vaterstadt durch diese Bestrebungen berühmt gemacht. Sein erstes Buch sind: „Die moralischen Betrachtungen über die Natur", welches er noch als Pfarrgehülfe in der Schweiz verfaßte und sein Gönner, der Hofprediger Sack in Berlin, herausgab 1741. Die Verbindungen und Empfehlungen dieses Mannes brachten ihn sodann im Jahre 1747 als Professor an das Joachimsthal nach Berlin. Hier erwarb er sich die Achtung und Freundschaft dortiger berühmter Männer, namentlich Ramler's, mit welchem er sich sogar zu einer kritischen Zeitschrift verband. Auch Friedrich II. wußte ihn zu schätzen, und als er im Jahre 1763 seine Stelle niederlegte, fesselte ihn der König durch Verbesserung seiner Lage und besondere Gnadenbezeugungen an

Berlin. Er übernahm eine Stelle an der neuen Ritterakademie, würde darauf mit Spalding und Sack zu einer Commission für Schulrevision und Reformation berufen, und erfreute sich so eines bedeutenden und ehrenvollen Wirkungskreises. Eine langwierige Kränklichkeit nöthigte ihn jedoch, im Jahre 1773 diese Thätigkeit aufzugeben und sich auf die Schriftstellerei zu legen. Sein Hauptwerk, die „Allgemeine Theorie der Künste", fällt in diese Zeit von 1772—74. Ausgegangen von der Wolfischen Philosophie, arbeitete er sich mit gutem Erfolge von ihrer Starrheit zu einer lebendigern und gemäßern Weise hindurch und hatte als Kunstkenner und gelehrter Aesthetiker einen großen Namen und Einfluß. Die moralische Richtung entsprach dem Zeitgeist, wie wir denn bei allen Fabeldichtern dieser Zeit, und selbst später bei Lessing noch Anklänge daran wiederfinden. S. machte zur Herstellung seiner Gesundheit eine Reise nach Italien und Frankreich, glaubte auch eine gute Wirkung davon zu empfinden, wurde aber gar bald nur noch heftiger angegriffen von dem wiederkehrenden Uebel. Unterdessen erlebte er noch die Freude, 1775 zum Director der philosophischen Classe der Wissenschaften ernannt zu werden. Nach seinem Tode erfuhr sein Werk eine N. A. 1792—92 und wurde wesentlich gefördert durch die „literarischen Zusätze von Blankenburg" (1796—98, 3 Bde.) und die bekannten „Nachträge" von Schütz und Dyck (1792—1808).

Sumach (Rhus coriaria) heißt ein 8—10 Fuß hoher Strauch oder Baum, theils wild wachsend, theils mit Sorgfalt gezogen, dessen Wurzel, Holz und Rinde unter dem Namen Schmack in den Handel kommen und zum Färben und Gerben dienen, hat braunrindige, eirunde Blätter und röthliche Beeren. Er wächst in Südeuropa und im Orient. Andere Arten sind der virginische Sumach (Rhus typhinum), der in allen Gartenanlagen vorkommt; Rhus vernicifera in Japan und Rhus Copallinum in Nordamerika liefern Firniß; Rhus toxicodendron ist ungemein giftig; noch andere Arten liefern gelbes Holz, wie der Perückenbaum (Rhus Cotinus), der auch zum Färben verwendet wird.

Sumarakow, Alexander, geb. am 14. Nov. 1718 zu Moskau, wurde 1756 Director des russischen Hoftheaters und starb 1777 zu Moskau. S. hat sich fast in allen Gattungen der Poesie, doch nicht mit gleichem Glück versucht. Unter seinen lyrischen und epischen Erzeugnissen erlangten seine Satiren den meisten Ruf; in den andern Dichtungsgattungen wirkte er meist blos anregend. Ein bleibendes Verdienst erwarb er sich als Schöpfer des russischen Dramas, da er es war, der zuerst russische Lust- und Trauerspiele schrieb, in denen er sich die franz. Bühnenstücke zum Muster nahm, und da durch ihn auch das russische Theater eine wesentliche Erweiterung und Verbesserung erhielt. Er gewann dadurch die Gunst der Kaiserin Elisabeth mehr und mehr und wurde von ihr zum Brigadier, von der Kaiserin Katharina aber zum Staatsrath erhoben. Seine historischen Schriften sind ohne Werth. — Dagegen hat einer seiner Verwandten, Peter S. in Moskau, außer andern historischen Werken namentlich eine „Geschichte Katharina's der Großen und ihres Zeitalters" (2 Bde., Moskau 1832) geschrieben, die sich durch eine leichtfließende und zum Theil schwungreiche Sprache auszeichnet.

Sumatra, eine der Sunda Inseln, 7—8000 □M. groß, liegt, vom Aequator in der Mitte durchschnitten, SW. von Malakka, ist über 200 Meilen lang und 30—50 M. breit. Ein hohes Gebirge, dessen eine Spitze der Ophir = 13,000 F., zieht sich, der SW. Küste nahe, von S. nach N. und ist stark bewaldet. Gebirgiger als die O. Seite, wo das Meer oft über 30 Meilen ins Innere tritt, ist die W. Küste mit guten Hafen. Erdbeben gehören zu den gewöhnlichen Erscheinungen, auch fehlt es nicht an Vulkanen; die wichtigsten sind der Dempo (11000 F.), der Api (12000 F.), der Kohumba (14000 F.) u. a. Das Klima ist, wie auf fast allen übrigen Inseln, an den Küsten, seiner feuchten Wärme wegen, dem Europäer nicht zuträglich; gesund sind die innern Gebirgsgegenden. Neben großen Wüsteneien zeigt der Boden die üppigste Fruchtbarkeit; man findet hier Melonen von 20 Pfd., die Blumen der Rafflesia von 3 Fuß im Durchmesser, überhaupt alle indischen Produkte; wichtig für den Handel sind außer Kampfer und Benzoe besonders

Pfeffer, Zimmt, Rotang, Aloe, Drachenblut, Muskatennüsse, Gewürznelken (letztere beide von den Engländern 1798 hierher verpflanzt), Reis, Färbeholz, Tabak, Lackfirniß, Tik- und Ebenholz, Elfenbein, Haifischhäute, Wachs, Gold, Schwefel und Seidenzeuge. Unter den Thieren bemerken wir: Elephanten, Tiger, Bären, Büffel, Nashörner, Krokodile, Salanganen und viel Geflügel; die Riesenmuschel, deren eine 24 Menschen sättigt. Die Bewohner der Insel sind theils malayischen, theils vom Negerstamme. Unter den Letztern sind im N. die Battas, im S. Lampuns bekannt. Die Erstern leben in völliger Rohheit, verzehren ihre Verbrecher und Kriegsgefangenen, sind friedlich und gastfrei, haben ein Religionssystem und einflußreiche Priester, keine Götzenbilder, stehen unter Häuptlingen, die ein gemeinschaftliches Oberhaupt haben, das am See Toba wohnt, und treiben Ackerbau. Die Malayen treiben Ackerbau, Handwerke und Schiffahrt. Außer diesen beiden Nationen leben hier Chinesen, Araber, Niederländer u. a. Nach neuern Untersuchungen stammen die Malayen der indischen Inseln sämmtlich aus S. Sie bewohnten anfangs einen District im Innern am Flusse Malaiju, von dem sie den Namen erhielten, und wanderten im 12. Jahrhundert zum Theil als Colonisten nach andern Inseln aus. Zuerst gründeten sie Singapur, dann Malakka, eroberten Bintang und Lingga, und als die Portugiesen 1511 Malakka eroberten, wurde Dschohor der Sitz ihrer Macht, der vor 100 Jahren nach Rhio auf Bintang, und als sich die Niederländer auch hier festsetzten, 1783 nach Lingga verlegt wurde. Jetzt ist dieser Stamm weit nach O. und S. ausgebreitet. Schon 1666 legten die Niederländer hier Colonien an, 1685 auch die Engländer, die indeß 1824 ihre Besitzung an die Erstern abtraten. Es gibt verschiedene Staaten unter einheimischen Fürsten auf S.; den ehemals unabhängigen an der Ostküste Palembang (150,000 Einw.) mit der Hauptstadt gleiches Namens (25,000 Einw.) besitzen seit 1821 auch die Niederländer. Die wichtigsten um S. liegenden Inseln sind Banka (160 QM.), reich an Zinn (jährlich 3 Millionen Pfund), Eigenthum der Niederländer, sowie östlich davon Billiton (54 QM.) mit wichtigen Eisengruben; nördlich von Banka unter dem Aequator ist Lingga (40 QM.) unter einem Sultan, sehr fruchtbar und zinnreich.

Summarischer Prozeß. Als die eigenthümlich germanischen Formen des gerichtlichen Verfahrens dem Einfluß des römischen und besonders des kanonischen Rechts wichen, und die Rechtskenntniß überhaupt Eigenthum einer besonderen gelehrten Classe wurde, trat an die Stelle des frühern einfachen Prozeßganges ein Verfahren, welches durch die Menge der gesetzlich vorgeschriebenen und durch den Gerichtsgebrauch eingeführten Förmlichkeiten, so wie durch das Interesse des Advocaten, einen Rechtsstreit durch alle möglichen Mittel auszudehnen, eine große Verschleppung der Prozesse herbeiführte. Es wurde daher bald das Bedürfniß fühlbar, aus Rücksicht auf das öffentliche und Privatwohl mehrere Gattungen von Rechtsstreiten entweder aus Rücksicht auf die Qualität des streitigen Gegenstandes, oder wegen der Nothwendigkeit einer provisorischen Verfügung, oder wegen der gleich bei Anbringung der Klage bewirkten, mehr oder weniger vollständigen Ueberzeugung des Gerichts, von dem gewöhnlichen Prozeßgange auszuscheiden, und sie einem kürzern, summarischen Verfahren zu unterwerfen. Das Charakteristische dieses Verfahrens liegt aber darin, daß manche den Gang des Prozesses verzögernde Einreden, sofern sie nicht Wesentliches betreffen, verworfen, und alle nicht ausdrücklich gebotenen Förmlichkeiten vermieden werden, und daß eine mündliche Verfahrungsweise, der altgermanischen Prozeßform ähnlich, vorzüglich üblich ist. Die einzelnen Arten des summarischen Prozesses sind: 1) der Arrestprozeß, bei welchem durch richterliche Verfügung verhindert wird, daß der Verklagte nach seiner Willkür sich selbst entferne, oder sein Eigenthum wegschaffe, sofern Gefahr vorhanden ist, daß ohne eine solche Maßregel dem Kläger die Verfolgung seines Rechts durch Veränderung der Umstände vereitelt, oder sehr erschwert werden würde. 2) Der Mandatsprozeß, worin, ohne den Verklagten zuvor gehört zu haben, sogleich auf die Klage ein richterlicher Befehl (Mandat) an ihn ergeht, den Kläger wegen seiner Forderungen zu befriedigen. Wird in diesem Befehle dem Verklagten nicht ausdrücklich verstattet, seine Einwendungen gegen jene Forderungen anzubringen, so ist ein unbedingter

Mandatsprozeß vorhanden, welcher indessen, da er eine höchst bedenkliche Ausnahme von dem allgemeinen Grundsatz, daß dem Verklagten rechtliches Gehör nicht versagt werden könne, involvirt, nur dann zulässig ist, wenn der Kläger alle erheblichen Thatsachen durch gerichtliche oder notarielle Urkunden vollkommen erwiesen hat, oder drohende Gefahr eines unersetzlichen Schadens vorhanden ist. Hat der Verklagte Einwendungen, so müssen dieselben sofort erwiesen werden können. Ist dem Verklagten die Anbringung von Einreden in dem Mandat ausdrücklich verstattet (bedingter Mandats-Prozeß), und bringt er solche vor, welche nicht sogleich bewiesen werden können, so tritt das gewöhnliche Prozeßverfahren ein. 3) Der Executivprozeß, welcher zugleich den Wechselprozeß umfaßt, hat das Eigenthümliche, daß die Forderung einer persönlichen Verbindlichkeit in der Klage sogleich durch Urkunden bewiesen wird, auf deren Anerkennung von Seiten des Verklagten es ankommt. Hat derselbe Einwendungen vorzubringen, so hat der Kläger dieselben sofort zu beantworten, worauf dann in der Regel sogleich die Entscheidung erfolgt, und die Ergreifung von Rechtsmitteln dagegen die Execution nicht weiter aufhält. Außer diesen Fällen des summarischen Prozesses, wo dem Richter eine bestimmte Verfahrungsart vorgeschrieben ist, wird dieselbe in einigen andern seinem vernünftigen Ermessen überlassen, und nur ein summarisches Verfahren überhaupt vorgeschrieben. Es findet hier besonders mündlicher Vortrag der Parteien statt, die Fristen werden kürzer angesetzt, und die Förmlichkeiten des Beweises nicht streng beobachtet. Dahin gehört: 1) der Provocationsprozeß. Der Kläger (Provocant) fordert hierin den Verklagten (Provocat) auf, gegen ihn Klage zu erheben, entweder weil sich Letzterer Ansprüche gegen ihn berühmt hat, deren sofortige Ausführung er verlangt (Diffamationsprozeß), oder weil sich der Kläger gegen eine ihm von Seiten des Verklagten drohende Klage Einwendungen sichern will, welche er, wenn die Klage länger verzögert würde, verlieren müßte. 2) Der possessorische Prozeß, welcher die Erhaltung oder Wiedererlangung des bisherigen Besitzstandes zum Zweck hat, und in den ordentlichen und summarischen (possessorium summariissimum) getheilt zu werden pflegt. 3) Der Rechnungsprozeß, welcher bei Abnahme aufgestellter Rechnungen, deren Richtigkeit bestritten wird, eintritt.

Summe ist in der Mathematik überhaupt eine Größe, welche mehreren andern Größen gleich ist, und ebenso die Summe einer geschlossenen Reihe, eine Größe, die aus den einzelnen Gliedern derselben hervorgeht, wie 2, 5, 8, 11, 14 = 40. Bei unendlichen Reihen ist die Summe nicht völlig bestimmbar. Man versteht dann darunter eine Größe, welcher die wirkliche Summe einer bestimmten Anzahl von Gliedern um so mehr nahe kommt, je größer diese Anzahl von Gliedern genommen wird. Dies ist indeß nur dann möglich, wo die Glieder bis zu einer unendlich kleinen Größe abnehmen. Im entgegengesetzten Falle ist die Summe einer unendlichen Reihe selbst unendlich. Unter Summenformel versteht man denjenigen algebraischen Ausdruck, der in einem allgemeinen Zeichen die Summe einer unbestimmten Anzahl von Gliedern einer Reihe enthält, und daher die Summe einer bestimmten Anzahl von Gliedern unmittelbar darbietet, sowie man bestimmte Werthe substituirt.

Sümpfe nennt man diejenigen Ansammlungen von Wasser, welche durch Vermischung mit erdigen vegetabilischen Stoffen einen Theil ihrer flüssigen Beschaffenheit verloren haben, so daß sie weder mit Schiffen noch Kähnen befahren, noch von Menschen ohne Einsinken des Fußes betreten werden können. Sie entstehen entweder da, wo Quellen in niedrigen Gründen entspringen, aus denen das überflüssige Wasser nicht hinlänglich ablaufen kann, oder da, wo Abhänge die Gegenden einschließen, vor welchen das Wasser sich sammelt und zum Theil in die Erde einzieht, oder endlich wo die Gewässer, wie in dichten niedrig gelegenen Waldungen aus Mangel an Verdunstung stehen bleiben. Solche Sümpfe nehmen in manchen Ländern beträchtliche Landstriche ein und sind durch ihre Ausdünstungen der Gesundheit oft sehr schädlich. Im nördlichen Europa und Amerika kommen die bedeutendsten Sumpfgegenden vor. Berüchtigt sind schon aus dem Alterthume die Pontinischen Sümpfe (s. d.). Andere große Sumpfflächen sind der Morast Söven-

häz bei Raab, das Torfmoor zwischen Eupen und Malmedy, das Teufelsmoor bei Bremen, das Burtanger an der Grenze von Oldenburg.

Sumpfluft. Aller Orten, wo sich organische Substanzen, vegetabilische wie animalische, in dem Zustande der Zersetzung, Auflösung und Fäulniß befinden, entwickeln sich eigenthümliche Gasarten in Gestalt von Dämpfen und Dünsten, welche sich durch ihren Mangel oder geringen Gehalt an Sauerstoff auszeichnen, und besonders aus Wasserstoff, Schwefelwasserstoff, Phosphorschwefelwasserstoff, gekohltem Wasserstoff in Gasgestalt bestehen, die man im Allgemeinen mit dem Namen Sumpfluft, da sie sich besonders aus Sümpfen entwickeln, belegt. Sie ist als solche specifisch schwerer als die atmosphärische Luft, bleibt daher stets auf den Boden beschränkt, über den sie sich nur bis zu einer gewissen Höhe erhebt, ihre Stärke, so wie die Schnelligkeit ihrer Entwickelung hängt ganz von denselben Bedingungen ab, wie die Fäulniß überhaupt. Die Einwirkung, welche diese Sumpfluft auf das vegetabilische Leben hat, ist bedeutend und erstreckt sich in ziemlicher Entfernung von dem Orte ihrer Entstehung hinaus. Wie sie in der nächsten Umgebung die Vegetabilien in den Kreis ihrer fauligen Gährung zu ziehen sucht, vermag sie auch in den animalischen Organismen einen mehr oder weniger ähnlichen Prozeß zu erzeugen, wenn sie in ihrer ganzen Intensität auf dieselben einwirkt. Bei den Thieren entsteht hierdurch die Rinderpest, während das Menschengeschlecht unter übrigens günstigen Bedingungen in den typhösen Krankheitsprozeß verfällt, wenn die Berührung plötzlich eintrat, in den der Wechselfieber, wenn sie nur nach und nach erfolgte, und der Organismus sich einigermaßen an sie gewöhnen konnte; immer zeichnen sich auch diese Wechselfieber durch nicht unbedeutende Bösartigkeit aus, welche ihren Culminationspunkt in dem gelben Fieber erhalten. Alle diese Fieberarten werden übrigens häufig unter dem Namen Sumpffieber zusammengefaßt, welche zum Theil 1826 mit großer Intensität Holland durchzogen.

Sumpfvögel, eine Ordnung der Vögel, ausgezeichnet durch lange Füße, die sie beim Fliegen zurückstrecken, langen Hals und kurzen Schwanz. Sie nisten großentheils auf der Erde oder im Schilf, und nähren sich von Fischen, Insecten, Amphibien und Pflanzen. Zu ihnen rechnet man die Trappen, den Kranich, Reiher, Storch, Schnepfe, Ibis u. s. f.

Sund, wegen seiner Aehnlichkeit mit einem menschlichen Ohre auch Oresund genannt, ist eine vielbefahrene Straße, die sich zwischen Seeland und der schwedischen Küste von der schwedischen Landspitze Kullen Kattegat bis Falsterbö an der Ostsee erstreckt, 15 Meilen lang und an der schmalsten Stelle bei Helsingör, wo von den durchgehenden Schiffen Dänemark einen Zoll erhebt, nur 1200 Klaftern breit ist, die Ost- mit der Nordsee verbindet, wegen Sandbänken, Klippen und Untiefen für große Schiffe aber gefährlich zu befahren ist. Das Recht, den Sundzoll zu erheben, hat Dänemark seit den ältesten Zeiten, und durch Verträge mit den übrigen Seemächten ist es ihm zuerkannt, durch neuere Verträge aber der Zollbetrag für ein jedes Schiff festgesetzt worden. Man schätzt den jährlichen Ertrag dieses Zolles auf 900,000 Thaler. In neuester Zeit haben die nordischen Mächte, besonders Schweden und Preußen, durch Unterhandlungen mit Dänemark einige Modificationen im Sundzoll für sich herbeigeführt.

Sunda-Inseln, benannt nach der zwischen Java und Sumatra liegenden Meerenge Sunda. Sie werden in die größern und kleinern Sunda-Inseln getheilt. Zu den erstern zählt man **Sumatra**, **Java**, **Borneo** und **Celebes** (s. d.) und die sie umgebenden kleinen Inseln; zu den letztern eine Reihe von Inseln, die sich von Java gegen 200 Meilen weit gegen Osten erstreckt. Fast alle haben Vulkane und sind den Erdbeben sehr ausgesetzt. Sie stehen zum Theil unter niederländischer Herrschaft und haben Boden, Produkte und Einwohner mit den größern Inseln gemein. Die wichtigsten sind Timor ($418\frac{1}{2}$ QM.) und Sumbava (371 QM.), mit dem Vulkan Tomboro, dessen Ausbruch 1825 zu den furchtbarsten Erscheinungen dieser Art gehörte; selbst die Küste des 50 M. entfernten Javas wurde 1 Fuß hoch mit Asche bedeckt und von 12,000 Menschen blieben nur 26 am Leben.

Sünde, wahrscheinlich von sühnen abstammend, heißt eigentlich jede Verletzung eines Gesetzes, welche eine Sühne, d. h. eine Verbüßung der Schuld durch Strafe, erforderlich macht. Der Sprachgebrauch aber hat das Wort auf die Verletzung der göttlichen Gesetze beschränkt und braucht für die Verletzungen der bürgerlichen Gesetze die Ausdrücke Vergehung, Verbrechen (s. d.). Nach theologischem Sprachgebrauche ist Sünde jede der Zurechnung fähige und daher Sühne heischende Uebertretung göttlicher Gebote oder Verbote. Zur Zurechnung aber wird erfordert zuerst die Veröffentlichung des Gesetzes (Röm. 7, 7) und zweitens der normale Gebrauch der Vernunft zur Selbstbestimmung, daher die Uebertretungen des göttlichen Gesetzes bei kleinen Kindern, bei Wahnsinnigen und Blödsinnigen für unzurechnungsfähig gelten. Die Sünde existirt daher nicht als etwas Absolutes, sondern blos als etwas Relatives, d. h. Bezügliches, nämlich in der Beziehung einer Handlung auf das promulgirte göttliche Gesetz. Da auch die Willensbewegungen, wenn sie auch nicht zur Vollziehung kommen können, ein Verhältniß haben zum Bewußtsein vom göttlichen Gesetze, so fallen auch die Willensbewegungen unter den Begriff der Sünde, wenn sie gegen das Gesetz sind. Man unterscheidet das Materielle und das Formelle der Sünde; jenes ist die mit dem göttlichen Gesetze streitende Willensbewegung oder That; dieses besteht darin, daß bei ihr das Bewußtsein des Gesetzes vorhanden ist. Man unterscheidet Erbsünde (s. d.); ferner Unterlassungssünden (Uebertretung göttlicher Gebote) und Begehungssünden (Uebertretung göttlicher Verbote), wozu noch die Schooßsünden, denen der Mensch mit einer besondern Art von Zuneigung ergeben ist, und stummen oder heimlichen Sünden kommen. Rücksichtlich des Objects unterscheidet man Sünden gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen uns selbst; in Bezug auf den sündigen Menschen vorsätzliche oder Bosheitssünden und unvorsätzliche oder Schwachheits- und Uebereilungssünden. Jenes ist die Sünde, wenn sie mit vollem Bewußtsein des Gesetzes und aus bösem Willen vollbracht wird; dieses ist die Sünde, wenn sie geschicht mit verdunkeltem Bewußtsein des Gesetzes, ohne gehörige Ueberlegung, in aufgeregtem Gemüthszustande. Himmelschreiende Sünden nannten die Theologen (nach 1 Mos. 4, 10) Bosheitsünden, welche, nach menschlichem Gefühl, die Rache des Himmels herausfordern. Die Sünde wider den heiligen Geist (aus Matth. 12, 31 f.) war die Lästerung der Pharisäer und Schriftgelehrten, daß Jesus ein Verbündeter des Satans sei. Sie können, wie man glaubte, keine Vergebung finden, weil ein solcher nicht in das Reich Christi aufgenommen werden konnte. (S. auch Todtsünde und Erbsünde.) Die Frage, wie sich das Dasein der Sünde mit der Vollkommenheit des Schöpfers vereinigen lasse, fällt mit der Frage nach dem Ursprunge der physischen und moralischen Uebel zusammen. Sie zu lösen, ist die Aufgabe der Theodicee (s. d.) und sie erledigt sich dadurch, daß die Sünde, wie auch das physische Uebel, nichts Absolutes, Bleibendes oder objectiv Existirendes, sondern etwas Relatives, Vergehendes, subjectiv Existirendes, oder der Uebergang zur moralischen Vollkommenheit, das Werden derselben ist, also unter das Gesetz der allmäligen Weltentwickelung fällt. Um die Urheberschaft der Sünde von Gott zu entfernen, griff die alte Welt zum Dualismus (s. d.) und die christliche Theologie zur Theorie vom Sündenfall (1 Mos. 3) durch Verführung des Teufels.

Sündfluth. Ihre Geschichte gehört zu den bekanntesten im A. T. (1 Mos. 6—9), und es bedarf hier keiner Wiederholung, wie Gott, unzufrieden mit dem demoralisirten Zustande der Menschen, beschließt, dies Geschlecht zu vernichten, aber des einzig frommen Noah sich erbarmt, der mit den Seinigen eine große Arche erbaut, auf Gottes Befehl von allen Arten Vögeln und Landthieren ein Paar darin aufnimmt, sie selbst mit seiner Familie besteigt, und nach Jahr und Tag auf dem Ararat in Armenien landet, als der einzige Familienvater, der durch Gottes Gnade die allgemeine Vernichtungsfluth überlebt hat. Die Grundidee darin ist unverkennbar die Vergeltungslehre. Die allgemeine Fluth setzt allgemeine Entartung, und umgekehrt, voraus, und sie ist dem Hebräer eine wahrhafte Sündfluth, wie wir diesen Gedanken durch Umgestaltung in das alte Sintvluot d. i. große Fluth

gelegt haben. So wie nun Gott als gerechter Weltrichter nothwendig strafen mußte, so nothwendig mußte er auch Noah erretten, analog der übernatürlichen Rettung Loth's beim Untergange Sodoms, und die nicht ganz zu rettende niedere Schöpfung wird wenigstens durch Erhaltung eines Paares sicher gestellt. Auf Durchführung der Hauptidee kommt es im Mythus an, und er läßt sich gar nicht auf Nebenfragen, wie z. B. die Erhaltung des Pflanzenreichs, das Austreten des Meers und andere physische Unmöglichkeiten ein. Der biblischen Fluthsage geht eine große Anzahl ähnlicher bei anderen Völkern zur Seite. So haben die Griechen die Fluthen des Ogyges und des Deukalion, die Phrygier eine Sage, die bis auf den Namen *NΩ* mit der biblischen harmonirt, die Chaldäer die Fluth unter Xisuthros, der auf den armenischen Gebirgen landet, die Inder die große Fluth, die Manu überlebt, daher die Menschen Manudshas d. i. von Manu geborne heißen, womit unser Mensch wenigstens verwandt ist. Man hat diese Uebereinstimmung der Mythen benutzt, um daraus nicht eine mythische, sondern eine historische Wahrheit der Erzählung zu folgern, und dabei auf die Spuren starker Ueberfluthungen auf Bergeshöhen und in den Tiefen der Erde, zum Theil schon mit älteren Philosophen (Herod. 2, 12. Xenophanes bei Orig. philosoph. c. 14. Eratosthenes fragmenta. S. 28. ed. Seidel), provocirt. Diese selbst über alle mythische Geschichte hinausgehenden Zeugen beweisen aber ganz etwas Anderes; nämlich den ruhigen Fortschritt des organischen Lebens und die stufenweisen Uebergänge zu höherer Entwickelung. Namentlich hat die Naturkunde mit siegenden Gründen dargethan, daß der Mensch, in allen Fluthsagen Zeuge des hereinbrechenden Unglücks, noch nicht Zeuge jener Uebergänge war; daß seine Geschichte beginnt, wo jene Evolutionen aufhören, als der Planet reif war, sich im Menschen zu vollenden. Jene Umwälzungen, von denen die Tiefen der Erde zeugen, liegen mithin jenseit der Geschichte der Menschen überhaupt. Sie können nicht mit den Fluthsagen gemeint sein, die einzig und allein der mythischen Geschichte anheim fallen.

Es ist dabei ein sehr bemerkenswerther Umstand, daß sich Fluthsagen nur bei Völkern finden, die in ihrem Ländergebiete stark überfluthende Ströme haben. Daher bei den Anwohnern des Ganges und Indus, Euphrat und Tigris, nicht bei Phöniciern, Persern u. a. In der Regel ist dabei die Fluth an ein Local gebunden, und dies leitet auf die Erklärung der Fluthsagen. Nämlich der Entwickelungsgang, den die Natur jährlich nimmt, wird auf größere Perioden übertragen. Dem Jahre entsprechen Weltperioden. Was sich regelmäßig im Ersteren zeigt, wiederholt sich in Letzteren in entsprechenden Verhältnissen. So die 120 Saren, welche die 10 babylonischen Herrscher bis auf Xisuthros regieren, genau = 432,000 Jahre, die bekannte indische Weltperiode. Wie nun die Natur jährlich sich verschlechtert, erstirbt, und die Ströme zerstörend und befruchtend über ihre Ufer treten, um nach diesem den Kreislauf von Neuem zu beginnen; eben so entartet, erstirbt die Welt, und nach einer allgemeinen Vernichtungsfluth beginnt eine neue Welt, ein neuer Kreislauf der Dinge. Daher sind denn auch, wie gesagt, die Fluthsagen in der Regel an locale Verhältnisse gebunden und selbst im biblischen Mythus sind diese noch sichtbar, obschon der Mythus das Volk auf einen anderen Boden begleitet hat. Hier ist es das Flußgebiet der mesopotamischen Zwillingsströme. Diese beginnen, wenn der Schnee im Hochlande gegen das Ende des Winters zu schmelzen anfängt und heftige Regengüsse fallen, zu steigen, der Euphrat im März, der Tigris im April. Beide gehen über ihre Ufer und verwandeln das untere Mesopotamien in einen großen See. Bis gegen das Ende des Juni dauert der hohe Wasserstand, von wo an die Ströme sich besänftigen und in ihre Ufer zurückkehren. In Uebereinstimmung damit nennt die biblische Erzählung als Anfang der Fluth die Mitte des zweiten Monats, was für einen Jahresanfang im Frühjahre beweist. Die Fluth selbst hat aber eine größere Ausdehnung gewonnen, bis gegen das Ende desselben Monats im folgenden Jahre; begreiflich, da ja die jährliche Ueberschwemmung auf ein Weltjahr übertragen ist. Die so entstandene Fluthsage trägt mithin alle Spuren großartiger und kühn combinirender Volksdichtung an sich, und man muß endlich aufhören, von ihr als einem historischen Factum zu reden, und nachweisen zu wollen, was für Unbequemlichkeiten für die

Welt daraus entsprungen sind. Alle Versuche außerdem, das mythische Gemälde zu einem möglichen Factum durch Umdeutung oder künstliche Berechnungen machen zu wollen, sind von der Erklärung fern zu halten.

Sunium, ein Vorgebirge in Attika, bildet die Spitze dieser dreiseitigen Halbinsel und ist weithin in die See sichtbar. Im Alterthume war es durch eine Mauer, die sich bis an den Abhang des Berges hinabzog, befestigt. Hier lag auch der gleichnamige Flecken Sunium mit einem Hafen und ergiebigen Silberminen, sowie mit dem berühmten Tempel der Pallas, von dem noch einige Säulen stehen, daher das Vorgebirge selbst den Namen Capo-Colonni erhalten hat.

Sunna, ein arabisches Wort, welches eigentlich Lebensweise, Gesetz bedeutet, wird gewöhnlich in einem engern Sinne gebraucht, in welchem es das zweite oder mündliche Gesetz (im Gegensatz des im Koran enthaltenen ersten oder schriftlichen Gesetzes) bezeichnet, welches von Muhammed nicht aufgeschrieben, sondern nur aus seinen Reden und Thaten hergeleitet und durch die Ueberlieferung glaubwürdiger Personen aufbehalten worden. Diese S. wird von dem größten Theile der Muhamedaner für verbindlich geachtet und dient ihnen, wie den Juden die Mischna und den Katholiken die Traditionen, zur Glaubens- und Lebensregel. Ihre Kenntniß ist daher zur genauen Würdigung des Islams (d. h. der muhamedanischen Lehre) und seines Stifters nicht minder nothwendig als die des Korans. Dieser gilt als Gottes Gebot vom Himmel durch des Engel Gabriel's Einspruch unmittelbar geoffenbart, jene dagegen als Prophetengesetz und Handlungsweise des Gottgesandten allen Gläubigen zur schuldigen Befolgung und Nachahmung als Richtschnur aufgestellt. Von den frühesten Zeiten des Islams an wurden jene Reden und Handlungen des Propheten von seinen Jüngern sorgfältig gesammelt aufbewahrt, und mit den vollgültigen Zeugnissen ihrer Gewährsmänner durch die folgenden Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht überliefert. Die berühmteste Sammlung ist die von El Bochari, um 840 n. Chr.; sie führt den Titel „El dschami essachich", d. i. der wahrhafte Sammler und enthält ungefähr 8000 Artikel. Keine der verschiedenen Sammlungen ist bis jetzt gedruckt.

Sunniten heißen alle diejenigen Muhamedaner, welche neben dem Koran zugleich die Sunna als verbindlich anerkennen. Diese, die sich allein für die Rechtgläubigen halten, zerfielen schon im zweiten Jahrhundert der Hedschira in 4 Secten: Hanbeliten, Schafeiten, Hanefiten und Malekiten, welche sämmtlich für orthodoxe gelten. Alle die, welche nicht zu einer dieser Secten gehören, werden von Jenen Schiiten, d. h. Abtrünnige, oder Rewafis, d. h. Ketzer, genannt. Der Streit dieser beiden Hauptsecten der Bekenner des Islams, der Sunniten und Schiiten, dreht sich aber keineswegs blos um die Anerkennung oder Verwerfung der Sunna; denn es ist diese große Spaltung nicht blos eine kirchlich theoretische über die Glaubenslehre, sondern zugleich eine politisch-praktische über die Thronfolge; sie ist demnach von der Spaltung der Christen ganz verschieden. Ob die Nachfolge des Propheten nicht unmittelbar seinem Eidam Ali vor den drei andern Kalifen Abubekr, Omar und Osman; ob nach dem Tode Ali's die Herrschaft seinen Söhnen vor dem Hause Ommia gebührt habe oder nicht, darüber entzweiten sich schon nach den ersten 30 Jahren die Anhänger des Hauses Ali und seine Gegner. Daher werden die Perser und zum Theil auch die Mongolen mit diesem Namen belegt, weil sie auf der Seite Ali's sind. Zu der entgegengesetzten gehören namentlich die Türken, Araber und afrikanischen Muhamedaner.

Suovetaurilia, ein Sühnopfer bei den Römern, dessen Name aus den Worten sus, ovis und taurus entstanden ist, bestand in dem Opfer eines Schweines, eines Schafes und eines Stieres, welche Thiere nach beendigtem Census auf dem Campus Martius geschlachtet wurden, nachdem sie um die ganze Versammlung herumgeführt waren.

Supercargo heißt auf Schiffen Derjenige, welcher die Aufsicht über die Waaren hat und den Eigenthümern Rechenschaft davon ablegen muß.

Superfoetation, Ueberfruchtung oder Ueberschwängerung, ist die nochmalige Schwängerung einer bereits schwanger gehenden Frau, durch einen spätern, im

Verlauf der Schwangerschaft vollzogenen Beischlaf, eine Erscheinung, die bei Thieren öfter, sehr selten bei dem Menschen beobachtet wird, und daher seit den ältesten Zeiten bis jetzt einen Gegenstand des Streites ausmacht, welcher besonders von den Gerichtsärzten gepflogen wird, die sich mit den Physiologen in zwei Parteien getheilt haben, von denen die eine die Realität der Ueberfruchtung vertheidigt, die andere sie dagegen ganz in Abrede stellt. Die Gründe der Gegner sind: 1) Schließung des Muttermundes nach jeder Empfängniß, daher Unmöglichkeit des Eindringens des Samens in die Höhle desselben. 2) Zu große Kürze der fallopischen Röhren bei Schwangern, als daß diese an den Eierstock heranragen könnten. 3) Aufhören der zur Empfängniß nöthigen Reizbarkeit des Uterus für den Samen, nach bereits erfolgter Sättigung durch die Empfängniß. Allein alles dies läßt sich als grundlos darthun. Daß der Same nicht einmal in die Scheide zu dringen braucht, beweisen die Schwangerschaften bei unverletztem, sehr engem und festem Jungfernhäutchen. Die zu große Kürze der Tubae Fallopii ist noch gar nicht nachzuweisen, und könnte höchstens für die Seite gelten, auf welcher das Ei vom Eierstock aus eingeführt wird. Die Sättigung des weiblichen Organismus kann recht gut nur theilweise stattfinden, und für die Thätigkeit des einen Eierstocks gelten, das menschliche Weib hat deren aber zwei. Dies scheint uns gerade das wichtigste Moment zu sein, welches für die Möglichkeit der Ueberschwängerung spricht, um so mehr, da es wahrscheinlich ist, daß bei den meisten Zwillingsschwangerschaften die Eichen aus beiden Ovarien befruchtet in den Uterus gelangen. Außerdem hat man für diese Ansicht nicht ohne Wahrscheinlichkeit angeführt, die Analogie mit den Thieren, das Vorkommen von doppelter Gebärmutter beim Weibe, die Schwangerschaft mit einem abgestorbenen, selbst verknöcherten Fötus und einem lebenden, das Gebären von Zwillingen ꝛc., wo das eine mehrere Tage später ausgestoßen wird als das andere, oder von solchen, die eine sehr ungleiche Ausbildung zeigen, oder das Gebären von zwei verschiedenfarbigen Kindern, z. B. einem schwarzen und einem weißen, die nothwendig von verschiedenen Vätern aus verschiedenen Racen gezeugt sein müssen, zumal wenn die Frau eine Weiße war. Daß übrigens die Ueberschwängerung nur in den ersten Monaten, höchst selten nach dem vierten Monat vorkommt, die Möglichkeit derselben überhaupt mit der Dauer der bereits eingetretenen ersten Befruchtung im umgekehrten Verhältniß stehen wird, bedarf kaum des Beweises. Vgl. Henke: „Ueber die Möglichkeit der Ueberfruchtung in Bezug auf Physiologie und gerichtliche Medicin, in seinen Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin" (Bd. 2).

Superintendent ist der Name für einen oberen Geistlichen, der außer der Verwaltung eines Pfarramtes die Inspection über die Prediger und Schullehrer seiner Diöces zu führen, selbige in das Amt zu introduciren und mit der weltlichen Obrigkeit über Kirchen- und Schulangelegenheiten zu unterhandeln, desgleichen die Rescripte der Consistorien und Regierungen der Geistlichkeit zu publiciren hat. Der S. ist meistens einem Generalsuperintendent oder Bischof untergeordnet. Titel und Amt ging aus der katholischen Kirche auf die lutherische über. In Bayern, Baden und andern Ländern heißen die Superintendenten Decane.

Supernaturalismus oder Supranaturalismus ist die Lehre von einer unmittelbaren, übernatürlichen und wunderbaren göttlichen Offenbarung der Religionserkenntniß. Ihm steht gegenüber der Rationalismus, der alle Offenbarung mittelbar dem Menschen dadurch zu Theil werden läßt, daß Gott ihm auf providentalem Wege Anlässe und Gelegenheiten zuführte, die religiöse Erkenntniß zu erlangen, deren er mittelst seiner Vernunft fähig ist.

Supinum heißt in der lateinischen Sprache eine besondere Form des Zeitwortes, welche das gedachte Vollendetsein eines Zustandes ausdrückt. Es ist eigentlich ein Verbalsubstantivum nach der vierten Declination, von dem nur der Accusativ und Ablativ gebräuchlich sind, und zwar der erstere, um die in dem Verbum ausgedrückte Thätigkeit als das Ziel oder den Zweck einer Bewegung auszudrücken, der zweite, um den Ausgangspunkt einer Bewegung oder eine Rücksicht zu bezeichnen.

Suplinburg oder Supplingenburg, ein Dorf im Herzogthum Braunschweig, unweit Helmstedt, war das Stammhaus der Grafen von S., eines der ausgezeichnetsten Geschlechter schon unter Karl dem Großen, dem auch Konrad II. (s. d.) entstammte. Durch Letztern kam die Grafschaft als Ordenscomthurei an den Tempelherrnorden.

Suppenanstalten. Diese Wohlthätigkeitsanstalten traten während des Hungerjahres 1816—17 in den bedeutendsten Städten Europas ins Leben, obgleich sie durch Rumfort's Empfehlung in einigen Städten gegen Ende des 18. Jahrhunderts errichtet wurden. Ihr Zweck ist der, den Armen in drückenden Zeiten eine gesunde Nahrung zu reichen. Die Suppen werden aus wohlfeilen, aber gesunden Stoffen in großen Quantitäten bereitet, und den Armen theils unentgeltlich, theils für einen äußerst geringen Preis in Portionen abgelassen.

Supplement heißt im Allgemeinen Ergänzung. In der Mathematik versteht man unter Supplement eines Winkels oder Bogens denjenigen Winkel oder Bogen, der mit jenem zusammen 180 Grad ausmacht. — Supplementardreieck oder Polardreieck heißt ein sphärisches Dreieck in Bezug auf ein anderes, wenn die Winkelpunkte des einen die Pole der Seiten des andern Dreiecks sind. Zwei solche Dreiecke haben die merkwürdige Eigenschaft, daß die Seiten des einen die Supplemente der Winkel des andern sind. Daher der Name.

Supplicationes, auch Supplicia, d. i. Bitten, Gebete, hießen bei den Römern außerordentliche, gewöhnlich mit einem Lectisternium (s. d.) verbundene öffentlichen Betfeste, bei denen das Volk in feierlichen Processionen die Tempel der Götter besuchte, um zu diesen zu beten. Die Anordnung des Einzelnen hing von den Pontifices ab; beschlossen aber wurden sie von dem Senat, und durch die Magistrate angesagt, theils um die Hülfe der Götter bei gefährlichen Unternehmungen, wie z. B. als Scipio nach Afrika übersetzte, bei der Eröffnung des Kriegs gegen Philipp, theils um ihre Gnade bei öffentlicher Bedrängniß, z. B. Pest, schrecklichen Wunderzeichen, zu erflehen, theils um ihnen für glückliche Ereignisse, namentlich glückliche Führung und Beendung von Kriegen zu danken. Die letztere Art war zugleich eine hohe Ehre für den siegreichen Feldherrn, die ihm gewöhnlich die Gestattung des Triumphs verbürgte; Cicero hebt es hervor, daß er der Einzige, dem im Friedensgewande, wegen der Unterdrückung der Catilinarischen Verschwörung, eine Supplication zuerkannt worden. Die Dauer der Supplication war in den ältesten Zeiten nur ein Tag; im Jahre 396 wurde zuerst wegen der Eroberung von Veji eine viertägige Feier beschlossen, in den spätern Zeiten der Republik waren sie gewöhnlich fünftägig, dauerten oft aber auch zehn, funfzehn, zwanzig, ja vierzig Tage lang.

Supremat heißt im Allgemeinen die Oberherrschaft über Andere, dann im engern Sinne die Gewalt des Papstes über die ganze Kirche, die nun freilich einerseits von den Protestanten ganz und gar nicht anerkannt wird, dann aber auch in katholischen Ländern durch besondere Concordate beschränkt ist.

Suprematеid (Oath of supremacy), der vom König Heinrich VIII., als er sich 1534 von der geistlichen Gerichtsbarkeit des Papstes lossagte, eingeführte Eid, welcher unter Georg I. im Jahre 1715 zum Gesetz erhoben ward, verlangte von jedem englischen Unterthan, daß er die Lehre, wonach der Papst Fürsten absetzen und ermorden lassen könne, als gottlos und ketzerisch verwerfe, und sich verpflichte, keine anderweitige geistliche oder weltliche Jurisdiction oder sonstige Autorität über England anzuerkennen. Seit 1791 ist er abgeschafft.

Surate, s. Guzurate.

Suren, s. Koran.

Surinam heißt der Theil der unter dem Namen Guiana (Guajana) bekannten Ländermasse in Südamerika, den die Niederländer besitzen, etwa 1800 QM. groß und von mehr als 60,000 Menschen bewohnt, unter denen 6000 Europäer und 50,000 Neger. S. ist eine der blühendsten europäischen Colonien, einem Garten gleich, soweit der Anbau

reicht, von vielen Kanälen durchschnitten und mit zahlreichen Gebäuden bedeckt, in W. von großen Waldungen, in O. vom Ocean begrenzt, zum Theil Eigenthum der Stadt Amsterdam, deren Hauptausfuhr in Zucker, Kaffee, Baumwolle und Kakao besteht. Engländer ließen sich 1634 zuerst hier nieder, neben ihnen später auch Holländer, denen 1667 auch das englische Gebiet abgetreten wurde. Im Jahre 1799 begab sich die Colonie freiwillig in den Schutz der Engländer, kam aber durch den Frieden von Amiens wieder an die batavische Republik. Später nahmen sie die Engländer abermals und gaben sie erst 1815 zurück. — Die einzige Stadt der Colonie ist Paramaribo, eine durch viele schöne Gebäude ausgezeichnete Stadt, größtentheils regelmäßig, mit 20,000 Einw., wird von 3 Forts geschützt. Im J. 1821 brannte ein großer Theil der Stadt nieder.

Surlet de Chokier, Erasmus Ludw., Baron, der bei der letzten belgischen Revolution erst als Präsident des Nationalcongresses und dann als Regent sich viele Verdienste um sein Vaterland und einen bedeutenden Namen erworben hat, wurde geboren am 27. Nov. 1769 zu Lüttich. Während der Vereinigung Belgiens mit Frankreich war er Maire zu Ginglom bei St. Trond. Er kam häufig nach Paris und war 1800—12 Mitglied des großen Raths und in den Sitzungen von 1812—14 Mitglied des gesetzgebenden Körpers. Nach der Vereinigung Belgiens mit Holland war er bis 1818 Mitglied der zweiten Kammer. Seine freimüthige Sprache fing aber schon damals an, der Regierung lästig zu werden. Darauf war er Mitglied der Provinzialstände Limburgs und saß dann von 1828—30 wieder in der Kammer. Er gehörte mit Ch. de Brouckère, Lehon, Nassart u. A. zur Opposition. Nach dem Ausbruche der Revolution in Brüssel im August 1830 war er unter den Abgeordneten, die nach dem Haag gingen, wobei er auf der Trennung Hollands und Belgiens bestand. Darauf von dem Bezirke Hasselt zum Mitgliede des Nationalcongresses erwählt, wurde er am 11. Nov. zum Präsidenten desselben ernannt, und er blieb es in der gesetzmäßig jeden Monat wiederholten Wahl. Als man darauf im Febr. 1831 zur Königswahl schritt, stimmte S. für den Herzog von Nemours, der auch gewählt wurde, und stand an der Spitze der zur Ueberbringung dieser Nachricht nach Paris gesendeten Deputation. Da der König von Frankreich den Thron für seinen Sohn ausschlug, und man in Belgien die Nothwendigkeit fühlte, dem provisorischen Zustande der Dinge ein Ende zu machen, war es S., der durch Stimmenmehrheit über den zweiten Kandidaten Felix de Merode den Sieg davon trug und zum Regenten gewählt wurde. S.'s Nachfolger als Präsident, Gerlache, leitete ihn zu dem von den Nationalfahnen umgebenen Thron, wo er den Eid leistete. S. blieb nun Regent, bis der neugewählte König Leopold am 21. Juli 1831 seinen Einzug in Brüssel hielt. Darauf zog er sich, nachdem der Congreß ihm ein lebenslängliches Jahrgehalt von 10,000 Gulden bewilligt und eine Denkmünze auf seine Regentschaft schlagen zu lassen beschlossen hatte, nach Ginglom zurück, wo er als Vorstand der Gemeindeverwaltung lebte. S. hat mit vielen Parteiungen und Anfeindungen zu kämpfen gehabt; auch hat man ihm vorgeworfen, daß er bei seinem Privatvermögen das Jahrgehalt angenommen hat; doch bleibt ihm unbestritten der Ruhm eines thätigen, einsichtsvollen, rechtlichen, freimüthigen und besonders unparteiischen Mannes. Er starb am 7. August 1839.

Surrey, Henri Howard, Graf von, ausgezeichneter englischer Dichter, ältester Sohn des Grafen von Surrey, spätern Herzogs von Norfolk, wurde wahrscheinlich 1516 zu Kenninghall geboren, an dem Hofe Heinrich's VIII., wo sein Vater als Großschatzmeister des Reichs Alles galt, erzogen, und auf die Universität Oxford gebracht. Er reiste nach Italien, um sich daselbst nach Petrarca zu bilden; wie dieser die Laura, so besang er die Geraldine, welche die Tochter des Grafen von Kildare gewesen sein soll. Doch als er nach England zurückgekehrt war, vermählte er sich mit der Tochter des Grafen von Oxford. Nachdem er schon unter seinem tapfern Vater gegen Schottland mit zu Felde gezogen war, commandirte er als Feldmarschall das englische Heer in Frankreich im Jahre 1544 und wurde nach der Einnahme von Boulogne zum Commandanten des Platzes ernannt, hatte aber darauf diese Stelle an den Grafen von Hertford abgeben müssen und sich dabei einige

drohende Ausdrücke gegen die Minister erlaubt. Da er nun auch die ihm vorgeschlagene Vermählung mit Herford's Tochter und jeden andern Heirathsantrag abgelehnt hatte, so glaubte der König, er habe Absichten auf die Prinzessin Maria, um sich den Weg zur Krone zu bahnen. Um den gefährlichen Mann, welcher auch allen Classen der Nation angenehm und lieb war, und den man den Edelsten unter den Gelehrten und den Gelehrtesten unter den Edlen zu nennen pflegte, auf die Seite zu schaffen, so ließ ihn der König sammt seinem Vater, dem Herzog von Norfolk, am 12. Decbr. 1546 gefangen nehmen und nach dem Tower bringen. S. wurde angeklagt, er habe in seiner Familie einige junge Italiener, welche sich als Kundschafter verdächtig machten, unterhalten und errege überhaupt durch andere Dinge Verdacht, nach der Krone zu streben. Zwar vertheidigte sich S. mit großer Beredsamkeit, allein die Geschworenen hingen ganz von des Königs Willen ab und verurtheilten ihn als Hochverräther zum Tode, welcher an ihm auch sofort vollzogen wurde am 19. Jan. 1547. Seine Gedichte sind meist Sonette, eine damals für die englische Sprache neue Form, und kamen zuerst 1557 heraus; eine neue mit Noten versehene Ausgabe hat Nott zu London 1816, in Verbindung mit den Gedichten des Thomas Wyatt des Aeltern, besorgt.

Surrogat, kommt vom latein. surrogare, d. h. Etwas an die Stelle eines Andern setzen. Darin liegt nun zwar nicht, daß das jenes Andere Ersetzende etwas Schlechteres ist, jedoch hat das Wort S. diese Nebenbedeutung erhalten. Gewöhnlich gebraucht man S. vom Ersatz materieller Dinge, und dann springt es in die Augen, daß die surrogirte der zu ersetzenden nur ähnlichen Qualität an Güte nachsteht. So sind z. B. Cichorie und Runkelrüben Surrogate des Kaffees.

Surville, Jos. Etienne de, s. Clotilde de Vallon Chalys.

Susa, 1) Hauptstadt des persischen Reichs, von Darius Hystaspis an der Ostseite des Eulaus in der Provinz Sustana gegründet, war groß, schön und in einem Rechteck gebaut, hatte eine Citadelle und diente als Winterresidenz der persischen Könige. Sie ward von Alexander d. Gr. erobert und geplündert. 2) Provinzialstadt im sardinischen Fürstenthum Piemont, an der Dora und am Fuße der cottischen Alpen, hat eine Kathedrale, zwei Mönchsklöster, Handschuhfabriken, Gerbereien und 2600 Einw. Sie ist Sitz eines Bischofs und in ihrer Nähe ist das Fort de la Brünette. Der Dora entlang laufen die beiden Straßen vom Mont Cenis und Mont Genèvre.

Susdal, eine der ältesten Städte Rußlands, im jetzigen Gouvernement Wladimir, liegt an der Kamenka, einem Nebenflusse der Kljäsma, die zum Gebiet der Wolga gehört, ist Sitz eines Bischofs und zählt jetzt nur 5200 Einw., während sie vor Zeiten 10—20,000 hatte. Früher war sie Hauptstadt eines eignen Fürstenthums. Im J. 997 soll Wladimir der Große hierher gekommen, das Christenthum eingeführt und in dem Kreml der Stadt den Grund zu der ersten Kirche gelegt haben, die noch gegenwärtig als Zeichen alter Bauart gezeigt wird. Unter den Gebäuden zeichnet sich vor allen der bischöfliche Palast aus. Es bestehen hier drei Leinwandfabriken und zwei Tuchmanufacturen; auch treibt die Stadt einigen Handel.

Süskind, Friedr. Gottlieb von, am 17. Febr. 1767 zu Neustadt an der Linde geb. und am 12. Novbr. 1829 zu Stuttgart verstorben, hat sich durch die Organisation der theologischen Seminare Würtembergs ein ehrenvolles Denkmal gestiftet, außerdem auch um die protestantische Dogmatik und Moral verdient gemacht. Seine Biographie ist in Kurzem diese: S. kam als Kind in das Haus seines Großvaters, der in Stuttgart wohnte und für die Ausbildung und Erziehung des Knaben anfangs durch Privatunterricht Sorge trug, und ihn später auf das dortige Gymnasium sandte. 1783 trat S. in das theologische Stift in Tübingen ein und ward nach Vollendung seiner Studien und einer durch Deutschland unternommenen Reise im J. 1791 daselbst als Repetent angestellt, 1795 Diaconus zu Urach, 1798 ordentlicher Professor der Theologie zu Tübingen, 1805 Oberhofprediger und Consistorialrath zu Stuttgart, bald darauf Feldprobst und Ordensprälat, 1808 Oberstudienrath und endlich 1814 Oberstudiendirector. Er schrieb: „Ueber die Pestalozzi'sche Methode und ihre Einführung in den Volksschulen" (Stuttg. 1809, 2. Aufl., 1811); „Prüfung

der Schelling'schen Lehre von Gott, Weltschöpfung, Freiheit, moralischem Guten und Bösen" (Tüb. 1812); „Geschichte des Opferfestes vom Abendmahl vom 1. bis 6. Jahrh." (in der Göttinger Bibliothek der neuesten theologischen Literatur 1790); überdem lieferte er die Fortsetzung des Flatt'schen „Magazin für christl. Dogmatik und Moral" seit 1803.

Sussex, Augustus Frederick, Herzog von, der 6. Sohn Georg's III. von Großbritannien, geb. am 27. Jan. 1773, studirte mit seinen Brüdern, dem nachmaligen Könige Ernst August von Hannover und dem Herzoge von Cambridge, in Göttingen. Darauf heirathete er in Rom im April 1793 Augusta Murray, die Tochter des katholischen Grafen Dunmore in Schottland. Doch wurde diese Ehe, obwohl die Trauung in der Londoner St. Georgkirche zum zweiten Male vollzogen wurde, von seinem Vater durch ein bischöfliches Gericht für ungiltig erklärt, weil nach dem Staatsgesetze kein im britischen Reiche befindlicher Nachkomme Georg's II. eine Ehe ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs eingehen darf. Von seiner Gemahlin, die ihm zwei Kinder geboren und erst 1830 starb, trennte er sich schon 1801, und lebte darauf an einigen deutschen, italienischen und längere Zeit am portugiesischen Hofe. An letzterem hintertrieb er mehrere Intriguen des franz. Generals Lannes. 1801 ward er zum Pair des britischen Reichs ernannt und hatte den Titel eines Herzogs von Sussex erhalten. Er war ein nicht blos sehr kenntnißreicher, sondern in manchen Gegenständen, namentlich Kirchengeschichte, gelehrt zu nennender Mann und sehr beliebt. Dies verdankte er seiner volksthümlichen Gesinnung, wie er denn immer zur Opposition gehört hat und für die Sache derselben oft aufgetreten ist, und seiner angenehmen Rednergabe. Letztere hat er oft gezeigt als Großmeister der englischen Freimaurerlogen, und in mehreren Gesellschaften, an deren Spitze er stand. So vertheilte der Herzog, wenn die Societät zur Aufmunterung der Künste und Manufacturen ihren Jahresverein hielt, als Präsident derselben die Prämien und hielt die Anrede. Der irischen Kirche hat er sich thätig angenommen und 1825 im Oberhause gegen die Verwerfung der Emancipationsbill der Katholiken gestimmt. Uebrigens lebte er eingeschränkt, da seine Apanage von 13,000 Pfund, mit der er auch für seine Kinder sorgen und seine Schulden decken mußte, keinen Aufwand zuließ, und er niemals bei dem Parlamente um Abhülfe aus seinen Geldbedrängnissen hat anhalten wollen. Auf seine ausgezeichnete und besonders an Bibeln reiche Bibliothek (s. Th. Jos. Pettigrew: „Bibliotheca Sussexiana", Lond. 1827, 2 Bde., 4.) hat er viel verwendet. An seinem Tische sah man täglich die ausgezeichnetsten Männer, namentlich Gelehrte. Seine Kinder aus der Ehe mit Miß Murray führen den Namen Este (s. d.). Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin heirathete er 1831 die Lady Cecily Unterwood, Tochter des irischen Grafen von Arran, die 1840 zur Herzogin von Inverneß erhoben wurde. Er starb am 21. April 1843 im Kensingtonpalaste.

Süßholz (Rad. liquiritiae), ist die Wurzel von Glycyrrhica glabra und echinata, welche im südlichen Europa, Rußland und Apulien gebaut werden, von der Dicke eines kleinen Fingers und stärker, äußerlich braungelb und runzlicht, wenn sie trocken ist, innerlich hellgelb, giebt beim Kauen einen angenehmen, süßlich schleimigen Geschmack. Man hat einen Extractivstoff, das Glycyrrhizin, daraus bereitet. Der eingedickte Saft der frischen Wurzel ist der Lakritzensaft (Succus liquiritiae), welcher in Lorbeerblätter gewickelt versandt wird, zum Arzneigebrauch aber vorher erst gereinigt werden muß. Die Wurzel, von der man das Pulver wie die Abkochung in der Medicin benutzt, ist, sowie der Saft, als ein gutes Brustmittel bekannt.

Süßmeyer oder Süßmaier, Franz Xaver, beliebter Componist und Capellmeister, 1766 geb. und 1803 gest., war Salieri's und **Mozart's** (s. d.) Schüler und Freund. Am berühmtesten ist er geworden durch die Vollendung des von Mozart unvollendet und nur in Entwürfen zurückgelassenen Requiems. Von seinen Opern, die zur Zeit außerordentlich Furore machten, bemerken wir: „Moses", „Der Spiegel von Arkadien", „Soliman II." und „Il Turco in Napoli".

Süß-Oppenheimer, Banquier, Finanz- und Premierminister des Herzogs Karl Alexander von Würtemberg, war ein raffinirt schlauer Jude, der, die Geldverlegenheiten

des Herzogs benutzend, sich demselben durch Geldvorschüsse so empfahl und in Gunst setzte, daß ihm ein hohes Staatsamt übertragen ward. Hier drückte und preßte er die Stände nur durch ungerechte Maßregeln und Gewaltschritte, und machte sich dadurch allgemein verhaßt, wovon die Folge war, daß er nach dem unerwartet plötzlichen Tode des Herzogs (14. Mai 1737) verhaftet und unter dem Administrator Herzog Karl Rudolf am 4. Febr. 1738 in seinen Staatskleidern hingerichtet wurde. Hauf hat die Geschichte zu einer interessanten Novelle benutzt.

Suttih oder **Sutties** nennt man in Indien die Selbstverbrennung der Hinduwitwen. Diese grauenhafte Sitte ist keineswegs, wie Strabo und Diodor fabeln, eine politische Einrichtung, damit die Frauen ihre Männer nicht vergiften möchten, noch auch, wie besonders Missionäre glaubhaft machen wollen, eine heilige Religionssache, der sich keine Witwe, ohne Schmach und Schande auf sich zu laden, entziehen dürfe, sondern eine freiwillige Aufopferung, die, aus Liebe hervorgegangen, sich nur bei einer einzigen Vischnusecte findet und überdem nur dann vollzogen werden darf, wenn die Witwe kinderlos ist, ihrem Manne das Gelübde gethan und es durch Opfer bekräftigt hat. Die Engländer haben seit 1825 strenge Gesetze gegen solche Unsitte erlassen und es läßt sich erwarten, daß in der Zukunft diese Gräuel verschwinden werden.

Sutton, Sir Charl. **Manners**, **Viscount Canterbury**, Sprecher des britischen Unterhauses, geb. 1780, war der Neffe des Lord Manners. Er trat ins Unterhaus und wurde 1817 zum Sprecher gewählt, welches Amt er fortan 17 Jahre hindurch versah. Als er 1834 bei der Sprecherwahl gegen Abercromby mit geringer Majorität erlag, erhob ihn Wilhelm IV. zum Viscount Canterbury und öffnete ihm hiermit das Oberhaus. Zugleich erhielt er eine auf drei Lebenszeiten dauernde Pension von 4000 Pfd. St. Während seiner ganzen Wirksamkeit als Sprecher bewies er sich als standhaften Gegner der Katholikenemancipation und der Parlamentsreform, weshalb er auch nach deren Annahme seine Stelle verlor. Im J. 1838 trug ihm die Regierung das Amt eines Commissars zur Ausgleichung der canadischen Wirren an, welches schwierige Geschäft er jedoch, angeblich aus Gesundheitsrücksichten, ausschlug. In Folge eines Schlaganfalls, den er während der Fahrt auf der Great-Western-Eisenbahn erlitt, starb er am 20. Juli 1845. — Sein Sohn, **Charles John Manners S.**, erbte auch den Titel eines Viscount Canterbury.

Suwórow-Rymnikſky, Alex. Wasiljewitsch, Graf, **Fürst Italinski**, Feldmarschall und Generalissimus der russischen Heere, einer der berühmtesten Feldherrn des vorigen Jahrh., war am 13. Novbr. (a. St.) 1729 in Finnland geboren. Sein Vorfahr Suwor, ein Schwede, war 1622 nach Rußland gekommen, sein Vater war General. S. trat schon im 13. Jahre in das Militär, und war 1757 schon Obristlieutenant. Als solcher war er während des 7jährigen Krieges eine Zeit lang Commandant von Memel und focht dann, auf seine dringenden Bitten zur activen Armee versetzt, in der Schlacht bei Kunersdorf mit. 1768 zeichnete er sich in dem Dissidentenkriege in Polen aus, zerstreute die Heere der beiden Pulawski, nahm Krakau mit Sturm und wurde darauf Generalmajor. Neue Lorbeeren gewann er 1773 im Türkenkriege, wo er unter dem Feldmarschall Rumjanzow stand, und namentlich mit dem General Kamenskoi vereinigt den Sieg über den Reis Effendi bei Koslubgi erfocht. Nachdem er darauf die Empörung von **Pugatschew** (s. d.) gedämpft, und 1783 die Tataren von Kuban der russischen Krone unterworfen hatte, ernannte ihn die Kaiserin Katharina zum General en chef. In dem neuen Türkenkriege kam er bei der Belagerung von Otschakow, zu der ihn Potemkin commandirte, durch seinen wilden, oft unüberlegten Muth in große Lebensgefahr, aus der ihn der Fürst Repnin rettete. Bald darauf erfocht er in Verbindung mit dem Prinzen von Sachsen-Coburg den entscheidenden Sieg bei Fokschani über den Seraskier Mehmed-Pascha, am 1. Aug. 1789. Diesem folgte im September der große Sieg am Rymnik, wofür ihn der Kaiser Joseph in den deutschen Reichs-, und die Kaiserin Katharina in den russischen Grafenstand erhob, mit dem Beinamen Rymnikſky. Seine Thaten, bei denen er auf kein Menschenleben Rück-

sicht nahm, gränzen oft ans Unglaubliche; dahin gehört die Erstürmung von Ismail 1790, bei der 33,000 Türken getödtet wurden, und der Verlust der Russen auch ungeheuer groß war. Nach dem Frieden von 1791 wurde er Chef des Gouvernements von Jekatarinoslav, der Krim und der eroberten Provinzen am Ausflusse des Dniester; sein Wohnsitz war Cherson. Der Aufstand der Polen 1794 rief ihn wieder zu den Waffen; er erstürmte Praga, zog am 9. Novbr. in Warschau ein und wurde darauf Generalfeldmarschall. Die Kaiserin schenkte ihm einen goldenen Commandostab, nebst einem Eichenkranze, an dem blos die Diamanten auf 60,000 Rubel geschätzt wurden. 1799 endlich erfolgte sein letzter Feldzug, der italienische, in welchem er mit den Oesterreichern vereinigt über die Franzosen mehrere glänzende Siege bei Piacenza, bei Novi u. a. erfocht. Der Ausgang dieses Feldzugs war nicht so glücklich, was aber in den Umständen lag und S.'s Ruhm nicht schmälern kann. Nach dem veränderten Operationsplane zog er nach der Schweiz, konnte aber unmöglich noch zur rechten Zeit ankommen, um Korsakoff's Niederlage durch Massena zu hindern. Nun mußte er sich unter beständigen Gefechten mit Lecourbe, Molitor und Gudin nach dem Constanzersee zurückziehen, bis es ihm durch eine meisterhafte Operation gelang, sich mit dem Korsakoff'schen Heere zu vereinigen. Er bezog darauf die Winterquartiere in Böhmen, aber der Kaiser Paul zog sich gegen S.'s Erwarten und dringendes Vorstellen von der Allianz zurück, und die Welt verlor dadurch ein interessantes Schauspiel, das Zusammentreffen von S. und Napoleon. S. sollte in Petersburg einen Triumpheinzug halten, mußte aber krank auf seinen Gütern in Lithauen verweilen. Unterdeß wußte man ihm durch Angabe eines Ungehorsams gegen den Kaiser in kleinlichen Disciplinarsachen die Gnade desselben zu entziehen, der Triumpheinzug unterblieb, und S., der in aller Stille nach Petersburg gekommen war, starb 16 Tage darauf am 18. Mai 1800, nach vollendetem 70. Lebensjahre. Sein Begräbniß erfolgte unter Begleitung von 15,000 M. und war sehr feierlich. Kaiser Alexander ließ ihm 1801 eine colossale Statue in Petersburg errichten. S. war Soldat, und seine außerordentlichen Eigenschaften als solcher können wir in dem Worte Bravheit zusammenfassen. Auch besaß er gute taktische Kenntnisse, obwohl er für den Hauptgrundsatz der Kriegsführung das Stupai i be (Vorwärts und schlage) erklärte. Seine militär. Strenge, seine Abhärtung seiner selbst, seine Verachtung aller feineren Lebensverhältnisse, seine Feindschaft gegen Schmuck der Kleidung und der Wohnung (namentlich der Spiegel) grenzte an Roheit. Dabei war er bigott und gab nie das Zeichen zur Schlacht, ohne ein Kreuz zu machen und das Bild des heiligen Nicolaus zu küssen. Er lebte mäßig, war unglaublich thätig und bei den gemeinen Soldaten, weniger bei den Offizieren, beliebt. Vgl. Anthing „Versuch einer Kriegsgeschichte des Grafen S." (3 Bde., Gotha 1796—1799), Georg von Fuchs „Anekdoten aus dem Leben des Grafen S." (Lpz. 1829), Fr. von Schmitt „S.'s Leben und Heerzüge" (2 Bde., Wilna 1833—34) und Georg von Fuchs „S.'s Correspondenz über die russisch-österreichische Campagne im J. 1799" (2 Bde., Glogau 1835).

Suzzo, eine griechische Familie in Konstantinopel, welcher gleichwie den Familien Kallimachi und Moruss die Successionsfähigkeit in der Moldau und Walachei im J. 1819 allein von der Pforte zugesichert wurde. Ausgezeichnet hat sich aus dieser Familie als Hospodar der Walachei Alexander S., welcher besonders das Unterrichtswesen förderte und der Walachei ein Gesetzbuch zu geben beabsichtigte, woran er durch die griechische Insurrection gehindert wurde. Als diese ausgebrochen war, und Alex. Ypsilanti für seine Partei warb, beschloß er auszuwandern, starb aber den 1. Febr. 1821. Was er beabsichtigte, führte sein Sohn Nikolaus aus. Während so die Walachei von dem Aufstande heimgesucht wurde, schloß sich Michael S., der Hospodar der Moldau, an die Partei des Ypsilanti an, nach dessen unglücklichem Falle er nach Rußland, von da nach Italien und nach Oesterreich floh, wo ihm die Regierung Görz als künftigen Wohnsitz anwies. Nach der Beilegung des Krieges ging er in sein Vaterland zurück und wurde von dem Statthalter Kapodistrias als griechischer Gesandter nach Paris geschickt, und unter der gegenwärtigen Regierung war er griechischer Gesandter am russischen Hofe. Die ganze

Familie befindet sich jetzt in Griechenland, aus welcher Demetrius S. 1835 Justizminister war.

Svanberg, Jens, Professor der Mathematik zu Upsala, geb. am 6. Juli 1771 zu Nedercalix, einem Kirchsprengel in Westerbotten, zeigte schon in früher Jugend eine bedeutende Anlage zu mathematischen Beschäftigungen und löste, kaum sieben Jahr alt, arithmetische Aufgaben. Er ward von seinem Oheim adoptirt, auf die Schule zu Torneå und dann nach Upsala geschickt, wo er mit angestrengtem Fleiße dem Studium der Mathematik oblag. Im J. 1796 erhielt er in Stockholm das Amt eines Vicesecretärs der Akademie der Wissenschaften, wurde 1798 Mitglied der Akademie, sowie der Gesellschaft der Wissenschaften zu Upsala und bereiste zur Messung eines Meridianbogens in den Jahren 1801—1803 mit Ocverbom Lappland. Sein Bericht über diese Unternehmung und die damit verbundene Auflösung des Problems von der Gestalt der Erde erhielt im J. 1806 von dem franz. Institut einen Preis. Im J. 1809 wurde er ordentlicher Secretär der Gesellschaft der Wissenschaften und folgte 1811 dem Ruf als Professor der Mathematik nach Upsala. Hier stellte er im Verein mit dem Professor Cronstrand Beobachtungen über Pendelschwingungen an, deren Resultate beide Gelehrte in einer besondern Schrift bekannt machten, unterrichtete den Kronprinzen Oscar während der Jahre 1818 u. 19 in den mathematischen Wissenschaften und wurde vom Könige zur Belohnung seiner Verdienste mit einer reichen Pfründe begabt, wodurch er in den geistlichen Stand versetzt wurde. Fast alle Akademien Europas haben ihn zu ihrem Mitglied erwählt, so die Akademie zu Amsterdam 1809, das franz. Institut 1816, die naturforschende Gesellschaft zu Philadelphia 1823, die Gesellschaft der Wissenschaften zu Drontheim 1831; Secretär der Gesellschaft der Wissenschaften zu Upsala wurde er 1829, Doctor der Theologie 1830. Seine wissenschaftlichen Leistungen sind meistentheils in den Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm und Upsala abgedruckt. Wir erwähnen davon seine Abhandlungen „Ueber analytische Serien“ (1801); die „Grundformeln der Phoronomie, analytisch dargestellt“ (1812); „Theorie der Planeten und Kometen“ (1829); „Disquisitiones analyticae in theoriam refractionum astronomicarum“ (Bd. 9.) und „Nouvelles considérations sur la résolution des équations algébraiques“; die beiden letzten in den Schriften der Gesellschaft der Wissenschaften zu Upsala Bd. 10. Im J. 1842 wurde er als Professor emeritirt.

Swammerdam, Jan, ein berühmter Anatom und Naturforscher, ward am 12. Febr. 1637 zu Amsterdam, wo sein Vater Apotheker war, geboren und widmete sich zu Leyden, späterhin zu Paris, der Arzneikunde. Durch zu anhaltende Studien hatte S. seinen Körper ruinirt, so daß die spätere hypochondrische Stimmung und religiöse Schwärmerei, der sich S. seit der Bekanntschaft mit Antoinette Bourignon ergab, auch nur aus Unterleibsbeschwerden erklärt werden kann, da ein so wissenschaftlicher Mann, wie S. es war, schwerlich in dergleichen schwärmerische Zustände gerathen wird. Längere Zeit lebte er bei der von ihm hochverehrten Bourignon (s. d.) in Holstein, kehrte dann, an Geist und Körper entkräftet, nach Amsterdam zurück, wo er am 15. Febr. 1685 starb. Er schrieb: „Allgemeine Geschichte der Insecten“ (Utr. 1669, latein. Leyden 1685 u. 1733); „Miraculum naturae seu uteri muliebris fabrica“ (Leyden 1672); „Biblia naturae“ (2 Bde., Leyd. 1738, mit Kpfrn. deutsch, Lpz. 1752).

Swanevelt, Hermann. Der Geburtsort sowie das Jahr, in welchem dieser berühmte Landschaftsmaler geboren ist, bleibt ungewiß, und man setzt das Jahr seiner Geburt um 1620. Ebenso unsicher sind die Nachrichten über seinen Lehrmeister und man vermuthet, Gerart Douw habe ihn unterrichtet. Sicher ist es aber, daß er sehr jung nach Italien reiste, die schönen Gegenden daselbst sehr sorgsam studirte, und angezogen von den Meisterwerken des Claude le Lorrain, ein Schüler dieses berühmten Meisters wurde. S. liebte seine Kunst über Alles, daher verwendete er alle Zeit darauf, sich zu vervollkommnen; natürlich mußte er die Gesellschaften der andern Künstler vermeiden, sowie Alles, was ihn auf irgend eine Art zerstreuen konnte; aber dieses zurückgezogene Leben war den andern Künstlern mißfällig und sie belegten ihn mit dem Namen „der Einsiedler“. Sowie er durch

diese Benennung wenig verlieren konnte, gewann er auf andere Art; seine Werke erregten Aufsehen und wurden von den Liebhabern sehr gesucht. Obwohl er mit seinem Meister in höherer Vollendung nicht gleichen Schritt gehen konnte, so gehört er doch mit zu den ersten Landschaftsmalern, ja er übertraf seinen Meister in der Staffage. S. hat auch ein Werk von radirten Landschaften, in 116 Blättern bestehend, geliefert, theils eigene Erfindungen, theils Gegenden nach der Natur. Da dieses Werk sehr geistreich in der Ausführung behandelt ist, so hat er sich schon hierdurch einen bedeutenden Namen erworben. Er starb zu Rom um das Jahr 1690.

Swantewit oder Swiatowit, der oberste Gott fast aller slawischen und wendischen Völker, bedeutet nach der gewöhnlichen Ableitung (im Böhmischen heißt swate heilig und swiet Licht) heiliges Licht; Masch erklärt ihn durch heiliger Rächer, und Helmold in seinem Chronikon läßt ihn aus St. Veit entstehen. In einer wendischen Runenschrift heißt er „eine gute und böse Gottheit, mächtig in Zauberei". Man dachte sich nämlich unter ihm außer dem guten und mächtigen Gotte auch den heiligen Rächer, der durch Blut versöhnt werden muß, einen bösen und zornigen Gott, einen mächtigen aber gefährlichen Rathgeber und Versucher, einen klugen und listigen Zauberer. In Arkona, dem Hauptorte seiner Verehrung, stand sein Tempel, aus Holz erbaut, auf einem freien Platze, und bestand aus zwei Theilen in einander; der äußere Umkreis war von hölzernen Wänden voller Schnitzwerk, hatte nur einen einzigen Eingang und ein braunrothes Dach, der innere Theil ruhte auf 4 Säulen und statt der Wände hingen Tücher herab. In letzterem stand S.'s Bildniß. Dieses war von Holz, ein ungeheurer Riese mit vier Hälsen und vier entblößten Häuptern, welche die Nacken gegen einander kehrten und wovon zwei rechts und zwei links stehen (Symbol der Allwissenheit). Alle vier Häupter hatten kurzes Haar und einen gestutzten Bart nach wendischer Sitte. Die linke Hand schlug er in die Seite, einen großen Bogen haltend, in der rechten trug er ein Füllhorn (Symbol des Wohlstandes), an der Seite hatte er ein großes Schlachtschwert (Symbol des Verderbens). Bis an die Knie war er mit einem Gewande bekleidet, das um die Hüften von einem Gürtel und vorn an der Brust von Riemen und Spangen zusammengehalten wurde. An den Füßen trug er plumpe Schuhe. Zur Seite der Bildsäule lag des Gottes großer Sattel und Zaum, im Stalle stand sein heiliges weißes Roß, das als Orakel betrachtet wurde. Ein Tempelpriester ließ es nämlich über kreuzweis hingelegte Spieße oder Schwerter, welche von den Hufen des Pferdes nicht berührt werden durften, gehen, oder er ließ es nach einem durch 6 Speere angedeuteten Ziele gehen und sah, ob es dasselbe zuerst mit dem rechten oder dem linken Fuße erreichte. Als Opfer brachte man ihm Wein und große Honigkuchen; Ersterer wurde in das Füllhorn gegossen; aber auch Menschen wurden ihm geopfert, und dieses Schicksal hätte beinahe den christlichen Priester Gottschalk getroffen. Der Priester S.'s hieß Crive, dessen Macht völlig die eines Hierarchen war. Aber die Demuth gegen den Gott war so groß, daß er, wenn er am Tage der großen Erntefeuer den Tempel rein fegte, dies mit innegehaltenem Athem that. Das Heiligthum von Arkona zerstörte der dänische König Waldemar I. 1168, als er sich Rügen unterwarf. Eine Bildsäule dieses Gottes wurde 1851 in dem Flusse Zbrucz, in der Nähe der Mündung des Flüßchens Gnila, unterhalb des Dorfes Limzkowie, aufgefunden und vom Grafen Mieczyslaw Potozki, auf dessen Besitzungen es gefunden, der Universität Krakau geschenkt.

Sweaborg, Hauptwaffenplatz Finnlands, nächst Gibraltar die erste Festung Europas, deren Erbauung 3 Mill. Thaler gekostet haben soll, ist auf 7 kleinen Inseln im finnischen Meerbusen, etwa 3/4 Meilen südl. von Helsingfors, im J. 1749 angelegt. Die meisten Werke sind in Felsen gesprengt, und erheben sich terrassenförmig in allen Richtungen. Wargöe oder die Wolfsinsel ist am stärksten befestigt; hier befinden sich das Commandantenhaus, die Hauptwache, bombenfeste Magazine, das Zeughaus ꝛc. Der große Hafen kann 70 Linienschiffe und der kleine über 10 Fregatten fassen. Im Mittelpunkte von Wargöe steht das Grabmal des schwedischen Grafen Ehrensvärd, des Erbauers der Feste. Die Besatzung von S. besteht in 6000 Mann. Die Stadt hat 3—4000 Einw., die

meist aus Handwerkern, Schiffsbauern und Kaufleuten bestehen und sich zu den Gilden von Helsingfors halten. Sie haben auf S. eine Kirche und eine Schule, sowie auch die Besatzung daselbst eine Garnisonsschule und ein Krankenhaus besitzt.

Swedenborg, Emanuel von, einer der merkwürdigsten Theosophen aller Jahrh. und fruchtbarer Schriftsteller, war den 29. Jan. 1688 zu Stockholm geboren. Von seinem Vater, dem Bischof von Westgothland Jasper Swadberg, von Jugend auf in dem kindlich frommen Kirchenglauben erzogen, trat bei der Tiefe seines Gemüths die Religiosität schon früh als Grundzug seines Charakters hervor. Er widmete sich dem Studium der Philosophie, der Mathematik und der Naturwissenschaften, bereiste in den Jahren 1710—14 zu seiner Ausbildung England, Holland, Frankreich und Deutschland und erhielt darauf von Karl XII., mit dem er mehrere Unterredungen gehabt hatte, die Stelle eines Assessors beim Bergwerkscollegium zu Stockholm. Seine praktische Tüchtigkeit und die Gediegenheit verschiedener philosophischer Abhandlungen fanden gebührende Anerkennung bei der Regierung, so daß ihn die Königin Ulrike 1719 in den Adelsstand erhob. Wiederholte Reisen, die er namentlich von 1736—40 wieder nach Deutschland, Holland, Frankreich, Italien und England machte, bereicherten seinen Geist immer mehr mit den mannigfachsten Kenntnissen, die er in zahlreichen Schriften bekundete. In den spätern Jahren des männlichen Alters wendete er seinen Fleiß, der früher, seiner amtlichen Stellung gemäß, hauptsächlich auf das Studium der anorganischen Natur gerichtet gewesen war, mehr auf das Studium der belebten Schöpfung und insbesondere des Menschen, und die Nothwendigkeit einer Vereinigung der gewonnenen naturphilosophischen Ideen mit den überkommenen christlichen Dogmen führte ihn nun auf das unbegrenzte Feld theosophischer Untersuchungen, in denen er bei der Schärfe seines Verstandes und dem Reichthum seiner Phantasie zu den merkwürdigsten Ansichten kam. Er ging davon aus, daß das Endliche und Zusammengesetzte seinen Grund und Ursprung in dem Einfachen und Unendlichen habe, und sich aus diesem in spiralförmiger Bewegung entwickele. Darnach finde denn eine innige Verbindung und Durchdringung des Physischen und Metaphysischen, des Körperlichen und Geistigen statt, wobei es dem menschlichen Geiste möglich sei, durch Versenkung in das Absolute die Geheimnisse der Natur zu durchdringen und höherer Kräfte theilhaftig zu werden. Eben dadurch werde man auch erst in den Stand gesetzt, das eigentliche Wesen der christlichen Religion zu erfassen, da die Offenbarung in der heiligen Schrift, bei der Unendlichkeit ihres Inhalts, außer dem Wortsinn noch einen tiefern, innern Sinn habe, dem jener nur als Träger diene, und der nur in Folge einer von dem rechten Lesen des göttlichen Wortes bedingten innern Erleuchtung erkannt werden könne. In Folge einer solchen innern Erleuchtung, die er sich zuschreibt, erklärt er denn z. B. die Trinität für eine ewige göttliche Dreieinigkeit in Einer Person, worin das göttliche Sein oder die göttliche Liebe als Vater, das göttliche Dasein oder die göttliche Weisheit als Logos und die göttliche Einwirkung als heiliger Geist erscheine. Jedes endliche Vernunftwesen läßt er ursprünglich als Mensch hervorgetreten sein. Einen Sündenfall des ersten Menschenpaares verwirft er und versteht unter dem biblischen Adam die ganze Reihe von Generationen bis Noah, in denen der Abfall nach und nach geschehen sei. Darnach nimmt er auch keine eigentliche Erbsünde, wohl aber einen erblichen Hang zum Bösen an, der am Ende die Freiheit zum Guten und Wahren aufhob und zu dessen Ueberwindung sich deshalb die Gottheit des durch Siege in Versuchungen und Leiden verklärten menschlichen Jesus als Organ einer unmittelbaren Einwirkung auf das ganze All bediente, wodurch die feindliche Stellung der Menschen gegen Gott in eine freundliche umgewandelt, oder die Versöhnung herbeigeführt ward. Von diesem Einfluß der göttlichen Gnadenwirkungen sind auch die Nichtchristen nicht ausgeschlossen, sofern sie nur den Vorschriften ihrer Religion und des Gewissens Folge leisten. Nach dem Tode setzt man zunächst in einem Zwischenreich das begonnene Leben fort, bis das Gute oder Böse eine entschiedene Herrschaft im Menschen erlangt hat, worauf er dann in den Himmel oder die Hölle übergeht. Dieser Uebergang oder die Versetzung aus jenem Zwischenreiche in den Himmel oder die Hölle ist unter der Auferstehung und dem Weltgericht zu verstehen und

erfolgt nach dem Ablauf eines Weltalters, ohne daß die Erdbewohner davon etwas zu merken brauchen. — Die scharfsinnige Entwickelung solcher Ansichten, die Behauptung, mit der Geisterwelt in unmittelbarer Verbindung zu stehen, und merkwürdige Beweise des Fernsehens machten S. zu einem Gegenstand des größten Erstaunens, das bei seiner Frömmigkeit bei Vielen in wahre Verehrung überging, während auch diejenigen, die ihn für einen Schwärmer hielten, wegen seiner gründlichen Gelehrsamkeit, seines Scharfsinnes, seiner Bescheidenheit und seiner Feinheit im geselligen Umgang die größte Achtung gegen ihn hegten. Nachdem sich die Neigung zu theosophischen Studien S.'s seit 1743 ganz und gar bemächtigt hatte, hatte er 1744 seinen Posten aufgegeben und war auch später nicht dazu zu bestimmen, ein höheres Staatsamt anzunehmen. Er lebte nun im Genuß einer ansehnlichen Pension und im Besitz eines beträchtlichen Vermögens ganz seinen Lieblingswissenschaften und hielt sich bald zu Stockholm, bald wieder in Amsterdam und London auf, in welcher letztern Stadt er den 29. März 1772 an einem Schlagflusse starb. Er hatte sich stets einer dauerhaften Gesundheit erfreut. Verheirathet war er nie. Unter seinen zahlreichen Schriften sind die wichtigsten: „Daedalus hyperboraeus" (6 Hefte), mathematische und physikal. Abhandlungen enthaltend; „Opera philosoph. et mineralogica" (3 Bde., 1734), in denen er die Idee der Nothwendigkeit eines organischen Weltsystems aufstellte; „Oeconomia regni animalis" (1740—41), worin er jene Idee weiter entwickelte; ferner: „Arcana coelestia", „De telluribus", „De ultimo judicio", „De nova Hierosolyma et ejus doctrina coelesti", „De commercio animi et corporis", „Apocalypsis explicata" und „Vera christiana religio", die letztern sämmtlich theolog. Inhalts. Im J. 1763 kam zu Amsterdam eine Gesammtausgabe aller bis dahin erschienenen Werke in 13 Bdn. heraus. Mehrere derselben wurden in verschiedene Sprachen übersetzt und weit verbreitet. Ins Deutsche übersetzte der Prälat Oettinger seit 1765 Manches, und neue, bis dahin noch unübersetzte Werke S.'s vereinigte neuerdings Tafel in einer Sammlung (8 Bde., Tüb. 1823—36).

Die persönliche Erscheinung S.'s sowie seine Schriften verschafften ihm zahlreiche Anhänger, die in England und Nordamerika sogar als neue Kirchenpartei hervortraten. Nachdem nämlich S.'s Ansichten in England durch seinen Freund Thomas Hartley, Rector zu Winwick, gleich anfangs einigen Eingang gefunden hatten, machte sie seit 1773 der geistreiche Rector der St. Johnskirche zu Manchester, John Clowes, durch Uebersetzung der meisten Swedenborg'schen Werke und zahlreiche eigene Schriften so sehr geltend, daß man allein in Manchester bald gegen 9000 Swedenborgianer zählte. Gesellschaften, die sich zu Manchester (1782) und zu London (1783 und 1810) zur Verbreitung der Werke S.'s bildeten, vermehrten die Zahl derselben immer mehr und bei der Ueberzeugung, daß S. zum Stifter einer neuen Kirche berufen sei, bildeten sich darauf seit 1788 besondere Gemeinden, deren Zahl seitdem in Großbritannien bis auf ungefähr 50 gestiegen ist. Sie gaben sich eine eigene repräsentative Verfassung, setzten jährlich zu haltende Synoden fest, bestimmten einen permanenten Ausschuß zur Verwaltung des Kirchenguts, wählten Bischöfe und andere Geistliche und ordneten einen besondern Cultus an. In eben der Weise bildeten sich dann auch Gemeinden der neuen Kirche in Nordamerika, wo man deren im Jahr 1830 27 zählte; in Schweden dagegen, wo es allerdings auch viele Anhänger S.'s giebt, ist es zu keiner förmlichen Absonderung von der Landeskirche gekommen. In Bezug auf die Lehre nimmt die neue Kirche, die sich den Namen der Kirche des neuen Jerusalems beilegt, sowohl die heilige Schrift, jedoch mit Geringschätzung einzelner Bücher, als auch S.'s Schriften als Erkenntnißquellen an. Die Bibel pflegen sie den geistigen Vater, S.'s Schriften die geistige Mutter zu nennen, und beide in ihren Versammlungen auf die sonst unbenutzte Kanzel zu legen. Zur Aufnahme in ihre Gemeinde gelangen Jünglinge vom 18., Mädchen vom 15. Jahre an. Die Zahl der Swedenborgianer ist noch im Zunehmen, wohin besonders drei Missionsgesellschaften wirken, von denen sich die erste 1813 in Manchester, die zweite 1821 in London und die dritte 1822 in Edinburgh bildete. In London gründeten sie auch 1813 eine Freischule für Knaben und 1827 eine andere für Mädchen,

die ziemlich stark besucht sind. Als Prediger und Schriftsteller haben sich unter den Swedenborgianern in England Robert Hindmarsh, Joh. Roud u. Sam. Noble, und in Amerika M. B. Roche, früher Prediger der bischöfl. Kirche, ausgezeichnet.

Swieten, Gerhard van, einer der ausgezeichnetsten Aerzte seiner Zeit, wurde am 7. Mai 1700 zu Leyden geboren, erhielt hier seine Schulbildung und studirte zuerst zu Löwen Philosophie, später aber in seiner Vaterstadt unter Boerhave's Leitung Medicin, mit einem solchen Eifer, daß er fast ein Opfer seines Fleißes ward. Im J. 1725 promovirte er, und fing bald darauf in Leyden seine praktische Laufbahn mit ungewöhnlichem Glück an, so daß er nach kurzer Zeit selbst, wahrscheinlich auf seines Lehrers Boerhave Verwendung, dessen Freundschaft er in hohem Grade erwarb, zum Professor ernannt wurde. Wie das Glück stets seine Neider hat, so fanden sich diese auch bei van S.; er ward von vielen Seiten angefeindet, seine katholische Religion zum Vorwand gebraucht, und er sah sich so gezwungen, seine Professur wieder niederzulegen. Mit der Ernennung zum Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia im J. 1745 ward indessen alle diese Unbill bei ihm verwischt; mit ganzer Liebe gab er sich der Kunst hin, schuf die erste klinische Anstalt in Wien, deren erster Lehrer de Haen wurde, trug viel zur Verbesserung der Universität bei, an der er selbst die Aphorismen seines Lehrers erklärte. Als Vorsteher der kaiserl. Bibliothek war er es zuerst fast, der sie dem Publikum öffnete und benutzbar machte. Die Kaiserin hatte seine Verdienste nicht unbelohnt gelassen; er wurde Rath, Präsident seiner Facultät, Director sämmtlicher Medicinalanstalten des Kaiserreichs und zugleich Censor; ein Amt, das er vielleicht mit zu viel Strenge ausgeübt haben möchte, und sich besonders von Frankreich aus dafür mannigfache Schmähungen zuzog. In der literarischen Welt erwarb er sich durch die Herausgabe seiner „Commentaria in H. Boerhavii Aphorism. de cognosc. et curandis morbis", von denen schon zu Leyden die ersten Bände erschienen, einen gegründeten, dauerhaften Ruf. Er starb am 18. Juni 1772 zu Schönbrunn, in Folge eines Brandes am Fuße, und sein Leichnam ward auf Befehl der Kaiserin, die ihn durch eine Statue ehrte, in der Kapelle der Augustiner beigesetzt. S. Baldinger „Biographien jetztlebender Aerzte" (1 Bd., Jena 1768).

Swift, Jonathan, der berühmte englische Satiriker, geb. zu Dublin den 30. Nov. 1667, gest. am 15. Octbr. 1745, ist wie kein Anderer in seinem Leben und Schriften die bestimmteste Verwirklichung der eigentlich satirischen Gemüthsverfassung und ihrer Aeußerung. S. macht seine Persönlichkeit und sein Bewußtsein überall mit Verletzung geltend, weil er sich selbst überall gereizt und verletzt fühlt; eine solche Satire hat ihr Interesse in der siegreichen Bitterkeit und ihre Befriedigung im Hohne. All ihr Witz ist unerfreulich und unpoetisch, weil solche Seelenstimmung nicht von allgemeinem Werth und nicht von ewiger Bedeutung ist. S.'s Leben und Schriften machen daher bei allem Talent und Witz einen widrigen Eindruck, und das um so mehr, wenn der angegriffene Theil, z. B. die päpstliche oder englische Kirche, seinen Stachel verloren hat; sein Leben ist aber ebenso gut eine Satire auf das Leben, als seine Schriften. Gleich zuerst erfuhr seine früheste Jugend die Verletzung der Dürftigkeit und der Verwaisung. Sodann schickte ihn sein Onkel in das Dreieinigkeits-Collegium zu Dublin, wo er sich gegen seine Neigung der Philosophie und Mathematik widmen mußte und zuletzt mit keinem glänzenden Zeugniß entlassen wurde. Nun fühlte er sich und war ehrgeizig: so nährte und entwickelte sich eine bittere Stimmung und der Vorsatz, sich auf jede Weise Genugthuung zu verschaffen. Er richtete sein Augenmerk auf die theologischen Ehren, wozu jedem Manne von Geist und Talent die Verfassung seines Landes eine Aussicht eröffnete und ihm insbesondere seine Verwandtschaft mit dem edlen Sir William Temple, dem Freunde des Königs Wilhelm. Er begab sich nach seines Onkels Tode 1688 zu Temple und verweilte mehrere Jahre als Gast in dessen Hause, wurde 1692 zu Oxford Magister, versuchte sich in allerhand Poesien, und wartete, aber vergeblich, durch Temple's Einfluß zu einer bedeutenden geistlichen Stelle zu gelangen. Dies vermehrte seine Bitterkeit nicht wenig. Mißvergnügt und aufgeregt trennte er sich von Temple, ging nach Irland und kam, obwohl zu einer untergeordneten, geistlichen Stelle, der Präbende von Kilroot in der Diöcese Konnor. Sein gutmüthiger Gönner, gestützt

auf bestimmte Verheißungen des Königs, suchte ihn indessen zu besänftigen, bewog ihn auch, da seine Stelle nur 100 Pfd. trug, zur Rückkehr, war aber wiederum nicht im Stande, seinen Wünschen zu entsprechen; vielmehr starb er darüber weg, und S. überzeugte sich nun bald, daß auf diesem Wege gar nichts zu erreichen sei. Er ging wieder nach Irland und gelangte allerdings auch wieder, diesmal durch Vermittlung des Grafen Berkeley, eines der Lords Oberrichter von Irland, zu der Pfarrei von Lararor und Rathbeggin, die aber seinen hochfliegenden Hoffnungen, wie jene unmittelbare Verbindung mit dem Könige und dessen Freunde sie erregt hatte, schlecht entsprach, also nur ein neuer Anlaß seines Ingrimms werden konnte. Er wohnte zu Lararor mit seiner Freundin Stella, Tochter des Haushofmeisters von Sir William Temple, in einem ehrbaren aber innigen Verhältnisse. Aber der Verdruß ließ ihn nicht zu Gute kommen und trieb ihn nicht nur zur Satire, sondern sogar zur entgegengesetzten Partei im Staate, sobald sie nämlich an die Regierung kam. Denn S. war kein Mann von Grundsätzen, sondern, wie es sich für den Satiriker schickt, reiner Egoist. Eine Mission, womit er an das Toryministerium der Königin Anna abgeschickt wurde, gab ihm Gelegenheit, mit den Machthabern in Verbindung zu treten, und der Schützling des freisinnigen Sir William Temple schrieb jetzt (1710) ein entschiedenes Toryjournal, „The examiner", in dem er einen Theil seines Ingrimms absetzte, zugleich aber nun grade sich den Weg zu den höchsten theologischen Würden zu eröffnen gedachte. Allein seine Satiren hatten bereits seine Rechtgläubigkeit verdächtig gemacht, und so mußte er sich mit einer weniger scheinbaren Stelle begnügen. Er wurde Dechant von St. Patrick bei Dublin, und hatte nun noch den Aerger, wegen seiner Ueberläuferei verfolgt zu werden. Dies unangenehme Bild, welches aus seinem Leben hervorspringt, ergänzen seine Schriften, denen aller gutmüthige Humor fehlt. „Das Märchen von der Tonne", welches 1704 anonym erschien, ist eine satirische Allegorie gegen Ausartung in der Gestaltung der Kirchenparteien. Gleich die Einkleidung ist unpoetisch und sucht das Interesse zum Theil im Räthselrathen der übrigens dickaufgetragenen Allegorie; selten ist der Witz erquickend. Mit der „Bücherschlacht" ist es noch trauriger bestellt. Dennoch war er zu seiner Zeit beliebt und hochberühmt in diesem Genre, welchen Ruhm er noch vermehrte durch die „Weissagungen Isaak Bickenstaff's, Esq.", eine Satire auf die Astrologie, und durch die wirklich verdienstlichere Schrift „Gulliver's Reisen" (1727), welche, ein Muster des ironischen Tons, seine Zeitgenossen zum Theil mystificirte, alle aber leidenschaftlich entzückte und auch von Kennern unter uns deshalb bewundert worden ist. Eine schmerzhafte Krankheit, mit einer Art von Geistesschwäche verbunden, endigte in seinem 78. Jahre sein Leben, nachdem er seit 1736 sein Gedächtniß verloren und in solche Verstimmung und Bitterkeit verfallen war, daß kein geselliger Verkehr mit ihm mehr möglich blieb.

Swinden, Jan Hendrik van, am 8. Juni 1746 im Haag geboren, studirte zu Leyden Mathematik und Naturwissenschaften und erhielt schon 1767, kaum 21 Jahr alt, die Professur der Naturkunde, Logik und Metaphysik an der Universität Franeker, und ward 1785 als Professor der Philosophie, Naturkunde, Mathematik und Astronomie an das Athenäum nach Amsterdam berufen. Hier wurde S. zu der Commission gezogen, die zur Verbesserung des Seewesens zusammengetreten war, und ward 1797 zum Präsident des Sanitätscollegiums ernannt. Im folgenden Jahre ging S. als Abgeordneter der batavischen Republik nach Paris, um dort mit französischen und auswärtigen Gelehrten ein allgemein giltiges Gesetz über Maß, Gewicht und Münzen zu entwerfen, und nach seiner Rückkehr ins Vaterland hatte er bedeutenden Einfluß auf die Einführung des noch jetzt geltenden Systems von Maß, Gewicht und Münzen in den Niederlanden. 1798 ward S. Mitglied des Vollziehungsdirectoriums der batav. Republik und 1817 ernannte ihn der König in Anerkennung seiner Verdienste zum Staatsrathe, in welchem Amte er bis zu seinem am 9. März 1823 erfolgten Tode mit rastlosem Eifer fürs Vaterland wirkte. Von seinen zahlreichen, in holländischer, latein. und franz. Sprache verfaßten Schriften, die sämmtlich gründliche Kenntniß verrathen, verdienen besonders hervorgehoben zu werden: „Recherches sur les aiguilles aimantées et leurs variations", eine von der Pariser Aka-

demie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift; „Analogie de l'électricité et du magnétisme"; „Verhandeling over volmaakte Maten en Gewigten"; „Tentamen theoriae mutandae phaenomenis magnetici;" „Recueil de différens mémoires sur l'électricité et le magnétisme"; „Cogitationes de variis philosophiae capitibus;" „Grondbeginsels der Meetkunde", von Jacobi ins Deutsche übersetzt (Jena 1834).

Swinemünde, Seestadt im preuß. Regierungsbezirk Stettin, Kreis Usedom-Wollin, an der Mündung der Swine in die Ostsee, auf der östlichen Seite der Insel Usedom gelegen, hat einen 1817 von Neuem durch zwei starke Dämme verbesserten Hafen, bedeutende Fischerei, ein stark besuchtes Seebad, 4000 Einw. und ist Sitz eines Landraths. Vgl. Kind „Das Seebad S." (Stettin 1828).

Swir, ein Fluß im Gouvernement Olonez des europ. Rußlands, der den Onegasee mit dem Ladoga verbindet, ist der ganzen Länge nach schiffbar, doch seiner Sandsteingeschiebe wegen für tiefgehende Fahrzeuge gefährlich. Er bildet eine Abtheilung des großen Wassersystems, welches die Ostsee mit der Wolga und dem kaspischen Meere in Verbindung setzt. Zu dieser Wasserstraße gehört der Swircanal, welcher aus dem Flusse Swir in den Fluß Säß führt und so die gefährliche Fahrt aus der Mündung des Swir in die der Säß auf dem Ladogasee vermeiden läßt; ebenso gehört dazu der Onegacanal, welcher aus dem Swirflusse längs des südlichen Ufers des Onegasees in die Wytegra führt, wodurch die gleichfalls gefährliche Fahrt auf dem stürmischen Onegasee umgangen wird.

Syagrius hieß der letzte römische Herrscher in Gallien. Sein Vater Aegidius war römischer Statthalter in Gallien und hatte das nordwestliche Stück des Landes, das den Römern um die Mitte des 5. Jahrh. noch nicht von den german. Völkern entrissen und dessen Hauptstadt Soissons war, seit dem Tode des Kaisers Majorianus im J. 461, dessen Nachfolger er nicht anerkannte, als unabhängiger Herrscher regiert; er war sogar von einem benachbarten fränk. Stamme, der seinen König vertrieben hatte, als solcher anerkannt worden und vererbte sein Reich so auf seinen Sohn S. Unter diesem überdauerte es den Untergang des weströmischen Kaiserreichs, dessen einziger Ueberrest es war, 10 Jahre. Im J. 486 aber wurde S. von Chlodwig (s. d.) angegriffen, in einer Schlacht unweit Soissons überwunden und sein Land eine Beute der Franken (s. d.). S., der zu dem westgothischen König Alarich entflohen, von diesem jedoch an Chlodwig ausgeliefert worden war, wurde auf dessen Befehl hingerichtet.

Sybaris, eine jetzt spurlos verschwundene, ehemals sehr reiche Stadt, war eine griechische Colonie in Unteritalien oder Großgriechenland, und lag in Lucanien am Tarent. Meerbusen und an einem Flüßchen gleiches Namens. Sie wurde 720 v. Chr. von Achäern aus dem Peloponnes und Trözeniern angelegt und bald durch Schifffahrt und Handel, besonders mit Milet, reich und mächtig, aber auch durch Wohlstand und Wohlleben üppig, weichlich und verderbt, so daß der Name Sybarit noch jetzt sprüchwörtlich für einen üppigen Weichling gebraucht wird. Zur Zeit ihrer Blüthe betrug der Umfang ihrer Stadtmauer 50 Stadien, und vier Völkerschaften und 25 Städte gehörten zu ihrem Gebiete. Ihre Verfassung war als achäischer Stadt demokratisch. Als aber einer der Vornehmen Telys sich zum Tyrannen aufwarf, zog ihr dies den Untergang zu. Denn die sich dem Tyrannen Widersetzenden suchten Hülfe in Croton, und dies rückte mit 100,000 Mann unter Anführung des berühmten Athleten Milon gegen S., welches mit seinen 300,000 Mann geschlagen und gänzlich zerstört wurde, 510 v. Ch. Von den übrig gebliebenen Einwohnern und neuen Ankömmlingen, besonders von Athen aus, wurde später in ihrer Nähe Thurium oder Thurii erbaut, in welchem sich Herodot eine Zeit lang aufgehalten haben soll. Dies wurde später ein Municipium und erhielt eine latinische Colonie.

Sydenham, Thomas, wurde zu Windford-Eagle in Dorsetshire 1625 von adeligen Aeltern geboren, studirte anfangs zu Oxford im J. 1642, verließ diese Universität aber während der Bürgerkriege unter Karl I. und begab sich nach London, wo ihn ein damals berühmter Arzt Core kennen lernte und dem Studium der Medicin zuführte, welches er später zu Oxford vollendete, indem er dort 1648 das medicinische Baccalaureat annahm.

Nachdem er zu Cambridge Doctor geworden war, prakticirte er von 1660 an zu Westminster mit eben so viel Glück als Ruhm, und ließ sich gegen Ende seines Lebens, welches am 29. Dec. 1689 erfolgte, zu London nieder. Seine Schriften sind nicht zahlreich, alle athmen aber den ächt Hippokratischen Geist, dessen Reiz selbst durch die etwas schwerfällige Sprache nicht gemindert wird, und nicht mit Unrecht betrachtet man ihn als den Wiederhersteller wahrer Medicin. Die besten Ausgaben seiner Schriften erschienen zu Genf 1749 in zwei Quartbänden und zu Leipzig 1827 in einem Octavband unter C. G. Kühn's Aufsicht, der auch eine Lebensbeschreibung Sydenham's beifügte.

Sydney, s. Sidney.

Syene, Stadt in Ober-Aegypten, ehedem Grenzfestung gegen die Aethiopier, berühmt durch vortrefflichen Marmor. Der Sage nach waren hier zur Zeit der Sonnenwende alle Körper schattenlos.

Syenit, Sienit oder Grünstein, von der dunkelgrünen Farbe so benannt, besteht aus Feldspath, Quarz und Hornblende, und kommt in Ungarn, Schottland, Sachsen und anderwärts vor.

Sykomorus, der Maulbeerfeigenbaum, ist in Syrien, Arabien und Aegypten sehr verbreitet und wegen seines dichten schattigen Laubes, wie auch wegen seiner Früchte von Werth. Aus seinem Holz wurden die Mumiensärge der alten Aegypter, sowie die hölzernen Geräthschaften gefertigt, welche man in den Mumiengräbern findet.

Sykophant, eigentlich Feigenzeiger, d. h. der Aufpasser, der diejenigen ausspürt und angiebt, die gegen das Verbot handeln, nach welchem man keine Feigen aus Attica ausführen und verkaufen sollte; daher ein Jeder, der aus Bosheit oder Gewinnsucht Andere angiebt, ein gewinnsüchtiger, ränkevoller, nicht selten falscher Ankläger, Calumniant, Chicaneur, eine Menschenclasse, die in Athen von Perikles Zeiten an fast eben so häufig wie bei uns, aber verachteter war.

Sylbe, wörtlich das Zusammengefaßte, daher die durch die Aussprache in einen Hauch oder Laut zusammengefaßten Buchstaben, die mit einer einzigen Oeffnung des Mundes ausgesprochen werden. Daher kann in einer S. nur ein einziger Vocal oder Diphthong sein. Oft aber bildet ein einziger Vocal schon eine S. Oft ist eine S. schon ein vollständiger Begriff, in den einsylbigen Wörtern. Die mehrsylbigen Wörter entstehen durch Flexion, durch Ableitung (vermittelst der Vorsylben und der Nachsylben) und durch Zusammensetzung. Concrete Sylben sind, deren Vocal entweder vor oder nach sich, oder vor und nach sich Consonanten hat, reine Sylben, welche blos aus einem Vocal oder Diphthonge bestehen. Die natürliche Zeitdauer der Sylben beruht auf der Dauer des Vocals, je nachdem dieser gedehnt oder geschärft ist, und danach wird auch die Sylbe in Hinsicht auf ihre prosodische Gattung benannt. In Bezug auf den Ton oder Accent ist die deutsche Sprache außerordentlich regelmäßig, indem sie fast ohne Ausnahme den Ton nur auf die bedeutsamste Sylbe, d. h. die Stammsylbe eines jeden einfachen Wortes legt. In allen Wörtern läßt sich nämlich eine Stamm- oder Wurzel-, eine Form- oder Verhältniß- und eine Bildungssylbe nachweisen. Die Stammsylbe enthält die Bezeichnung des Begriffs, die Formsylbe deutet Verhältniß, Zeit und ähnliche Bestimmungen des Begriffs an und die Bildungssylbe giebt die Erweiterung oder überhaupt Modificirung des Begriffs. In dem Worte „bettelte" z. B. ist „bet" die Stammsylbe, „tel" die Bildungssylbe, welche die Wiederholung eines Begriffs anzeigt, und „te" die Formsylbe.

Sylbenräthsel, s. Charade.

Sylburg, Friedr., ein durch seine kritischen und grammatischen Leistungen namhafter Gelehrter des 16. Jahrh., geb. 1536 zu Wetter bei Marburg, bildete sich nach Vollendung seiner Studien auf Reisen, war Rector der Schule zu Lich, dann zu Neuhaus und beschäftigte sich dann bis an seinen Tod, am 16. Febr. 1596, theils mit Herausgabe alter Schriftsteller, theils mit Besorgung von Correcturen in den berühmtesten Druckereien, namentlich der Wechel'schen zu Frankfurt und der Commelin'schen zu Heidelberg. Auch erhielt er vom Landgrafen von Hessen ein Jahrgeld. Durch die neue Bearbeitung von

Clenardus' „Institutiones linguae graec.“ (Frankf. 1580, 4. und öft.) und seine thätige Theilnahme an der Vollendung des griech. Thesaurus von Stephanus machte er sich um das Studium der griech. Grammatik und Lexikographie verdient, sowie er durch die kritisch berichtigten Ausgaben der Werke des Pausanias (Frankf. 1583, Fol.; 2. Aufl., 1613, Fol.), Aristoteles (11 Thle., Frankf. 1584—87, 4.), des Dionysius von Halikarnaß (Frankf. 1586, Fol.), des Zosimus (Frankf. 1590, Fol.), des Clemens von Alexandrien (Heidelb. 1592, Fol.) und des „Etymologicum magnum“ (Heidelb. 1694, Fol.) wesentlich zur Ausbreitung der griech. Literatur beitrug. Vgl. Creuzer „De Sylburgii vita“ im ersten Bande der „Nova acta societatis Jenensis.“

Sylla, s. Sulla.

Syllabirmethode, s. Lesemethode.

Syllepsis heißt in den alten Sprachen eine grammatisch-syntaktische Figur, nach welcher ein Attribut oder Prädicat auf zwei oder mehrere Subjecte bezogen wird, die in Hinsicht der Person, des Geschlechts und Numerus verschieden sind.

Syllogismus ist der logische Kunstausdruck für Schluß (s. d.). Jeder S. besteht aus drei Sätzen, den beiden Vordersätzen oder Prämissen (praemissae propositiones), und dem dritten, der als Schluß aus jenen folgt. Damit dieser Schluß erfolgen kann, müssen zwei Begriffe, der eine, der das Prädicat des Schlußsatzes werden soll, und der in der regelmäßigen Schlußform im Obersatze steht (der terminus major in der propositio major), und der andere, der das Subject des Schlußsatzes werden soll, und der im Untersatze steht (der terminus minor in der propositio minor), durch einen Mittelbegriff (terminus medius) verbunden sein. Es giebt drei Schlußformen. Halten wir zuerst Folgendes fest: Es sei das Subject gesetzt, so folgt das Prädicat und: Es sei das Prädicat aufgehoben, so ist das Subject aufgehoben, und bezeichnen wir den terminus medius durch M, den term. minor durch S (subjectum conclusionis) und den term. major durch P (praedicatum conclusionis), so erhalten wir dadurch die ersten beiden Figuren:

modus	ponens		modus	tollens
M	P		P	M
S	M		S	M
S	P		S	P

Diese beiden Formen oder Figuren des Schließens haben einerlei Stellung der Begriffe im Untersatze oder, mit andern Worten, sie beruhen beide auf der Frage: hat S das Merkmal M? Wofern diese Frage bejahend beantwortet wird, so ist mit der Setzung von S die Setzung von M verbunden, und diese Setzung wird fortlaufen zu P, falls M (im Obersatze) das Subject von P ist. Dies ist die erste Figur, zu der folgendes Beispiel: Alle Tugenden sind lobenswerth, die Gerechtigkeit ist eine Tugend, also ist die Gerechtigkeit lobenswerth. Wird die nämliche Frage verneinend beantwortet, so haftet an der Setzung von S die Aufhebung von M, und diese Aufhebung wird zu P fortlaufen, falls P das Subject von M ist. Dies ist die zweite Figur, mit folgendem Beispiele: Alle Tugenden sind lobenswerth, die Trunkenheit ist nicht lobenswerth, also ist die Trunkenheit keine Tugend. In der ersten Figur muß also der Untersatz stets bejahen, in der zweiten stets verneinen. Diese Figuren haben noch mehrere Modi, deren eingeführte Benennungen zunächst durch ihre drei Sylben die drei Sätze des S., und durch den Vocal A die allgemeine Bejahung, durch E die allgemeine Verneinung, durch I die besondere Bejahung, durch O die besondere Verneinung ausdrücken. Die dritte Figur ist:

M	P
M	S
S	P

deren Bedingung allgemeine Bejahung des Untersatzes ist; die Quantität und Qualität des Obersatzes ist völlig gleichgiltig. Ein Beispiel ist: Manches Lobenswerthe ist unerreichbar, alles Lobenswerthe muß erstrebt werden, also Manches, das erstrebt werden muß, ist unerreichbar. Der Schlußsatz dieser Figur muß in allen Fällen ein besonderer werden, da der Untersatz das Subject der Conclusion nur als Prädicat, folglich beschränkt aufstellt. Wenn man von vier Figuren spricht, so nimmt man als vierte:

P	M
M	S
S	P

indessen alle S., die man zu dieser nehmen will, gehören der ersten an. Der Begründer und noch immer der Meister in der Lehre von den S. ist Aristoteles. Die einfachste Grundform des S. ist die des kategorischen Syllogismus; doch giebt es auch hypothetische und disjunctive Syllogismen, die sich nur dadurch von kategorischen unterscheiden, daß der Obersatz ein hypothetisches oder disjunctives Urtheil ist.

Sylphen oder Sylphiden, weibliche, kleine, leichte Geister, die nach der nord. Mythologie die Luft beherrschten und zu den Elementargeistern (s. d.) gehörten.

Sylt, dänische Insel an der Westküste Seelands, $1^3/_4$ QM. groß, mit 4000 Einw. Sie besteht aus Marsch- und Geestland, ist auf der Ostseite häufigen Ueberschwemmungen preisgegeben, auf der Westseite dagegen durch Dünen vor dem Meere geschützt; ist sehr arm an Holz und Quellen, dagegen reich an Enten und Austern. Von den Einwohnern wird nur wenig Viehzucht und Ackerbau getrieben, da die Männer darunter meist Matrosen und Schiffer sind.

Sylvester heißen in der christlichen Kirche mehrere Päpste, von denen am merkwürdigsten sind: S. I., der 314 den päpstlichen Stuhl bestieg und bis zum J. 335 inne gehabt, bekehrte Constantin den Großen zum Christenthum und erhielt dafür von demselben, der seinen Sitz nach Constantinopel verlegte, der Sage nach, Rom mit ganz Italien zum Geschenk. Der Kaiser hatte aus ganz andern Gründen Byzanz zur Hauptstadt erwählt, als daß er dem Bischof von Rom die Herrschaft über Italien einräumen wollte; aber da die Herrschaft der Päpste hauptsächlich aus der Verlegung der Residenz hervorging, so ward späterhin leicht die Folge mit der Absicht verwechselt. S. starb am letzten Tage des Jahres 335, und dieser Tag führt noch jetzt seinen Namen. — S. II., zu Orleans in niederem Stande geboren, führte ehedem den Namen Gerbert und hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet. Bei den damals in hohem Rufe der Gelehrsamkeit stehenden Arabern in Spanien studirte S. Philosophie, Mathematik, Astronomie und Physik, und das Resultat war, daß er mit Recht in der christlichen Kirche für den gelehrtesten Mann seiner Zeit galt, ja selbst wegen seiner physikalischen und chemischen Kenntnisse als ein Schwarzkünstler, der mit dem Teufel im Bunde stehe, verschrieen ward. Kaiser Otto III., dessen Führer S. gewesen, ließ ihn im J. 999 zum Papst wählen, nachdem er vorher 968 Abt zu Bobbio, dann Erzbischof zu Rheims und Ravenna gewesen war, doch dauerte seine Regierung nur bis zum J. 1003, wo er starb. Gedruckt sind von ihm nur die Briefe ꝛc., ungedruckt dagegen seine mathematischen und astronomischen Schriften. — Sylvester III., der Gegenpapst Benedict's IX., wird in der röm. Kirche nicht mitgezählt.

Sylvius, Aeneas, Papst Pius II., s. Piccolomini.

Sylvius, Franz, aus dem nicht unberühmten Geschlecht de le Boë stammend, wurde 1614 zu Hanau, wo sein Vater Kaufmann war, geboren. Obschon ihn sein Vater für den Kriegerstand bestimmen wollte, wählte er doch den der Gelehrten, studirte auf verschiedenen Universitäten, mit besonderer Vorliebe für die Chemie, wurde am 16. März 1637 zu Basel Doctor, kehrte nach Hanau zurück und prakticirte dort zwei Jahre, worauf er die französischen Universitäten besuchte, um besonders dem Studium der Philosophie obzuliegen. Später ging er nach Leyden, theils um seine Kunst daselbst zu üben, theils aber um über Anatomie Vorlesungen zu halten, die bald allgemeinen Beifall fanden. Die Harvey'sche Lehre vom Kreislauf fand einen eifrigen Vertheidiger an ihm, während sein College Wallaeus die alten Lehren verfocht. Hierdurch in mancherlei Streitigkeiten verwickelt, verließ Sylvius 1642 Leyden und ging nach Amsterdam, wo er bald einen ausgezeichneten Ruf als Praktiker erhielt. Nach dem Tode Kyper's wurde Sylvius im Jahre 1658 zum Professor der praktischen Medicin zu Leyden ernannt, und erwarb sich hier, besonders durch Errichtung der ersten klinischen Anstalt, ein bleibendes Verdienst. S. ist der Begründer des chemiatrischen Systems (s. Jatrochemiker) und starb 1672. Seine Lehre ist besonders in den Schriften: „Disputationum medicarum decas" (Amst. 1663) und „Praxeos medicae idea nova" (1. Buch, Leyden 1667; 2. Buch, Ven.

1672; 3. Buch, Amst. 1674) enthalten. Seine „Opera medica" erschienen in Amsterdam (1674, 4.), Genf (1731, Fol.) und öfter. — Nicht zu verwechseln mit ihm ist der Anatom Jakob S., eigentlich Dubois, geb. 1478 zu Amiens. Er studirte in Paris und hielt daselbst seit 1531 anatomische Vorlesungen, die sich eines allgemeinen Beifalls erfreuten. Er starb 1555. Ihm muß die Erfindung der Injection zugeschrieben werden, da er sie zuerst erwähnt. Dies wie seine anderweiten Entdeckungen in der Anatomie haben ihm in der Geschichte der Medicin einen ehrenvollen Namen bewahrt. Seine „Opera medica" erschienen in Genf (1630, Fol.).

Symbol, s. Sinnbild.

Symbole heißen die Zeichen (signa, ostenta oder portenta), durch welche die Gottheit ihren Willen, oder ein künftiges Ereigniß zu erkennen giebt, überhaupt Alles, worin die Gottheit sich offenbart. Solche Zeichen und Vorzeichen können wirkliche bedeutungsvolle Erscheinungen, besondere Aeußerungen der Naturkräfte oder auch Stimmen, prophetische Worte sein, die dann ebenso wie die Orakelsprüche, als geheimnißvolle Kundgebungen des Willens der Gottheit oder des Schicksals, Symbole genannt werden. Das Räthselhafte, Bildliche, das den Orakelsprüchen eigen ist, erscheint auch in den symbolischen Lehren der Priester, die ebenfalls Symbole genannt werden. Von den eigentlichen Sinnsprüchen, als Erklärungen des göttlichen Willens, die man sich besonders als herrschenden Lebensgrundsatz einprägt, sind auch die sogenannten Wahlsprüche nicht verschieden, wohin die in bildlichen Ausdrücken sprechenden Gnomen der Pythagoräer gehören. Der Ausdruck Symbol hat ferner eine besondere Anwendung in den griechischen Mysterien gefunden, die alle ihre geheimnißvollen Lehren als Früchte einer tiefer dringenden Naturweisheit in Sinnbilder und Sinnsprüche kleideten, nicht blos, um den Ungeweihten den Zugang zu dieser Weisheit zu verschließen, sondern auch diese selbst in den ausdrucksreichsten Bildern zur Anschauung zu bringen. Weil nun die Eingeweihten durch Zeichen oder Worte sich untereinander zu erkennen gaben, welche die Einweihung selbst voraussetzten, so heißen solche Erkennungs-, Lehr- oder Merkzeichen ebenfalls Symbole. Sofern aber der Gebrauch solcher Zeichen an die Verpflichtung zur Verschwiegenheit und einem entsprechenden Leben mahnt, so wird auch die Verpflichtung selbst, das Gelübde, Symbol genannt, ebenso wie der Soldateneid und das Losungswort. Endlich bezeichnet Symbolum ein Merkzeichen, durch welches z. B. Gastfreunde sich unter einander zu erkennen geben, oder das man als Unterpfand irgend eines Vertrags oder einer übernommenen Verbindlichkeit abgab und einlöste.

Diese mannichfachen, alle aus einer Wurzel sich entfaltenden Bedeutungen des Wortes Symbolum waren schon in der vorchristlichen Zeit vorhanden und fanden dann auch in der christlichen Kirche ihre Anwendung. Es war ein heiliger Sinn mit dem Worte Symbolum schon verbunden, und so sehr die ersten Christen dem Heidenthum abgeneigt waren und es verschmähten, etwas aus demselben in die Kirche aufzunehmen, so konnte ihnen doch, zumal da sie keine ganz neue Sprache schaffen mochten, ein Wort nicht zuwider sein, das schon einen gleichsam geweihten Sinn hatte, der durch eine christliche Idee noch erhöht wurde. Auch war in der Zeit, wo das Wort Symbol unter den Christen allgemeiner in Brauch kam, jene ängstliche Scheu vor Dem, was an das Heidenthum erinnern konnte, schon sehr vermindert. Die christlichen Lehrer mochten sogar, wenn die in die heidnischen Mysterien Eingeweihten ihre Lehren oft übermüthig den christlichen entgegenstellten und auf ihre geheimnißvollen Symbole hinwiesen, sich aufgefordert fühlen, anzudeuten, wie auch sie Symbole und viel höhere und bedeutendere hätten als alle Mysterien. Wie die Glieder der letztern durch ihre symbolischen Geheimlehren sich als Auserwählte, besonders Geweihte darstellten, so behandelten auch die Christen ihre symbolischen Lehren und Gebräuche als Erkennungs- und Vereinigungsmittel ihrer Gemeinschaft und als Unterscheidungszeichen, die sie als vom gesammten Heidenthume und Judenthume Ausgesonderte, als Höhergeweihte bezeichneten. Symbole nannten sie deshalb die Sacramente als sichtbare Zeichen und Unterpfänder des Heils und der in ihnen enthaltenen göttlichen Ver-

heißungen und Gnadenwirkungen. In diesem Sinne heißen Taufe und Abendmahl **Symbole**, aber überall mit verherrlichenden und den christlichen Sinn näher bestimmenden Beiwörtern; nicht minder das Taufwasser und Brot und Wein im heiligen Abendmahle; aber sie nahmen dieselben nicht blos als Bilder, die einen geistigen Sinn nur bedeuten, sondern als Symbole im eigentlichen Sinne, die das unsichtbare Heil wirklich in sich schließen, eigentliche Unterpfänder desselben sind. **Symbole** sind auch alle christliche Gebräuche, alle gottesdienstliche Uebungen, inwiefern sie nothwendige Ausdrücke der dadurch bezeichneten Idee sein sollen. Die Sacramente und Gebräuche sind dann auch Unterscheidungs- und Erkennungszeichen für alle Die, welche daran Theil zu nehmen befugt sind, und stellen diese als Glieder der Gemeinschaft, als Eingeweihte dar, wie denn früher selbst der bloße Anblick der Sacramente den Ungetauften nicht gestattet war. Außerdem ist Symbol nicht zu verwechseln mit **Typus** (s. d.). Auch unterscheidet sich Symbol von dem **symbolischen Attribut**, wodurch die Künstler Evangelisten, Apostel, Heilige in ihren Darstellungen unterschieden, indem sie z. B. dem Matthäus den Menschen, dem Marcus den Löwen, dem Lucas den Ochsen, dem Johannes den Adler beigeben, als die vier Geschöpfe in des Ezechiel's Gesicht. Weil aber endlich das geistig Aufgefaßte, der Glaube, der zur Erkenntniß werden will, sich in Worte zu kleiden bemüht ist und in Worten den lebendigsten Ausdruck findet, so heißen Symbole vorzugsweise jene in kurzen Formen ausgedrückten Lehren, die von allen Christen anerkannt werden, sie von allen Nichtchristen unterscheiden, sie unter einander selbst aber als Merkmale der Gemeinschaft verbinden. In diesem Sinne sind **Symbole** jene Bekenntnisse, welche den Hauptinbegriff der christlichen Lehre, als die gemeinsame Ueberzeugung aller Glieder einer kirchlichen Gemeinschaft, in wenigen, einfachen, aber bestimmten Worten aussprechen. Zeichen sollen auch sie sein, Zeichen des innern Glaubens, der die Christen geistig verbindet, ein sichtbares Band Aller, die sich darauf verpflichten, und ein unterscheidendes Merkmal, das allein diesen Verbundenen eigen ist. Inwiefern jedoch solche Symbole, in denen sich das kirchliche Bewußtsein einer früheren Zeit einen bestimmten Ausdruck gegeben hat, auch für spätere Zeiten verbindlich seien, ist eine namentlich in neuerer Zeit vielfach verhandelte Frage. (S. **Symbolische Bücher**.)

Symbolische Bücher. Neben der heiligen Schrift, als der alleinigen Quelle aller wahren und richtigen Gotteserkenntniß, finden wir schon in dem ersten christlichen Jahrhunderte Schriften, in denen die Bekenntnisse des Christenglaubens niedergelegt waren und welche den Hauptinhalt aller christlichen Lehren in kurzen einfachen Worten enthielten. Der Gesammtglaube fand sie übereinstimmend und daher waren die in diesen sogenannten Glaubensbekenntnissen enthaltenen Wahrheiten Gemeingut Aller, Richtschnur des Lebens und Wandels der Gläubigen, nicht minder Norm der Lehre für die Diener der Kirche Jesu. Während aber in den frühesten Zeiten die Taufformel nur allein, den einfachen Glauben an Vater, Sohn und Geist enthaltend, als einziges Symbolum galt, mehrte sich die Zahl der Bekenntnisse, je größeres Ansehen neben der heiligen Schrift die Tradition gewann, diese mit den einfachen Wahrheiten der Aussprüche Christi und der Apostel in Conflict gerieth, willkürliche Verdrehungen, philosophische Auslegungen des Bibelwortes die Einheit der Kirche störten, und Ketzer, Irrgläubige, Chiliasten und Schwärmer ins Leben riefen. Um die Kirche und den Glauben gegen dergleichen Gefahren zu schirmen, erweiterte man die ersten Glaubensbekenntnisse, behandelte in besondern Schriften die positiven Wahrheiten der Lehre Jesu ausführlich und gab, im Gegensatz zum Irrglauben der Zeit, Anleitung zu ihrer richtigen Erklärung und Auffassung. Mit der Trennung in Glaubenssachen war nun nothwendig der Untergang der äußerlichen Einheit der Kirche verbunden, und die innere bedroht. So viele Secten im Laufe der Jahrhunderte auf dem Boden der Kirche oft als üppiges Unkraut wucherten, so viele Symbole und Bekenntnißschriften wurden ins Leben gerufen, bis in die Zeiten der Kirchenverbesserung durch die Beschlüsse der auf den besonders ökumenischen Synoden versammelten Väter widerlegt und anathematisirt, hierdurch aber auch zugleich die Symbole der römischen Kirche erweitert und berichtigt, die Zahl derselben vermehrt und Ordnung und Einheit möglichst erhalten.

Die römisch-katholische Kirche nimmt folgende Schriften als symbolisch, mit der Lehre der heil. Schrift als vollkommen übereinstimmend, an, welche zusammen ihre symbolischen Bücher ausmachen. 1) Das apostolische Symbolum, enthaltend die drei Artikel des christlichen Glaubens, nach und nach aus den Bekenntnissen Derer entstanden, welche die christliche Taufe erhielten, nicht aber von den Aposteln, kurz vor ihrer Missionsreise in alle Welt, so niedergeschrieben, daß jeder etwas zu demselben beigetragen hätte. Vielmehr wird diese Glaubensformel, die erste in der christlichen Kirche, apostolisches Symbol genannt, weil sein Inhalt der der Lehre der Apostel war, zum Kennzeichen der Rechtgläubigen und zur Unterscheidung dieser von den Irrgläubigen dienen sollte. 2) Das Nicäische, auf der ökumenischen Synode zu Nicäa 325 entworfene, auf der zu Constantinopel 381 erweiterte, daher Nicäisch-Constantinopolitanische Symbolum. Die arianischen Streitigkeiten veranlaßten die Anfertigung desselben, durch welches insonderheit der Glaube an Christum, dessen Verhältniß zum Vater u. a. m. gegen den Arianismus festgestellt wurde und Einförmigkeit des Glaubens, sogar im Gebrauch der Worte befördert werden sollte. Wiederholte Erneuerung jener Streitigkeiten machte manche Abänderung und Erweiterung dieses Symbols nöthig. 3) Das Athanasianische Symbolum, als dessen Verfasser fälschlich Athanasius von Alexandrien, heftigster Gegner des Arius zu Nicäa, angegeben wird. Die Dreieinigkeitslehre wird in demselben ausführlich dargestellt und gelehrt: der heilige Geist gehe aus dem Vater „und vom Sohne." — Diese drei allgemeinen Symbole fanden bei allen christlichen Parteien Geltung und Aufnahme in die Sammlungen symbol. Schriften, deren die römisch-katholische Kirche außer jenen noch mehrere zählt, als: die Beschlüsse aller ökumenischen Synoden, die Schriften der Kirchenväter, die päpstlichen Bestimmungen in Bezug auf Glauben und Lehre, insonderheit die Beschlüsse der von 1545 bis 1563 zu Trident versammelten Väter Die Beschlüsse dieses Concils sind zwar nie von allen katholischen Ländern förmlich anerkannt worden; doch wurden sie unter dem Titel „Canones et decreta oecumenici et generalis Concilii Tridentini" oder als das eigentliche Symbolum unter dem Titel „Forma confessionis fidei catholicae" auf Anordnung des Papstes Pius V. 1564 und nachher öfters gedruckt. Dazu kam noch der „Catechismus ex decreto concilii Tridentini ad parochos", auf Befehl Pius' V. 1567 gedruckt und als Lehrnorm bekannt gemacht. Die griechisch-kathol. Kirche nimmt jene allgemeinen Symbole mit einigen Beschränkungen an, namentlich mit Ausnahme des im Athanasianischen Symbolum gemachten Zusatzes über das Ausgehen des heiligen Geistes vom Vater „und vom Sohne." Vom größten Ansehen ist das von Petrus Mogilas 1643 entworfene orthodoxe Glaubensbekenntniß der allgemeinen griechischen Kirche, welches 1643 zum Glaubensbekenntniß der russischen Kirche erhoben ward und gegen welches die Confession des Gennadius und andere Schriften nur von geringer Geltung sind.

Insofern durch die Reformation die Lehre Christi in ihrer ursprünglichen Reinheit und Lauterkeit hergestellt werden sollte, nahm auch die lutherische Kirche jene drei allgemeinen, das apostolische Gepräge meist tragenden Symbole als giltig an, mußte aber dem sie beseelenden Geiste gemäß natürlich sich gegen alle die übrigen symbolischen Bücher der katholischen Kirche erklären und nur die heil. Schrift allein als einzige Richterin in Glaubenssachen und Quelle der wahren Religionserkenntniß gelten lassen. Die Opposition gegen die römische Kirche, ihre endliche Trennung von derselben und die negative Verwerfung aller durch Kirchenväter, Concilien und Decretalen zur Kirchenlehre erhobenen dogmatischen Sätze nöthigten sie zugleich, ihrer Protestation gegen Rom eine deutliche Erklärung folgen zu lassen, welche Lehren ihr fortan nur als Gottes und Jesu Wort theuer sein sollten. Auf diese Weise erschien nun die erste symbolische Schrift der evangelischen Kirche im 16. Jahrh., von Melanchthon abgefaßt, und dem Kaiser auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 mit vielen Unterschriften protestantischer Fürsten und Reichsstädte übergeben, welche unter dem Namen der Augsburgischen Confession bekannt ist. Die Refutation derselben von Seiten der Katholischen machte eine Vertheidigung und nähere Erörterung der in der Confession ausgesprochenen

Lehren nöthig. Melanchthon schrieb deshalb 1531 die Apologie, Vertheidigung der Augsb. Confession, änderte und milderte jedoch späterhin manche Ausdrücke, um die Trennung der Reformirten von den Lutherischen, wiewohl vergeblich, zu hindern. Nächst diesen beiden, das erste symb. Buch ausmachenden Schriften Melanchthon's sind zu ihnen ferner die von Luther entworfenen Schmalkaldischen Artikel und dessen kleiner und großer Katechismus zu zählen. Erstere vollendeten die Trennung der Evangelischen von Rom, da sie die protestantischen Fürsten und Theologen zu Schmalkalden 1537 annahmen. In seiner Kraftsprache behandelt Luther in ihnen die Irrlehren der alleinseligmachenden Kirche, und weiset die vollkommenste Uebereinstimmung der von ihm vorgetragenen Lehren mit der heil. Schrift deutlich nach. Die beiden Katechismen Luther's erschienen 1529; der im Argen liegende Religionsunterricht sollte gehoben werden, der kleine in den Händen der Schullehrer, der große in denen der Prediger die reine Lehre des Evangeliums verbreiten helfen. Wie Luther's Tod so zu sagen das Signal zum Ausbruche kriegerischer Feindseligkeiten war, so zerriß auch das Band der Eintracht unter seinen Anhängern, die nur sein kräftiger Geist zu erhalten vermochte. Während man auf der einen Seite streng an den Buchstaben der erwähnten Bekenntnißschriften und es für Hochverrath an dem Werke des großen Reformators hielt, von dem von ihm bezeichneten Wege nur im geringsten abzuweichen, suchte man auf der andern das doch nur erst begonnene Werk weiter fortzuführen und hier und da das durch Zeitumstände bedingte Mangelhafte abzuändern, fand aber dagegen den heftigsten Widerstand. Ernsterer Art wurden die Besorgnisse, als durch die Annäherung namentlich mehrerer sächsischer Theologen zur Lehre Calvin's die orthodoxen Lutherischen in die größte Erbitterung gegen jene Apostaten geriethen; und um nicht die Bande der Reformation gewaltsam zerreißen, geistige Anarchie herrschen zu lassen, vereinigten sich die protestantischen Fürsten und treumeinenden Theologen, um Frieden und Eintracht in der Kirche wieder herzustellen. Die zu Torgau 1574 abgefaßten Artikel erhielten symbolisches Ansehen, und als nur theilweise der Zweck erreicht ward, traten auf Befehl die Theologen Andreä, Chemnitz, Selnecker, Korner, Musculus und Chyträus 1577 zu Kloster Bergen zusammen und fertigten auf Grund der Torgauer Artikel und der von Andreä verfaßten schwäbisch-sächsischen Concordie die Concordienformel, welche 1580 unter dem Schutze Kurfürst August's von Sachsen in dessen Landen als symbolisches Buch angenommen wurde. Gleiches geschah in Mecklenburg, Braunschweig-Lüneburg, Würtemberg und einigen freien Reichsstädten. Mit ihr schloß die Zahl der symbolischen Bücher der Lutherischen Kirche; doch statt die Einheit in ihr herzustellen und zu sichern, ward sie der Gegenstand der heftigsten Streitigkeiten (s. Concordienformel).

Die politischen Verhältnisse, unter denen die schweizerische Reformation ins Leben trat, die abweichenden Ansichten ihrer Urheber, Zwingli's Abendmahlslehre, Calvin's Prädestinationstheorie, Zwingli's früher Tod, dies Alles waren Ursachen, daß es wohl reformirte Gemeinden, nicht aber eine reformirte Kirche, nicht symbolische Bücher derselben in dem Sinne gab, wie sie die lutherische Kirche ungeachtet allen Streites aufzuweisen hatte. Die Reformirten verschiedener Länder hatten auch verschiedene symbolische Bücher, welche die Lehren und Glaubensbekenntnisse ihrer vorzüglichsten Lehrer enthielten. So finden wir bei den schweizerischen Gemeinden die von L. Judä, Myconius, Grynäus und Großmann im Geiste Zwingli's 1536 abgefaßte confessio helvetica; Calvin's consensus tigurinus von 1551; die confessio gallica des Th. Beza von 1559 für die Reformirten Frankreichs; den Heidelberger Katechismus von Ursinus und Olevianus von 1563 für die Pfalz; die Beschlüsse der Dortrechter Synode von 1618 (Calvinistisch) in den Niederlanden und Deutschland, wo auch das Glaubensbekenntniß Johann Sigismund's von Brandenburg (confessio marchialis) von 1613 und 14 viele Anhänger fand; die formula consensus helvetici, 1675 zur möglichen Herstellung der Eintracht in den schweizerischen Kirchen von Heidegger und Turretin abgefaßt. Die symbol. Bücher der kleineren kirchlichen Secten, welchen dieser Talisman nicht weniger fehlte, enthalten meist nur Vertheidigung ihrer abweichenden Religionsansichten und sollten nur zunächst dazu dienen, sich in

den verschiedenen Ländern Duldung und freie Religionsübung zu verschaffen, worüber die einzelnen Artikel Unitarier, Arminianer, Waldenser, Quäker, mährische und böhmische Brüder, Wiclefiten, Methodisten u. a. m. nachzulesen sind.

In keiner Zeit hat es an Stimmen gefehlt, welche, berufen oder nicht, sich für oder gegen die Geltung und das Ansehen der symbol. Bücher, für oder gegen die Verpflichtung der Kirchendiener auf dieselben erhoben haben. Unserer Zeit scheint es ebenfalls nicht aufbehalten zu sein, diese Fragen zu entscheiden, sich von aller menschlichen Autorität in Glaubenssachen loszumachen und sich zu des alleinigen Meisters Füßen zu setzen. Leider bestätigen dies die religiösen Verirrungen unserer Zeit. Wir erwähnen hier die Streitigkeiten über die Geltung der symbol. Bücher im Herzogthum Altenburg, in Kurhessen und besonders in Preußen, wo sich im Gegensatz zu dem Symbolzwang die Königsberger freie Gemeinde unter Leitung des Dr. Rupp und ähnliche Gemeinden zu Halle, Nordhausen und anderwärts bildeten, die freilich im Laufe der Zeit sich schnell von der anfänglichen Idee entfernten. Dennoch aber darf der christlich erleuchtete, frei von aller Mystik das Wort Gottes behandelnde und Jesu Werk treibende Theil der Christenheit nicht verzagen, daß die Zeit nicht kommen werde, wo alle Bollwerke menschlicher Weisheit in sich zerfallen werden, wo auch die symbol. Bücher weder der Schrift gleichgestellt, noch geglaubt werde, daß in ihnen nur allein der richtige Weg gezeigt sei, Gottes Wort zu erklären, und zu lernen, was zu glauben sei. Sie wird kommen jene Zeit, wo sie andern wahrhaft christlichen Büchern gleichgestellt, aber zugleich für alle Zeiten als ehrwürdige Denkmäler des christlichen Muthes, der Freudigkeit und des Glaubens unserer Väter dastehen werden, an deren Beispielen sich ein entartetes und verweichlichtes Geschlecht aufs Neue erheben kann. Wenn erst die Christenheit ihre symb. Bücher von dieser Seite betrachten und ehren lernt, dann müssen auch nothwendig die Scheidewände fallen, die so oft nur menschliche Thorheit und Leidenschaft in dem Familienhause Gottes errichtete, als die Nothwendigkeit früherer Zeitverhältnisse, aber auch nur für bestimmte Zeiten erbauete; dann werden auf der Erde Völker in einer großen Heerde sich um den guten Hirten sammeln, der nur allein Worte des ewigen Lebens hat.

Symbolische Theologie behandelt die Geschichte der symbolischen Bücher und die in denselben enthaltenen Kirchenlehren. Prediger der Kirche, die auf dieselben noch verpflichtet werden, müssen schon aus diesem Grunde dieselben genau kennen, wenn auch das Studium derselben nicht an und für sich schon ersprießlich erscheinen sollte. Aber auch den Laien möchte ihre Bekanntschaft von Nutzen sein, da sie durch das Lesen derselben in ihrer Erkenntniß fester und in ihrem Glauben sicher werden, denn die symbolische Theologie behandelt die in den symbol. Büchern enthaltenen Glaubenswahrheiten nicht nur gründlich, sondern weist auch ihre Uebereinstimmung mit der Bibel im Vergleich zu den Irrlehren und Ansichten anderer kirchlicher Parteien nach. Sie erläutert ferner die christlichen Sitten und Gebräuche, wie selbige entstanden, sich weiter ausbildeten und mit dem Glauben in ganz inniger Verbindung stehen. G. Marheineke „Christl. Symbolik"; Winer „Comparative Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen christlichen Kirchenparteien nebst Belegen aus symbol. Büchern", und Köllner „Symbolik aller christlichen Confessionen" (2 Bde., Hamb. 1837—40).

Symmachus aus Samaria, im 2. Jahrh. n. Chr., trat aus Verdruß, daß seine Landsleute ihm einen Andern vorzogen, erst zum Judenthum, dann zum Christenthum über, wo er sich zu den Ebioniten hielt. Er verfaßte eine ziemlich gut geschriebene griechische Uebersetzung des Alten Testaments.

Symmachus, Quintus Aurelius, ein römischer Schriftsteller aus edler römischer Familie, in Gallien gebildet, blühte am Ende des 4. Jahrh., gelangte zu den höchsten Würden im Staate und suchte das sinkende Heidenthum gegen die Gewaltmaßregeln des Kaisers Theodosius zu vertheidigen. Von seinen Reden sind nur Bruchstücke auf uns gekommen, die Mai zuerst bekannt machte (Mail. 1815; Frankf. 1816). Seine Briefe in 10 Büchern gaben heraus Juretus (Par. 1580 und 1604, 4.), Lectius (Genf 1587), Scioppius (Mainz 1608, 4.) und Pareus (3. Aufl., Frankf. 1651).

Symmetrie ist die Zusammenfügung der einzelnen Verhältnisse eines Ganzen nach Maaß und Zahl. Sie beruht also im Aeußeren, und macht nur einen untergeordneten, wohl aber nothwendigen Theil der Schönheit eines Gegenstandes aus. Um die Symmetrie eines Körpers zu bestimmen, muß man einen bestimmten Punkt haben, von dem aus man die einzelnen Theile im Verhältniß zum Ganzen betrachtet; man nennt ihn Augen- oder Mittelpunkt. Durch solchen Punkt am Körper denkt man sich eine Ebene gelegt, so daß alle Perpendikel, die auf dieser Ebene errichtet werden, zu beiden Seiten derselben homologe Punkte des Körpers in gleicher Entfernung von der Ebene treffen. Legt man also durch den Eingang in der Mitte eines Hauses die Ebene, so werden nach beiden Seiten hin die Perpendikel Fenster, Verzierungen oder sonstige Gegenstände am Gebäude als die homologen Punkte treffen. Jedoch muß sich der Künstler wohl hüten, diese Symmetrie nicht sclavisch zu setzen, weil er dadurch in sein Kunstwerk ein ängstliches Streben nach Uebereinstimmung bringt, das dem Ganzen ein steifes, gezwungenes Aeußere giebt, und das zugleich verräth, wie wenig noch der Künstler seinen Geist frei unter den Gesetzen der Symmetrie zu bewegen versteht. Am deutlichsten springt die Symmetrie an den Denkmälern der Baukunst ins Auge. — In der Geometrie, namentlich in der Stereometrie, ist die Symmetrie von Wichtigkeit. Symmetrische Theile eines Körpers, symmetrische Körper sind gleich, aber nicht congruent, während in der Planimetrie Symmetrie und Congruenz unzertrennlich sind. — Symmetrische Functionen mehrerer unbestimmter Größen, wie a, b, c, sind solche algebraische Ausdrücke, worin jene Größen alle auf völlig gleiche Art vorkommen, so daß man sie miteinander beliebig vertauschen kann, ohne dadurch den Ausdruck zu verändern, z. B. $(a + b \times a + c)(b + c)$.

Sympathetische Mittel nennt man diejenigen Heilmittel, welche, ohne auf eine materielle Weise in den Organismus zu gelangen, in diesem, schon in einer gewissen Entfernung ihm nahe gebracht (actio in distans), eine solche Umstimmung seiner Reactionskraft veranlassen, daß dadurch bestimmte vorhandene Krankheiten beseitigt, Mißverhältnisse der Wechselwirkung, sowohl nach Innen als nach Außen hin, ausgeglichen werden. Der Grund ihrer Wirkungsweise liegt in dem Abhängigkeitsverhältnisse, in welchem alle Naturkörper zu einander stehen, und besonders in der eigenthümlichen Dunstatmosphäre, welche jeder Körper um sich her verbreitet, und deren Wirksamkeit auf seine Umgebung von der Brennweite, möchten wir sagen, oder der Entfernung, innerhalb welcher der Körper, ohne mit einem andern in materiellen Contact zu gerathen, auf ihn einwirken kann, abhängig ist. Schon frühzeitig finden sich Spuren von dem Vorhandensein solcher Mittel, deren Anwendung besonders der Zauberei anheim fiel, besonders aber wurde die Lehre von ihnen durch Paracelsus ausgebildet, der dem Volksglauben ein wissenschaftliches Gepräge zu geben suchte. Später brachte man die sympathetischen Mittel mit dem Magnete in Beziehung, und suchte zur Zeit des herrschenden thierischen Magnetismus die fast der Vergessenheit anheimgefallene Lehre dieser zu überweisen. Daß es dergleichen Mittel übrigens gebe, ist nicht zu leugnen, daß aber der größte Theil seine Wirksamkeit nur durch den Aberglauben der festen Ueberzeugung von ihrem Einflusse erhält, ist nur zu gewiß, kann aber den nicht Wunder nehmen, welcher die Macht des Gemüthes auf den Körper zu schätzen weiß. Es gehören hierher die Talismane, Amulete, Besprechungen ꝛc., von denen an den einzelnen Orten gehandelt ist. Vgl. übrigens Santanelli „Philosophia recondita“ (Köln 1723); J. N. Martini „Unterricht von der Magia naturali und derselben medicinischem Gebrauch“ (Frankf. u. Lpz. 1751); Stöhr „Phänomene der Sympathie in der Natur“ (Cob. 1795); „Remedia sympathetica“ (Lpz. 1823).

Sympathetische Dinte, s. Dinte.

Sympathie nennt man im Allgemeinen den Zusammenhang und das Abhängigkeitsverhältniß, in welchem die Naturkörper zu einander stehen; sie beruht auf der Wahrnehmung: daß nichts vereinzelt in der Natur dasteht, jedes des andern zu seiner Existenz bedarf, unter allen ein Wechselverhältniß des Gebens und Nehmens stattfindet. Insbesondere aber nennt man Sympathie das ihnen eigenthümliche, besondere Vermögen

zweier Körper oder Organe, an der gegenseitigen Erregung Theil zu nehmen. Geschieht dies in der Art, daß, wenn die Thätigkeit des einen über die Norm hinausgeführt wird, die des andern nachläßt, und umgekehrt, so entsteht der Antagonismus: z. B. während der Mensch schwitzt, ist sein Stuhlgang angehalten, bei Durchfall dagegen ist die Haut trocken. Verschieden von der Sympathie ist der Consensus, oder die Fähigkeit zweier Körper oder Organe, von einem und demselben Reize gleichzeitig auf dieselbe Weise erregt zu werden. er äußert sich besonders in physischer Beziehung, wenn ein und derselbe, oft unbekannte Eindruck dieselben Vorstellungen und Gedanken gleichzeitig in zwei verschiedenen Individuen erweckt. So undeutlich die Sympathie unter verschiedenen Individuen erscheint, so deutlich ist sie in der Thätigkeit der verschiedenen Organe eines Individuums, oder Organismus, besonders des menschlichen, zu beobachten, und auch hier wieder mehr im kranken als gesunden Zustande, indem dort die Thätigkeit des einzelnen Organs in Bezug auf den ganzen Organismus sich mehr oder weniger isolirt zeigt, das Wechselverhältniß verändert ist. Für den Arzt ist die Kenntniß der Sympathie der Organe von der größten Wichtigkeit, da er häufig sie zur Heilung von Krankheiten benutzen muß, wenn schon er so wenig als der Physiolog den Grund derselben anzugeben weiß, denn nur für einige Fälle gilt die angenommene Verbindung durch die Nerven. Vgl. Rahn „Ueber Sympathie und Magnetismus" (aus dem Latein., mit Anmerkungen von Tabor, Heidelb. 1789); Hufeland „Ueber Sympathie" (Weimar 1822).

Symphonie (ital. sinfonia), bezeichnet als musikal. Terminus ein größeres Instrumentaltonstück, dessen Wirkung auf das Gesammtwirken eines verhältnißmäßig stark besetzten, vollständigen Orchesters berechnet ist. Erst in der neueren Musik ist die S. zur Vervollkommnung gebracht, was schon durch die Vervollkommnung der Instrumentalmusik überhaupt bedingt war, das Wesentlichste war aber, daß man sie hinlänglich von der Ouverture einerseits, andererseits vom Concerte schied. In Letzterem tritt ein Instrument hervor, getragen vom begleitenden Orchester; in der Ouvertüre dagegen tritt unter Mitwirkung des ganzen Orchesters ein Gedanke hervor, aber dieser ist nur ein vorbereitender, auf Nachfolgendes hinüberleitender. Die S. dagegen soll, ohne ein Instrument vorzugsweise hervortreten zu lassen (versteht sich, mit Ausschluß der Solis), einen Gedanken behandeln und mit Benutzung aller Kräfte eines Orchesters ihn vollständig erschöpfen und in sich abrunden. In ihr vollendet sich also die Orchestermusik, und was von dieser gilt, muß insbesondere wieder von der S. gelten. Die Objecte der S. können natürlich nicht beschränkt sein, sondern Alles, was sich in ein großes Tongemälde zusammenfassen läßt, kann Gegenstand der S. werden. Doch hat sich die S. wohl dabei vor Spielerei und widerwärtiger Plastik zu hüten, und vor dem Widerstreit mit sich selbst, wenn sie es übernimmt, einerseits Empfindungen zu schildern, andererseits daneben wirkliche, in der Natur der Sache begründete Musik wiederzugeben, ein Zwiespalt, der selbst in Spohr's „Weihe der Töne" und Beethoven's „Pastoralsymphonie" nie recht befriedigen will. Ueberhaupt soll die Musik, und somit auch die Symphonie, nicht in dem Grade plastisch werden, daß sie aus ihrer Sphäre heraustritt. Dagegen wird die S. nie ihre Wirkung verfehlen, wenn sie das Erhabene, Ernste, Feierliche darstellt, oder auch den lauten Jubel, der aus einer bewegten Brust hervorquillt. Mit der Aufgabe muß natürlich die Anordnung und Ausführung der einzelnen Theile im Verhältniß stehen. Hierüber sind keine allgemeingiltigen Regeln zu geben, nur hat der Componist darauf zu achten, daß er nicht durch zu große Ausdehnung ermüde, was bei aller Vortrefflichkeit des Werkes Jeder empfunden haben wird, der Beethoven's D-moll-S. gehört hat. Nach herkömmlicher Weise übersteigt die S. niemals die Zahl von 4 Sätzen. Sie beginnt mit einem Allegro im ersten Hauptsatze, der kräftig, feurig, ergreifend in Themen, Modulation und Instrumentation dem Zuhörer den Hauptgedanken vorführt. Ihm folgt ein Andante oder Adagio, in welchem das Feuer sich senkt, das elegisch sein kann, aber nie kraftlos mit dem ersten Satze disharmoniren darf. Eine Menuett und ein Scherzo erhebt die Fackel von Neuem und leitet zum Allegro finale, welches den Gedanken vollenden soll und namentlich dem ersten Satze entsprechen muß. Es ist klar, daß diese Anordnung aus der Sonate erwuchs, die ohnehin

ihrer Idee nach der S. zur Seite geht. Aber eine nothwendige Form ist es nicht, und darum auch nicht streng beobachtet. Erst von Haydn an ist die S. mit größerem Fleiße cultivirt. Haydn's Symphonien sind mehr in idyllischem Style geschrieben. Ihm folgte Mozart, dessen glückliches Talent die Formen fester bestimmte und inhaltsvollere, erhabenere Werke schuf. Vollständig dramatischen Charakter hat die S. erst durch Beethoven erhalten, der die Aufgabe zuerst in vollem Umfange verstand und bis dahin Unübertroffenes geleistet hat. An Mozart besonders schließen sich Romberg, Spohr, Ries, Feska, Kalliwoda und Onslow, mit mehr Glück und Beethoven näher kommend Ries, Mendelssohn-Bartholdy, Rob. Schumann u. A.

Symplegaden, sind der griechischen Sage nach jene furchtbaren fast zusammenstoßenden Felsenriffe, die, am europäischen wie am asiatischen Ufer stehend, die Einfahrt ins schwarze Meer verengen und vom Mythus als beweglich und alles Durchpassirende zerschmetternd dargestellt wurden. Fest und unbeweglich wurden sie durch Orpheus' Saitenspiel, welcher unter Juno's Schutze die Argonauten (s. d.) glücklich durchführte. Sie heißen jetzt Urek-Irki.

Symplegma (griech.), eigentlich das Zusammengeflochtene, nannte man in der antiken Kunst eine Gruppe von mehreren Statuen, die erst durch ihre Vereinigung ein Ganzes bilden. Vorzüglich gehören hierher die gegenseitig mit den Armen verschlungenen Fechter oder Ringer, ferner die berühmte Gruppe der Niobe (s. d.) in Florenz und des Laokoon (s. d.) in Rom.

Symploke (griech.), eigentlich Verflechtung, heißt eine rhetorische Figur der Wiederholung, die sich aber von der Anaphora (s. d.) und Epiphora dadurch unterscheidet, daß hier bei mehreren hinter einander folgenden Fragen dieselbe Antwort erfolgt.

Symposium, s. Gastmähler der Alten.

Symptomatologie, s. Semiotik.

Symptom, Zeichen, Zufall, nennt man in der Pathologie diejenige Erscheinung, aus der wir ein vorhandenes Mißverhältniß in den Thätigkeiten des Organismus erkennen. Es ist subjectiv, wenn es nur von den Kranken, objectiv, wenn es auch von Andern, besonders vom Arzte bemerkt wird. Diejenigen Zeichen, welche unmittelbar aus einer bestimmten Art des Erkrankens hervorgehen, nennt man Zeichen der Krankheit; sie sind entweder wesentlich, gehören unmittelbar zu ihr; oder unwesentlich, zufällig, wenn sie in keiner nothwendigen Verbindung mit der Krankheit stehen. Die Summe der wesentlichen Zeichen giebt das Bild einer Krankheit, welche gewöhnlich darnach benannt wird.

Synagoge, ein griech. Wort, welches zunächst Versammlung bedeutet, dann aber zur gewöhnlichen Bezeichnung der Bet- und Erbauungshäuser der Juden gebraucht wird. Die Verrichtung des Gottesdienstes in kleinen Bet- und Erbauungshäusern fand wahrscheinlich schon im Exil statt, doch kommen bestimmte Spuren nicht einmal in den Büchern der Makkabäer vor. Das Institut der Synagogen war sehr wohlthätig, da nun überall Gottesdienst gehalten werden konnte, und dieser, statt blos anbetend zu sein, zugleich belehrend wurde. Die innere Einrichtung dieser Häuser war im Allgemeinen dieselbe, wie sie noch jetzt ist, nämlich folgende: An der Wand nach Jerusalem zu steht der Schrank, in welchem die biblischen Handschriften aufbewahrt werden. In der Mitte des Raumes steht das Pult für den Vorleser und eine Art Kanzel für den Redner. Den übrigen Raum füllen die Sitze für die Männer, und die gesuchtesten Sitze sind diejenigen, die dem Heiligthume am nächsten sind. Der Gottesdienst am Sabbath und an den Festen begann mit einem immer wiederkehrenden Gebete, welches große Aehnlichkeit mit dem Vaterunser hat. Hierauf wurden Abschnitte aus dem Gesetze und aus den Propheten verlesen. Darauf folgte ein freier Vortrag irgend eines Schriftgelehrten, wobei vollkommene Lehrfreiheit stattfand. Die Beamten der Synagoge waren 1) der Vorsteher, der die äußeren Angelegenheiten besorgte, 2) ein Collegium von Aeltesten, 3) der Vorbeter oder Vorleser, 4) der Almosensammler, 5) der Aufwärter, Diener. In Deutschland und den angränzenden

Ländern haben seit 1809 viele Reformen des jüdischen Gottesdienstes stattgefunden. Viele Gebete wurden abgeschafft, dagegen regelmäßige Predigten und deutsche Gesänge und hier und da auch Orgelmusik eingeführt. Deutsche Synagogen nennt man diejenigen, wo ein beträchtlicher Theil des Gottesdienstes in dieser Sprache abgehalten wird. — Die große Synagoge hieß der Verein der Gesetzgeber, der seit Esra bis auf den Hohenpriester Simeon bestand und manche religiöse Einrichtungen getroffen haben soll. Berühmte Synagogen waren im Alterthume die zu Alexandria; im 12. Jahrh. die von Marmorsäulen getragene Hauptsynagoge in Bagdad und seit dem 14. Jahrh. die noch vorhandene große S. in Toledo. Im 16. Jahrh. wurde die schöne Meiselschule in Prag und im folgenden die Synagoge der portugiesischen Juden in Amsterdam aufgeführt. Sehenswerth sind der Jakobstempel zu Seesen, die S. zu Wien, Livorno, Hamburg, Dresden und Altona.

Syncelli hießen seit dem 4. Jahrh. diejenigen Geistlichen in der griech. Kirche, welche von den Bischöfen und Patriarchen in ihre Wohnung aufgenommen wurden, und diesen als Räthe dienten. In Rom nannte man sie consiliarii.

Syncellus, Georgius, s. Byzantinische Schriftsteller.

Synchronismus heißt das Zusammensein von Personen und Begebenheiten in ein und demselben Zeitraume. Daher die synchronistische Darstellung der geschichtlichen Facta, wo das gleichzeitig Geschehene, sei es unter verschiedenen Völkern oder an verschiedenen Orten, zusammengestellt wird.

Syndesmologie, s. Desmologie.

Syndicus. Nach Vertreibung der Dreißig in Athen wurde vom Volk und Rath daselbst eine Behörde erwählt, die über eingezogene Güter urtheilen sollte. Die Mitglieder hießen Syndikoi. Ferner nennt man S. eine Person, die von einer Gemeinheit (universitas) beauftragt ist, zur Besorgung ihrer, besonders rechtlichen Angelegenheiten, entweder nur für gewisse Fälle (Syndicus particularis), oder für alle Fälle (Syndicus universalis). Die Vollmacht, die ihm ertheilt wird, desgleichen auch der Posten, den er bekleidet, heißt Syndicat.

Synedrium, ein griech. Wort, welches eigentlich eine beisammensitzende Versammlung bedeutet, bezeichnet dann das höchste geistliche und weltliche Gericht der Juden, welches, wahrscheinlich unter den Makkabäern gestiftet, 71 Beisitzer, die theils Schriftgelehrte, theils Volksälteste waren, und einen Präsidenten hatte, welches entweder der Hohepriester selbst oder sein Stellvertreter war. Der Versammlungsort dieses Gerichts waren die Hallen des Tempels, in dringenden Fällen der Palast des Hohenpriesters. Unter der römischen Herrschaft blieb es in seiner frühern Wirksamkeit, nur verlor es das Recht über Leben und Tod. Von diesem Synedrium muß man noch ein kleineres unterscheiden, dergleichen in jeder Stadt sich befand, und aus mehr als 120 Einwohnern bestand; in Jerusalem selbst waren deren zwei.

Synekdoche heißt eine rhetorische Figur, nach welcher durch die Nennung eines einzelnen oder besondern Gegenstandes das Ganze und das allgemeine Wesen desselben und durch Nennung des Ganzen und Allgemeinen das Wesen des Besondern bezeichnet wird. Es wird hier also ein einzelner besonders bezeichneter Theil statt des Ganzen, ein einzelnes Ding oder Wesen oder eine Art statt des allgemeinen Gattungsbegriffs und umgekehrt gesetzt, z. B. Thür statt Haus, Cicero für Redner, Dolche und Redner statt Waffen, dagegen wieder Haus statt Fenster, Gestirne statt Sonne. Auch gehört hierher der Fall, wenn der Singular und Plural mit einander vertauscht (synecdoche numeri), oder bestimmte Zahlen statt unbestimmter Größen gesetzt werden, z. B. der Soldat, statt die Soldaten; der Spartaner, statt die Spartaner (s. Metonymie und Tropen). Die S. des Grades ist die Emphasis (s. Nachdruck) und Hyperbel (s. d.).

Synergismus, Mitwirkung, heißt in der Dogmatik die Meinung, daß der Mensch seine Bekehrung und Besserung nicht ganz allein von den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes erwarten dürfe, sondern daß dazu von seiner Seite eine Mitwirkung seiner eigenen, natürlichen Kräfte erforderlich sei. Schon Pelagius hatte dies gegen Augustinus

behauptet; später stellte Erasmus von Rotterdam diese Lehre gegen Luther auf, der die strenge Augustinische Ansicht von der gänzlichen Unfähigkeit des natürlichen Menschen zur Besserung, und seiner Passivität gegen die götliche Gnade durchführte. Melanchthon milderte Luther's Lehre, indem er zur Bekehrung des Menschen drei zusammenwirkende Ursachen annahm, nämlich das Wort Gottes, den heil. Geist und den Willen des Menschen. Luther wendete Nichts dagegen ein, und auch ins Leipziger Interim wurde diese Meinung aufgenommen. Gegenstand eines Streites in der Lutherischen Kirche wurde sie erst, als 1555 Joh. Pfeffinger, Professor der Theologie zu Leipzig, in seiner „Dissertatio de libero arbitrio" dieselbe vertheidigte. Flacius, ein starrer Lutheraner, trat dagegen auf, und setzte ihm die Augustinische Lehre: daß der Mensch fürs Gute ganz todt und im Widerstande gegen Gott sei, und Gott allein alle gute Bewegungen wirken müsse, in ihrer ganzen Strenge entgegen. Eben dies behauptete er gegen Victorin Strigelius, dessen College er 1557 in Jena geworden war, und welcher in dem von ihm in Verbindung mit Schnepf und Hugelius entworfenen Confutationsbuche den Synergismus gelehrt hatte. Flacius drang mit seiner Meinung durch; das Confutationsbuch wurde danach geändert und erhielt in Thüringen symbolisches Ansehen, ja Strigel und Hugelius wurden als Gefangene auf das Schloß Grimmenstein gebracht, aber bald wieder freigelassen. Mit abwechselndem Glücke dauerte der Streit zwischen Flacianern und Synergisten fort, indem bald die eine, bald die andere Partei die Oberhand gewann und die Gegner von ihren Stellen verjagte. Zuletzt nahm er aber eine für die Synergisten ungünstige Wendung, gegen welche sogar 1569 im Herzogthum Weimar eine große Untersuchung angestellt wurde. Als 1574 alle Kryptocalvinisten verwiesen wurden, hörte endlich der Streit auf, und die im J. 1580 bekannt gemachte Concordienformel verwarf vollends den Synergismus.

Synesis (griech.), lat. auch Constructio ad sensum, heißt in der Sprachlehre diejenige Construction, bei welcher die Form des bezogenen Wortes sich nur nach dem Sinne des Beziehungswortes richtet und der Sprechende oder Schreibende mithin den Gedanken, den er ausdrücken will, über die grammatische Genauigkeit setzt. So würden z. B. in dem Satze: „Ich begegnete einem armen Mädchen; diese sprach mich um ein Almosen an", oder „Ich sah ein Regiment; sie trugen Blau und Roth", die Pronomina im Genus und Numerus nur nach der Bedeutung, nicht aber nach der grammatischen Form ihres Beziehungswortes sich richten.

Synesius, aus Cyrene in Afrika gebürtig, treuer Schüler der Hypatia, ward 416 zum Bischof von Ptolemais geweiht, obwohl er den Kirchenglauben in mancher Hinsicht, wie über die Auferstehung des Fleisches, bezweifelte. S. war scharfsinniger Philosoph, gewandter Redner und tiefsinniger Dichter. Die beste Ausgabe seiner Werke hat Petavius zu Paris von 1612—40 besorgt. Vgl. Th. Clausen „De Synesio" (Havn. 1831).

Synkope, eine grammatisch-phonetische Figur, heißt, im Gegensatz der Epenthesis (s. d.), die Ausstoßung eines Vocals zwischen zwei Consonanten in der Mitte eines Worts, wie „saeclum" statt „saeculum", „ew'ger, theu'rer" statt „ewiger, theuerer", und weicht in sofern von der Apokope (s. d.) ab.

Synkratie, d. i. Mitherrschaft, Mitregierung, nennt man im Gegensatz zur Autokratie (s. d.) diejenige Art der Staatsverfassung, wo das Volk durch Vertreter an der Ausübung der höchsten Gewalt, besonders desjenigen Zweiges derselben, welcher die Gesetzgebung und Besteuerung betrifft, einen gewissen Antheil nimmt. (S. Repräsentativsystem und Volksvertreter.)

Synkretismus, eigentlich Zusammenmischung, nennt man in der Wissenschaft das Verfahren, verschiedenartige Systeme mit einander zu verbinden und so ihre Gegensätze auszugleichen. In der Philosophie ist dieses Verfahren schon in alter Zeit oftmals angewendet worden. Der sogenannte Eklekticismus verwandelt sich gewöhnlich in Synkretismus. Außer dem philosophischen Synkretismus giebt es auch einen theologischen, in Bezug auf die Vereinigung verschiedener Religionsmeinungen und Parteien, und man kann dies im Deutschen am besten durch Religionsmengerei wiedergeben. In

neuerer Zeit hat man besonders den gelehrten Calixtus (s. d.) des Synkretismus beschuldigt, weil er mit friedfertigem Sinne Duldung und Eintracht zwischen den sich bekämpfenden drei christlichen Religionsparteien, den Katholiken, Lutheranern und Reformirten, zu vermitteln suchte. Die streitsüchtigen Wittenberger Theologen legten ihm dies für Gleichgültigkeit und Lauheit gegen die nach ihrer Ansicht alleinseligmachende, reine Lutherische Lehre aus, und so entstanden die sogenannten Synkretistischen Streitigkeiten, die von 1638 bis c. 1690 hartnäckig geführt wurden. Im J. 1638 nämlich trat zuerst Statius Buscher in seiner Schrift „Cryptopapismus novae theol. Helmst. das heiml. Papstthumb in der neuen Helmst. Theologen Schriften" gegen Calixt auf mit einer lauten Klage über „Gräuel an heiliger Stätte", entzog sich aber einer genauern Untersuchung darüber. Calixt und ein anderer Helmstädter Theolog, Konrad Hornejus, der ebenfalls in jener Schrift der Hinneigung zum Katholicismus verdächtig gemacht wurde, vertheidigten sich in Gegenschriften. Später nahmen auch zwei andere Schüler Calixt's, Gerhard Titius und Joachim Hildebrand, an diesem Streite Antheil. Das Thorner Religionsgespräch, welches im J. 1645 auf Veranlassung des Königs Wladislaus VI. von Polen gehalten wurde, und durch welches auch diese Streitigkeiten geschlichtet werden sollten, wurde durch die Erbitterung der beiden protestantischen Parteien gegen einander und hauptsächlich durch die Unduldsamkeit der beiden Lutherischen Abgeordneten, Joh. Hülsemann von Wittenberg und Abraham Calov von Danzig, unwirksam gemacht. Nun wurde der Streit immer heftiger und die Gegenstände desselben immer mannigfaltiger. Calixt's Gegner warfen ihm die Behauptung von mehr als 100 irrigen Sätzen vor, die insgesammt auf Katholicismus, Calvinismus, Socianismus und Arminianismus hinausliefen. Hauptsächlich bestanden die Anschuldigungen darin, daß er den Inhalt des apostolischen Symbolum für die hinreichende Summe wesentlich christlicher Glaubenslehren erkläre, mithin die Anzahl und das Ansehen sogenannter Grundartikel schmälere; daß er die Ueberlieferung der Lehren ungottesdienstlicher Gebräuche aus den 5 ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche als zweiten Erkenntnißgrund der Bibel zur Seite setze; daß er die heftige Verdammung gewisser Redensarten und Gebräuche der katholischen Religion mißbillige; daß er den Papst nicht für den Antichrist halten wolle; daß er das Geheimniß der Dreieinigkeit und Erscheinungen Christi im Alten Testamente nicht finde; daß er über Sünde und Erlösung Pelagianische Gedanken äußere ꝛc. Zu den hitzigsten Kämpfern wider Calixt gehörten Andreas Kühn zu Danzig, Konrad Dannhauer zu Straßburg, Joh. Georg Dorsche zu Rostock, Joh. Maukisch zu Danzig, besonders aber die kursächs. Theologen Joh. Scharf, Aegidius Strauch, Hülsemann, Jacob Weller in Dresden und Calov, der 1650 von Danzig nach Wittenberg gerufen war. Weller veranlaßte sogar den kursächs. Hof zu einer Gewissensrüge (im J. 1649) an die braunschweigischen Fürsten, die aber erklärten, daß sie ihren Theologen selbst die Rechtfertigung überlassen wollten. Vielmehr baten die übrigen evangelischen Stände auf dem Reichstage zu Regensburg, 1653, den Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg I., die geistlichen Zänker in seinem Lande zur Ruhe zu weisen; dieser aber erwiederte, „daß man dem heil. Geist das Maul nicht stopfen könne". Hierauf entwarfen nun im folgenden Jahre die sächsischen Theologen eine eigene Bekenntnißschrift unter dem Namen „Consensus repetitus fidei verae Lutheranae", die hauptsächlich von Calov herrührt, und welche sie als neues Glaubensbekenntniß in der Lutherischen Kirche einzuführen suchten, was ihnen aber mißlang. Nach Calixt's Tode, 1656, als sein Sohn Friedrich Ulrich und seine Schüler in seinem Sinne zu lehren fortfuhren, ging der Streit immer mehr in persönliches Gezänk über, in welchem beide Theile mit den gröbsten und pöbelhaftesten Schimpfwörtern sich überschütteten. Das Friedensgespräch zu Kassel, 1661, welches auf Veranlassung Landgraf Wilhelm's VI. von Hessen-Kassel zwei Marburger Theologen, Seb. Curtius und Joh. Heinius, mit zwei Rintelnschen, Petrus Musäus und Joh. Henichen, Calixt's Schüler, über die Unterscheidungslehren beider protestantischen Kirchen hielten, fachte den Streit nur heftiger an, da die Lutherischen Theologen jede Annäherung an die reformirten verwarfen. Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha suchte nun auch das Seinige

zur Beilegung des ärgerlichen Streites beizutragen und veranlaßte den Salomon Glassius, seit 1640 Generalsuperintendent zu Gotha, ein Bedenken über die streitigen Punkte aufzusetzen, welches zwar erst nach seinem im J. 1656 erfolgten Tode ans Licht kam, 1662, aber viel dazu beitrug, die Gemüther zu beruhigen. Eben dies bewirkte auch die scharfe Prüfung des Calov'schen „Consensus" durch Johann Musäus, Bruder des obengenannten Peter Musäus, und die leidenschaftlose Art, wie dieser Mann seine Gegner behandelte. Sein Ansehen und der Tod der beiden Haupteiferer Calov (gest. 1686) und Strauch (gest. 1690), sowie das Entstehen der pietistischen Streitigkeit brachten endlich das Aufhören des langen synkretistischen Streites hervor.

Synodal- und Presbyterialverfassung, heißt diejenige Verfassung der Kirche, nach welcher jeder evangelischen oder protestantischen Gemeinde das Recht zusteht, sich zur freien Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten und zur Aufsicht über die Sittlichkeit ihren eigenen Vorstand oder ihr Presbyterium zu wählen und nach Maßgabe der Umstände aus den verschiedenen, zu einem Kreise, einer Provinz oder zu einem Staate gehörigen Gemeinden Versammlungen oder Synoden zu berufen, um theils bisher bestandene Einrichtungen, wenn sie ihrem Zwecke nicht mehr entsprechen, abzuschaffen, theils neue Vorschläge dem Oberhaupte des Staates vorzulegen. Das Presbyterium besteht aus dem Geistlichen und aus Mitgliedern der Gemeinde, deren Aufgabe es ist, die gesammten gemeinheitlichen Kircheninteressen, soweit es unabhängig vom Staate, dem nach seinem Begriffe und seinem Zwecke die Oberaufsicht über die in seiner Mitte vorhandenen Kirchen und Culte von Rechtswegen zukommt, geschehen kann, zu verwalten und zu reguliren. Diese Art der Kirchenverfassung bestand in den ersten Jahrhunderten des Christenthums, kam aber nach und nach ab, als das Evangelium unter dem Papste und dem sogenannten Episkopalsysteme in die päpstliche Hierarchie entartete. Die Reformation hatte zwar die Absicht, bei ihrer Reinigung der Kirche von den römischen Entstellungen, die Anbetung des Kreuzes auf das Urchristenthum zurückzuführen, und somit auch die Kirchenrepräsentation wieder herzustellen; da sie aber mit zu vielen Hindernissen, die ihr der Vatican bereitete, zu kämpfen hatte und überdies das unruhige und vielfach gequälte Zeitalter nicht reif für die Ausführung eines so großartigen Gedankens zu sein schien, so unterblieb die Wiederherstellung der kirchlichen Vertretung, mit Ausnahme Hollands, mehrerer reformirter Cantone der Schweiz, Schottlands, und der westfälischen Provinzen Jülich, Mark, Cleve und Berg, wo sich schon zur Zeit der Reformation eine freiere Kirchenverfassung mit Presbyterien und Synoden geltend machte. Erst in der neuesten Zeit, als der Geist der Völker das ihnen zukommende Recht ständischer Vertretung in Anspruch nahm, brachte die öffentliche Meinung auch die kirchliche Repräsentation wieder in Anregung und einzelne Regierungen, zuerst Preußen 1816, dann auch andere deutsche Staaten versprachen die Einführung der Presbyterial- und Synodalverfassung. Alle Versuche haben indessen bis jetzt kein den gerechten Erwartungen entsprechendes Resultat gegeben, theils weil die Presbyterien, wie in Bayern, aus zu wenig weltlichen Mitgliedern bestehen, theils weil die Synoden, wie in Preußen, nur Geistliche enthielten. Erst im Sommer 1846 berief Friedrich Wilhelm IV. eine Generalsynode in Berlin zusammen, doch auch diese wurde auf Weiteres vertagt, nachdem sie besonders über die Verpflichtung der Geistlichen und die symbolischen Bücher verhandelt hatte. Die 1848 in Frankfurt vereinigte deutsche Nationalversammlung beschäftigte sich zwar vielfach mit der Kirche, ging aber auseinander, ehe sie Deutschland eine einheitliche Verfassung hatte geben können, was doch allen andern Organisationen hätte vorausgehen sollen. In Bezug auf die Presbyterialverfassung ist in Preußen ein neuer Anlauf genommen worden, indem die Regierung in jüngster Zeit sogenannte Kirchenräthe in den einzelnen Gemeinden wählen läßt, welche besonders mit der Beaufsichtigung des strengen Kirchenbesuchs der einzelnen Gemeindeglieder beauftragt sind.

Synoden, Kirchenversammlungen, sind feierliche Zusammenkünfte der Repräsentanten mehrerer christlicher Gemeinden, um über das Wohl der Kirche sich zu berathen, insonderheit die Wahrheit der christlichen Religion und deren Reinheit gegen

etwaige Mißdeutungen und Angriffe zu schützen. Ihr Ursprung findet sich in der griechischen Kirche des 2. Jahrhunderts, von wo sie in die früh schon durch Häretiker beunruhigte Kirche des Abendlandes übergingen. Die ersten Synoden waren meist nur Provinzialsynoden; zur Zeit, da die päpstliche Gewalt zu wachsen begann, änderte sich ihre Form und ihr Einfluß, und es gab seit dem 4. Jahrh. allgemeine, das Wohl der ganzen katholischen Kirche berathende, ökumenische Synoden, deren Beschlüsse je nach ihrem Inhalte zu Reichs- oder Kirchengesetzen erhoben und canonisirt wurden. Dergleichen ökumenische Synoden waren die zu Nicäa 325, zu Sardica 344, zu Mailand 355, zu Rimini und Seleucia 359, zu Konstantinopel 381, die erste zu Ephesus 431, zu Chalcedon 451, und zwei zu Konstantinopel 553 und 680. Insofern als das allgemeine Wohl der katholischen Kirche gegen die Angriffe der Reformation berathen, und die selbsteigene Reform der katholischen Kirche an Haupt und Gliedern vorgenommen werden sollte, kann auch das Concil zu Trident von 1545—63 zu jenen gerechnet werden. Die griechisch-russische Kirche hat durch Peter den Großen in der heiligen Synode eine permanente Behörde erhalten, welche die kirchlichen Angelegenheiten dieses Reiches ordnet und verwaltet. Die protestantischen Gemeinden bildeten ihre kirchlichen Verfassungen verschieden und das jüngst neuerwachte Staatsleben hat auch in der Kirche das Gefühl der Kraft und den Wunsch nach Selbständigkeit und repräsentativer Verfassung hervorgerufen. So wurden seit 1816 in Preußen Kreis- und Provinzialsynoden aus den Superintendenten und Geistlichen der Diöcesen unter Vorsitz des Bischofs gebildet, doch der Streit und Widerspruch, welchen das Unionswerk erfuhr, hat den möglichen Nutzen dieser kirchlichen Institution sehr beeinträchtigt, daher auch die schon zum öftern versprochene Generalsynode erst 1846 berufen worden ist. Ebenso ist es in Bayern mit der Synodalverfassung, wo noch überdem durch die beiden Generalsynoden zu Ansbach und Baireuth Einigkeit und gemeinsames Wirken für das Wohl der Kirche gehindert wird; besser aber steht es mit der Presbyterialverfassung Rheinbayerns. Am selbständigsten handelt noch die Kirche Badens; die trefflichen Einrichtungen und Anordnungen der Synode von 1834 sind von großem Nutzen, und werden in der Folge noch größern Segen bringen, wenn auch noch manche Mängel in Bezug auf das sittliche Leben zu beseitigen sind. Die Anfänge einer Synodalverfassung in Würtemberg haben bisher nur unbedeutend genützt, noch weniger die in Hessen-Darmstadt, wo alle kirchlichen Gesetze, gleich den politischen, von den Deputirten des Landtages gegeben werden. In Braunschweig hofft man noch immer auf die 1832 erbetene, und von der Landesregierung auch versprochene repräsentative kirchliche Verfassung, und in Kurhessen erwähnte man in der Petition von 1830 nur beiläufig das Verlangen nach einer Synodalverfassung, neben der ausdrücklichen Bitte um bessere Besoldung der Geistlichen. In Hannover mit der Landesconstitution, in Sachsen bei den politischen Umänderungen schöpften die Kirchen neue Hoffnung einer Reform und selbständigen Kirchenverfassung, aber nur wenige wohlthätige Neuerungen haben Eingang und Geltung gefunden. Vgl. die einzelnen Länder, und die Artikel Staat und Kirche.

Synonyma sind eigentlich Wörter gleicher Bedeutung, entweder so, daß sie von einer Wurzel durch verschiedene Suffixe, oder von verschiedenen Wurzeln durch gleiche oder verschiedene Bildungsformen abgeleitet sind. Es ist an sich deutlich, daß in beiderlei Hinsicht nie werden Wörter entstehen können, die sich vollkommen decken, so daß nicht durch das verschiedene Suffix oder den verschiedenen Wurzelbegriff eine Differenz sichtbar wäre. Wohl aber können durch den Sprachgebrauch ursprünglich verschiedene Begriffe einander so nahe gebracht werden, daß sie für gleichbedeutend gehalten werden können, sowie umgekehrt der Usus wiederum die weitere Bedeutungssphäre eines Wortes auf einen bestimmteren, engeren Kreis beschränken kann. Es tritt also zu dem ursprünglich logisch-etymologischen Elemente noch ein historisches hinzu, und stellt sich die Synonymik in Beziehung darauf die Aufgabe, die sinnverwandten Wörter in ihrem logisch-etymologischen Unterschiede zu erfassen und die Grenzen zu bestimmen, innerhalb welcher die historische Entwickelung der Sprache einander nahe kommende Wörter angewandt hat, so ist sie eine

fruchtbare, dem klaren Denken heilbringende Wissenschaft. Es ist nichts gewöhnlicher, als daß selbst gute Schriftsteller in diesem Theile der Verwendung des Sprachstoffs fehlen, obschon gerade in der richtigen Anwendung der sinnverwandten Wörter sich die größte Schärfe kund giebt. Das Studium der Synonymik, die auf den genannten logischen, etymologischen und historischen Grundlagen ruhen muß, ist daher unerläßliche Pflicht für Jeden, der Correctheit erzielt. Im Ganzen hat die Synonymik zunächst die höhere Einheit, unter welche zwei oder mehrere Synonyma fallen, aufzusuchen, die Unterschiede zu entwickeln und das gegenseitige Verhältniß zu bestimmen. Letzteres ist entweder ein coordinirtes oder ein subordinirtes. Das logisch-etymologische Element ergiebt sich in der Regel bei richtigem Verfahren bald, z. B. die vielbesprochenen Synonyma Vernunft und Verstand sind minder schwierig zu entwickeln, wenn man auf die Wurzeln nehmen, vernehmen, und stehen (vergl. vorstellen) achtet. Schwieriger wird aber das historische Element, denn der Sprachgebrauch ändert sich. Am sichersten ist hier der rein historische Weg zu wählen und nachzuweisen, wie z. B. Luther's einfältig erst allmälich den Wörtern beschränkt, dumm, albern synonym wird. Dabei kann aber nur das Material in Betracht kommen, das wirklich aus der frischen Bildungskraft der Sprache entsprossen ist. Denn die Studirstube ist nicht gerade der Ort, wo neue Wörter geschaffen werden können. Die Homonymen, d. h. Wörter, die unter einer Form verschiedene Begriffe zusammenfassen, können, streng genommen, nicht in die Synonymik gehören. Bei diesen liegen entweder verschiedene Wurzeln zum Grunde und die äußere Form des Wortes ist nur zufällig; oder es sind die heterogenen Bedeutungen nur scheinbar. Dann müssen sie sich aus einem Wurzelbegriffe logisch ableiten lassen. Beides fällt der Lexikographie anheim. Die Synonymik ist erst in neueren Zeiten versucht. Dumesnil, Ernesti, Ramshorn, Döderlein, Habicht, Schmalfeld und Schultz bearbeiteten die lateinische Synonymik. Eine deutsche Synonymik versuchte J. A. Eberhard (Halle 1795—1802, in 6 Bdn.), fortgesetzt von Maaß (1818—1821) und Gruber (1826—'30). Für das Französische lieferten Vaugelas, Girard, Beauzée, Roubaud, für das Englische Blair, Dav. Booth, Crabb, für das Dänische Sporon synonymische Arbeiten. — Synonymie heißt theils die Sinnverwandtschaft der Wörter selbst, theils eine rhetorische Figur, nach welcher eine Häufung von Synonymen zur noch deutlichern Hervorhebung des Gedankens angewendet wird.

Syntagma (griech.), eigentlich Zusammengeordnetes, heißt eine Sammlung mehrerer Schriften oder Aufsätze verwandten Inhalts, dann überhaupt eine Zusammenstellung verschiedener Bemerkungen, z. B. grammatischer und kritischer, besonders insofern darin gelehrter Sammlerfleiß sichtbar ist. So besitzen wir namentlich von den holländischen Philologen der frühern Jahrhunderte eine große Anzahl solcher Schriften unter dem Titel „Syntagma criticum“ oder Syntagma philologicum“ ꝛc.

Syntax ist in der Sprachlehre derjenige Theil, der die Regeln darstellt, nach welchen die einzelnen Wörter zu Sätzen und Perioden zu verbinden sind. In dieser Verknüpfung der Satztheile ist der Redesinn das einigende Band, welches die einzelnen Wörter zu einem größeren Ganzen zusammenfaßt und es hängt im Einzelnen wieder vom Geiste und der Structur der besonderen Sprache ab, welche Form sie für den Satz gewählt hat; welcher Mittel sie sich bedient, das Verhältniß der Satztheile zu bezeichnen, um den Redesinn mit Vollständigkeit und Klarheit hervortreten zu lassen, u. a. m. Es bedarf keiner Ausführung, daß jede Sprache überhaupt ihre eigene Syntax haben müsse. Allen Sprachen ist aber gemein, in der Rede Deutlichkeit und Verständlichkeit zu bezwecken, und welcher Mittel sich auch die besondere Sprache bedienen möge, allen muß gemein sein, eine oder mehrere Hauptvorstellungen nach ihren Eigenschaften und Verhältnissen darstellen zu wollen. Nur dadurch, daß der Sprachkörper fähig ist, diesen Anforderungen zu genügen, ist sie erst verständlich. Die Aufgabe der Syntax ist daher, auf historischem Wege die Mittel zu sammeln, deren sich eine Sprache in der Zusammenordnung der Wörter bedient, und deren Zulänglichkeit und Deutlichkeit aus dem inneren Wesen des Volks und seiner

Sprache zu erklären. Die comparative Syntax dagegen hat den Fortschritt zu zeigen, den die Sprache überhaupt in der Menschheit gemacht hat, und nachzuweisen, wie die Satzbildung und Satzverbindung der Sprachen mit dem zu höherer Vollkommenheit sich entwickelnden Menschengeiste im Verhältniß stehe. Die besondere Syntax hat zunächst sich mit der Verbindung einzelner Redetheile und deren gegenseitigem Verhältnisse zu beschäftigen. Die vollkommneren Sprachen zeigen darin eine große Fähigkeit, die innere Abhängigkeit der Begriffe durch eine äußere in den verschiedenen Theilen der Rede wiederzugeben, und erst dadurch ist ein vollkommenes Zusammenfassen des Einzelnen zu einem größeren Ganzen möglich. Minder cultivirte, namentlich flexionslose oder minder flexivische können diese Subordinirung nicht vollständig erreichen und gebrauchen dafür mehr ein coordinirendes Verhältniß, welches man Parataxis nennen könnte. Ein Wort, welches das andere bedingt, heißt das regierende, das von ihm abhängige, bedingte das regierte. Dies bestimmt in der Syntax die Rectionslehre. Ein anderer Haupttheil ist die Aufeinanderfolge der Redetheile. Die allgemeinen, logischen Gesetze dienen diesem Theile zur Grundlage, deren Anwendung auf die besondere Syntax bei den verschiedenen Sprachen sehr verschieden ist. Die Rectionslehre und die Lehre von der Wortfolge machen den Inhalt der besonderen Syntax aus. Der höheren Syntax gehören die Gesetze von Satz- und Periodenbau an. Schon die alten griechischen Grammatiker, besonders Apollonius Dyskolos, in der ersten Hälfte des 2. Jahrh., bearbeiteten die Syntax wissenschaftlich, später thaten dies Theod. Gaza (s. d.), Konstantin Laskaris (s. d.), unter den Römern Priscianus (s. d.); doch erhielt sie erst in der neuern und neuesten Zeit einen höhern Grad der Vollendung.

Synthese oder Synthesis ist ein besonderer in der Philosophie wichtiger Begriff. Nach der Etymologie bedeutet Synthesis Zusammensetzung, Verbindung, und die philosophische Wichtigkeit dieses Begriffs liegt einfach darin, daß das Verbinden ein wesentliches Moment des Denkens ist. Das Denken geht über das Einzelne, welches als außereinanderliegend im Raume und in der Zeit gesondert den Sinnen gegeben ist, hinaus, und zu einem Allgemeinen und Ideellen fort, welches das Verschiedene und Mannigfaltige zu einer einfachen Einheit zusammenfaßt. So bildet das Denken Vorstellungen und Begriffe, welche wesentliche Synthesen sind, weil darin verschiedene Gegenstände zu einer Einheit verbunden werden. Jedoch ist das Verbinden nicht blos eine subjective Thätigkeit des Denkens, sondern auch die objective Wirklichkeit ist eine solche Synthese von verschiedenen Bestimmungen; so hat jedes Ding, obwohl es sich selbst gleich ist, doch verschiedene Eigenschaften, eine allseitige Beziehung nach außen hin und zu anderen Dingen, oder besteht auch aus verschiedenen Materien, welche es zu einer Einheit neutralisirt; so ist der Organismus ein in sich selbst gegliedertes Ganze, also eine Synthese von sich gegenseitig ergänzenden Elementen und Gliedern. Der synthetischen Thätigkeit wird besonders die analytische gegenübergestellt, welche die synthetische Einheit in ihre verschiedenen Momente zerlegt oder auflöst; beide Thätigkeiten sind sich insofern entgegengesetzt, jedoch stehen sie auch in einer wesentlichen und nothwendigen Beziehung, indem jede die andere zur Voraussetzung hat. Hieran knüpft sich besonders die für die Philosophen sehr wichtige Frage, welche Methode der Erkenntniß die wahrhafte sei, die analytische oder die synthetische; diese Untersuchung zieht sich durch die ganze Geschichte der Philosophie hindurch, und hat für jetzt das Resultat gehabt, daß die analytische Methode so einseitig ist, wie die synthetische, und daß daher beide allseitig vereinigt werden müssen; diese Vereinigung ist die dialektische Methode, welche vor Allem Hegel angewandt und durchgeführt hat. — Die Synthese wird ferner auch häufig der Antithese entgegengestellt, oder bildet vielmehr das dritte Glied zur These (Satz) und Antithese (Gegensatz). Auch in dieser Verbindung ist der Begriff der Synthese von hoher philosophischer Bedeutsamkeit; durch die ganze Entwickelung der Philosophie hindurch treten immer wieder diese drei Bestimmungen als wesentliche Momente der Wahrheit und der Erkenntniß hervor, wie besonders bei Kant in der Kategorientafel, dann bei Fichte, welcher hiermit seine Wissenschaftslehre anfängt, und vor Allem bei Hegel, bei welchem die Entwickelung eines Begriffs als Thesis, Antithesis und Synthesis den einfachen

Rhythmus der Methode ausmacht. — Der Begriff der synthetischen Urtheile ist besonders wichtig geworden durch die Frage, welche Kant an die Spitze seiner Kritik der reinen Vernunft stellt: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? Unter synthetischem Urtheil versteht Kant dasjenige, in welchem das Prädicat noch nicht im Subjecte liegt, und daher nicht durch Analyse daraus entwickelt werden kann, sondern synthetisch hinzukommt; so sind nach Kant alle Erfahrungsurtheile synthetischer Natur. Jene Frage verlangt also zu wissen, mit welchem Rechte und wodurch das Denken im Stande sei, a priori, d. h. nicht durch Erfahrung, von irgend einem Objecte etwas auszusagen, was nicht schon in der Vorstellung desselben liegt; es handelt sich also hier um die Möglichkeit einer nothwendigen Erkenntniß überhaupt, denn die Erfahrungsurtheile enthalten noch keine Nothwendigkeit, und die analytischen Urtheile erweitern die Erkenntniß nicht wesentlich.

Synusiasten, s. Apollinarismus.

Syphax, König der Massilier im westlichen Numidien (s. d.), trat im zweiten punischen Kriege anfangs auf die Seite der Römer, nachdem ihn Scipio (s. d.) von Spanien aus selbst besucht hatte. Nachdem ihm aber Hasdrubal seine, dem Massinissa (s. d.) verlobte Tochter Sophonisbe zum Weibe gegeben, unterstützte er wieder die Karthager und griff im J. 203 v. Chr. mit Hasdrubal das Lager des Scipio an. Sie wurden zurückgeschlagen und Syphax durch Lälius und Massinissa in seinem eigenen Lande angegriffen, besiegt und gefangen genommen. Nach Polybius schmückte er den Triumphzug des Scipio und starb in Rom im Gefängniß, Livius erzählt dagegen, daß er noch vor dem Triumph in Tibur gestorben sei.

Syphilis, venerische Krankheit oder Lustseuche, ist eine ansteckende und unter gewissen Umständen sich bis zur Dyskrasie ausbildende Krankheit der Reproduction, welche zuerst am Orte der Ansteckung selbst, später aber auch an andern Orten sehr verschiedene Erscheinungen hervorbringt und einer Menge anderer damit verbundener Uebel einen eigenthümlichen Charakter verleiht. Im Allgemeinen nimmt man an, daß die Krankheit nur durch Ansteckung entsteht und zwar indem das syphilitische Gift eine Körperstelle, welche entweder der Oberhaut beraubt, oder nur mit Schleimhaut oder in diese übergehender Oberhaut bedeckt ist, unmittelbar berührt. Die Geschlechtstheile, Brustwarzen, Lippen, die Mundhöhle und der After sind die Stellen, wodurch das Gift vorzüglich eingeführt wird. Der Weg, auf dem es in den Körper gelangt, ist bei weitem in den meisten Fällen unreiner Beischlaf; doch kann die Ansteckung auch erfolgen durch Küsse von Personen, die venerische Geschwüre im Munde haben; durch den Gebrauch gemeinschaftlicher Trinkgefäße, Tabakspfeifen, Zahnbürsten ꝛc. Die Empfänglichkeit für das Ansteckungsgift ist allen Menschen eigen, aber in sehr verschiedenem Grade. Als Hauptformen der S. lassen sich vorzüglich die Affectionen der Schleimhaut, der Drüsen, der Haut und der Knochen annehmen, welche unter gewissen Umständen sämmtlich in dieser Ordnung aufeinanderfolgen können, und Schleimflüsse, Geschwüre, Drüsenanschwellungen, Entzündungen eigener Art, Hautausschläge, Wucherungen und die Ausgänge der Entzündung, Eiterbildung und Zerstörung bilden die Hauptphänomene des ganzen wie jede andere Krankheit seine Stadien durchlaufenden Uebels. Eine andere, zwar nicht ganz genau bestimmbare, aber für die Praxis werthvolle Eintheilung ist die in primäre und secundäre S., welche letztere noch besser in consecutive und constitutionelle S. geschieden wird. Die primäre S. umfaßt die Erscheinungen an der der Ansteckung unmittelbar ausgesetzten Stelle, die secundäre die an entferntern Orten oder im ganzen Körper nach einiger Zeit bemerkbare. Bei der primären S. zeigen sich meist an den Geschlechtstheilen fünf bis sieben Tage, öfter später, seltener früher, nach der Ansteckung Geschwüre mit oder ohne Schleimfluß, doch kommen sehr oft auch Schleimflüsse der Genitalien vor, die nicht syphilitischer Natur sind. Von hier aus geht die Krankheit auf das Drüsensystem über, wodurch sie, obgleich schon in diesem ersten Stadium nach der Meinung einiger Aerzte dyskrastischer Natur, offenbar zur Dyskrasie wird. Gewöhnlich ist es eine Leistendrüse (s. Leiste), welche anschwillt, sich verhärtet, schmerzt und oft im weitern Verlaufe ein eiterndes Geschwür bildet. Dieser

Uebergang zur secundären S. wird aber nicht selten übersprungen und nach sechs bis acht Wochen nach Ausbruch der primären Erscheinungen zeigen sich nach dem Verschwinden derselben die der consecutiven als Geschwüre auf der Schleimhaut des Gaumens, des Halses und der Nase mit deutlichen Fieberbewegungen, als Ausdruck des Allgemeinleidens. Die syphilitischen Hauptübel, welche zuweilen auch schon vorher sich zeigen, treten meist jetzt erst als Feigwarzen, örtliche Hautwucherungen an den Orten, wo die äußere Haut sich nach innen als Schleimhaut fortsetzt, oder als allgemeiner verbreitete Hautflecke auf und bilden so die Fortsetzung zur constitutionellen S., welche nun auch das Knochensystem ergreift. Unter heftigen Schmerzen, die besonders in der Nacht eintreten, schwellen diese, meist das Stirnbein, einige Gesichts- und die Vorderarmknochen, an, bilden entweder harte oder weiche Auftreibungen und gehen in Geschwüre und Knochenfraß über, wobei hektisches Fieber eintritt und die Degeneration endlich so allgemein wird, daß der Tod erfolgt. Nur selten und fast immer nur bei unzweckmäßiger Behandlung oder Vernachlässigung erreicht die Krankheit diese Höhe; sie kann vielmehr auf jeder Stufe durch passende Mittel unter übrigens günstigen Umständen geheilt werden; allein sie ist so verschiedener und in mancher Hinsicht räthselhafter Art, daß die richtige Behandlung ebenso schwer, als Vernachlässigung leicht ist. Namentlich ist schon oft die schnelle, aber nicht zeitig genug bewerkstelligte Unterdrückung der primären Erscheinungen Ursache des Fortschreitens zu constitutioneller S., indem dann das syphilitische Gift nicht vernichtet wird, sondern eine Zeitlang, ohne Reaction zu zeigen, im Körper zurückbleibt und endlich oft nach Jahren als secundäre S. sich manifestirt. Diese Eigenschaft namentlich macht diese Krankheit zu einer der furchtbarsten und giebt überreichen Stoff zu den wichtigsten medicinischen Streitfragen. Als Mittel, die Ursache der Krankheit, das Ansteckungsgift, zu zerstören, ist das Quecksilber am berühmtesten geworden, welches, das Drüsensystem besonders in Anspruch nehmend, eine schnelle Aufsaugung und Entfernung des Giftes vermittelt. Man wendet es in sehr verschiedenen Präparaten und Methoden an, wobei theils auf die Individualität des Kranken, theils auf das Stadium der Krankheit Rücksicht zu nehmen ist. Jedoch hat sich wegen der heftigen Einwirkung des Quecksilbers auf den Organismus, welcher bisweilen bis zur förmlichen Dyskrasie (s. Quecksilbermittel) steigt, und wegen der Erfahrung, daß, wenn trotz des Quecksilbergebrauches sich allgemeine S. entwickelt, diese sehr bösartig auftritt, schon längst das Bedürfniß fühlbar gemacht, andere weniger schädliche Mittel dem Quecksilber zu substituiren. Diese glaubt man nach einer unter den Aerzten immer allgemeiner werdenden Meinung in einigen Mittelsalzen, der Sassaparille, dem Guajakholze und einigen andern gefunden zu haben, welche theils allein, theils in Verbindung mit geringern Quantitäten Quecksilber die S. heilen sollen. Unter gewissen Umständen werden auch das Jod (s. d.) und die Hungerkur (s. d.) mit Nutzen angewendet. Sowie das Wesen und die Behandlung der S. ist auch die Geschichte derselben dunkel und vielfältigen Zweifeln unterworfen. Der Mangel an Nachweisen, wie sie ohne Ansteckung entstehen könne, und die Nothwendigkeit, daß sie doch einmal wahrscheinlich durch Zusammenwirken verschiedener Ursachen ohne Ansteckung entstanden sein muß, widersprechen sich hierbei vollkommen. Alle geschichtlichen Nachforschungen beweisen, daß die S. bis Ende des 15. Jahrh. in der Form, die sie um diese Zeit annahm, nicht bekannt war, und daß sie um diese Zeit mit ungemeiner Heftigkeit auftrat. Ob aber Amerika das Heimathland dieses Uebels sei, oder ob das französische Heer, welches in den Jahren 1494 und 95 Neapel belagerte, es aus Italien, oder die aus Spanien vertriebenen Juden und Mauren in Europa weiter verbreiteten, oder ob es sich aus der epidemischen Constitution jener Zeit entwickelte, oder aus dem Aussatze entstand, ist trotz der genauesten Untersuchungen noch nicht ermittelt. Gewiß ist, daß sie sich damals mit reißender Schnelligkeit über ganz Europa verbreitete und durch ihre Bösartigkeit die traurigsten Verheerungen anrichtete. Scheint sie auch diese Eigenschaft im Allgemeinen immer mehr zu verlieren, so ist sie dennoch ein nicht genug zu fürchtendes Uebel, welches nicht nur das Glück einzelner Menschen, sondern ganzer Familien und Geschlechter zu zerstören im Stande ist. Vgl. Wendt „Die Lustseuche in allen ihren Rich-

tungen und Formen" (2. Aufl., Bresl. 1819); Lippert „Pathologie und Therapie der venerischen Krankheiten, nach Ricord's neuesten Vorlesungen" (Hamb. 1846); Rosenbaum „Die Lustseuche im Alterthume" (Halle 1839) und Fracastori „Syphilis" (Verona 1530; neueste Ausgabe von Choulant, Lpz. 1830), ein lateinisches Epos in drei Gesängen, welches theils wegen seiner Form interessant, theils für die Geschichte der S. von Wichtigkeit ist.

Syra oder Syros, eine der nordcykladischen Inseln Griechenlands, südlich von Andros und westlich von Mykone, von $2^1/_5$ Q.M. Größe und einer in den Freiheitskriegen bis auf 40,000 gestiegenen Einwohnerzahl, wogegen früher die Bevölkerung sich kaum auf 4—5000 Seelen belief. Diese Insel, die ganz von Gebirgen durchzogen ist, wurde in demselben Freiheitskriege der Haupthandelsplatz Griechenlands, weil sie sich neutral hielt und ist jetzt ein Haupthandelsplatz des östlichen Mittelmeeres. Die Insel ist reich an Wein, Honig, Ziegen ꝛc. und Sitz eines römisch-katholischen Bischofs, denn die Bewohner bekennen sich zur römisch-katholischen Kirche. Die obere Stadt, auf einem Berge, hat etwa 4000, die untere aber, Hermopolis, die Hafenstadt, zählt gegen 35,000 Einw. Sie ist eine Hauptstation für die französische Dampfschifffahrt von Marseille nach Konstantinopel. Auch befindet sich hier eines der vier Gymnasien Griechenlands.

Syrakus (Syracusae), ehemals die größte Stadt Siciliens an der östlichen Küste der Insel, und eine der größten und reichsten Städte der alten Welt, mit einem Umfange von 180 Stadien (6 deutsche Meilen) und mehr als 500,000 Einw. in der Zeit ihrer größten Blüthe, wurde 735 von Korinthern unter dem Bacchiaden Archias gegründet, und legte bald selbst andere Colonien, als Akrä und Camerina an. Sie bestand eigentlich aus fünf Städten, deren jede mit einer besondern Mauer umgeben war: 1) Nasos oder die Insel, auch Ortygia genannt, mit dem Palaste des Hiero, den später die römischen Statthalter bewohnten, vielen Tempeln, namentlich der Schutzgöttinnen der Stadt, Minerva und Diana, und der Quelle Arethusa (s. d.); 2) Achradina, schönster und festester Theil mit dem Prytaneum oder Rathhause auf dem von Säulenhallen umgebenen Marktplatze und dem Tempel des Jupiter Olympius; 3) Tyche, volkreichster Theil, mit dem Tempel der Fortuna und dem Gymnasium; 4) Epipolä, auf der Nordseite, steil und unzugänglich von außen, mit den Latomien oder Steinbrüchen, die als Strafgefängnisse benutzt wurden; 5) Neapolis, zuletzt angebaut, mit einem Amphitheater, einem herrlichen Tempel der Ceres und dem festen Schlosse Olympium. — Die Geschichte von Syrakus ist zum größern Theil unter andern Artikeln abgehandelt, daher hier nur das Allgemeine: Anfangs war hier Aristokratie, und die Gamoroi, die reichen Landbesitzer, unterdrückten die Kallikyrier, die dienstbare Classe, völlig, und als sie von diesen vertrieben wurden, führte sie Gelon (s. d.), der berühmte Besieger der Karthager bei Himera, 480 v. Chr., wieder zurück, und machte sich selbst zum Tyrannen. Diesem folgte sein Bruder Hieron und dann Thrasybul, der vertrieben wurde. Darauf wurde eine dem athenienfischen Ostracismus (s. d.) ähnliche Einrichtung getroffen, der Petalismus (von πεταλον, Blatt, worauf man den Namen aufschrieb, wie dort auf Scherben), um Jeden, der durch zu große Macht verdächtig wurde, aus der Stadt zu entfernen. Von den darauf folgenden Kriegen mit Leontini, Egesta und andern Städten, und der Einmischung der Athener und ihrer verunglückten Unternehmung gegen S. siehe Peloponnesischer Krieg. Bald darauf begann eine lange Reihe von Kriegen mit den Karthagern, indem beide sich die ganze Insel zu unterwerfen bemühten. Es herrschten in S. abwechselnd Tyrannen: wir verweisen auf die Artikel Dionysius, Timoleon, welcher Dionysius II. vertrieb und der Stadt ihre Freiheit wiedergab, Agathokles und Pyrrhus, welcher Letztere von S. gegen die empörten Städte zu Hülfe gerufen wurde. Unter Hiero II. (s. d.) blühte S. wieder herrlich auf. Ihm folgte 215 sein Sohn Gelon und dann dessen Sohn Hieronymus, der sich unklugerweise mit den Karthagern verband, und dadurch, im zweiten punischen Kriege, die Eroberung und theilweise Zerstörung von S. durch Marcellus 212 v. Chr. herbeiführte. Die Römer führten herrliche Kunstschätze fort, ganz Sicilien wurde römische Provinz. Unter

den hier geborenen Männern sind die berühmtesten der Mathematiker Archimedes und der Idyllendichter Theokrit, s. Arnold „Geschichte von S." (Gotha 1816); Göller „De situ et origine Syracusarum" (Lpz. 1818). — Das jetzige, an Ruinen theils in der Stadt, theils in der Umgegend reiche Siragosa, der Sitz einer Intendantur und eines Erzbischofs, hat nur 15,000 Einw. Der frühere Tempel der Minerva ist jetzt die Kathedrale. Unter den Ruinen ist besonders ein Amphitheater und eine an alten Sculpturen und Malereien reiche Badestube zu merken. Das Ohr des Dionysius ist eine Felsengrotte, worin bedeutende Steinbrüche und ein merkwürdiges Echo. In der Nähe wächst die eigentlich in Aegypten einheimische Papyrusstaude (Parocca), aus der man noch jetzt Papier macht.

Syrien, ein zur asiatischen Türkei gehöriges Land, begreift das gegen 2500 QM. Flächenraum enthaltende Hochland, welches sich in einer Breite von 20—30 und in einer Länge von etwa 100 Meilen an der ganzen Ostseite des mittelländischen Meeres von Norden nach Süden zwischen 31—37° nördl. Br. hinzieht, und im Norden von Kleinasien, im Osten von der syrischen Wüste, im Süden vom steinigen Arabien und im Westen vom mittelländischen Meere begrenzt wird. Das ganze Land wird von Norden nach Süden von einem Gebirge durchzogen, das im Norden mit den Südabfällen des Taurus, im Süden aber mit dem Sinaigebirge und der großen westarabischen Gebirgskette zusammenhängt, und dessen höchster, mittelster Theil der Libanon (s. d.) ist. Er bildet im Ganzen eine große Gebirgsplatte mit bedeutenden Erhebungen, die im Westen steil nach dem mittelländischen Meere abfällt, im Osten aber allmälig zur syrischen Wüste sich herabsenkt. Diese Gebirgsplatte wird durch einen bis drei Meilen breiten, tiefen Spalt der Länge nach durchfurcht, der im Süden am Nordende des Golfs von Akaba zwischen dem Sinai und dem westarabischen Gebirgszuge beginnt, hier den Namen des Thales el Ghor erhält und in Verlängerung jenes Meeresarmes, anfangs als ein wasserloser Erdspalt, dann vom Todten Meere (s. d.) gefüllt und vom Jordan durchflossen, bis zu dem von diesem gebildeten See von Tiberias (s. Palästina) streicht in einer weit unter das Meeresniveau sinkenden Tiefe, indem das Todte Meer über 1300 und der See von Tiberias über 500 Fuß unter dem Spiegel des mittelländischen Meeres liegen. Im Norden des letztern setzt er sich zunächst als eine enge Schlucht fort, erweitert sich aber zwischen Libanon und Antilibanon wieder bis zum Thale von Cölesyrien und wird dann vom obern Orontes und zuletzt am südlichen Fuß des Taurus vom See von Antiochia bewässert. Diese 115 Meilen lange Furche theilt die Gebirgsplatte Syriens in zwei lange Streifen, einen östlichen und einen westlichen, von denen der letztere, welcher sich unmittelbar längs des mittelländischen Meeres hinzieht, an drei Stellen durchbrochen ist und so mit der Küste in Verbindung steht, nämlich im Norden am untern Orontes, wo dieser anfangs nach Norden aus Cölesyrien strömende Fluß nach Westen sich wendet und hier das Küstengebirge durchbricht, um dann ins mittelländische Meer sich zu ergießen; dann in der Mitte, im Norden von Tripolis, wo die Küstenebene dieser Stadt das Nordende des Libanon bezeichnet; und weiter am Südende des Libanon, da wo der südwärts strömende Leontes Cölesyrien verläßt und bei Tyrus das Küstengebirge durchbrechend sich ebenfalls ins mittelländische Meer ergießt. Südlich von dieser Stelle beginnt das Bergland von Palästina, das sich im Süden des Todten Meeres in das Wüstenplateau el Tyh verwandelt, welches sich bis zum Sinaigebirge und der Landenge von Suez fortsetzt, wo eine Einsenkung, die sich vom Meerbusen von Suez bis zum mittelländischen Meer zieht, es von Aegypten scheidet. Im Osten ihrer großen Längenfurche steigt die syrische Gebirgsplatte mit einem steilen Felsenrande auf, der sich namentlich im Antilibanon und im östlichen Palästina zu höhern Gebirgen erhebt. Auf seiner Ostseite dacht sich dagegen dieser östliche Streifen der syrischen Gebirgsplatte sanfter gegen die Hochebene ab, welche, von niedrigen Felskämmen durchzogen, im Osten von Damaskus, da, wo die Bewässerung aufhört, zur syrischen Wüste wird und sich in ihr allmälig zum Tieflande des Euphrat hinabsenkt. Syrien hat im Allgemeinen ein trockenes, in den niedrigern Gegenden verhältnißmäßig sehr heißes, continentales, dem arabischen

sehr ähnliches Klima. Die Hoch- und Tiefebenen werden durch Dürre und Vegetationsarmuth charakterisirt, nur wo sich reichere Bewässerung mit höherer Lage und einer mehr maritimen Atmosphäre vereinigt, wie in den Terrassenlandschaften des Libanon, wird die Vegetation reicher und mächtiger. Von den Culturpflanzen werden Weizen, Mais und Reis gebaut, die eigentlich tropischen Nahrungspflanzen finden sich aber verhältnißmäßig seltner, nur die Cultur des Weins, der Baumwolle und des Maulbeerbaums ist beträchtlich, und neben den Südfrüchten, den Oel- und Feigenbäumen gedeihen feinere Obstarten, die wahrscheinlich mit von hier über das Abendland verbreitet worden sind. Die Thierwelt Syriens ist der arabischen so ähnlich, wie das Klima und die Vegetation. Das Kameel ist fast von derselben Bedeutung, wie in Arabien, und hier wie dort sind die Einöden des Landes die Heimath der Gazelle, des wilden Esels, des Straußes, des Löwen, der Hyäne, des Schakals und anderer Raubthiere. Das Mineralreich ist noch sehr undurchforscht. Der Hauptbestandtheil der Gebirge Syriens ist Kalk, Bergkalk im Libanon, Kreide im Antilibanon, und Jurakalk in Palästina. Im Gebiete des Jordan und des Todten Meeres, wo heiße Quellen, Erdharzquellen und Lager, Schwefel 2c. häufig sind, tragen die Formen der Gebirge die unverkennbaren Züge vulkanischer Kräfte, welche, wie die Erdbeben beweisen, die bis in die neueste Zeit herab ganz Syrien, vorzüglich aber Palästina erschütterten, noch immer in unterirdischer Thätigkeit sich befinden. Sonst ist von Mineralien nur noch das Salz zu erwähnen, welches auch als Ausfuhrartikel dient. Die Zahl der Einwohner Syriens wird auf etwa $1^1/_2$ Mill. berechnet. Sie bestehen aus verschiedenen Völkerschaften, die sich im Laufe der Zeiten, meist in Folge religiöser Absonderung aus den Ureinwohnern gebildet haben oder eingewandert sind, noch immer aber dem größten Theil nach zur semitischen Völkerfamilie gehören. Die Mehrzahl der Bewohner, 565,000, besteht aus Mohammedanern, die meist arabischen Ursprungs sind, mit Einschluß der Beduinen, die an den Grenzen des Landes und in demselben umherziehen; ferner gehören hierher auch die die Herren des Landes bildenden wenigen Türken, und einige im Norden des Landes umherziehende Turkomanen- und Kurdenstämme. Fast ebenso zahlreich sind die Christen; zu ihnen gehören die antiochenischen oder orthodoxen griechischen Christen, gegen 240,000 an der Zahl, welche durch das ganze Land verbreitet sind; die Maroniten (s. d.), gegen 200,000; die übrigen römischen katholischen Gemeinden, gegen 60,000; Armenier und andere Sekten, gegen 60,000 Seelen. Die allgemeine Landessprache ist die arabische, denn die Syrische Sprache (s. d.), welche nur noch von den Nestorianern in Kurdistan gesprochen wird, ist in Syrien ganz ausgestorben. Außerdem giebt es in Syrien noch viele Juden, namentlich in Palästina, wo sie noch ansehnliche geschlossene, auch ackerbauende Gemeinden bilden; ferner mehrere andere Völkerschaften mit eigenthümlichen, dem Islam näher oder entfernter verwandten Religionen; so die Drusen (s. d.), gegen 100,000; die Motualis oder Jeziden in Cölesyrien, gegen 20,000; die Anserieh, im nördlichen Syrien, gegen 25,000 Seelen, die ebenfalls alle das Arabische zu ihrer Sprache haben. Endlich giebt es in den Städten als Handelsleute angesiedelte Griechen und Franken und in den katholischen Klöstern europäische Mönche; auf dem Lande aber herumziehende Kurpad oder Zigeuner. Die sittlichen, intellectuellen, gewerblichen und politischen Zustände dieser Völker bilden einen integrirenden Theil der Zustände des Osmanischen Reichs (s. Türkei). In politischer Hinsicht bildet Syrien unter dem Namen Soristan oder Scham eine Provinz des Osmanischen Reichs, die in die Ejalets Haleb oder Aleppo, Damaskus, Acca oder Saint-Jean-d'Acre, und Tripolis oder Tarablus zerfällt, und deren bedeutendste Städte Aleppo (s. d.), Damaskus (s. d.), Acca (s. d.), Jerusalem (s. d.) und Beirut (s. d.) sind.

Die Urbewohner Syriens gehörten sämmtlich der semitischen Völkerfamilie an und zerfielen in mehrere Stämme, von denen der Stamm der Aramäer (s. Aramäa) oder der eigentlichen Syrer der bedeutendste war. Schon 2000 Jahre v. Chr., als Abraham unter ihnen herumzog, waren die Letztern ein städtebewohnendes Volk. Allein ihr Land bildete nicht einen Staat, sondern zerfiel in mehrere Städte mit deren Gebiet, die jede ihr Ober-

haupt oder ihren König hatten. Damaskus, Hemath oder Emesa (s. d.), Zoba ꝛc. waren unter ihnen schon im grauesten Alterthume bekannt. Zu größerer Wichtigkeit als die eigentlichen Syrer gelangten die Phönizier (s. Phönizien) und Juden (s. d. und Palästina), welche bis zur Zeit Alexander's des Großen und der Römer eine von der Geschichte des übrigen Syriens gesonderte besitzen. Die eigentlichen Syrer wurden häufig von fremden Eroberern unterdrückt, insbesondere wurden sie von David unterworfen und ihr Land zu einer Provinz seines Reichs gemacht. Nach Salomo's Tode rissen sie sich wieder los, indem ein gewesener Sclave Reson sich der Stadt Damaskus bemächtigte und hier ein eigenes Reich bildete, das außer Damaskus auch den größten Theil von Syrien umfaßte. Später wurde das Land nach mannigfaltigen Schicksalen von Tiglat Pilesar zur assyrischen Provinz gemacht (s. Assyrien), und erfuhr nun den Wechsel aller Oberherrschaften, die sich in der Herrschaft über Vorderasien ablösten. So wurde es nach einander eine Provinz von Medien, Persien, Macedonien, bis die Seleuciden (s. d.) ein eigenes Reich in Syrien stifteten. Nach dem Sturze desselben kam Syrien unter die Herrschaft Roms, aus dessen Händen es wieder in die der Perser unter den Sassaniden (s. d.) kam, welchen es bei der Ausbreitung des Mohammedanismus über ganz Westasien wieder die arabischen Khalifen (s. d.) abnahmen. Die christlichen Herrschaften, welche die Kreuzfahrer eine Zeitlang im Mittelalter in Syrien gründeten (s. Kreuzzüge), bildeten nur ein kurzes Zwischenspiel in der mohammedanischen Herrschaft, die seitdem über Syrien nicht aufgehört hat. Denn bald kam das Land unter die Sultane von Aegypten und der Mamluken (s. d.), unter deren Herrschaft es furchtbar von den Mongolen (s. d.) verwüstet wurde. Im 16. Jahrh. eroberten es die osmanischen Türken, seit welcher Zeit es fortwährend einen integrirenden unmittelbaren Theil des osmanischen Reichs ausgemacht hat, bis auf die kurze Zeit der Herrschaft des Vicekönigs von Aegypten, Mehemed Ali (s. d.), nach deren Sturz im J. 1840 es wieder unter die Herrschaft der Pforte zurückkehrte. In Folge dieses unaufhörlichen Wechsels der Herrschaften, der verheerenden Kriege, deren Schauplatz das Land fast fortwährend war, und der Barbarei der Herrscher, denen es seit dem Auftauchen des Mohammedanismus unterthan war, ist von seiner ehemaligen Blüthe fast keine Spur mehr vorhanden. Denn während S. im Alterthum ein von gewerbthätigen Völkern bewohntes, mit einer Menge blühender Städte bedecktes, wohlangebautes, fruchtbares Land war, ist es jetzt im Ganzen nur noch eine schwachbevölkerte, mehr mit Ruinen als mit Wohnungen bedeckte, schlecht bebaute, dürre und deshalb unfruchtbare Einöde, in der nur noch die von den Drusen und Maroniten bewohnten Theile des Libanon und die unmittelbarste Umgebung eine erfreulichere Ausnahme machen. Nach der Restauration der türkischen Herrschaft hat die Verwilderung, Unsicherheit, mit einem Wort die Barbarei nur einen neuen Aufschwung genommen, wie die blutigen, von der Pforte und England wohl absichtlich genährten Zwiste zwischen den Drusen und Maroniten beweisen, die erst nach einer Reihe blutiger Greuelthaten durch eine neue, der türkischen Regierung günstige Ordnung der Angelegenheiten jener Völker beigelegt wurden.

Syrinx, eine Flußnymphe (Najade), eine Tochter des Flußgottes Ladon, welche einst Pan verfolgte, weil er sie liebte; als nun diese seinen Umarmungen nicht mehr entfliehen konnte, so rief sie ihren Vater um Hülfe, welcher sie augenblicklich in Schilfrohr verwandelte. Aus diesem Rohre, welches in seufzenden und wehklagenden Tönen am Ufer seinen Schmerz ausdrückte, schnitt sich später Pan eine Pfeife, welche er Syrinx nannte: ein Wort, welches zu dieser Erdichtung selbst erst Anlaß gegeben hat. Die Pfeife, unserer Papagenopfeife ähnlich, war ein Instrument der Hirten und bestand aus sieben Röhren, welche durch Wachs aneinandergefügt und zu beiden Seiten abgestuft waren. Später wurde das Instrument weiter ausgebildet und noch mehrere Rohre hinzugesetzt.

Syrische Christen oder chaldäische Christen, den Nestorianern (s. Nestorius) beigelegte Namen, ersterer deshalb, weil diese sich der syrischen Sprache bei ihrem Gottesdienste bedienten, letzterer von den Gegenden, wo sie später wohnten. Als

Nestorius mit seiner Partei auf der Synode zu Ephesus 431 von der katholischen Kirche excommunicirt und um 440 im Elende gestorben war, zogen sich die verfolgten Anhänger allmälich unter den Schutz der persischen Könige, vereinigten 499 die dortigen Christen mit ihrer Kirche und verpflanzten von hier aus mit ihrem Glaubensbekenntnisse christliche Wohlthätigkeit und griechische Cultur tief nach Asien hinein. Ihnen schlossen sich die Thomaschristen in Indien an. Vgl. den Artikel Thomaschristen.

Syrische Sprache, Schrift und Literatur. Die Sprache Syriens ist ein Zweig des Aramäischen (s. Aramäa) und gehört zu den Semitischen Sprachen (s. d.). Ihre Blüthezeit fällt in das erste Jahrtausend n. Chr. G.; später wurde sie durch das stammverwandte Arabische immer mehr aus dem Leben verdrängt und blieb nur noch Schrift- und Gelehrtensprache. Jetzt ist sie kaum noch eine lebende Sprache zu nennen, denn das Syrische, welches die Nestorianer (s. d.) in Kurdistan noch als Volkssprache gebrauchen, ist mannichfach verderbt. Die beste Grammatik ist von Hoffmann (Halle 1827, 4.); das einzige, aber wenig ausreichende Wörterbuch von Castellus (herausgegeben von Michaelis, Götting. 1788, 4.), und die besten mit Glossarien versehenen Chrestomathien sind von Kirsch und Bernstein (2 Bde., Lpz. 1832), von Oberleitner (Wien 1826) und Rödiger (Halle 1838). Für die Lexikographie sehr wichtig sind die einheimischen Lexika des Bar Ali und Bar Behlul, aus welchen Gesenius (Lpz. 1834) und Bernstein (Bresl. 1842) Proben mitgetheilt haben. Die Schrift der Syrer ist eckig und steif, ist aber in ihrer ältesten Gestalt, dem Estrangelo, unter den verschiedenen Völkern Asiens sehr verbreitet gewesen; aus ihr stammt die Kufische Schrift der Araber, die Zend- und Pehlewischrift der Sassaniden, die uigurische der Türken, sowie die mongolische und die Mandschuschrift. Zweifelhaft bleibt es, ob es vor Einführung des Christenthums eine syrische Literatur gegeben habe, wenn es auch bei dem blühenden Zustande syrischer Staaten und Städte wohl zu vermuthen steht. Im 1. Jahrh. n. Chr. entwickelte sich aber eine sehr reiche Literatur, vorzüglich reich für die christlich-theologische Literatur, in Bibelübersetzungen und Erklärungen, Dogmatik und Polemik, Martyrologien und Liturgien, die aber auch die Geschichte, Philosophie und Naturwissenschaften umfaßte. In diesen letztern Gebieten wurden die Syrer wieder die Lehrer der Araber im 8. und 9. Jahrh. und haben im Allgemeinen als Vermittler der Cultur einen großen Einfluß auf die geistige Gestaltung des Orients ausgeübt. Der letzte classische Schriftsteller der Syrer ist Barhebräus, gest. 1286, jacobitischer Weihbischof zu Maraya. Das älteste noch vorhandene Denkmal der christlich-syrischen Literatur, und zugleich das Muster ihrer Sprache, ist die Uebersetzung des Alten und Neuen Testaments, die sogenannte Peschito (s. d.) (herausgegeben von Lee, 2 Bde., Lond. 1823, 4.). Außer dieser besitzt man noch viele andere Uebersetzungen, die aber bis jetzt nur theilweise bekannt geworden sind. Der berühmteste Lehrer und Theolog in der rechtgläubigen Kirche ist Ephraem Syrus (s. d.) im 4. Jahrh. n. Chr. Für die Kirchengeschichte sind wichtig die von Assemani herausgegebenen „Acta martyrum orientalium et occidentalium" (2 Bde., Rom 1748, Fol.). Die zahlreichen Uebersetzungen griechischer Schriftsteller, Kirchenväter, Philosophen und Aerzte, welche besonders die Nestorianer lieferten, hat Wenrich verzeichnet in der Abhandlung „De Auctorum Graecorum versionibus et commentariis syr. etc." (Lpz. 1842). Unter den historischen Werken ist namentlich die Chronik des Barhebräus zu erwähnen (herausgegeben von Bruns und Kirsch, 2 Bde., Lpz. 1789). Die Poesie der Syrer ist fast nur kirchlich und liturgisch, ohne Schwung der Gedanken, in steifer, unschöner Form. Der älteste Hymnendichter ist der Gnostiker Bardesanes (s. d.); neben ihm verdient Ephraem Syrus erwähnt zu werden, dessen Gedichte in einer Auswahl Hahn und Sieffert herausgaben (Lpz. 1825). Die reichsten Sammlungen von Handschriften finden sich in Rom (vgl. Assemani „Bibliotheca orientalis Clementino-Vaticana", 3 Bde., Rom 1719—28, Fol.), in Paris und im Britischen Museum zu London (vgl. Rosen „Catalogus codicum manuscriptorum syr.", Lond. 1839, Fol.), welches namentlich in neuester Zeit durch Tattam einen reichen Zuwachs aus den koptischen Klöstern gewonnen hat.

Syrjänen heißt eine finnische Völkerschaft, die früher im europäischen und asiatischen Rußland sehr verbreitet war, gegenwärtig besonders in dem weliki-ustjugischen Kreise des Gouvernements Wologda und in einzelnen Bezirken der Gouvernements Perm und Tobolsk angetroffen wird. Gleich den Permiern oder Permjäken, mit denen sie überhaupt hinsichtlich der Sprache viel Aehnlichkeit haben, nennen sie sich Komi oder Komi-Murt. Im 14. Jahrh. nahmen sie, äußerlich wenigstens, das Christenthum, und zwar den griechisch-russischen Glauben an; seitdem haben sie sich in Sitte und Lebensart mit der Zeit den Russen so genähert, daß sie kaum als ein besonderes Volk gelten würden, wenn nicht die Sprache sie von jenen unterschiede. Grammatiken des Syrjänischen lieferten Sjögren (s. d.) und von der Gabelentz (s. d.).

Syrmien, Gespannschaft im Königreich Slavonien, $43^1/_5$ QM. groß, mit 13 Marktflecken, 86 Dörfern und 12 Prädien, die von 100 000 Menschen bewohnt werden, von denen sich 50,016 zur griechisch-nichtunirten, 38,000 zur katholischen und 170 zur protestantischen Kirche bekennen. Juden giebt es nur 34. Den nordöstl. Theil des Landes durchzieht das Karlowitzer Waldgebirge, dessen nördliche und westliche Zweige sich über die ganze Gespannschaft verbreiten und äußerst fruchtbare Thäler und Ebenen bilden. Der Hauptfluß ist nächst der Drau, die Vuka, die aus der Werötzer Gespannschaft kommt und bei Vukovar sich in die Donau ergießt. Die Hauptnahrungszweige der Bewohner sind Getreide, Obst-, Tabaks- und Weinbau, Viehzucht, Waldnutzung und Fischerei. Die Hauptstadt ist Vuka.

Syrten, zwei Busen des mittelländischen Meeres an der Küste von Nordafrika, sind unter dem Namen der Kleinen und der Großen Syrte bekannt. Jene, auch der Golf von Kabes genannt, liegt im Süden der Bai von Tunis zwischen den Landschaften Tunis und Tripolis; diese, auch Golf von Sydra genannt, südöstlich von der vorigen, zwischen der Landschaft Tripolis und dem Plateau von Barca, wo sie den südlichsten Theil des ganzen Mittelmeeres bilden. Durch Untiefen und Sandbänke sind die Syrten der Schifffahrt gefährlich und waren deshalb schon im Alterthume verrufen.

Syrus, Publius, ein Mimendichter zu Cäsar's Zeit, der durch den milden Ton und die reiche Moral, von der seine Mimen angefüllt sind, den Machthabern gefiel und deshalb von Cäsar den Vorrang erhielt vor seinem Nebenbuhler, dem geistreichen und witzigen Decimus Laberius. Seine Sittensprüche wurden nach Seneca's Tode zum Behuf des Jugendunterrichts zusammengestellt. Unter dem Titel „Sententiae" besitzen wir noch 800 solcher Sprüche, unter denen sich aber auch Denksprüche von Laberius, Seneca und andern Verfassern befinden. Sie wurden herausgegeben von Gruter (Leyden 1717), Bothe in „Poetarum lat. scen. fragmenta" (Bd. 2, Halberst. 1824), Zell (Stuttg. 1829), Reinbold (Anclam 1838) und mit deutscher Uebersetzung von Kremsier (2. Aufl., Lpz. 1834). Orelli fand in einer Baseler und Züricher Handschrift eine mit noch 50 bisher unbekannten Sentenzen vermehrte Sammlung, und gab sie als Anhang zur zweiten Auflage seiner Bearbeitung von Phädrus „Fabeln" (Zürich 1832) heraus.

System, heißt dem Worte nach eine Zusammenstellung und man versteht darunter jedes in sich zusammenhängende und gegliederte Ganze, insofern die Zusammenordnung und Verknüpfung der einzelnen Theile unter der Herrschaft einer durchgreifenden Regel steht und entweder die letztere erkennen läßt oder geradezu durch die Anwendung und Befolgung derselben zu Stande kommt. So spricht man von dem Planetensysteme, insofern man voraussetzt oder weiß, daß die Bewegungen der Planeten von einer durchgreifenden bestimmten Beziehung derselben auf ihren gemeinschaftlichen Centralkörper, die Sonne, abhängen und nach einer bestimmten Regel erfolgen; man nennt die Verknüpfung der Nerven im organischen Körper das Nervensystem, die Reihenfolge der Töne nach bestimmten Intervallen das Tonsystem, die Bezeichnung derselben nach einer durchgreifenden Regel das Notensystem; ebenso spricht man von Systemen des Ackerbaues, der Verwaltung, der Regierung rc. Von besonderer Wichtigkeit aber ist der Begriff des Systems und der Systematik auf dem Gebiete des Erkennens und der Wissenschaft.

Ist nämlich Wissenschaft im Allgemeinen der vollständige Inbegriff gleichartiger, nach gewissen durchgreifenden Hauptgedanken geordneter und unter sich verknüpfter Erkenntnisse, so ist die Systematik jene Anordnung und Verknüpfung nach diesen Hauptgedanken. Das systematische Verfahren steht also dem fragmentarischen, rhapsodischen entgegen; es modificirt sich aber je nach der Art, wie ein Ganzes wissenschaftlicher Erkenntniß zu Stande kommt. Seine niedrigste Form ist die Classification (s. d. und Eintheilung), wo der Zusammenhang des Mannichfaltigen mehr ein äußerer ist. Sobald man die innern Beziehungen dieses Mannichfaltigen, besonders das Verhältniß zwischen Grund und Folge zu erforschen versucht, wird die Systematik die Form der Begründung, der Ableitung des Mannichfaltigen aus Principien (s. Princip). In diesem Sinne ist nur diejenige Wissenschaft systematisch zu nennen, welche ihre Lehrsätze aus Principien ableitet oder auf sie zurückführt. Es ist keineswegs nothwendig, daß ein System nur auf einem Principe beruhe; wohl aber wird als das Wesentliche der Systematik ein ununterbrochener Zusammenhang in den innern Beziehungen der Theile eines wissenschaftlichen Ganzen und diejenige Art des Fortschritts von einer Erkenntniß zur andern gefordert, daß sie durch ein vollständiges Bewußtsein der Gründe, die von einem Satze zum andern treiben, nothwendig wird. Die von gewissen Principien aus vollständig durchgeführte Darstellung einer Wissenschaft nennt man ein Lehrgebäude; systematische Erkenntniß heißt die durch Grundsätze begründete klare und vollständige Erkenntniß eines Gegenstandes, und systematischer Beweis heißt der Beweis, der auf die Grundsätze zurückgeht und mit ihnen in einem nachweisbaren Zusammenhange steht.

Systole ist die Zusammenziehung des Herzens und der Arterien, wodurch das während ihrer Ausdehnung (Diastole) in sie eingedrungene Blut wieder entfernt wird. Beide, Systole und Diastole, vermitteln den Pulsschlag. — In der Prosodie bedeutet Systole die Verkürzung einer an sich langen Sylbe durch die Aussprache, welche regelmäßig in der Thesis oder Senkung des Versfußes unmittelbar vor der folgenden Hebung stattfindet.

Syzygien heißen in der Astronomie die Conjunctionen oder Oppositionen der Gestirne von der Erde aus gesehen, so daß sie mit dieser in gerader Linie liegen. Die Syzygien des Mondes sind der Vollmond und der Neumond. In der Metrik ist Syzygie = Dipodie.

Szechenyi, Stephan, Graf von, bis 1848 österr. Geh. Rath und Präses der Commission in Angelegenheiten der Landescommunicationen in Ungarn, geb. zu Wien am 21. Sept. 1792, stammt aus einem sehr alten ungarischen Geschlecht, das von Michael S., dem Waffenbruder Niklas Zrinyi's, bis herab auf Georg S., der 1697 von Leopold I. in den Grafenstand erhoben wurde, eine Reihe ausgezeichneter Männer lieferte, die theils später durch großartige Stiftungen in ihrem Vaterlande sich ein bleibendes Gedächtniß stifteten. Stephan's Vater, Graf Franz von S., gest. am 20. Dec. 1820, errichtete sich namentlich durch Stiftung des von ihm mit Freigebigkeit ausgestatteten ungarischen Nationalmuseums ein unvergängliches Denkmal und auch Stephan selbst widmete mit seltenem Patriotismus Vermögen und Kräfte seinem Vaterlande. Schon in früher Jugend beim Insurrectionsheere dienend, machte er seit seinem Uebertritte in die Armee die wichtigsten Feldzüge des europäischen Völkerkriegs mit und erwarb sich hierdurch, sowie auf spätern Reisen durch fast alle europäischen Länder eine umfassende Kenntniß der europäischen Staats- und Nationalverhältnisse. Um sich mehr der Beförderung der geistigen und industriellen Interessen seines Vaterlandes widmen zu können, verließ er seine Stellung in der Armee. Unter seiner Mithülfe kam die für Förderung ungarischer Nationalität so wichtig gewordene ungarische Akademie zu Stande, zu deren Errichtung er ein Capital von 60000 Fl. Conv.-Münze hergab; im Jahre 1826 wurde ebenfalls vorzüglich durch seine Bemühungen, der Verein zur Beförderung der ungarischen Pferdezucht gegründet; und im Jahre 1832 trug er viel zur Errichtung eines ungarischen Centralschauspielhauses und Conservatoriums der Musik, sowie zur Begründung eines Vereins zur Erbauung einer

stabilen Donaubrücke zwischen Pesth und Ofen bei, zu welchem Behuf er 1833 nach England reiste und über seine Berathungen mit den dortigen vorzüglichsten Technikern einen detaillirten Bericht (Pesth 1833) veröffentlichte. Eine im Jahre darauf wiederholte Reise nach England unternahm er als bevollmächtigter königlicher Commissär für die oberste Leitung der hydraulischen Arbeiten am eisernen Thore und bereits am 11. Nov. passirte das erste Schiff den gereinigten Kanal, womit das wichtigste Hinderniß der ununterbrochenen Verbindung Deutschlands mit dem schwarzen Meere gehoben war. Wesentlich trug er sowohl hierdurch, wie durch seine anderweitigen Bemühungen zur Begründung der Donaudampfschiffahrt bei. Auf dem Reichstage zeigte er sich fortwährend als einen eifrigen Freund des Fortschritts, dagegen erklärte er sich wiederholt gegen den ungarischen Ultraliberalismus. Von seinen Schriften erwähnen wir als die vorzüglichsten „Ueber den Credit" (deutsch, Lpz. 1830); „Ueber Pferde, Pferdezucht und Pferderennen" (deutsch, Pesth 1830); „Licht oder aufhellende Bruchstücke und Berichtigung einiger Irrthümer und Vorurtheile" (deutsch, Pesth 1832); „Vorschläge zur Verbesserung" (deutsch, Lpz. 1833); „Ueber die Donauschiffahrt" (deutsch, Ofen 1836); „Einiges über Ungarn" (deutsch, Pesth 1839) und „Ueber die ungarische Akademie" (deutsch, Lpz. 1843).

Szigeth, Stadt im Marmoroser Comitate Ungarns, hat zwei katholische und eine griechische Kirche, ein reformirtes und ein katholisches Gymnasium, an welchem letzteren der Unterricht von den Piaristen ertheilt wird; ein Franziskanerkloster, die größte Cameraladministration im ganzen Reiche, und ein Hauptsalzamt mit 5 großen Salzniederlagen, wo die Flösse meistentheils beladen werden und zwar mit 4000 Stück Salzsteinen von 50—100 Centnern. Die Einwohnerzahl beträgt 10,600.

Szigeth, auch Szigethan oder Nagyszigeth genannt, ein Marktflecken in Niederungarn, auf einer vom Almas gebildeten morastigen Insel, hat 3300 Einw., theils Magyaren, theils Deutsche, Raizen, Armenier und Juden, welche Handel treiben, eine katholische und eine griech. Kirche, ein Gymnasium und ein befestigtes Schloß des Grafen Festetics. Der Ort ist historisch merkwürdig durch die heldenmüthige Vertheidigung des Niklas Zrinyi (s. d.) gegen die Türken im Jahre 1566.

T.

T, t, im griech. und latein. Alphabet der 19., im hebräischen der 9., im deutschen der 20. Buchstabe, gehört zu den Zungenbuchstaben und wird in lateinischen Wörtern vor einem i wie z ausgesprochen. T bedeutet 1) als Zahlzeichen im Hebräischen = 9, mit darüber geschriebenen Punkten = 9000; im Griechischen $\tau' = 300$, ${}_{,}\tau = 300000$; im Lateinischen = 150, in der Rubricirung = 19; 2) als Abbreviatur: a) auf Münzen, Denkmälern und in Schriften = tempus, tertius, titulus rc.; b) unter den Senatus-Consulten = Tribuni plebis; c) im Buchhandel T = 20 Thlr.; t = 20 gGr.; d) bei Büchercitaten s. v. w. Tomus; e) s. v. w. Testament, z. B. A. u. N. T.; f) in der Logik = terminus und mit hinzugefügtem maj., med., minor = terminus major, ter. medius, ter. minor; g) in der Musik α = Tutti und β = Tenor; h) auf franz. Münzen die Münzstätte zu Nantes; i) auf den Säcken mit span. Wolle s. v. w. Tercera, die 3. Sorte vom Bauche und andern niedrigen Theilen. Auch ist T ein mystisch-theosophisches Zeichen, womit man bald die allgemeine Zeugungskraft der Natur, bald die göttliche Schöpferkraft symbolisirte.

Tabago, die südlichste der caraibischen Inseln, $6^2/_3$ QM. groß, mit 20,000 E., unter denen 12,000 Sclaven sind. Die Hauptstadt ist Scarborough. Um den Besitz dieser Insel, die, obwohl sehr gebirgig, dennoch fruchtbar und vorzüglich reich an Zucker und Baumwolle ist, hat man sich von je her vielfach gestritten. Im J. 1632 ward sie von den Niederländern colonisirt, bald darauf aber von den Spaniern erobert und war seitdem bald im Besitz der Franzosen, bald der Engländer. Seit 1814 gehört sie den Engländern.

Taback. Die getrockneten, braunen Blätter der Pflanzen: Nicotiana rustica, paniculata, chinensis, fruticosa und besonders der nicotiana Tabacum, von unangenehmem Geruch und scharfem, erst durch Uebung erträglichem und endlich angenehm werdendem Geschmack, bestehen aus thierisch-vegetabilischen Theilen, Eiweißstoff, Chlor, Aepfel- und Essigsäure, Salpeter, Salmiak, salz-, phosphor-, äpfel- und kleesaurem Kalk und in der Asche auch Kieselerde und Eisenoxyd. Sie geben bei trockner Destillation ein brenzlich-ätherisches, giftiges Oel. Bekanntlich werden die Blätter in ungeheurer Menge zu Rauch- und Schnupftaback verarbeitet, und in den Handel gebracht. Der Tabacksbau und Handel ist für viele Länder von der höchsten Wichtigkeit. Den meisten liefert Amerika, wovon der Varinas (Colombia) der feinste und beste ist. Er kommt gewöhnlich in Rollen als Knaster (von canastra, Körbe, in die er gepackt ist) in den Handel und wird durch die Buchstaben M, G, B, H und V unterschieden. Nächstdem kommen der Hugostura, Orinoko oder Maryland, Valencia, Maracaibo u. s. w. Havanna von der Insel Cuba ist die theuerste Art, deren gelbe Blätter entweder zu Rollentaback oder Cigarren oder zu dem feinen, spanischen Schnupftaback verarbeitet werden. Portorico von der Insel gleichen Namens ist ein guter Mitteltaback; jedoch werden viele schlechtere Sorten unter diesem Namen verkauft. Hayti oder St. Domingo ist schwer, aber von angenehmem Geruch. Auch die Inseln: Curassao, Jamaica, Tabago, St. Thomas, St. Vincent, Dominica, Antigua, St. Barthelemi u. a. erzeugen gute Tabacke. Der Cumanacoa aus Südamerika ist gewürzhafter als der Varinas und kommt in zwei Sorten vor: 1) als Virginientaback mit breiten, am Stengel aufsitzenden Blättern (Petl der Mexikaner, in Deutschland oft Türkentaback), am besten am Neuyork- und Jamesstrome gebaut, daher auch Jamesser genannt, kommt in Fässern von 900—1400 Pfund in den Handel. Der beste und feinste ist die Carottengattung; 2) mit gestielten Blättern. Louisiana besteht aus großen, langen, fettschmierigen Blättern, die schon von Natur einen angenehmen Kanastergeruch haben. Von dem brasilianischen Taback wird der meiste wegen seiner ungemeinen Fettigkeit zu Schnupftaback verbraucht. Von dem in Rollen ist der beste der Legitimo. Auch der schwarze Taback ist ein brasilianischer, der mit einer Sauce zubereitet ist, welche aus dem Saft der ausgepreßten Tabacksblätter, Seewasser, den Früchten des Brasilienholzbaumes, wohlriechenden Harzen und Syrup besteht. Der Lurtaback besteht aus ausgerippten Brasilienblättern und Havannahblättern; doch verkauft man auch ausgerippte virginische Blätter unter dem Namen Lurtaback. Auch Guatimala, Peru und Rio de la Plata sind reich an guten Tabacken. Von den asiatischen Tabacken wird der meiste an den Orten selbst verbraucht oder nach der Türkei verhandelt. Von den ostindischen ist die Sorte Guzurate wegen ihres Veilchengeruchs die geschätzteste. Auch Europa bauet vielen, aber im Ganzen minder werthen T., besonders Holland, welches den Amersforter in der Provinz Utrecht, den Nykerker in Geldern, den Werwicker in Westflandern, den Mastrichter in Limburg u. a. baut. Man unterscheidet daselbst Unter- und Obergut. Vom Untergut heißen die drei untersten Blätter Sandgut, die 3 nächstfolgenden Blätter Erdgut. Die folgenden Blätter machen das Obergut aus, wovon die besten Blätter als Bestgut, die zerrissenen und fleckigen als Ausschuß in den Handel kommen. Die Blätter der Nebenzweige heißen Juigers oder Geiz. Auch der schwarze Kistentaback ist eine holländ. Sorte. England baut, zu Gunsten der Colonien, wenig Taback; Dänemark und Schweden baut nicht so viel, als gebraucht wird; in Rußland ist der Tabacksbau seit 1762 gesetzlich eingeführt worden; die Türkei baut viel, besonders guten in Macedonien, Jenidsche, Jolbaschi, Kirmalu, Karabagh u. s. w. In Ungarn

wird ebenfalls viel gewonnen, doch ist die Fabrikation durch Monopole gehemmt. Der ungarische Taback gehört wegen seiner scharfen und salzigen Bestandtheile zu den schwersten. Die besten Sorten sind der Rosenlager, Debrecziner, Fünfkirchner, Tolner u. s. w. Frankreich baut ihn vorzüglich im Elsaß, und hat besonders bedeutende Schnupftabacksfabriken. Spanien verarbeitet besonders in Sevilla viel ausländischen. In Deutschland wird unter allen europäischen Ländern der meiste gebaut, aber auch der geringste. Die besten Sorten sind der Pfälzer, Hanauer, Nürnberger u. s. w. Es muß aber immer noch viel ausländischer eingeführt werden, besonders amerikanischer, und sehr bedeutend sind die Tabacksfabriken. Hamburg allein verarbeitet jedes Jahr über 100 Millionen Pfund. — Der Anbau des virginischen und des chinesischen Baumkanasters ist am ersprießlichsten, aber etwas mühsam. Ein lockerer Boden muß im Herbst 2 Mal gepflügt und tüchtig mit Schafmist gedüngt werden. Ende Februar wird der Same (in Mistbeete) einen Zoll tief gesäet, und durch Strohdecken, Fenster, Bretter u. s. w. gegen den Frost geschützt, beim Sonnenschein wird das Land aufgedeckt, die Pflanzen müssen oft vom Unkraut gesäubert werden, wenn das 5. — 6. Blatt erscheint, werden die Pflanzen bei warmem, regnichtem Wetter in gutgedüngten, lockern Boden versetzt, fleißig behackt und gejätet, und wenn sie 2 Fuß hoch sind, bricht man die untersten, absterbenden Blätter ab, reiht sie zusammen, und läßt sie an der Luft trocknen. Sie geben die geringste Sorte. Die Seitenzweige mit Blüthenknospen werden abgebrochen, was man das Ausgeizen nennt (die abgebrochenen Triebe heißen Geiz). Im Juli fängt man mit dem Abblatten der größten Blätter an und fährt damit bis Ende August fort. Wo die Tabackspflanzen nur des Samens wegen, welcher gutes Brenn- und Speiseöl liefert, gepflanzt werden, überläßt man sie ihrer natürlichen Entwickelung. Die abgeblatteten Blätter werden zur Hälfte ihrer dicken Rippen entledigt, an einem nicht von der Sonne beschienenen Orte in kleine Haufen gelegt, daß sie schwitzen und gelbbraun werden. Nach 6—8 Tagen werden sie auf Fäden gereiht, getrocknet und an die Fabriken verkauft, wo er zum Rauchen oder Schnupfen zugerichtet wird. Zum Rauchtaback werden manche Blätter schon dann tauglich, wenn die Blätter durch Erhitzung und Fermentation chemisch sich etwas verändert haben; die meisten Sorten aber müssen erst durch besondere Saucen und durch Schwefeln schmackhaft und zum Brennen tauglicher gemacht werden. Auch durch Räuchern werden oft die salzigen und widrigen Theile entfernt. Nach dem Sauciren werden die Tabacksblätter in leinene Tücher gelegt und mit Seilen zusammengeschnürt, so daß eine Carotte daraus entsteht, bei den schlechtern Sorten aber gleich Rollen gesponnen. Die vermittelst des Carottenzuges entstandenen spindelförmigen Tabacksmassen werden später mit Bindfaden umwunden oder fisellirt. Das Carottiren und Fiselliren geschieht, um durch Abhaltung der freien Luft die Gährung zu fördern, und die dadurch entwickelten Theile bei einander zu erhalten. Nun wird er entweder gleich durch Hilfe der Schneidelade, ein der Heckerlingsbank ähnliches Instrument, zerschnitten und gepackt oder erst gesponnen. Um ihn zu spinnen, macht man erst einzelne Wickel, drehet diese, indem man sie auswärts mit den größern Blättern belegt, durch die Spinnmühle an einander, ebnet das gesponnene Seil und rollt es zusammen, welche Rollen hernach unter eine Presse gebracht werden. Um Schnupftaback zu erhalten, werden die Carotten gewöhnlich rapirt: d. h. auf einer aus vielen großen Sägeblättern zusammengesetzten Reibe (Rape) zerrieben, gesiebt und der gröbere durch Handstampfen oder Rapiermühlen vollends pulverisirt. Der geschnittene und durch Dörren kraus gewordene Rauchtaback heißt Kraus- oder Krulltaback.

Der Taback ist durchaus in seinen Wirkungen nervenreizender und betäubender Natur. Das Rauchen wirkt auf den nicht daran gewöhnten Organismus als ein narkotisch-scharfes Gift, erregt Erbrechen, Kopfweh, Betäubung verliert aber bei fortgesetztem Gebrauch diesen nachtheiligen Einfluß, und wird bald ein beliebtes, genußreiches und unentbehrliches Reizmittel, das bei nicht übertriebenem Gebrauche weder die Gesundheit beeinträchtigt noch das Leben verkürzt, wie viele Aerzte behauptet haben. Man hat Leute gekannt, die es beim Rauchen und Schnupfen bis zum 90. Jahre gebracht haben. Nur schwächliche Personen, und die beim Rauchen auszuspeien genöthigt sind, mögen sich des Rauchens enthalten. Der

Schnupftaback dient als ein ermunterndes, die Gehirnthätigkeit anregendes Reizmittel und ist daher besonders Gelehrten und speculirenden Köpfen, wenn der Gedanken- und Ideenfluß ins Stocken geräth, zu empfehlen, auch bei Neigung zu Augenentzündung dienlich, nur hüte man sich, ihn fein und mehlartig zu schnupfen, als welcher er leicht sich in den Kopf einschmuggelt und Vernunft und Gedanken schnupfig macht oder gar verscheucht. In der Medicin wird der Taback selten innerlich, bisweilen in Klystieren als Aufguß oder als Rauch, bei eingeklemmten Brüchen, bei Belebungsversuchen Scheintodter u. s. w., als Waschmittel zur Vertreibung des Ungeziefers, als Asche zur Vertreibung der Blattläuse und Erdflöhe und als Zahnpulver gebraucht.

Der Gebrauch, sich des Rauchs als Reizmittel zu bedienen, ist sehr alt. Nach Herodot warfen die alten Skythen, und nach Pomp. Mela die Thracier ein Kraut ins Feuer, dessen Rauch sie in ein trunkenes Wohlbehagen versetzte. — Roman Pane, ein spanischer Mönch, lernte 1496 das Tabacksrauchen auf St. Domingo zuerst kennen; Hernandez de Toledo brachte die 1520 in Yucatan gefundene Tabackspflanze 1558 zuerst nach Portugal, und nannte die Röhre, aus denen die Domingoer rauchten, Tabacos. Den Namen hat der Taback entweder von der Insel Tabago, oder von der Provinz Tabaka in Yucatan, wo ihn die Spanier zuerst fanden. Seine weitere Verbreitung erhielt er durch den französischen Gesandten am portugiesischen Hofe, Jean Nicot, der den Samen 1560 als officinell an Katharina von Medicis schickte, woher das Kraut den Namen herba Nicotiana erhalten hat. Während man das Kraut als ein wunderthätiges Heilmittel anpries, und es Kraut des heiligen Kreuzes, Königinkraut u. s. w. nannte, ward das überhandnehmende Rauchen als ein Teufelswerk verschrieen. Jakob I. von England suchte ihn 1604 durch eine starke Auflage abzuschaffen; um das Rauchen in Konstantinopel lächerlich zu machen, ward ein Türke, der geraucht hatte, mit durch die Nase gestochener Pfeife durch die Straßen getrieben; 1619 schrieb Jakob I. sein Buch: „Misokapnos" gegen den Gebrauch des Tabacks; Urban VIII. that Alle in den Bann, die sich in der Kirche eine Prise nahmen; 1634 ward in Rußland jedem ertappten Raucher die Nase abgeschnitten, — aber Alles half Nichts; das Rauchen und Schnupfen griff um sich und verbreitete sich über die ganze Erde. Vgl. J. C. Gotthard „Cultur, Fabrik und Benutzung des T." (Berl. 1802); „Anweisung zum vortheilhaften Tabacksbau für Oekonomen" (Meiß. 1813).

Tabackscollegium. Zur Zeit des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, wo das Vergnügen, welches die Tabackspfeife gewährt, noch am Hofe einen Platz fand, hatte sich ein traulicher und gemüthlicher Kreis, meist aus Generalen, Stabsofficieren und Gelehrten bestehend, um den Regenten gebildet, und man pflegte sich täglich gegen 5 Uhr Abends zu versammeln, wo sich gerade der König befand, in Potsdam, Berlin oder Wusterhausen. Diese Gesellschaft nannte sich das Tabackscollegium. Man rauchte einen leichten, holländischen Taback, trank ein Glas Bier, aß Butterbrod mit Schinken oder Braten, erzählte Kriegsgeschichten und Anekdoten, spielte Schach oder Dame, oder sprach über Politik. Jeder Anwesende mußte rauchen, und wer es nicht konnte, wie z. B. der Fürst von Dessau, nahm wenigstens eine Tabackspfeife in den Mund. Auch wurden mancherlei Späße, bisweilen sehr derber Art, getrieben, die Niemand übel nehmen durfte und die auch der König sich gefallen ließ. Am übelsten wurde gewöhnlich dem bekannten Professor Gundling (s. d.) mitgespielt. Uebrigens war es Gesetz, daß Niemand aufstehen durfte, wenn ein Anderer, den König nicht ausgenommen, in die Gesellschaft trat. Als nun einst die Mitglieder des Tabackscollegiums, in Anwesenheit des Königs, beim Eintritt des Kronprinzen gegen die eingeführte Ordnung sich von ihren Stühlen erhoben, gerieth der König in solchen Zorn, daß er fortlief, und den Theilnehmern der Gesellschaft das Schloß verbot. Seitdem erlosch das Tabackscollegium.

Tabacksmonopol. In mehreren Staaten ist der Verkauf oder auch die Verfertigung des Tabacks Monopol der Regierung und trägt ungeheure Summen ein. Obgleich solche Einnahme dem Staate wohl zu statten kommt, so läßt sich doch nicht läugnen, daß einerseits die Fabrikation gehemmt, und andererseits der Taback schlecht und

theuer wird. Dies gilt namentlich von Oesterreich, wo ebenfalls der Taback Monopol der Regierung ist.

Tabackspfeifen. Wie der Taback und der Gebrauch desselben, sind auch die Tabackspfeifen in ihrer rohesten Gestalt ein Produkt Westindiens. Dies beweist die Beschreibung einer solchen aus dem Jahr 1496 von dem spanischen Mönch Roman Pano, den Columbus bei seiner zweiten Rückreise aus Amerika dort ließ und der den Taback auf San-Domingo kennen lernte. Auch in Canada kannte man schon damals das Calumet, eine große mit allerlei Bändern und bunten Läppchen gezierte Pfeife, so wie die thönernen Tabackspfeifen. Richard Greenville, der Virginien entdeckte, nach Andern Walther Raleigh, brachte solche im Jahre 1585 nach England, wo sie dann nachgeahmt und später, besonders zu Gouda in Holland, fabrikmäßig gefertigt wurden. Jetzt macht man auch in Deutschland thönerne Pfeifen an vielen Orten, doch sind die holländischen noch immer die besten. Die jetzt in Deutschland gebräuchlichen Tabackspfeifen mit Mundstück und Abguß oder Schlammsack erfand Dr. Johann Jakob Franz Vicarius, ein österreichischer Arzt, im Jahr 1689. Aus Persien kamen die sogenannten Wasserpfeifen zu uns, in welchen der Rauch des brennenden Tabacks, ehe er in das Pfeifenrohr kommt, durch eine Schicht Wasser geht und dort gewaschen und abgekühlt wird. Das Unangenehme, was der Rauch hat, wenn er zu heiß in den Mund kommt, hat die langen Pfeifenrohre erfinden lassen. In der Levante findet man in den Kaffeehäusern auf den Tischen große Gefäße mit glimmendem Taback und vielen Oeffnungen an der Seite, in welche die Besuchenden ihre Pfeifenrohre, welche sie selbst mitbringen, stecken, und dann rauchen. Der Gebrauch des Meerschaums (s. d.) zu Pfeifenköpfen ist sehr alt und stammt aus der Levante. Später wurden dieselben in Deutschland, namentlich in Lemgo und Nürnberg, im Großen gefertigt und oft sehr kunstreich geschnitten. Gegenwärtig sind die besten Pfeifenschneider in Wien. Die Abgänge beim Schneiden warf man anfangs weg, bis im Jahr 1770 Christoph Dreiß zu Ruhla in Sachsen-Weimar auf die Idee kam, diese Abfälle wieder zu neuen Pfeifenköpfen zu benutzen, welche unter dem Namen der unächten Meerschaumköpfe bekannt sind. Die besten und der Gesundheit zuträglichsten Pfeifenköpfe sind unstreitig die von Meerschaum und die von Porzellan. In der neuesten Zeit hat der übermäßige Gebrauch von Cigarren die Pfeife größtentheils aus dem öffentlichen Leben verdrängt; doch benutzt man beim Rauchen der Cigarren ebenfalls Pfeifen, deren Kopf eine so kleine Oeffnung hat, daß nur die Spitze einer Cigarre darin Platz findet.

Taberna, 1) ein Haus bei den Römern zur Niederlage von Handelswaaren, 2) t. diversoria, ein Wirthshaus an der Landstraße.

Tabernakel (tabernaculum), ursprünglich ein Zelt, in der lateinischen Bibelübersetzung die Stiftshütte, und seitdem der Glaube an die Transsubstantiation aufkam, der kleine am Altar befindliche Schrank, worin die geweihte Hostie aufbewahrt wird. Ferner auch der Behälter zur Aufbewahrung von Heiligenbildern, Meßgewändern und Kirchengeräthen. Die Methodisten nennen ihr Bethaus, um an die Stiftshütte zu erinnern, Tabernakel. Endlich bezeichnet man damit die am Hintertheile einer Galeere angebrachte Erhöhung, von welcher aus der Befehlshaber commandirt.

Tableaux vivans oder Gemäldedarstellungen durch lebende Personen finden sich schon in den pantomimischen Tänzen der Alten, so daß dort ein Gegenstand in einer Reihe von Stellungen, die nur minutenlang festgehalten wurden, sich in Gemäldeform entwickelte. Lady Hamilton hat in neuerer Zeit die Tableaux wieder eingeführt, obschon sie mehr nur Attituden als Tableaux bildete. Weiter verfolgten den Gegenstand künstlerisch Madame Händel-Schütz und Gustav von Seckendorf, unterstützt von Goethe in den Wahlverwandtschaften. Jetzt sind sie sehr beliebt theils als künstlerische Uebungen, theils als sinnreiche und reizende Festspiele.

Tabor, 1) Kreis im Königreich Böhmen, im N. vom Czaslauer, im W. und S. vom Budweiser Kreise und im O. von Mähren begrenzt, umfaßt 58 QM. und 215838 E. in 25 Städten, 10 Marktflecken und 703 Dörfern und Weilern; 2) Stadt dieses Kreises

auf einer Anhöhe und am rechten Ufer der Lüschnitz mit 4300 Einw. und einer berühmten Decanatskirche. Der Ursprung der Stadt fällt in die Zeit des Hussitenkrieges, wo sie 1419 von Ziska angelegt wurde. Die Ueberreste des Schlosses Alt-Tabor liegen südöstlich von der Stadt. 3) Der aus der heiligen Geschichte bekannte Berg, bis zum Gipfel mit Oel- und Maulbeerbäumen bestanden, erhebt sich abgesondert von anderen Gebirgen gegen 1750 F. aus der Ebene Esdrelom.

Taboriten, s. Hussiten.

Tabulatur, 1) überhaupt jede Art, die Töne durch Zeichen darzustellen; 2) die partiturmäßige Schreibart der Noten, wo man durch Buchstaben, Ziffern und andere Zeichen, die man über die Grundstimme setzt, den harmonischen Antheil eines Tonstücks zugleich mit bezeichnet. Man unterscheidet hier die italienische und deutsche T. Die erstere ist die sogenannte Generalbaßschrift (s. Generalbaß), die andere aber ist die etwas ausgebildetere Notenschrift, welche Gregor der Große eingeführt hat. Man bediente sich nämlich, um die Töne zu bezeichnen, verschiedener Buchstaben. Auf diese Art wurden die Töne der jetzt üblichen Notenschrift durch die darunter gesetzten Buchstaben, die für die höhern Töne noch mit Strichen versehen sind, bezeichnet; die Benennung der Töne in den verschiedenen Octaven (große, kleine, eingestrichene u. s. w.) ist auf uns übergegangen, und man bedient sich auch dieser Tonschrift bei einfachen Gesängen, um den Notendruck zu ersparen, als auch als Abkürzungen in Werken, wo der einzuschaltende Notendruck schwierig ist. Zur Bezeichnung der Dauer der Noten und der verschiedenen Pausen dienten verschiedene Zeichen, die sehr von einander abweichen. Vgl. Petri „Kritische Briefe über die Tonkunst“. 3) Ehemals der Inbegriff der technischen Regeln des Meistergesanges (s. d.). 4) In der Malerei die Decken- und Wandmalerei.

Tacfarinas, ein Numidier, ist besonders durch die kühnen Räuberzüge bekannt, durch welche er unter der Regierung des Tiberius der römischen Herrschaft in Afrika gefährlich wurde. Er unternahm sie mit numidischen und maurischen Stämmen, unterstützt von den Garamanten, vom Jahr 17 n. Chr. an, wurde zwar mehrmals geschlagen, erschien aber immer wieder, bis er im Jahre 24 n. Chr., von dem Proconsul Publius Dolabella angegriffen, in der Schlacht den Tod fand.

Tacitus. Unter den Schriftstellern des 1. Jahrh. n. Chr. hat keiner so allgemeines Interesse, als der durch eigenthümliche Denkungsart, scharf ausgeprägte politische Ansichten und merkwürdig gestaltete Darstellung ausgezeichnete Cajus Cornelius Tacitus. Ueber seine Lebensverhältnisse ist wenig Bestimmtes überliefert. Eine unverbürgte Sage nennt als seinen Geburtsort Interamna (jetzt Terni), in dessen Nähe man noch im 16. Jahrh. das Grabmal desselben zeigte. Alle Umstände vereinigen sich dahin, daß seine Geburt in die erste Hälfte des 5. Decenniums nach Christo fällt. Er selbst erzählt, daß er unter der Leitung des M. Aper und Julius Secundus der Redekunst und Rechtswissenschaft sich befleißigt habe, zu einer Zeit, wo er etwa in den ersten zwanziger Jahren stehen oder wenigstens nicht weit davon entfernt sein konnte. Dem Jüngling verlobte Agrippa seine Tochter und gab sie ihm bald nachher zur Gattin (Agr. 9). Auf dem im J. 78 von Agrippa unternommenen Zuge nach Britannien scheint ihn der Schwiegersohn begleitet zu haben. Unter Vespasian hat er die erste Stufe der Staatswürden bestiegen, was offenbar von der Quästur zu verstehen ist, und er verfolgte diese Laufbahn, so daß er im J. 88 von Domitian die Prätur erhielt und außerdem auch dadurch ausgezeichnet wurde, daß er ihm mit dem quindecimviral. Priesterthum die Besorgung der säcular. Spiele anvertraute. Bald nachher verließ er mit seiner Gattin Rom (Agr. 45), ob freiwillig oder gezwungen, bleibt zweifelhaft. Nicht lange nach dem am 23. Aug. 93 erfolgten Tode seines Schwiegervaters kehrte er zurück und bald auch folgte die Regierung des friedlichen und menschlichen Nerva, unter dem im J. 97 Tacitus consul suffectus ward. Nach dieser Zeit wissen wir wenig von seinem Leben, das er bis zum Ende der Regierung des Trajan gebracht zu haben und ungefähr 60 Jahr alt geworden zu sein scheint. Die von ihm hinterlassenen Werke sind erst in reiferen Jahren ausgearbeitet und dem Publikum übergeben, und so ziemlich in umgekehrter Ordnung vollendet, als sie in den Ausgaben

stehen. Er war zwar in seinen männlichen Jahren als Redner aufgetreten und hatte allgemeine Bewunderung gefunden, aber seine Bedeutsamkeit und Unsterblichkeit verdankt er den historischen Schriften. 1) Das Leben des Agricola, dessen Herausgabe in das Ende des Jahres 97 oder den Anfang des folgenden Jahres zu setzen, ein Denkmal, wie es wohl selten dem Leben eines verdienten und geliebten Mannes gesetzt ist und zugleich der erste Ausdruck der unter Nerva wieder erwachenden Freiheit, der erste Versuch, das lange Schweigen unter dem knechtischen Joche des Vorgängers zu brechen. Die besten Ausgaben sind von E. Dronke (Kobl. 1824), G. L. Walch (Berl. 1828), C. L. Roth (Nürnb. 1833). 2) Germania, oder, wie es sonst hieß, über die Lage, Sitten und Völker Deutschlands, gezogen theils aus den Berichten früherer Gewährsmänner, wie Cäsar und Plinius, theils aus eigener Anschauung und in der ersten Zeit der Regierung Trajan's gegen Anfang des zweiten Jahrhunderts vollendet. Dieses Gemälde, wie wir kein ähnliches aus alter Zeit haben, enthält bei kunstgerechter Mischung von Licht und Schatten eine Menge von Reflexionen über den Gegensatz des verfeinerten und auch verderbten römischen Lebens zu der größten Mannichfaltigkeit des germanischen Naturlebens, aus denen offenbar eine sittliche Betrachtung gezogen werden soll. Um die Herausgabe der Schrift haben sich besonders die Deutschen große Verdienste erworben, vor allen Fr. Passow (Bresl. 1817), Ph. C. Heß (Lpz. 1824), G. Kießling (Lpz. 1832), J. Grimm (Götting. 1836), Gerlach und Wackernagel (Basel 1836). Seine historische Kunst im erhabensten Sinne des Worts hat Tacitus an den beiden größern Geschichtswerken, den Historien und Annalen, erst recht zu zeigen Gelegenheit gefunden. 3) Die Historien, von denen nur noch 4 Bücher und ein Theil des 5. übrig sind, von den ursprünglichen 14. Die erhaltenen umfassen 3 Jahre und beginnen mit Galba; da jedoch Tacitus sich auf eine historia Domitiani beruft, vermuthete man auch dessen Regierung in jenen Büchern geschildert. Aber sie enthielten nur den Zeitraum von Galba bis Nerva und eben daraus wird die schöne, ächt künstlerische Abrundung klar, da sich die verschiedenartigen Vorfälle dieses Zeitraums in der Idee zusammenfassen lassen: das vergebliche Ringen des Staats nach den zerrüttenden Bürgerkriegen, sich der Vespasianischen Familie anzuschließen. Die Zeit der öffentlichen Bekanntmachung kann nicht vor Nerva's Tod fallen, braucht aber auch nicht unmittelbar nach demselben geschehen zu sein. Verschieden hiervon sind 4) die Annalen, d. h. Jahrbücher nach glaubhaften Berichten, bei denen schon entferntere Documente gestattet, eine Entwickelung der Ursachen und Wirkungen nicht verlangt war. Nach einem ganz gedrängten Ueberblick der früheren römischen Geschichte beginnt er mit den letzten Zeiten des August und schildert dann die Principate des Tiberius, Cajus, Caligula, Claudius und Nero, mit welchem das Julische Geschlecht zu herrschen aufhörte. Ursprünglich waren es 16 Bücher, von denen uns Buch 7, 8, 9, 10 und der Anfang des 11. verloren ging. Trotz der chronologischen Form offenbart sich auch hier das Kunstgenie des Schriftstellers, der in einem großen dramatischen Gewebe eine Menge von größeren und kleineren Handlungen, Nebenscenen und Episoden so geschickt mit der Haupthandlung zu verbinden verstand, daß dieselbe doch nie in den Hintergrund gedrängt wurde. Die Behandlung wird dramatisch keineswegs durch das Einflechten von Reden, sondern durch die Kunst in den einzelnen Erzählungen Knoten zu schürzen und zu lösen und bei diesen einzelnen Partien immer durch einen stärkeren Eindruck den vorhergehenden zu überbieten. Das vollendetste Muster dieser Art ist das erste Buch der Annalen. 5) Endlich das Gespräch von den Rednern, dessen Taciteinischen Ursprung, da er von vielen geläugnet und bald der jüngere Plinius bald Quintilian als Verfasser aufgestellt war, aus sehr erheblichen Gründen F. A. Eckstein „Prolegom. in Tac. dialogum de oratoribus" (Halle 1835) erwiesen, nur den Zweifel wegen der stylistischen Verschiedenheit nicht gelöst hat. Es ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Beredsamkeit und der Literatur überhaupt und gewährt durch Inhalt und Form das höchste Interesse. Man hat diesen Historiker in der Regel mit Thucydides verglichen und nicht blos die äußern Verhältnisse, sondern vielmehr ihr schriftstellerischer und politischer Charakter rechtfertigen diese Parallele. Auch die Sprache spricht dafür; in beiden herrscht Kürze des Ausdrucks,

strenge Auswahl der Worte, kühne Freiheit der Wortfügung. Tacitus ist reich an alten, dichterischen Formen, vielen dem Griechischen nachgebildeten Structuren, und hat eine rhetorische Farbe, die sich in dem häufigen Gebrauche der Redefiguren zeigt. — Es gibt nur wenig und unter diesen wieder wenig gute Handschriften, was die Kritik erschwert. Seit der edit. princ., der sogenannten Spirensis, haben sich besonders unter den ältern zwei Herausgeber ausgezeichnet, vor Allen Justus Lipsius, der in einer großen Reihe von Ausgaben seit 1585 die eindringliche Kritik und in ausführlichen Commentaren einen reichen Schatz von Kenntniß des römischen Alterthums niedergelegt hat und Joh. Fr. Gronov, der in gediegener Weise für Kritik und Erklärung sorgte (Amsterd. 1762, II. 8.). Das ältere Material sammelte am vollständigsten die Ausgabe von Jakob Gronov (Utrecht 1721, II. 4.). Im 18. Jahrh. hat für die Erklärung das Meiste J. Fr. Ernesti geleistet; aber erst in den neuesten Zeiten ist für die Bearbeitung des Tacitus eine neue Epoche begonnen, theils durch die Ausgabe von G. H. Walther, die F. A. Eckstein vollendete (Halle 1830, IV. 8.), in welcher bei der sorgfältigsten Sammlung des kritischen Apparates überall besonnene Kritik und nüchterne Erklärung sich findet, theils durch J. Bekker, der aber zu den Commentaren der früheren Herausgeber nur die Vergleichung der Florentiner Handschriften gefügt hat (Lpz. 1831, II. 8.). Der Uebersetzungen sind unzählige. Den meisten Ruf hat eine englische von Th. Gordon mit politischer Discourse (Lond. 1728 u. öfter), eleganter die von Arthur Murphy (Lond. 1793, IV. 4. u. öfter); die italienische von Ben. Davanzati (zuerst Florenz 1637, Fol.) ist veraltet und den Italienern selbst nicht mehr verständlich; kräftig und gedrängt die von Cäsar Balbo, treu die von Gius. Petrucci (Rom 1815, VII. 8.); unter den vielen französischen hat die von Dureau de Lamalle (zuletzt Paris 1827, VI. 8.) den meisten Ruf; die holländische von Pieter Corneliszoon Hooft (Amsterd. 1681, 4.), dem bekannten Geschichtschreiber, wird sehr gerühmt; nur von den sehr zahlreichen deutschen läßt sich wenig Gutes sagen. Schon Jak. Micyllus übersetzte ihn (Mainz 1535, Fol.), dann folgten Joh. Sam. Müller (Hamb. 1765), Goldhagen und Patzke (Magdeb. 1765, VI. 8.), K. F. Bahrdt (Halle 1807, II. 8.), v. Woltmann (Berl. 1811, VI. 8.), v. Strombeck (Braunschw. 1816), W. Bötticher (Berlin 1831). In zahlreichen kleineren Schriften sind eine Masse schätzbarer Beiträge für Kritik und Erklärung dieses Schriftstellers niedergelegt, die man in bibliographischen Handbüchern verzeichnet findet.

Tacitus, Marcus Claudius, römischer Kaiser vom 25. Sept. 275 bis April 276, war, als er zum Kaiser ausgerufen wurde, schon 75 Jahre alt. Er war Mitglied des röm. Senats und wurde weniger wegen seiner ausgezeichneten Geistesfähigkeiten als wegen seines ungeheuern Reichthums, vom Senat nach halbjähriger Zögerung zum Kaiser gewählt und opferte denselben gern den Bedürfnissen des Staats. In Kleinasien, wohin er sich begeben, um den Einfällen der Gothen und Alanen zu steuern, wurde er zu Tyana von den Soldaten, die er beleidigt hatte, erschlagen. Dasselbe Loos hatte nach drei Monaten sein Bruder und Nachfolger Florianus, worauf Probus (s. d.) Kaiser wurde. T. leitete sein Geschlecht von dem Geschichtsschreiber Tacitus ab, dessen Werke er daher in allen Bibliotheken aufzustellen und jährlich 10mal von Staatswegen abzuschreiben verordnete.

Tadolini, Adam, ein ausgezeichneter Bildhauer, 1789 zu Bologna geb., widmete sich dieser Kunst gegen den Willen seines Vaters, der ihn für den Kaufmannsstand bestimmt hatte, und erhielt erst auf Fürsprache des Prinzen Ercolani die Erlaubniß, die Kunstschule seiner Vaterstadt besuchen zu dürfen. Darauf folgte er dem Bildhauer Demaria nach Ferrara, um ihn bei Errichtung eines Denkmals zu unterstützen. Nach Bologna zurückgekehrt, erhielt T. für sein Basrelief Venus und Aeneas den großen Preis der Bildhauerkunst. Zu seiner weitern Ausbildung ging er nach Rom, wo er unter Canova's Leitung ausgezeichnete Kunstwerke hervorbrachte, wie den sterbenden Ajax, die Gruppe Venus und Mars, das Modell zur Reiterstatue Karl's III. in Neapel, den Sarkophag für die letzten Stuarts, die Statuen Washington's und Pius VI. Aus seinem eigenen Atelier sind hervorgegan-

gen: die Gruppe Venus und Amor, ein Ganymed, und eine große Anzahl Büsten. T.'s Gattin ist ebenfalls eine berühmte Künstlerin.

Tadschiks oder Bucharen, s. Bucharen.

Tafelgelder, die fürstlichen Personen und hochgestellten Beamten zur Bestreitung der Tafelkosten bestimmten Gelder.

Tafelgüter heißen die zur Bestreitung des Haushaltes landesfürstlicher Personen bestimmten Güter; in den ehemals geistlichen Stiftungen die Güter, über deren Revenüen der Bischof verfügen konnte. Tafellehen heißen sie, wenn sie in Lehngütern bestehen.

Tafelrunde. An den Namen und die Thaten des Königs Artus oder Arthur, der von 517—542 sein Land in Verbindung mit den stammverwandten Völkerschaften auf dem festen Lande gegen die Angriffe der Sachsen vertheidigte, knüpfen alte Sagen und darauf sich stützende Rittergedichte einen Fabelkreis, dessen Inhalt mit Fauriel für rein willkürliche Erfindung ohne alle historische Unterlage zu halten unüberlegt sein würde. Der Zauberer Merlin, ein Mittelding zwischen Hölle und Teufel, widmete seine Weisheit dem jungen Artus, der, ohne seine Aeltern zu kennen, von armen Leuten auferzogen wurde. Durch seine Mitwirkung ward er als König von Britannien anerkannt und führte viele glückliche Kriege, bis er mit seinen Rittern in der furchtbaren Schlacht gegen Mordred umkam. Auf Merlin's Rath hatte schon des Artus Vater, Uter Pendragon, die Tafelrunde gestiftet, um die würdigsten Ritter von nah und fern zu versammeln. Zur Aufnahme in diesen Kreis befähigten nur die größten ritterlichen Eigenschaften; hohe Geburt, Stärke, Thätigkeit, Einsicht, Tapferkeit, Treue gegen den Fürsten waren unerläßliche Bedingungen. Ein Eid verpflichtete sie zu gegenseitigem Beistand: die gewagtesten Abenteuer mußten sie, wenn es Noth that, allein bestehen, als Mönche und Einsiedler leben können, aber auch bei dem ersten Rufe zu den Waffen sich stellen. Sie sollte auf 50 Ritter berechnet sein, der letzte Platz aber für den leer bleiben, der alle Wunder des Graal's erfüllte; ein vornehmer Ritter wagte es einst, ihn unberufen einzunehmen, und auf der Stelle öffnete sich unter ihm die Erde und verschlang ihn. Artus füllte später diesen leeren Platz aus der Tafelrunde aus, die immer noch der Sammelplatz der edelsten Ritter blieb. Jede Pfingsten hielt er zu Karidol (in altenglischen Gedichten Kardoel, Cardueil, Kardeuyle, das heutige Carlile in Cumberland) auf das glänzendste Hof, die schönsten Frauen neben Artus Gemahlin Ginovere machten den Aufenthalt angenehm, Ritterspiele aller Art bildeten die Unterhaltung, wie dies lebendig Hartmann von der Aue im Iwein (V. 62 flg.) geschildert hat, Abenteuer wurden erzählt und nur wenn sich keine aventiure dargeboten hatte, ward die Morgentafel (denn Mittagstafeln kannte man nicht) ausgesetzt. Gawein, Iwein, Segremors, Kalogreant, Dodines und der vorlaute, großsprecherische Key erscheinen unter den Rittern. Gawein, der Sohn des Königs von Norwegen Loht und einer Schwester des Artus, edel gesinnt wie keiner, sollte des Artus Nachfolger werden; das erbitterte den unechten Sohn Mordred, der im Verein mit allen von der Tafelrunde zurückgewiesenen Rittern eine blutige Schlacht lieferte, in der alle Helden fielen. So knüpfte die Sage an Artus Untergang auch den Untergang der Tafelrunde. Auch in diesem Kreise von Sagen ist das Geschichtliche durch die ganze Fülle des Wunderbaren, das die Kreuzzüge darboten, bereichert und der Kreis der Dichtung bis nach Indien erweitert. Man mußte in den an sich beschränkten Gegenstand viel hineinlegen, um das Ideal des ritterlichen Lebens zu entfalten. Die erste Entstehung der Sagen muß auf dem Boden gesucht werden, dem die Hauptpersonen angehören, in Wales und in Bretagne. Britisch ist die Mythologie dieser Gedichte, britisch sind die Feen, die Riesen, die bezauberten Brunnen, britisch die ursprünglichen Namen, die freilich nicht selten von spätern Sängern umgetauscht wurden. In Wales und Bretagne müssen alte Lieder (Laise) gewesen sein, die diese Gegenstände behandelten, bei deren Umgestaltung die freieste Willkür und die ungezügeltste Phantasie geherrscht hat. Als Quelle des Jeffrey von Monmouth historia regum Britanniae (um 1138 geschrieben) anzunehmen, wird Niemand geneigt sein, da in dieser Chronik von der Tafelrunde gar nicht die Rede ist. Jene

Bretonischen Sagen kamen zunächst zu den Franzosen. Der schönen Ginovere Liebe zu dem Ritter Lancelot hat den Roman von Lancelot du Lac hervorgerufen, dessen Bearbeiter Gautier Map und Chrestien de Troyes mit seinem Fortsetzer Geoffroy de Ligny zur Popularität der Sage viel beigetragen haben. An weiter Verbreitung steht ihm nicht nach der Roman von Tristan, bearbeitet von Luces und ganz poetisch von Chrestien de Troyes, behandelnd die verbrecherische Liebe des Tristan zur Isalde (Ysot, Isold), der Gattin seines Oheims Marke, die durch einen Zaubertrank hervorgerufen ist. Hervorgegangen aus jenen beiden ist der Roman von Meliadus von Leonnoys durch Rusticien de Pise und der von Ysaie de Triste, dem Sohne Tristan's. Von großem Interesse sind auch die von demselben Chrestien vortrefflich ausgeführten Romane von Erek und Enite und von Iwein, dem Ritter mit dem Löwen, an die sich eine Menge kleiner Gedichte mit der Darstellung einzelner Scenen anschließen. Alle Schicksale und Thaten des Artus von der Geburt bis zum Tode stellt dar das große prosaische Werk: „Le Roman du Roi Artus et des Compagnons de la Table Ronde". Aus jenen französischen Dichtungen sind jene Stoffe auch zu den Deutschen gelangt, unter denen die begabtesten höfischen Dichter vorzugsweise sich damit versuchten und eine Reihe von dichterischen Werken geschaffen haben, die zu den schönsten Blüthen der erzählenden Kunstpoesie gehören und zugleich das treueste und lebendigste Bild von dem ritterlichen Leben zu Ende des 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts geben. Dahin gehören von Hartmann von der Aue (um 1200) Erek und Enite und Iwein, der Ritter mit dem Löwen; ferner der Lanzelot Ulrich's von Zetzighofen (bis jetzt ungedruckt), Wigalois, der Ritter mit dem Rade von Wirnt von Gravenberch, Gottfried's von Straßburg Tristan ꝛc. In der Regel aber finden sich diese Sagen in Verbindung mit den Sagen vom heiligen G r a a l (s. d.). Diese Verbindung tritt, außer den französischen Romanen, vor allen in zwei Werken eines der größten Dichter aller Zeiten, Wolfram's von Eschenbach, im Parcival und dem von ihm begonnenen, aber nicht weit geführten Titurel hervor, sowie in den Loherangrin, von unbekanntem Verfasser und in einigen kleineren Liedern von geringer Bedeutung.

Täfelwerk nennt man in der Baukunst eine aus Bretern bestehende Bekleidung der Wände und Decke in Zimmern und Sälen. Man theilt das Täfelwerk einer Wandbekleidung durch senkrechte Streifen oder Säulen ab und hält genaue Symmetrie mit den gegenüberstehenden Wänden. Die zwischen den Säulen liegenden Felder müssen schöne Form haben, und will man sie nicht aus einer Tafel fertigen, so wählt man deren drei, von denen die mittlere die größere ist, selten zwei, die durch einen schmalen Streifen getrennt sind. Zur Decoration nimmt man eine helle Oelfarbe, oder man setzt einen Lack auf das Holz, wenn es ein kostbareres ist.

Taffet (Taffent, Taft), ein wie Leinwand gewebtes Seidenzeug, dessen Einschlag und Kette von ungezwirnter Seide gemacht wird. Von den vielen Sorten sind die vorzüglichsten: Muscheltaffet, Armoisin, Mänteltaffet, Massiru, Tabin oder Doppeltaffet, Terzanell, außerdem glatte, einfarbige, schillernde (Changeant), gestreifte, gegitterte (schottische), pickirte, gemuschelte, rippige, flammige, broschirte, façonnirte, glasirte, leichte, schwere oder doppelte und mehrere andere Arten. Die vorzüglichsten Taffetfabriken findet man in Frankreich, Deutschland und Italien. Von den französischen Sorten sind am geschätztesten: Aladjas, Avignon, Bazin, Brillanttaffet, Florence, wovon es mehrere Sorten gibt.

Tafia heißt auf den Antillen bei den Franzosen Das, was die Engländer R u m (s. d.) nennen. Der gewöhnliche Tafia wird aus einem Gemisch von Melasse, Syrup und Zuckerwasser bereitet, ist aber in Geschmack und Geruch weniger angenehm als der Rum.

Tafilelt oder T a f i l e t, eine Provinz des Reichs Marokko in Nordafrika, liegt südöstlich vom Atlas am Rande der Wüste, zu der sie den Uebergang bildet, und ist ein ziemlich ebenes dürres Steppenland von etwa 15000 □Meilen, mit salzigem Boden,

der nur an dem Ufer der wenigen Flüsse, die ihn bewässern, anbaufähig und bewohnt ist. Hauptfluß ist der Ziz, an dem auch der Hauptort, Tafilet genannt, liegt.

Tag und **Nacht** sind die in der Natur gegebenen Regulatoren der Zeiteintheilung für das bürgerliche Leben, und entstehen, wie bekannt, durch den stets sich gleichbleibenden Umschwung der Erde um ihre Axe. Wenn die Sonne über den Horizont tritt, so beginnt der Tag, und er endet mit dem Verschwinden der Sonnenscheibe an der entgegengesetzten Seite des Gesichtskreises. Dies der natürliche Tag. Doch ist klar, daß wegen der Schiefe der Ekliptik nur dann Tag und Nacht gleich sind, wenn sich die Sonne in den Durchschnittspunkten des Aequators und der Ekliptik (in den Aequinoctialpunkten) befindet, was im Jahre zweimal vorkommt; daß dagegen die Tage an Länge die Nächte und umgekehrt diese jene übertreffen, wenn sich die Sonne (relativ) über den Aequator erhebt oder unter ihn hinabgeht, wo in den Sonnenwenden (Solstitialpunkten) beide ihre höchsten Werthe erreichen. Die Veränderlichkeit der Tageslänge ist dazu noch nach der Polhöhe der einzelnen Orte verschieden, indem die Sonne den nördlicheren Gegenden immer früher auf- und später untergeht, als den südlicheren, so daß in den Zonen über 66⁰,5. der längste Tag länger als 24 Stunden dauert. Zu einer bestimmten Zeiteintheilung ist daher der natürliche Tag nicht geeignet, und man kann deshalb von einer Culmination der Sonne zur anderen die Dauer des Tages rechnen. Da aber die Sonne im Perigäum und Apogäum verschiedene Geschwindigkeit hat, so kann auch hier nur eine Sicherheit und Gleichheit erreicht werden durch Reduction der wahren Sonnenzeit auf mittlere (s. Sonnenzeit), die indeß sehr alt ist, und schon den chaldäischen Astronomen zu Babylon im 8. Jahrh. v. Chr. bekannt war. Da aber die Sonne in ihrer Bahn in der Ekliptik täglich fortrückt, so kann die Zeit von der einen Culmination zur anderen nicht gleich dem Umschwunge der Erde sein, sondern übertrifft letzteren um 3′ 563″. Man kann daher zur Regulirung der Zeit auch von den Fixsternen ausgehen, und den Sterntag bestimmen, der in mittlerer Sonnenzeit 23 St. 56′ 4″ enthält, die wahre Zeit des Umschwungs der Erde (s. Sternzeit). In Hinsicht auf das Jahr differirt die Sonnenzeit mit der Sternzeit um einen Tag, und schon darum kann die in gewisser Hinsicht genauere Sternzeit nie Zeitmaß für das bürgerliche Leben werden, welches nur von der Sonne ausgehen kann. Der Tag wird eingetheilt in 24 Stunden, die Stunde in 60 Minuten, die Minute in 60 Secunden. Es fragt sich, von welchem Momente an die Stunden zu zählen seien. Da wo Mondobservationen die Anordnung des Jahres bestimmen, ist es natürlich, den bürgerlichen Tag mit Anfang der natürlichen Nacht d. h. mit Sonnenuntergang anzufangen. So die Hebräer, Griechen, Mohamedaner. Dagegen begannen die Babylonier, die ein Sonnenjahr hatten, den bürgerlichen Tag mit Aufgang der Sonne, was beides bei der Veränderlichkeit der Tageslänge (s. d.) viel Unbequemlichkeiten hat, wie die sonderbare Zählungsweise in manchen Gegenden Italiens beweist, wo vom Anbruch der wirklichen Nacht, d. h. $^1/_2$ Stunde nach Sonnenuntergang, die Stunden von 1—24 fortgezählt werden. Die für das bürgerliche Leben ungleich zweckmäßigere Einrichtung, den Tag mit der Mitternacht anzufangen, haben die Römer von den Aegyptern angenommen, und die christlichen Völker sind darin gefolgt. Von Mitternacht bis Mittag werden dann 12 Stunden, und von da bis zur Mitternacht wieder 12 gezählt, wobei früher 12 Tages- und 12 Nachtstunden unterschieden wurden, während jetzt zweckmäßiger nach gleichen mittleren Stunden gerechnet wird. Blos für astronomische Zwecke ist der sogenannte astronomische Tag eingeführt, der mit dem mittleren Mittage beginnt, von wo an bis zum folgenden 24 Stunden ohne Absatz gezählt werden. Ein Datum am 3. Aug. 10 Uhr 24′ 6″ Vormittags ist astronomisch: am 2. Aug. 22 St. 24′ 6″. Die in Vorschlag gebrachte Zählung des astronomischen Tages von 2 mal bis 12, ist mit Recht nicht angenommen.

In der Jurisprudenz ist ein Tag ein Zeitraum von 24 Stunden, nach römischem Rechte von Mitternacht an gezählt. Für die Erlangung eines Rechtes ist in der Regel nur erforderlich, den Anfang des bestimmten Tages zu erreichen; für Leistungen bleibt noch der ganze Tag. Nur in besonderen Fällen wird von Stunde zu Stunde gezählt.

Taganrog, Troizkaja krepostna Taganroka, Festung und Seestadt im russischen Gouvernement Jekatarinoslaw, am asowschen Meere, mit 12,000 Einw.; hat einen guten Hafen, eine Handelsschule, ein Handelsgericht, Quarantäneanstalt, Admiralität, nicht unbedeutende Fabriken, Schiffsbau und starken Handel. Taganrog ist von Peter dem Großen 1699 angelegt und am 1. Dec. 1825 starb daselbst der Kaiser Alexander, dessen Bildsäule von Erz auf einem marmornen Piedestale 1830 in dieser Stadt errichtet wurde.

Tagesbefehl ist die gewöhnlich schriftlich gegebene Anordnung Dessen, was im Laufe des Tages bei einem Truppentheile geschehen soll. Er wird meist mit der Parole ausgegeben, geht nur vom höchsten Befehlshaber der zu einem Ganzen vereinigten Truppen aus und umfaßt die Bestimmung der Märsche, der einzunehmenden Stellungen, der für die Verpflegung zu treffenden Maßregeln und Disciplinarbefehle.

Tageslicht ist eine Wirkung der Sonne auf die ihr zugekehrte Seite der Erde, aber deshalb noch nicht vollkommen mit dem Sonnenlichte gleich. Denn während das Sonnenlicht, wie das eines Sterns, in geraden Linien sich fortsetzt, so erscheint das Tageslicht überall auf der erleuchteten Hemisphäre, es dringt von allen Seiten her ein, ist überall gegenwärtig, selbst da, wo die geradlinigen Strahlen der Sonne nicht hindringen. Hier entsteht zwar Schatten (s. d.), aber das Licht mangelt doch nicht ganz. Die gleichmäßige Verbreitung des Lichts macht also einen wesentlichen Unterschied, und sie kann nicht von der Sonne allein abhängen. Vielmehr bedarf das Sonnenlicht eines Leiters, der es gleichmäßig über die Erde zerstreut. Dieser Leiter ist nichts Anderes, als unsere Atmosphäre. Das Beispiel einer in einem großen finstern Raume angezündeten Kerze macht es deutlich, daß ohne Atmosphäre die Sonne nur so viel von der Erde erleuchten würde, als von ihren geraden Strahlen getroffen wird, daß dagegen das Sternenlicht nicht verschwinden würde und wir die Sonne nur als den hellleuchtendsten aller Fixsterne am dunkeln Himmel sehen müßten. Dagegen wird die Atmosphäre von der Sonne erleuchtet, d. h. nicht, daß sie das Sonnenlicht zurückwirft, sondern daß sie als nicht vollkommen durchsichtiger Körper durch die Sonne zum Selbstleuchten erregt wird. Der blaue Duft, der selbst an den heitersten Tagen entfernte Gebirge einhüllt, ist ein Beweis für die unvollkommene Durchsichtigkeit der Luft, und die Bläue des wolkenlosen Himmels ist eben die Erscheinung der erleuchteten Luft. Da nun jedes Theilchen der Letzteren von der Sonne erleuchtet ist, so muß die ganze, der Sonne zugekehrte Hemisphäre zum Selbstleuchten erregt sein, und insofern nun die einzelnen Theile einander selbst wieder erleuchten, so ist die allgemeine Verbreitung des Lichts, das wir Tageslicht nennen, nothwendige Folge. Hieraus erklärt sich zugleich die Dämmerung am Morgen, die dadurch entsteht, daß die geraden Sonnenstrahlen zunächst die oberen Luftschichten zum Selbstleuchten erregen, bis die Dämmerung zum Tageslichte übergeht. Umgekehrt verhält es sich bei der Abenddämmerung. Ueberhaupt ist aber deutlich, daß die Atmosphäre auch für die Erleuchtung der Erde unentbehrlich ist, und die Analogie unseres Planeten mit den übrigen unseres Sonnensystems läßt voraussetzen, daß auch die Letzteren für gleiche Zwecke mit einer Atmosphäre versehen sind. Die observirende Astronomie hat dies schlagend nachgewiesen. So zeigen die Lichtphasen des Mercur eine Dämmerung; deutlicher noch zeigen sie die der Venus; bei Mars ist sie nachgewiesen, bei den Asteroiden ist sie an ihrer Nebelhülle sogar sichtbar. Jupiter hat eine Atmosphäre, in welcher ein Erdenbewohner ohne Umstände ertrinken würde, und eine ganz ähnliche Saturn. Vom Monde wird eine Atmosphäre geleugnet, von Schröter aber behauptet und die Analogie ist dafür. Wir sehen also, daß die Atmosphäre ein wesentliches Stück für die Sonnenbegleiter ist und auf allen Planeten werden sich rücksichtlich des Tageslichtes, müssen sich mutatis mutandis die Erscheinungen wiederholen, die unsere Erde zeigt.

Tagfalter, s. Schmetterlinge.

Tagliamento, Tagamento, Küstenfluß im lombardisch-venetianischen Königreich,

entspringt auf den carnischen Alpen, durchbricht die südlichen Voralpen und ergießt sich bei Porto di Tagliamento in das adriatische Meer.

Tagthierchen, s. Ephemeren.

Tajo, in Portugal, der größte Fluß der pyrenäischen Halbinsel, entspringt auf der Sierra Albaracin, auf der Grenze von Aragonien und Cuença, durchströmt erst in nördlicher, dann in südwestlicher Richtung die Hochflächen von Neucastilien und mündet unterhalb Lissabon bei Alcantara in das atlantische Meer, wo er an 2 Meilen breit, von den größten Kriegsschiffen befahren werden kann. Die vorzüglichsten Städte, die an ihm liegen, sind: Aranjuez, Toledo, Talavera, Alcantara, Abrantes u. a. Seine Nebenflüsse auf der rechten Seite sind der Gallo, Alberche, Tintar und Alagon; auf der linken die Guadiela, der Algodor, Torcon, Yhor, die Magaska, Salor und Sever. Der directe Abstand von der Quelle bis zur Mündung beträgt 90, die Stromentwickelung 120 Meilen und das Stromgebiet 1360 □M.

Takel, Takelwerk oder Takelage heißt Alles, was zur Ausrüstung eines Schiffes gehört, Segelwerk, Taue, Anker, Winden, Rollen u. dgl. m. In der Schiffssprache heißt daher takeln ein Schiff mit allem Nothwendigen versehen und in Stand setzen, daß es in See stechen kann; abtakeln, alles dies von dem Schiffe wieder abnehmen, nach einer Fahrt, wenn das Schiff längere Zeit ruht.

Takt. Das erscheinende Zeitmaß der einzelnen Töne in ihrer gegenseitigen Beziehung zu einander gibt in der Musik den Rhythmus (s. d.), das sinnlich wahrgenommene Gleichmaß der Zeit überhaupt aber in der Aufeinanderfolge von Tönen, welches regelmäßig nach Verlauf eines bestimmten Zeittheiles jedesmal wiederkehrt, und so als bindende Einheit der Mannichfaltigkeit hervortritt, ist der Takt. Dieses Gleichmaß der Zeit, oder diese regelmäßigen Schritte der Töne zerfallen in 2 Hauptarten, nämlich in den Takt der Ruhe oder den geraden Takt und in den ungeraden oder leidenschaftlichen. Die erstere Art (auch der spondäische Takt genannt) besteht aus 2 gleichen Schlägen, aus dem Niederschlag (thesis, nota buona) und dem Aufzug (Arsis, nota cattiva), wird in der Notenschrift mit C bezeichnet und $^2/_2$ und $^4/_4$ Takt genannt. Die 2. Art zerfällt in 3 Theile: den Niederschlag, die Mitte und den Aufzug und wird mit $^3/_2$ $^3/_4$ $^3/_8$ u. s. w. bezeichnet. Diese angegebenen Zeichen können in kürzere Noten zerlegt werden, so z. B. der $^4/_4$ Takt in $^8/_8$, $^{16}/_{16}$ u. s. w., und der $^3/_4$ Takt in $^6/_8$, $^{12}/_{16}$ u. s. w., oder die Zergliederung kann auch aus ungleichartigen Noten bestehen, wenn sie nur zusammen das Zeitmaß ausfüllen. Ist in der Notenschrift die vorgeschriebene Bewegung durch Noten erfüllt, so wird dies durch einen sogenannten Taktstrich bezeichnet und jede solche Abtheilung heißt dann ein Takt. Dies geschieht, um dem Spieler die Uebersicht und die Beobachtung des Takt-Accents, vermöge welches einzelne Noten hervorgehoben werden, möglich zu machen. Dieses Hervorheben der einzelnen Noten gibt die verschiedenen Nebengattungen der Taktarten. Der Versuch, andere Taktarten als die gewöhnlichen aus der Progression der Zahlen zu bilden, z. B. $^5/_4$, $^5/_8$, $^7/_4$ u. s. w., hat sich nicht durchgesetzt. Mit Glück aber hat man sich in einzelnen Fällen zusammengesetzter Taktarten, z. B. $^3/_4$ und $^2/_4$ bedient. In unserm Sinne hatten die Alten keinen Takt, sondern nur Rhythmus. Um bei ihren Chören die recitirenden Sänger in Ordnung zu halten, stampfte man mit Holzschuhen oder schlug mit einem besondern Werkzeuge (scabillum) eine Art Takt. Erst im 11. Jahrhundert ward der eigentliche Takt durch Fralo von Köln, Jean de Meurs, Muris und Orlando eingeführt und fortgebildet. Die Taktstriche kamen erst im 16. Jahrhundert auf (s. Noten). Bemerkens- und bewundernswerth ist die physiologische Wirkung der taktmäßigen Bewegungen. Der Trommelschlag und die geblasenen Märsche bewegen die Soldaten leichter fort, die Pferde werden munter und trottiren leichter, wenn Trompetenschall ertönt, beim Tanze werden die Glieder wie von einem Zauber bewegt, während das Gemüth von den Klangverhältnissen und Harmonien aufgeregt und erweitert wird. — Für den Spieler ist die richtige Takteintheilung, d. h. die Fertigkeit, die einzelnen Taktglieder so einzutheilen, daß jedes die verhältnißmäßige Dauer erhält, von großer Wichtigkeit, und bei Mangel an scharfem, rhyth-

mischem Gefühle nur durch lange Uebung und Abzählen der gleichen Taktglieder zu erlernen. Bei größern Musikaufführungen wird der Takt vom Director durch die ganze Composition hindurch angegeben. Er gibt durch den Niederschlag und jedesmal durch so viel folgende Bewegungen des Taktstocks, aus wie vielen Taktgliedern der Takt besteht, die Art der Zeitbewegung oder der Geschwindigkeit des Spiels an. Bei größern Orchestern, bei Recitativen, Solovortrag überhaupt ist das Taktschlagen besonders unerläßlich.

Taktik, Gefechtslehre, ist die Lehre von der Stellung und dem Gebrauche der Truppen im Gefecht. Sie zerfällt in die niedere oder Elementartaktik, die sich auf die Ausbildung des einzelnen Soldaten und die Verwendung kleinerer Truppenabtheilungen bis höchstens zur Stärke eines Regiments bezieht, und in die höhere, welche die Benutzung größerer Truppenabtheilungen und ganzer Heere lehrt, wonach denn zwischen ihr und der Strategie oder Feldherrnkunst keine strenge Grenze gezogen werden kann. Vgl. Brandt „Grundzüge der Taktik" in der „Handbibliothek für Offiziere" (Bd. 6, Abth. 1, Berl. 1833); Decker „die Taktik der drei Waffen: Infanterie, Cavalerie und Artillerie, einzeln und verbunden" (2 Bde., 2. Aufl., Berl. 1833—34) und Xylander „Lehrbuch der Taktik" (2. Aufl., Münch. 1834). Die Seetaktik oder die Kunst des Seekrieges verdankt ihre systematische Form vornehmlich dem Engländer Clerk (um 1780), der namentlich den Grundsatz von der Durchbrechung der Linie zuerst gehörig ins Licht stellte.

Taktmesser, Metronom oder Metrometer, ist eine Maschine, die durch Schläge die Regeln für die Bewegung der Taktglieder angibt. Da das Tempo (s. d.) immer noch eine zu wenig bestimmte Bestimmung für den musikalischen Vortrag ist und von der richtigen Bewegung, in der ein Tonstück durchgeführt wird, fast die ganze Wirkung auf die Zuhörer abhängt, so war die Erfindung eines Instrumentes, das die jedesmalige Bewegung genau angibt, ein wesentliches Bedürfniß. Die Versuche von Bürja in Berlin, Stößel in Burg und Weiske in Meißen waren nicht praktisch. Eine bessere Maschine erfand der in Wien lebende Mechanikus Mälzl. Sie besteht aus einer einen Fuß hohen Pyramide von lackirtem Blech, worin sich ein Pendel befindet, der verkürzt und verlängert werden kann, und auf welchem auf der einen Seite die Noten nach der durch ihre Gestalt bedingten Geschwindigkeit bezeichnet sind, auf der andern Seite aber diesen Noten Zahlen gegenüberstehen. Der Pendel wird von durch eine Feder bewegten Rädern getrieben. Durch Verlängerung und Verkürzung des Pendels macht dieser langsamere oder schnellere Schläge. Stimmt der Pendelschlag mit der gewünschten Bewegung der Noten des Tonsetzers überein, so braucht derselbe nur an dem Verkürzungspunkte des Pendels zu stehen, und die an demselben befindliche Note und Zahl über sein Tonstück zu schreiben. Der Taktmesser von Weber in Darmstadt besteht aus einer an einem Faden hängenden Bleikugel, welcher nach rhein. Zollen verkürzt und verlängert werden kann. Doch ist der letztere weniger allgemein als der Mälzl'sche. Man findet die Bestimmung dieser T. gewöhnlich so über den Noten: M. M. ♪ 44 Adagio (d. h. Mälzl's Metronom schlägt bei der Stellung 44 des Pendels die Achtel im Adagio) oder 𝅗𝅥 12 rheinischen Presto, d. h. der Weber'sche Metronom von 12 rhein. Zoll gibt hier die halben Takte im Presto an u. s. w.

Talaos, der Sohn des Bias und der Pero, einer der Argonauten, war der Gemahl der Lysimache, mit der er den Adrastos, Parthenopäos, Pronax, Mekisteus, Aristomachos und die Eriphyle zeugte. Sein Grabmal wurde zu Argos gezeigt.

Talapoinen heißen in Birma und Siam die Priester des Fo.

Talar, bedeutet eigentlich, was bis auf die Knöchel reicht. Insonderheit versteht man darunter das lange Feierkleid der kathol. und protestant. Geistlichen, dann auch den Mantel königl. und fürstlicher Personen.

Talavera de la Reyna, Stadt in der spanischen Provinz Toledo, am Tajo, mit 8000 Einwohnern, einer Artillerieschule und bedeutenden Seidenfabriken. Historisch merkwürdig ist diese Stadt wegen des Sieges des vereinigten span. und engl. Heeres unter Wellington über die Franzosen am 27. und 28. Juli 1809.

Talbot, John, einer der größten englischen Kriegshelden des 15. Jahrhunderts, stammte aus normannischem Geschlechte und wurde um 1373 zu Blechmore in der Grafschaft Shrop geboren. Im Jahre 1410 trat er ins Parlament, zeigte sich als Gegner des Hauses Lancaster und wurde deshalb 1413, als Heinrich V. zur Regierung gekommen, in den Tower gefangen gesetzt. Bald ließ ihn jedoch der König frei und machte ihn zum Lordlieutenant von Irland, wo er den Rebellenhäuptling Donald Mac Murghe bezwang. Als Heinrich V. (s. d.) 1417 seine Expedition nach Frankreich unternahm, folgte ihm T. und zeichnete sich sogleich durch Muth und Kriegsgeschick aus. Er half Domfront und Rouen belagern, vertrieb die Franzosen aus Mans und betheiligte sich an der Erstürmung von Laval und Pontorson. Nachdem der Graf von Salisbury vor Orleans gefallen, leitete er mit mehrern andern Kriegshäuptern die Belagerung des Platzes, bis derselbe endlich von der Jungfrau von Orleans entsetzt wurde. Nachdem das englische Heer zahlreiche Niederlagen erlitten hatte, erhielt T. den Oberbefehl und stellte das Kriegsglück wieder her. Er eroberte 1433 viele feste Städte in der Normandie, nahm 1435 Saint-Denis und schlug die Franzosen im folgenden Jahre vollständig bei Rouen. Im Jahre 1437 fiel Pontoise in seine Hände und Crotoy wurde von ihm entsetzt. Mangel an Truppen und hinreichender Unterstützung aus England überhaupt zwang ihn jedoch, die Eroberungen aufzugeben und sich nur auf die Vertheidigung zu beschränken und er behauptete sich auch so lange als möglich in Frankreich. Heinrich VI. erhob ihn 1442 zum Grafen von Shrewsbury in England und zum Grafen von Waterford und Wexford in Irland. Ungeachtet blutigen Anstrengungen mußte T. 1449 den Franzosen zu Rouen unterliegen und sich selbst zur Bekräftigung der Capitulation als Geißel stellen. Er erhielt 1450 seine Freiheit wieder und unternahm nun eine fromme Reise nach Rom. Nach seiner Rückkehr übertrug ihm der englische Hof abermals den Oberbefehl in Guienne, welche den Engländern unterworfene Provinz König Karl VII. (s. d.) von Frankreich soeben überzogen hatte. T. erschien im Oct. 1452 mit einem Corps von 4000 Mann, eroberte im Fluge eine Menge bedeutender Städte, darunter Bordeaux, wo er sich festsetzte. Indessen bedrängten die Franzosen seit dem 13. Juli 1453 Castillon (Châtillon de Périgord) und er sah sich genöthigt, mit seinem Sohne, der ihm 5000 Mann aus England zuführte, dem Platze zu Hülfe zu eilen. Nach mehreren blutigen Gefechten unterlag er hier der französischen Uebermacht und starb schwer verwundet, am 20. Juli 1453. Sein Sohn erlitt dasselbe Schicksal. Die englische Armee löste sich in wilder Flucht auf und rettete sich zum Theil auf die Schiffe, welche an der Küste lagen. Die Ehrenhaftigkeit, die Mäßigung und der ritterliche Heldenmuth, von dem T. in diesen langen, wilden Kämpfen so glänzende Proben ablegte, erwarben ihm auch bei den Franzosen hohe Achtung. Freund und Feind nannten ihn den Achill von England. Einige Jahre später wurden seine Gebeine aus Frankreich nach Whitchurch in der Grafschaft Shrop gebracht, wo man ihm ein Denkmal errichtete. Seine Familie nimmt noch gegenwärtig eine der ersten Stellen in der britischen Aristokratie ein. Das Familienhaupt ist jetzt John T., 16. Graf von Shrewsbury, von Waterford und Wexford, geb. am 18. März 1791.

Talent heißt 1) eine Rechnungsmünze (wie auch die Mine kein wirkliches Münzstück), nach welcher man in Attika und in fast allen hellenischen Staaten rechnete, zu 60 Minen, oder 1375 Thaler Conventionsgeld, 2040 Gulden C.-M. Das äginetische Talent, welchem das korinthische gleichzuschätzen ist, war schwerer als das attische und wog 10,000 attische Drachmen auf. Auch das euböische Talent, nach welchem die alten Schriftsteller oft rechnen, ist um Weniges größer, als das attische, und verhält sich zu jenem wie 73 zu 75, während das ägyptische vom attischen wenig oder nicht unterschieden war. 2) war Talent ein großes Gewicht, welches man zu 53 Pfund 27 Loth anschlägt.

Talent nennt man im philosophischen, auch in das Leben übergegangenen Sinne die Naturanlage, das äußerlich Gegebene leicht in sich aufzunehmen und wieder zu reproduciren. Das Talent hat also zwar nicht Originalität des Schaffens, allein es ist doch

fähig, das bereits Geschaffene in seiner Wahrheit zu erkennen, mitzutheilen und auch auf Aehnliches anzuwenden. Letzteres aber verlangt gleichfalls eine eigenthümliche freie Thätigkeit des Geistes. Es ist daher das Talent nicht beschränkt auf irgend eine Kunst oder Wissenschaft, sondern es kann sich auf mehrere Gattungen der Kunst oder Wissenschaft ausdehnen. Von dem Genie unterscheidet es sich dadurch, daß es nur reproductiv, jenes aber productiv, selbständig und eigenthümlich schaffend, originell ist, und daß die Produkte desselben als Vorbilder für Andere Mustergiltigkeit haben. Ein Genie bricht sich überall neue Bahnen, ein Talent geht auf diesen weiter; jenes erzeugt mit göttlicher Schöpferkraft mustergiltige Werke, dieses benutzt mit praktischem und richtigem Blicke die vorhandenen; jenes erschafft Neues, dieses wendet das Alte an, um es weiter fortzuführen und zu etwas Neuem umzuschaffen. Daher kann das Talent praktischer für das Leben sein, als das Genie.

Talfourd, Thomas Noon, englischer Dichter und Mitglied des Parlaments, geb. in Reading 1795, wurde in unitarischen Principien erzogen, ging aber später zur englischen Hochkirche über. Schon auf dem Gymnasium begann er sich mit Politik und poetischen Versuchen zu beschäftigen. Sein erstes Gedicht, das er verfertigte und worin er Sir Francis Burdett nach dessen Befreiung aus dem Tower feierte, fand Beifall und machte ihn mit Cobbet bekannt. Einige Jahre nachher ließ er eine Sammlung seiner poetischen Jugendversuche im Druck erscheinen und da er zu arm war, um eine Universität zu beziehen, schlug er die juristische Laufbahn ein. Sein Lehrer war der berühmte Chetty; auch der jetzige Lord Brougham nahm sich seiner liebevoll an. Seinen Unterhalt erwarb er sich theils durch literarische Arbeiten für Zeitschriften und Reviews (besonders für das „New monthly magazine“ und das „Edinburgh review“), theils, namentlich später, durch selbständiges Prakticiren. Während dieser Zeit ward er mit einem großen Theil der literarischen Notabilitäten, besonders mit Charles Lamb, bekannt. Im Jahre 1821 ward er Advocat und bald bildete sich für ihn eine sehr umfassende Praxis. Im Jahre 1833 erwählte ihn seine Vaterstadt zum Parlamentsmitglied, 1839 wurde er wieder gewählt, verzichtete aber 1841 auf seine Wiederwahl. Er gehört den radicalen Principien an, spricht aber nie, wenn es sich um bloße Parteifragen handelt. Seine parlamentarische Thätigkeit richtete sich besonders auf zwei Maßregeln, die er selbst in das Unterhaus einbrachte, die Custody of infants bill, die 1839 die königliche Bestätigung erhielt, und die Copyright bill, die nach unendlichen Discussionen noch immer ihrem Geschick entgegensieht. Durch seine Bekanntschaft mit dem berühmten Schauspieler Macready kam er mit der Bühne in Berührung und so erschien 1836 sein nach classischen Mustern gebildetes Drama „Jon“ auf dem Coventgarden-Theater, wo es mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. Diesem ersten Versuch folgten zwei andere, „The athenian captive“ und „Glencoe“, die beide auf dem Haymarket-Theater aufgeführt wurden. Noch hat er eine Anzahl politischer und belletristischer Broschüren herausgegeben, so wie eine Beschreibung seiner Reisen durch Frankreich, die Schweiz und am Rhein unter dem Titel: „Vacation rambles and thoughts, recollections of three continental tours. In the vacations of 1841, 1842 and 1843“ (2 Bde., Lond. 1845). T. hat sich durch seine Gelassenheit und Mäßigung bei fester Entschiedenheit seiner politischen Gesinnung, sowie durch seinen unabhängigen Rechtlichkeitssinn, die Achtung aller Parteien erworben. Seine Reden zeichnen sich durch einfache Sprache, scharfe Logik und gründliche Erfassung des zu behandelnden Gegenstandes aus, doch merkt man den Dichter nur wenig; sein Vortrag ist im Ganzen eintönig. Als Schriftsteller steht er ziemlich einsam, obgleich er allgemein anerkannt ist.

Talg, Unschlitt, Sevan, nennt man das in den Körpern der Pflanzenfresser abgesetzte Fett, welches sich von dem Fette anderer Thiere durch seine größere Festigkeit und stärkere Consistenz auszeichnet. Es findet sich besonders in den Fettkapseln der Nieren und des Netzes und wird zu mannichfachen Zwecken in der Medicin wie in der Hauswirthschaft benutzt; in jener zu Salben und Pflastern, in dieser zu Seife u. dgl.

Talgbaum (Valeria indica) ist ein schnellwachsender Baum, der auf der Küste Malabar heimisch ist. Er erreicht eine bedeutende Größe und liefert theils einen Firniß, der trocken im Handel als Kopal bekannt ist, theils Talg, der eine feste und geruchlose Substanz bildet und wie der thierische Talg zur Lichtbereitung u. s. w. benutzt werden kann. Ein Vorzug dieses vegetabilischen Talges ist es, daß er weder beim Brennen, noch bei langer Aufbewahrung einen unangenehmen Geruch hat.

Talion, latein. talio, heißt Vergeltung und die poena talionis, nach dem jus talionis, besteht darin, daß der Thäter um denselben Verlust gestraft wird, den er einem Andern zugefügt hat, nach den Mosaischen Worten: Seele um Seele, Auge um Auge, Hand um Hand, Fuß um Fuß, Brand um Brand, Wunde um Wunde, Beule um Beule (2. Mos. 21, 23—25), und nach den Zwölftafelgesetzen der Römer: si membrum rupsit, talio esto. Auch bei den Griechen wird es erwähnt, und auch das Rhadamanthische Recht genannt, da man Rhadamanthus, den Bruder des Minos, als seinen Erfinder nennt. Wahrscheinlich wurde die T. aber nie im wörtlichen Sinne angewendet, wie es bei den Römern auch ausdrücklich hieß, der Verletzte könne auch eine Entschädigung annehmen, und man kann nur sagen, daß die T. der Idee der Strafe zu Grunde liegt, daß sie aber nur in formaler, nicht in materialer Beziehung zur Ausführung komme. Eine ähnliche Vergeltung ist die früher in manchen Gesetzbüchern, z. B. in Karl's V. peinlicher Gerichtsordnung Art. 107 und 110 aufgestellte Bestimmung, daß einem Verläumder dieselbe Strafe zugefügt werden soll, welche den Angeschuldigten getroffen hätte.

Talisman heißt ein aus dem Aberglauben des Morgenlandes entsprungenes Bild, aus Metall gegossen oder auch in Stein geschnitten, dem man Wunderkräfte beimißt. In dieser Beziehung ist Talisman dem Amulete gleich, hat aber eine größere Wirksamkeit als dieses, und unterscheidet sich meist auch durch den Stoff. Da, wo der Glaube an ein übernatürliches Eingreifen höherer Mächte, an Zauberei u. s. w. lebendig ist, da finden wir auch die Talismane, deren Natur indeß sich modificirt, je nachdem Dämonenglaube, angenommener Einfluß der Planeten u. A. die Grundlage des Volksglaubens ausmachen. Dem Talisman wird dann immer die Kraft beigemessen, auf übernatürlichem Wege die verderblichen Einflüsse abwehren und den vor Krankheiten, Bezauberungen u. s. w. schützen zu können, der im Besitze eines solchen T. ist. Der Glaube von der Wirksamkeit des T. ging in der Regel immer davon aus, daß das Gute, als die Negation des Bösen, vor Letzterem bewahre und in sofern waren in Aegypten die Bilder der Götter und heiligen Thiere, bei den Römern manche Idole, die man an Kettchen immer bei sich trug u. A., für die genannten Zwecke wirksam, wie in der christlichen Welt im Mittelalter die Reliquien und Reliquienkästchen, die gebenedeiten Werkzeuge u. A. die Functionen der Talismane übernahmen, und in der mohammedanischen fromme Sprüche aus dem Koran die Stelle vertraten. Bei weitem am ergiebigsten für die talismanische Kunst — so heißt nämlich die Kunst, wirksame Talismane zu fertigen — war der Glaube an den Einfluß der Gestirne, der aus dem alten Oriente stammend in das Volksleben von Christen und Mohammedanern eindrang und lange festgehalten wurde. Da von diesem Standpunkte aus die Constellationen der guten, bösen und indifferenten Gestirne das Geschick der Welt und des Einzelnen bestimmen, so kommt es darauf an, die günstige Constellation zu benutzen und das von ihr bewirkte Glück für die Folgezeit zu fesseln. Dies bezweckten die Metalltalismane, deren Stoff gemischt war aus den Metallen, denen die betreffenden Planeten vorstanden. Trat die Constellation ein, so mußte der Guß beginnen und geendigt sein, ehe noch die Constellation vorüber war. Gewisse Formeln weiheten den Talisman, und mystische Charaktere fesselten die zu günstiger Stunde verliehene Zaubergewalt. Ferner knüpfen sich an den Stoff besondere Vorstellungen, wie wenn eine Goldtafel den Reichthum, ein Lasurstein Glück in der Liebe sichert. Im Wesentlichen ist überall die angegebene Grundlage dieselbe, und es möge noch erwähnt sein, daß man auch Münzen zu Talismanen verwendet hat, unter denen das sigillum solis, das s. planetarum und s. electrale bekannt sind.

Talk ist ein dem Speckstein sehr nahe verwandtes, fettig anzufühlendes Fossil, von

welchem drei Arten unterschieden werden. 1) Gemeiner Talk, welcher silber- oder graulichweiß, grüngelblich und röthlichweiß aussieht, findet sich in 4seitigen Säulen und 6seitigen Tafeln, wie die folgenden Arten, häufig in Tyrol, Salzburg und in der Schweiz. 2) Stänglicher Talk ist apfelgrün oder graulichgrün und kommt in dünnen Stängeln vor. 3) Verhärteter Talk hat die Farbe des gemeinen, schwachen Perlmutterglanz und schiefrigen Bruch. Unter dem Namen reiner Talk versteht man die ihrer Kohlensäure und Wässerigkeit beraubte Bittererde oder gebrannte Magnesia.

Talkerde, s. Magnesia.

Tallart, Camille, Graf von, Herzog von Hostun, gehört unter die berühmtesten Feldherrn Ludwig's XIV. Er war den 14. Febr. 1652 geboren, und that seit seinem 16. Jahre Kriegsdienste. Unter Turenne zeichnete er sich so aus, daß dieser treffliche Feldherr dem Jünglinge einen wichtigen Posten anvertrauen durfte. Er war es, der den 11. Octbr. 1698 mit England den Theilungstractat über die spanische Erbfolge abschloß, und der selbst im Kriege die Führung eines Heeres am Rhein übernahm. Hier belagerte er Landau, schlug das kaiserliche Heer, das zum Entsatz der Stadt anrückte, und nahm die Stadt den 16. Novbr. Die deutschen Feldherrn suchten den Kurfürsten von Bayern vom französischen Bündnisse zu trennen; schon schwankte er und war im Begriff, den Vertrag der Ausführung zu unterschreiben, als ein Bote verkündete, der Marschall T., der an Villar's Stelle den Oberbefehl erhalten hatte, sei mit einem frischen Heere zu seiner Hülfe in Anzuge. Der Marschall kam, aber mit ihm Eugen, der sich mit Marlborough vereinigte. Bei Höchstädt kam es zur Schlacht, T. ward geschlagen und selbst gefangen genommen. Als der tief gebeugte Marschall vor Marlborough geführt wurde, sagte dieser ihm über seinen vortrefflichen Charakter verbindliche Dinge. Da äußerte T., Marlborough habe die bravsten Truppen von der Welt geschlagen; worauf Marlborough lächelnd erwiederte: Ich hoffe, Ew. Gnaden werden diejenigen ausnehmen, welche die Ehre gehabt haben, sie zu schlagen. Sieben Jahre blieb T. als Gefangener in England, aber immer thätig für das Wohl seines Vaterlandes. Als er endlich 1712 nach Frankreich zurückkehrte, ward er Herzog. Seit der Zeit beschäftigte er sich mit Literatur. Er starb 1728 am 20. März.

Talleyrand, ein altes französisches Geschlecht, das durch Hellas, den älteren Sohn Boso's III., um 1066 von der jüngern Linie La Marche abstammt, welche die souveräne Grafschaft Périgord, Grignols, Chalais und Fronsac besaß, und im 12. Jahrh. den Namen Talleyrand annahm. Der alte Stamm ging in langen Streitigkeiten mit der Krone zu Grunde. Archambaud de T. verlor 1399 durch einen Spruch des Parlaments die Güter und Titel eines Grafen von Périgord und starb 1425 ohne Nachkommen. Derselbe hatte jedoch die Herrschaft Grignols seinem Neffen, Boson de T., verliehen, der das Haus fortsetzte, und von dem die heutigen Grafen von Grignols, sowie die Fürsten von Chalais und von Talleyrand abstammen. Mehrere Jahrhunderte hindurch nahmen die Glieder des Hauses keinen thätigen Antheil mehr an den öffentlichen Angelegenheiten. — Die gegenwärtigen drei Linien der Talleyrand's sind von Dan. Marie Anne de T., Fürsten von Chalais, entsprungen, der 1745 bei der Belagerung von Tournay blieb. — Derselbe hinterließ fünf Söhne, von welchen der älteste, Gabriel Marie de T., durch Ludwig XV. die Würde eines Grafen von Périgord zurückerhielt. — Der Sohn und Erbe Gabriel's war Elie Charles de T., Fürst von Chalais, Herzog von Périgord, der 1814 Pair von Frankreich wurde und am 31. Jan. 1829 starb. — Er hinterließ einen Sohn, Augustin Marie Elie Charles de T., geb. am 10. Jan. 1788, welcher gegenwärtig als das Haupt dieses Familienzweiges angesehen wird. Derselbe diente unter Napoleon und stieg nach der Restauration der Bourbon's zum Oberst. Von seinem Vater erbte er die Titel mit der Pairswürde. Seit 1830 wirkte er thätig in der Specialcommission für Ausbildung der französischen Cavalerie. Aus seiner Ehe mit Marie Nicolette de Choiseul-Praslin entsprangen die Söhne: Elie Louis Roger, Prinz von Chalais, geb. 1809, und Paul Adalbert René, Graf von Périgord, geb. 1811. — Der zweite Sohn Daniel's, Charles Daniel de T., gest. 1788, wurde der Stammvater

der Fürsten von Talleyrand. — Sein ältester Sohn war Charles Maurice, Fürst von Talleyrand-Périgord (s. d.), der berühmte Diplomat. — Das jetzige Haupt dieses zweiten Familienzweiges ist Alexander Edmond, Herzog von T., geb. am 2. Aug. 1787, der Sohn von Archambaud Joseph aus dessen Ehe mit Dorothea, Prinzessin von Kurland. Er führte seit 1817 den Titel eines Herzogs von Dino, welchen ihm sein Oheim, der Diplomat, mit Erlaubniß des Königs von Sicilien abtrat. Nach seines Vaters Tode erbte er die Güter und Titel eines Herzogs von T.-Périgord. Sein ältester Sohn, Louis, geb. 1811, führt den Titel eines Herzogs von Valençay, sein jüngerer, Alexander Edmond, geb. 1813, führt den Titel eines Herzogs von Dino. — Der dritte Sohn Daniel's, Augustin Louis, Vicomte von T.-Périgord, Generallieutenant, starb ohne Nachkommen. — Daniel's 4. Sohn war Alexander Angélique, geb. am 16. Oct. 1736, bekannt als Abbé Périgord. Er erhielt 1777 das Erzbisthum Rheims und zeigte sich beim Ausbruch der Revolution als Mitglied der Nationalversammlung jeder Reform feindselig. Deshalb wanderte er auch 1791 aus, lebte lange in Deutschland und begab sich 1804 zu dem nachmaligen Könige Ludwig XVIII. nach Mitau. Mit Letzterem, der ihn zum Großalmosenier erhob, ging er später nach England. Nach der Restauration wurde er Pair, 1817 Erzbischof von Paris und Cardinal. Er übte auf die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse großen Einfluß und starb am 20. Novbr. 1821. — Der fünfte Sohn Daniel's, Louis Marie Anne, im J. 1788 franz. Gesandter zu Neapel, ist der Gründer der dritten Linie. — Von seinen drei Söhnen wurde der älteste, Auguste, Graf von T., geb. am 10. Febr. 1770, Kammerherr Napoleon's und nach der Restauration Pair und franz. Gesandter in der Schweiz, welchen Posten er bis 1824 bekleidete. Er starb am 20. Octbr. 1832 zu Mailand und hinterließ vier Söhne. — Sein Bruder, Alexander Daniel, Baron von T., geb. 1773, war unter der Restauration Präfect in verschiedenen Departements, übernahm dann mehrere diplomatische Sendungen und erhielt 1838 die Pairswürde.

Talleyrand Périgord, Charles Maurice, Fürst, während der Herrschaft Napoleon's Fürst von Benevent, Pair von Frankreich, der erste Diplomat der neuesten Zeit, welcher dadurch, daß er die jedesmaligen Zeitverhältnisse richtig begriff und klug erfaßte, sich allen Regierungsformen Frankreichs seit der Consularregierung unentbehrlich zu machen wußte, und hatte er den Sturz derselben geahnt, sich zurückzog, ihn beschleunigen und eine neue Regierung aufbauen half. Klugheit, Glück, politische Gewissenlosigkeit, mindestens Mangel an bestimmten politischen Grundsätzen und an einer genau abgegrenzten, tüchtigen Gesinnung ist es, was alle Schritte seines Lebens bezeichnet. Er ward am 13. Febr. 1754 geb., und stammte von einem altadeligen Geschlechte, welches bis ins 11. Jahrh. zu Boso Grafen Charroux oder de la Marche zurückgeht. Ungeachtet er der älteste von drei Brüdern war, so wurde er doch, weil er durch einen Sturz hinkend geworden war, nicht in die Rechte der Erstgeburt eingesetzt, welche seinem zweiten Bruder Archambaud übertragen wurden, sondern zum Priester wider seinen Willen bestimmt. In dem Seminare St. Sulpice, in welchem er studirte, machte er bei der Geistlichkeit durch seinen früh schon an den Tag gelegten feinen, durchdringenden Verstand große Hoffnungen rege, so daß diese ihn in einem Alter von noch nicht 26 Jahren im J. 1780 zu ihrem Generalagenten wählte, ja daß er kurz darauf das Bisthum Autun erhielt. Um eine politische Carrière zu machen, nach der sein durch die geistlichen Amtsverrichtungen unbefriedigter Geist ehrgeizig trachtete, wandte er sich an Mirabeau, welcher damals mit dem Finanzminister Calonne in Verbindung stand. Mirabeau empfahl ihm den Abbé, wegen seines großen und geübten Talentes, mit welchem er die umsichtigste Klugheit verbinde und eine probehaltige Verschwiegenheit. In dieser Zeit entwickelte T. bei Hofe zu Versailles alle Eigenschaften eines feinen, witzigen, galanten Hofmannes. Bald aber verläßt er die Hofpartei und schließt sich den Republikanern an, als er durch sein politisches Weissagevermögen ahnte, daß jene nicht mehr an der Zeit sei, sondern bald aus der Zeit gehen würde. Als 1789 die Generalstaaten zusammenberufen wurden, wurde er von der Vallei Autun zum Abgeordneten gewählt, und stimmte bald nach

Eröffnung derselben für die Vereinigung der Stände zu einer Nationalversammlung. Der bestürzte Hof suchte ihn vergeblich zu bestechen. Nach dem Sturme der Bastille wird er von der Nationalversammlung zu der Deputirtencommission gewählt, welche von Paris aus der Kammer Bericht erstatten sollte. Einen bedeutenden Schritt näher zur Popularität, aber auch zu dem Hasse seines Standes that er durch die Preisgebung der Rechte desselben, indem er die Güter der Geistlichkeit am 10. Octbr. der Nation überließ, nachdem er schon vorher auf den Verkauf derselben angetragen hatte. Damals stiftete er in Vereinigung mit Lameth, Barnave, Lafayette, Mirabeau, Sieyes und Sailly die Gesellschaft der Freunde der Constitution, aus welcher später der Jakobinerclub entstand. Allein bald gab er die Theilnahme an dieser Gesellschaft, welche ihm zu republikanische Grundsätze hatte, wieder auf und gründete mit einigen Freunden die Gesellschaft von 1789, welche dann Club der Feuillants genannt wurde. Hier war er für die mit demokratischen Institutionen umgebene Monarchie thätig. Am 16. Febr. 1790 feierte er den Triumph seiner Klugheit dadurch, daß er zum Präsidenten der Nationalversammlung ernannt wurde. Denkwürdig in dem Drama der französischen Revolution bleibt die Feier des Jahrestages der Revolution am 14. Juli 1790, bei welcher er selbst vom Altar des Vaterlandes herab unter freiem Himmel bei dem Rauschen kriegerischer Musik auf dem Marsfelde, welches von Menschen wimmelte, das Hochamt abhielt, die Oriflamme und die Fahnen weihte und die Schwüre Lafayette's, des Königs und der Nationalversammlung abnahm. Dafür, daß er einst zu dem Beruf des geistlichen Standes gezwungen worden war, rächte er sich jetzt an diesem, indem er nicht nur allmählich die Rechte desselben immer mehr den allgemeinen Rechten unterordnete oder neutralisirte, sondern auch selbst den constitutionellen Eid schwor und den Klerus zur Nachahmung seines Beispiels aufforderte. Ja er erklärte die Unabhängigkeit vom Papste praktisch dadurch, daß er am 25. Febr. 1791 den ersten constitutionellen Priester, ohne Erlaubniß des Papstes, ohne Glaubensbekenntniß, ohne Prüfung weihte. Dafür wurde er am 1. Mai 1791 durch ein Breve des Papstes mit dem Banne belegt, was ihn veranlaßte, seine bischöfliche Würde niederzulegen. Damals spielte er viel und mit Glück, was bei den echten Republikanern sehr gerügt wurde. Er suchte sich also durch ein treues und salbungsvolles Bekenntniß seiner Schuld weniger zu rechtfertigen, als die Gemüther der Republikaner für sich zu stimmen und von seiner republikanischen Tugend zu überzeugen. Nach dem Tode Mirabeau's, mit welchem er sich erst entzweit und kurz vor dessen Ende wieder ausgesöhnt hatte, wurde er zum Vollstrecker des Testaments Mirabeau's mit ernannt, und las in der Nationalversammlung die letzte Willenserklärung Mirabeau's vor. Da aber durch dessen Ausscheiden eine Stelle im Directorium des Departements erledigt war, so bemächtigte er sich derselben. In der Meinung der Nation war T. theils durch sein Spielen, theils durch das Gerücht, als habe er Summen von dem Hofe erhalten, mehr und mehr gesunken. Er wurde daher im J. 1792 als Attaché der Chauvelin'schen Gesandtschaft insgeheim nach London geschickt. Doch auch hier hatte man ihn in dem Verdacht, als agire er bald für den König, bald für den Herzog von Orleans, während die Emigranten ihn als einen revolutionären Priester haßten und als Emissär der Jakobiner darstellten. Am 10. Aug. 1792 wurde die königliche Familie aus den Tuilerien verjagt, als T. bereits wieder zurückgekommen war. Angeklagt von den Jakobinern, wäre er sicher ein Opfer geworden, wenn ihn nicht Danton gerettet und ihn nach London sicher zurückgeschickt hätte. Dies war die unglücklichste Periode im Leben T.'s. Denn man fand verdächtige Papiere von ihm unter denen des Königs, so daß die Anklage dadurch nur an Kraft gewann, und auf der andern Seite bewirkten die Emigranten in England, daß ihn Pitt auf Grund der Frembdenbill verbannte. Er ging demnach nach Nordamerika, wo seine Unthätigkeit ihm Verdruß machte; er wartete daher nur auf den Sturz seines Gegners, des rigoristischen Robespierre, um nach Europa zurückzukehren. Durch Vermittelung der Frau von Staël wurde 1795 das Anklagedecret gegen ihn zurückgenommen. — In Hamburg lernte er die Ostindierin Mad. Grant kennen, eine Frau von großer Schönheit, aber, wie man sagte, geringer Geistesfähigkeit. In Paris wieder angekommen, mußte er wegen des Widerstandes,

den er an Carnot fand, unbeschäftigt und unberücksichtigt bleiben; er trug sich daher sogar dem Grafen von Provence und den Emigranten an, die aber von ihm nichts wissen wollten. Endlich bewirkte er in dem constitutionellen Vereine, daß ihm am 13. Messidor des Jahres V. (15. Juli 1797) das Ministerium des Auswärtigen übertragen wurde. Schon früh hatte T. Bonaparte als den großen Geist erkannt, als den er sich jetzt bewährte, und, wie man sagte, Barras vermocht, ihm die Armee in Italien anzuvertrauen. Zum Zuge Bonaparte's gegen Aegypten hatte er nachdrücklich beigetragen. Aber jetzt wurde er von den Journalen heftig verfolgt wegen des Verdachtes, mit den Agenten Ludwig's XVIII. in Verbindung zu stehen; er trat daher am 18. Messidor von seiner Stelle als Minister ab. Nun schloß er sich ganz an die Familie Bonaparte und bereitete nach der Rückkehr Bonaparte's aus Aegypten den 18. Brumaire vor. An diesem (10. Novbr. 1799) stürzt das Directorium hauptsächlich durch seine Mitwirkung und das Consulat beginnt. Um ihn nicht dem öffentlichen Tadel sogleich auszusetzen, wird er erst am 24. Decbr. zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Er war Vorsitzer bei den Verhandlungen über die Friedensschlüsse von Lüneville und Amiens. Als im J. 1802 der kathol. Cultus wieder hergestellt wurde, ließ Napoleon die Excommunication T.'s wieder zurücknehmen und nach der Entbindung aus dem geistlichen Stande nöthigte er ihn, die Mad. Grant zu heirathen. Zu dem an dem Herzoge von Enghien vollzogenen Morde soll er dadurch am meisten beigetragen haben, daß er einen Brief desselben an Bonaparte zwei Tage unterschlug. Als Napoleon Kaiser ward, erhielt T. das Band der Ehrenlegion, bald auch den schwarzen Adlerorden von dem König von Preußen und später den Andreasorden mit Diamanten von dem Kaiser von Rußland; in dieser Zeit schloß er den Preßburger Frieden und wirkte mit zur Erhebung Louis Bonaparte's auf den holländischen Thron. Einen Monat darauf (5. Juni 1806) wurde er Herzog von Benevent. Nach der Schlacht bei Jena war er sehr thätig und schloß den Frieden zu Tilsit mit Rußland und Preußen, den letzten für Napoleon. Denn von dieser Zeit an zerfällt er mehr und mehr mit Napoleon, ob aus irgend einer Vorahnung des den Kaiser treffenden Unglücks, oder aus andern äußern Gründen, wie besonders durch seine Börsenspeculationen und seine Gegenrede gegen die spanischen Unternehmungen, oder aus beiden Gründen zugleich, kann nicht bestimmt werden. Im J. 1808 tritt er heimlich in ein royalistisches Comité. Er versöhnt sich mit Fouché und nun intriguiren Beide gemeinschaftlich zu Napoleon's Sturze mit England. T. war zwar vor der russischen Expedition zu dem Gesandtschaftsposten in Warschau designirt, mußte diesen aber dem Herrn von Pradt abtreten, weil er dem Kaiser immer verdächtiger wurde. Auf die ersten Nachrichten von dem unglücklichen Ausgang der russischen Expedition, welchen T. vorausgesehen und gesagt hatte, setzte er sich mit Ludwig XVIII. in Verbindung, und entging nur mit großer Mühe dem Zorne Napoleon's. Während des Unglücks des Kaisers schließt er sich dem Congresse in Chatillon an, nimmt den Kaiser von Rußland in seinem Hôtel auf und spricht für die Aufrechthaltung der Legitimität — ein Ausdruck, welcher durch ihn von da an besonders in Gang gekommen ist — und bewegt den Kaiser Alexander, seine Unterhandlungen mit Napoleon abzubrechen. Er war es, welcher am 1. April 1814 eine provisorische Regierung errichtete, sich an die Spitze derselben stellte, und die Absetzung Napoleon's veranlaßte. Mit großer Anstrengung war es ihm gelungen, Ludwig XVIII. auf den Thron seiner Väter zurückzuführen. Als er aber noch auf dem Wiener Congresse unterhandelte und besonders mit England und Oesterreich, gegen Rußland und Preußen sprach und sich für die Rechte Sachsens erklärte, da kam plötzlich die Nachricht, daß Napoleon am 1. März ans Land gestiegen sei, daß er Allen, mit Ausnahme von 13, unter denen T., Amnestie bewilligte. Er bewirkte bei den Mächten die Erklärung, welche Napoleon als Friedensstörer und außerhalb des gemeinen Rechts darstellte. Als die Alliirten 1815 wieder in Paris eingezogen waren, ward er wieder Präsident des Ministerraths mit dem Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Da er aber den zweiten Pariser Frieden nicht unterzeichnen wollte, so nahm er wieder seine Entlassung den 20. Novbr. 1815.

Da er von der Mad. Grant keine Kinder hatte, so ließ er die Pairswürde und die Würde eines Herzogs von Dino auf seinen Neffen übertragen.

Mit dem Beginne der constitutionellen Regierung in Frankreich und den innern Kämpfen war die große Laufbahn T.'s eigentlich geschlossen. Er verachtete und bespöttelte als aufgeklärter Charakter das Treiben des Ultraroyalismus, konnte aber auch die Forderungen und den politischen Idealismus der Liberalen und Constitutionellen nicht begreifen. Von dem Grundsatze des persönlichen Interesse ausgehend, war er ein vollendeter politischer Skeptiker geworden, ein großer Diplomat im Style der alten Zeit. In den ersten Jahren der Restauration erschien er oft im Schlosse und gab guten Rath, wie ihn die Partei nicht brauchen konnte. In der Pairskammer stimmte er oft mit der Opposition, vertheidigte die Preßfreiheit und verwarf 1823 den Feldzug nach Spanien, schon weil er gegen Krieg überhaupt eine Abneigung besaß. Außerdem schleuderte er aus seinem Hôtel reichlich seine berühmten Bonmots gegen die Personen und Zustände, die nicht selten gleich vergifteten Pfeilen wirkten. Als er die Klippen sah, an denen die Restauration scheitern würde, zog er sich, besonders nach der Thronbesteigung Karl's X., nach Valençay zurück, wo er ein gastliches Haus hielt und Jeden aufnahm, der sich durch literarisches oder politisches Verdienst auszeichnete. In seinem Umgange zeigte T. stets den großen Herrn der alten Zeit und bezauberte Jedermann, der in seine Nähe kam, durch die Feinheit seiner Sitten und die Großmuth und Liebenswürdigkeit seines Betragens. Von Natur gemächlich, arbeitete er selbst so wenig als möglich, verstand aber die Kunst in hohem Grade, Andere zu benutzen und für sich arbeiten zu lassen. In geselliger Unterhaltung bewegte er sich mit Leichtigkeit und streifte geschickt die Oberfläche der Thatsachen, doch besaß er nicht das Talent, in wichtigen Angelegenheiten aus dem Stegreif zu sprechen. Vielleicht hing dieser Mangel auch mit seinem Grundsatze zusammen, sich nie für den Augenblick zu erklären. „Der Mensch", wiederholte er oft, „hat nur die Sprache, um Das zu verschweigen, was er denkt". Bis ins hohe Alter besaß er eine Anzahl von Freundinnen, die sich theils durch Bigotterie und übertriebenen Royalismus, theils durch Freigeisterei und Republikanismus auszeichneten. Dem Einflusse dieser ergebenen Parteigängerinnen, die er nach der Kunst der Jesuiten vortrefflich anzustellen verstand, verdankte er nicht selten seine größten Erfolge. Uebrigens waren ihm die Fehler und Schwächen fremd, welche Männer von idealer Richtung oder überwiegender Gemüthsthätigkeit besitzen. Er kannte keinen Haß, keine Rachsucht und keinen Neid; er vermaß sich nie, und weder sein Herz noch sein Gesicht verriethen Leidenschaften. Nur liebte er, besonders mit zunehmendem Alter, das Gold, und schmerzlich empfand er den Verlust, den ihm 1828 der Bankerott eines Pariser Hauses zufügte. Von den Ereignissen der Julirevolution hielt er sich anfangs gänzlich entfernt. Ludwig Philipp indessen zog ihn vor Uebernahme der Krone zu Rathe und erhielt die kurze Aeußerung, daß er zugreifen solle. Als sich mit der Revolution in Belgien und Polen die Kriegswetter über dem Julithrone zusammenzogen, erschien endlich T. und vereinigte sich, die alte Dynastie und sein Werk abermals fallen lassend, mit Ludwig Philipp zur Aufrechthaltung des europäischen Friedens. Er ging im September 1830 als franz. Gesandter nach London und bot Alles auf, um die friedlichen Gesinnungen der Julidynastie an den Tag zu legen. Durch seine Bemühungen traten Oesterreich und Preußen den Conferenzen der drei Mächte bei, welche das Schicksal Griechenlands entschieden hatten. Unter den schwierigsten Umständen und einer unendlichen Reihe von Protocollen brachte er so endlich die Vereinigung der Mächte rücksichtlich Belgiens zu Stande. Auf Grund dieser Resultate arbeitete er dann an der Ausführung seiner alten Lieblingsidee, einer Verbindung Frankreichs mit England und Oesterreich gegen Rußland. Sein Plan gelang ihm auch zum Theil, indem er am 22. April 1834 die Quadrupelallianz (s. d.) unterzeichnete, die vorerst das constitutionelle Princip im europäischen Westen schützen sollte. Mit diesem Acte, durch welchen er die Revolutionsepoche geschlossen meinte, trat T. von dem Schauplatze der öffentlichen Thätigkeit ab. Er ließ sich 1835 aus London abrufen und zog sich in die Einsamkeit nach Valençay zurück, obschon das hohe Alter seine Geistesfähigkeiten nicht geschwächt hatte.

Oefter erschien er noch am Hofe des Bürgerkönigs, wo er mit großer Auszeichnung und Vertraulichkeit empfangen und von den Frauen als Orakel verehrt wurde. Im Januar 1838 begab er sich nach Paris und hielt bei einer Festversammlung der Akademie, deren Mitglied er war, eine Lobrede auf den Grafen Reinhard (s. d.). Seit dieser Zeit nahmen seine Kräfte ab, und eine schmerzhafte Operation brachte den Greis dem Grabe nahe. Er starb sehr gelassen am 17. Mai 1838 unter den Formen der römischen Kirche. Schon längere Zeit vorher hatte er, um mit Anstand zu sterben, eine Acte entworfen, in welcher er sein vormaliges Betragen gegen die Kirche widerrief, und die er, wenn auch zögernd, auf Bitten seiner Verwandten einige Stunden vor seinem Tode unterzeichnete. Zur Haupterbin seines Vermögens, das 18 Mill. betragen haben soll, setzte er seine Nichte, die Herzogin von Dino, ein. Die von ihm hinterlassenen Memoiren sollen, nach einer Bestimmung in seinem Testamente, erst 30 Jahre nach seinem Tode veröffentlicht werden.

Tallien, Jean Lambert, einer der Schreckensmänner der franz. Revolution, war der Sohn eines Portiers bei dem Marquis de Bercy. Darauf ward er Haushofmeister bei demselben, dann Schreiber eines Procurators, bald darauf im Büreau des Handels und der Finanzen angestellt und endlich Factor in der Redaction des Moniteur. Ein eignes Journal, welches er herauszugeben anfing, „l'Ami des citoyens", machte kein Glück. Im J. 1792 wurde er Generalsecretär der Commune, und nun begann seine Rolle auf dem Schauplatze der Revolution, die er durch thätigen Antheil an den Septembermorden und laut ausgesprochene Billigung derselben eröffnete. Dann als Abgeordneter des Seine- und Oise-Departements war er unter denen, die für den Tod Ludwig's XVI. stimmten. Am bekanntesten ist er als derjenige, der zuerst zum Sturze Robespierre's wirkte und gleichsam den ersten Stein auf diesen warf. Denn obwohl er zu den wildesten Schreckensmännern gehörte, so stand doch, als sich der Wohlfahrtsausschuß spaltete, seine Partei der Robespierre's, als die gemäßigtere, gegenüber, und die besondere Feindschaft des Letzteren hatte er sich noch dadurch zugezogen, daß er, nach Bordeaux zu einem Blutgeschäfte abgeordnet, sich durch die Reize der ebenso schönen als geistreichen Frau von Fontenay, geb. Gräfin Cabarrus, zu einer menschlichen Handlungsweise hatte stimmen lassen und ihr außer ihrer eigenen Freilassung auch die Rettung mehrerer Gefängnißgenossen gewährt hatte. Er soll auf der Liste derer gestanden haben, die Robespierre dem Tode bestimmt hatte, als der 9. Thermidor (27. Juli 1794) hereinbrach. T. unterbrach zuerst den auf der Tribune redenden Robespierre mit den Worten: „der Schleier soll zerrissen werden, der Augenblick unserer Einigkeit, unserer Kraft, unserer Freiheit ist gekommen. Und — gegen Robespierre gewandt — Tyrann! Deine Frevel sollen nicht länger verborgen bleiben". Bekanntlich erfolgte bald darauf die Hinrichtung desselben. Wie sehr übrigens T. der Schreckensherrschaft huldigte, zeigte er bei Landung der Royalisten bei Quiberon im folgenden Jahre, wo er als Conventscommissär im Heere der Republik war und für schonungslose Hinrichtung stimmte, dann am 13. Vendemiaire und bei andern Gelegenheiten. Frau von Fontenay hatte er unterdessen geheirathet, welche nun eine glänzende Rolle in den Pariser Zirkeln spielte, und u. a. die antiken Costumes in Mode brachte. Später war er im Rathe der Fünfhundert, aber sein Ansehen schwand, und 1797 befand er sich in der sonderbaren Lage, sich zu gleicher Zeit gegen die Anklage der Theilnahme an der royalistischen Verschwörung des Lavilleheurnois und an den Septembermorden vertheidigen zu müssen. Darauf nahm er in der Eigenschaft eines Gelehrten an der Expedition nach Aegypten Theil, wurde Verwalter der Nationaldomänen zu Kairo und 1806 franz. Consul in Alicante. Weil er 1815 die Zusatzverfassungsurkunde Napoleon's unterzeichnete, wurde er 1816 verbannt, erhielt aber Aufschub, und starb nach langen körperlichen Leiden und in großer Dürftigkeit am 20. Novbr. 1820 zu Paris, zuletzt von einem Mitgliede des königlichen Hauses unterstützt. Seine einzige Tochter aus der Ehe mit der Fontenay erhielt den Namen Thermidor; sie vermählte sich mit dem Grafen von Pelet.

Talma, Franç. Jos., der berühmteste franz. tragische Schauspieler, war zu Paris den 15. Jan. 1763 geboren. Sein Vater, der ihm eine ausgezeichnete Erziehung werden

ließ, war Zahnarzt, und wünschte, der Sohn möchte sich ebenfalls zum Arzte heranbilden. T. verlebte seine Jugend in England und kehrte erst in seinem 15. Jahre nach Frankreich zurück. Früh schon zeigte sich bei ihm eine Erregbarkeit der Nerven, die später durch ein Nervenfieber noch erhöht wurde, das zugleich eine tiefe Schwermuth bei ihm zurückließ. Bei dieser Erregbarkeit, wozu noch das erste Feuer der Jugend kam, faßte er die Charaktere der dramatischen Meisterstücke seines Vaterlandes mit der größten Leidenschaftlichkeit auf, und sie erweckte bald vielen Geschmack für die Bühne bei ihm. Als er seine Studien vollendet hatte, ging er zurück nach London, wo er in seiner Begeisterung für die Kunst sich mit einigen Landsleuten verband zur Ausführung dramatischer Stücke. Hier wurde er mit der englischen Tragödie bekannt, was auf seine Bildung als Schauspieler einen wesentlichen Einfluß ausübte. Man erkannte in England seinen Werth und suchte ihn für die englische Bühne zu gewinnen, allein mancherlei Umstände zwangen ihn, nach Frankreich zurückzukehren. Hier trat er zuerst in der neuerrichteten königl. Declamationsschule in der Rolle des Orest in „Iphigenia in Tauris" auf und erregte durch das leidenschaftliche Feuer seiner Darstellung allgemeine Bewunderung. Darauf erhielt er von der Regierung den Befehl, auf dem Théâtre français zu debutiren und trat 1787 als Seid in Voltaire's „Mahomed" auf. Er fand Beifall, und von diesem Augenblicke an begann er seine künstlerische Bildung mit ebenso einsichtsvoller, eifriger Beharrlichkeit als glücklichem Erfolge. Er suchte die Bekanntschaft der Gelehrten und Künstler seiner Zeit, studirte eifrigst Sitten und Gebräuche der Völker, Charaktere einzelner Personen, ja er bemühte sich, nach Bildnissen und Modellen seinen biegsamen Gesichtszügen den Ausdruck darzustellender Personen anzupassen. So gelang es ihm, Chenier's „Charles IX." historisch treu zu geben. Eine besondere Schule ward für ihn die Revolution. Die tragischen Charaktere des großen Drama erfaßte er und trug sie mit Leichtigkeit auf sein Spiel über; dadurch förderte er mehr und mehr eine gründliche und naturgetreue Darstellung, die den französischen Schauspielen noch fehlte. Darauf wirkte er auch in der Abhandlung über den berühmten Schauspieler Lekain hin, dessen Memoiren er herausgab; ebenso in seinem Werke „Reflexions sur l'art théâtrale". Als sich das Theater Frankreichs theilte, führte T. die Direction der neuen Gesellschaft (de la rue de Richelieu). Bei Napoleon stand er in großem Ansehen; er folgte ihm nach Deutschland, spielte in Erfurt, wo er vom russischen Kaiser und vom Herzoge von Weimar Beweise besonderer Hochachtung erhielt. Seine Kinder ließ er protestantisch erziehen; wie er selbst dann auch, nach seinem ausdrücklichen Willen, ohne Beistand der katholischen Kirche bestattet wurde. Er starb den 19. Novbr. 1826, und hinterließ außer seinem Künstlerrufe den Ruhm eines bescheidenen, gefälligen und angenehmen Mannes. Vgl. Moreau „Mémoires historiques et littéraires sur F. Jos. T." (Par. 1826). Seine Gattin, Caroline Vanhove, als Mademoiselle Vanhove, dann als Madame Petit-Vanhove, endlich als Madame Talma bekannt, war eine der größten Schauspielerinnen ihrer Zeit, zog sich aber schon seit 1810 vom Theater zurück.

Talmud heißt Lehre und ist der Name eines Buches, das bei den Juden gleich den Rang nach den heil. Schriften des A. T., zu deren Vervollständigung es dient, einnimmt. Es kann gewissermaßen als das corpus juris civilis et ecclesiastici Judaeorum angesehen werden, indem es nämlich neben den kirchlichen und rituellen auch gerichtliche und polizeiliche Verfügungen enthält: Bei der Entwickelung und Fortbildung des Mosaismus war es nothwendig, da die Religion alle Lebensverhältnisse durchdringen und beherrschen sollte, daß für die herausgebildeten Verhältnisse auch neue Gesetze gegeben und sanctionirt wurden. Jedoch wurden die älteren, an Mosis Zeit hinaufreichenden Verordnungen für heiliger erachtet, als die jüngern Ursprungs, und so entstanden drei dem Range nach verschiedene Classen. Tanaim (Wiederholer), Amornim (Redner) und Seburaim (Ausleger). Rabbi Jehuda hakkadosch, schlechthin Rabbi genannt, unternahm es ums J. 250 n. Chr., alle Sätze und Aussprüche seiner Vorgänger zu prüfen und zu ordnen. Auf diese Weise entstand die Mischna, welche 60 Tractate umfassend aus folgenden 6 Ordnungen besteht: 1) von Gebeten und Segensprüchen, Landbau und Priesterabgaben; 2) von Sabbath-,

Fest- und Fasttagen und Tempelabgaben; 3) von Ehegesetzen und Gelübden; 4) von Obligationen und Criminalrecht, Sittenlehre und Autoritäten des Gesetzes; 5) vom Tempel- und Opferdienst und von den Priesterrechten; 6) von Satzungen über Rein und Unrein. Bald reichten auch die Verordnungen der Mischna nicht mehr aus, es wurden wenigstens Erläuterungen und Zusätze nöthig. Ein solches Werk wurde vom Rabbi Johannan, Schüler des Jehuda hakkadosch, und Oberhaupt der berühmten Judenschule zu Tiberias, angefangen und von dessen Nachfolger vollendet. Dies ist die Gemara, d. h. Vollendung, die als ein Commentar der Mischna, dessen Text sie unverändert läßt, anzusehen ist. Abgeschlossen war die Gemara gegen das Ende des 4. Jahrh. Sie heißt die hierosolymitanische Gemara, und unterscheidet sich von der babylonischen, welche der berühmte Rabbi Asche auf der Schule zu Sura am Euphrat im 5. Jahrh. zu Stande brachte. Jene enthält 39, diese 36 Mischnatractate. Was nun die Sprache des T. anbelangt, so ist sie im ältern Theile, in der Mischna, ziemlich rein hebräisch und ihr Styl ist concis; die der hierosolymitanischen Gemara fast rein chaldäisch, und die der babylonischen sehr gemischt. Ueber die Ausgaben des T. siehe Wolf's: „Bibliotheca hebr." T. II. p. 892 ff. Die Mischna nebst Commentaren des Maimonides und Bartenora ist mit einer latein. Uebersetzung herausgegeben von Surenhusius (Amsterd. 1698—1702). Deutsche Uebersetzung von Rabe (Anspach 1760—63). Spanisch ist die Mischna herausgekommen (Venedig 1606), deutsch (Berl. 1834). Von der Gemara besitzen wir, einige Capitel ausgenommen, weder eine latein. noch eine deutsche Uebersetzung. Den Wortvorrath der Mischna hat Hartmann (Rostock 1825—26) geliefert; über die Sprache derselben haben in neuerer Zeit Luzzato, Geiger und Dukes geschrieben. Der Glossator der babylon. Gemara war Raschi (s. d.); ein System des nach dem T. Gültigen lieferte Maimonides, ein alphabetisches Verzeichniß der talmudischen Autoritäten Jahiel Heilpein aus Minsk (Karlsr. 1769). Talmudische Anthologien und Parabeln gaben heraus Plantaritius, Hurwitz, Fürstenthal und Fürst. Ueber Charakter, Form und Styl des Talmud belehren Jeschun, Halevi, Wähner, Luzzato, Zunz und Delitzsch.

Talon heißt die an der Spitze der Zinsbogen der meisten Staatspapiere und Actien befindliche Anweisung, gegen deren Auslieferung neue Zinsbogen ertheilt werden, wodurch die Einsendung des Documents selbst zur Erlangung derselben erspart wird.

Talos, laut mythischer Kunde ein uralter Beschützer der Insel Kreta, welcher täglich einmal die ganze Insel umwanderte. Alles, was von ihm ausgesagt wird, ist offenbar in Allegorie gehüllt. Sowohl die Etymologie des Wortes, als der 24stündige Umlauf um die Insel deutet auf die Sonne. Ebenso, daß er ins Feuer gesprungen und die Anlandenden mit glühenden Armen umfaßt haben soll. Er wird auch als eherner Gigant dargestellt. Es wird ihm eine einzige Ader beigelegt, welche, vom Halse bis in die Ferse gehend, mit einem ehernen Nagel verschlossen war. Medea, heißt es, habe ihm diesen Nagel herausgezogen und ihn dadurch um Blut und Leben gebracht. Der eherne Gigant läßt auch eine große eherne Statue vermuthen, welche vielleicht die Phönicier errichtet hatten. Hesychios erklärt T. durch Sonne. (Vgl. Catull. LV., 22. Dazu Muret. und Manuel Holobolos Rhetor ad Dosiadae Aram. II.) — Häufiger noch wird ein anderer Talos genannt, ein Schwestersohn des Dädalos, welcher das Töpferrad, die Säge und den Bohrer (oder irgend ein anderes Drechslerwerkzeug) erfunden haben soll. Da er seinen Lehrer, den Dädalos, an Talent, Kunst und Ruhm bald übertraf, soll er von diesem getödtet worden sein. Diodor Sic. IV., 76. Dazu Wesseling.

Tamarinden (Fructus tamarindorum), sind die Früchte von dem in Ostindien wachsenden Tamarindenbaum (Tamarindus indica), welcher zum Geschlecht der Cassien gehört. Sie sind 4—5 Zoll lang, röthlich braun, haben eine doppelte Schaale und enthalten in abgetheilten Fächern harte, glänzende, gelbbraune Kerne, welche von einer großen Menge weicher, mit Fasern durchwebter Substanz umgeben sind, die gewöhnlich ein etwas trockenes, schwärzliches Ansehen hat und einen süß-säuerlichen Geschmack besitzt; sie ist das eigentliche Tamarindenmark, aus dem man durch Kochen unter Zusatz von Zucker

das **Tamarindenmus** (Pulpa tamarindorum) bereitet, welches in der Medicin als ein gelindes Abführungsmittel benutzt wird, aber leicht durch eine Mischung von Cremor tartari, Zucker und Pflaumenmus ersetzt werden kann.

Tambour (franz.), die Trommel und der Trommelschläger. Die Tambours dienen bekanntlich in dem Militärwesen dazu, durch verschiedene abgemessene Schläge und Wirbel auf der Trommel der Infanterie bestimmte Zeichen zum Versammeln, zum Marsch, zum Angriff, zum Rückzug, zum Laden, zum Abfeuern u. s. w. zu geben. Die preußische und österreichische Armee haben bei jeder Compagnie 3, andere Armeen nur 2 Tambours. Die Füseliers in Preußen haben bei jeder Compagnie nur 1 Tambour und 2 Hornisten. In bürgerlichen Verhältnissen müssen die Tambours Feuerlärm schlagen, bei Volksaufständen die Soldaten zusammenrufen u. s. w. In der Kriegsbaukunst heißt ein Tambour eine Verschanzung aus dicht an einander gesetzten starken Pallisaden, die 4 Fuß tief in der Erde, und 8—10 Fuß hervorstehen. Zur Vertheidigung sind Schußspalten eingeschnitten, 3 Fuß von einander und 5—6 Fuß über der Erde, damit der Angreifende nicht von außen hineinschießen kann. In der Verschanzung haben sie verschiedene Bestimmungen, die Eingänge der befestigten Orte zu bewahren, die langen Seiten von Garten- und andern Mauern zu bestreichen u. s. w.

Tambourin ist eine ursprünglich türkische Handtrommel, die aus einem breiten Reif, in dessen Einschnitten bewegliche Schellen angebracht sind, und aus einem darüber gespannten Kalb- oder Eselsfell besteht. Der Tambourinschläger faßt das Instrument mit der linken Hand, und schlägt es als Begleitung zu andern Instrumenten (bekanntlich bei uns gewöhnlich zu Drehorgeln) mit der rechten, oder entlockt, indem er mit nassem Daumen darüber hinfährt, eigenthümlich brummend klirrende Töne. Es kömmt noch oft bei Janitscharenmusik vor, in Ungarn, Spanien, bei den Mauren, Orientalen; in den baskischen Provinzen (tambour de basque) ist es ein Nationalinstrument. Auch heißt ein spanischer und südfranzösischer Nationaltanz, wobei sich der Tänzer mit dem Tambourin die Musik selbst macht, Tambourin. Den Stickrahmen zum Tambouriren oder Tambourinsticken nennt man ebenfalls Tambourin.

Tambow, 1) Gouv. in Großrußland, grenzt im Norden an Nischegorod, im O. an Pensa und Saratow, im S. an Woronesch und im W. an Orel, Tula und Rjäsan, umfaßt 1215 □M. und wird in 12 Kreise getheilt, die 13 Städte, 750 Kirchspiele mit 1,750,900 Einw. enthalten. Es bildet im Norden eine sandige und morastige, im S. jedoch eine mehr fruchtbare Ebene, die vom Don, der Oka, Moschka und Worona bewässert wird. Der Ackerbau ist nur in wenigen Bezirken einträglich, desto bedeutender ist die Viehzucht. Das Fabrikwesen hat sich in neuerer Zeit sehr gehoben; man zählt mehr als 180 Fabriken, welche 10,000 Arbeiter beschäftigen. Besonders zahlreich sind die Seifensiedereien; außerdem giebt es mehrere Tuchfabriken, Schmieden und Schmelzhütten, darunter die berühmte kaiserl. Eisenhütte und Stückgießerei zu Lipezk. 2) Hauptstadt dieses Gouvernements, an der Zna, mit 12,986 Einw., einem Gymnasium, Priesterseminar, Schule für Adelige, kaiserl. Vitriol- und Alaunsiederei, mancherlei Fabriken und Handel und ist der Sitz eines Bischofs. Bedeutend sind auch die Städte Morschansk und Koslow mit 20,000 Einw.

Tambroni, Joseph, wurde im J. 1773 in Bologna geboren. Nach Vollendung seiner Studien auf der Universität daselbst erhielt er 1794 die Stelle eines Paläographen oder Aufsehers der Archive der Stadt. Mit jugendlichem Feuer ergriff er die französischen Freiheitsideen und begab sich beim ersten Einfalle der französischen Heere in die Lombardei nach Mailand, schloß sich enge an den Grafen Marescalchi an, mit dem er in der Eigenschaft eines Secretärs der cisalpinischen Legation sich auf den Congreß zu Rastadt und nach Wien begab, kehrte dann beim Wiederausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich nach Mailand zurück und wurde zum Untersecretär des Directoriums ernannt. Die siegreichen Erfolge, welche die Oesterreicher gleich zu Anfange des Krieges erkämpften, nöthigten T. zur Flucht aus Mailand. Er suchte und fand einen Zufluchtsort in Savoyen,

das er in der Folge als sein zweites Vaterland betrachtete, indem er dort in einer gebildeten Familie die wohlwollendste Aufnahme fand und die glücklichsten Tage verlebte. Nach der Schlacht bei Marengo und der Wiederherstellung der cisalpinischen Republik ging er als Mitglied der italienischen Gesandtschaft nach Paris, von wo aus er im J. 1809 als Consul nach Livorno, und 1811 in derselben Eigenschaft nach Rom geschickt wurde. Beim Falle des Kaiserthums im J. 1814 trat er ins Privatleben zurück, nahm Antheil an der Redaction des „Giornale arcadico", wurde Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, und starb am 10. Jan. 1824. Als Auszeichnung und Belohnung seiner Verdienste hatte er den Orden der eisernen Krone erhalten, und war seit 1804 auswärtiges Mitglied des Nationalinstituts. Seine hauptsächlichsten Werke sind: „Compendio delle storie di Polonia" (Mailand, 2 Bde., 1807); „Descrizione de dipinti a buon fresco eseguiti in una galleria del palazzo di Bracciano a Roma, dal Sign. Palagi" (Rom 1816); „Di Cennino Cennini, trattato di pittura, messo in luce la prima volta" (Rom 1822), aus einem ungedruckten Manuscripte der vaticanischen Bibliothek; „Intorno alla vita di Canova, commentario" (Vened. 1823). Außerdem mehrere Oden, Briefe, besonders über kunsthistorische Gegenstände, die oben erwähnten Artikel im „Giornale arcadico", und einige noch ungedruckte Werke.

Tambroni, Clotilde, die Schwester des Vorigen, wohl die gelehrteste Frau ihrer Zeit, wurde im J. 1758 zu Bologna geb. und zeigte schon in ihrer Jugend den größten Eifer für die classischen Sprachen, so daß sie, während sie in derselben Stube arbeitete, in welcher ihr Bruder griechischen Unterricht hatte, im Stillen das Griechische mitlernte. Ihre Aeltern wollten solchen Eifer und so glückliche Anlagen nicht unausgebildet lassen, und übergaben sie daher dem Unterrichte zweier gelehrten spanischen Jesuiten, Colomès und d'Aponte, die dem jungen Talente auch alle Sorgfalt widmeten. Unter ihrer Leitung brachte es Clotilde bald dahin, griechische Verse von solcher Vollkommenheit zu verfertigen, daß man sie deshalb in die Akademie der Inestricati aufnahm. Bei Gelegenheit der Hochzeitfeier des Präsidenten dieser Akademie verfertigte sie ein griechisches Epitalamium, in welchem sie den Geist der Alten mit der reinsten attischen Diction verbindet. Dieses Gedicht verschaffte ihr sogleich die Aufnahme in die Akademie der Arkadier in Rom, in die Hetrurische zu Cortona und die Clementinische zu Bologna; ja der Senat dieser letztern Stadt ertheilte ihr sogar den Lehrstuhl in der griechischen Sprache an der Universität, welche Würde auch schon früher gelehrten Frauen zu Theil geworden ist. Hier wirkte sie mit vielem Erfolge bis zum Jahre 1798, in welchem sie ihr Lehramt aufgeben mußte, da sie sich nicht entschließen konnte, den von den Gesetzen der cisalpinischen Republik vorgeschriebenen Eid, das Königthum zu hassen, abzulegen. Sie benutzte diese Zeit der Muße zu einer Reise nach Spanien, welche sie in Gemeinschaft mit ihrem alten Lehrer, dem Pater d'Aponte, antrat. Von dort zurückgekehrt, gab ihr Napoleon als erster Consul ihren Lehrstuhl wieder, den sie jedoch später abermals, als die Professur der griechischen Sprache in Bologna ganz aufgehoben wurde, verlassen mußte. Nun zog sie sich in den Schoß ihrer Familie zurück, wo sie eingezogen und ungestört bis an ihren Tod, 4. Juni 1817, den Wissenschaften lebte. Mit der höchsten Ausbildung des Geistes, denn sie verband mit einer gründlichen Kenntniß der griechischen Sprache auch die der lateinischen, französischen, englischen und spanischen, und stand mit vielen europäischen Gelehrten in Briefwechsel, vereinigte sich bei ihr die liebenswürdigste Bescheidenheit, was auch die Ursache ist, daß, obgleich sie sehr viel geschrieben hat, doch nur sehr wenige Werke durch den Druck bekannt gemacht sind. Dazu kam die größte Sittenreinheit und eine unbegrenzte Dankbarkeit gegen Alle, die ihr Gutes erzeigt hatten. Den Pater d'Aponte verließ sie lebenslang nicht, und errichtete ihm nach seinem Tode ein ehrendes Denkmal in der Karthause von Bologna. Ihre hinterlassenen Handschriften kamen in die Hände ihres Bruders, der die Bekanntmachung derselben übernahm.

Tamburin und Tamburinstickerei, s. Tambourin.

Tamerlan, s. Timur.

Tamtam, der Name der indischen Handtrommel, dem Tambourin (s. d.) ganz ähnlich, nur daß jene etwas breiter und deshalb nicht ganz rund, sondern länglich geformt ist. Sie wird ebenso behandelt, hat aber einen etwas helleren Klang.

Tanagra, eine bedeutende Stadt in Böotien, ist bekannt hauptsächlich durch die Schlacht zwischen den Spartanern und Athenern im J. 458 vor Chr., in welcher die Letztern siegten, worauf die Stadt im folgenden Jahre geschleift wurde.

Tanais, s. Don.

Tänaros oder Tänaron, eine Stadt im westlichen Theile von Sparta, auf der südöstlichen Küste des messenischen Meerbusens, war im Alterthume berühmt durch eine Art dunkelgrünen Marmor, der in der Nähe gebrochen wurde und durch die Höhle, die man für den Eingang in die Unterwelt hielt. Zur Zeit der Römer erhielt sie den Namen Käne oder Känepolis, d. i. Neustadt. Ihre Ruinen hat man bei dem heutigen Kloster Kyparisso gefunden.

Tänarum, ein im Alterthume durch Sage und Dichtung berühmtes Vorgebirge in Sparta, bildet die mittlere Südspitze des Peloponnes und heißt jetzt Cap Matapan. Hier stand ein berühmter Tempel des Neptun über einer Höhle, durch welche man zum Hades gelangen konnte.

Tancred, einer der ausgezeichnetsten Helden des ersten Kreuzzuges, war der Sohn Otto's des Guten von Sicilien und Emma's, der Tochter Tancred's von Hauteville, geb. 1078. Er machte 1096 mit seinem Vetter Boëmund von Tarent den Kreuzzug nach Palästina mit, landete aber mit ihm in Epirus, wo er mehrere Plünderungszüge unternahm. Boëmund unterwarf sich dem griech. Kaiser Alexis, worüber T. unwillig das Heer verließ, selbst nach Palästina zog und bei der Eroberung von Nikäa sich Ruhm erwarb 1097. Nach manchen Abenteuern trat er wieder bei der Belagerung von Jerusalem hervor 1099, zu dessen Falle er das Meiste durch Bereitung von Sturmleitern beitrug. Er selbst erstieg zuerst die Mauern, und pflanzte sein Panier in der Moschee des Omar auf, deren Reichthümer ihm und Gottfried von Bouillon zufielen. Ueberhaupt ist T. unter den Helden des ersten Kreuzzuges eine der hervorragendsten und schönsten Gestalten, die noch durch Tasso's befreites Jerusalem, wo er als Achill dieses Epos und durch seine romantische Liebe zu der heidnischen Clorinde die anziehendste Figur ist, berühmter und verklärter uns entgegentritt. Auch durch Voltaire's und Goethe's T. ist er uns als eine poetische Gestalt näher gerückt. In der Schlacht bei Askalon gegen Saladin von Aegypten (1099) befehligte er den linken Flügel und brach zuerst die feindliche Schlachtordnung, wofür er das Fürstenthum Tiberias erhielt. Als Boëmund vor Antiochien 1100 von den Saracenen gefangen war, ward T. Statthalter seines Besitzthums, als welcher er Malmystra, Adana, Tarsos und Laodikea eroberte, den Grafen Raimund von St. Gilles als vermeinten Verräther gefangen nahm, und nach der Rückkehr Boëmund's aus der Gefangenschaft in einem blühenden Zustande das Reich zurückgab. Nun ward er Statthalter des ebenfalls gefangenen Balduin von Edessa, schlug die Saracenen, ward wieder Stellvertreter Boëmund's, als dieser nach Europa ging, um neue Hülfsvölker zu sammeln (1103), bewährte sich tüchtig unter den peinlichsten Verhältnissen, eroberte Artesia, fiel in Mesopotamien ein, verweigerte aber dem Grafen Balduin, welcher 1108 aus der Gefangenschaft zurückkehrte, Edessa und gerieth auch mit Bertrand de St. Gilles, der den von seinem Vater besessenen Antheil von Antiochien zurückforderte, in Streit. Beide Zwiste aber vermittelte Balduin dahin, daß T. Edessa zurückgab und Antiochien ganz behielt. Hierauf half er 1109 Tripolis belagern und erobern. In Antiochien von Saracenen aufs Neue gedrängt, ward er mit Hülfe der andern Fürsten durch die Schlacht bei Cäsarea befreit. Er starb in Antiochien 1112. Dies das Skelett von der so blühend-lebendigen Geschichte, welche ausführlicher zu finden ist in den „Gesta Tancredi" von Raoul von Caen, einem Diener T.'s, und in der „Histoire de Tancrède" von H. Delabarre (Paris 1822).

Tanfana (auch Tamfana) heißt eine Gottheit der Marsen, deren vielbesuchten Tempel die römischen Legionen im J. 14 v. Chr. zerstörten.

Tang oder **Seegras**, gemeinschaftlicher Name verschiedener Meergewächse, welche zu der Familie der Algen gehören, übrigens aber in ihrer äußern Gestalt eine große Verschiedenheit zeigen, indem sie bald feine Fäden bilden, bald aber auch buschig oder von knorpeligem oder lederartigem Baue sind. Die wichtigsten Arten sind: 1) der spitzblasige Beerentang (Sargassum bacciferum), der im Westen der kanarischen Inseln oft viele Meilen weit das Meer mit einer dichten Decke überzieht und, da er höchst wahrscheinlich doch auf dem Grunde des Meeres wurzelt, alle bekannten Gewächse an Höhe übertrifft; 2) der gesägte Tang (Fucus serratus), an Norwegens Küsten häufig und zum Winterfutter für das Vieh gebraucht; 3) der gefingerte Riementang (Laminaria digitata), der baumartig wächst und tiefgespaltenes Laub hat; 4) das Seeperlenmoos (Sphaeroccocos crispus), der an Irlands Küsten häufig ist und eine schleimige, in Brustkrankheiten heilsame Gallerte liefert; 5) das Wurmmoos (Helminthochortos), ein Gemisch verschiedener kleinfaseriger Tangarten, welches in dem Jodine, das es enthält, ein Heilmittel gegen Eingeweidewürmer giebt; 6) der Zuckerriementang (Laminaria saccharina), gleich dem Riementang baumartig, aber kleiner. Der letztere, sowie einige andere Arten, insbesondere der Seekohl, werden auch gegessen. Am wichtigsten ist der Tang für die Landwirthschaft, indem er in vielen Küstenländern, wo ihn das Meer oft in ganzen Massen auswirft, ein treffliches Düngermaterial abgiebt. Außerdem wird er auch jetzt statt der Pferdehaare zur Verfertigung von Matratzen benutzt und durch Verbrennung gewinnt man aus mehreren Arten die bekannte Soda.

Tangente ist im geometrischen Sinne jede gerade Linie, die einen Kreisbogen oder eine Kurve in einem Punkte berührt, im trigonometrischen Sinne dagegen derjenige Theil der berührenden beim Kreise, welcher zwischen dem auf den Berührungspunkt gezogenen Radius und der durch den andern Endpunkt des Bogens gezogenen Secante eingeschlossen ist. Man bedient sich ihrer zur Auflösung der Dreiecke und findet sie in Beziehung auf einen bestimmten Radius berechnet in den trigonometrischen Tafeln.

Tangentialkraft ist der Gegensatz von Centralkraft. Beide vereint geben die Gesetze für die Bewegung der Himmelskörper, denn während die Centralkraft, die ihren Grund in der Sonne hat, bewirkt, daß alle ihr zugehörigen Himmelskörper geradlinig ihr zueilen, so ist es Folge der Tangentialkraft, daß sie ebenfalls in geraden Linien sich von ihr entfernen. Die Tangentialkraft kann als der Gegensatz der Centralkraft nicht auch ihren Sitz in der Sonne haben, sondern es ist ein ursprünglicher Stoß vorauszusetzen, der den Planeten in Bewegung bringend nicht in gerader Linie durch ihn und die Sonne ging, und, wie die Axendrehung beweist, auch nicht geradlinig durch das Centrum des Planeten. Vermöge des Gesetzes der Trägheit muß der in einem absolut leeren Raume sich bewegende Körper die durch den Stoß gewonnene Richtung und Geschwindigkeit fortsetzen. Wirkte nun die Tangentialkraft allein, so würde der Himmelskörper ins Unendliche sich von der Sonne in jedem Augenblicke entfernen. Dem steht aber die Centralkraft entgegen, die gleichmäßig, wie jene, in jedem Augenblicke ihren Einfluß übt und den Körper zwingt, seinen Lauf in der Richtung der Tangente der Bahn des letzten Augenblicks fortzusetzen. Da nun beide Kräfte in jedem Augenblicke thätig sind, so folgt, daß die geraden Linien, die der Körper in seiner Bahn beschreibt, unendlich kleine sein müssen, d. h. daß die Bahn selbst eine Curve sei. Wie viel die Krümmung der Bahn im ersten Augenblicke und in den folgenden betragen müsse, hängt von dem Verhältnisse der Stärke des ersten Stoßes zur Stärke der Centralkraft ab.

Tanger, Tandscha, Seestadt und Festung im afrikanischen Reiche Fez, an einer Bucht in der Gibraltarstraße, hat einen Hafen, eine Citadelle, beträchtlichen Handel und 9500 Einw., unter denen sich 2500 Juden und 1400 Neger befinden. Auch ist sie der Sitz der europäischen Consuln. T. liegt etwa eine Meile westlich vom alten Tingis, von dem ein Theil Afrikas den Namen Tingitana Mauritania führte und wurde im 8. Jahrh., nachdem die Westgothen von den Arabern aus diesen Gegenden vertrieben waren, unter der Herrschaft letzterer Nation eine volkreiche und blühende Stadt, zugleich fester Waffen-

platz gegen das christliche Spanien. Nach langen mißlungenen Versuchen gelang es den Portugiesen im J. 1471 Tanger zu erobern; sie traten es aber 1662 an England ab, von dem es geschleift ward (1684), da die Unterhaltungskosten zu hoch kamen. Von den Mauren wurde Tanger wieder aufgebaut (aber unregelmäßig) und befestigt.

Tanhäuser heißt in der deutschen Volkssage ein Ritter, der auf seinen Fahrten in Frau Venus Berg gekommen war. Nachdem er dort lange in Freude und Lust gelebt, trieb ihn sein Gewissen wieder herauszugehen, und Venus mußte ihm den begehrten Urlaub gewähren, als er die Jungfrau Maria angerufen. Er zog nach Rom. Papst Urban aber, dem er reuevoll seine Sünden beichtete, damit er ihm Buße auferlege und seine Seele rette, wies, als er ihn gehört, auf einen dürren Stecken, den er hielt, und sagte, wenn der grünen werde, sollten ihm seine Sünden verziehen sein, und nicht anders. Da zog der T. verzweifelnd wieder fort in den Berg, wo ihn Venus freudig empfing, und wo er nun weilen muß, bis zum jüngsten Tag. Am dritten Tag fing jedoch der Stecken an zu grünen und der Papst sah zu spät, daß er mit ungerechter Härte dem reuigen Sünder die Versöhnung verweigert. Er sandte Boten in alle Lande; diese fanden den T. nicht mehr. Vor dem Berg aber, in dem Frau Venus, welche im 15. und 16. Jahrh. an die Stelle der altdeutschen Göttin Frau Holle getreten ist, ihren Hof hält, und für den Einige den Hoselberg oder Hörselberg bei Eisenach halten, sitzt der treue Eckhart, eine Gestalt der deutschen Heldensage, die Leute vor T.'s Schicksal zu warnen. Das Volkslied von Tanhäuser war einst weit über Deutschland verbreitet, und fand sich noch 1830 im Entlibuch in mündlicher Ueberlieferung. Am besten ist es abgedruckt in Uhland's „Alten hoch- und niederdeutschen Volksliedern" (Stuttg. 1845). Vgl. Gräße „Die Sage vom Ritter Tanhäuser" (Dresd. 1846). — Den Namen des Tanhäuser führt auch ein, wahrscheinlich aus Bayern gebürtiger, deutscher Minnesänger, der in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. lebte und sich in einigen seiner meist aus Tanzweisen bestehenden Lieder an die Art Neidhart's (s. d.) anschloß.

Tanne (Pinus abies), ein zu dem Geschlecht Kiefer (Pinus) gehörender Baum, ist das schönste unserer Nadelhölzer. Die Nadeln stehen kammartig neben einander, während sie bei der Fichte immer zu zweien zusammenstehen; auch sind sie von dunklerem Grün als bei dieser. Ihre Wurzeln gehen tiefer als bei der Fichte. Sie wächst gern auf Anhöhen in einem trocknen, doch nicht ganz schlechten Boden. Sie erreicht ein Alter von 3—400 Jahren und eine Höhe von 160—180 Fuß. Die wesentlichste Anwendung der Tanne, wegen ihres ausnehmend geraden und hohen Wuchses, ist zu Schiffsmasten, dann aber auch als Bau- und Brennholz, zu Tischler-, Drechsler- und Faßbinderarbeit, und weil das Holz sehr weiß und biegsam ist, zu Violinen, zu Resonanzboden der Claviere und anderer musikalischen Instrumente, zu Schachteln, Siebrändern und dgl.; die Rinde und die Zapfen geben den gemeinen Terpentin.

Tannenberg und **Grünwald**, zwei Dörfer zwischen den Städten Gilgenburg und Hohenstein in Ostpreußen, sind historisch denkwürdig durch die Schlacht, welche hier am 15. Juli 1410 zwischen den deutschen Rittern unter Anführung des Hochmeisters Ulrich von Junginaen einerseits und dem polnischen Könige Wladislaw Jagello und dem lithauischen Großfürsten Witold andererseits geliefert wurde. Die Polen erfochten einen vollständigen Sieg, der Hochmeister selbst, viele Comthure und Ritter blieben auf dem Platze, und das ganze Lager der Kreuzritter fiel in die Hände der Sieger. Seit dieser Schlacht hat der Orden in Preußen seinen alten Glanz nicht wieder gewonnen.

Tantalus, Sohn des Zeus und der Nymphe Plote, wie der Mythos sagt, König zu Sipylus in Phrygien (nach Anderen zu Korinth), war, wie es heißt, wegen seiner Abkunft und seines Reichthums ein Günstling der Götter, welche bei ihm einkehrten und ihn gemeinschaftlichen Mahles würdigten. Hierdurch übermüthig geworden, verkündigte er den Menschen die Geheimnisse der Götter. Nach anderer Darstellung entwendete er ihnen Nektar und Ambrosia. Auch soll er seinen Sohn Pelops geschlachtet und den Göttern als Speise vorgesetzt haben. Wegen solcher Verbrechen mußte er im Tartarus unter einem überhangenden Felsen mitten im Wasser stehen und endlosen Durst und Hunger leiden, da er

weder das Wasser zum Munde bringen, noch die vom Felsen herabhängenden Zweige mit den lieblichsten Früchten erreichen konnte. Denn sobald er die Hand darnach ausstreckte, trieb der Wind die Zweige zurück. Nach anderer Sage hing ein schwarzer Stein über ihm, welcher immer herabzustürzen drohete. Seine Tochter war Niobe. Diod. Sic. IV, 74; Odyss. XI, 581 ff.; Pind. Ol. I, 26 ff.

Tanzkunst ist die Kunst, nach gewissen rhythmischen Gesetzen die Füße und den Körper kunstvoll zu bewegen. Dadurch eben unterscheidet sich der Tanz von der Mimik und Pantomimik, daß jener nicht in zufälliger Willkür der Bewegung, sondern in streng rhythmischer, taktmäßiger Abgemessenheit besteht. Auch der Tanzkunst, als wahrhafter Kunst, liegt etwas Geistiges zum Grunde, eine Reihe von Empfindungen, welchen gemäß die menschliche Phantasie eine Reihe schöner Stellungen und rhythmisch-geregelter Bewegungen des Körpers schafft. Da sich demnach in dem Tanze die Macht der Empfindungen und das Schaffen der Phantasie offenbart, so wird derselbe bei den Völkern am häufigsten und am meisten ausgebildet gefunden werden, welchen das höchste Empfindungs- und Phantasieleben eigenthümlich ist; wo dagegen praktisches Thun und eigentliches Zweckerfüllen vorwaltet, da wird er, wie jede Kunst, mehr zurücktreten. Daraus erklärt es sich, daß bei den Griechen und besonders zu Athen der Tanz so hoch geachtet ward, und, weil in der griechischen Religion das göttliche Leben mit dem in der Natur vorhandenen, im Menschen sich vollendenden zusammenfiel, auch den gottesdienstlichen Ceremonien beigesellt wurde. Ja, bei den Thessaliern wurden die Ausdrücke dieser Kunst auf die edelsten Gegenstände übertragen, und an manchen Orten dieses Landes hießen die Feldherrn und Beamten Anführer des Tanzes. Auf gleiche Weise war derselbe ein wesentlicher Theil der theatralischen Darstellungen, doch je nach der Verschiedenheit der Arten derselben wieder verschieden. Der Tanz der Tragödie (Emmeleia) hatte demnach einen ernsten, würdevollen, der des satyrischen Dramas (Sikinnis) einen lustigen, und der der Komödie (Skordax) einen freien, vertraulichen, oft unedlen Charakter. Aus dem oben Angeführten ist es gleichfalls einleuchtend, daß der Tanz bei den Römern, deren Wesen in der Richtung auf das Praktische, auf den Staat besteht, wenig Eingang finden mußte, so daß sie in der ältesten Zeit die Fertigkeit in dieser Kunst dem andern Geschlecht zur Schande anrechneten, während bei den Athenern, deren Element das freie phantastische Schaffen, die Poesie ist, dem Tanze sich zu entziehen für Unhöflichkeit galt. Erst die Berührung mit den Griechen änderte den hierin starren Sinn der Römer, welche nunmehr den Tanz auch auf ihre Bühnen und ins Leben verpflanzten; doch mag er der eigenthümlichen Freiheit der Bildung bei ihnen ebenso sehr ermangelt, und mehr aus der wahrhaften Kunst zu Künsteleien und Kunststücken sich gestaltet haben, als das bei uns so gern gesehene Ballet. — Noch jetzt sind Völker, bei welchen sinnliche Reizbarkeit und Phantasie vorherrschend ist, wie besonders Italiener und Spanier, dem Tanze mehr ergeben, als andere. Je weniger diese Phantasie ausgebildet, und zum Bewußtsein gekommen ist, desto regelloser, willkürlicher und roher sind die Bewegungen des Körpers, wie bei dem durch jegliches Ereigniß bis zur höchsten Affection aufgeregten Neger. Wenn man in einem solchen Tanze eine begeisterte Regellosigkeit finden möchte, so kann man in unsern deutschen, engl. und franz. Tänzen, in den Tollhäuslerbewegungen des Walzers, der Gallopade und des jetzt mehr und mehr beliebten schottischen Walzers eine geistlose Regelmäßigkeit erkennen; denn das Producirende, das Walten des Geistes in der äußern, schönen, sinnigen Form ist weggefallen und hat einem langweiligen und ewig wiederkehrenden rhythmischen Typus Platz gemacht, dessen Wesen eine Ueppigkeit ist, welche durch ein schwindlich machendes Drehen oder ein sinnloses, besonders dem schönen Geschlechte häßlich anstehendes Rasen erzeugt wird. Aus dem sinnigen Tanze ist ein sinnlicher geworden. Zwar hat man neuerdings durch die Wiederbelebung der Quadrillen und Contretänze den Tanz, dessen Mißbrauch die höchste Spitze erreicht hatte, zu veredeln gesucht; allein theils haben auch diese etwas zu Einförmiges an sich, theils werden sie von den Tanzenden zu stereotyp behandelt, als daß man eine geistige freie Thätigkeit darin wahrnehmen könnte. Was aber daran am meisten hindert, ist der Umstand, daß man auf

unsern Bällen nicht tanzt, um Etwas auszudrücken und etwas Innerliches äußerlich darzustellen, sondern um das lüsterne Gefühl gleicher Körperbewegungen in der reizenden Nähe des andern Geschlechts zu haben: und dieses gegenseitige Bewußtsein gleicher an der Einheit der Bewegungen empfundener Lust ist allerdings das Geistige, aber auch das einzig Geistige in unserm Tanze; denn die Unterhaltung ist außerwesentlich. Der Tanz wird übrigens eingetheilt in den gesellschaftlichen und theatralischen. Zu dem erstern gehören auch verschiedene Nationaltänze, welche einen eignen Rhythmus haben und mit eignen Melodien begleitet werden. Sie sind zugleich als charakteristische Tänze von vorzüglichem Werthe. Zu den theatralischen Tänzen gehören theils die lyrischen Tänze, welche in Opern und Schauspielen eingeflochten werden, theils die Ballets (s. d.) im engern Sinne. Die theatralischen Tänze werden auch in idealische, charakteristische und groteske Tänze eingetheilt. Vgl. Bourdelot „Histoire de la danse sacrée et profane, ses progrès et ses revolutions depuis son origine“ (Par. 1724) und Cahusac „Traité de la danse ancienne et moderne“ (3 Bde., Par. 1753).

Tanzmusik. Wenn dem Tanze selbst ursprünglich eine Empfindung, ein Gefühl zum Grunde lag, welches zur wirklichen Erscheinung gebracht werden sollte, so mußte die diesen begleitende Musik diesen Empfindungen und Gefühlen adäquat sein: bei den Griechen würdevoll, feierlich langsam in den tragischen, lustig, heiter und schnell in den satyrischen und komischen Tänzen, verbunden mit einem strengen Rhythmus, so daß Tanz und Musik einen das Auge und Ohr gleich ansprechenden Einklang, ein Ganzes bildeten. Diese Einheit des griechischen Tanzes mit der Musik bestätigt schon der Name Emmelie (s. Tanzkunst), welcher eigentlich eine Mischung von Accorden und eine ansprechende Modulation im Spiele bezeichnet. Denn nicht blos von einer Flöte, sondern auch von der menschlichen Stimme ward der Tanz unterstützt, und somit die Empfindungen, die aus Spiel und Bewegungen nur geahnt und wieder empfunden wurden, deutlich ausgedrückt. Doch war dies, meines Erachtens, ebenso ungehörig und den mächtigen Gefühlseindruck schwächend, wenigstens ebenso überflüssig als das Anmalen der Statuen. Da der heutige Tanz aber des Gedankens entbehrt, und nur in der rhythmischen Hebung der Füße und üppigen Drehung des Körpers besteht, so machte es sich unsere Tanzmusik zur Aufgabe, in lockenden, üppigen, neckenden, hüpfenden Tönen die Füße gleichsam hinwegzureißen und alle Sinne wie elektrisch zu durchzucken und nach dem Tanze unwillkürlich hinzuschmeicheln oder gewaltig hinzuziehen. Die Sinnlichkeit des Tanzes hat auch die Sinnlichkeit der Musik zur Folge gehabt, und weil Wien der harmlose Sitz des sinnlichen Vergnügens und unmittelbaren Empfindens ist, wie Berlin der aller Geistigkeit und des Wissens genannt werden kann, so ist von dort aus eine neue Aera für unsere Tanzmusik ausgegangen, deren Heroen Strauß und Lanner, jener mehr durch eine gewisse Sehnsucht nach entschwundener Lust, dieser mehr durch den gegenwärtigen, unmittelbaren Genuß derselben, Jung und Alt zum Tanze locken. Das Geheimniß dieses wunderbaren Reizes scheint in den Pausen oder dem unerwarteten Anhalten und wieder Forthüpfen der Melodie zu liegen; ein inneres Gefühl nämlich drängt den Menschen, in welchem durch dieses Anhalten eine gewisse Nichtbefriedigung, eine plötzliche Leere erzeugt wird, jene Pausen durch den Tanz auszufüllen und die angehaltene Melodie selbst fortzusetzen, deren bald folgende ebenso unerwartete Fortführung dem Gefühle und den Füßen neue Unterstützung und Hebung giebt.

Tanzwuth war eine im Mittelalter sehr häufige, epidemisch auftretende Nervenkrankheit, welche, mit Zuckungen und wilden tanzartigen Bewegungen verbunden, den daran Leidenden das Ansehen von Besessenen gab. Von den Schutzheiligen, welche man um Hülfe gegen das Uebel anrief, wurde dasselbe auch Johannestanz (nicht zu verwechseln mit dem Volkstanz am Feste des Johannes), oder häufiger noch Veitstanz (Sanct-Veitstanz) genannt. Schon im J. 1021 wurde er zu Kolbig bei Bernburg beobachtet, 1237 wurden zu Erfurt über hundert Kinder davon befallen und seit dem J. 1374 ward er fast überall in Deutschland gefunden. Im Juli dieses Jahres zeigte die T. sich zuerst in Aachen, bald darauf in Lüttich, Utrecht, Tongern, ferner in Köln, wo man 500,

Digitized by Google

in Metz, wo man 1100 Kranke dieser Art zählte. Im J. 1418 beobachtete man die T. in Straßburg noch einmal in ihrer Allgemeinheit, und dann werden die Nachrichten davon spärlich, bis sie in Italien sich wieder zeigte, wo sie besonders im 17. Jahrh. nach Hecker sehr allgemein verbreitet gewesen sein soll. Indessen scheinen, wie in dem Artikel Tarantel angedeutet, hier Verwechselungen stattzufinden. Das Bild der wirklichen T., als deren schwaches Ueberbleibsel wir, beiläufig gesagt, das, was wir jetzt Veitstanz zu nennen gewohnt sind, zu betrachten haben, war nach Hecker in seiner grellsten Höhe folgendes: Die Behafteten fielen bewußtlos und schnaubend zu Boden, Schaum trat ihnen vor den Mund, dann sprangen sie auf und hoben ihren Tanz an mit unheimlichen Verzerrungen. Hand in Hand schlossen sie Kreise und ihrer Sinne anscheinend nicht mächtig, tanzten sie Stunden lang in wilder Raserei, ohne Scheu vor den Umstehenden, bis sie erschöpft niederfielen; dann klagten sie über große Beklemmung und ächzten, als stände ihnen der Tod bevor, bis man ihnen den Unterleib mit Tüchern zusammenschnürte, worauf sie sich erholten und ruhig blieben bis zum nächsten Anfalle. Jene Einschnürung geschah wegen der Trommelsucht, welche sich nach dem krampfhaften Toben einstellte; oft half man aber noch kunstloser mit Faustschlägen und Fußtritten auf den Unterleib. Während des Tanzes hatten sie Erscheinungen; sie sahen nicht, sie hörten nicht, ihre Phantasie gaukelte ihnen Geister vor, deren Namen sie hervorkrächzten, und späterhin sagten Einige aus, sie wären sich so vorgekommen, wie in einen Strom von Blut getaucht, und hätten deshalb so hoch springen müssen. Andere sahen in ihrer Verzückung den Himmel offen, mit dem thronenden Heiland und der Mutter Gottes. — Die Ursachen des Uebels waren weder damals aufgeklärt, noch sind sie es jetzt; man hielt die Kranken für Besessene und rückte mit dem vollständigen, damals gebräuchlichen Apparat der Teufelsbanner, mit Beschwörungen &c. gegen sie, und glaubte nicht selten glänzenden Erfolg von dem gauklerischen Treiben der das Volk an Aberglauben und Unwissenheit überbietenden Geistlichkeit gesehen zu haben. Vgl. J. F. C. Hecker „Die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter" (Berl. 1832).

Tapeten (von tapes, tapetum), aus Wolle oder Papier gemachte Stoffe, die innern Wände der Zimmer damit auszuschmücken. Die ersten Tapeten waren die gewirkten, eine Folge der vervollkommneten Wollenweberei, wodurch man in den Stand gesetzt ward, Zeichnungen von natürlicher Größe und Farbe einzuweben. Der dazu gebrauchte Webestuhl ist entweder hochschäftig (haute-lisse) oder tiefschäftig (basse-lisse). Letzterer, der aber immer mehr abkömmt, hält die Kette wagerecht, und bildet meistentheils sammetartige Gewebe. Auf ersterm ist die Kette senkrecht und die Arbeit schwieriger und langweiliger. Aber man verfertigt auf diesem Stuhle die sogenannten türkischen T., die unter dem Namen der Tapeten der Savonnerie bekannt sind, deren Kette nicht, wie bei den übrigen, aus Seide, Zwirn, Baumwolle oder ungedrehetem wollenen Garn, sondern aus gedrehter starker Wolle besteht, und die ein sammetartiges Gewebe sind. Sie werden türkische T. (point sarrasin, turque) genannt, weil sie die Sarazenen unter Karl Martell nach Frankreich gebracht haben sollen. Auch noch jetzt werden die schönsten in Frankreich, in der Manufactur zu Chaillot, welche Savonnerie genannt wird, verfertigt: dann besonders in den Gobelins, einem Palaste, den Colbert 1667 zu Paris den Künsten erbaute, und nach den Gebrüdern Giles und Jean Gobelin benannte. Aus Frankreich kam die Kunst der Tapetenwirkerei nach Brabant, von da nach Schwabach, nach Berlin, Wien, Heidelberg, Petersburg &c. Zu den geringsten T. gehören die Bergamos, deren Kette gewöhnlich Hanf, das Eingewebte aber Flockseide, Wolle, Baumwolle oder Kameelgarn ist. Sie haben Zeichnungen von Thieren und Blumen, oder nur Streifen, die zuweilen mit einer Einfassung umzogen sind; oder sie gleichen den ungarischen Spitzen, und heißen Hongrie. In Frankreich werden sie hauptsächlich zu Rouen, Elboeuf und Tournai, auch in Flandern gemacht. Sie haben ihren Namen von Bergamo, von wo aus sie zuerst bekannt wurden. Zu den gewirkten seidenen Tapeten gehören außer den Bergamos die Bracatelles und Rasellos. Die ledernen T. sind sehr haltbar und mit gepreßten, zuweilen vergoldeten oder versilberten Figuren versehen. Auch die wachsleinewandnen sind sehr dauerhaft. Sie

werden ganz wie Wachsleinwand verfertigt, sind einfarbig, oder mit bunten Mustern gedruckt, oder mit Oelfarben bemalt. Der Gebrauch der erwähnten T. ist veraltet, seitdem die **Papiertapeten** durch ihre Wohlfeilheit und Schönheit durchgängig gebräuchlich worden sind. Ihr Gebrauch kam aus China, und kam über England und Frankreich nach Deutschland. Man unterscheidet 1) glatte oder kattunartig gedruckte T. und davon wieder matte und glänzende (Satinettapeten); 2) erhabene, gestaubte oder Sammettapeten, deren sammetne Erhabenheiten entweder von Flockwolle oder von gemahlner Bronze, Glasglanz, metallischem Sand, Muschelgold u. dgl. gemacht werden; 3) moirirte T., werden wie die Moireen gemacht; 4) Iristapeten mit bunten Streifen, deren Farben unmerklich, wie bei dem Regenbogen, in einander übergehen. 5) Decorationstapeten, welche Landschaften, Städte und was man sonst noch auf dem Theater als Hintergrund braucht, darstellen; 6) architektonische T., welche Gegenstände der Baukunst darstellen. Jetzt hat man noch eine andere Art, die wie Wachspapier gefertigt und mit wachsähnlichen, bunten Stoffen überzogen sind. Diese sind sehr empfehlenswerth, da sie nicht nur sehr haltbar sind, sondern sich auch mit einem feuchten Schwamme sehr leicht reinigen lassen. Die T. werden nach Stücken und Rollen von 10—15 Ellen Länge und der gewöhnlichen Papierbreite verkauft. Die Tapeten, Teppiche (tapetes) bei den Alten waren wollene, oft reich und kostbar gestickte Decken, die unter die Füße, auf Sessel und Betten gebreitet wurden. Man wurde im Morgenlande mit ihnen bekannt, und brauchte sie später auch als Tischdecken und Wandbekleidungen. Auch machte man sogenannte spanische Wände davon. — In der Bienenzucht heißen die zarten Häutchen, in welche sich die jungen Bienen als Nymphen einspinnen, und die hernach, wenn die Bienen ausgekrochen sind, an den Wänden der Zellen hängen bleiben, ebenfalls Tapeten.

Tapferkeit, nach der bekannten Eintheilung Plato's, der Stoiker u. A. eine der **Cardinaltugenden** (s. d.), hat einen weitern Begriff als den der **kriegerischen** T., welchen ihr der Sprachgebrauch des gewöhnlichen Lebens beilegt. Sie ist die Aeußerung der Seelenstärke, welche, um ein Ziel zu erreichen, die Gefahren nicht scheut und die Schwierigkeiten zu überwinden sucht. Doch bedarf die Handlung einer moralischen Grundlage, sonst ist es nicht T., sondern Verwegenheit, Tollkühnheit oder Halsstarrigkeit. Sie gehört vorzugsweise dem männlichen Geschlechte an, daher ihre Namen, bei den Griechen *ἀνδρεία* (von *ἀνήρ*) und bei den Römern virtus (von vir).

Tapia, Don Eugenio de, einer der ausgezeichneteren neuern Schriftsteller Spaniens, wurde zu Avila in Altcastilien geboren, studirte die Rechte zu Toledo und Valladolid, ward dann in das Advocatencollegium zu Madrid aufgenommen und machte später eine Reise nach England. Nach der Niederlage der Franzosen bei Bailen wurde er in Madrid einer der Redactoren des patriotischen Journals „Semanario patriótico“, entwich aber nach der Wiedereinnahme von Madrid durch die Franzosen nach Valencia, ging nach der Niederlage der Patrioten bei Ocaña nach Sevilla und dann nach Cadix. Hier wurde er Regierungssecretär bei der königlichen Philippinischen Compagnie, vertauschte aber diese Anstellung bald darauf mit der eines Oberredacteurs der von der Regierung herausgegebenen „Gaceta“. Nach einiger Zeit wurde er auch zum Mitgliede der obersten Censurjunta und der Commission zur Entwerfung eines neuen Studienplans ernannt. Nach der Restauration Ferdinand's VII. erlitt er anfangs manche Verfolgungen als Liberaler und mußte sogar neun Monate lang in den Kerkern der Inquisition schmachten; später erhielt er die Oberredaction der „Gaceta“ wieder. Unter der constitutionellen Regierung von 1820 ward er Director der Staatsdruckerei und Cortesdeputirter, deshalb aber von der Restauration im J. 1823 geächtet. Er wanderte jetzt nach Frankreich aus, erhielt 1830 die Erlaubniß, nach Madrid zurückzukehren und ward später zum Mitglied der Gesetzgebungscommission, zum Generaldirector der Studien, Ehrenmitglied der königl. Audienz von Valladolid und wirklichen Mitglied der königl. Akademie ernannt. Als Schriftsteller hat er sich durch folgende Werke einen Namen gemacht: „Ensayos satiricos en prosa y verso“, die er unter dem Namen des Licentiaten Machuca herausgab; „Viage de un curioso por Madrid“,

ebenfalls eine satyrische Schrift gegen mehrere am Hofe herrschende Mißbräuche; „Poesias liricas, satiricas y dramaticas“ (Madr. 1821, 2 Bde., 1832); „Guia de la infancia, ó lecciones amenas é instructivas“ (4 Bde.); „Elementos de jurisprudencia mercantil; Febrero novisimo y otros tratados de jurisprudencia“ (15 Bde.); „Los Cortesanos y la revolucion, novela de costumbres“ rc. Sein Hauptwerk aber, das seinen Namen auf die Nachwelt bringen wird, ist seine „Historia de la civilisacion española“ (4 Bde., Madr. 1840), das sich sowohl durch den Reichthum des Inhalts, als durch die Schönheit eines klaren, einfachen, echt historischen Styls auszeichnet. Proben aus seinen Werken in Prosa und Versen geben Ochoa's „Apuntes“. Als Dichter gehört T. mehr noch der classischen Schule an und hat sich überhaupt nicht über das Gewöhnliche erhoben.

Tapir, ein an Gestalt dem Schweine, durch den Rüssel, der verkürzt und verlängert werden kann und zum Zuführen der Speise zum Munde dient, dem Elephanten ähnliches Thier, hat die Größe von einem ausgewachsenen Esel, kurze und plumpe Füße und mit Ausnahme der kurzen Mähne am Nacken eine fast ganz nackte Haut. Der Tapir lebt in sumpfigen Gegenden Asiens und Amerikas, nährt sich von Kräutern und Früchten und wird seines Fleisches wegen, das dem Schweinefleische ähnlich schmeckt, gejagt.

Taprobana, hieß bei den Alten die Insel Ceylon (s. d.).

Tara oder Thara, kommt aus dem Spanischen her und bezeichnet das Gewicht der Fässer oder des Stoffs, worin eine Waare eingepackt ist. Tararechnung oder Abzugsrechnung ist die Bestimmung des Waarenwerthes, wenn das Taragewicht von dem Bruttogewicht abgezogen wird, um das Nettogewicht der Waare zu erhalten. Tariren heißt das Abwägen der leeren Fässer und anderer Emballirung.

Tarantel, ist eine vorzüglich in Italien, besonders in Apulien und Neapel lebende Spinnenart, welche größer als unsere Kreuzspinne, ungefähr 1—2 Zoll lang ist. Ihr Körper ist rauh, hat oben eine graubraune, unten eine gelbrothe Farbe; die Füße sind dick und unten schwarz bandirt. Sie lebt in Erdlöchern, wo sie den Fliegen nachstellt und ist leicht zu zähmen. Ihr Biß verursacht lästige, wenn auch nicht gefährliche Wunden, wurde aber früher als Ursache tödtlicher Wunden angegeben, von denen man sich nur durch heftiges, fortgesetztes Tanzen befreien könne. Zu diesem Tanz (Taranteltanz, Tarantismus) giebt es eine eigene Musik, die gewöhnlich von einem Geistlichen auf einer Geige gespielt wird. Das Ganze war wohl nur Uebertreibung und diente dazu, Leichtgläubigen Geld abzulocken. Der Biß der Tarantel scheint nur in den Monaten Juni, Juli und August gefährlich. Wenn man die Krankheit sich selbst überläßt, so steigt sie in den ersten drei Tagen, so daß sie den heftigsten Anfällen von Cholera oder Starrkrampf gleichkommt; von dem vierten Tag an nimmt sie ab und endet stets glücklich am 14. oder 15. Tage. Besonders sind die Landleute beim Mähen auf dem Felde dem Biß der Tarantel ausgesetzt.

Tarantella, italienischer Tanz, der besonders im Tarentinischen (daher sein Name) und in Neapel üblich ist. Es tanzen ihn nur Mädchen der niedern und Mittelclasse. Es gehören deren drei dazu, von denen die Eine das Tambourin schlägt, während die beiden Andern mit den Castagnetten in der Hand die Schritte des Tanzes machen. Viel Kunst herrscht im Tanze nicht, die Tänzerinnen treten eigentlich nur den Takt, indem sie eine Weile auf einem Platze einander gegenüberstehend trippeln, dann sich wenden, die Plätze wechseln rc. Eine der Tänzerinnen wechselt dann auch mit der, welche das Tambourin schlägt, ihre Castagnetten und umtanzt diese, während Jene das Tambourin schlägt. Der Stich der Tarantel soll durch diesen Tanz geheilt werden.

Taras, der Sohn des Poseidon und einer Nymphe, schwamm auf einem Delphin von Tänaron nach Unteritalien und gründete daselbst der Sage nach die Stadt Tarent (s. d.).

Tardieu, Jean Baptiste Pierre, geographischer Kupferstecher, geboren zu Paris 1746, war einer der Ersten, welche diese Kunstgattung zu einem hohen Grade geschmackvoller Vollendung erhoben. Er stach für die Kaiserin Maria Theresia die Karte der Niederlande in 53 Blättern und für Ludwig XVI. die Karte der königl. Wildbahnen. Auch fertigte er die Karte zu Sonnini's „Reise durch Griechenland und die Türkei“, und die

vom Minister Thümmel veranstaltete vortreffliche topographische Karte des Herzogthums Sachsen-Altenburg in 25 Blättern. Er starb 1816. — Sein Bruder, Alex. T., geb. am 2. März 1756, ein Schüler Wille's, war ebenfalls ein berühmter Kupferstecher und führte in der Manier Nanteuil's und Edelink's nach Gemälden großer Meister eine bedeutende Anzahl Kupferstiche aus. Besonders geschätzt sind sein Bildniß des Grafen Arundel, nach van Dyk, der heilige Michael und der heilige Hieronymus, nach Raphael und Domenichino, worin er ebenso treu als geistreich Zeichnung und Colorit der Gemälde wiedergiebt. Im J. 1791 gewann er den großen Preis in der Kupferstechkunst. Desnoyers war sein Schüler. Von seinen gelungensten Arbeiten erwähnen wir noch die Bildnisse Voltaire's, das der Königin Louise von Preußen, Montesquieu's, des Marschalls Ney, Napoleon's, und Ruth und Boas. — Ein dritter Bruder, Anton François T., geb. am 7. Februar 1757, gest. am 24. Januar 1822, war wie Jean Baptiste Pierre ein berühmter Kartenstecher. Von ihm rühren die Karten her zu Choiseul-Gouffier's „Voyage pittoresque de la Grèce"; zu Didot's vierter Auflage der „Voyage du jeune Anacharsis"; die Karten der Palatinate Warschau, Plozk, Lublin und Sandomir, die er für den König Stanislaw August arbeitete; die große Karte des europäischen Rußlands; der Atlas zu Péron's „Voyage aux terres australes" etc. — Ambrosius T., ein sehr verdienter Kupferstecher, geb. am 7. März 1788, gest. daselbst am 3. August 1844, hat namentlich auch mehrere von ihm selbst redigirte größere Karten und Kupferwerke herausgegeben, so den „Atlas de géographie ancienne" (1818); „Iconographie universelle, ancienne et moderne" (1820) und „Atlas universel de géographie ancienne et moderne" (1824).

Tarent, eine von lacedämonischen Colonisten ums J. 700 v. Chr. gegründete Stadt in Unteritalien, lange Zeit eine der blühendsten Städte Großgriechenlands. Künste und Wissenschaften waren einheimisch; der große Mathematiker Archytas stammte aus T. Lange ihre Freiheit gegen die Römer behauptend, unterlagen die Tarentiner endlich im J. 270 v. Chr. — Gegenwärtig heißt der Ort Taranto und ist eine Seestadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Otranto, am Meerbusen gleiches Namens gelegen, ist Sitz eines Bischofs, hat ein festes Schloß, einen Hafen, der indessen ziemlich versandet ist, und 18,000 Einw., welche Fischerei und Handel treiben. Von dieser Stadt führt der Marschall und Pair von Frankreich, Etienne Jac. Jos. Alex. Macdonald (s. d.) den Titel Herzog von Tarent.

Targowizer Conföderation, s. Polen (Geschichte).

Targum, ein chaldäisches Wort, welches Uebersetzung bedeutet, ist der Name der chaldäischen Paraphrasen des Alten Testaments. Diese wurden zu einer Zeit veranstaltet, als sich die hebräische Sprache unter dem Volke gänzlich verloren hatte und nur die aramäische üblich war. Da nämlich mit der Einrichtung der Synagogen die Vorlesung des A. T. Sitte geworden war, so machten es sich die Schriftgelehrten zunächst zum Geschäft, der Vorlesung des Originals Uebersetzungen in der Landessprache folgen zu lassen, welche anfänglich aus dem Stegreife gegeben, nachher aber schriftlich entworfen wurden. Die so entstandenen Targums reichen in ihrer fragmentarischen Gestalt gewiß über Christi Geburt hinaus (denn zu Christi Zeit waren sie in Palästina gleichsam als kirchliche Uebersetzungen allgemein angenommen), wenn gleich die Sammlung und Redaction derselben zum Theil viel später angesetzt werden muß. Das vorzüglichste Targum ist das von Onkelos über die fünf Bücher Moses, eine in sehr reiner chaldäischer Sprache abgefaßte, meistens treue wörtliche Uebersetzung, welche jedoch auch willkürliche Veränderungen des Textes enthält. Sie ist vielleicht noch vor Christi Geburt gesammelt. Gleichfalls rein chaldäisch und der Sprache des Onkelos ähnlich ist die des von Jonathan ben Usiel verfaßten Targum, welches sich über Josua, Richter, Samuel, Könige, Jesaia, Jeremia, Ezechiel und die kleinen Propheten erstreckt. Der Verfasser blühete kurz vor Christi Geburt. Seine Uebersetzung ist weniger treu und mehr paraphrastisch, als die des Onkelos. Demselben Jonathan wird ein Targum über die fünf Bücher Mosis zugeschrieben, welches aber nach seinem schlechtern Style und übrigen Charakter, wie auch nach den darin befindlichen Anführungen späterer

Gegenstände, einer weit spätern Zeit (seiner gegenwärtigen Gestalt nach dem 8. oder 9. Jahrh.) angehört. Deshalb nennt man seinen Verfasser **Pseudojonathan.** Mit diesem Targum in vielen Stellen verwandt ist das **Jerusalemische Targum** über die fünf Bücher Moses, eine spätere fragmentarische Compilation. Es heißt das Jerusalemische entweder wegen des Dialektes, worin es geschrieben ist, oder nach seinem Ursprunge. Die drei letzten dieser erwähnten Targums sind palästinensischen Ursprungs; das Targum des Onkelos dagegen wird allgemein für ein babylonisches Product gehalten. Außerdem haben wir ein Targum über die fünf Megilloth, d. h. Ruth, Esther, Klagelieder, Prediger und hohes Lied, und noch zwei über das Buch Esther, ein Targum über die übrigen Hagiographa, nämlich die Psalmen, Hiob und die Sprüche Salomonis, und eins über die Chronik, alle im schlechtesten Styl und Geist geschrieben und spätern Ursprungs. Die Verfasser sind unbekannt, für das Targum über die Hagiographen nennen Manche **Joseph den Blinden.** — Wichtig sind die Targums namentlich für den biblischen Exegeten deshalb, weil man aus ihnen die bei den Palästinensern und Babyloniern recipirte Erklärung des Grundtextes ersieht, welcher man in vieler Hinsicht das Lob treu bewahrter Tradition nicht streitig machen kann. Auch gehen vorzüglich von ihnen die Rabbinen des Mittelalters bei der Bestimmung ihrer Bedeutungen aus.

Tarif ist soviel als Preiscourant, dann ein Verzeichniß der Abgabe, die für ein- oder ausgehende Waaren zu entrichten ist.

Tarn, 1) Fluß in Frankreich, der auf dem Lozèregebirge, im Bezirk Florai, entspringt, bei Gaillac schiffbar wird, die Jonte, Dourbie, Dourdou, Agout und Aveyron aufnimmt und in der Nähe von Moissac in die Garonne fließt; 2) französisches Departement, ein Theil von Languedoc, das von Aveyron, Herault, Aude, Ober-Garonne und Tarn-Garonne begrenzt wird, und 105 □M. mit 360,679 Einw. in 4 Bezirken, 35 Cantonen und 338 Communen umfaßt. Der Boden des Departements ist sehr fruchtbar und nicht arm an waldigen Gebirgen und weinreichen Hügeln. Es gehört zur 10. Militärdivision, zur Diöcese und zum Gerichtshofe von Toulouse. Die vier Bezirke desselben sind Gaillac, Lavaur, Castres und Toulouse, und die Departementsstadt ist **Alby.** 3) Tarn-Garonne, ein fruchtbares, obst-, wein- und hügelreiches franz. Departement von 67 □M. und 242,510 Einw. Es umfaßt die drei Bezirke Moissac, Sarrasin, Montauban, 24 Cantone, 193 Communen und gehört zur 10. Militärdivision, zur Diöcese Montauban und zum Gerichtshofe von Toulouse.

Tarnow, Fanny, wurde den 17. Decbr. 1779 zu Güstrow in Mecklenburg-Schwerin geboren. Sie ist in ihrem Leben durch vielfache Unglücksfälle heimgesucht, die selbst ihre früheste Kindheit nicht verschonten. Im vierten Jahre stürzte sie von dem zweiten Stockwerke herab auf die Straße, litt in Folge dessen an einer Nervenkrankheit, und blieb sogar längere Zeit taub. Da sie unter solchen Umständen keinen Schulunterricht haben konnte, suchte sie sich durch Lesen von Büchern aus einer Leihbibliothek die Zeit zu verkürzen. Später nahm eine Verwandte sie zu sich auf das Land; doch schon nach der zwei Jahre darauf erfolgten Verheirathung derselben kehrte Fanny in das älterliche Haus zurück, und hier begann das frühere Leben wieder. Daneben besuchte sie das Schauspiel oft. So ward das Kind völlig seinem Kreise entzogen, und bei der lebhaften Phantasie war eine Verderbniß zu befürchten. Doch hatte sie so viel Fond, daß sie Ruhe und Frieden erhielt, wenn beide auch mitunter gestört wurden. Als sie nun ihren Großvater verloren, und durch des Vaters Schuld der Wohlstand der Familie zerrüttet war, nahm sie an der Leitung der ökonomischen Angelegenheiten der Familie Theil. Als es ihr gelungen war, für den Vater durch den Einfluß einiger braven Männer einen Posten zu erlangen, begab sie sich nach Riga als Erzieherin; doch machte sie hier so traurige Erfahrungen, daß dieselben sie auf das Krankenbett warfen. In ihrer wehmüthigen Stimmung schrieb sie ihren ersten Roman „Natalie“. In Mecklenburg lebte sie bis 1816. Zu dem Gram gesellten sich Nahrungssorgen, und nur durch schriftstellerische Arbeiten und ein Jahrgehalt der Prinzessin Charlotte wurde es ihr möglich, diese Sorgen von sich selbst und ihrer Familie theil-

weise fern zu halten. Bald aber starb ihre Wohlthäterin; der Großherzog selbst nahm sich der Unglücklichen an. Unterstützt von ihm, zog sie 1816 nach Petersburg, um eine Jugendfreundin zu besuchen. Das Klima wirkte jedoch nachtheilig auf ihre Gesundheit, darum kehrte sie nach einigen Jahren (1820) nach Deutschland zurück und lebte in Dresden, später in Weißenfels, wo sie sich ausschließlich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte. In diesen legte sie ihr ganzes Innere nieder, ohne, daß sie das Vermögen besitzt, objectiv zu werden, wenn es auch ihren Schriften gar nicht an Wärme, Anmuth und Erhebung fehlt. Doch kann sie wohl auf den Namen einer Dichterin, aus den eben angeführten Gründen, nicht den gehörigen Anspruch machen. Außer selbsterfundenen Romanen, gab sie auch Bearbeitungen ausländischer Romane heraus, in die sie aber auch ganz die Neigung ihres Charakters hineintrug. Eine Auswahl aus ihren Schriften erschien in 15 Bänden (Lpz. 1830); ihr folgten die „Gesammelten Erzählungen" (4 Bde., Lpz. 1840—42). Auch wird ihr der Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten „Zwei Jahre in Petersburg" (Lpz. 1833) zugeschrieben.

Tarnowski, Jan, ein berühmter polnischer Feldherr, geb. 1488, stammte aus einem alten angesehenen Geschlechte. Schon sein Großvater Jan T. hatte in der Schlacht bei Tannenberg, sein Vater Jan T. in dem Kampfe gegen die Walachen mit Ruhm gekämpft. Der junge T. unternahm behufs seiner kriegerischen Ausbildung Reisen nach Syrien, Palästina, Afrika und Portugal. In dem letztern Lande übertrug ihm der König Immanuel im Kriege gegen die Mauren die Anführung seines Heers. Nachdem er sich auf diese Weise großen Kriegsruhm erworben und von Kaiser Karl V. zum Reichsgrafen erhoben worden war, kehrte er in sein Vaterland zurück, und nahm hier in dem Kriege zwischen Sigismund I. und dem russischen Czar an der Schlacht bei Orsza Theil. Nachher sendete ihn Sigismund mit einer Heeresabtheilung dem Könige Ludwig von Ungarn gegen die Türken zu Hülfe. Später übertrug ihm Kaiser Karl V. den Oberbefehl über sein Heer in dem Türkenkriege. Der Woiwode der Walachei, Peter, einer der Lehnsträger Polens, machte einen Aufstand gegen Sigismund und fiel in Pokutien ein. Darauf übertrug der König dem T. die Vertheidigung des Landes und dieser überwand mit einem verhältnißmäßig kleinen Heere die Walachen bei Obertyn und drang, nach einem zweiten Einfalle derselben in Polen, selbst bis in die Walachei vor, eroberte Chocim und nöthigte den Hospodaren, dem Könige von Polen von neuem Treue zu schwören. Später trieb er mit den Einwohnern seiner Starostei Sandomir die nach Polen eingefallenen Tartaren zurück. Er starb 1561. Er war auch ein Freund der Wissenschaften und besaß selbst eine reiche Sammlung seltener Handschriften. In Tarnow, seinem Stammsitze, ließ er das kriegswissenschaftliche Werk „Consilium rationis bellicae" abdrucken.

Tarok, vielleicht das anziehendste, aber auch das schwierigste und verwickeltste aller Kartenspiele, wird von drei Personen mit 78 Blättern gespielt, die aus den 52 Blättern der französischen Karte, vier Cavalls oder Reitern und 22 Taroks oder Trümpfen bestehen, zu welchen letztern der Skus (von excuse) gehört.

Tarpeja, die Tochter eines Römers, Spurius Tarpejus, welchem im Kriege des Romulus mit den Sabinern die Sicherung der Burg übertragen worden war. Als diese Jungfrau außerhalb der Mauern nach Opferwasser gegangen war, wurde sie vom feindlichen Anführer Tatius mit Gelde bestochen, um die Sabiner heimlich in die Burg zu lassen. Die aufgenommenen Feinde sollen sie hierauf mit ihren Waffen bedeckt und getödtet haben (Liv. I, 11). Von ihr erhielt der Sage nach der mons Tarpejus (später mit einem Tempel des Jupiter, Liv. I, 55, Propert. IV, 1, 7) seinen Namen. Von dem tarpejischen Felsen (saxum Tarpeium) wurden Staats- und Majestätsverbrecher herabgestürzt, wie M. Manlius zur Zeit des Freistaats und Sextus Marius unter Tiberius (Liv. VI, 20).

Tarquinii, eine alte mächtige Stadt in Südhetrurien, auf einem Berge, 10 italienische Meilen vom jetzigen Civita Vecchia, von korinthischen Colonisten erbaut, einst Haupt des hetrurischen Städtebundes, bis ihre Macht von den Römern gebrochen wurde und ihre Blüthe dahin welkte. Sie ward römische Municipalstadt. Von ihrem ehemaligen

Glanze sind die aufgefundenen Gemälde in den noch vorhandenen unterirdischen Gewölben und Trümmern Zeuge. Seit 1780 wurden Ausgrabungen veranstaltet und seit dem letzten Decennium mit überraschend glücklichem Erfolge gekrönt. Baron von Stackelberg und Professor Thürmer haben die 1827 in den Grabgewölben neu aufgefundenen farbigen Wandgemälde abgezeichnet und in 47 Steindrucktafeln mit 225 Figuren herausgegeben unter dem Titel „Aelteste Denkmäler der Malerei, oder Wandgemälde auf den Hypogäen von Tarquinii". Drei etruskische Tempel mit Zellen und Bädern, mit wichtigen Inschriften (aus dem 2. Jahrh. des Kaiserreichs) ließen Fossati und Manzi ausgraben, und Letzterer entdeckte im J. 1834 in der Nekropolis von Tarquinii ein etruskisches Grabmal, reich verziert mit Gemälden und etruskischen Inschriften. Die wenigen Trümmer, die sich von der alten Stadt erhalten haben, liegen in der Nähe des heutigen Corneto. Vgl. Abeken „Mittelitalien nach seinen Denkmalen" (Stuttg. 1843).

Tarquinius Priscus, Lucius, der fünfte der röm. Könige, der von 616—579 regierte. Nach der Sage soll er ein Etrusker und ein Sohn des aus Korinth nach Etrurien eingewanderten Demaratus gewesen sein und von Tarquinii aus mit seinem der Weissagung kundigen Weibe Tanaquil, unter günstigen Vorzeichen, sich nach Rom begeben haben, wo er durch Reichthum, Talente und List die Söhne des Ancus Martius vom Throne verdrängt habe. Niebuhr hält ihn der Abstammung nach für einen Latiner. Auf jeden Fall erhält unter seiner Regierung das tuscische Element größere Bedeutung im römischen Staatsleben, welches sich großartiger und glänzender gestaltet. Durch Kriege mit den Nachbarvölkern wurde das römische Gebiet erweitert und die Kriegsmacht um das Doppelte vermehrt. Aus der vermehrten Bevölkerung Roms wurde ein neuer Adel geschaffen, welcher als Ramnes, Tities, Luceres secundi den ältern Tribus beigefügt wurde. Die Namen durfte der König nicht ändern, da der Augur Attius Nävius Einspruch that. Mit ihm begann auch der Glanz Roms in großartigen öffentlichen Bauwerken, in denen gewiß auch die tuscische Kunst sich geltend macht. Zwischen dem capitolinischen und tarpejischen Berge in dem Thale, welches wahrscheinlich schon unter ihm durch unterirdische Abzugscanäle trocken gelegt wurde, baute er das forum Romanum aus, welches zum Markte und Versammlungsplatze bestimmt wurde. Zwischen dem palatinischen und aventinischen Berge legte er die Rennbahn (circus maximus) an, in welcher die Wettspiele, die vorzüglich in Pferderennen und im Faustkampfe bestanden, gehalten wurden. Umher wurden die Sitze für die Senatoren und Ritter errichtet, welche den Kämpfen zuschauten, die durch Glanz und Pracht in der äußern Erscheinung das neue, gebildetere Leben verkündigten, das sich auch in den prächtigen Insignien der königlichen Gewalt aussprach. Auf T., der auf Anstiften der Söhne des Ancus ermordet sein soll, folgte zum Theil in Folge der List der Tanaquil dessen Schwiegersohn Servius Tullius.

Tarquinius Superbus, der siebente und letzte König Roms (regierte von 534—510). Schwiegersohn des Servius Tullius, benutzte er die durch Begünstigung der Plebs entstandene Gährung unter den Patriciern, welche die Hand zu der Revolution boten, welche Servius um Thron und Leben brachte, und Tarquinius zum Herrscher erhob. Die Frevel, welche Tarquinius und Tullia bei dieser Umwälzung und in der Folge begangen haben sollen, sind wahrscheinlich durch die Sage und den Patricierhaß vergrößert, der in der Folge sich auch gegen den König kehrte, als dieser neben den Bedrückungen der Plebs, die ganz in dem Sinne und Geiste des Adels waren, auch die absolute Gewalt über den letztern geltend machen wollte. An dem noch ungebrochenen und kräftigen Standesgeiste der Aristokratie scheiterte der Plan des Tarquinius, sich zum Tyrannen im weitesten Sinne (Superbus) zu machen. Die Plebs wurde durch Kriegsdienste, Steuern und Frohnen bei den großartigen Bauten, die seiner Regierung Glanz verliehen, niedergehalten. Reiche Beute aus den Städten Suessa Pometia und Gabii, welche letztere durch die kühne und aufopfernde List seines Sohnes Sextus genommen wurde, gab neben den Steuern die Mittel, welche zum Bau des im königlichen Glanze emporsteigenden Capitolinischen Tempels, der den tuscischen Göttern Tinia (Jupiter), Kupra (Juno) und Menfra (Minerva) geweiht war,

und zur Anlegung der cloaca maxima, welche auch an die etrurische Bauart erinnert, erforderlich waren. Die Plebs, welche wie Leibeigene in den unterirdischen Gruben arbeiten mußten, murrten ob dieser Erniedrigung. Aber das Walten des Tarquinius war zu mächtig und wurde durch den Bund mit den Latinern gestützt, über welche der König durch Verschwägerung mit dem mächtigen Mamilius, sowie durch List und Gewalt sich eine Art Principat verschafft hatte, welches die Verbündeten nöthigte, ein bestimmtes Contingent zum römischen Heere zu stellen und dem röm. Feldherrn zu folgen. Als Vorsteher des Bundes opferte er an den latinischen Ferien dem Jupiter Latiaris einen Stier. Auch die Herniker und Volsker traten dem Bunde bei. Die Verbündeten erhielten Antheil sowohl an der Beute, als auch an den Colonien, welche Tarquinius zuerst in Signia und Circeji im eroberten Lande anlegte, theils um die unruhige und überflüssige Volksmenge aus Rom abzuleiten, theils um das latinisch-römische Element nach Italien hin auszubreiten. So schien die Gewalt des Machthabers in dem Staate und nach außen hin befestigt, und auch der patricische Stand und der Senat schienen gebeugt und gebrochen oder gewonnen zu sein. Der König hatte den Senat als Staatskörper in seiner Wirksamkeit annullirt und durch Verbannung und Hinrichtung der Widerstrebenden und durch Nichtbesetzung der erledigten Stellen seine Zahl bedeutend vermindert. Ein Theil konnte sich in dem Glanze und schwelgte in den Genüssen des königl. Hofes. Aber es waren noch zu bedeutende Kräfte in dem bisher ungekränkt herrschenden Adelsstande, der nur auf eine Gelegenheit wartete, um gegen das unrömische Wesen hervorzubrechen. Der das sittliche Gefühl der Römer empörende Frevel des Sextus Tarquinius an der Lucretia brachte die Flamme zum Ausbruch, und die königl. Familie wurde besonders unter Mitwirkung des Brutus (s. d.) verjagt. Die spätern Versuche der Tarquinier, durch eine Verschwörung und dann durch mehrere Kriege gegen Rom mit etrurischen (s. Porsenna) und latinischen Waffen auf den römischen Thron zurückzukehren, waren vergeblich und Tarquinius starb im Auslande, in Cumä, sowie sein ganzes Geschlecht spurlos verschwindet. Durch diese Revolution wurde das vorherrschende Walten des tuscischen Geistes in Rom, der ohne Zweifel mit den Tarquiniern mächtig wurde, zurückgedrängt und die Gefahr von dem Staate abgewendet, seine Eigenthümlichkeit in dem etrurisch-orientalischen Wesen, welches zwar der äußern Erscheinung nach glänzend war, aber die Freiheit ausschloß, untergehen zu sehen, oder gar eine Colonie des mächtigen Nachbarvolkes zu werden.

Tarragona, Bezirksstadt in der spanischen Provinz Valencia, theils auf einem steilen Hügel, theils im Thale des Francoli erbaut, mit 11,000 Einw., Woll- und Seidenwebereien, Fischerei, Handel, ist der Sitz eines Bischofs, eines Seminars und einer Marineschule. Berühmt ist die hiesige Kathedrale, eine der schönsten Kirchen Spaniens, die Ruine eines Amphitheaters aus der Römerzeit, eines Circus und Palastes, den Augustus bewohnt haben soll. Die Stadt wurde von den Phöniciern erbaut und hieß damals Tarkon. Nach ihrer Zerstörung von den Römern neuaufgebaut, erhielt sie den Namen Tarracon. Zur Zeit der Scipionen war sie ein Hauptwaffenplatz, später eine Zeitlang Residenz des Augustus und erhielt den Namen Colonia Julia Victrix, Antoninus Pius nannte sie Augusta. Sie war die Hauptstadt des tarraconensischen Spaniens, bis die Römer ihre letzte Besitzung in Spanien aufgegeben hatten. Unter den Sarazenen wurde die Stadt gänzlich verwüstet und erhob sich seitdem nie wieder zu ihrem alten Glanze. In Tarragona soll auch die älteste christliche Kirche in Spanien gegründet worden sein. Während des französischen Kriegs wurde T. am 9. Mai 1811 mit Sturm genommen und beim Sprengen der Festungswerke am 18. August 1813 fast gänzlich zerstört.

Tarsus, jetzt Tarso, bedeutende Handelsstadt im türkischen Ejalet Itschil, mit 30,000 Einw., war einst die Hauptstadt Ciliciens, mit einer, unter der Regierung der Seleuciden, von Griechen gegründeten Schule für Philosophie und Philologie, die mit denen zu Athen und Alexandrien wetteiferte. Auch wurde hier der Apostel Paulus geboren und gebildet. Zur Zeit des Julius Cäsar nahm sie den Namen Juliopolis an.

Tartane heißt ein kleines, leichtes Fahrzeug, das, vorzüglich im mittelländischen

Meere, theils zur Fischerei, theils zum Küstenhandel gebraucht wird, und nur einen großen Mast und einen Fockmast hat.

Tartaren, s. Tataren.

Tartaros bezeichnet bei den Hellenen den tiefsten und schauervollsten Ort der Unterwelt, und ist zu unterscheiden vom Hades und Erebos. Homer (Il. VIII, 13 ff.) bezeichnet ihn als dunklen, fernen Raum, im tiefsten Abgrunde unter der Erde mit eisernen Thoren, und eherner Schwelle, so weit unter dem Hades, als der Himmel von der Erde entfernt ist. Ausführlicher beschreibt ihn Hesiodos (Theogon. 719 ff.): er setzt ihn so tief unter die Erde, als diese vom Himmel absteht. „Neun Tage und Nächte würde ein eherner Ambos vom Himmel fallen und am zehnten erst die Erde berühren: ebenso würde ein solcher neun Tage und neun Nächte von der Erde fallen und am zehnten den Tartaros erreichen. Ihn umgab eine eherne Mauer und dreifache Nacht. Hierher seien die Titanen verbannt worden, Poseidon habe ihn mit Mauern und ehernen Pforten befestigt. Hier wohnen Gyges, Kottos und Briareus, die treuen Wächter des Zeus rc. An einer andern Stelle (V. 119) setzt er ihn in die Mitte der Erde.

Tartini, Giuseppe, zu Pisano in Istrien 1692 geboren, 1770 in Padua gestorben, sollte nach seiner Aeltern Willen in Padua die Rechte studiren. Seiner eigenen Neigung aber folgend, trieb er mehr die Fechtkunst. Da er hier heimlich ein Mädchen geheirathet hatte, so sah er sich genöthigt, um den Verfolgungen der Familie desselben zu entgehen, heimlich nach Rom sich zu begeben. Hier beschäftigte er sich eifrig mit der Musik, die ihm früher nur ein Nebenstudium gewesen war. Nach einigen Jahren, in welchen jene Familie sich wieder beruhigt hatte, kehrte er nach Padua zurück, von wo er sich nach einiger Zeit nach Venedig und Ancona begab. In dieser Zeit erlangte er einen ausgezeichneten Ruf als Tonkünstler, und seine in Padua errichtete Musikschule wurde zahlreich besucht, da er sowohl in der Tonsetzkunst, als auch im Spiele der Violine Meister war. Eigenthümlich ist ihm und seiner Schule die majestätisch-langsame Führung des Bogens, wodurch ihr Spiel besonders für Kirchenmusiken sich eignet. Er hat viele musikalische Werke geschrieben, die theils blos für den Vortrag berechnet, theils theoretisch-praktisch sind. Unter diesen haben namentlich einen Ruf erlangt sein „Trattato di Musica secondo la vera scienza dell' Armonia" (Padua 1754, 8.) und seine „Dissertazione de' principii dell' Armonia, contenta nell diatonico Genere" (Ebd. 1767, 4.). Das in diesen Schriften vorgetragene System der Harmonie ist auf das Mitklingen eines tiefern Tones beim Angeben zweier höhern Töne und auf das von Rameau u. A. fälschlich für eine allgemeine Eigenschaft eines jeden Klanges ausgegebene Mitklingen höherer Töne gegründet, und bereits von Mercadier de Belesta in der Vorrede zu seinem „Système de Musique" (Paris 1776) gut widerlegt. Der eben erwähnte tiefere Ton, welcher mitklingt, wenn man zwei höhere Töne, die in einem gewissen Verhältnisse zu einander stehen, angiebt (indem man z. B. bei gleichzeitigem Angeben von c und $\bar{c}$ zugleich das sogenannte große C mitklingen hört), wird Combinationston, auch Tartinischer Ton genannt, weil er besonders durch Tartini's „Trattato" dem größern Publikum bekannt wurde.

Tartsche, eine Art Schild, fast in der Gestalt einer halben welschen Nuß, rund, nach der Außenseite hin erhaben, so daß der Arm hinter der Höhlung liegt. Die Tartsche kommt am häufigsten bei morgenländischen Nationen vor, sie waren aber auch im Mittelalter bei Rittern und Reisigen im Gebrauch.

Tartuffe, das berühmteste Lustspiel Molière's, hat, ehe es öffentlich aufgeführt werden durfte, vielen Streit erregt. Der Dichter hatte es schon 1664 geschrieben, und darin die Scheinheiligen gezüchtigt. Sogleich erhoben sich Alle, die sich getroffen fühlten, und allgemeiner Krieg, der durch frühere Stücke des Dichters nur theilweise angefacht war, entbrannte jetzt. Allein schlau genug gaben die, welche sich getroffen fühlten, nicht den wahren Grund an, weshalb sie dieses Stück und den Dichter verfolgten; in ihrem Munde war Tartuffe ein Stück, das die Religion beleidigt. Es sei von vorn bis hinten voll von Verwünschungen, ganz und gar des Feuertodes werth; jede Sylbe gottlos. Doch wurde es

in kleinen Zirkeln gelesen und fand den ungetheiltesten Beifall; um so mehr aber widersetzten sich die Scheinheiligen der Aufführung. Der Dichter wandte sich mehrmals an den König, dem er Alles genau auseinandersetzte; und obgleich der König das Stück billigte, brachten es des Dichters Gegner doch dahin, daß die Aufführung verboten blieb. Als zu gleicher Zeit ein Stück Scaramouche Hermite aufgeführt wurde, sagte der König zu einem Großen: „Ich möchte doch wissen, weshalb die Leute so gegen Molière's Stück sind und nichts gegen dieses haben?" Die Antwort war: die Komödie Scaramouche verhöhnt Himmel und Kirche, um die kümmern sich die Herren nicht; Molière's Stück verhöhnt sie selbst und das können sie nicht ertragen. Endlich 1669 ward das Stück aufgeführt, und gefiel so sehr, daß es drei Monate ununterbrochen gespielt wurde. Mit dem Namen T. benennt man seitdem jeden Scheinheiligen. Gutzkow hat die Entstehung dieses Stückes und die verwickelten Intriguen, die dabei im Spiele waren, in seinem „Urbilde des Tartuffe" dramatisch behandelt.

Tarutino, Dorf im russischen Gouvernement Kaluga, Kreis Borowsk, berühmt durch den Sieg der Russen unter Kutusow's Oberbefehl (18. Oct. 1812) über die Franzosen unter Murat, in Folge dessen am nächsten Tage Moskwa geräumt ward.

Taschenspieler kann man alle die Personen nennen, die ein Geschäft daraus machen, Wirkungen den Sinnen darzustellen, deren Ursachen sie auf eine dem Zuschauer unerklärliche Art verbergen. Diese Geschicklichkeiten sind Geschwindigkeit, Einverständnisse mit einigen Gehülfen, die sich unter die Zuschauer mischen, praktische Anwendung von physikalischen und chemischen Eigenschaften mancher Elemente, optische Täuschung u. s. w. Ihre zum Theil wunderbaren und ergötzlichen Kunststücke sind bekannt genug. Den Namen Taschenspieler erhielten sie, weil sie sonst ihre Werkzeuge in einer großen Tasche (Gaukeltasche) mit sich herumführten. Jetzt hat sich ihre Bedeutsamkeit verloren, weil sie nicht mehr von dem mystischen Dunkel des Aberglaubens umgeben sind. Im Mittelalter aber spielten sie im Volke als Schwarz- und Tausendkünstler, als Zauberer, Geisterbeschwörer, Geisterbanner, Magier u. s. w. bedeutende Rollen. Taschenspieler gab es schon in dem alten Griechenland, wo sie, als das Priester- und Opferwesen seinen innern Halt verlor, und in hohle Förmlichkeit und absichtliche Betrügerei ausartete, als Werkzeuge der Priestercollegien unentbehrlich waren. Sie machten also zum Beispiel, daß sich der zum Opfern bestimmte Weihrauch von selbst entzündete, daß sich Wein in Feuer, Wasser in Wein verwandelte, daß dürre Weinstöcke in Kurzem blühten und Früchte trugen u. s. w. Aus Aegypten durchzogen sie Griechenland und Rom, und machten ein Gewerbe aus ihren Kunststücken. Sie verschluckten Messer, zeigten leere Taschen, und nahmen dann irgend etwas Verlangtes heraus. In Rom zeigten sie ihre Wunder bei den säcularischen Spielen auf dem Theater und durchzogen dann als Gaukler (praestigiatores), Ballspieler, Jongleurs (pilarii) und als Sack- oder Taschenspieler (saccularii) Dörfer und Städte. Später verbanden sie auch die Kunst des Heilens, des Entzauberns, des Behexens u. s. w. mit ihrem Gewerbe, besonders im Mittelalter, wo der sich aus dem nordischen Heidenthume ins christliche Leben überpflanzende Aberglaube sie sehr begünstigte, aber ihnen auch oft genug das Leben kostete. Bekannt ist die Sage von dem famosen Schwarzkünstler Faust. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts florirten als Taschenspieler besonders Pinetti, Eckartshausen und Philadelphia, welcher Letztere seine Künste oft ins Große und durchaus Unerklärliche trieb. Noch in diesem Jahrhundert machten Bartolomeo Bosco aus Brescia und Dobler großes Aufsehen. Die meisten Taschenspielerkunststücke, insofern sie pfiffige Anwendung von Naturkräften sind, findet man erklärt in Wiegleb's „Natürlicher Chemie" (26 Bde., Berl. 1779—1805), Eckartshausen „Ueber die Zauberkräfte der Natur" (Münch. 1819), Funk „Natürliche Magie" (Berlin 1816), J. S. Halle „Magie" (17 Bde., Berl. 1783) und in ähnlichen Werken.

Tasmann, Abel Janssen, ein Holländer von Geburt, ging als Capitän auf einem holländischen Schiffe nach Ostindien und erhielt im Jahre 1642 vom Gouverneur von Batavia, van Diemen, den Auftrag, mit 2 Schiffen eine Entdeckungsreise nach dem Süd-

pole zu unternehmen. Am 24. Nov. desselben Jahres sah er die Insel, die er, seinem Gönner zu Ehren, Vandiemensland nannte, die jedoch bei den Bewohnern den Namen Tasmanien führt. Darauf entdeckte er noch auf dieser Expedition Staatenland, einen Theil von Neuseeland, die drei Königsinseln und die Prinz Wilhelmsinseln, und gelangte im Mai 1643 glücklich in Batavia an. Von seiner zweiten im Jahre 1644 unternommenen Entdeckungsreise nach den Küsten von Neuguinea ist wenig bekannt geworden. Ueber die erstere Reise gab T. sein Tagebuch heraus. Geburts- und Todesjahr T.'s sind unbekannt.

Tasso, Bernardo, Vater des berühmten Dichters, und selbst Dichter, war 1493 zu Bergamo geboren und stammte aus einem alten adeligen Geschlechte. Neben der Poesie, durch die er sich schon sehr jung bekannt machte, beschäftigte er sich mit Staatswissenschaften, und dies gewährte ihm, bei den vielen kleinen Fürstenhöfen in Italien, bald eine angenehme Stellung. Er stand erst in Diensten des Grafen Guido Rampano, dann der Prinzessin Renata, Herzogin von Ferrara, darauf des Fürsten von Salerno, Ferrante Sanseverino, der ihm einen angenehmen und sorgenfreien Aufenthalt in Sorrento gewährte, wo T., mit Porzia de' Rossi vermählt, bis 1547 höchst glücklich lebte. Da wurde der Fürst, weil er sich der Einführung der Inquisition in Neapel widersetzt hatte, seiner Güter beraubt und T. lebte darauf bei dem Herzog von Urbino in Pesaro und endlich bei dem Herzog Wilhelm von Mantua. Er starb 1569 in Ostiglia. Im Dienste seiner Fürsten hat er außer andern Geschäften manche wichtige diplomatische Sendung ausgeführt. Sein Hauptwerk ist sein „Amadis", ein romantisches Epos. Unter seinen lyrischen und andern Gedichten, die er in 5 Büchern gesammelt hat, befinden sich viele, die zu den ausgezeichnetsten der italienischen Literatur gerechnet werden.

Tasso, Torquato, Sohn des Dichters Bernardo Tasso, geb. zu Sorrento 1544, verdunkelte den Ruhm seines Vaters und machte Ariosto den Lorbeer streitig; er ist der Liebling der Italiener. Seine seltsame Gemüthsstimmung, umor malinconico, hat dem berühmten Manne ein Leben bereitet, welches auch der Psycholog und Historiker mit dem lebhaftesten Interesse durch mancherlei wirkliche und geträumte Tragödien begleitet und welches sich erst neuerdings in dem kitzlichsten Punkte, seinem Verhältniß zu der Prinzessin Eleonore von Este, aufgeklärt. Schon in seiner Jugend soll er nie aus seinem ernsten strengen Zuge herauszuwerfen gewesen sein. Er griff die Studien mit Leidenschaft an. Bis in sein 10. Jahr lernte er bei den Jesuiten in Neapel Latein und Griechisch, dann nahm ihn sein Vater mit nach Rom und bald darauf nach Pesaro, zum Herzog von Urbino, wo Torquato den Unterricht mit dem Sohne des Herzogs theilte. Am liebsten gab er sich der Philosophie und Poesie hin; und als er mit 13 Jahren in Padua an das Studium der Rechte gehen sollte, schrieb er vielmehr ein Epos „Rinaldo", dedicirte es dem Cardinal Ludovico von Este, und bewog seinen Vater durch den glänzenden Beifall, den er sich damit erwarb, daß er seiner Neigung zu freien Studien nachgeben durfte. Dies that er zuvörderst in Bologna, wo er schon jetzt den Gedanken auf die Eroberung von Jerusalem richtete. Aber ein Verdacht, der wegen verbreiteter Satiren auf ihn fiel und ihm eine Untersuchung zuzog, bewog ihn, Bologna zu verlassen. Einige Zeit verweilte er nun in Modena, bis ihn der Cardinal zu sich berief und mitnahm zur Vermählung seines Bruders Alfonso von Ferrara mit einer österreichischen Erzherzogin. Dies entschied Torquato's Schicksal. 21 Jahr alt kam er nach Ferrara; die Schwestern des Herzogs, Lucrezia und Eleonore, standen jene im 31., diese im 30. Jahre. Der Dichter, dem die freundlichste Aufnahme zu Theil wurde, machte beiden den Hof und eine auf die andere eifersüchtig. Er richtete an beide Poesien und erhielt von beiden Geschenke und Gunstbezeugungen. Eleonore führte ihn bei Alfons ein. Dieser munterte ihn auf, an seinem Epos fortzuarbeiten, zog ihn gänzlich an seinen Hof und wandte ihm eine ungewöhnliche Gunst zu, welche auch durch eine Reihe von Jahren unerschüttert blieb, ja sogar sich steigerte. Bis ins J. 1571 arbeitete er nun ununterbrochen an seinem Werke. In diesem Jahre aber nahm ihn der Cardinal Ludovico mit nach Paris an den Hof Karl's IX. In seiner reizbaren Art zog er sich bis

durch unvorsichtige Reden Unannehmlichkeiten zu, verlor die Gunst des Cardinals und begab sich schleunigst nach Italien zurück. Hier nahmen jedoch seine Freundinnen sich seiner an, bewogen Alfons, ihn unter günstigen Bedingungen an seinen Hof zurückzuberufen und machten ihm neuen Muth zu seinem Gedichte. Unterdessen scheint sein Verhältniß zu Eleonoren vollständig zur Reife gediehen zu sein. Von 1566, wo das Verhältniß begonnen zu haben scheint, bis 1577, genossen die Liebenden ihres Glücks. Unterdessen bei Gelegenheit einer Zerstreuungsreise des Herzogs entstand der „Amintas", mit dessen Aufführung Alfons bei seiner Rückkehr sich und seinem Günstlinge ein glänzendes Fest bereitete. Lucrezia, jetzige Prinzessin von Urbino, hatte dieser Vorstellung nicht beiwohnen können, der Ruf davon war jedoch zu ihr gedrungen, und so beschied sie denn Tasso zu sich nach Pesaro. Hier verlebte er glückliche Tage in der Gunst seiner Freundin und einer reizenden Natur. Dies war aber auch schon die Wendung seines Glücks. Denn als er viel geehrt und reich beschenkt nach Ferrara zurückkam, und endlich sein „befreites Jerusalem" 1575 zu Stande gebracht hatte, versammelte er seine urtheilsfähigen Freunde, trug es ihnen vor, fand aber mehrfachen Widerspruch und wurde dadurch in eine solche Aufregung versetzt, daß er bedenklich erkrankte. Aufs Liebevollste sah er von allen Seiten für sich gesorgt: der Herzog nahm ihn mit auf seinen Erholungsfahrten, Lucrezia war zurückgekehrt und sorgte für ihn; und nur mit Mühe erhielt er die Erlaubniß zu einer Reise nach Rom und empfing auch hier und von Florenz aus die ausgezeichnetste Behandlung und vielfache günstige Anerbietungen. Aber Alles dies konnte ihn nicht beruhigen über die Kunde, daß sein Gedicht in einer unvollkommenen Form ohne sein Wissen gedruckt wurde. Nun stellte der Gedanke, daß er von Feinden verfolgt und allenthalben umringt sei, sich bei ihm fest, und er erzeugte in ihm eine tiefe Schwermuth, wozu er von jeher Anlage gehabt hatte. Eines Abends (1577) zog er in dieser Gemüthsstimmung in den Zimmern der Herzogin von Urbino den Degen gegen einen ihrer Diener, worauf ihn der Herzog verhaften ließ, aber bald wieder in Freiheit setzte. Er unterwarf sich einer ärztlichen Behandlung, wie es schien, mit Erfolg. Alfons nahm ihn nach Belriguardo mit. Was da vorging, ist nie klar geworden, denn die angeblichen Urkunden, welche man in der neuern Zeit aufgefunden haben wollte und die sein Liebesverhältniß zur Prinzessin Eleonore außer Zweifel stellen sollten, sind erwiesenermaßen falsch. Nach einigen Tagen ward T. in das Franciscanerkloster in Ferrara gebracht; als er sich in der Erwartung, daß seine Haft nur einige Tage dauern sollte, getäuscht sah, ergriff er, entblößt von Allem, selbst ohne seine Papiere, am 20. Juli 1577, die Flucht. Er floh zu seiner Schwester Cornelia nach Sorrent, wurde freundlich aufgenommen und gelangte unter ihrer Pflege zu einiger Ruhe. Indessen dauerte dies nicht lange; er durchirrte ganz Italien bis Mailand und Turin, wo ihn der Erzbischof, ein alter Freund seines Vaters, dem Herzoge vorstellte, der ihm dieselben Bedingungen anbot, unter denen er am Hofe zu Ferrara gelebt. Aber die Aufregung und die Sehnsucht nach dem verlornen Glück überwältigten ihn; er scheint immer an die Möglichkeit einer Versöhnung mit Alfons geglaubt zu haben und hielt dazu seine zweite Vermählung für den geeignetsten Zeitpunkt. Der Unglückliche kam wieder nach Ferrara, trotz aller Warnungen und diesmal entkam er nicht wieder. Allenthalben nahm man ihn mit Gleichgültigkeit, selbst mit Spott und Verachtung auf, weder der Herzog noch die Fürstinnen ließen ihn vor sich. Da verließ ihn die Geduld und er ergoß sich laut in Schmähungen gegen Alfons und dessen Hof, so daß der Herzog im März 1579 befahl, ihn in das Armenhospital zu bringen und als einen Rasenden zu behandeln. Um diesen harten Befehl zu erklären, hat man eben angenommen, daß T. offen von seinem Verhältniß zu Eleonoren gesprochen hätte und noch jetzt ist diese Ansicht in Italien die herrschende; doch wird man schwerlich das eigentliche Verhältniß ganz aufzuklären vermögen. Während T. in dieser harten Gefangenschaft gehalten wurde und selbst hier zuweilen Augenblicke ruhiger Geistesstimmung hatte, in denen er bald in den herrlichsten Versen, bald in philosophischen Betrachtungen die Tiefe seines Geistes beurkundete, erfuhr er, daß sein Gedicht in sehr verstümmelter Gestalt zu Venedig im Druck erschienen sei. Der ersten Ausgabe folgten schnell an verschiedenen Orten mehrere. Nach zwei

Jahren harter Kerkerhaft erhielt T. bessere Zimmer zur Wohnung und erhielt größere Freiheit, indem man ihm erlaubte, Besuche zu empfangen und selbst von einer einzigen Person begleitet, auszugehen. Dann traten wieder verschärfte Maßregeln gegen ihn ein. Literarische Quälereien kamen hinzu. Eine Schrift, in welcher Tasso über Ariost erhoben wurde, gab den Akademikern der Crusca, Salabati und de' Rossi, Veranlassung zu einem maßlos heftigen Angriff auf die „Gerusalemma liberata", worauf T. aber mit großer Mäßigung und Würde antwortete. Gleichzeitig beschäftigten ihn die Mittel seine Freiheit wieder zu erhalten. Er hatte die mächtigsten Personen zur Vermittelung aufgeboten. Gregor XIII., der Cardinal Albano, der Großherzog von Toscana, der Herzog und die Herzogin von Urbino, die Herzogin von Mantua, mehrere Fürsten des Hauses Gonzaga hatten aber vergeblich sich für ihn verwendet; selbst die Stadt Bergamo, T.'s eigentliches Vaterland, hatte einen eignen Gesandten an den Herzog gesendet, der Versprechungen gab, ohne sie zu erfüllen. Diese Verlängerung seiner Haft rieb T.'s Geistes- und Körperkräfte immer mehr auf und er litt periodisch an wirklichem Wahnsinn, als endlich Alfons den vielseitigen Bitten nachgab und im Juli 1586 die Person des Dichters seinem Schwager, dem Fürsten von Mantua, Vincenzo Gonzaga, überließ, doch nur gegen das Versprechen, ihn so zu bewachen, daß Alfons nie von T. etwas zu befürchten haben sollte. In Mantua fand T. die freundlichste und ehrenvollste Aufnahme und wenn auch sein Uebel nicht gänzlich von ihm wich, so fand er hier doch die Lust zu literarischen Arbeiten wieder. Unter andern vollendete er den von seinem Vater begonnenen „Floridante", arbeitete auch sein Trauerspiel „Torrismondo" um. Als der Herzog von Mantua starb, wurde ihm der Aufenthalt unangenehm, weil der Nachfolger weniger freundlich und vertraulich mit ihm umging. Er ging nach Rom, fand aber nirgends einen Gönner, der ihm entsprochen hätte. Von hier nach Neapel, von Neapel nach Florenz trieb ihn seine Unruhe; ja er konnte auch in Florenz nicht bleiben, obgleich der Fürst so wie die Bürger ihn mit Ehre und Geschenken überhäuften. Seine wankende Gesundheit erweckte die Sehnsucht nach Neapel von Neuem. Hier lebte er im Hause des Fürsten Conca und arbeitete sein Epos um. Kaum hatte er seine Arbeit der Vollendung nahe gebracht, so fiel ihm ein, der Fürst sei ihm feind, und wolle sich seiner Handschriften bemächtigen. Ein Freund, dem er diese Besorgnisse mittheilte, vermittelte eine gütliche und anständige Lösung des Verhältnisses, nahm Tasso zu sich und hatte die Freude, daß er nun wirklich zur Vollendung seiner Arbeit gelangte. Unterdessen bestieg sein Gönner Hippolyt Aldobrandini als Clemens VIII. den heiligen Stuhl. Tasso hatte ihn in einem Glückwünschungsgedicht an sich erinnert und wurde nun veranlaßt nach Rom zu kommen. Hier nahm sich am meisten der Cardinal Cintio Aldobrandini seiner an und bewog später den Papst, Tasso die feierliche Krönung auf dem Capitol zu gewähren. Indessen wurde die Feierlichkeit auf den Frühling verschoben. Während des Winters aber wurde Tasso's Gesundheitszustand immer bedenklicher, er ließ sich nach dem Kloster St. Onofrio bringen, und starb in derselben Stunde, die man zu seiner Krönung bestimmt hatte, den 25. April 1595 im 52. Jahre seines Lebens. Der Cardinal ließ ihn in der Kapelle des Klosters bestatten, woselbst ihm 8 Jahre darauf der Cardinal Bevilacqua ein Denkmal errichtete. Die Zahl der Ausgaben von T.'s Werken ist ungeheuer groß, wir erwähnen hier nur die von Rosini (30 Bde., Pisa 1820 flg.) als die vollständigste. Die besten deutschen Uebersetzungen der „Gerusalemma liberata" sind von Gries (2 Bde., 6. Aufl., Lpz. 1844) und Streckfuß (2 Bde., 4. Aufl., Lpz. 1847). K. Förster übersetzte seine „Auserlesenen lyrischen Gedichte" (2. Aufl., Lpz. 1844). T.'s Leben wurde am vollständigsten beschrieben von P. A. Serassi (Rom 1785).

Tassoni, Alessandro, ein italienischer Dichter und Schriftsteller, war 1565 in Modena geboren. Er stand, nachdem er seine Studien in Bologna und Ferrara gemacht hatte, in Diensten des Cardinals Ascanio Colonna, mit dem er 1600 nach Spanien ging, dann des Herzogs von Savoyen, Karl Emanuel, darauf des Cardinals Ludovisi, eines Neffen Gregor's XV., und endlich seit 1632 als Rath in Diensten des Herzogs von Modena, Franz's I., wo er 1635 starb. Von seinen Schriften machten am meisten Aufsehen die

„Considerazioni sopra il Petrarca", die er in Spanien schrieb und 1609 herausgab. Er bemüht sich darin, um die übertriebenen Verehrer Petrarca's zu verspotten, denselben auf eine übertriebene Art herabzusetzen, womit es vielleicht nicht sein ganzer Ernst war. Voller Paradoxien und sinnreicher, witziger Ausfälle auf die Wissenschaften sind auch seine 10 Bücher „Pensieri diversi". Als Dichter ist er am bekanntesten durch ein komisches Epos, das auch sein Hauptwerk ist; es heißt „La secchia rapita" („Der Eimerraub", deutsch von Schmitt, Hamb. 1781 und von Kritz, Lpz. 1842), und beschreibt den Raub eines Eimers von einem Brunnen aus Bologna, der in einem Kriege mit den Modenesern von diesen weggeführt und als Trophäe in Modena aufbewahrt wurde, so wie die vergeblichen Anstrengungen der Bologneser zur Wiedererlangung desselben, in einer burlesk-komischen, aber edel toscanischen Sprache, in leichtem Versbau und mit vielen witzigen, obwohl jetzt nur durch Hülfe eines Commentars verständlichen Anspielungen. T. war kein Schmeichler und Fürstendiener, sondern ein Mann freien und offenen Charakters, und kühner Rede, was ihn bei seinem natürlichen Hange zur Satyre oft in die Schwankungen der Woge des Glücks brachte.

Taste und **Tastatur**, s. Clavis.

Tastsinn, s. Gefühl und Sinne.

Tastu, Amable, eine bekannte französische Dichterin, wurde 1798 zu Metz geboren und verlor noch sehr jung ihre Mutter. Ihr Vater, Voïart, vermählte sich zum zweiten Mal mit einer trefflichen Frau, die durch mehrere Uebersetzungen aus dem Deutschen, sowie durch moralische Volksschriften, z. B. „La femme, ou les six amours", sich bekannt machte. Diese Verbindung nährte wohl die poetische Anlage, welche die Tochter von früher Jugend zeigte. Im Jahre 1816 heirathete sie den Buchhändler Tastu, lebte einige Jahre mit ihm in Perpignan und kehrte dann mit ihm nach Paris zurück. Erst jetzt begann sie Gedichte in Musenalmanachen und bei besondern Gelegenheiten zu veröffentlichen, so das originelle „Les oiseaux du sacre" (Paris 1825). Im folgenden Jahre gab sie eine Sammlung ihrer Gedichte heraus „Poésies" (Paris 1826, 5. Aufl. 1832; vermehrt 3 Bde., 1838, 12.), die oft sehr werthvoll sind und der elegisch-reflectirenden Gattung angehören. Die „Chroniques de France" (Paris 1829) ist eine Sammlung epischer Lieder. Später versuchte sie sich auch in der Prosa, theils als Unterhaltungsschriftstellerin in den „Soirées litéraires de Paris" (Paris 1832, 12.), theils als Jugendschriftstellerin in der „Education matérielle, simple leçon d'une mère à ses enfans" (4 Bde., Paris 1836, 12.). Im Jahre 1832 wurde ihre Lobrede auf Frau von Sevigné von der Akademie gekrönt.

Tatarei, unrichtig Tartarei, die früher übliche Benennung der Länder, in welchen die seit dem Mittelalter unter dem Gesammtnamen der Tataren bekannten Völker ihre Sitze hatten, also ursprünglich das mittlere Asien, später aber auch der Südosten Rußlands. Zur Unterscheidung nannte man dann das Letztere, nämlich die ehemaligen Khanate Krim, Astrachan und Kasan, oder im engern Sinne nur die Krim und die Landstriche am untern Dnepr und Don, die kleine oder europäische, und das mittlere Asien oder das jetzige Turkestan die große oder asiatische Tatarei. Dieses Turkestan nannte man auch die freie Tatarei, im Gegensatz zu der unter chinesischer Herrschaft stehenden kleinen Bucharei, die bei der Unbestimmtheit des Namens Tataren ebenfalls für ein Tatarenland galt. In den neuern geographischen Werken verschwindet der Name Tatarei immer mehr. (S. Turkestan und Krim.)

Tataren, Collectivname für eine Menge von Völkern im mittlern und nördlichen Asien und im östlichen Europa, die im Mittelalter die Rolle der alten Scythen spielten, deren historische und statistische Verhältnisse übrigens so wenig bekannt sind, daß sich wenig Bestimmtes von ihnen sagen läßt. Sie sollen diesen Namen entweder von einem gemeinsamen Stammvater Tatar führen, oder er soll so viel als Zinsleute bedeuten und Bezug auf ihre frühere Abhängigkeit von den Kitanen haben, oder man leitet ihn auch von Ta-ta ab, dem Namen eines einzelnen Stammes, der ursprünglich seinen Sitz in der Wüste Gobi hatte, später aber nach Westen gedrängt ward und sich dann unter den stammverwandten

Mongolen verlor. Die Verdrehung des Wortes in Tartaren, das gewiß eine Anspielung auf den Tartarus der Alten enthält, gibt man Ludwig XI. von Frankreich Schuld. Sie selbst wissen nichts von einem gemeinschaftlichen Namen; auch ist die gemeinschaftliche Abstammung der verschiedenen Völker, die man gewöhnlich Tataren nennt, gewiß mehr als zweifelhaft und namentlich Abel Remusat's Annahme eines gemeinsamen tatarischen Sprachsystems, zu dem er unter andern die Sprachen der Tungusen, Mongolen, Turks und Tibetaner zählt, ganz sicher grundlos. Seine Collectivbedeutung erhielt der Name T. vornehmlich seit Dschingis-Khan's Zeit. Als dieser in dem Lawinensturze seines Eroberungszuges auch die eigentlichen Tataren und die ihnen verwandten Völker, welche man auch schon mit diesem Namen zu bezeichnen pflegte, mit sich fortriß, und diese überdies seinem Heere immer vorausschickte, so trug man in Europa bald ihren Namen auf die gesammten Völkermassen des Weltstürmers über. Zur Herrschaft gelangten die eigentlichen Tataren, obwohl unter Fürsten aus Dschingis-Khan's Geschlecht, in dem westlichsten der 4 großen Reiche, in welche nach Dschingis-Khan's Tode die überfluthete Ländermasse zerfiel, in Kaptschak, das aus den Ländern an der Wolga, aus Groß-Bulgarien, den Reichen Kasan und Astrachan, und aus sämmtlichen russischen Fürstenthümern, die ihm lehnbar und zinspflichtig waren, bestand. Nach dem Zerfall dieses Reichs fuhr man fort, die meisten nicht slavischen Völker in diesen Ländern, obwohl die Turks die Hauptingredienz dieses Gemisches ausmachten, mit dem üblich gewordenen Namen der Tataren zu bezeichnen, was denn auch bis auf die neuesten Zeiten im Gebrauch geblieben ist. Zur Lösung der Begriffsverwirrung, die demnach bei dem Namen Tataren stattfindet, machen wir auf einen dreifachen Gebrauch dieses Namens aufmerksam:

1) Im engsten Sinne nennt man nach dem Vorgange der Russen und Türken diejenigen Völkerschaften Tataren, welche im N. des schwarzen Meeres, am untern Dneper, am untern Don, an der Wolga, in Taurien, Kasan und Astrachan, sowie zerstreut im übrigen westlichen Rußland, in der europäischen Türkei und in Persien wohnen. Ihre Gesammtzahl berechnet man auf 3 Millionen, wovon 2,500,000 auf Rußland und 500,000 auf die Türkei und Persien kommen. Diese eigentlichen Tataren gehören zu der kaukasischen Race, sind schlank gewachsen, von mittlerer Größe, ovalem Gesicht, kleinen, schwarzen, sehr glänzenden Augen, dunkelbraunem Haar und gesunder Gesichtsfarbe. Dabei haben sie eine würdige Haltung, sind muthig, freiheitsliebend, friedfertig und gastfrei, übrigens auch ziemlich träge. Der Religion nach bekennen sie sich meist zum Muhamedanismus. Die meisten führen eine nomadische Lebensweise und tragen orientalische Kleidung. Die Weiber werden gekauft, sind übrigens freier als bei andern muhamedanischen Völkern. Jede Horde steht unter einem Khan oder Baschlik, und hat in den Mursen einen erblichen Familienadel. Die Geistlichen heißen bei den meisten Horden Mollahs und haben einen bedeutenden Einfluß. — Die wichtigsten Stämme dieser eigentlichen Tataren sind: a) die krimschen oder taurischen Tataren, in Taurien und Bessarabien, etwa 200,000 Köpfe stark; b) die kasanischen, am rechten Ufer der Wolga bis Kasan, circa 250,000 Köpfe; c) die Tschitaks, am Ausfluß der Donau und in der Türkei, gegen 500,000 Köpfe; und d) die Turalinzen oder sibirischen Tataren in den Statthalterschaften Tobolsk, Tomsk, Perm und Wiätka, die ungefähr 1,500,000 Köpfe zählen und wieder in eine Menge kleinerer Stämme zerfallen. — Die Sprache dieser Völker weist auf einen gemeinsamen Ursprung hin, hat aber eine ungeheure Menge von Dialekten.

2) Im weitern Sinne bezeichnet man mit dem Namen Tataren auch die verschiedenen türkischen Völkerstämme, die allerdings in Gestalt und Sitten noch sehr Vieles mit den eigentlichen Tataren gemein haben, und diejenigen Völkerschaften, die aus einer Vermischung des tatarischen und mongolischen Geblüts hervorgegangen sind. Das tatarische Element herrscht unter den Letztern noch vor: bei den zahlreichen Nogaitataren (etwa 400000 Köpfe) auf der Nordseite des Kaukasus, am Kuban und Don; bei den Kirgisen in der von ihnen benannten Steppe, zusammen etwa 390,000 Köpfe; den Usbeken, Teleuten, Jakuten, Tadschiks und Kaffern. Fast ganz als Mongolen treten dagegen unter diesen Mischlings-

völkern hervor: die Baschkiren, Metschtscherjäken, Kalmücken, Njudschen oder Mandschutataren, Tungusen, Däuren und die Bewohner von Tursan, Kaschgar und Yarkand.

3) Im weitesten Sinne belegt man endlich auch wohl zuweilen alle Mongolenstämme mit dem Namen Tataren, was jedoch nur bei Geographen und Historikern der ältern Zeit vorkommt, die dem seit Dschingis-Khan's Eroberungszug üblich gewordenen Sprachgebrauch folgten.

Tatianus, einer der sogenannten Apologeten der christlichen Kirche, lebte im 2. Jahrhundert, anfangs in Rom, wo er mit Justin Martyr Umgang hatte, kehrte dann nach Assyrien zurück und ging hier zum Gnosticismus (s. d.) über. Eine Partei der Enkratiten nannte sich nach seinem Namen. Vgl. Daniel „Tatian der Apologet" (Halle 1837). Wir besitzen von ihm noch eine „Oratio ad Graecos" (herausgegeben von Worth, Oxford 1700) und eine „Harmonia evangeliorum".

Tatistschew ist der Name einer alten berühmten Familie in Rußland, welche ihr Geschlecht bis auf den Großfürsten Rurik zurückführt, indem sie von demjenigen Zweige derselben abstammt, welcher vordem in Smolensk residirte. Nachdem diese Fürstenfamilie die Souveränetät über Smolensk verloren hatte und zu moskowitischen Bojaren herabgesunken war, legten sie, gleich mehreren andern Sprossen des Rurik'schen Fürstenstammes, den Fürstentitel ab, und nannten sich ganz einfach bei ihrem Geschlechtsnamen. — Später erhielten zwei Glieder dieser Familie den Grafentitel des russischen Reichs, nämlich der General Nikol T., der Begründer des gegenwärtigen gräflichen T.'schen Geschlechts, welcher 1801 diesen Titel empfing; und der General Alex. T., damaliger Kriegsminister, welcher 1826 in den russischen Grafenstand erhoben wurde und ohne männliche Nachkommenschaft 1833 starb. — Dmitri T., früher Gesandter zu Wien, gegenwärtig Oberkammerherr und Mitglied des Reichsraths, einer der bemerkenswerthesten Staatsmänner Rußlands und der neuern Zeitperiode überhaupt, schlug den ihm vom Kaiser Nikolaus I. angebotenen Grafentitel aus.

Tatius, Titus, in der römischen Sage ein König der Sabiner von Cures, zog nach dem Raube der Sabinerinnen gegen Romulus, besetzte den Quirinalischen und durch den Verrath der Tarpeja (s. d.), den Saturnischen (capitolinischen) Berg und herrschte nach Beilegung des Kriegs 5 Jahre lang mit Romulus gemeinsam über den Doppelstaat der Römer und Quiriten, in welchem die zweite Tribus (s. d.) nach ihm Tatienses oder Titienses genannt wurde. Bei einem feierlichen Opfer zu Lavinium wurde er von Laurentern, die er beleidigt hatte, erschlagen. Sein Grab, bei dem man alljährlich Todtenopfer brachte, befand sich auf dem aventinischen Berge; sein Haus sollte auf dem capitolinischen Berge gestanden haben, da, wo nachher der Tempel der Juno Moneta sich erhob.

Tatowiren oder Tätowiren ist eine Art Körperschmuck bei vielen indianischen Völkerschaften, vorzüglich bei den Südsee-Insulanern, und besteht darin, daß man die Haut mit vielerlei Figuren bezeichnet. Mittelst scharfer Instrumente macht man Punkte und allerlei Einschnitte in die Haut, reibt dann Farben ein, die dann, wenn die Stellen vernarbt sind, unverlöschlich auf Lebenszeit bleiben. Gewöhnlich wird dies Verfahren von Müttern an zarten Kindern vorgenommen, doch bei den Südsee-Insulanern wird es als Kunst eigen erlernt und von gewissen, in hohem Ansehen stehenden Personen ausgeübt. Etwas dem T. Aehnliches findet man auch bei den Europäern.

Tatti, Jacopo, s. Sansovino.

Tau nennt man ein starkes Seil. Die besten sind von Hanf und werden vor dem Gebrauche getheert. Die dünnsten Seile heißen Leinen oder Lienen, die größern Trossen, die stärksten Kabel. Sämmtliche zu einem Schiff gehörigen Seile heißen das Tauwerk.

Taub nennt man sowohl den Schwerhörigen als auch den, der an gänzlichem Mangel des Gehörs (cophosis) leidet. Die Schwerhörigkeit geht nach und nach oft in völlige Taubheit über. Sie ist in ihrem Entstehen namentlich bei Kindern schwer zu ermitteln und man

hat, um die verschiedenen Grade derselben zu messen, ein besonderes Instrument (Akumeter— Gehörmesser) nöthig. Bald wird das Uebel plötzlich, bald langsamer schlimmer, bald steht es still oder nimmt ab. Gewöhnlich nimmt es zu im Alter, bei dem weiblichen Geschlechte um die Zeit der monatlichen Reinigung, nach Gemüthsbewegungen ꝛc. Bald ist die Taubheit eine für sich bestehende Krankheit, bald hängt sie mit andern zusammen oder ist eine Folge derselben. Die angeborne Taubheit hat ihre Ursache im Gehirn, Verwachsungen in Gehörorganen, Mangel eines Theiles derselben oder gänzlichen Mangel u. s. w. - Sie hat verschiedene Grade. Entweder hört der Taubgeborne gar nichts, oder sein Ohr ist für starken Schall, oder nur für Vocale, oder nur für das laut und langsam dicht am Ohre Ausgesprochene empfänglich. In jedem Falle ist die angeborne Taubheit, wenn sie nicht im frühen Kindesalter entstanden ist, was sich schwer ermitteln läßt, sehr selten heilbar. Vgl. Itard „Traité des maladies de l'oreille et de l'audition" (Paris 1821); Beck „Die Krankheiten des Gehörs" (Heidelb. und Lpz. 1827); Saissy „Essai sur les maladies de l'oreille interne" (Par. 1827; deutsch von Westrumb, Götting. 1829).

Tauben, eine bekannte Familie hühnerartiger Vögel, von denen es über 150 Arten gibt. Die 3 Hauptarten sind: die eigentlichen T., die Hühnertauben und die Art Vinago. Von den eigentlichen Tauben sind die bekanntesten: die Ringel- oder große Holztaube, die Blautaube, die Haustaube. Die Brieftaube gehört zu den Feldtauben. Alle Arten sind ungemein fruchtbar, so daß von einem Paare in 4 Jahren 15,000 Stück abstammen können. Deshalb und weil ihr Fleisch so gesund und wohlschmeckend ist, hat man überall Sorgfalt auf Haltung und Wartung der Tauben gewandt. Wer etwas Ausführliches haben will, den verweist man auf Leopold's „Taubenfreund" (Sondersh. 1819).

Taubenposten. Da die Taube, besonders die Brieftaube, in der Regel an den Ort zurückkehrt, wo sie früher wohnte, kamen die Araber zuerst darauf, diesen Instinkt des Thieres zum förmlichen Brieftagen auszubilden. Von den Arabern kam dieser Gebrauch nach Spanien, wo die Taubenposten eine Zeit lang ziemlich allgemein waren. Zwischen Alexandrette und Aleppo hatte man lange eine förmliche Taubenpost. Auch in den Niederlanden machte man davon Gebrauch, aus belagerten Festungen Nachrichten an die übrigen Truppen kommen zu lassen. In neuester Zeit hat man die Taubenposten besonders zwischen bedeutenden Wechselplätzen, wie Paris und London, wieder eingerichtet, um über plötzliche Coursveränderungen schnelle Nachrichten zu geben. Wo keine Telegraphen angebracht werden können, also zwischen Ländern und Oertern, die durch das Meer getrennt sind, werden T. immer noch als sehr nützlich sich erweisen.

Tauberweine nennt man die an dem Tauberflusse im würtembergischen Jaxtkreise wachsenden Weine, welche sich durch ihren rheinweinsäuerlichen Geschmack auszeichnen.

Taubmann, Friedrich, ein berühmter Philolog des 16. Jahrhunderts, wurde den 15. Mai 1565 zu Wonsees, einem Städtchen im Baireuthischen geboren, wo sein Vater, Markus T., Schuhmacher und Bürgermeister war. Nach dessen für unsern T. sehr frühzeitigem Tode, verheirathete sich seine Mutter wieder mit einem Handwerker; T. verlor sie aber auch bald durch den Tod, erhielt jedoch eine Stiefmutter, die ihn eben so zärtlich liebte. Er sollte das Handwerk seines Stiefvaters erlernen, da er aber dazu nicht die mindeste Lust, sondern eine große Vorliebe für die Wissenschaften zeigte, wurde er im Jahre 1577 auf die Schule zu Culmbach gebracht, wo er sein Brod gleich andern armen Knaben durch Singen als Currentschüler verdienen mußte. Im Jahre 1582 begab er sich auf das neuerrichtete Gymnasium zu Heilsbronn, in welchem er sich durch sein Dichtertalent so hervorthat, daß ihn Paul Melissus, dem er eines seiner Gedichte überschickt hatte, zum kaiserlichen gekrönten Poeten machte. Dann bezog er im Jahre 1592 die Akademie zu Wittenberg, und hier wurde ihm schon nach 1595 wegen seiner vorzüglichen Talente die Professur der Poesie und Beredsamkeit ertheilt, welchem Amte er 18 Jahre lang, bis an seinen Tod, den 24. März 1613, mit Treue und Eifer vorstand. Seine Freunde setzten ihm in der

Hauptkirche zu Wittenberg ein Denkmal, dessen Inschrift seine Talente und seine Verdienste bezeichnet. T. hat, was seinen Charakter und sein Wirken anbetrifft, die verschiedensten Beurtheilungen, die lieblosesten, wie die lobendsten, erfahren müssen. Die Wahrheit dürfte auch wohl hier, wie so oft, in der Mitte liegen. T. verband mit gründlicher Gelehrsamkeit einen glänzenden Witz und den regsten Humor, weshalb er nicht allein bei seinen Collegen und Zuhörern, sondern auch am kursächsischen Hofe sehr beliebt war; wie er denn oft von dem gelehrten Herzog Friedrich Wilhelm als Administrator der Kur und hernach auch von dem Kurfürsten Christian II. nach Hofe und zur Tafel eingeladen wurde, die er durch seine witzigen Einfälle und Scherzreden belustigte. Auch mag unserm Taubmann in späterer Zeit Vieles angedichtet worden sein, wovon die von ihm benannten „Taubmanniana" (Frankf. 1702 und Lpz. 1713, 12.) zeugen. Als Gelehrter ist er besonders dadurch bekannt, daß er die bei den theologischen Streitigkeiten seiner Zeit fast ganz vernachlässigte und gesunkene Philologie zu neuem Ansehen brachte, auf jede Weise, durch Spott und Ernst und durch eignes Beispiel (Ausgaben des Plautus und Virgil), die verkehrten Ansichten seiner Zeitgenossen zu bestreiten suchte, und ihnen die Grundsätze eines gründlichen Sprachstudiums in seiner „Dissertatio de lingua latina" vor Augen hielt. Seine Leistungen als Dichter sind weniger bedeutend, da seine Gedichte zu sehr die Mängel seiner Zeit an sich tragen. Seine Schriften sind: „Commentarius in Plautum" (Wittenb. 1612, 4.), „Comment. in Virgilium", erst nach seinem Tode von seinem Sohne herausgegeben (Wittenb. 1618, 4.), „Dissert. de lingua latina" (Wittenb. 1602), „Otium semestre publicum" (Ebend. 1610, 8.), Programme und andere kleinere Schriften enthaltend; „Columbae poeticae" (Wittenb., 8.), „Melodaesia" s. „Epulum Musaeum" (Lpz. 1622, 8.), „Schediasmata poetica" (Wittenb. 1604, 4. und 1610, 8.), Verschiedene „Orationes", „Schediasmata posthuma" (Gießen 1656, 8.). Man vergleiche über ihn: Fr. Brandt (Pred. zu Svenning bei Glorup) „Glänzende Taubenflügel, d. i. ausführlicher Bericht von dem Leben und Tod Herrn Friedrich Taubmann's" (Kopenh. 1675); Ebert „Leben und Verdienste Fr. T.'s" (Eisenb. 1814), Oertel „Taubmanniana" (Münch. 1831).

Taubstumme und **Taubstummeninstitute.** Taubstumme sind diejenigen Unglücklichen, die entweder taub geboren wurden oder in früher Kindheit den Sinn des Gehörs verloren und also auch nicht sprechen gelernt haben. Man hat es in Zweifel gezogen, ob der Taubstumme oder der Blinde unglücklicher sei. Aber abgesehen davon, daß dem Taubstummen zwei Werkzeuge fehlen, seinen Geist auf die Körperwelt wirken zu lassen, und umgekehrt, ist die Taubheit schon an sich ein viel größeres Unglück als die Blindheit. Dem Tauben ist ja die ganze ewig belebte und bewegte Welt ein lautloses, ewiges Schweigen. Vögelgesang, Musik, Sprache, die edelste Gabe des Menschen, sind für ihn gar nicht da. — Die Natur sucht aber ihm den Verlust so viel als möglich zu ersetzen, indem sie den Sinn des Gesichts so zu vervollkommnen und zu verfeinern weiß, daß er durch das Auge fast Alles aufzunehmen fähig ist, was Hörende durch das Ohr geistig empfangen. Dies und gerechtes Mitleiden mit diesen Unglücklichen brachte bald edle Menschen auf den Gedanken, durch besondern Unterricht sie zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen, und ihnen ihren trostlosen Zustand so viel als möglich zu erleichtern. Zuerst suchte man ihnen Begriffe von sinnlichen Dingen und ihren Namen dadurch beizubringen, daß der Unterrichtende das eine Ende und der Taubstumme das andere Ende eines Stabes zwischen die Vorderzähne nahm, und der Erstere durch ein starkes hervorgestoßenes Aussprechen eines Wortes eine Erschütterung in dem Stabe hervorbrachte, die sich so dem Letzteren mittheilte, und wodurch er nebst der Vorzeigung des zu begreifenden Gegenstandes die Benennung und den Begriff desselben lernte. Aber hierdurch, so wie durch die später angewendete Tonsprache, wobei die Taubstummen dem Sprechenden die Worte von der Bewegung des Mundes absehen mußten, konnte man ihnen nur Begriffe von sinnlichen Gegenständen beibringen. Die neueren Methoden, entweder durch lautes Sprechen oder durch Geberdensprache zu unterrichten, haben es dahin gebracht, daß die Taubstummen auch Be-

griffe von übersinnlichen Dingen bekommen, und daß sie sich mit einander unterhalten und unterrichten können. Der Unterricht durch lautes Sprechen ward von einem span. Mönch Pedro Ponce begründet und von Bonet, Ammann, Pereira, Raschel, Wallis, Holder, Heinicke und Graser ausgebildet und ist in den deutschen Taubstummeninstituten der gewöhnlichste. Die andere Methode durch Geberdensprache, von de l'Epée erfunden und von Sicard und Guyot weiter verbreitet und ausgebildet, wendet man in den französischen, englischen, spanischen, portugiesischen, holländischen, italienischen, österreichischen, russischen und andern Instituten an. Der erste Taubstummenlehrer ist der erwähnte spanische Mönch Pedro Ponce (Pontius) zu Ende des 16. Jahrhunderts, der seine Schüler durch Tonsprache dahin brachte, daß sie seine Fragen schriftlich beantworten und Briefe schreiben konnten, auch neben der spanischen Sprache die lateinische verstanden. Er ist wahrscheinlich auch Verfasser der Schrift, die Bonet über den Taubstummenunterricht herausgab, „Reduccion de las letras y artes para enseñar a hablar a los mudos" (Madr. 1620). J. Paul Bonet galt daher lange als der Erfinder des Taubstummenunterrichts. Er lehrte seine Schüler erst die Tonsprache, dann die Schriftsprache und ergänzte sie durch Geberden und durch Vorzeigen der Gegenstände. Ein Landsmann der beiden erwähnten Männer, Ramirez de Carion, unterrichtete den taubstummen Prinzen von Savoyen Philibert von Carignan mit Erfolg. Der Schweizer Conrad Ammann unterrichtete in Holland die Taubstummen. Er lehrte sie sprechen, indem sie auf die Bewegung und Veränderung des Mundes und der Sprachwerkzeuge merken und diese vor einem Spiegel nachmachen mußten. Das Nähere in seinem Werke: „Surdus loquens seu methodus, qua qui surdus est, loqui discere possit" (Amsterd. 1692). William Holder, ein englischer Theolog, brachte 1659 einen taubstummen Edelmann zum Sprechen, eine Ehre, die ihm der ebenfalls um die Taubstummen verdiente Wallis, Professor in Oxford, streitig machte. Der portugiesische Jude Pereira machte in Frankreich durch seinen glücklichen Taubstummenunterricht großes Aufsehen, als er 1749 der Akademie von Paris mehrere unterrichtete Taubstumme vorstellte und seine Unterrichtsmethode durch eine öffentliche Vorlesung bekannt machte. Aber es fehlte dem Unterricht immer noch eine sichere wissenschaftliche Bildung, die erst in Frankreich der Abbé Michel de l'Epée und mit ihm gleichzeitig in Deutschland Samuel Heinicke hineinbrachten. De l'Epée's, Vorstehers des von ihm gegründeten Taubstummeninstituts zu Paris, Ansichten sind folgende: Der Taubstumme muß durch das Auge das geistig auffassen, was Hörende durch das Gehör aufnehmen. Für die Taubstummen ist die Geberdensprache das, was bei den Hörenden die Muttersprache zur Erlernung fremder Sprachen ist; die Geberdensprache besitzt der Taubstumme von Natur eben so, wie jeder andere Mensch. Setzt man nun an die Stelle der Wortsprache die Geberdensprache, so kann man den Taubstummen so weit ausbilden, wie man will. Das Nähere in seinen Werken: „Institution des sourds et muets" (Paris) und „La véritable manière d'instruire les sourds et muets" (Paris 1784). Er gab zuerst den materiellen Inhalt des Wortes und suchte dann durch Geberdensprache den geistigen zu geben, wozu aber die Geberdensprache nicht ausreichte. Deshalb wich auch sein Nachfolger Ambrosius Sicard von ihm ab, der zuerst die Sachen erklärte und an diesen die Begriffe und somit die Sprache entwickelte. Er bildete schon mehrere Taubstumme so weit aus, daß sie Lehrer ihrer Unglücksgenossen wurden. Vgl. sein Werk: „Cours d'instruction d'un sourd et muet de naissance" (Paris 1800). Guyot, ein Schüler von de l'Epée, veränderte dessen Methode ebenfalls mehrfach. Sein Hauptgrundsatz war, der Unterricht müsse bei Spielen ertheilt werden. Man nennt gewöhnlich de l'Epée als den eigentlichen Erfinder des Taubstummenunterrichts, aber der Cantor zu Eppendorf, S. Heinicke, machte schon 1773, ehe de l'Epée in Deutschland bekannt war, als Taubstummenlehrer und durch seine „Beobachtungen über Stumme und über die menschliche Sprache" (Hamb. 1778) selbständig eine bessere Unterrichtsmethode geltend, und bewirkte, daß H. vom Kurfürsten von Sachsen den Auftrag erhielt, 1778 in Leipzig ein Taubstummeninstitut zu errichten, welches sich auch bisher als sehr segensreich bewiesen hat. Seine Grundsätze waren: Der Taubstumme muß zum Denken mit Begriffen

geleitet werden; ohne Unterricht wird sich der Taubstumme nur im Gebiete sinnlicher Anschauungen bewegen und Geberden werden seine Sprache sein, die Schrift, welche blos Darstellung des Wortes fürs Gesicht ist, kann nicht allein zur Entwickelung von Begriffen bei solchen dienen, welche von der Geburt an taub waren. Daher müssen sie dahin gebracht werden, daß sie mündlich sich mit Anderen verständigen können. Sie müssen dem Sprechenden an der Mundbewegung absehen, was er sagt. Die Vocale verdeutlichte er durch den Geschmackſinn; für a hatte er den Geschmack des reinen Wassers, für e Wermuthextract, für i Essig, für o Zuckerwasser, für u Baumöl. Graser hat über den Taubstummenunterricht folgende Ansichten: Da der Mund beim Aussprechen eines Wortes ebensoviel Bewegungen macht, als articulirte Töne vom Ohre vernommen werden, von jenen Bewegungen aber jede dem Gesichte eine andere Form gibt, so muß für den dies Beobachtenden ein sichtbares Alphabet an dem Munde des Sprechenden entstehen, welches in eigenthümlichen, jenen Gestalten des Mundes und des Gesichts entsprechenden Formen aufgezeichnet werden kann. Aehnlich ist die Methode eines Unbekannten in Frankreich, welche dieser in einem Werke: „Le sourd-muet, entendant par les yeux" (Par. 1829) bekannt gemacht hat. Sie unterscheidet sich von den bisherigen durch eine neue Classification der Buchstaben. Der Unterricht soll zugleich durch Schrift-, Zeichen- und Geberdensprache geschehen. Besondere Verdienste hat noch F. G. Sense durch seine Schrift: „Versuch einer Anleitung zum Sprachunterricht taubstummer Personen" (Lpz. 1793), worin er die Art entwickelt, wie er eine taubstumme Anverwandte zu einem wunderbaren Grade geistiger und sittlicher Bildung ausgebildet hat.

Die ersten Taubstummeninstitute entstanden zu Ende des 16. Jahrhunderts in Spanien, dann in Frankreich (Bordeaux, Paris) und durch Heinicke in Leipzig. Der schauderhafte Glaube, daß es ein Eingriff in Gottes Vorsehung sei, solche Unglückliche zu unterrichten und sie zu Menschen zu machen, schwand immer mehr, und in allen europäischen Staaten wurden theils durch Privatleute, theils vom Staate aus Taubstummenbildungsanstalten errichtet. Heinicke's Schwiegersohn Dr. Eschke legte in Berlin 1789 eine solche Anstalt an, die nachher nach Schönhausen, 1798 aber wieder nach Berlin verlegt und in eine öffentliche Anstalt verwandelt ward. Kaiser Joseph II. ließ eine in Wien organisiren. Im Jahre 1807 entstand eine in Kopenhagen. Bis jetzt sind in Verhältniß der großen Anzahl dieser Unglücklichen immer noch zu wenig Anstalten da. Man hat berechnet, daß in Europa von 200,000 Taubstummen nur 5000 in 150 Anstalten Unterricht erhalten, so daß nur etwa $^1/_{40}$ von ihnen unterrichtet wird. Die wichtigsten Taubstummenanstalten sind in Deutschland die zu Leipzig, Wien, Berlin, München und Gemünd; im übrigen Europa die Anstalten zu Paris, Lyon, Bordeaux, Mailand, Gröningen, Kopenhagen, Schleswig, Bermondsey bei London, Edinburg und Claremont. Aus mehreren dieser Anstalten gingen tüchtige Maler, Kalligraphen, Kupferstecher, Steinschneider und in Frankreich besonders wieder Taubstummenlehrer, Staatsdiener und sogar Schriftsteller hervor. — Weil aber bei der großen Anzahl der Taubstummen nicht alle in öffentlichen Anstalten unterrichtet werden können, werden in mehreren Seminarien junge Leute, die sich dem Schulfach widmen, zugleich angewiesen, sich mit der Methode des Taubstummenunterrichts bekannt zu machen, um in ihren Kreisen die Unglücklichen einmal unterrichten zu können. Graßhoff, Director des königlichen Taubstummeninstituts in Berlin, hat die Idee, eine besondere Taubstummencolonie anzulegen, weil aus ganz natürlichen Gründen die Taubstummen in der Gesellschaft anderer Menschen mißtrauisch und schwermüthig würden. Vergl. Bebian „Essai sur les sourds-muets" (Paris 1817); Castberg „Vorlesungen über Taubstummenunterricht" (Kopenh. 1818); Ziegenbein „Historisch-pädagogische Blicke auf den Taubstummenunterricht" (Braunschw. 1823); Schmalz „Geschichte und Statistik der Taubstummenanstalten und des Taubstummenunterrichts" (Dresd. 1830).

Taucherglocke ist eine Maschine, mittelst deren die Taucher einige Zeit unter dem Wasser sich aufhalten können. Wie alt diese Erfindung sei, läßt sich nicht genau bestimmen.

Aristoteles führt schon an (Probl. XXXII. § 5.), daß die Taucher einen mit Gewalt hinabgedrückten Kessel dazu brauchten, der Luft hält, wenn er gerade ins Wasser hinabgelassen wird. Dies scheint zwar der Taucherglocke ähnlich zu sein; man kann aber nicht entscheiden, ob dieser Kessel über den Kopf des Tauchers gestürzt oder ihm nur als ein Luftmagazin nachgeschickt wurde, um daraus, so oft es nöthig war, Luft zu schöpfen. Daher ist als die älteste bestimmte Nachricht vom Gebrauche der Taucherglocke in Europa die vom J. 1538 zu betrachten, welche von P. Schott („Technica curiosa" L. VI. c. 9. p. 393.) aus Taisnier („Opusc. de motu celerrimo") angeführt wird. Taisnier sah zu Toledo in Gegenwart Kaiser Karl's V. und vieler tausend Zeugen, wie zwei Griechen sich in einem umgekehrten Kessel unter Wasser ließen und mit einem brennenden Licht ohne naß zu werden wieder heraufkamen. Der Kanzler Baco von Verulam (gest. 1626) beschreibt schon die ganze Vorrichtung sehr umständlich. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bemühte man sich, die Schätze, welche 1588 mit den Schiffen der sogenannten unüberwindlichen Flotte versunken sein sollten, bei der Insel Mull an der westlichen Küste von Schottland aus dem Meere heraufzuholen. Die dabei gebrauchte Taucherglocke beschreibt Sinclair „Ars nova et magna gravitatis et levitatis" (Rotterd. 1669), weshalb man ihm, obgleich fälschlich, die Erfindung derselben zugeschrieben hat. Andere Beschreibungen haben Nic. Witsen „Scheeps-bouw beschreven door Nicl. Witsen" (Amsterd. 1671, Fol.), Borelli „De motu animalium" (1679, 4.), Sturm „Colleg. curiosum" (Nürnb. 1678, 4.), Halley „The art of living under water" (in Philos. Transact. 1717 und 1721) geliefert. Halley's Taucherglocke war von 8 Fuß Höhe, und 5 Fuß Weite am untern, 3 Fuß am obern Ende, und von 63 Kubikfuß Inhalt. Da sie mit Blei überzogen war, so sank sie von selbst in die Tiefe. Am untern Rande waren Gewichte vertheilt, die denselben horizontal hielten. Oben war ein starkes Glas eingesetzt, um Licht durchzulassen; auch war ein Hahn angebracht, die verdorbene Luft herauszulassen. Die ganze Maschine hing an einem Querbalken am Mastbaume des Schiffes. Es wurden große mit frischer Luft gefüllte Schläuche hinabgelassen, welche der Druck des Wassers so zusammenpreßte, daß der Taucher durch lederne mit Oel getränkte Röhren dieser Luft einen Ausgang in die Glocke verschaffen, und die verdorbene dagegen durch den Hahn herauslassen konnte. Die Taucher sitzen während des Hinabsinkens einer solchen Glocke auf den in ihr befindlichen Sitzen trocken, weil die Luft in ihr zusammengepreßt wird und dem von unten eindringenden Wasser Widerstand leistet. Gewöhnlich arbeiten sie, in 2 Parteien getheilt, 5 Stunden ununterbrochen. Ihre Beschäftigung besteht theils darin, versunkenes Gut aufzusuchen, theils Hafeneinfahrten zu räumen. In beiden Fällen wird das Hinaufzuschaffende an Seile gebunden und dann von den über dem Wasser Befindlichen hinaufgezogen.

Taucherkunst ist die Kunst, kürzere oder längere Zeit unter Wasser bleiben zu können, und die sie Ausübenden heißen Taucher. Wir müssen aber 2 Arten derselben unterscheiden: 1) solche, die ohne künstliche Vorrichtungen, und 2) solche, die nur mit Hülfe dieser Mittel jenes leisten. Taucher der ersteren Art, d. h. Personen, die ohne Athem zu holen einige Zeit unter dem Wasser bleiben können, gab es schon bei den Alten, und werden noch jetzt besonders unter uncultivirten Nationen häufig angetroffen. Der älteste Taucher, von dem man Nachricht hat, ist der Lacedämonier Scyllius, der sich zur Zeit des Artaxerxes Mnemon berühmt machte, indem er viel Gold und Silber, welches die Perser bei ihrem Schiffbruch unweit Pylä verloren hatten, aus den Gründen des Meeres wieder heraufbrachte. Die Taucher der zweiten Art bedienen sich künstlicher Mittel, die es ihnen möglich machen, länger als jene unter Wasser zu bleiben. Dergleichen Mittel sind 1) die zuvor beschriebene Taucherglocke oder ein ihr ähnliches Werkzeug. Eins dieser letzteren Art, welches Lorini „Le fortificationi di Bonn. Lorini" (Vened. 1609, Fol.) beschreibt, besteht aus einem viereckigen mit Eisen beschlagenen Kasten, der mit Fenstern versehen ist und unten einen Schemel für den Taucher hat. Ihm ähnlich sind die jetzt in England gebräuchlichen Maschinen dieser Art. Sie werden aus Gußeisen verfertigt und haben die Form eines länglichen Kastens, der unten geöffnet und gewöhnlich 6 Fuß lang, 4 Fuß breit und unge-

fähr 5 Fuß hoch ist. Ihre Decke ist mit 12 Löchern versehen, denen eben so viele rund erhabene Gläser angepaßt sind, die dem Lichte Zutritt gestatten. Noch befindet sich in jener Decke ein ungefähr 1 Zoll hohes Loch. An ihm wird das Ende einer biegsamen ledernen Röhre befestigt. In derselben wird von oben herab durch eine Pumpe die Luft nach dem Innern der Glocke getrieben. Der Ausgang in dieselbe wird durch eine lederne Klappe, welche den Rücktritt der Luft hindert verschlossen. Im Innern des Kastens sind auf beiden Seiten 2 kleine Bänke, auf deren jeder 2 Personen sitzen können, und mitten aus der Decke steigt eine Kette herunter, welche die Steine tragen soll, die man entweder in den Grund des Meeres versenken, oder daraus emporheben will. Die Glocke selbst ist in ihrer Mitte an einer starken Kette aufgehängt, und wird mittelst einer beweglichen Welle auf einem Gerüste regiert. 2) Das Taucherkleid und die Taucherkappe. Den erstern Namen verdient folgende Erfindung eines Engländers gegen 1730. Dieser erfand, wie erzählt wird, einen ganzen Anzug von starkem dichten Leder, welcher etwa ein halbes Orhoft Luft enthielt, genau über Arme und Beine paßte und vorn mit einem Glase versehen war. In diesem Anzuge ging er frei auf dem Meeresgrunde herum und holte versunkene Güter herauf. Taucherkappen findet man schon in den ältesten Ausgaben des Vegetius de re militari z. B. von 1511. Die von Halley verbesserte, mittelst deren ein Taucher sich aus der Taucherglocke auf eine ziemliche Strecke entfernen kann, besteht aus einer ledernen Kappe, welche um den Hals zusammengezogen wird. Eine in der Höhe des Gesichts eingesetzte dicke Glasscheibe gibt dem Taucher das nöthige Licht, um zu sehen und die aufgefundenen Gegenstände zum Aufziehen am Seile zu befestigen. Die Luft wird ihm wie ein anhaltender Strom durch eine bewegliche Röhre von der Glocke aus zugeführt.

Tauchnitz, Karl Christoph Traugott, Sohn eines armen Dorfschullehrers in Großpardau bei Grimma, geb. den 29. Oct. 1761, hat sich durch Fleiß und Talent einen der ehrenvollsten Plätze unter den deutschen Typographen und Buchhändlern erworben. Seine Mittel erlaubten ihm nicht, seine Neigung zum Studiren zu befriedigen; er trat daher 1777 bei dem Buchdrucker Sommer in Leipzig in die Lehre, vervollkommnete sich dann, nach Ablauf seiner Lehrzeit, bei Unger in Berlin, und kehrte 1792 in das Haus seines ehemaligen Lehrherrn nach Leipzig zurück, dem er als Factor die wesentlichsten Dienste leistete, und wo er sich zugleich durch die gewissenhafteste Benutzung seiner Mußestunden diejenigen Kenntnisse anzueignen suchte, die zur Führung eines eigenen Geschäftes nothwendig sind. Dieses zu beginnen, gelang ihm endlich in seinem 35. Jahre durch den Ankauf einer kleinen Buchdruckerei in Leipzig, die sich aber bald unter seiner Leitung sehr erweiterte und einen vorzüglichen Ruf erhielt. Sein Hauptaugenmerk war auf die Verbesserung der Lettern gerichtet, wozu ihn seine Kenntnisse der Typographie und Stempelschneidekunst befähigten. Er errichtete nämlich 1800 eine eigene Schriftgießerei, die bald Vorzügliches leistete, und die er bis zum Ende seines Lebens, mit besonderm Augenmerk auf die orientalischen Lettern, zu vervollkommnen bemüht gewesen ist. Um dieselbe Zeit begann er sein Verlagsgeschäft, indem er außer andern Unternehmungen von Anfang an den Zweck verfolgte, wohlfeile und correcte Ausgaben der Classiker zu besorgen, was ihm in einem vorzüglichen Grade gelungen ist, besonders seit er 1816 eine Stereotypengießerei, die erste in Deutschland, dabei anwendete. So sind aus seiner Offizin die bekannten kleinen Ausgaben der Classiker hervorgegangen, welche, besonders wegen der Correctheit, auch selbst aus den Schulen die Ausgaben der Buchhandlung des Hallischen Waisenhauses verdrängt haben. T. scheute keine Kosten und setzte bei der Ausgabe des Homer auf die Auffindung eines jeden Druckfehlers einen Ducaten. Außerdem wendete er die Stereotypen auch bei verschiedenen Bibelausgaben, sowohl in deutscher als in hebräischer Sprache, und selbst bei Musikwerken an. Zu letzteren gehören die Schneider'schen Clavierauszüge von Mozart's Don Juan und von Rossini's Tancred. Zu den bedeutendsten Unternehmungen der letzten Zeit gehört eine vollständige, vom Professor Flügel in Meißen besorgte Ausgabe des Koran (1834, 4.). T. feierte 1827 sein Jubiläum als Buchdrucker. Am 14. Jan. 1836 starb der lebensfrohe und rüstige Greis eines sanften Todes während des

Schlafes. Sein Sohn, **Karl Christoph Philipp T.**, setzt das Geschäft in Leipzig fort.

Tauenzien von Wittenberg, Friedrich Bogislav Emanuel, Graf von, königl. preuß. General der Infanterie, Sohn des Generals T., des Vertheidigers von Breslau im 7jährigen Kriege, war geb. den 15. Sept. 1760 zu Potsdam. Im J. 1775 trat er in preuß. Kriegsdienste und war 1806 Generalmajor. Als solcher lieferte er das erste Gefecht des unglücklichen Feldzuges, in dem er am 9. Oct. bei Schleiz mit seinem Beobachtungscorps von Soult zurückgeschlagen wurde, wobei er den schwierigen Rückzug mit der größten Umsicht leitete. In der Schlacht von Jena befehligte er die Vordertruppen der Hohenlohe'schen Armee. Nach dem Tilsiter Frieden war er mehrere Jahre Chef der Brandenburgischen Brigade, 1813 wurde er Militärgouverneur von Pommern, wo er die Belagerung von Stettin leitete. Aber nach dem Waffenstillstande näherte er sich als Chef des meist aus Landwehr bestehenden 4. Armeecorps, das der Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden als Reserve zugewiesen war, dem Hauptkampfplatze. Zunächst nahm er an der Schlacht von Großbeeren, wenn auch nur mittelbaren, Antheil, indem er auf dem linken Flügel den Feinden einen so kräftigen Widerstand leistete, daß dadurch der Sieg der Hauptarmee möglich wurde. Der Ruhm des Tages von Dennewitz gebührt nächst Bülow ihm. Bei der Schlacht von Leipzig war er nicht gegenwärtig, und blieb auch bei dem weitern Vorrücken der siegreichen Heere zurück, um 3 noch von den Franzosen besetzte wichtige Festungen, Torgau, Wittenberg und Magdeburg, einzunehmen. Torgau ergab sich am 26. Dec. nach lebhafter Beschießung, Wittenberg am 13. Jan. 1814 nach dem Sturme unter dem General von Dobschütz; in Magdeburg zog T. am 24. Mai ein. Im J. 1815 stand T. als Chef des 6. Armeecorps in der Bretagne. Außer mehreren Ehren und Belohnungen, namentlich dem Geschenke eines bedeutenden Gutes bei Züllichau, wurde zu seinem Familiennamen der Name Wittenberg hinzugefügt. Er starb am 20. Febr. 1824 zu Berlin.

Taufe. Die christliche Taufe, dieser feierliche Einweihungsritus der in die Gemeinschaft der Christen Aufzunehmenden, ist ohne Zweifel aus den seit den frühesten Zeiten im Orient üblichen Lustrationen (s. d.) hervorgegangen. Diese hatten im Kindesalter der Menschheit, wo die Religion das ganze Leben durchdringt und beherrscht, bei ihrer diätetischen Wichtigkeit eine solche religiöse Bedeutung erlangt, daß sie im ganzen Orient für eine der wesentlichsten Religionsübungen galten. Auch in das Judenthum waren sie übergegangen und erschienen hier eines Theils in der Anwendung bei Leuten, die von verunreinigenden Krankheiten genesen waren und bei Frauen nach vorübergegangener monatlicher Reinigung und überstandenem Wochenbett als Zeichen der wiedererlangten körperlichen Reinigkeit, traten aber anderen Theils auch in der Proselytentaufe als Symbol der moralischen Reinheit hervor. Als ein solches Symbol der geistigen Reinigung faßte auch der Täufer Johannes seine Taufe auf, die sich nur dadurch von der üblichen Proselytentaufe unterschied, daß er durch die Anwendung derselben bei den Juden auch diese als eines solchen Reinigungsactes bedürftig darstellte und diese Taufe in Bezug auf den kommenden Messias setzte. Auch Christus unterzog sich der Johanneischen Taufe und beauftragte später seine Jünger, durch solche Taufhandlung die Anhänger seiner Lehre zum christlichen Glauben zu verpflichten; ob er aber selbst getauft hat, davon sagen die neutestamentlichen Schriften nichts. Wie Matthäus das Gebot zu lehren und zu taufen gleichsam als letzten Willen des Heilands für seine Jünger darstellt, so ward es auch von der christlichen Kirche immer als solcher geehrt und somit die Taufe als christlicher Religionsgebrauch betrachtet, ohne den keine Aufnahme in die Christengemeinschaft stattfinden kann. Demnach taufte man Jeden, sobald er die förmliche Aufnahme in die Christengemeinde wünschte, und zwar anfangs, wie auch Johannes gethan hatte, durch völliges Untertauchen ins Wasser, wobei man die Worte sprach: „Ich taufe dich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes". An die Ablegung eines ausführlichen Glaubensbekenntnisses von Seiten des Täuflings ward dabei noch nicht gedacht, vielmehr genügte bei der Frische des ersten Eindrucks der

Erscheinung Christi das allgemeine Bekenntniß des Glaubens an Gott und seinen Sohn und zu einer genauern Erkenntniß verhalf erst das Leben in der Christengemeinschaft. Aber bald führte die bestimmtere Ausbildung der kirchlichen Gesellschafts- und Lehrform manche Veränderungen herbei. Der unmittelbare Eindruck der evangelischen Botschaft verbürgte unter den zunehmenden Verfolgungen und innern Streitigkeiten der Kirche je später je weniger ein treues Festhalten an dem Kirchenverband und der Orthodoxie, deshalb ward, da nur Erwachsene zu dem Christenthum überzutreten pflegten, vor der Taufe ein vorbereitender Unterricht im Christenthum nöthig, worauf dann der Taufactus nach Ablegung eines mehr oder weniger speciellen Glaubensbekenntnisses der Täuflinge vorgenommen wurde. Was die äußere Form jener Handlung betrifft, so kam mit der Ausbildung der Dreieinigkeitslehre ein dreimaliges Untertauchen der Täuflinge in Gebrauch, wofür aber bei Kranken ein bloßes Besprengen angewandt ward, das den Namen der klinischen Taufe führte. In Hinsicht des Lebensalters, in welchem die Taufe stattfand, war in den ersten Jahrhunderten noch keine bestimmte Observanz, der Glaube an die sühnende Kraft dieser heiligen Handlung bestimmte aber viele Bekehrte, — die wegen des Unterrichts, den sie erhielten, den Namen Katechumenen führten — sich derselben erst spät zu unterziehen. Da wußte aber der heilige Augustin dem christl. Bewußtsein den Glauben an die unwiderrufliche Verdammniß aller Nichtchristen und also an die absolute Nothwendigkeit der T. aufzudrängen, und nun beeilte man sich eben so sehr, sie zu beschleunigen, als man sie sonst gern verschoben hatte. Demnach ward zunächst nur die Vorbereitungszeit der Katechumenen möglichst abgekürzt, und nicht lange so fing man auch an, die Kinder bald nach ihrer Geburt zu taufen. Bald ward dies allgemein und bei der immer größern Ausbildung der schwärmerischen Vorstellungen von der sacramentalischen Kraft der Taufe kam man in der Folge auch darauf, die Gebeine Verstorbener, ja selbst Glocken und andere Gegenstände, die man einer besondern Heiligung für werth hielt, zu taufen. Dem meisten Unfug dieser Art ward durch Kirchengesetze gesteuert; nur die Glockentaufe war für das sinnliche Volk eine zu sehr ansprechende Handlung, als daß man sie hätte wieder abschaffen können. Uebrigens hatte die allgemeine Heilighaltung der Taufe die Folge, daß die katholische Kirche auch die von Ketzern geschehene Taufe als giltig anerkannte und im Falle des Uebertritts derselben nicht wiederholte, jedoch mit Ausnahme der in der Kirchengemeinschaft der Antitrinitarier vorgenommenen. Die Sitte des gänzlichen Untertauchens bei der Taufhandlung machte nach und nach der des Besprengens Platz und ward namentlich seit dem 13. Jahrhundert in der römisch-katholischen Kirche herrschend, wogegen die griechische Kirche und die schismatischen Christen im Orient an der ursprünglichen Sitte festhielten und noch festhalten. Das zum Taufen bestimmte Wasser wird in der griechischen und römisch-katholischen Kirche zuvor besonders geweiht, was bei den Protestanten wegfällt. Eben so wenig haben die Letztern verschiedene symbolische Handlungen beibehalten, welche der ceremonienreiche Katholicismus im Laufe der Zeiten dem Taufact anreihte, z. B. die Salbung, die Mittheilung des Salzes der Weisheit und der Bekleidung mit dem Westerhemde, dem Kleide der Unschuld. Die Sitte, den Kindern bei der Taufe Vornamen beizulegen, ist allen Christenparteien gemein und der jüdischen Sitte der Benamung der Kinder bei der Beschneidung entsprechend. Der Exorcismus oder die Beschwörungsformel, wodurch man den Teufel aus dem Täufling austreiben will, ist in den meisten protestantischen Ländern abgeschafft, oder in eine einfache Entsagung des Bösen verwandelt. — Taufzeugen oder Pathen kommen schon in den ersten Jahrhunderten vor und zwar wurde anfangs jedem Täufling ein Pathe seines Geschlechts beigegeben, der für seine Treue im Glauben bürgen und für sein Wachsthum in christlicher Tugend sorgen sollte. In späterer Zeit ward die Zahl der Pathen vermehrt, was eine Verminderung der Strenge ihrer Verpflichtungen nach sich zog. — Mit dem Namen Bluttaufe bezeichnete man den Märtyrertod der noch nicht getauften Anhänger Christi in den ersten Jahrhunderten, sofern dieser als Ersatz der Taufe, d. h. für den giltigsten Rechtsanspruch auf die ewige Seligkeit galt. — Meertaufe nennt man den alten seemännischen Brauch, wonach Alle, welche die Linie zum ersten Mal passiren,

falls sie sich nicht loskaufen, von den Matrosen tüchtig mit Wasser begossen werden, wobei einer, als Geistlicher verkleidet, eine Taufformel liest. Den franz. Seefahrern ist aus Rücksicht auf die möglichen üblen Folgen dieser Spaß verboten, woran sich natürlich, da er so echt seemännisch ist, nicht leicht Jemand kehrt.

Taufgesinnte nennen sich diejenigen Christen, welche die Kindertaufe verwerfen und den Segen der Taufe auf Erwachsene beschränken, folglich jeden schon in seiner Kindheit getauften Christen, der zu ihrer Partei übertritt, durch eine erneute Taufhandlung in ihre Gemeinschaft aufnehmen. Man nannte diese Secte deshalb schon bei ihrem Aufkommen im 16. Jahrh. Wiedertäufer oder Anabaptisten: doch haben sie diesen Namen stets von sich abgelehnt. Die Geschichte der christlichen Kirche berichtet von verschiedenen Religionsparteien, welche die Kindertaufe verwarfen, weil sie in der ältesten christlichen Kirche nicht üblich war. John Wiclef und mehrere separatistische Parteien, z. B. die Petrobrusianer, Katharer, Picarden &c. in der Schweiz und in Frankreich erklärten sie für unstatthaft. Auch unter den Anhängern der Reformation traten mehrere Männer auf, welche, gestützt auf die Bibel als einzige Quelle aller christlichen Erkenntniß, die Kindertaufe als einen mit der heiligen Schrift streitenden Ritus darzustellen suchten. Solche Stimmen ließen sich zunächst in der Schweiz, kurze Zeit nachdem Zwingli aufgetreten war, vernehmen; noch lauter geschah dies in Deutschland, namentlich in Sachsen, von den Zwickauer Schwärmern Nikolaus Storch und Marcus Thomä, zwei Tuchfärbern, und von drei mehr gebildeten Männern, Marcus Stübner, Martin Cellarius und Thomas Münzer (s. d.). Die Partei, welche durch sie entstand, nennt man die Wiedertäufer im engern Sinne. Die Führer gaben sich den Träumereien von der Stiftung eines himmlischen Reichs auf Erden hin, rühmten sich besonderer Offenbarungen und nahmen Alle, die sich zu ihnen gesellten, durch die Taufe in ihre Gemeinschaft auf. Ihre Haupttendenz ging dahin, völlige Gleichheit unter den Christen herzustellen und wie sie auch Laien zur Verrichtung der Taufhandlung für fähig erklärten, so wollten sie weder das kirchliche Lehramt noch die obrigkeitliche Gewalt anerkennen. Der große Anhang, den sie besonders unter dem gemeinen Volke am Rhein, in Westfalen, Holstein, der Schweiz und den Niederlanden seit 1524 fanden, bewog die Obrigkeiten, bald scharfe Maßregeln gegen sie anzuwenden. In Deutschland ergingen seit 1525 kaiserliche und Reichstagsverordnungen gegen die Wiedertäufer. Vergeblich wurde aber an Vielen die angedrohte Todesstrafe vollzogen, vergeblich suchte der Landgraf von Hessen durch Unterricht und Gefängnißstrafen der Partei zu steuern; es sammelten sich immer neue, durch die Reisen ihrer Lehrer zusammenhängende Haufen dieser Leute. Melchior Hoffmann, ein Kürschner aus Schwaben, war der Erste, der die Lehre eines neuen Zionsreichs 1527 in Kiel, 1528 in Emden predigte und von da sich nach Straßburg begab, wo er 1540 im Gefängniß starb. Vgl. Krohn „Geschichte der Wiedertäufer" (Lpz. 1758). Vor seiner Abreise von Emden bestellte er als Bischöfe der Gemeinde Jan Trypmaker und Jan Matthiesen, einen Bäcker aus Harlem. Während Hoffmann in Straßburg für seine Partei zu wirken suchte, begab sich Trypmaker nach Amsterdam, um seine neue Lehre dort zu predigen, büßte aber im Haag sein Unternehmen mit dem Tode am Galgen. Sobald Hoffmann davon Kunde bekam, gab er seinen Anhängern schriftlich den Rath, das Taufen einstweilen einzustellen. Dies gefiel aber Matthiesen nicht, der schon längst darnach strebte, sich zum Führer seiner Partei zu machen. Er sendete im Gegentheil zwölf Apostel in alle Welt, von denen sich zwei nach Münster begaben, wo sie an dem früher besonnenen Prediger Rothmann und den Bürgern Knipperdolling und Krechting fanatische Mitarbeiter fanden. Von da an ward für einige Zeit Münster der Hauptschauplatz, auf dem die Wiedertäufer ihr Wesen trieben. Den beiden ersten Aposteln folgten bald zwei andere Abgeordnete Matthiesen's, ein Schneider aus Leyden, Jan Bockhold oder Bockelsons, und Gerrit Kippenbroek, gemeiniglich Gerrit der Buchbinder genannt, worauf auch Matthiesen sich in eigner Person dahin begab. Wilde Gräuel zerrütteten bald die Stadt. Die Schwärmer erstürmten mit ihrem täglich wachsenden Anhange das Rathhaus und erzwangen gegen Ende des Jahres 1533 einen Vergleich, der die Freiheit der

Religionsübung beider Parteien sicherte. Verstärkt durch unruhiges Gesindel aus den benachbarten Städten, machten sie sich kurze Zeit darauf gewaltsam zu Herren der Stadt. Matthiesen trat als Prophet auf und überredete das Volk, sein Gold, Silber und anderes bewegliches Gut zum gemeinen Gebrauche auszuliefern, und alle Bücher, außer der Bibel, zu verbrennen, verlor aber bei einem Ausfalle gegen den Bischof von Münster, der die Stadt belagerte, das Leben. Nun warfen sich Bockhold und Knipperdolling zu Propheten auf. Die Kirchen wurden zerstört und zwölf Richter, wie in Israel, über die Stämme bestellt; aber auch diese Regierungsform wurde bald umgeworfen, indem Bockhold sich 1534 unter dem Namen Johann von Leyden zum Könige des neuen Zions krönen ließ. In Münster wurden jetzt alle Ausschweifungen wilder Schwärmerei, viehischer Wollust und unmenschlicher Grausamkeit verübt, bis mehrere Fürsten sich mit dem Bischofe vereinigten und die Stadt am 24. Juni 1535 einnahmen, worauf die Anführer der Wiedertäufer hingerichtet wurden. Damit war aber die Secte der Wiedertäufer selbst nicht ausgerottet, im Gegentheil fanden einige von den 26 Aposteln, welche auf Bockhold's Befehl ausgegangen waren, hier und da Eingang, und selbst mehrere von der Rotte, die aus Münster entkommen waren, traten als unabhängige Lehrer der Wiedertäufer und des Glaubens an die Stiftung eines neuen Reichs reiner Christen auf, und verbreiteten ihre Offenbarungen in verschiedenen Gegenden. Vgl. Hast „Geschichte der Münsterischen Wiedertäufer bis zu ihrem Sturz in Münster" (Münster 1836). Nächst Hoffmann machte sich unter jenem Anhange bekannt David Joris, ein Glasmaler und sogenannter Kammerspieler aus Delft, der, 1501 geboren, 1534 getauft wurde. Dieser zog durch seine phantastereichen theosophischen Schriften und durch das Bemühen, die streitenden Parteien der Wiedertäufer zu vereinigen, Manche an sich, die besonders sein 1542 zu Deventer erschienenes „Wunderbuch" studirten und ihn als eine Art neuen Messias verehrten. Schwankend in seinen Meinungen, irrte er lange umher, bis er endlich, um Verfolgungen zu entgehen, 1544 unter dem Namen Johann von Brügge in Basel Bürger wurde und 1556 nach einem ehrbaren Leben in der Gemeinschaft der Reformirten daselbst starb. Erst 1559 kam seine geheimgebliebene Ketzerei an den Tag, worauf der Baseler Rath ihn verurtheilen und seinen Leichnam unter dem Galgen verbrennen ließ. Bis über die Mitte des 16. Jahrh. standen unter den Wiedertäufern noch Propheten auf, die Störungen der bürgerlichen Ordnung verursachten, und daher die Zahl der Märtyrer dieser Secte vermehrten, wie denn auch unter den Ketzern, die Alba in den spanischen Niederlanden hinrichten ließ, nicht wenige Wiedertäufer waren.

Mit diesen Wiedertäufern stand anfangs auch der Stifter der Mennoniten in Verbindung, wenn auch nur so lange, als sie sich der Kindertaufe widersetzten, denn es läßt sich aus seinen Werken beweisen, daß sich Menno (s. d.) ihnen widersetzte, sobald sie nach dem Schwerte griffen und in das weltliche Regiment einschritten. Es gelang seinem besonnenen Eifer, die zerstreuten Taufgesinnten in wohlgeordnete Gemeinden zu vereinigen, welche sich anfangs nach ihm Mennoniten nannten und im nördlichen Deutschland, vorzüglich in den Niederlanden, mit Nachahmung aller Eigenheiten der ältesten apostolischen Kirche, eine für sich bestehende Religionsgesellschaft bildeten. Schon 1554 entstand aber unter ihnen eine Spaltung über den Grad der bei dem Kirchenbanne anzuwendenden Strenge, indem die Strengern jedes einzelne Vergehen wider Sitte und Kirchenordnung, die Gelindern dagegen nur den beharrlichen Ungehorsam gegen die Gebote der heiligen Schrift mit dem Banne belegt wissen wollten, welche Strafe aber nicht nur erst nach mehrfachen Ermahnungen und Verweisen eintreten, sondern auch außer dem kirchlichen Verhältnisse keine Folge haben sollte. Diese Letzteren wurden Waterländer genannt, weil ihre ersten Gemeinden im Waterlande am Pampus in Nordholland und bei Franeker wohnten. Die strengere Partei, die sich auch die Feinen nannte, bestand aus Friesen in und um Emden, flämischen Flüchtlingen (Flamingern) und Deutschen; doch blieben nur die Flaminger der äußersten Strenge des Kirchenbannes treu, wogegen nach Menno's Tode im J. 1566 die Friesen und Deutschen sich den Waterländern mehr näherten, indem sie beschlossen, mit dem Banne ganze Gemeinden nicht zu belegen und ihn auch bei einzelnen Excommuni-

cirten nicht bis zur Zerstörung ihrer Familienverhältnisse zu treiben. Auf einer zu Harlem im J. 1689 gehaltenen Synode nahmen endlich auch die strengsten Taufgesinnten die milderen Grundsätze der vereinigten Friesen und Deutschen an. In Deutschland siedelten sich die Mennoniten besonders in Holstein, Preußen, Danzig, der Pfalz, am Rhein, Jülich, Elsaß und der Schweiz an und waren bis zum 30jährigen Kriege auch in Mähren stark verbreitet. Doch war damit noch nicht jede Parteiung ausgeschlossen, vielmehr bildete sich bald die Partei der strengen Janjakobsgesinnten und der Ukewallisten oder alten Flaminger, die besonders in Friesland und Lithauen, sowie in Galizien Anhänger fanden. Zu ihnen gehören auch die Danziger, die aus einigen Gemeinden in Danzig, Marienburg, Ost- und Westpreußen bestehen.

Nachdem sich die niederländischen Taufgesinnten durch Reinheit der Sitten, Gewerbfleiß und Rechtlichkeit im Handel 1626 Religionsfreiheit erworben hatten, entstand im J. 1664 eine abermalige Spaltung unter ihnen, die anfangs sich nur in der Amsterdamer Gemeinde kund gab, bald aber auf sämmtliche Gemeinden der Waterländer überging. Unter dem Einfluß des Arminianismus entstand in jener Gemeinde eine Neigung zu freiern Grundsätzen, die schon in der Confession von 1581 sichtbar war, verfaßt von Hans de Rys, einem der berühmtesten Lehrer der Waterländer zu Alkmaar, und Lübbert Gerrits zu Amsterdam. Die Anhänger der freisinnigen Richtung nannten sich Galenisten, nach Galenus de Haen, Arzt und Lehrer der Taufgesinnten zu Amsterdam, ihrem Hauptanführer, während Sam. Apostool, ebenfalls Arzt und Lehrer der Gemeinde, sich an die Spitze der Altgläubigen stellte. Die letztere Partei nannte man Apostooler oder auch Sonnisten, sowie die ersteren Lammisten, nach dem Zeichen der Sonne und des Lammes, welches in der Nähe ihrer Versammlungsörter war. Das früher gemeinschaftlich besessene Kirchengut wurde von der holländ. Regierung den Galenisten zugesprochen. Im J. 1800 vereinigten sich aber auch diese beiden Gemeinden wieder, und alle Taufgesinnte bildeten nun, mit Ausnahme der Gemeinden auf der Insel Ameland und in den Dörfern Aalsmeer und Balk, ein Ganzes. Die verschiedene theologische Richtung, welche die Trennung im J. 1664 hervorgerufen, zeigte sich auch nach der Zeit. Die Sonnisten beobachteten eine treue Anhänglichkeit an die nach Menno's Lehre aufgesetzten ältern Confessionen, weshalb sie sich auch Mennoniten nannten, und hielten sorgfältig auf das Verbot des Eides, der Kriegsdienste und der Theilnahme an obrigkeitlichen Aemtern. In der Partei der Lammisten dagegen wurde bald eine philosophische Richtung vorherrschend; sie eigneten sich die Leistungen der englischen Nation auf dem Gebiete der Philosophie und Theologie an und gewannen dadurch sowohl als durch regen Eifer für Kunst und Wissenschaft im Allgemeinen, bei großem Wohlstande und rühmlicher Wohlthätigkeit einen gewissen Einfluß auf die geistige Richtung des holländischen Publikums. Seit dem J. 1811 sind alle Gemeinden durch die Errichtung der allgemeinen Taufgesinntensocietät in Amsterdam enger verbunden, mit Beibehaltung völliger Freiheit einer jeden in Hinsicht der Lehre, des Cultus und der häuslichen Angelegenheiten. Sie zählen gegenwärtig 124 Gemeinden mit 130 Predigern, und genießen bei dem milden Geiste der holländischen Verfassung gleiche Rechte mit den übrigen Confessionen. Die Taufgesinnten in Deutschland, wo sie besonders in den Rheinländern häufig sind, in Ostpreußen, der Schweiz, Elsaß und Lothringen haben die meiste Aehnlichkeit mit den frühern Mennoniten. In ihrem Gottesdienst findet man wenig Abweichung von den Formen des protestantischen Gottesdienstes. Vergl. Reiswitz und Wadzeck „Beiträge zur Kenntniß der Mennonitischen Gemeinden in Europa und Amerika" (2 Bde., Berl. 1821—29).

Auch in England bildete sich eine Secte der Baptisten, doch stehen sie in keiner Beziehung mit den Nachkommen der alten Wiedertäufer. Wiedertäufer flüchteten wohl vom Continente nach England, wurden aber unter Heinrich VIII. und seinen Nachfolgern verfolgt und von Elisabeth verbannt. Zu Anfang des 17. Jahrh. wurden zwar Baptisten-Gemeinden in Großbritannien gegründet, doch bestanden sie meist aus Ueberläufern der Presbyterianer und zerfielen schon um 1630 in Particular- oder Antinomian-

baptisten, die ganz bei der Lehre Calvin's auch im Artikel von der Prädestination blieben, und in General-, auch Universal- oder Arminianbaptisten, die den Calvin'schen Lehrbegriff in diesem Punkte verließen und bei einer den Remonstranten eigenen Gleichgültigkeit gegen Unterscheidungslehren auch Socinianischen Meinungen den Zugang zu ihren Gemeinden öffneten. Im J. 1671 gründete ein gewisser Franz Bampfield eine dritte Secte unter den Baptisten, indem er die Feier des Sonnabends oder Sabbaths statt des Sonntags einführte, daher seine Anhänger Sabbatharier hießen; diese dauern aber fast nur noch in Nordamerika fort. Alle Baptisten haben gleich anfangs von den Eigenheiten der Taufgesinnten nur die Verwerfung der Kindertaufe und den Gebrauch, die Erwachsenen zu taufen, angenommen. Ihre Taufe besteht in dreimaligem gänzlichen Untertauchen; übrigens erlauben sie den Eid, die Kriegsdienste und die Verwaltung obrigkeitlicher Aemter und stimmen in ihrem Gottesdienste mit den übrigen Dissenters in Großbritannien überein, mit denen sie auch 1689 Religionsfreiheit erhielten. Im Anfange des 19. Jahrh. hatten diese drei Parteien in England 247 Gemeinden, doch waren die Particularbaptisten, ungeachtet ihrer strengen Kirchenzucht, die zahlreichsten, und führten in der Mitte des 18. Jahrh. den Kirchengesang bei ihrem Gottesdienste ein. Vergl. Crosby „History of the English baptists from the reform to the reign of George I." (4 Bde., Lond. 1738) und Irimey „A history of the English baptists" (2 Bde., Lond. 1811). Nach Nordamerika gingen im 17. Jahrh. viele Mennoniten und stifteten viele Gemeinden. Sie zählten im J. 1842 sechs Millionen Seelen, worunter bei weitem die Meisten Particularbaptisten. Unter die Abkömmlinge der alten Wiedertäufer rechnet man auch die Dunkers, welche von deutschen Flüchtlingen abstammen, und 1840 in Amerika 50 Kirchen hatten. In Rücksicht der Taufe der Erwachsenen sind sie Dompelers, d. i. Untertaucher; sie stimmen mit den Baptisten überein, weichen aber darin von ihnen ab, daß sie, wie die alten Wiedertäufer, es für unerlaubt halten, Processe zu führen, Waffen zu tragen, zu fechten, zu schwören und Zinsen zu nehmen. Der Hauptpunkt ihres Glaubens ist die Meinung, daß die künftige Seligkeit nur durch Büßungen und Entsagungen erworben werden könne. In ihren Versammlungen, welche die Geschlechter nur einmal wöchentlich, am Sabbath, gemeinschaftlich halten, darf Jeder laut beten und sprechen. Das Abendmahl halten sie des Nachts und verbinden damit ein Liebesmahl, wobei sie einander die Füße waschen, den Bruderkuß und Handschlag geben. Wer sich verheirathet, gehört nicht mehr zu den vollkommenen Brüdern und Schwestern, sondern zu den Verwandten der Gemeinde, welche in benachbarten Orten wohnen und ihre Kinder den Vollkommenen zur Erziehung überlassen. Aus dem ansehnlichen Vermögen der Gemeinde, das durch den Ertrag ihrer Arbeiten wächst, erhalten die Verwandten, wie die Vollkommenen, ihren Unterhalt. Außerdem sind auch noch die Christians zu erwähnen, die 1000 Kirchen in Nordamerika besitzen.

Taufzeugen, s. Pathen.

Tauler, Johannes, geb. 1294, ein frommer Mystiker des 14. Jahrh., der bei der kirchlichen und politischen Zerrissenheit seiner Zeit als ein geistvoller tief ergreifender Redner die Sache des Christenthums, das er dem Gemüthe als seinem Heiligthum vindicirte, mit kraftvoller Rede vertheidigte und dem Papste wie den Fürsten die Lehre ans Herz legte, daß geistige und weltliche Herrschaft nicht verwechselt werden und wegen der Streitigkeiten der Fürsten das unschuldige Volk nicht gebannt werden solle. T. war Dominikanermönch zu Köln und nachher zu Straßburg, wo er 1361 starb. Von seinen meist mystischen Schriften erwähnen wir: „Nachfolge des armen Lebens Christi"; „Mark der Seele," oftmals, zuletzt von Casseder herausgegeben (Frankf. 1824). Die Geschichte seiner Bekehrung, von ihm selbst erzählt, findet sich vor T.'s Predigten (Frankf. 1826, 3 Bde.). Vgl. K. Schmidt „Joh. T. von Straßburg, Beitrag zur Geschichte der Mystik und des religiösen Lebens im 14. Jahrh." (Hamb. 1842).

Taunus, ein durch seine Heilquellen berühmtes Waldgebirge zwischen der Lahn und dem Main, dessen Hauptkamm von W.S.W. nach O.N.O. streicht, nordwärts einen

sanften, südwärts einen steilen Abfall hat, von guten Waldungen bestanden ist und abgerundete Bergkuppen und tief eingeschnittene Thäler hat. Das Innere des Gebirges enthält Thonschiefer, Porphyr, Kalk und Sandstein. Die höchsten Gipfel sind der 2600 F. hohe große Feldberg, der 2458 F. hohe kleine Feldberg, der Altkönig, 2400 F., und der Trompeter, 1560 F. hoch. Die nach dem Gebirge benannte, seit dem J. 1839 erbaute Tauns eisenbahn, $5^3/_4$ Meilen lang, verbindet Frankfurt a. M. mit Mainz und Wiesbaden.

Taurien, 1) Simferopol, Gouvernement in Südrußland, von 1163 □M. Größe und 560,000 E., umfaßt die Halbinsel Taurien oder die Krim, die nördlich von derselben belegene krimsche oder nogaische Steppe, das Land der tschernomorskischen Kosaken und die Insel Taman, die zwischen den Mündungen des Kuban liegt. Die Hauptstadt ist Simferopol. 2) Die Krim, die frühere Chersonesus Taurica, mit 150,000 E. (unter denen 80,000 Tataren) in 6 Städten und 300 Dörfern, ist durch die 1 M. breite Landenge von Perekop mit dem Festlande verbunden. Der südliche Theil derselben ist höchst fruchtbar und durch ein das Land durchziehendes Kalkgebirge (mit der höchsten Spitze Tschatyrdagh von 4740 F. Höhe) werden die reizendsten Landschaften gebildet, der nördliche Theil dagegen bildet eine wüste, blos zur Viehzucht dienende Steppe, der südliche Theil ist reich an Südfrüchten, vornehmlich Melonen, Granaten, Mandeln, Feigen, vorzüglichem Obst und Wein (letzterer besonders bei Koos und Sudak, wo jährlich fast an 30,000 Eimer gewonnen werden). Hier liegt auch die Hauptstadt des ganzen Gouvernements, Simferopol, am Salgir, die jedoch der alten Hauptstadt der Halbinsel, Baktschi Serai, sowie den wichtigen Handelsstädten Eupatoria und Feodosia, bei Weitem nachsteht. In den älteren Zeiten, wo der griechische Handel hier vorzüglich blühte, stand T. in hohem Flor, ward aber in den Zeiten der Völkerwanderung vorzüglich durch die Alanen, Gothen, Hunnen, Chazaren, Petschenegen, die es nach einander eroberten, fast ganz verwüstet. Im 13. Jahrh. bemächtigten sich die Tataren dieses Landes, das aber wieder 1475 von Muhamed II. erobert wurde. Im J. 1771 eroberten die Russen unter Dolgorucki die Halbinsel, erklärten es 1774 als ein selbständiges, unabhängiges Land. 1783 für russisches Eigenthum und schufen es nebst dem nahen Festlande und der Insel Taman in obiges Gouvernement um. Seitdem wurde es durch die Auswanderungen vieler edler tatarischen Familien sehr entvölkert, jedoch fehlte es auch nicht an fremden Colonisten, namentlich Deutschen, so daß jetzt das Land hinsichtlich der Bevölkerung, Cultur und des Wohlstandes außerordentlich im Steigen ist.

Tauris oder Tebris, Hauptstadt der persischen Provinz Aserbeidschan an den Flüssen Spintscha und Atschi, 760 von der Gemahlin des Khalifen Harun al Raschid erbaut, gehört zu den größten Städten des Reiches. In früheren Zeiten soll diese Stadt 500,000 Einw. gehabt haben, dagegen zählt sie jetzt in Folge von Kriegen und Erdbeben nur 80—100,000. Sie hat ein großes altes Schloß, ein Arsenal, Pulvermühlen und bedeutende Fabriken in Seide und Kattun.

Tauromachie, s. Stiergefechte.

Taurus, ein Gebirge im östlichen Theile von Kleinasien, das sich in verschiedenen Verzweigungen vom armenischen Hochgebirge bis zum Aegeischen Meere hinzieht, mit seinem südlichen Abfall die waldreiche steile Küstenterrasse des mittelländ. Meeres bildet, nordwärts aber wahrscheinlich stufenweise zum Plateau des Innern von Kleinasien abfällt. Alle Gebirge der Halbinsel stehen mit dem Taurus in Verbindung; so die parallelen Bergzüge, in denen das Hochland Kleinasiens nach dem Aegeischen und Marmorameer ausläuft, mit dem Ida und Olymp als nordwestlichste Spitzen; so auch der Antitaurus, der nach Armenien hin an Höhe zunimmt, aber nach dem schwarzen Meere in steilen Stufen abfällt.

Tauschhandel, s. Barattohandel.

Täuschung heißt entweder der Zustand, in welchem wir das Wirkliche mit dem Nichtwirklichen, das Wahre mit dem Falschen verwechseln, oder die auf die Hervorbringung dieses Zustandes in Andern gerichtete Handlung. (S. Illusion, Irrthum u. Lüge.)

Tausendfuß (Scolopendra), auch Erdvielfuß, ist eine Gattung Insecten von den vielen Füßen so benannt. Es sind lange 1—2 Zoll große Thiere, aber kaum wie eine starke Nadel dick, von bräunlicher oder blaßgrauer Farbe, und halten sich unter Steinen, Blumenäschen und im Dünger auf. Im heißen Klima wird der T. gegen 1 F. lang.

Tausendgüldenkraut, oder Erdgalle, ist eine in ganz Deutschland auf Bergen und Wiesen vorkommende Pflanze von $^1/_2$—1 F. Höhe, mit schön hellrothen Blumen, ausgezeichnet durch den bittern Geschmack. Sie dient sowohl zur Arznei, als auch statt des Hopfens zum Bierbrauen.

Tausendjähriges Reich, s. Chiliasmus.

Tausend und eine Nacht ist der Name einer Sammlung morgenländischer Märchen und Erzählungen, die von der Zeit, wo sie zuerst in Europa bekannt wurden, stets das lebhafteste Interesse der Leser erregt haben. Ihrem Inhalte nach zerfallen die Erzählungen in drei Hauptmassen: ein Theil scheint aus Indien zu stammen, der uralten Heimath des Märchens und der Fabel; die zarten, oft sentimentalen Liebesgeschichten sind pers. Ursprungs; die kräftigen anschaulichen Bilder des Lebens, die geistvollen Anekdoten gehören den Arabern. Die Zeit des Ursprungs dieser Sammlung ist schwer zu bestimmen. Dem Ganzen liegt wohl ein pers. Original zu Grunde, vielleicht die „Hesâr afschane“, d. i. die tausend Märchen, des Rasti. Schon zur Zeit des Khalifen Mansur, im 8. Jahrh., wurden Märchen aus dem Persischen übersetzt und namentlich war es Dschehestâri, im 9. Jahrh., welcher eine Sammlung von Märchen der Araber, Perser, Inder und anderer Völker begann, die er „Tausend Nächte“ benannte, von denen er aber nur 400 vollendete. Das scheint der ursprüngliche Stamm zu sein, an den sich nun bei dem lockern Faden, der das Ganze umschlingt, willkürlich Neues anreihte. Nach Europa kamen solche Märchen frühzeitig. Zu Anfang des 12. Jahrh. (1104) übersetzte ein getaufter Jude, Petrus Alfonsus aus Spanien, dann ein Mönch der Abtei Haute-Selve Auszüge davon, welche, vielfach umgebildet, den altfranz. Verfassern der Fabliaux, dann dem Boccaccio, und endlich dem La Fontaine, den Stoff zu verschiedenen Erzählungen und Fabeln geliefert haben. Vorzüglich aber wurde ihre Verbreitung im Occident durch den Franzosen Galland veranlaßt, der jedoch anfangs nur einen Theil der aus Syrien erhaltenen Sammlung in einer französischen Uebersetzung herausgab, aber ermuthigt durch den Beifall, den sie fanden, ließ er mehrere andere folgen und bald waren sie nun über fast alle Länder Europas verbreitet. Galland hatte indeß vollständige Handschriften der Tausend und eine Nacht, daher darf es nicht befremden, wenn einige Andere Fortsetzungen zu jenem Galland'schen Werke lieferten. Dieses geschah zuerst 1788 von Chawis und Cazotte. Diese Fortsetzung, welche Cazotte nach Chawis (eines gebornen Arabers) Uebersetzung erweiterte, ist aber untreu und mit falschen und lächerlichen Ausschmückungen überladen. Deshalb übersetzte der gelehrte Orientalist Caussin de Perceval diese Erzählungen von Neuem aus den Handschriften, von welchen jene Fortsetzer Gebrauch gemacht hatten, und fügte zugleich eine Folge von Erzählungen aus einer ihm gehörigen Handschrift bei, welche wirklich zu dieser berühmten Sammlung gehören. Diese Fortsetzung bildet den 8. und 9. Band seiner berichtigten Ausgabe der Galland'schen Uebersetzung, welche 1806 erschien. Seit derselben sind uns neue Beiträge zu Theil geworden. Ein der orientalischen Sprachen höchst kundiger Engländer, Jonathan Scott, hat aus Handschriften, welche er sich aus Indien verschafft, und andern aus Syrien mitgebrachten Handschriften, zu London 1811 eine prächtige Ausgabe dieses Werkes geliefert, welcher er einen ganzen Band neuer Erzählungen beigefügt hat. Diese englische Ausgabe enthält 6 Bde. Eine neue, aus Handschriften und andern seitdem im Druck erschienenen Beiträgen abermals vermehrte Ausgabe der Galland'schen Uebersetzung veranstaltete 1822 Eduard Gautier, unter Langlès Mitwirkung, zu Paris. Sodann trat von Hammer (jetzt von Hammer-Purgstall) mit neuen in Aegypten von Rosetti gefundenen Märchen hervor, die, nachdem die franz. Uebersetzung verloren gegangen, 1823—24 in einer deutschen Ueber-

setzung von Zinserling erschienen. Größere Ausbeute aber als diese eben erwähnte ägyptische Fortsetzung gewährte eine tunesische Handschrift ihrem Besitzer, dem Professor Habicht in Breslau, welcher nach ihr die Galland'sche Uebersetzung revidirte und ergänzte, die in derselben ausgelassenen Gedichte einschaltete und eine gegen 200 Nächte starke neue Ergänzung sammt dem Schlusse des Werkes aus ihr hinzufügte. Diese von Max. Habicht, F. H. von der Hagen und Karl Schall verfaßte vollständige deutsche Uebersetzung erschien zu Breslau 1825 in 15 Bdn. 12., eine zweite verm. Ausgabe 1827. Hierzu kommt endlich noch als die neueste deutsche Uebersetzung die von Gust. Weil, welche Lewald in einzelnen Lieferungen seit 1837 in Stuttgart in kl. Fol. herausgegeben hat. Von Ausgaben des arabischen Textes sind zu erwähnen: die zu Calcutta 1814 von dem persischen Mollah Firus besorgte in 2 Bdn., die von Habicht u. Fleischer (12 Bde., Breslau 1825 folg., 12.), von sehr ungleichem kritischen Werthe, die in Bulak (2 Bde., 1835, 4.) und von Macnaghten (4 Bde., Calcutta 1839). Außerdem hat Langlès den arab. Text von den eigentlich nicht zur 1001 Nacht gehörigen Reisen Sindbad's des Meerfahrers herausgegeben, zuerst als Anhang zu Savary's arab. Sprachlehre (Paris 1813, 4.), dann besonders gedruckt, mit franz. Uebers. und Anmerk. (Paris 1814, 12.). Der Titel: „Tausend und eine Nacht", den diese Sammlung führt, beruht auf der Erzählung, womit sie beginnt. Die auf solche Art an einander gereiheten Erzählungen gewähren nicht blos eine angenehme Unterhaltung, namentlich durch das darin gewöhnlich herrschende Wunderbare, sondern auch reiche Belehrung, besonders durch die treue Schilderung der ganzen Lebensweise der Morgenländer. — Der große Beifall, den diese Sammlung fand, veranlaßte schon früh Nachbildungen. Unter diesen zeichnet sich besonders die Nachahmung „Tausend und ein Tag" aus, welche aber namentlich darin von jener abweicht, daß dabei durchweg als Zweck verfolgt wird, eine gegen die Männer eingenommene Königstochter durch Beispiele wandelloser Männertreue eines Bessern zu belehren. Von diesen in persischer, türkischer und arabischer Sprache abgefaßten Erzählungen hat eine deutsche Uebersetzung F. H. von der Hagen (10 Bde., 12., Prenzlau 1827—29) herausgegeben, welche sich jedoch nicht unmittelbar an jene Originale, sondern zunächst an die franz. Uebersetzung Petit's de la Croix, Galland's, Cardonne's, Chawis' und Cazotte's, des Grafen Caylus u. A. anschließt.

Tautologie nennt man die unnöthige Bezeichnung eines und desselben Begriffes durch zwei oder mehrere Worte oder Ausdrücke, während ein einziges hinreichend war. Man unterscheidet eine grammatische und eine rhetorische T.; jene findet statt, wenn z. B. eine Negation wiederholt wird, wie: keiner nicht, oder wenn zu einem Ausdruck noch der Genusbegriff, welcher bereits in jenem enthalten liegt, hinzugefügt wird, wie: Schiffsflotte, Wüste Sahara &c.; diese (die rhetor. T.) zeigt sich, wenn gleichbedeutende Worte auf einander gehäuft werden, ohne daß der Grund der Steigerung oder der dadurch erhöheten Kraft da ist. Beide sind Fehler der Rede, welche von guten Schriftstellern sorgfältig vermieden werden.

Tavernier, Jean Baptiste, 1605 zu Paris geboren, der Sohn eines Landkartenhändlers, zeigte schon jung große Neigung zum Reisen, wozu ihm das Geschäft seines Vaters, dem er sich widmete, Gelegenheit bot, so daß er, kaum 22 Jahr alt, schon die meisten europäischen Reiche durchwandert hatte. In der Folgezeit bereiste T. den Orient zu verschiedenen Malen, namentlich die Türkei, Persien und Ostindien; überall das Charakteristische der Völker in ihren Sitten und Gebräuchen, desgleichen die Merkwürdigkeiten der Länder scharf beobachtend. Zugleich trieb T. Handel mit Edelsteinen und hatte sich dadurch ein beträchtliches Vermögen erworben, so daß er sich nach der Rückkehr von der 6. Reise die Herrschaft Aubonne am Genfer See kaufen konnte. Durch die Treulosigkeit eines Verwandten verlor er einen großen Theil seines Vermögens und sah sich deshalb genöthigt, Aubonne 1687 zu verkaufen, wonach er seine 7. Reise nach dem Orient unternahm, aber schon zu Moskau 1689 starb. T.'s Reisebeobachtungen sind bearbeitet und herausgegeben

von Lachapelle und Chappuzeau unter dem Titel: „Voyages en Turquie, en Perse et aux Indes“ (3 Bde., Paris 1677—79).

Taxation heißt Schätzung, Abschätzung oder Bestimmung des Werthes einer Sache. Solche T. wird oft gerichtlich nöthig, z. B. bei Hinterlassenschaften, bei Ersatz eines zugefügten Schadens u. a., daher giebt es für viele Gegenstände besondere Taxatoren, z. B. die sogenannten Landgeschwornen, welche den Werth eines Stückes Land nach den verschiedenen Arten es zu benutzen und anzubauen bestimmen. Die T. hat nur dann gerichtliche Kraft, wenn die Taxatoren geschworne Leute sind. Das Verbum, das auch im Sprachgebrauche des gemeinen Lebens am häufigsten vorkommt, heißt taxiren.

Taxidermie heißt die Kunst, thierische Körper so zuzubereiten, daß sie ohne sehr erhebliche Veränderung der äußern Gestalt oder auch der innern Theile in Sammlungen aufbewahrt werden können und der Zerstörung möglichst lange Zeit widerstehen. Zwar hat man schon im Mittelalter Versuche gemacht, Thiere aufzubewahren, doch ist darin nie Bedeutendes geleistet worden und es existirt in keiner heutigen Sammlung, Conchylien ausgenommen, ein Stück älter als 100—120 Jahre. Erst in der neuern Zeit hat sich diese Kunst etwas mehr ausgebildet, obgleich noch jetzt Vieles zu wünschen übrig. Zu dem Geschäft des Taxidermen gehört nicht allein das Ausstopfen von Säugethieren und Vögeln, sondern auch die Bereitung und zweckmäßige Aufstellung aller andern Thiere bis zu den einfachsten Weichthieren und Würmern herab. Daher erfordert diese Kunst neben der Kenntniß einer großen Menge von technischen Kunstgriffen auch naturgeschichtliches Wissen, um an jedem Thiere die Theile zu schonen oder bei Aufstellung besonders hervorzuheben, auf welche das System Gewicht legt, z. B. die Fühler und Füße der Insecten, die Zehen der Säugethiere, die Flossen der Fische u. s. w., Kenntniß der Lebensart und des gewöhnlichen Benehmens der Vögel &c. Diese verschiedenen Eigenschaften kommen um so seltener vereint vor, als wohl kaum ein Taxiderm für seine Kunst recht eigentlich erzogen, sondern diese nebenbei getrieben, oder von Leuten ergriffen wird, welche in andern Beschäftigungen kein Glück hatten. Es giebt eine Menge deutscher und ausländischer Anweisungen zur Taxidermie, theils der gesammten, theils der nur auf einzelne Classen bezüglichen. Unter die erstern gehören Thon „Handbuch für Naturaliensammler &c.“ (Ilmenau 1827) und Suckow „Vademecum für Naturaliensammler“ (Stuttg. 1830).

Taxis, s. Thurn und Taxis.

Taxus, Eibe oder Eibenbaum (Taxus baccata), gehört zu den Pinusarten, wächst in allen europäischen Ländern, in Asien und Canada. Die Nadeln sind dunkelgrün, glänzend und sehen fast wie Tannennadeln aus, fallen aber nicht, wie diese, im Winter ab. Die Rinde ist braun und uneben. Er blüht im Frühjahr. Die männlichen Blüthen zeigen sich schon das Jahr vorher als Kätzchen in braunen Knospen, und fangen im Mai an aufzublühen. Er trägt als Frucht eine längliche, schön rothe, saftige Beere, welche einen weißen, schleimigen Saft enthält, worin eirunde, schwarze Samensteine liegen, die ausgesäet, erst im folgenden Jahre keimen. Die Beeren scheinen bei uns wenigstens nicht eben sehr giftig zu sein, obschon dies nicht nur die alten Botaniker glaubten, sondern selbst das Sitzen unter dem Schatten des T. für gefährlich hielten. Bei uns wird der Eibenbaum gewöhnlich in Gärten als Zierbaum gezogen, weil er sich gut beschneiden läßt, und man ihm dadurch mannigfache Gestalten, Pyramidenform, Thierform &c. giebt. Das Holz hat eine schöne, röthliche Farbe, ist geadert, geflammt und verwirft sich nicht. Es läßt sich glatt, wie Spiegel, poliren, und gleicht, wenn es schwarz gebeizt ist, dem Ebenholze. Drechsler und Schreiner fertigen daraus eine Menge zierlicher Arbeiten.

Tay, ein Fluß auf der östlichen Abdachung Schottlands, der in Argyle entspringt, von Perth aus abwärts, von größern Schiffen befahren werden kann, und sich, einen Meerbusen bildend, in die Nordsee ergießt. Seinen Namen erhält er erst nach dem Ausflusse aus dem Loch-Tay. Dieses ist ein schöner Landsee in der schottischen Grafschaft Perth, der sehr fischreich und 6 Stunden lang ist und die kleine Insel Nans-Isle hat, auf der sich die Ruinen eines Nonnenklosters befinden.

Taygete, die Tochter des Atlas und der Pleione, eine Plejade, war von Zeus Mutter des Lakedämon. Nach einer andern Sage wurde sie von der Artemis, deren Gefährtin sie war, um vor den Nachstellungen des Zeus sicher zu sein, in eine Hirschkuh verwandelt. Aus Dankbarkeit dafür weihte sie der Göttin die kerynitische Hirschkuh.

Taygeton, hohes rauhes Gebirge in Lakonika, von N. nach S. das Land durchziehend und im Vorgebirge Tänaron ins Meer verlaufend, reich an Wild und Ziegen, im Innern Eisen und Marmor enthaltend. Jetzt heißt es Pentedaktylon.

Taylor, Jeremy, 1613 zu Cambridge geboren, widmete sich in seiner Vaterstadt, dann zu Oxford der Theologie, ward Prediger zu Uppingham und endlich Hofkaplan Karl's I., nach dessen Hinrichtung er, seines Amtes verlustig, in Wales Kindern Privatunterricht ertheilte, bis er nach der Restauration von Karl II. zum Bischof von Down und Connor in Irland und Vicekanzler der Universität Dublin erhoben ward. Er starb zu Lisburne am 13. Aug. 1667, und hinterließ den Ruf eines berühmten Theologen, feurigen Redners, ausgezeichneten Schriftstellers und frommen Christen. Seine Werke hat der Bischof Heber 1822 herausgegeben. Am berühmtesten sind von T.'s Schriften: „Discourse of the liberty of prophesying"; „Treatise on holy living and dying". Vergl. R. A. Wilmot „Bishop Jer. T.; his predecessors, contemporaries and successors" (Lond. 1846).

Taylor, John, ein vielseitig gebildeter Gelehrter, 1703 zu Shrewsbury von armer Familie geboren, widmete sich dem Studium der Theologie und Jurisprudenz auf der Hochschule zu Cambridge, und erhielt daselbst 1732 eine Anstellung bei der Bibliothek, ward dann Prediger zu Lawfeld und endlich Kanzler der Diöcese Lincolm, zugleich Kanonicus an der St. Paulskirche in London, wo er am 4. April 1766 starb. Außer mehreren Schriften juristischen Inhalts, unter denen am schätzbarsten seine „Elements of civil law" (1755—1769), sind seine Ausgaben des Lysias und des Demosthenes (letztere jedoch unvollendet) am vorzüglichsten. Desgleichen verdienen rühmliche Erwähnung mehrere archäologische Abhandlungen.

Taylor, Thomas, Philolog und Mathematiker, geb. 1758 zu London, war eigentlich zum Prediger bestimmt, ergab sich aber mit größerer Lust und Anstrengung der Mathematik; verheirathete sich frühzeitig, wodurch er in große Nahrungssorgen gerieth, und erhielt sich endlich dadurch, daß er Unterricht in einer Volksschule gab, und daß er später in einem Bankierhause Diener wurde. Dabei trieb er aber eifrig seinen Platon und Aristoteles in seinen Mußestunden, besonders während der Nacht, und war endlich durch die Verwendung und Unterstützung einiger einflußreichen Männer in den Stand gesetzt worden, seine drückende Stellung als Diener aufzugeben und die Uebersetzung des Platon 1804 in 5 Bdn. herauszugeben. Später kamen noch andere Uebersetzungen griechischer Schriftsteller, wie des Aristoteles, des Pausanias, des Plotin und Dissertationen über die eleusinischen und Bacchischen Mysterien von ihm heraus, sowie die Schrift „Ueber die Grundsätze der Infinitesimalrechnung." Seinen mathematischen Scharfsinn bewies er durch die Bestimmung derjenigen krummen Linie, welche eine durch ein gegebenes Gewicht gespannte Saite bildet. Er starb zu Walloorth 1836.

Taylor, Zachary, Präsident der Vereinigten Staaten, wurde am 24. Novbr. 1786 im Staate Virginien, Grafschaft Orange, geboren und stammte aus einer Familie, die im 17. Jahrh. aus England einwanderte, und die unter ihren Gliedern viele tüchtige Männer, z. B. den Präsidenten Madison, zählt. Auch T.'s Vater, Oberst Richard T., focht ruhmvoll im Unabhängigkeitskriege und gegen die Indianer. Der junge Zachary T. zeigte schon frühzeitig eine mannhafte Natur. Er trat 1808 als Lieutenant in das 7. Infanterieregiment und stieg 1812 zum Capitän. Als solcher erhielt er das 50 Mann starke Commando im Fort Harrison am Wabashflusse. Am 5. Septbr. 1812 wehrte er sich mit seiner geringen Macht so tapfer gegen eine Horde Indianer, daß ihn der Präsident Madison mit dem Range eines Brevet-Majors belieh. Im J. 1832 wurde T. Oberst des 6. Infanterieregiments, mit welchem er 1836 nach Florida marschirte. Auch hier zeigte er große Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit im Kampfe gegen die Indianer und erhielt alsbald

den Befehl über die erste Brigade in der Armee des Südens. Am 25. Decbr. 1836 erfocht er über 700, von dem berüchtigten Häuptling Alligator geführte Indianer einen blutigen Sieg am See Okitschobi. Er verlor hierbei 30 Mann und viele Offiziere, das Viertel seiner ganzen Streitmacht. Man gab ihm hierauf das Brevet des Brigadegenerals, in welcher Eigenschaft er das Commando in Florida, unter hartem Dienste in den Sümpfen und Dickichten jener Gegenden, bis 1840 führte. Nach seiner Rückkehr vertraute man ihm mit dem Range eines wirklichen Brigadiers das Commando im ersten Militärdepartement an, welches die Staaten Luisiana, Mississippi und Alabama umfaßt und das Hauptquartier zu Fort Jessup an der Grenze von Luisiana hat. Vermöge dieser Stellung erhielt er auch 1845 das Commando der Occupationsarmee bei dem Marschbefehle nach Texas (s. d.). Als 1846 der Krieg der Vereinigten Staaten (s. d.) mit Mexico begann, setzte er mit seinem Corps über den Rio Grande, nahm nach einer Reihe kleiner Gefechte Monterey und rückte von hier bis nach Saltillo vor. Aus Mangel an Mitteln mußte er auf längere Zeit die Operationen einstellen und Verstärkung und Zufuhr erwarten. Seine Lage wurde um so mißlicher, als sich Santa Anna (s. d.) mit der mexicanischen Hauptmacht näherte und ihm den Rückzug abzuschneiden drohte. Im Frühjahr 1847 kam es jedoch zu der Schlacht bei Buena Vista, in welcher T. mit 4000 Mann einen vollständigen Sieg über die 24,000 Mann starke Armee Santa Anna's errang. Während die Hauptexpedition der Nordamerikaner unter dem General Scott von der Seeseite aus siegreich auf die mexicanische Hauptstadt vordrang, schlug T. im April ein Corps Mexicaner in der Nähe von Tula. Der Präsident Polk erhob ihn mit Bewilligung des Senats zum Generalmajor, der höchsten militärischen Würde in der Union. Am 4. März 1849 ward er zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt, starb aber schon am 9. Juli 1850 an der Cholera. — Sein einziger noch lebender Bruder, Joseph T., ist Oberstlieutenant in der Armee. Er focht ebenfalls tapfer in Florida gegen die Indianer, und führte später die Controle über das Commissariat in Mexico.

Taylor'scher Lehrsatz heißt die von dem englischen Mathematiker Brook Taylor aufgefundene und 1715 zuerst bekannt gemachte analytische Formel, durch welche man die aus den Veränderungen der veränderlichen Größen entspringende Veränderung einer Function in eine nach den positiven ganzen Potenzen dieser Veränderungen der veränderlichen Größen fortschreitende Reihe entwickeln kann. Sie ist in der Analysis von der größten Wichtigkeit; ebenso die aus ihr hergeleitete Maclaurin'sche Reihe, welche zur Entwickelung der Functionen oder analytischen Ausdrücke in Reihen dient und fast noch häufigere Anwendung findet. Brook T. wurde 1685 zu Edmonton geboren, ward 1712 Mitglied und 1714 Secretär der königl. Societät und starb 1731, nachdem er schon 1718 sein Amt niedergelegt hatte. Er ist auch sonst durch seine Untersuchungen über die Capillarität, Schallvibrationen, Strahlenbrechung ꝛc. bekannt. Der obengenannte Lehrsatz erhielt erst 1786 seine Bezeichnung nach dem Erfinder.

Inhalt

des dreizehnten Bandes.

S.

	Seite
Seele	1
Seelenheilkunde	5
Seelenkräfte, s. Seele	6
Seelenlehre, s. Psychologie	—
Seelenmessen, s. Messen	—
Seelenorgan, s. Seele	—
Seelenverkäufer	—
Seelenwanderung	7
Seemacht	8
Seenesseln, s. Akalephen u. Aktinien	—
Seeotter, s. Otter	—
Seepolyp oder Seewurm, s. Krake	—
Seeprotest	9
Seeräuberei	—
Seerecht	—
Seesoldaten	10
Seestern	—
Seetzen, Ulr. Jasper	—
Seeuhr	11
Seeversicherung, s. Versicherungswesen	12
Seewissenschaften	—
Seewurf	—
Sefström, Nils Gabr.	—
Segel	—
Segen	13
Segbers, Daniel	—
Segbers, Gerhard	—
Segesta	—
Segestes, Fürst der Cherusker	14
Segment, s. Abschnitt	—
Segovia	—
Segrais, Jean Regnault de	—
Seguidilla	—
Séguier, Pierre — Ant. — Pierre — Antoine Louis — Antoine Jean Matthieu — Armand Louis Maurice	—
Ségur, Dan. — Henri Franç. — Phil. Henri, Graf von	15
Ségur, Jos. Alex., Vicomte de	—
Ségur d'Aguesseau, Louis Philipp, Graf von	—
Ségur, Phil. Paul, Graf von	16
Sehachse	—
Sehe oder Sehloch, s. Pupille	—
Sehen, s. Auge	—
Sehne	—
Sehnen	—
Sehnendurchschneidung	17
Sehungsbogen	—
Sehweite	—
Sehwinkel	—
Seide	18
Seidel	—
Seidelmann, Crescenz Jacob — Franz — Apollonia	—
Seidenbau	19
Seidendruck u. Seidenfärberei	22
Seidenhase, s. Kaninchen	23
Seidenpflanze	—
Seidenraupe	—
Seidensticker, Georg Friedrich Karl Theodor	24
Seidenweberei	—
Seidenzeuche	—
Seidl, Joh. Gabriel	25
Seidler, Joh. Friedr. August	—
Seidschütz	—
Seife	—
Seifenwerke	26
Seigneur — Seigneurie u. Seigneuriage — Monseigneur — Grandseigneur	—
Seikhs, s. Sikhs	—
Seiler, Georg Friedrich	—
Seiler, Burkhard Wilhelm	27
Seine — Depart. der Seine — der Seine u. Marne — der Seine u. Oise — Niederseine	—
Seinsheim, Karl, Graf von	28
Seiten — Seitenflächen	—
Sejanus, L. Aelius	—
Sekten	29
Selam	—
Selbstbewußtsein, s. Bewußtsein	—
Selbstentzündung	—
Selbstherrscher, s. Autokratie	30
Selbsthülfe	—
Selbstliebe, s. Egoismus	—
Selbstmord	—
Selbstthätigkeit, s. Spontaneität	32
Selbstverbrennung	—
Seldschuken	33
Selen	34
Selene, s. Luna	—
Selenographie	—
Selge	35
Seleucia	—
Seleuciden	—
Seleucus Nikator	36
Seligerosee	—
Seligkeit	—
Seligsprechung, s. Beatification	37
Selim I., Sultan der Osmanen	—
Selim II., Sultan der Osmanen	38
Selim III., Sultan der Osmanen	—
Selinus	39
Selke	40
Selkirk, s. Robinson	—
Sellerie	—
Selters-Wasser	—
Selz	—
Semele	41
Semgallen, s. Kurland	—
Semiarianer, s. Arianer	—
Semilor	—
Seminarien, s. Schullehrerseminarien	—
Semiotik	—
Semipelagianer	—
Semiramis, Königin von Assyrien	—
Semiten	42
Semitische Sprachen, s. Sprache	—
Semler, Joh. Salomo	—
Semlin	43
Semnonen	—
Sempach	—
Semperfreie	—
Sempronius, röm. Geschlecht	44
Sénancourt, Etienne Pierre de	—
Senar	45
Senat	—
Sendgericht	47
Sendomir	—
Senebier, Jean	—
Seneca, Luc. Annäus	—
Seneca, Marcus Annäus	48
Senegal	—
Senegambien	49
Seneschall	—
Senf	50

Digitized by Google

	Seite
Seni, Giov. Battista	50
Seniorate, s. Majorate	—
Senkblei	—
Senkenberg, Joh. Christian	—
Senkenberg, Heinrich Christ., Freiherr von	51
Senkenberg, Renatus Karl	—
Senkrecht	—
Senkschuß, s. Depressionsschuß	—
Senkwage, s. Aräometer	—
Senlis	—
Senn	—
Sennaar	—
Senne	52
Sennefelder, Aloys	—
Sennerei	53
Sennesblätter	—
Senonen	54
Sensal	—
Sensibilität	—
Sensitive, s. Sinnpflanze	55
Sensualismus	—
Sententiarier, s. Lombardus, Petrus	56
Sentimentalität	—
Separationen	58
Separationsrecht	59
Separatisten	—
Sepia	—
Sepiazeichnungen	60
Septena	—
Septennalität	—
Septett	61
Septimanien	—
Septuaginta	62
Sepulveda, Joh. Genesius de	63
Sequaner	—
Sequenz	—
Sequestration	—
Serail	—
Seraing	64
Serampore	—
Seraph	—
Serapis	65
Seraskier	—
Serbelloni, Gabriel	—
Serbien	—
Serbische Sprache u. Literatur	72
Serenade	74
Sergeant	—
Sergell, Joh. Tobias von	—
Sergius	75
Sergius, Patriarch von Constantinopel	—
Sergius, Päpste	—
Seringapatam	—
Seriphos	76
Sermocinatio	—
Seroux d'Agincourt, Jean Bapt. Louis George	—
Serpent	—
Serpentin	—
Serpuchow	77
Sertorius, Quintus	—
Servandoni, Giov. Nicola	—
Servet, Michael	—
Servil	78
Servilius, röm. Geschlecht	—
Servis	79
Serviten	—
Servitut	—
Servius, Maurus Honoratus	80
Servius Tullius, röm. König	—
Sesam	81
Sesostris	—
Sessi, Marianne — Imperatrice — Anna Maria — Victoria u. Karolina — Maria Theresia	—
Sestertius	82
Sestine	—
Sestini, Domenico	—
Seth	83
Setubal	—
Setzer	—
Setzmaschinen	84
Seuchen	85
Seufzen	—
Seufzer	—
Seume, Joh. Gottlieb	—
Sevennen	86
Severinus, der Heilige	87
Severus, Cornelius	—
Severus, Lucius Septimius	—
Severus, Sulpicius	88
Sévigné, Maria de Rabutin-Chantal, Marquise von	—
Sevilla	89
Sevilla	—
Sèvres	90
Sewastopol	—
Sewerien	—
Sexagesimaleintheilung	—
Sextant	91
Sextett	—
Sextus	—
Sextole	92
Sextus Empiricus	—
Sexualsystem, s. Geschlecht	—
Seydelmann, s. Seidelmann	—
Seydelmann, Karl	—
Seydlitz, Friedrich Wilhelm, Freiherr von	93
Seyffarth, Gustav	95
Sforza, Familie	—
Shaftesbury, Anton Ashley Cooper, erster Graf von	97
Shaftesbury, Anton Ashley Cooper, dritter Graf von	98
Shakers, s. Schutter-Quäker	99
Shakspeare, William	—
Shannon	105
Sharp, Granville	—
Shaw, Thomas	—
Shawl	—
Sheffield, Holroyd, Graf von	—
Sheffield	106
Sheil, Richard Lalor	—
Shelley, Percy Bysshe	—
Sheridan, Richard Brinsley	107
Sheriff	108
Shetlands-Inseln	—
Shire	—
Shirley, James	—
Shrapnels	109
Siam	—
Sibbern, Frederik Christian	—
Sibirien	110
Sibylle	111
Sicard, Roch Ambroise Cucurron	112
Sichem	113
Sicheres Geleit, s. Salvus Conductus	—
Sicherheitslampen	—
Sicht u. Nach Sicht, s. Vista	—
Sicilien, Königreich beider, Geschichte	—
— Geographie u. Statistik	126
Sicilianische Vesper	129
Sickingen, Franz von	131
Sickler, Joh. Volkmar	—
Sickler, Friedr. Carl Ludw.	—
Siculer	132
Sicyon	—
Siddons, Mistreß	—
Sideralllicht	133
Siderismus	—
Siderographie, s. Stahlstich	—
Sidmouth, Henry Addington, Viscount	—
Sidney, Philipp	134
Sidney, Algernon	—
Sidney	135
Sidon	—
Sidonius Apollinaris	—
Siebelis, Karl Gottfried	—
Sieben	136
Sieben gegen Theben, s. Theben	137
Siebenbürgen	—
— Geographie	139
Siebengebirge	140
Siebengestirn	—
Sieben Inseln, s. Ionische Inseln	141
Siebenjähriger Krieg	—
Siebenpfeiffer, Phil. Jacob	146
Siebenschläfer	147
Siebenschläfer	148
Sieben Weise	—
Sieben weise Meister	—
Sieben Wunder	—
Siebenzig Dollmetscher, s. Septuaginta	149
Sieber, Franz Wilh.	—
Siebold, Karl Kaspar von	—
Siebold, Joh. Barthel von	150
Siebold, Adam Elias — Ed. Kaspar Jacob — Karl Theodor Ernst von	—
Siebold, Phil. Franz von	151
Sieden	—
Siegel	152
Siegelbewahrer	153
Siegelerde	—
Siegelkunde	—
Siegellack	—
Siegelmäßigkeit	—
Siegelringe	—
Siegenbeek, Matth.	154
Siegfried	—
Sielen	156
Siena	—
Sierra	—
Sierra Leone	—
Sierra Morena	157
Siesta	—
Sievershausen	—
Sieyes, Emanuel Jos., Graf von	—
Sigalon, Xavier	158
Sigambern	159
Sigebert von Gemblours	—
Sigeum	160
Sigismund, deutscher Kaiser	—
Sigismund I., König von Polen	161
Sigismund II., August, König von Polen	—
Sigismund III., König von Polen	162
Sigmaringen	163
Signal	—
Signalfeuer	164
Signalement	—
Signatur	—
Sigonius, Karl	—
Sigurd, s. Siegfried	165
Sikh	—
Sikhs, s. Rundschid Singh	—
Sikinos	—
Silanus, s. Junius	—
Silber	—
Silberarbeiter	166
Silberbaum, s. Dianenbaum	—
Silberberg	—
Silberflotte	—
Silbergroschen	—
Silberling, s. Seckel	167
Silbermann, Gottfr. — Joh. Andreas — Joh. Heinr.	—
Silen	—
Silesius, s. Angelus Silesius	—
Silhouette	—
Silius Italicus, Cajus	—
Sillen	168
Sillig, Karl Julius	—
Silos	—
Silvanus	—
Simbirsk	169
Simeon	—
Simferopol	—
Simmern	—
Simms, Will. Gilmore	—
Simolin, Karl Gust. — Alex. — Joh. Matthias, Freiherr von	—

	Seite
Simon Magus	170
Simonides	—
Simonie	171
Simplicissimus, s. Grimmelshausen, Christophel von	—
Simplicität, s. Einfalt	—
Simplicius	—
Simplon	—
Simrock, Karl	—
Simson	172
Simultaneum	173
Sinai	—
Sinclair, Sir John	174
Sind	175
Sinecure	—
Singalesen, s. Ceylon	—
Singkunst, s. Gesang	—
Singmethoden	—
Singschulen	176
Singspiel, s. Oper	—
Singvögel	—
Sinigaglia	177
Sinis, s. Skiron	—
Sinkapur	—
Sinking Fund, s. Fonds	—
Sinkwerk	—
Sinnbild	—
Sinne	178
Sinngedicht, s. Epigramm	180
Sinnlichkeit	—
Sinnpflanze, s. Mimosa	—
Sinope	—
Sinsheim	—
Sintenis, Christian Friedrich — Karl Heinr. — Johann Christian Sigismund	—
Sintenis, Karl Fried. Ferd.	181
Sintenis, Wilh. Franz	—
Sinter	182
Sinus	—
Siphnos	183
Sipohs	—
Sippschaft	—
Sirach	—
Sirenen	—
Sirius	184
Sirocco	—
Sirventes	—
Sismondi, Jean Charl. Leon. Simonde de	—
Sistrum	185
Sisyphus	—
Sitka, s. Neuarchangelsk	—
Sitte	—
Situation	186
Situationszeichnen	187
Siwa	—
Siwa, wend. Gottheit	188
Siwah, Oase	—
Sixtus, Päpste	189
Sjögren, Andreas	191
Skalden	—
Skamander	192
Skanderbeg, Alexander	—
Skandinavien	193
Skandinavische Sprache und Literatur	196
Skarbeck, Friedrich Florian, Graf von	199
Skazon	—
Skelet	—
Skepsis, Skeptiker u. Skepticismus	200
Skiagraphie	201
Skios	—
Skiron	203
Skirrhus, s. Krebs	—
Skizze	—
Sklaverei, s. Sclaverei	—
Skolien	—
Skolopendern, s. Myriopoden	—
Skooner, s. Schooner	—
Skorbut, s. Scharbock	—
Skorpion	—
Skrofeln	206
Skrzynecki, Johann	208
Skutari	209
Skylax	—
Skymnus	—
Slavonien	210
Slawen	212
Slawische Sprache, Religion und Verfassung	213
Sleidanus, Joh.	215
Slowaken	—
Smalte	216
Smaragd	—
Smeaton, John	—
Smintheus	217
Smirgel, s. Schmirgel	—
Smith, Adam	—
Smith, Sidney	—
Smith, Sir William Sidney	218
Smolensk	—
Smollet, Tobias	219
Smyrna	—
Snellius, Willebrod	220
Sniadecki, Jan	—
Sniadecki, Andrzej	—
Snorri Sturluson	221
Snyders, Franz	223
Soane, Sir John	—
Sobieski, s. Johann Sobieski	—
Soccus — Socken	—
Socialismus	—
Societätsinseln, s. Gesellschaftsinseln	225
Socinianer	—
Soda	—
Sodbrennen	226
Soden	—
Soden, Friedr. Jul. Heinrich, Graf von	—
Sodom, s. Todtes Meer	—
Sodoma, s. Razzi, Giov. Anton	—
Soest	—
Soffiten	227
Sofismus, s. Sufismus	—
Sohar, s. Kabbala	—
Soho	—
Soissons	—
Soissons, Grafen von	228
Sokotora	229
Sokrates	230
Sokratiker, s. Sokrates	234
Solaneen	—
Solanum	—
Soldat	—
Soldo	—
Solfatara	—
Solfeggiren, s. Solmisation	235
Solger, Karl Wilh. Ferd.	—
Solidarisch	—
Solidus	—
Soliman II.	—
Solingen	237
Solinus, C. Julius	—
Solipsen	—
Solis y Ribadeneira, Ant. de	—
Sollingerwald	238
Solmisation	—
Solms, Grafen von	—
Solo	239
Solöcismus	—
Solon	—
Solothurn	240
Solstitium, s. Sonnenwende	241
Soltikow, Peter Simon — Iwan Petrowitsch — Nicol. Iwanowitsch, Graf	—
Soltyk, Roman	—
Somatologie	242
Sombreuil, Charles Virot — Stanislaus — Charles	—
Somerset, Herzoge von	—
Somerville, William	245
Somina	—
Somme	—
Sommer	—
Sommerflecke	246
Sömmering, Samuel Thom. von	246
Sommerseburg	247
Somnambulismus	—
Somnus	253
Sonate	—
Soncinaten	254
Sonde	—
Sonderburg	—
Sondershausen	—
Sonett	—
Sonne	255
Sonnenberg, Franz Ant. Jos. Maria, Freiherr von	256
Sonnencyclus — Sonnenzirkel, s. Cyklus	257
Sonnenfels, Jos., Freiherr v.	—
Sonnenferne u. Sonnennähe	—
Sonnenfinsternisse	258
Sonnenflecke, s. Sonne	259
Sonnenparallaxe	—
Sonnenrose	260
Sonnenstein	—
Sonnenstich	—
Sonnensystem	261
Sonnentafeln	—
Sonnenuhren	262
Sonnenwende	263
Sonnenzeit	—
Sonntag	—
Sonntagsbuchstabe	264
Sonntag, Henriette	265
Soolbäder	—
Sophia, Großfürstin v. Rußland	266
Sophia Dorothea, Prinzessin von Celle	—
Sophienkirche	267
Sophisma	—
Sophist — Sophistik	268
Sophokles	269
Sophonisbe, s. Masinissa	270
Sophron, s. Mimen	—
Sopran, s. Discant	—
Soranus	—
Sorau	—
Sorben	271
Sorbet	—
Sorbonne	—
Sorel, Agnes	272
Sorites	—
Sorõe	—
Soster	—
Soßmann, Dan. Friedr.	273
Soßmann, Joh. Dan. Ferd.	—
Sou	—
Soubise, Fürsten von	274
Soubrette	275
Soulié, Melchior Frédéric	—
Soult, Nicolas Jean de Dieu	276
Soumet, Alex.	277
Southcote, Johanna	—
Southey, Rob.	278
Souveränetät	—
Souza, Adèle, Marquise von	279
Sozomenes	280
Spaa	—
Spagnoletto, s. Ribera, Jusepe	—
Spahis	—
Spalatin, Georg	281
Spalding, Joh. Joach.	—
Spallanzani, Lazaro	—
Spandau	282
Spangenberg, Aug. Gottlieb	—
Spangenberg, Cyriakus	—
Spangenberg, Ernst Pet. Joh.	—
Spanheim, Ezechiel	283
Spanien, Geschichte	—
— Geographie	343
Spanische Befestigungsart	351
Spanischer Erbfolgekrieg, s. Erbfolgekrieg	—
Spanische Fliegen	—
Spanische Kunst	352
Spanischer Pfeffer, s. Pfeffer	353

	Seite
Spanische Reiter	355
Spanische Sprache und Literatur	—
Spannung	371
Spargel	—
Sparkassen	—
Sparr, Otto Christoph, Freiherr von	374
Sparta	—
Spartacus	376
Spartianus, Aelius	377
Spath	—
Specht	—
Species	—
Species, die vier	—
Speciesthaler	—
Specifica	—
Specification	378
Specifisch	—
Speckbacher, Jos.	—
Speckstein, s. Steatit	—
Speculation	—
Spedition, s. Durchfuhrhandel	379
Spee, Friedr. von	—
Speichel	—
Speichelfistel	380
Speichelfluß	—
Speier	—
Speiseröhre	381
Spelz, s. Dinkel	—
Spencer, George John, Graf	—
Spener, Philipp Jacob	382
Spenser, Edmund	383
Speransky, Michael	384
Sperber	385
Spergel	—
Sperling	—
Spermaceti, s. Wallrath	—
Spessart	—
Speziale, Jacopo	386
Spezzia	—
Sphäre	—
Sphäroid	—
Sphärometer	387
Sphinx	—
Sphragistik, s. Siegelkunde	—
Spiegel	—
Spiegel zum Desenberg und Canstein, Ferd. Aug. Maria Joseph Anton, Graf	388
Spiegelkreis, s. Sextant	391
Spiegelteleskop	—
Spieker, Christian Wilh.	—
Spiel	392
Spielarten	393
Spielberg, s. Brünn	—
Spielkarten	—
Spielwaaren	394
Spieren	—
Spieß, Christian Heinrich	—
Spieß, Philipp Ernst	—
Spießglanz	395
Spießruthenlaufen	—
Spike, s. Lavendel	396
Spill	—
Spillgelder, s. Nadelgelder	—
Spillmagen, s. Cognaten	—
Spinat	—
Spindler, Karl	—
Spinell	397
Spinett	—
Spinne, s. Arachniden	—
Spinnen	—
Spinola, Ambr., Marquis	—
Spinoza, Baruch	398
Spira, Johannes de	400
Spiralgefäße	401
Spirallinie	—
Spiritualen	—
Spiritualismus	—
Spiritus	—
Spiritus, s. Alkohol und Branntwein	402
Spital, s. Hospital	—
Spithead, s. Portsmouth	—
Spittler, Ludwig Timotheus, Freiherr von	402
Spitzbergen	—
Spitze	403
Spitzen	—
Spix, Johann Baptist von	—
Splanchnologie	404
Spleen	—
Splint	—
Splügen	—
Spohn, Friedr. Aug. Wilh.	405
Spohr, Ludwig	—
Spoleto	406
Spolien	—
Spondeus	407
Sponheim	—
Sponsalien	—
Spontaneität	—
Spontini, Gasparo	408
Sporaden	—
Sporadische Krankheiten	—
Sporteln	—
Spottmünzen	409
Sprache	—
Sprachgebrauch	419
Sprachlehre	—
Sprachreinigung	421
Sprachrohr	422
Sprachstudium	—
Sprechvereine, s. Redeübungen	423
Spree	—
Spreewald	—
Spremberg	424
Sprengel, Karl	—
Sprengel, Kurt	—
Sprengen	425
Sprengwerk	—
Springbrunnen	—
Springrice, Thomas, Lord Monteagle	426
Springzeit, s. Ebbe u. Fluth	—
Spruchgroschen	—
Sprüchwörter	—
Spulwürmer, s. Askariden	428
Spurinna, Vestricius	—
Spurius, s. Uneheliche Kinder	—
Spurzheim, Kaspar	—
Ssufismus	—
Staal, Marguerite Jeanne Cordier, Baronin von	429
Staar	430
Staar	—
Staat	433
Staatenbund, s. Bundesstaat	434
Staatenflandern	—
Staatenkunde, s. Statistik	—
Staatsadreßbuch	—
Staatsanleihen, s. Anleihen u. Staatspapiere	—
Staatsanwalt	—
Staatsarzneikunde	435
Staatsbankrott	—
Staatsbeamte	436
Staatsbürger, s. Bürgerrecht	438
Staatsfinanzwissenschaft	—
Staatsgebiet	440
Staatsgerichtshof	—
Staatsgewalt	—
Staatsgrundgesetze, s. Verfassungen	441
Staatshaushalt u. Staatsökonomie, s. Nationalökonomie	—
Staatspapiere	—
Staatspapierhandel, s. Staatspapiere	444
Staatsrath	—
Staatsrecht, s. Staatswissenschaft	445
Staatsschatz	—
Staatsschuld, s. Staatspapiere	446
Staatsstreich, s. Coup	—
Staatswirthschaft, s. Nationalökonomie	—
Staatswissenschaften	—
Stab	449
Stabat mater	450
Staberle	—
Stabia	—
Stabilität	—
Stablo	—
Staccato	—
Stachelbeere	—
Stachelschwein	—
Stachelschweinaussatz	451
Stackelberg, Otto Magnus, Baron von	—
Stade	452
Städel, Joh. Friedrich	—
Stadion, Grafen von	453
Stadium	454
Stadler, Maximilian	—
Stadt	455
Städteordnung, s. Gemeindeordnung	456
Stadtrechte	—
Stägemann, Friedr. Aug. von	—
Stael-Holstein, Anne Luise Germaine de	457
Staffa	460
Staffage	—
Staffelei	—
Staffeln, s. Echelons	—
Stage	—
Stagira	—
Stagnelius, Erik Joh.	—
Stahl, Friedr. Julius	461
Stahl, Georg Const.	—
Stahl	462
Stahlstich	463
Stahr, Adolf Wilh. Theodor	—
Stainer, Jakob	—
Stalaktit	464
Stallbaum, Gottfried	—
Stallfütterung, s. Rindviehzucht	—
Stallschwamm	—
Stambul, s. Konstantinopel	—
Stamm	—
Stammbaum	465
Stammeln	—
Stammgüter	—
Stammmelodien	—
Stammtafeln	466
Standarte	—
Standbild, s. Statue	—
Ständchen, s. Serenade	—
Stände	—
Standesherrn	467
Ständeversammlung, s. Landstände	470
Standhaftigkeit	—
Standpunkt	—
Standquartier	—
Standrecht	—
Standrede	—
Stanhope, Jack — Alex. — Charles — Philipp Henry, Graf von	
Stanhope, Lady Esther	471
Staniol	472
Stanislaw der Heilige	—
Stanislaw I., Leszinsky, König von Polen	
Stanislaw II., Aug., s. Poniatowski	474
Stanley, Edw. Geoffrey Smith	—
Stanze	—
Stanzen, s. Rafael Sanzio	475
Stapel	—
Stapf, Ernst	—
Staphyliti, s. Phlius	—
Staphyloma	—
Staps, Friedr.	476
Staraja Rusa	—
Stargard	—
Starhemberg	—
Starhemberg, Ernst Rüdiger, Graf	—
Stahremberg, Guido, Graf	477
Stark, Joh. Aug., Freiherr v.	—

	Seite
Stark, Joh. Christ. — Joh. Christ. — Karl Wilh.	477
Starke, Gotth. Wilh. Christ.	478
Stärke	—
Starkenburg	479
Starosten	480
Starrkrampf	—
Starrsucht	—
Staffart, Goswin Jos. Aug., Baron von	481
Staszyc, Stanislaw	482
Stater, s. Münze	—
Statif	—
Statik	—
Stationes	483
Statisten, s. Figuren	—
Statistik	—
Statius, Cäcilius	485
Statius, P. Papirius	—
Statthalter	—
Statue	486
Statut	487
Stau	—
Staubbach	—
Staubbäder, s. Regenbad	—
Staubfäden, s. Blume	—
Staudenmaier, Franz Anton	—
Stäudlin, Karl Friedrich	488
Staufen, s. Hohenstaufen	489
Staunton, Sir George	—
Staunton, Sir George Thom.	—
Staupenschlag	—
Staupitz, Joh. von	490
Stauung	—
Stawropol	—
Stearin	—
Steatit	—
Stechapfel	—
Steckbrief	491
Steding, Bogislaw, Graf	—
Stedinger	—
Steele, Sir Richard	—
Steen, Jan	493
Steenwijk, Hendrik	—
Steffens, Heinrich	494
Stegmann, Karl Joseph	496
Stehendes Capital, s. Capital	—
Steibelt, Daniel	—
Steiermark	—
Steigentesch, Aug., Freiherr v.	499
Steiger	500
Steiger, Jak. Rob.	—
Stein	502
Stein (Gewicht)	—
Stein (Krankheit)	—
Stein, Georg Wilh.	505
Stein, Heinr. Friedrich Karl, Freiherr von und zu	—
Stein, Joh. Andr.	507
Stein, Christian Friedr. Dan.	—
Stein der Weisen, s. Alchymie	508
Steinacker, Karl	—
Steinbart, Gotth. Samuel	509
Steinblyde, s. Balliste	—
Steinbock	—
Steinbüchel, Ant. von	—
Steinbutt, s. Schollen	510
Steindruck	—
Steinfurt	512
Steingießerei, s. Cement.	—
Steingut	—
Steinhuder Meer	513
Steinkohlen	—
Steinöl, s. Naphtha	514
Steinringe, s. Burgen	—
Steinschneidekunst	—
Stellionat	516
Stellung, s. Attitude	—
Stelzen	—
Stempel	—
Stempelschneidekunst	—
Stempelzeichen	518
Sten Sture, s. Sture, Sten	—
Stenbock, Magnus, Graf von	—
Stenge, s. Mast	519
Stengel, Liborius	—
Stenographie	520
Stentor	—
Stenzel, Gust. Ad. Harald	521
Stephan, Martin	—
Stephan Bathori	522
Stephani, Heinrich	523
Stephanie, Christian Gottlob	524
Stephanus	—
Stephanus von Byzanz	525
Stephanus, Robert	—
Stephanus, Henricus	—
Steppe	526
Sterbekasse	527
Sterbelehn	—
Sterbelisten	—
Sterblichkeit	—
Stereometrie	528
Stereotomie	—
Stereotypen	—
Sterling	529
Stern, Abraham	—
Sternberg, Grafen von	530
Sternberg, Alexander, Freiherr von Ungern	—
Sternberg	531
Sternbilder	532
Sterndeuterei, s. Astrologie	533
Sterne, s. Firsterne, Planeten, Komet	—
Sterne, Laurent	—
Sternkammer	534
Sternkarten	535
Sternkataloge	—
Sternkunde, s. Astronomie	536
Sternschnuppen	—
Sternwarte	—
Sternweite	537
Sternzeit	—
Stesichorus	—
Stethoskop	538
Stetigkeit	—
Stettin	—
Steuer	539
Steuerbewilligung	—
Steuerbuch, s. Kataster	540
Steuerfreiheit	—
Steuermann	541
Steuern	—
Steuerverein	544
Steven	546
Stewart, Dugald — Matthew — Charles	—
Stewart, Charl. Will., Lord, s. Vane, Charl. Will., Marquis von Londonderry	—
Sthenelos	—
Sthenie	547
Stheno, s. Gorgonen	—
Stichomantie	—
Stichometrie	—
Sticken	—
Stickstoff	—
Stiefgeschwister, s. Halbgeschwister	—
Stiefmütterchen	—
Stieglitz	548
Stieglitz, Christ. Ludw.	—
Stieglitz, Heinr.	—
Stieglitz, Johann	549
Stieglitz, Ludw., Baron von	—
Stieler, Adolf	—
Stiergefechte	550
Stift	551
Stiftshütte	553
Stiftskirche, s. Kathedrale u. Collegiatstiftskirche	554
Stiftsschulen, s. Domschulen	—
Stiftung	—
Stiglmaier, Joh. Baptist	—
Stigma	—
Stilfser Joch	555
Stiliko	—
Stille Woche, s. Charwoche	—
Stiller Ocean	—
Stilling, s. Jung, Joh. Heinr.	556
Stillleben	—
Stilpo	556
Stilton	—
Stimme	—
Stimmung	558
Stipendien	—
Stoa	559
Stobäus, Johannes	—
Stöchiometrie	—
Stockach	560
Stockbörse	—
Stockfisch, s. Kabeljau	—
Stockfleth, Niels Joach. Chr. Bibe	—
Stockholm	561
Stockjobbery	—
Stoffelet, Niklas	—
Stoicismus	—
Stola	565
Stolberg	—
Stolberg	—
Stolberg, Grafen von	—
Stolberg, Christ., Graf zu	566
Stolberg, Friedrich Leopold, Graf zu	—
Stolgebühren	567
Stoll, Maximilian	—
Stollen, s. Grube	568
Stolpe	—
Stonehenge	—
Stonehouse, s. Plymouth	—
Stör	—
Storax	—
Storch	569
Storchschnabel	—
Stormarn	—
Storr, Gottlob Christian	570
Storthing	—
Störungen, s. Perturbationen	571
Story, Joseph	—
Stosch, Philipp, Baron von	—
Stoß der Körper	—
Stoß, Veit	572
Stottern	—
Stourdza, Alexander von	573
Strabo	—
Strachino, s. Käse	574
Stradanus, Johann	—
Stradella, Allessandro	—
Strafanstalten, s. Gefängnißwesen	—
Strafcolonien, s. Deportation	—
Strafe	—
Strafford, Thomas Wentworth, Graf von	576
Strafrecht, s. Criminalrecht	577
Strafrechtstheorien	—
Strahl	—
Strahlenbrechung	578
Strahlenthiere	—
Stralsund	579
Strand	—
Strandrecht	—
Strange, Robert	—
Stranguliren	580
Straßburg	—
Straßburg	—
Straßenbau, s. Chausseen	581
Straßenbeleuchtung	—
Straßenraub, s. Raub	—
Strategie	—
Stratford-Canning, Sir	—
Strato Lampsacenus	582
Stratonike	583
Straubing	—
Strauß	—
Strauß, David Friedrich	—
Strauß, Gerhard Friedrich Albrecht	584
Strauß, Johann	—
Strebepfeiler	585
Streckbett	—
Strecke, s. Grubenbau	—
Streckfuß, Adolf Friedr. Karl	—
Streckwerk, s. Walzwerk	586
Streichinstrumente, s. Instrumente	—

Digitized by Google

	Seite
Streitaxt	586
Streithammer	—
Streitkolben	—
Streitwagen	—
Strelitz	—
Strelitzen	—
Strick von Linschoten, P. H. A. J., Freiherr	587
Stricken	—
Stricker	588
Stricturen	—
Strigel, Victorin	589
Strinnholm, Alexander Magnus	—
Stroganow, russ. Familie	—
Stroh	591
Strom, s. Fluß	—
Strombeck, Friedrich Karl von	—
Strombeck, Friedr. Heinrich v.	593
Stromboli	—
Stromeyer, Georg Fried. Lud.	—
Stromfreiheit	594
Strommesser	—
Stromprofil	—
Strömung, s. Meer	595
Strongyle, s. Naxos	—
Strontian	—
Strophe	—
Strophios	596
Strube, David Georg	—
Strudel	—
Struensee, Joh. Friedr., Graf von	597
Struensee, Karl August von	—
Strumpfwirker	598
Struve, Burkhard Gotthelf	599
Struve, Heinrich Christian Gottfried von	—
Struve, Gustav von	600
Struve, Friedrich Adolf Aug.	—
Struve, Karl Ludwig	601
Struve, Friedr. Georg Wilh. — Otto von	—
Stry, Abraham von	602
Strychnin	—
Strymon	—
Strymon	—
Stuart	603
Stübchen	606
Stüber	—
Studentenwesen, s. Universitäten	—
Studium	—
Stufenjahre	—
Stuhlweißenburg	607
Stuhr, Peter Feddersen	—
Stukkaturarbeit	608
Stumm, s. Taubstumme	—
Stunde	—
Stundenkreis	—
Sture, Sten	—
Sturluson, s. Snorri-Sturluson	609
Sturm	—
Sturm	610
Sturm, Christoph Christian	—
Sturm, Johannes von	—
Sturmdächer, Sturmbrücken, Sturmhaken, Kriegsmaschinen	—
Stürmer, Ignaz, Freiherr von	—
Stürmer, Bartholom., Freiherr von	611
Sturz, Friedr. Wilh.	—
Sturz, Helfrich Peter	—
Sturzbäder	612
Stuttgart	—
Stüve, Johann Karl Bertram	613
Styl	614
Styliten	615
Stymphaliden	—
Styptica	—
Styx	—
Suabedissen, David Theodor August	—
Suada	616
Suard, Jean Baptiste Antoine	616
Subdiaconi	617
Subhastation	—
Subject	—
Sublimation	—
Subordination	618
Sub rosa	—
Subscription, s. Pränumeration	—
Subsidien	—
Substantivum	—
Substanz	—
Substitution	619
Subsumtion, s. Schluß	620
Subtraction	—
Succession, s. Erbfolge	—
Succumbenzgelder	—
Suchenwirt, Peter	—
Sucher, s. Fernrohr	—
Suchet, Louis Gabr., Herzog von	—
Suchtelen, Joh. Pet. — Paul — Constantin, Graf von	621
Suckow, Karl Adolf	622
Sucre, Antonio Jos. de	—
Südamerika (Geographie)	623
— Freiheitskrieg	625
Sudan, s. Nigritien	629
Südcarolina	—
Süden, s. Mittag	—
Südermannland	—
Sudeten-Gebirge	—
Südgeorgien, s. Neugeorgien	—
Südindien, s. Australien	—
Südland, s. Großland	—
Südlicht, s. Nordlicht	—
Südpolarländer	—
Südpreußen	630
Sudras	—
Südsee, s. Zuidersee u. Stilles Meer	631
Sue, Eugène	—
Suetonius, C. Tranquillus	—
Sueven	632
Suez	—
Suffeten, s. Karthago	633
Suffolk	—
Suffolk, Grafen u. Herzöge	—
Suffragan	634
Suffragium	—
Suffren de Saint-Tropez, Pierre André — Louis Jerome	—
Suggestivfragen	635
Suhl	—
Suhm, Peter Friedrich von	636
Suhm, Ulrich Friedrich von	—
Suidas	—
Sulioten	637
Sulkowski, Fürsten von	—
Sulla, röm. Patricier-Familie	638
Sully, Maximilian von Bethune, Baron von	640
Sulpicia	641
Sulpicius, röm. Geschlecht	—
Sulpicius Severus, s. Severus, Sulpicius	642
Sultan	—
Sulu-Inseln	643
Sulzbach	—
Sülze, s. Gallerte	—
Sulzer, Johann Georg	—
Sumach	644
Sumarakow, Alexander	—
Sumatra	—
Summarischer Proceß	645
Summe	646
Sümpfe	—
Sumpfluft	647
Sumpfvögel	—
Sund	—
Sunda-Inseln	—
Sünden	648
Sündfluth	—
Sunium	630
Sunna	—
Sunniten	—
Suovetaurilia	650
Supercargo	—
Superfoetation	—
Superintendent	651
Supernaturalismus	—
Supinum	—
Supplinburg	652
Suppenanstalten	—
Supplement	—
Supplicationes	—
Supremat	—
Suprematseid	—
Surate, s. Guzurate	—
Suren, s. Koran	—
Surinam	—
Surlet de Chokier, Erasmus Ludw., Baron	653
Surrey, Henri Howard, Graf von	—
Surrogat	654
Surville, Jos. Etienne de, s. Clotilde de Vallon Chalys	—
Susa	—
Susdal	—
Süßkind, Friedr. Gottl. von	—
Sussex, August Frederik, Herzog von	655
Süßholz	—
Süßmeyer, Franz Xaver	—
Süß-Oppenheimer, Banquier	—
Suttih	656
Sutton, Sir Charl. Manners, Viscount Canterbury — Charles John Manners	—
Suworow-Rymnikskij, Alexan. Wasiljewitsch, Graf, Fürst Italinski	—
Suzzo, griech. Familie	657
Svanberg, Jens	658
Swammerdam, Jan	—
Swanevelt, Hermann	—
Swantewit	659
Sweaborg	—
Swedenborg, Emanuel von	660
Swieten, Gerhard van	662
Swift, Jonathan	—
Swinden, Jan Hendrik van	663
Swinemünde	664
Swir	—
Syagrius	—
Sybaris	—
Sydenham, Thomas	—
Sydney, s. Sidney	665
Syene	—
Syenit	—
Sykomorus	—
Sykophant	—
Sylbe	—
Sylbenräthsel, s. Charade	—
Sylburg, Friedrich	—
Sylla, s. Sulla	666
Syllabirmethode, s. Lesemethode	—
Syllogismus	—
Sylphen	667
Sylt	—
Sylvester, Päpste	—
Sylvius, Aeneas, Pst. Pius II., s. Piccolomini	—
Sylvius, Franz	—
Symbol, s. Sinnbild	668
Symbole	—
Symbolische Bücher	669
Symbolische Theologie	672
Symmachus	—
Symmachus, Quintus Aurelius	—
Symmetrie	673
Sympathetische Mittel	—
Sympathetische Dinte, s. Dinte	—
Sympathie	—
Symphonie	674
Symplegaden	675
Symplegma	—
Symploke	—
Symposium, s. Gastmähler der Alten	—

Digitized by Google

Seite
Symptomatologie, s. Semiotik . . . 675
Symptom . . . —
Synagoge . . . —
Syncelli . . . 676
Syncellus, Georgius, s. Byzantinische Schriftsteller . . . —
Synchronismus . . . —
Syndesmologie, s. Desmologie . . . —
Syndicus . . . —
Synedrium . . . —
Synekdoche . . . —
Synergismus . . . —
Synesis . . . 677
Synesius . . . —
Synkope . . . —
Synkratie . . . —
Synkretismus . . . —
Synodal- u. Presbyterialverfassung . . . 679
Synoden . . . —
Synonyma . . . 680
Syntagma . . . 681
Syntax . . . —
Synthese . . . 682
Synusiasten, s. Apollinarismus . . . 683
Syphax, König der Massäsylier . . . —
Syphilis . . . —
Syra . . . 685
Syrakus . . . —
Syrien . . . 686
Syrinx . . . 688
Syrische Christen . . . —
Syrische Sprache, Schrift u. Literatur . . . 689
Syrjänen . . . 690
Syrmien . . . —
Syrten . . . —
Syrus, Publius . . . —
System . . . —
Systole . . . 691
Syzygien . . . —
Szechenyi, Stephan, Graf von . . . —
Szigeth . . . 692
Szigeth . . . —

T.

T. t. . . . —
Tabago . . . 693
Taback . . . —
Tabackscollegium . . . 695
Tabacksmonopol . . . —
Tabackspfeifen . . . 696
Taberna . . . —
Tabernakel . . . —
Tableaux vivans . . . —
Tabor . . . —
Taboriten, s. Hussiten . . . 697
Tabulatur . . . —
Tacfarinas . . . —
Tacitus . . . —
Tacitus, Marcus Claudius, röm. Kaiser . . . 699
Tadolini, Adam . . . —
Tadschiks od. Bucharen, s. Bucharen . . . 700
Tafelgelder . . . —
Tafelgüter . . . —
Tafelrunde . . . —
Täfelwerk . . . 701
Taffet . . . —
Tafia . . . —
Tafilelt . . . —
Tag u. Nacht . . . 702
Taganrog . . . 703
Tagesbefehl . . . —
Tageslicht . . . —
Tagfalter, s. Schmetterlinge . . . —
Tagliamento . . . —
Tagthierchen, s. Ephemeren . . . 704
Tajo . . . —
Takel . . . —
Takt . . . —
Taktik . . . 705
Taktmesser . . . —
Talaos . . . —
Talapoinen . . . —
Talar . . . —
Talavera de la Reyna . . . —
Talbot, John . . . 706
Talent . . . —
Talent . . . —
Talfourd, Thom. Noon . . . 707
Talg . . . —
Talgbaum . . . 708
Talion . . . —
Talismann . . . —
Talk . . . —
Talkerde . . . —
Tallart, Camille, Graf von . . . 709
Talleyrand . . . —
Talleyrand-Périgord, Charl. Maurice, Fürst von . . . 710
Tallien, Jean Lambert . . . 714
Talma, Franz Joseph . . . —
Talmud . . . 715
Talon . . . 716
Talos . . . —
Tamarinden . . . —
Tambour . . . 717
Tambourin . . . —
Tambow . . . —
Tambroni, Jos. . . . —
Tambroni, Clotilde . . . 718
Tamburin u. Tamburinstickerei, s. Tambourin . . . —
Tamerlan, s. Timur . . . —
Tamtam . . . 719
Tanagra . . . —
Tanais, s. Don . . . —
Tänaros . . . —
Tänarum . . . —
Tancred . . . —
Tanfana . . . —
Tang . . . 720
Tangente . . . —
Tangentialkraft . . . —
Tanger . . . —
Tanhäuser . . . 721
Tanne . . . —
Tannenberg . . . —
Tantalus . . . —
Tanzkunst . . . 722
Tanzmusik . . . 723
Tanzwuth . . . —
Tapeten . . . 724
Tapferkeit . . . 725
Tapia, Eugenio de . . . —
Tapir . . . 726
Taprobana . . . —
Tara . . . —
Tarantel . . . —
Tarantella . . . —
Taras . . . —
Tardieu, Jean Bapt. Pierre . . . —
Tarent . . . 727
Targowizer Conföderation, s. Polen . . . —
Targum . . . —
Tarif . . . 728
Tarn . . . —
Tarnow, Fanny . . . —
Tarnowski, Jan . . . 729
Tarok . . . —
Tarpeja . . . —
Tarquinii . . . —
Tarquinius Priscus . . . 730
Tarquinius Superbus . . . —
Tarragona . . . 731
Tarsus . . . —
Tartane . . . —
Tartaren, s. Tataren . . . 732
Tartarus . . . —
Tartini, Giuseppe . . . —
Tartsche . . . —
Tartuffe . . . —
Tarutino . . . 733
Taschenspieler . . . —
Tasmann, Abel . . . —
Tasso, Bernardo . . . 734
Tasso, Torquato . . . —
Tassoni, Alessandro . . . 736
Taste u. Tastatur . . . 737
Tastsinn . . . —
Tastu, Amable . . . —
Tatarei . . . —
Tataren . . . —
Tatianus . . . 739
Tatistschew, Grafen von . . . —
Tatius, Titus . . . —
Tatowiren . . . —
Tatti, Jacopo, s. Sansovino . . . —
Tau . . . —
Taub . . . —
Tauben . . . 740
Taubenpost . . . —
Taubeneier . . . —
Taubmann, Friedr. . . . —
Taubstumme u. Taubstummeninstitute . . . 741
Taucherglocke . . . —
Taucherkunst . . . 744
Tauchnitz, Karl Theod. Traug. . . . 745
Tauenzien von Wittenberg, Emanuel Friedr. Bogislav, Graf von . . . 746
Taufe . . . —
Taufgesinnte . . . 748
Taufzeugen, s. Pathen . . . 751
Tauler, Johannes . . . —
Taunus . . . —
Taurien . . . 752
Tauris . . . —
Tauromachie . . . —
Taurus . . . —
Tauschhandel . . . —
Täuschung . . . —
Tausendfuß . . . 753
Tausendgüldenkraut . . . —
Tausendjähriges Reich . . . —
Tausend und eine Nacht . . . —
Tautologie . . . 754
Tavernier, Jean Bapt. . . . —
Taxation . . . 755
Taxidermie . . . —
Taxis . . . —
Taxus . . . —
Tay . . . —
Taygete . . . 756
Taygeton . . . —
Taylor, Jeremy . . . —
Taylor, John . . . —
Taylor, Thom. . . . —
Taylor, Zachary . . . —
Taylor'scher Lehrsatz . . . 757

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07330 3219

Digitized by Google

Digitized by Google